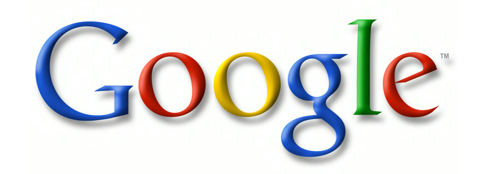
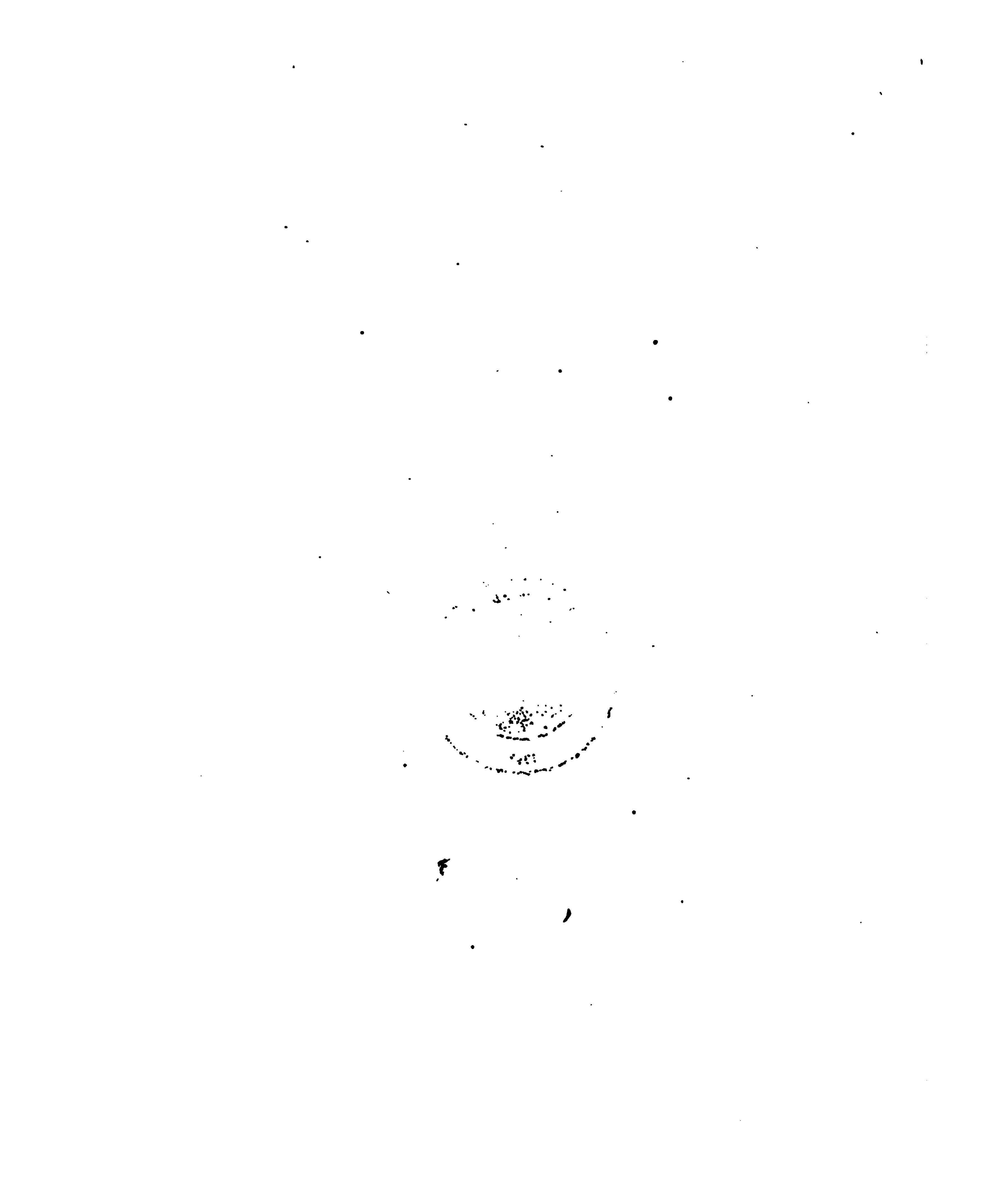





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Allgemeine Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Dreizehnter Theil.

HYPHA — HYZNE. Nachträge: HAAGEN — HYSTRIX. I — JACOBI.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.


RITTER U. LANDSCHAFT. BIBLIOTHEK D. MECKLENB.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section
H — N.

Dreizehnter Theil.

HYPHA — HYŻNE. Nachträge: HAAGEN — HYSTRIX. I — JACOBI.

HYPHA.

Hypha *Pers.*, s. Byssus *L.*

HYPHA, HYPHE (ὑφή, synonym mit ὕφος und ὕφασμα), eigentlich das Weben, das Gewebe, der Faden, die Saite; bei neuern Botanikern der das Köpfchen tragende saitenartige Stiel der Schimmelarten. Diese Benennung, von Willdenow herrührend, wird entbehrlich, wenn man, statt des seither sowol zur Bezeichnung des Stieles der Pilze, als auch des Stieles des Wedels der Palmen, der Farrenkräuter und der Tange gebrauchten Namens Stipes (Strunk), den Strunk der Pilze Stirps und den des Wedels der Palmen rc. Stipes nennt*).
(*Wiegand.*)

HYPHAEMA (von ὑπό, unter, und αἷμα, Blut), bedeutet jede Blutunterlaufung, sugillatio; daher auch hyphaemos, ὕφαιμος, mit Blut unterlaufen, sugillatus, auch wol etwas blutig, subcruentus; besonders aber die Blutunterlaufung am Auge, die Blutergießung im Auge (Blutauge, Haemalops internus, Hydrophthalmus cruentus, Hypochysis haemalodes, Haematoma oculi, Haematomma), welche sich nach Faulkrankheiten, nach Entzündung oder Verletzung des Auges zeigt (s. d. Art. Hypopion und Hyposphagma). (*Wiegand.*)

Hyphaemos, s. Hyphaema.

HYPHAENE *Gärtn.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Palmen, und (nach *Spr.* Syst. II, 139.) aus der dritten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe, deren Charakter folgender ist: Die Blüthen sind diöcisch; Kelch und Corolle dreigetheilt; die einsamige Steinfrucht hat eine lederartige Schale; der Embryo sitzt an der Spitze des Kerns. Die einzige bekannte Art, H. coriacea *Gärtn.* (de fruct. I, t. 10. f. 2. H. crinita *Ej.* l. c. II, t. 82. H. cucifera *Pers.* Syn. Cucifera thebaica *Desf.* Tabl. de l'écol. de bot. du mus. d'hist. nat. *Delil.* Egypt. p. 1., t. I et II.), wächst nach Delile bei den Pyramiden von Gizeh, an den Ruinen von Philä, Theben, Denderah, bis weit nach Süden an den Ufern des Nil. Diese Palme unterscheidet sich, wie schon Theophrast (Hist. IV, 2) und nach ihm Plinius (H. N. XIII, 18. ed. Franz.) bemerken, von den übrigen Palmen auffallend durch die Theilung des Stammes. Diese Theilung ist gabelförmig, und wiederholt sich zwei bis drei Mal. Der Stamm erreicht eine Höhe von 25 bis 30 Fuß, und einen Umfang von drei Fuß, er ist, wie bei vielen andern Palmen, geringelt. Die Endzweige sind mit Büscheln von 20 bis 30 fingerförmig-handförmig getheilten, sechs bis sieben Fuß langen Blättern besetzt; zwischen den Blättchen stehen spiralförmig gewundene Fäden. Die Blattstiele sind um die Hälfte kürzer, als die Blätter, oben mit einer Längsfurche versehen, an beiden Seiten dornig, umgeben den Stamm scheidenförmig, und hinterlassen beim Abfallen die oben erwähnten Ringe um den Stamm. Die Blüthen sind auf verschiedenen Stämmen männlich oder weiblich, und treten in langen Trauben aus einblätterigen, einseitig geöffneten Blüthenscheiden in den Blattachseln hervor. Von den drei Fruchtknoten jeder weiblichen Blume entwickelt sich in der Regel nur einer zur Frucht, die beiden andern schlagen fehl und bilden dann häufig ein Paar Höcker an der Basis der Frucht; wenn sich alle drei Fruchtknoten entwickeln, so entstehen daraus ebenso viel Früchte, welche an der Basis zusammenhängen. Im vollkommenen Zustande ist die Frucht eine trockene, gelbliche, eiförmige, wie mit Reif überzogene Steinfrucht, deren Kern zunächst von einem honigsüßen, aromatischen Fleische, durchzogen mit einem faserigen Gewebe (welches jedoch an der Spitze fehlt), umgeben wird. Dieses Gewebe wird bedeckt durch eine dünne, glatte, zerreibliche Rinde. Der konische Kern enthält in einer kleinen Höhlung an der Spitze den Embryo, und besteht sonst größtentheils aus ausgehöhltem Eiweißkörper. Das Holz dieser Palme (welche die Araber Dum nennen), ist im Gegensatze zum Dattelholze so hart, daß man es häufig zu Thorflügeln benutzt; es ist gelblich, mit schwarzen Fasern durchzogen. Aus den Blättern werden Matten, Säcke und Körbe geflochten. Die Früchte werden häufig nach Kairo gebracht, und sehr wohlfeil verkauft, aber ungeachtet der Schmackhaftigkeit des Fleisches (es soll nach Delile vollkommen wie Pfefferkuchen schmecken), genießen es Erwachsene dennoch mehr als Heilmittel, denn als Leckerbissen, weil die vielen Fasern, welche es durchziehen, den Genuß desselben sehr erschweren; indessen benutzt man es auch zur Bereitung eines angenehmen Sorbet. Aus den Kernen drechselt man Ringe und Rosenkranzkugeln. Der Dum blüht alljährlich im April, wobei der Wind den Blüthen-

*) s. G. W. F. Wenderoth's Lehrb. der Botanik. (Marburg 1821.) S. 160. §. 187 und Anmerkung.

staub der männlichen Blüthen den weiblichen zuführt; sodaß es nicht nöthig ist, wie bei andern Palmen, die männlichen Blüthen abzuschneiden und an die weiblichen zu hängen. Obgleich viele Früchte fehlschlagen, trägt doch eine Traube 30 bis 40. (*Sprengel.*)

HYPHANTION, Ὑφάντειον (ὄρος), ein Berg in Böotien, an dessen Fuß Orchomenos lag. Strabon (IX. p. 424) bemerkt, daß die Gebirge Parnassos und Daulios nur fünf Stadien von einander entfernt sind und durch diesen Zwischenraum der Kephissos fließt. Der Daulios erstreckt sich 60 Stadien und reicht bis zum Hyphantion, an welchem Orchomenos lag. Es war demnach eigentlich ein Vorberg des Parnassos selbst, da der Daulios nur als ein Seitenzweig desselben betrachtet werden kann. (*Kanngiesser.*)

Hyphantus, s. Nachträge zum H.

HYPHASIS (Ὕφασις), bei den Alten Name eines Flusses in India intra Gangem, in dem heutigen Pendschab, dessen Ursprung auf die Emodi montes verlegt wird. Nach Arrian [1]) mündete er in den Acesines, von welchem er in südöstlicher Richtung strömte und welcher seine Wassermasse dem Indus zuführt. Demnach ist eine andere Angabe bei demselben Schriftsteller (Indic. IV. p. 317. ed. *Gronov.*), wornach der Hydraotes den Hyphasis zu Astrobä aufnehmen soll, offenbar zu berichtigen, wie schon A. W. v. Schlegel [2]) und Lassen [3]) bemerkt haben. Diodorus Siculus [4]) rechnet diesen Strom zu den Nebenflüssen des Indus. Statt Hyphasis, wie auch Diodor von Sicilien (Biblioth. XVII, 93) und Philostratus (Vit. Apollon. III. init.) schreiben, findet sich die Form Hypanis (Ὕπανις), namentlich bei Strabon [5]), wofür jedoch Hypasis (Ὕπασις) zu lesen sein möchte [6]), wie bereits Curtius (de reb. gest. Alex. IX. c. 1.) und Plinius (Hist. nat. VI, 17, 20. al. 21, 23.) schreiben. Es empfiehlt sich diese Bezeichnung durch die größere Ähnlichkeit mit dem indischen Namen Vipâs'a oder abgekürzt Vipâs', welcher bereits in den großen Gedichten Ramayana und Mahabharata vorkommt [7]) und der Entfesselnde bedeutet [8]). Auch Bibasis, was sich bei Ptolemäus findet, konnte leicht aus jener ursprünglichen Gestalt des Wortes herausgehört werden. Historisch merkwürdig wurde der Hyphasis dadurch, daß der Zug Alexanders des Großen nach Indien an demselben sein Ende fand [9]); der siegreiche Eroberer ließ deshalb an dem Ufer desselben Altäre errichten [10]). Von den Gegenden jenseit dieses Flusses gab es nur fabelhafte, unbegründete Nachrichten, wie Strabon [11]) und Arrian [12]) selbst andeuten. Zwischen demselben und dem Hydraotes wohnten nach Arrian's Berichte (Indic. c. 4.) die Astrybi, zwischen ihm und dem Acesines die Arispi. Auch befand sich die Stadt Pimprama zwischen dem H. und Hydraotes [13]), und die Cathäi mit der Stadt Sangala hatten ihre Wohnsitze zwischen denselben [14]), und das Volk Kekaya, welches in Ramayana erwähnt wird [15]). Jetzt heißt dieser Fluß in der Landessprache Beyah (s. d. Art.) (*A. G. Hoffmann.*)

1) De exped. Alex. L. VI, 14. Indic. III. p. 252 et 316, ed. *Gronov.* 2) Indisch. Biblioth. 2. Bd. S. 305. 3) Commentatio geographico-histor. de Pentapotamia Indica, p. 11, 12. 4) Biblioth. II, 37; vgl. auch *Plinius* H. N. VI, 20. al. 23. 5) Ebenso bei *Diodor. Sic.* II, 37. *Dionysius* perieg. v. 1140. *Solinus.* 6) Vergl. v. Schlegel a. a. O. S. 306 und *Lassen* l. c. p. 4. 7) Vergl. *Lassen* l. c. p. 9, 12, 66, 74. 8) A. W. v. Schlegel a. a. O. *Lassen* l. c. p. 9. 9) *Arrian*, Indic. c. 4. *Plin.* H. N. VI, 17. al. 21. 10) Nach Plinius (a. a. O.) an dem jenseitigen. *Arrian* (exped. Alex. V, 20).

11) Geogr. L. XV. c. 1. §. 37. p. 702. ed. *Casaub.* 12) Indic. c. 4, 6. 13) *Arrian*, Exped. Alex. L. V, 22. 14) *Arrian* l. c. V, 20, 22. 15) Vgl. *Lassen* l. c. p. 12.

Hyphasma *Rebent.*, s. Sporotrichum (roseum *Pers.*), Rhacodium (subcorticale *Pers.*) und Byssus (floccosa *Schreb.*).

HYPHILARIA, *Hübner* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung aus der Familie der Hesperien, bezeichnet durch schwarze, vom Körper aus hellfleckige Flügel und kleinere Flecken am Saume. Es gehört hierher als Typus: Papilio Nicias *Stoll.* (Dr. *Thon.*)

HYPHOMYCETES. Diesen Namen führt eine Gruppe der Pilze, welche nächst der Gruppe der Staubpilze (Coniomycetes) die tiefste Stufe aller Vegetabilien einnimmt. Die Hyphomyceten (Fadenpilze, Faserpilze, Nematomycetes und Inomycetes *Autt.*) sind Pilze, welche aus Fäden bestehen. Diese Fäden sind bei den vollkommenern Gattungen (den Unterabtheilungen Cephalotrichi und Byssoidei) mit nackten Sporidien (Keimpulver) bestreut, bei den unvollkommenern (der Unterabtheilung Inomycetes) sind entweder die Fäden an der Spitze gegliedert, wo dann die Glieder der Fäden Sporidien bilden, oder die Sporidien fehlen ganz. (*Sprengel.*)

HYPHORMOS (Ὕφορμος), nach Ptolemäus ein Hafen auf der südwestlichen Küste Attika's, der Insel Eleusa gegenüber und südlich von Anaphlystos. (*R.*)

HYPHYDRA, *Schreb.* gen. Eine Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft und aus der letzten Ordnung (Monadelphia) der 21. Linné'schen Classe, welche folgendermaßen charakterisirt wird: Die männliche Blume hat einen dreiblättrigen Kelch, und sechs Staubfäden, welche an der Basis zu einem hautartigen Gewölbe verwachsen sind. Die weibliche Blume hat keinen Kelch, einen Griffel mit drei Narben; die Fruchtkapsel ist häutig, zweiklappig und einsamig. Die einzige bekannte Art, H. amplexicaulis *Vahl.* Symb. (Tonina fluviatilis *Aubl.* guj. II. t. 330, Eriocaulon amplexicaule *Rottb.* Diss. pl. rar. sur. IV. t. 1. f. 1.), ist ein Kraut, welches in Gujana auf dem Grunde der Gewässer wächst, und aufrechte Stengel, lanzettförmige, gewimperte, stielumfassende Blätter, und gestielte, rothbräunliche Blüthenknöpfe hat. — S. *Spr.* Syst. III. 891. (*Sprengel.*)

Hyphydrus, s. Hydroporus.

HYPIA war eine Stadt in Bithynien, an dem Flusse Hypios, der von dem gleichnamigen Gebirge Hypios herabströmte und vor Prusa, welche Stadt, zum Unterschiede von dem berühmtern Prusa, ad Hypium

genannt wurde, vorbeifloß. Er strömt östlich dem Sangarius und mit diesem parallel und mündet in den Pontus Euxinus. Die Küstenstadt Hypia lag westlich von dem pontischen Herakléa[*]). (*Kanngiesser.*)

Hypius, s. Hypia.

HYPNA, *Hübner* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung, von welcher der Errichter als Kennzeichen angiebt: die Oberflügel am Ende zugespitzt, die untern stumpf geschwänzt, beide auf der untern Seite weißfleckig marmorirt. Typus: Papilio Clytemnestra *Cram.* 364. A. B. (Dr. *Thon.*)

HYPNEA, *Lamouroux*. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Algen fällt mit den Gattungen chondria *Ag.* (hamulosa *Ag.*) und Polysiphonia *Grev.* (filamentosa *Spr.*) zusammen. (*Sprengel.*)

Hypnelos, Hypnobasis und **Hypnodes**, s. unter d. folg. Art.

HYPNOBATA, HYPNOBATES, auch **HYPNOBATICUS** (von *ὕπνος*, Schlaf, und *βάω*, in Bewegung setzen), heißt der Schlafwandler, wie Hypnobasis, Hypnobatesis, das Nacht- oder Schlafwandeln, der Somnambulismus (s. d. Art.). Hypnos, Hypnodes (*Ὑπνώδης*) und Hypnelos (*Ὑπνηλός*), bezeichnet nur den Schlaftrunkenen, schläfrig oder schlafmachend, wie Hypnosis, das Einschläfern, Schlafmachen. Hypnotica (sc. remedia), *φάρμακα ὑπνωτικά*, oder hypnopoea (*ὑπνοποιά*), Medicamenta somnifera s. somnifica, schlafmachende Mittel, welche theils zu den narkotischen, theils zu den schmerzstillenden Arzneimitteln gezählt werden. Über Hypnos (Schlaf) und Hypnologie, die Lehre vom Schlafe, auch die Diätetik vom Schlafe, s. d. Art. Schlaf. Hypnopathie, Hypnopathos, eine hauptsächlich in krankhaften Veränderungen des Schlafes bestehende Krankheit des Schlafes. (*Wiegand.*)

HYPNOS, *Ὕπνος*, der Schlaf, der römische Somnus, wurde im Alterthume von physischer und psychologischer Seite aufgefaßt. Selten wurden beide Seiten von einander gehalten, sondern gingen ineinander über. Witz und Scharfsinn erschöpften sich, durch Vereinigung beider ihm bald eine düstere, bald eine freundliche Gestalt zu geben. Man nannte Schlaf und Tod Brüder, weil sie aneinander grenzen. Charakteristische Beigaben machten sie kenntlich. Den Schlaf begleiteten Träume, Jugend und Anderes, den Tod die umgestürzte, verlöschende Lebensfackel.

Den Schlaf nennt Homer[1]) den leiblichen Bruder des Todes und beide Zwillingsbrüder[2]); kennt sie aber nicht als Söhne der Nacht, wie Hesiodos[3]), die mit ihrer Mutter in einem Palast am Westrande der Erde wohnen und in den Armen der Mutter ruhen. Hypnos, dichtet er, geht auf der Erde und auf dem weiten Rücken des Meeres umher, ruhig und den Menschenkindern freundlich, und erscheint nur furchtbar in der Nähe seines Bruders. Allenthalben segnet er die Menschen. Nirgends, wenigstens an keinem der Orte, wohin Hesiodos und Ovidius[4]) ihn versetzen, kann er wohnen, auch nicht bei den Äthiopiern[5]) in einer Waldhöhle, auch nicht in Lemnos, wo Here ihn aufsucht, oder vielmehr zufällig trifft[6]). Glücklicher ist das Bild, welches Tibullus von ihm entwirft[7]). In allen allegorischen Mythen herrscht in Rücksicht einzelner Umstände, besonders des Wohnortes, große Verschiedenheit, wie hier, weil kein Gesetz die Phantasie an eine bestimmte Vor- und Darstellung bindet, keines ihr verbietet, sie zu erweitern und von einer neuen Seite aufzufassen. Ebenso verschieden stellen die Dichter die Art und Weise dar, wie Hypnos' Macht sich auf die Menschen äußert. Er besprengt die Augen der Menschen mit dem Wasser der Lethe, die ihm ein Orphischer Hymnus[8]) zur Schwester gibt, und macht die Schlafenden alles Kummers und aller Sorgen vergessen[9]); Andern weht er Kühlung mit seinen Flügeln zu und schläfert sie ein[10]). Viel Gutes und Böses wirkte er in der Götterwelt. Er und sein Bruder tragen auf Zeus' Geheiß Sarpedon aus der Schlacht nach Lykien zu seinen Angehörigen, daß sie ihn bestatten[11]). Selbst der Göttervater ist seiner Macht unterworfen. Die Eifersucht Here's auf Herakles und dessen Nachkommen weiß Poseidon zu überreden, Herakles auf seiner Rückfahrt von Ilion nach Kos zu verschlagen, und Hypnos zu gewinnen, den Göttervater einzuschläfern. Erzürnt würde Zeus ihn schon damals vom Olympus herabgeschleudert haben, wenn seine Mutter ihn nicht besänftigt hätte. Here will Hypnos abermals bereden, seine Gewalt an Zeus zu Gunsten ihrer Leidenschaft zu versuchen, ihn, der auf dem Gargaros wacht, daß kein Gott sich in die Angelegenheiten der vor Ilion Kämpfenden mische, einzulullen, damit sie den von Hektor Gedrängten beistehe. Sie verspricht ihm einen prächtigen Fußschemel; aber er gedachte des väterlichen Zornes und wollte nicht einwilligen. Nur das Versprechen, ihn mit Pasithea, nach welcher er sich längst gesehnt, zu vermählen, überwältigte ihn; er gehorchte[12]). Ein späterer Dichter macht ihn zum kinderreichen Vater[13]). Ein Völkchen von 1000 Kindern umgaukelt ihn, Morpheus[14]), und Ikelos[15]), Phobetor[16])

*) *Plin.* H. N. V, 48. *Stephan.* h. v. Schol. ad *Apollodor.* II, 795.

1) Il. XIV, 231. Hymn. Orph. 84, 5. 2) XVI, 685. 3) Theog. 758.

4) Metam. XI, 592. 5) *Statius*, Theb. X, 84. 6) Das *ξύμβλητο* deutet durchaus nicht auf einen beständigen Aufenthalt, wie die griechischen Götter sonst Lieblingssitze haben. Alle Gründe des Scholiasten zu Il. XIV, 231 für die Behauptung, daß Hypnos auf Lemnos wohne, sind unhaltbar; kein anderer Dichter stimmt ihm bei, sondern ihm wird widersprochen. Sophokles legt im Philoktet 827 fg. dem Choros eine Anrufung des Schlafes in den Mund, die Scene spielt in Lemnos, er nennt ihn nicht den lemnischen Gott. Macht das frühere Schicksal der Homerischen Gesänge, daß wir die Auflösung in ihnen selbst nicht finden, oder war die Antwort in den Zeiten des Sängers so gemein, daß er selbst sie übergehen durfte? Köppen, Anmerk. zu Il. l. c. 3. Ausg. S. 132. *Rhode*, Res Lemnicae, p. 58, 59. 7) Eleg. II, 1, 89, 90. 8) LXXXIV. 9) *Virgil.* Aen. V, 854. 10) *Orpheus*, Argon. 1009. *Kallimach.* in Del. 239. 11) Il. XVI, 669. 12) Il. XIV, 159. XV, 48. Vergl. Encykl. 2. Sect. 6. Th. S. 174 fg. 13) *Ovid.* Metam. XI, 633 sq. 14) Von *μορφή*, artifex simulatorque figurae. 15) Von *εἴκελος* oder *ἴκελος*, similis. 16) *φοβήτωρ*, quia perterrefacit homines. Taraxion. Luc.

und Phantasos [17]) werden nur genannt. Nirgends wird gesagt, ob diese Kinder aus der Ehe mit Pasithea entsprossen, ob diese ihm von Here wirklich vermählt worden. Die Namen der Kinder, ausgenommen der Name Phobetor, lassen es vermuthen. Dichter und Künstler scheint der Mythos weniger, als die Gestalt des H. beschäftigt zu haben, welche durch die Vergleichung mit dem Gotte des Todes nicht rein erhalten wurde. Die früheste bildliche Darstellung des Hypnos findet sich auf dem Kasten des Kypselos im Tempel der Here zu Elis. Hier ruhen beide, Tod und Schlaf, als Knaben in den Armen der Nacht, nur war der Eine weiß, der Andere schwarz, jener schlief, dieser schien zu schlafen, beide mit krummen Füßen [18]). Unstreitig die einfachste und bedeutungsvollste Darstellung, wenn auch die krummen, schiefen oder schrägen Beine und ihre Bedeutung — bewegungsloser Zustand — nicht mit voller Sicherheit erkannt werden, und wirklich nur Härten der alten Kunst wären, welche die neuere gemildert hätte [19]). Jedenfalls ist die Gestalt des Gottes jugendlich, wohl auch freundlich [20]), und mit manchem Beiwerk ausgestattet. Mit dem Horn, aus welchem er seinen Segen über die Augenlider der Müden schüttet, läßt ihn der Dichter auftreten, und ist es geleert, mit der Nacht in eine Höhle wandern [21]). Neben den Liegenden und Schlafenden zeichnet die Kunst Mohnköpfe, Eidechsen als ahnende, vorempfindende Thiere, Eingeberinnen von Träumen, oder die Fledermaus und gibt ihm Schmetterlingsflügel [22]); denn der Schmetterling ist das Symbol des Schlafes. Als schlafenden Genius, auf eine Fackel gestützt, sieht man ihn bei Creuzer [23]), entlehnt von einer Grablampe von gebrannter Erde bei d'Agincourt [24]). Die oft in den Ecken der Sarkophage vorkommenden Genien, welche mit geschlossenen Augen, mit Flügeln auf dem Rücken und (übergeschlagenen) Beinen, *διεστραμμένους τοὺς πόδας*, stehend sich auf eine umgestürzte Fackel stützen, sind Genien des Schlafes [25]). Im Mus. Pio-Element. kommt ein solcher in einer schönen Jünglingsstatue vor, der stehend mit gesenktem Haupt und geschlossenen Augen den linken Arm auf einen Baumstamm lehnt und in der Rechten die Fackel abwärts gekehrt hält [26]). Dieses Denkmal ward in der Villa des Cassius zu Tivoli zugleich mit den Statuen der Musen, welche diese Sammlung zieren, gefunden. War doch der Schlaf der Musen vorzüglicher Freund [27]), und hatte deswegen mit ihnen gemeinschaftliche Opfer! Oft sehen wir diesen lieblichen Gott in Knabengestalt gleich einem schlafenden Amor mit Flügeln an den Schultern, bald auf einem Felle, bald auf bloßer Erde liegen. Die Beiwerke machen ihn kennbar: ein Büschel Mohnköpfe, die Eidechse, das Kaninchen. Nach einer alten Sage bewachte die Eidechse als Freundin des Menschen den Schlafenden, ihn weckend beim Annähern eines schädlichen Insekts. Das Kaninchen scheint gewählt zu sein als Symbol der Verborgenheit, da der Schlafende sich gern an ungestörte Stellen zurückzieht. Eine schöne Statue dieser Art ist auch im Mus. Pio-Element., auch in Hirt's Bilderbuche [28]). (*Schincke.*)

17) *φαντάσιον.* Luc. 18) *Paus.* V, 18, 1. Die Stelle hat weitläufige Untersuchungen grammatischen und archäologischen Inhalts hervorgerufen. G. E. Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung. Sämmtl. Schriften 8. Bd. (Berlin 1825). S. 75—160. Herder, Zerstreute Blätter. 2. Samml. Heyne, über den Kasten des Kypselus. S. 24. Welcker, Zeitschrift. I, 1. S. 278. Eine Kritik aller Erklärungen gibt Siebelis zu *Paus.* l. c. T. II. p. 249. Hier finde nur die jüngste einen Platz: Reliquum est, ut, in quam nos eamus sententiam, indicemus. *Διαστρέφειν* primum est, pervertere, deinde distorquere, quod verbum latinum aeque ac graecum *διαστρέφειν* inprimis de crurum pedumque distortione adhibitum est. In *Horat.* Serm. I, 3, 47: appellat pater hunc Varum distortis cruribus, et in *Sueton.* Galba 21: fuit pedibus distortissimis. *Xenophon* de Venatione 7, 4 de canibus: *αἱ βαρεῖαι πλησμοναὶ τῶν σκυλακίων διαστρέφουσι σκέλη.* *Pollux* in vitiis canum habet V, 10, 62, si sint *διάστροφοι τοὺς πόδας.* adde quem e Chrysostomo paulo post afferemus locum. Itaque *διεστραμμένος τοὺς πόδας* videtur esse is, cui tibiae non sunt rectae, sed concavae seu introrsum curvatae, pedes autem extrorsum versi, suris approximatis, ergo varus. Huc maxime pertinet insignis Etymologici M. locus p. 199. *Βλαισός, παραλυτικός· οὕτως εἰς τὸ ῥητορικόν· ὁ δ' ἐτυμολόγος, ὁ τοὺς πόδας ἐπὶ τὰ ἔξω διεστραμμένος, καὶ τῷ Λ στοιχείῳ ἐοικώς. Ἔιρηται δὲ βλαισὸς ὁ βεβλαμμένος τὸ ἴσον τῶν ποδῶν· τὸ ἐναντίον γοῦν, ὁ ἐπὶ τὰ ἔσω ἔχων τοὺς πόδας καλεῖται ῥαιβὸς, ὁ διεῤῥαισμένος (ἤτοι διεφθαρμένος) τὸ ἴσον τῆς βάσεως.* Idem legitur apud Phavorinum. 19) Sollte nicht *Tibull.* l. c. mit den Worten: pede incerto, wozu Heyne bemerkt: Somnus titubare et inconstanti gressu incedere fingitur, Berücksichtigung verdienen? 20) Ad *Stat.* Sylv. V, 4. Nicht so *Ovid.* Metam. XV, 648. 21) *Lutatius* bei *Barth* ad Theb. VI, 27. Nam sic a pictoribus simulatur ut liquidum somnium ex cornu super dormientes videatur effundere. *Servius* ad Aen. VI, 233. 22) *Stat.* Theb. II, 143. VI, 27. X, 111. *Valer. Flacc.* VIII, 72.

23) Abbildungen LI. Nr. 5. 24) Recueil des Fragmens de Sculpture antique en terre cuite (Paris 1814). Pl. XXVIII. No. 9. 25) S. mehre in Lessing's Abhandl. 26) Hirt's Bilderb. Taf. XXVII. Nr. 6. 27) *Pausan.* II, 31. 28) Hirt's Bilderb. Taf. XXVII. Nr. 4. Auch Heyne zu *Tibull.* II, 1. ed. III. p. 109.

Hypnos, 1) s. Hypnus; 2) s. Schlaf.

Hypnosis, Hypnotica, s. unt. Hypnobata.

HYPNUM, *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Laubmoose, deren Charakter folgender ist: Das Peristom doppelt, das äußere mit 16 freien Zähnen, das innere verlängert sich zu einem Häutchen, an dessen äußerm Rande Zähne mit freien Wimpern abwechseln; die Mütze ist halbirt und der Fruchtstiel seitlich.

I. Hypna mit zweizeiligen, oder nach zwei Richtungen dachziegelförmig über einander liegenden, A, mit Nerven versehenen Blättern: 1) H. spiniforme *L.* Sp. pl. mit aufrechtem, einfachem Stengel, zweizeiligen, linienförmigen, straffen, feingesägten Blättern, durchlaufenden Blattnerven, an der Basis des Stengels entspringendem Fruchtstiel, und schiefgeschnäbeltem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Westindien, am Vorgebirge der guten Hoffnung und auf den Mascarenhas. Abb. *Hedw.* Stirp. III. t. 25. 2) H. subbasilare *Hook.* (Musc. exot. I. t. 10.) mit aufrechtem, fast einfachem Stengel, nach zwei Richtungen offenstehenden, lanzettförmigen, hin- und hergebogenen, an der Spitze gesägten Blättern,

unterhalb der Blattspitze verschwindendem Nerven und überhängender, ablanger Kapsel. Auf Staatenland. 3) H. distichum *Sw.* (in *Schrad.* Journ.) mit aufrechtem, einfachem Stengel, zweizeiligen, eiförmig-ablangen, zugespitzten, an der Spitze gezähnten Blättern, die Blattspitze fast erreichendem Nerven, an der Basis des Stengels entspringendem Fruchtstiele, cylindrischer, horizontaler Kapsel, und krummschnäbligem Kapseldeckel. Auf Neuseeland. Abb. *Schwägr.* Suppl. I. t. 87. 4) H. radiatum *Schwägr.* Suppl. mit aufrechtem, einfachem Stengel, nach zwei Richtungen offenstehenden, lanzettförmigen, spitzgesägten Blättern, gegen die Mitte des Blattes verschwindendem Nerven, meist an der Basis des Stengels entspringendem Fruchtstiel, und cylindrischer, überhängender Kapsel. Auf den Mascarenhas. 5) H. bifarium *Hook.* (Musc. exot. I. t. 57.) mit aufrechtem, fast ästigem Stengel, nach zwei Richtungen von einander abstehenden, lanzettförmigen, geränderten, gesägten Blättern, die Blattspitze erreichendem Nerven, eiförmiger, horizontaler Kapsel und krummschnäbligem Kapseldeckel. Auf Neuseeland. 6) H. spininervium *Hook.* (Musc. exot. I. t. 29.) mit aufrechtem Stengel, fast büschelförmigen Zweigen, schlaff nach zwei Richtungen offenstehenden, eiförmigen, zugespitzten, gesägten Blättern, die Blattspitze erreichendem, oberhalb gezähneltem Nerven, und gefurchter, cylindrischer, übergebogener Kapsel. Ebenda. 7) H. arcuatum *Hedw.* (Spec. posth. t. 62. f. 1—7.) mit oberhalb ästigem Stengel, bogenförmigen Zweigen, nach zwei Richtungen offenstehenden, herzförmig-eiförmigen, borstig-zugespitzten gesägten Blättern, die Blattspitze erreichendem Nerven, und pfriemenförmigem Deckel der cylindrischen, übergebogenen, gestreiften Kapsel. Auf den Inseln des stillen Oceans. 8) H. Boryanum *Schwägr.* Suppl. mit niederliegendem, ästigem Stengel, nach zwei Richtungen dachziegelförmig-beisammenstehenden, eiförmigen, stumpfen, glattrandigen, zweistreifigen Blättern, und gegen die Mitte des Blattes verschwindendem Nerven. Diese Art, welche auf den Mascarenhas wächst, ist noch zweifelhaft. 9) H. Sipho *Brid.* Suppl. Muscol. mit kriechendem, ziemlich einfachem Stengel, zweizeiligen, lanzettförmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern, gegen die Mitte des Blattes verschwindendem Nerven, ablanger, an der Basis höckeriger Kapsel, und pfriemenförmigem Kapseldeckel. In Carolina. 10) H. riparium *L.* mit niederliegendem, ästigem Stengel, schlaff nach zwei Richtungen offenstehenden, eiförmig-lanzettförmigen, zugespitzten, glattrandigen Blättern, die Blattspitze fast erreichendem Nerven und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. An Flüssen und überschwemmten Orten in Europa. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 3. 11) H. taxiforme *Brid.* mit niederliegendem, ästigem Stengel, nach zwei Richtungen stehenden, ablangen, langzugespitzten, fast glattrandigen Blättern, und zweizähligen, abgekürzten, undeutlichen Blattnerven. Diese Art, welche wahrscheinlich in Afrika wächst, ist noch zweifelhaft. 12) H. undulatum *L.* mit niederliegendem, ästigem Stengel, nach zwei Richtungen dachziegelförmig beisammenstehenden, ablangen, zugespitzten, querüber wellenförmigen, glattrandigen Blättern, zweizähligen, an der Basis des Blattes stehenden, undeutlichen Nerven, und ablanger, übergebogener, gefurchter Kapsel. In Alpengegenden Europa's. Abb. *Hook.* muscol. brit. t. 24. 13) H. sylvaticum *L.* mit niedergestrecktem, fast ästigem Stengel, zweizeiligen, lanzettförmigen, glattrandigen, fast zweinervigen Blättern, seitlichem Fruchtstiel, und kurzschnäbligem Deckel der übergebogenen Kapsel. In den Wäldern des mittlern Europa. (H. Donnianum Engl. bot. und obtusatum Wahlenb. sind Abarten.) Abb. *Schwägr.* Suppl. I. t. 87. — B. Mit nervenlosen Blättern: 14) H. denticulatum *L.* mit niedergestrecktem Stengel, zweizeiligen, lanzettförmigen, borstig-zugespitzten, glattrandigen, nervenlosen Blättern, an der Basis des Stengels entspringendem Fruchtstiel und konischem Deckel der meist übergebogenen Kapsel. In Europa. 15) H. elegans *Hook.* (Musc. exot. I. t. 9.) mit niederliegendem, ästigem Stengel, nach zwei Richtungen offenstehenden, ablangen, an der Spitze gezähnelten, fast einwärts gekrümmten Blättern, an der Basis des Stengels entspringendem Fruchtstiel und langzugespitztem Deckel der eiförmigen übergebogenen Kapsel. In der Nähe des Nutka-Sundes an der Westküste von Nordamerika. 16) H. subsimplex *Hedw.* (Spec. posth. t. 59. f. 11—14.) mit niederliegendem, fast ästigem Stengel, nach zwei Richtungen dachziegelförmig beisammenstehenden, schief ablanglanzettförmigen, zweistreifigen, glattrandigen Blättern und geschnäbeltem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Südamerika. 17) H. Auberti *Schwägr.* (Suppl. I. t. 88.) mit niederliegendem, zweizeilig-ästigem Stengel, nach zwei Richtungen dachziegelförmig beisammenstehenden, eiförmigen, rückwärtsgekrümmten, stachlichtstumpfen, nervenlosen, glattrandigen Blättern und cylindrischer, fast übergebogener Kapsel. Auf den Mascarenhas. (Leskea nitens *Brid.* Suppl. Muscol.) 18) H. splachnifolium *Brid.* Suppl. Muscol. mit kriechendem, fast ästigem Stengel, nach zwei Richtungen dachziegelförmig beisammenstehenden, lanzettförmig-pfriemenförmigen, zart netzförmig gezeichneten Blättern und geschnäbeltem Deckel der ablangen Kapsel. Ebenda. 19) H. planum *Brid.* l. c. mit kriechendem, ästigem Stengel, nach zwei Richtungen dachziegelförmig beisammenstehenden, eiförmigen, zugespitzten concaven, fast glattrandigen, scharf anzufühlenden Blättern und eiförmiger, horizontaler Kapsel. Auf St. Domingo. 20) H. nigricaule *Brid.* mit niederliegendem, fast ästigem Stengel, und nach zwei Richtungen dachziegelförmig beisammenstehenden, stielumfassenden, eiförmigen, langzugespitzt-pfriemenförmigen, glattrandigen Blättern. Diese Art, welche an der Westküste von Afrika wächst, ist noch zweifelhaft. 21) H. Richardi *Schwägr.* (Suppl. I. t. 93.) mit niederliegendem, weitschweifig-ästigem Stengel, nach zwei Richtungen offenstehenden, lanzettförmigen, zugespitzten, glattrandigen Blättern und geschnäbeltem Deckel der kräuselförmig-eiförmigen Kapsel. In Gujana und auf St. Domingo. 22) H. serratum *P.* Beauv. Aetheog. mit aufsteigendem, weitschweifig-ästigem Stengel, nach zwei Richtungen offenstehenden, dreiwinkelig-lanzettförmigen, feingesägten

Blättern und sehr langem Fruchtstiel. Auf den Mascarenhas.

II. Hypna mit einseitigen, A, mit einem (selten zwei) Nerven versehenen Blättern: 23) H. filicinum *L.* Sp. pl. mit aufsteigendem, gefiedert-ästigem Stengel, herzförmig-langzugespitzten, feingesägten, sichelförmig-einseitigen Blättern, die Blattspitze berührendem Nerven, gestreiften Hüllblättern des Fruchtstiels, und übergebogener, gekrümmter Kapsel. In Sümpfen und auf Wiesen in Europa. Abb. *Hedw.* Sp. posth. t. 76. f. 6—10. (H. commutatum *Hedw.* Stirp., dubium und diastrophyllum *Sw.* Musc. suec., affine *Hoffm.* Fl. germ., fallax, diffusum, gracilescens und trichodes *Brid.* Muscol.) 24) H. aduncum *L.* mit aufrechtem Stengel, offenstehenden Zweigen, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, glattrandigen, einwärts gekrümmten Blättern, von denen die obersten sichelförmig-einseitig sind, verschwindendem Blattnerven, zugespitzten Hüllblättern des Fruchtstiels und gekrümmter übergebogener Kapsel. In den Sümpfen von Europa und Nordamerika. — Abarten hiervon sind: H. revolvens *Schwägr.* Suppl. I. t. 95. (H. ambiguum *Schrad. Weber* et *Mohr.* pl. crypt. Germ.) mit mehr haarförmigen Blättern; H. lycopodioides *Schwägr.* Suppl. (H. rugosum *Sm.* Fl. brit.) mit dickern Zweigen und mehr runzligen Blättern; und H. polycarpon *Bland.* und *Voit.* mit zartern, etwas von einander entfernt stehenden Blättern. 25) H. rugosum *L.* mit ziemlich aufrechtem Stengel, verdickten, rückwärts gekrümmten Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, eiförmigen, langzugespitzten, runzligen Blättern und gegen die Mitte des Blattes verschwindendem Nerven. Diese Art, welche auf lehmigen Hügeln in Europa wächst, hat man noch nie mit Früchten gefunden; sie ist deshalb noch zweifelhaft. 26) H. uncinatum *Hedw.* (Stirp. IV. t. 25.) mit niederliegendem, ästigem Stengel, sichelförmig-einseitigen, linienförmig-pfriemenförmigen, zweistreifigen Blättern, gegen die Mitte des Blattes verschwindendem Nerven, pfriemenförmigen Hüllblättern des Fruchtstiels, und cylindrischer, überhangender Kapsel. An bergigen Orten in Europa. 27) H. sphaerocarpon *Spr.* Syst. mit niederliegendem, weitschweifig-ästigem Stengel, sichelförmig-einseitigen, eiförmigen, zugespitzten, glattrandigen Blättern, die Blattspitze fast berührendem Nerven und rundlicher Kapsel. Auf den Alpen des mittlern Europa. (H. subsphaericarpon *Schleich.* Cent.) 28) H. fluitans *L.* Fl. suec. mit schlankem, ästigem, verlängertem Stengel, ziemlich entfernt von einander stehenden, linienförmig-pfriemenförmigen, fast feingesägten, sichelförmig-einseitigen Blättern, die Blattspitze fast berührendem Nerven und cylindrischer, übergebogener Kapsel. In den Gewässern von Europa und Nordamerika. (H. scoparium *Brid.* Suppl.) Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 36. 29) H. falcatum *Brid.* (Muscol. II. t. 1. f. 6.) mit verlängertem, ästigem Stengel, herzförmig-langzugespitzten, glattrandigen, sichelförmig-einseitigen, opaken Blättern, durchlaufendem Blattnerven, und cylindrischer, aufsteigender Kapsel. In den Alpenbächen des mittlern Europa. 30) H. crispifolium *Hook.* (Musc. ex. I. t. 31.) mit kriechendem, ästigem Stengel, flackerigen, sichelförmig-einseitigen, herzförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, gesägten, im trockenen Zustande gewundenen Blättern, unterhalb der Blattspitze verschwindendem Nerven, rauh anzufühlendem Fruchtstiel, und übergebogener Kapsel. An der Westküste von Nordamerika. 31) H. robustum *Hook.* (Musc. exot. II. t. 108.) mit aufrechtem, ästigem Stengel, dicht dachziegelförmigen, sichelförmig-einseitigen, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, fast glattrandigen, gestreiften, an der Basis fast zweinervigen, querüber wellenförmigen Blättern, und eiförmig-ablanger, übergebogener Kapsel. Ebenda. 32) H. tenuifolium *Hedw.* (Sp. posth. t. 75. f. 1—3.) mit niederliegendem, fast ästigem Stengel, einseitigen, lanzettförmigen, zugespitzten, glattrandigen Blättern, abgekürztem Nerven und ziemlich aufrechten Kapseln. Auf den Inseln des stillen Oceans; diese Art ist noch zweifelhaft. — B. Mit einseitigen, nervenlosen Blättern: 33) H. palustre *L.* mit kriechendem, weitschweifig-ästigem Stengel, einseitigen, lanzettförmigen, glattrandigen Blättern, fast keinem Blattnerven; und mit übergebogener, eiförmig ablanger Kapsel. An feuchten bergigen Orten in Europa. (H. laridum *Hedw.* Stirp. IV. t. 38., fluviatile und adnatum *Turn.* Musc. hibern.) 34) H. scorpioides *L.* mit aufsteigendem Stengel, oberhalb verdickten Zweigen, einseitigen, ablangen, ziemlich stumpfen, glattrandigen Blättern und gekrümmter Kapsel. In den Sümpfen von Europa. Abb. Engl. bot. t. 1039 und *Schw.* Suppl. I. t. 95. 35) H. cupressiforme *L.* mit sehr ästigem Stengel, drehrundlichen Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, einseitigen, lanzettförmigen, langzugespitzten, fast glattrandigen Blättern, und ziemlich aufrechter Kapsel. In Europa, Afrika, Asien und Nordamerika. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 23. (H. polyanthes *Smith*, Engl. bot. t. 1664, negro-viride *Dicks.* Fasc.) 36) H. imponens *Hedw.* (Sp. posth. t. 77. f. 1—5.) mit niederliegendem Stengel, zweizeiligen, einwärts gekrümmten Zweigen, lanzettförmigen, langzugespitzten, sichelförmig-hakenförmigen Blättern, und ablanger, aufrechter Kapsel. In Nordamerika. 37) H. curvifolium *Hedw.* (Sp. posth. t. 75. f. 4—9.) mit ziemlich aufrechtem, ästigem Stengel, fast dachziegelförmigen, sichelförmig-hakenförmigen, linienförmigen, langzugespitzten Blättern, linienförmigen, gestreiften Hüllblättern des Fruchtstiels und übergebogener, gekrümmter Kapsel. Ebenda. (H. circinale *Hook.*) 38) H. amoenum *Hedw.* (Sp. posth. t. 77. f. 6—9.) mit niederliegendem, weitschweifig-ästigem Stengel, linienförmigen, langzugespitzten, fast feingesägten, sichelförmigen, zarten Blättern und krugförmiger, übergebogener Kapsel. Auf Neuholland und den Inseln des stillen Oceans. (H. Chamissoi *Hornsch.*) 39) H. recurvans *Schwägr.* (Suppl. II. t. 146.) mit kriechendem, ästigem Stengel, fast nach zwei Richtungen stehenden, lanzettförmig-linienförmigen, langzugespitzten, glattrandigen, sichelförmigen Blättern, gleichförmigen, aufrechten Hüllblättern des Fruchtstiels, und krummschnäbligem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. In Carolina, Pensylvanien, New-

York und auf Guadaloupe. (Leskea recurvans und squarrosa *Mx.* bor. am., und arcuata *Brid.* Suppl.) 40) H. silesiacum *P. B.* Aetheog. mit kriechendem Stengel, aufsteigenden Zweigen, schlaff dachziegelförmigen, einseitigen, lanzettförmig-linienförmigen, langzugespitzten, undeutlich zweinervigen, feingesägten Blättern, meist an der Basis des Stengels entspringendem Fruchtstiel und konischem Deckel der gekrümmten, übergebogenen Kapsel. In Europa. (Leskea Seligeri *Brid.* Musc.) 41) H. pulchellum *Dicks.* Fasc. mit niedergestrecktem, einfach-ästigem Stengel, schlaff dachziegelförmigen, lanzettförmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern, von denen die obern einseitig sind, und mit konischem Deckel der cylindrischen, fast aufrechten Kapsel. In Europa und Nordamerika. (H. nitidulum *Wahlenb.*, Leskea pulchella *Hedw.* Sp. posth. t. 55. f. 7—12.) 42) H. incurvatum *Schrad.* Pl. crypt. exs. mit kriechendem Stengel, schlanken, aufsteigenden, einwärts gekrümmten Zweigen, schlaffen, einseitigen, lanzettförmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern, und geschnäbeltem Deckel der horizontalen Kapsel. In Teutschland, Frankreich, in der Schweiz und in New-York. (H. leskeoides *Brid.*) 43) H. reptile *Mx.* bor. am. mit kriechendem Stengel, abgekürzten, niederliegenden Zweigen, sichelförmig-eingerollten, lanzettförmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern, und stachlichtstumpfem Deckel der cylindrischen, horizontalen Kapsel. In Carolina. Abb. *Schwägr.* Suppl. II. t. 146. 44) H. molluscum *Hedw.* (Stirp. IV. t. 22.) mit niederliegendem, sehr ästigem Stengel, einfach-gekrümmten Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, sichelförmig-einseitigen, eiförmig-lanzettförmigen, fast gezähnelten, am Rande ebenen Blättern und konischem Deckel der übergebogenen, gekrümmten Kapsel. Auf Wiesen in Europa. 45) H. Crista castrensis *L.* mit zwei Mal gefiedert-kammförmigen Zweigen, sichelförmig-einseitigen, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, feingesägten, gefaltet-gestreiften Blättern und konischem Deckel der übergebogenen, gekrümmten Kapsel. Im mittlern Europa. Abb. *Hedw.* Sp. posth. t. 76. f. 1—4. 46) H. leptorrhynchum *Schwägr.* (Suppl. I. t. 93.) mit niederliegendem, sehr ästigem Stengel, sichelförmigen, linienförmigen, langzugespitzten, an der Spitze gezähnelten Blättern und verlängertem, sehr dünn geschnäbeltem Deckel der ablangen, horizontalen Kapsel. In Neuholland und Neuseeland. (H. cyparisoides *Brid.* Musc., tenuirostre *Hook.*) 47) H. leptochaeton *Schwägr.* Suppl. mit kriechendem Stengel, niedergedrückten Zweigen, sichelförmigen, eiförmigen, langzugespitzten, glattrandigen, durchscheinenden Blättern und langgeschnäbeltem Deckel der überhangenden, kugelförmigen Kapsel. Auf Martinique und Cayenne.

III. Hypna mit Blättern, welche nach verschiedenen Richtungen laufen; A. mit sparrigen Blättern: 48) H. squarrosum *L.* mit ziemlich aufrechtem, weitschweifig-ästigem Stengel, fast herzförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, gezähnelten, zurückgebogenen, an der Basis undeutlich zweinervigen Blättern, und konischem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. In Europa. Abb. Engl. bot. t. 1953. 49) H. triquetrum *L.* mit ästigem Stengel, abstehenden, fast rückwärts gekrümmten Zweigen, dreiwinklig-lanzettförmigen, langzugespitzten, feingesägten, etwas gestreiften, nervenlosen Blättern und konischem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. Ebenda. Abb. Engl. bot. t. 1622. 50) H. brevirostre *Ehrh.* Pl. exs. mit aufsteigendem, ästigem Stengel, herzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, feingesägten, an der Basis fast zweinervigen Blättern, von denen die untern sparrig sind, und stachlichtstumpfem Deckel der ablangen, horizontalen Kapsel. Ebenda. (Vielleicht gehört H. interruptum *Brid.* Muscol. II. t. 5. f. 1. von der Insel Bourbon hierher.) 51) H. loreum *L.* mit ästigem Stengel, verlängerten, einwärts gekrümmten Zweigen, hin- und hergebogen-sparrigen, fast einseitigen, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzt-pfriemenförmigen, glattrandigen, gestreiften, undeutlich zweinervigen Blättern und konischem Deckel der fast kugeligen, übergebogenen Kapsel. Ebenda. Abb. Engl. bot. t. 2072. 52) H. stellatum *Schreb.* Spicil. mit weitschweifig-ästigem Stengel, offenstehend-sparrigen, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, glattrandigen, nervenlosen Blättern, und konischem Deckel der übergebogenen ablangen Kapsel. Abb. Engl. bot. t. 1302. (H. polymorphum *Hedw.* Sp. Posth. t. 66. f. 1., protensum und hispidulum *Brid.*) 53) H. chrysophyllum *Brid.* (Muscol. II. t. 2. f. 2.) mit niederliegendem, ästigem Stengel, offenstehenden, fast rückwärts gekrümmten, eiförmig-lanzettförmigen, langzuspitzten, glattrandigen Blättern, gegen die Mitte des Blattes verschwindendem Nerven, und konischem Deckel der ablangen, einwärts gekrümmten Kapsel. In Schlesien, in der Gegend von Zweibrücken, in der Schweiz und in England. (H. polymorphum *Hook.* Musc. brit.) 54) H. chrysostomum *Mx.* bor. am. mit niederliegendem, weitschweifig-ästigem Stengel, offenstehenden, fast rückwärts gekrümmten, dreiwinkligen, langzugespitzten, an der Spitze gezähnelten Blättern; unterhalb der Blattspitze verschwindendem Nerven, scharf anzufühlendem Fruchtstiel und stachlichtstumpfem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. In Carolina und New-York. 55) H. hians *Hedw.* (Sp. posth. t. 70. f. 11—14.) mit niederliegendem Stengel, abgekürzten Zweigen, herzförmigen, zugespitzten, fast glattrandigen, offenstehenden, fast sparrigen Blättern, unterhalb der Blattspitze verschwindendem Nerven, unbehaartem Fruchtstiel und langschnäbligem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Pensylvanien. 56) H. aciculare *Brid.* (Muscol. II. t. 5. f. 8.) mit aufsteigendem, weitschweifig-ästigem Stengel, breit eiförmigen, langzugespitzten, wellenförmigen, an der Spitze fast gesägten, nervenlosen Blättern und langschnäbligem, pfriemenförmigem Deckel der ablangen, gekrümmten Kapsel. Auf Van Diemens- und Staatenland, Tristan d'Acunha und Portorico. (H. cucullifolium *P. Beauv.* Aetheog., densifolium *Brid.* Suppl.) 57) H. Toxarion *Schwägr.* Suppl. mit kriechendem Stengel, aufrechten, einwärts gekrümmten, an der Spitze zu einem Faden verdünnten Zweigen, herz-

förmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern, von denen die Stengelblätter sparrig, die Zweigblätter aufrecht sind und mit schwachem, verschwindendem Blattnerven. Auf St. Domingo. 58) **H. Halleri** *L.* mit kriechendem Stengel, aufrechten Zweigen, dicht dachziegelförmigen, rückwärts gekrümmten, lanzettförmigen, zugespitzten, fast gezähnelten, nervenlosen Blättern und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In der Schweiz und im südlichen Teutschland. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 21. (**H. squarrosulum** *Voit.* in Sturm's Flor. germ. und **dimorphum** *Brid.* Suppl.) — B. Mit aufrecht-offenstehenden, nach verschiedenen Richtungen gehenden Blättern; a. mit durchlaufendem Blattnerven; *α*) mit glattrandigen Blättern: 59) **H. nitens** *Schreb.* Spicil. mit aufrechtem Stengel, ziemlich kurzen, offenstehenden Zweigen, fast aufrechten, lanzettförmigen, langzugespitzten, gestreiften, widerscheinenden Blättern, glattem Fruchtstiel, ablanger, einwärts gekrümmter Kapsel und konischem Deckel. In den Sümpfen von Europa und Nordamerika. Abb. Engl. bot. 1646. 60) **H. fluviatile** *Hedw.* (Sp. posth. t. 71. f. 4.) mit niederliegendem Stengel, verlängerten Zweigen, schlaffen, offenstehenden, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern und stachlichtstumpfem Deckel der ablangen, übergebogenen Kapsel. In Schweden, in der Gegend von Zweibrücken, in Frankreich und Nordamerika. (**H. fallax** *Seligeri*, **Vallisclausae** und **flagelliforme** *Brid.* Muscol. et Suppl., **orthocladon** *Pal. Beauv.* Aetheog.) 61) **H. microphyllum** *Hedw.* (Sp. posth. t. 59. f. 3—7.) mit kriechendem, ästigem Stengel, fadenförmigen, aufrechten Zweigen, offenstehenden, herzförmig-pfriemenförmigen, zweistreifigen Blättern, schiefer, übergebogener Kapsel, und konischem Deckel. In Pensylvanien und auf Jamaika. 62) **H. tenax** *Hedw.* (Sp. posth. t. 72. f. 1—7.) mit kriechendem Stengel, aufrechten, zähen Zweigen, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, glattrandigen Blättern und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Nordamerika. 63) **H. gratum** *P. Beauv.* Aetheog. mit kriechendem, zweimalgefiedertem Stengel, herzförmig-langzugespitzten, glattrandigen, ziemlich aufrechten, im trocknen Zustande an der Spitze eingebogenen Blättern, scharf anzufühlendem Fruchtstiel und geschnäbeltem Deckel der ablangen, horizontalen Kapsel. In Guinea, Gujana und auf St. Domingo. 64) **H. cordifolium** *Hedw.* (Stirp. IV. t. 37.) mit aufrechtem Stengel, verdünnten Zweigen, schlaffen, herzförmig-eiförmigen, ziemlich stumpfen, glattrandigen Blättern und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Europa und Nordamerika. — *β*) Mit gesägten oder gezähnelten Blättern: 65) **H. populeum** *Hedw.* (Sp. posth. t. 70. f. 1—6.) mit kriechendem Stengel, abgekürzten, aufrechten Zweigen, lanzettförmig-pfriemenförmigen, feingesägten, zweistreifigen Blättern, glattem Fruchtstiel und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. Ebenda. (**H. implexum** *Sw.* Act. holm.) 66) **H. reflexum** *Stark.* (in Web. und Mohr. pl. crypt.) mit kriechendem Stengel, abgekürzten, einwärts gekrümmten Zweigen, schlaff-offenstehenden, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, feingesägten, am Rande umgebogenen Blättern, scharf anzufühlendem Fruchtstiel und stachlichtstumpfem Deckel der bauchigen, übergebogenen Kapsel. Auf den Sudeten und den schottischen Alpen. Abb. *Schwägr.* Suppl. II. t. 143. (**H. Saxicola** *Voit.*) 67) **H. bavaricum** *Voit.* mit aufsteigendem, ästigem Stengel, aufrechten Zweigen, offenstehenden, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, feingesägten, auf dem Rücken scharf anzufühlenden Blättern, glattem Fruchtstiel, und stachlichtstumpfem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Baiern. 68) **H. inflectens** *Brid.* Suppl. Muscol. mit aufrechtem, oberhalb ästigem Stengel, büschelförmigen, fast einwärts gekrümmten Zweigen, zerstreutstehenden, eiförmig-lanzettförmigen, gezähnelten Blättern, glattem Fruchtstiel und krummschnäbligem Deckel der übergebogenen, einwärts gekrümmten, cylindrischen, gefurchten Kapsel. Auf St. Domingo und in Brasilien. 69) **H. alopecurum** *L.* mit aufrechtem, unterhalb nacktem, oberhalb büschelförmig-ästigem Stengel, zerstreutstehenden, eiförmigen, zugespitzten, concaven, feingesägten Blättern, starkem, die Blattspitze berührendem Nerven und geschnäbeltem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. In Europa. Abb. Engl. bot. t. 1182. 70) **H. comosum** *Labill.* (Nov. Holl. II. t. 253. f. 2.) mit aufrechtem Stengel, oberhalb wirbelförmig-büschelförmigen Zweigen, zusammengedrängten, offenstehenden, lanzettförmigen, borstig zugespitzten, gezähnten Blättern, starkem, durchlaufendem Blattnerven und krummschnäbligem Deckel der überhangenden, gefurchten Kapsel. In Neuholland. Abb. *Schwägr.* Suppl. I. t. 91. (**Bryum dendroides** *L.* fil.) 71) **H. Menziesii** *Hook.* (Musc. ex. I. t. 33.) mit aufrechtem, unterhalb bedecktem Stengel, oberhalb dicht büschelförmigen, niedergebogenen Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, ablangen, stachlichtstumpfen, an der Spitze gezähnelten Blättern, langzugespitzten, gestreiften, nervenlosen Hüllblättern des Fruchtstiels, hin- und hergebogenem, verlängertem Fruchtstiel und konischem Deckel der keulenförmigen, verlängerten Kapsel. Auf Neuseeland. 72) **H. mnioides** *Hook.* (Musc. ex. I. t. 77.) mit aufrechtem, ästigem Stengel, dachziegelförmig beisammenstehenden, hin- und hergebogenen, lanzettförmig-linienförmigen, feingesägten, im trocknen Zustande gewundenen Blättern, an der Spitze gezähntem Blattnerven und cylindrischer, übergebogener Kapsel. Auf Staatenland. — b) Mit verschwindendem Blattnerven; *α*) mit glattrandigen, *αα*) warzigen Blättern: 73) **H. abietinum** *L.* mit aufsteigendem Stengel, gefiederten Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, eiförmigen, langzugespitzten, gefaltet-gestreiften, am Rande fast umgebogenen Blättern, linienförmig-langzugespitzten, feingesägten Hüllblättern des glatten Fruchtstiels und cylindrischer, gekrümmter, übergebogener Kapsel. In Europa. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 32. 74) **H. proliferum** *L.* mit aufrechtem Stengel, doppelt zusammengesetzten, offenstehenden Zweigen, von denen die obern zusammengerollt sind, mit eiförmigen, langzugespitzten Blättern, von denen die obern nervenlos sind, mit glattem Fruchtstiel und geschnäbeltem Deckel der übergeboge-

nen gekrümmten Kapsel. In Europa, Nordamerika, Nepal und Neuholland. Abb. Engl. bot. t. 1494. (H. delicatulum *Schrad.*, tamariscinum *Hedw.* Stirp. IV. t. 35. und recognitum *Hedw.* Sp. posth. t. 67. f. 1–5.) 75) H. catenulatum *Schwägr.* Suppl. mit niederliegendem Stengel, gekrümmten Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, kleinen, eiförmigen, zugespitzten, concaven, fast opaken, am Rande gefalteten Blättern und geschnäbeltem Deckel der ablangen, gekrümmten Kapsel. Auf den Alpen Teutschlands, der Schweiz und Irlands. (Pterigynandrum catenulatum *Brid.* Muscol. II. t. 5. f. 4., Grimmia catenulata *Web.* et *Mohr* pl. crypt.) 76) H. minutulum *Hedw.* (Stirp. IV. t. 34.) mit kriechendem Stengel, sehr schlanken Zweigen, kleinen zerstreut stehenden, eiförmigen, zugespitzten Blättern und geschnäbeltem, pfriemenförmigem Deckel der übergebogenen, ablangen Kapsel. In Nordamerika. — *ββ*) Mit glatten Blättern und Fruchtstielen: 77) H. Blandovii *Web.* et *Mohr.* pl. crypt. mit aufrechtem Stengel, offenstehenden, abwärts gebogenen, dicht bewurzelten Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, herzförmigen, langzugespitzten, am Rande fast umgebogenen Blättern und konischem Deckel der einwärts gekrümmten, horizontalen Kapsel. In Mecklenburg. Abb. *Schwägr.* Suppl. II. t. 142. 78) H. curvatum *Sw.* Musc. suec. mit ziemlich aufrechtem Stengel, einwärts gekrümmten Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, aufrechten, eiförmigen, widerscheinenden Blättern und konischem Deckel der ablangen, aufrechten Kapsel. In den Wäldern von Europa und Nordamerika. (H. myosuroides *Hedw.* Stirp. IV. t. 8., Leskea curvata *Voit.*) 79) H. murale *Dicks.* Fasc. mit niedergebogenem, ästigem Stengel, hin- und hergebogenen Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, aufrechten, ovalen, flachlichtstumpfen, concaven Blättern und geschnäbeltem Deckel der übergebogenen Kapsel. Auf Felsen und Mauern in Europa. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 30. (H. confertum *Sm.* Engl. bot. t. 1038., abbreviatum *Hedw.* Sp. posth. t. 65. f. 1—4.) 80) H. molle *Dicks.* Fasc. mit aufrechtem, fast ästigem Stengel, dachziegelförmig beisammenstehenden, aufrechten, eiförmigen, stumpfen, concaven Blättern und konischem Deckel der übergebogenen, eiförmigen Kapsel. In Europa und Nordamerika. (H. alpestre *Sw.* musc. suec.) Abb. *Hedw.* Sp. posth. t. 70. f. 7—10. 81) H. praecox *Hedw.* (Sp. posth. t. 64. f. 11—14.) mit kriechendem Stengel, sehr kurzen, aufrechten, oberhalb verdickten Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, herzförmig-eiförmigen, zugespitzten Blättern, und geschnäbelt-pfriemenförmigem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Schweden und Ingermannland. 82) H. purum *L.* mit aufrechtem Stengel, gefiederten Zweigen, dicht dachziegelförmig beisammenstehenden, ziemlich aufrechten, eiförmigen, etwas zugespitzten, fast glattrandigen, widerscheinenden Blättern und konischem Deckel der übergebogenen, eiförmigen Kapsel. In Europa und Nordamerika. Abb. *Hedw.* Sp. posth. t. 66. f. 3—6. (H. illecebrum *Sm.* Engl. bot. t. 2189.) 83) H. stramineum *Dicks.* Fasc. mit aufrechtem Stengel, fadenförmigen, ziemlich straff aufrechten Zweigen, dachziegelförmig-beisammenstehenden, eiförmig-ablangen, ziemlich stumpfen, widerscheinenden Blättern und konischem Deckel der übergebogenen, gekrümmten Kapsel. In den Sümpfen Europa's. Abb. Engl. bot. t. 2405. (H. trifarium *Mohr.* — *Schwägr.* Suppl. I. t. 89. ist eine Abart.) 84) H. albicans *Neck.* Meth. musc. mit aufsteigendem, fast ästigem Stengel, aufrecht-offenstehenden, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, gestreiften, widerscheinenden Blättern und konischem Deckel der eiförmig-ablangen, übergebogenen Kapsel. In sandigen Gegenden Europa's und Nordamerika's. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 5., und Engl. bot. t. 1300. 85) H. neglectum *Brid.* Suppl. Musc. mit kriechendem, wurzelschlagendem Stengel, borstig-zugespitzten Zweigen, offenstehenden, eiförmigen, zugespitzten, concaven Blättern, gestreiften Hüllblättern des Fruchtstiels und konischem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. In Franken. 86) H. inordinatum *Brid.* Muscol. mit kriechendem Stengel, einfachen, abgekürzten Zweigen, straff aufrechten, lanzettförmigen, langzugespitzten Blättern, gefalteten Hüllblättern des Fruchtstiels und konischem Deckel der fast cylindrischen, übergebogenen Kapsel. In Pensylvanien. (H. fragile *Schwägr.* Suppl. II. t. 145.) 87) H. serpens *L.* mit kriechendem Stengel, schlanken Zweigen, schlaffen, zarten, kleinen, linienförmig-lanzettförmigen, zugespitzten Blättern, meist undeutlichem Blattnerven und konischem Deckel der gekrümmten Kapsel. In Europa und Nordamerika. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 18. und Engl. bot. t. 1037. (H. tenue *Schrad.* crypt. exs., contextum und spinulosum *Hedw.* Sp. posth. t. 72. f. 8—13. und t. 69. f. 5—10.) 88) H. tenellum *Dicks.* Fasc. mit kriechendem Stengel, büschelförmigen, aufrechten, lanzettförmig-pfriemenförmigen Blättern und geschnäbeltem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. In Großbritannien und Mecklenburg. Abb. Engl. bot. t. 1859. und *Schwägr.* Suppl. II. t. 144. (H. exiguum *Bland.* Musc. exs.) 89) H. radicale *P. B.* Aetheog. mit kriechendem, fast ästigem Stengel, offen und entfernt von einander stehenden, herzförmig-lanzettförmigen Blättern, sehr langem, an der Spitze verdicktem Fruchtstiel und pfriemenförmigem Deckel der übergebogenen, fast cylindrischen Kapsel. In Nordamerika. Abb. *Schwägr.* Suppl. I. t. 90. (H. humile Pal. *Beauv.*, debile *Brid.* Suppl.) — *β*) Mit feingesägten oder gezähnelten Blättern; *αα*) mit glattem Fruchtstiele. 90) H. salebrosum *Hoffm.* Fl. germ. mit niederliegendem, ästigem Stengel, ziemlich aufrechten, lanzettförmigen, langzugespitzten, gestreiften, feingesägten Blättern und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Europa und Nordamerika. (H. plumosum *Hedw.* Stirp. IV. t. 15., fasciculatum *Lam.* Enc.) 91) H. confertum *Dicks.* Fasc. mit kriechendem Stengel, einfachen Zweigen, aufrechten, offenstehenden, eiförmigen, langzugespitzten, feingesägten Blättern und geschnäbeltem Deckel der übergebogenen, eiförmigen Kapsel. In Großbritannien und Pensylvanien. Abb. *Schwägr.* Suppl. I. t. 90. (H. serrulatum *Hedw.*

Sp. posth. t. 60.) 92) H. **megapolitanum** *Web.* et *Mohr* pl. cr. germ. mit niederliegendem, weitschweifig-ästigem Stengel, fadenförmigen, hin- und hergebogenen Zweigen, schlaffen, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, an der Spitze feingesägten Blättern und geschnäbeltem Deckel der übergebogenen, ablangen Kapsel. In Mecklenburg, Teutschland, in der Schweiz, in Italien und im nördlichen Afrika. (H. algirianum *Brid.* Suppl.) 93) H. **asprellum** *Schwägr.* Suppl. mit niederliegendem, weitschweifig-ästigem Stengel, bogenförmigen Zweigen, etwas entfernt von einander stehenden, dreiwinkligen, langzugespitzten, feingesägten, durchscheinenden Blättern und konischem Deckel der ablangen, einwärts gekrümmten Kapsel. In Carolina. 94) H. **polyrrhizon** *Brid.* Suppl. mit niederliegendem Stengel, wurzelschlagenden Zweigen, straff aufrechten, eiförmig-lanzettförmigen, zugespitzten, an der Spitze gezähnelten, opaken Blättern und krummschnäbligem Deckel der eiförmigen Kapsel. In Nordamerika. 95) H. **capillaceum** *Brid.* Suppl. mit kriechendem, ästigem Stengel, zerstreut stehenden, aufrechten, lanzettförmigen, langzugespitzten, gesägten, durchscheinenden, weißlichen Blättern und konischem Deckel der eiförmigen, aufgeschwollenen Kapsel. In Schlesien. 96) H. **strigosum** *Hoffm.* Fl. germ. mit kriechendem Stengel, büschelförmigen, rückwärts gekrümmten Zweigen, dachziegelförmig beisammenstehenden, aufrechten, lanzettförmigen, etwas zugespitzten, feingesägten Blättern und geschnäbeltem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Teutschland. (H. thuringicum *Brid.* Suppl., velutinoides *Voit* in Sturm's Flora.) 97) H. **graminicolor** *Brid.* Suppl. mit kriechendem Stengel, aufrechten Zweigen, zerstreut stehenden, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, spitz- und feingesägten, zarten, durchscheinenden Blättern, verdicktem, kurzem Fruchtstiel und konischem Deckel der ablangen Kapsel. In Pensylvanien. 98) H. **Buchanani** *Hook.* mit ästigem Stengel, aufrechten, fadenförmigen Zweigen, schlaff-dachziegelförmigen, aufrechten, eiförmigen, langzugespitzten, an der Spitze hin- und hergebogenen, fast gesägten, an der Basis gestreiften Blättern und stumpfem Deckel der ablangen, übergebogenen Kapsel. In Nepal. 99) H. **pachypoma** *Schwägr.* Suppl. mit kriechendem Stengel, abgekürzten Zweigen, von einander entfernt stehenden, ziemlich aufrechten, lanzettförmigen, langzugespitzten, feingesägten, durchscheinenden Blättern und konischem, ganz stumpfem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. Wahrscheinlich in Südamerika. 100) H. **striatum** *Schreb.* Spicil. mit weitschweifig-ästigem Stengel, hin- und hergebogenen Zweigen, offenstehenden, herzförmig-langzugespitzten, gesägten, gestreiften Blättern und langschnäbligem Deckel der ablangen, übergebogenen Kapsel. In Europa und Nordamerika. *Hedw.* Stirp. IV. t. 13. (H. longirostrum *Ehrh.* pl. exs. 101) H. **myosuroides** *L.* mit kriechendem Stengel, büschelförmigen, an der Spitze verdünnten, einwärts gekrümmten Zweigen, aufrecht und offenstehenden, lanzettförmigen, langzugespitzten, gesägten, an der Basis umgebogenen Blättern und geschnäbeltem Deckel der nickenden, eiförmig-cylindrischen Kapsel. In Großbritannien und Schweden. Abb. Engl. bot. t. 1567. 102) H. **ruscifolium** *Neck.* Meth. musc. mit überhängendem, ästigem Stengel, schlaffen, eiförmig-ablangen, zugespitzten, feingesägten Blättern und geschnäbeltem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Bächen und Flüssen in Europa und im nördlichen Afrika. Abb. Engl. bot. t. 1275. (H. riparioides *Hedw.* Stirp. IV. t. 4., prolixum *Dicks.* Fasc., atlanticum *Desf.* Fl. atl.) 103) H. **stoloniferum** *Hook.* (Musc. exot. I. t. 74.) mit kriechendem, oberhalb ästigem Stengel, aufrechten, gefiedert-ästigen Zweigen, dachziegelförmigen, aufrechten, eiförmig-ablangen, zugespitzten, an der Spitze gesägten Blättern, ziemlich kurzem Fruchtstiel und eiförmiger, übergebogener Kapsel. An der Westküste von Nordamerika. 104) H. **neckerioides** *Hook.* (Musc. ex. I. t. 58.) mit aufrechtem, unterhalb nacktem, oberhalb ästigem Stengel, schlaff-dachziegelförmigen, eiförmigen, stumpfen, an der Spitze feingesägten, offenstehenden Blättern und übergebogener, ablanger Kapsel. Auf Neuseeland. — $\beta\beta$) Mit scharf anzufühlendem Fruchtstiel: 105) H. **praelongum** *L.* mit niedergestrecktem, weitschweifig-ästigem Stengel, etwas entfernt von einander und offenstehenden, eiförmigen, langzugespitzten, feingesägten Blättern und geschnäbeltem Deckel der ablangen, übergebogenen Kapsel. In Europa. (H. Stokesii und Swartzii Turn. Musc. hibern., atrovirens *Sw.* 106) H. **Schleicheri** *Hedw.* fil. (in Weber's und Mohr's Beiträgen) mit weitschweifig-ästigem Stengel, ziemlich entfernt von einander stehenden, aufrechten, eiförmig-lanzettförmigen, gezähnelten Blättern und langschnäbligem Deckel der eiförmigen, aufgeschwollenen Kapsel. In der Schweiz und in Italien. (H. curvisetum *Brid.* Suppl.) 107) H. **laxifolium** *Schwägr.* (Suppl. II. t. 143.) mit niederliegendem, ästigem Stengel, einfachen, verdünnten Zweigen, schlaff-dachziegelförmigen, herzförmigen, langzugespitzten, feingesägten Blättern und konischem Deckel der eiförmig-kugeligen, übergebogenen Kapsel. An der Westküste von Nordamerika. (Leskea laxifolia *Hook.* Musc. ex. I. t. 30.) 108) H. **rutabulum** *L.* mit kriechendem Stengel, aufrechten, fast hin- und hergebogenen Zweigen, offenstehenden, breit eiförmigen, langzugespitzten, concaven, fast feingesägten Blättern und kurzem, konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Europa. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 12. (H. brevirostre und crenulatum *Sm.* Engl. bot. t. 1647 et 1261.) 109) H. **flagellare** *Dicks.* Fasc. mit aufsteigendem, ästigem Stengel, dicht-dachziegelförmigen, herzförmig-langzugespitzten, feingesägten, gestreiften, fast zweinervigen Blättern und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Irland. Abb. *Hedw.* Sp. posth. t. 73. f. 1—3. (H. umbratum *Sm.* Engl. bot. t. 2565.) 110) H. **illecebrum** *L.* mit aufsteigendem Stengel, gekrümmten Zweigen, dachziegelförmigen, eiförmigen, etwas zugespitzten, gezähnelten Blättern und stachlichtstumpfem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. In der Schweiz und in Frankreich. Abb. *Hedw.* Sp. posth. t. 66. f. 1 et 2. (H. Tourrettii *Brid.* Suppl.) 111) H. **Starkii** *Brid.* Suppl. mit kriechendem Stengel, einfachen, fast gekrümmten Zweigen, offen-

stehenden, herzförmig-langzugespitzten, gesägten, durchscheinenden Blättern, dickem Blattnerven und konischem Deckel der eiförmigen Kapsel. In Schlesien, Sachsen und Franken. 112) H. **velutinum** *L.* mit kriechendem Stengel, aufrechten Zweigen, aufrecht-offenstehenden, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, feingesägten, fast gestreiften Blättern und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Europa und Nordamerika. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 27. (H. **intricatum** *Hedw.* l. c. t. 28.) 113) H. **piliferum** *Schreb.* Spicil. mit weitschweifig-ästigem Stengel, dachziegelförmigen, aufrecht-offenstehenden, eiförmig-ablangen, fast feingesägten, an der Spitze haartragenden Blättern und geschnäbeltem Deckel der eiförmigen, übergebogenen Kapsel. In Europa. Abb. *Hedw.* Stirp. IV. t. 14. — c) Mit nervenlosen, *α*) glattrandigen Blättern: 114) H. **Schreberi** *Willd.* Fl. berol. mit aufrechtem, ästigem Stengel, zusammengedrückten, verdünnten Zweigen, dachziegelförmigen, ziemlich aufrechten, eiförmigen, concaven Blättern, glattem Fruchtstiel und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Europa. (H. **compressum** *Schreb.* Spicil., **muticum** *Sw.*, **curlandecum** *Brid.* Suppl.) 115) H. **cuspidatum** *L.* mit aufrechtem, ästigem Stengel, drehrunden, borstig zugespitzten Zweigen, offenstehenden untern, zusammengerollten obersten, eiförmig-ablangen, zugespitzten Blättern und converem, stachlichtstumpfem Deckel der gekrümmten, übergebogenen Kapsel. Ebenda. Abb. Engl. bot. t. 2407. 116) H. **splendens** *Hedw.* (Sp. posth. t. 67. f. 7—9.) mit aufrechtem Stengel, doppelt zusammengesetzten Zweigen, dachziegelförmigen, aufrechten, eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten, an der Spitze undeutlich gezähnelten, hin- und hergebogenen, widerscheinenden Blättern und geschnäbeltem Deckel der übergebogenen Kapsel. Ebenda. (H. **parietinum** *L.*) 117) H. **tenerum** *Sw.* Fl. Ind. occ. mit kriechendem, weitschweifig-ästigem Stengel, haarförmigen, ausgesperrten Zweigen, offen und entfernt von einander stehenden, breit lanzettförmigen, langzugespitzten, durchscheinenden, zarten Blättern und stachlichtstumpfem Deckel der übergebogenen Kapsel. Auf Jamaika, Portorico und in Südamerika. (H. **Coxense** *Kunth.* Syn.) 118) H. **adnatum** *Hedw.* (Sp. post. t. 64. f. 6—10.) mit kriechendem Stengel, einfachen, abgekürzten Zweigen, dachziegelförmigen, aufrechten, herzförmigen, langzugespitzten, concaven Blättern und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Nordamerika. 119) H. **moniliforme** *Wahlenb.* (Fl. lapp. t. 24.) mit kriechendem, ästigem Stengel, aufrechten, drehrund-fadenförmigen, dachziegelförmigen, angedrückten, eiförmigen, ziemlich stumpfen, concaven, durchscheinenden, zarten Blättern und konischem Deckel der ablangen, aufrechten Kapsel. In Lappland und auf den norischen Alpen. (**Leskea iulacea** und Hypnum **iulaceum** *Schwägr.* Suppl. I. t. 89.) 120) H. **cochlearifolium** *Schwägr.* (Suppl. I. t. 88.) mit kriechendem Stengel, aufsteigenden, an der Spitze wurzelschlagenden Zweigen, dachziegelförmigen, angedrückten, rundlichen, concaven Blättern und horizontaler, ablanger Kapsel. In Neuholland und Südamerika. (H. **concavum** *Kunth.*) 121) H. **aquatile** *Mart.* Fl. crypt. erlang. mit kriechendem Stengel, niederliegenden Zweigen, undeutlichem Nerven und schiefgeschnäbeltem Deckel der ablangen, aufrechten Kapsel. Diese Art, welche in Franken wächst, ist noch zweifelhaft. 122) H. **crassiusculum** *Brid.* Suppl. mit kriechendem Stengel, abgekürzten Zweigen, zerstreut- und offenstehenden, lanzettförmigen, langzugespitzten, widerscheinenden Blättern und langschnäbligem Deckel der ablangen, übergebogenen Kapsel. Auf Tristan d'Acunha und in Neu-Granada. Abb. *Schwägr.* Suppl. I. t. 91. 123) H. **flexile** *Sw.* Fl. Ind. occ. mit verlängertem, hin- und hergebogenem, ästigem Stengel, dachziegelförmigen, breit-eiförmigen, stumpfen, am Rande umgebogenen, concaven Blättern und ablanger, aufrechter Kapsel. Auf Jamaika und Neuseeland. Abb. *Hook.* Musc. ex. II. t. 110. (**Leskea flexilis** *Hedw.* Sp. posth. t. 58., Hookeria *Sm. Linn.* Trans.) 124) H. **Arbuscula** *Hook.* mit aufrechtem, unterhalb nacktem, oberhalb ästigem Stengel, dachziegelförmig beisammenstehenden, eiförmigen, concaven, an der Basis undeutlich zweinervigen Blättern, abgekürztem Fruchtstiel und ablanger, aufrechter Kapsel. Auf Neuseeland. (Hookeria *Sm.*) — *β*) Mit gesägten oder gezähnelten Blättern: 125) H. **umbratum** *Hoffm.* fl. germ. mit aufrechtem, weitschweifig-ästigem Stengel, offenstehenden, eiförmigen, langzugespitzten, feingesägten, gefalteten Blättern und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Teutschland. Abb. *Hedw.* Sp. post. t. 67. f. 10—13. 126) H. **reptans** *Sw.* Prodr. mit kriechendem Stengel, büschelförmigen, haarförmigen, an der Spitze wurzelschlagenden Zweigen, zerstreut- und offenstehenden, lanzettförmigen, langzugespitzten, feingesägten, sehr zarten Blättern und stachlichtstumpfem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Westindien. Abb. *Hedw.* Sp. posth. t. 68. f. 1—6. 127) H. **intortum** *Pal. Beauv.* Aetheog. mit kriechendem Stengel, einfachen, aufrechten Zweigen, zerstreut- und offenstehenden, lanzettförmigen, linienförmigen, entfernt-gezähnten Blättern und krummschnäbligem Deckel der nickenden, krugförmigen Kapsel. Auf den Mascarenhas. Abb. *Schwägr.* Suppl. I. t. 92. 128) H. **elegantulum** *Hook.* (Musc. ex. I. t. 84.) mit kriechendem, ästigem Stengel, schlaff-dachziegelförmig beisammen- und offenstehenden, eiförmigen, langzugespitzten, gezähnelten Blättern und konischem Deckel der übergebogenen Kapsel. In Neu-Granada. (H. **pallidum** *Kunth.*) 129) H. **Andicola** *Hook.* (Musc. ex. I. t. 83.) mit aufsteigendem, weitschweifig-ästigem Stengel, dachziegelförmig beisammen- und offenstehenden, aufrechten, eiförmig-lanzettförmigen, fast feingesägten Blättern und geschnäbeltem Deckel der ablangen, aufrechten Kapsel. Diese Art, welche in Quito wächst, ist noch zweifelhaft. (H. **affine** *Kunth.*) — S. *Spr.* Syst. IV, 199. (*Sprengel.*)

HYPNUS (Ὑπνοῦς, οῦντος), war ein Küstenort in der thessalischen Halbinsel Magnesia am ägäischen Meere, auf einem klippenreichen Vorsprunge des Pelions gelegen, welcher den Schiffen, namentlich der Flotte des Xerxes, verderblich wurde. Strabon IX. am Ende.

(*Kanngiesser.*)

HYPO (ὑπὸ) findet sich in vielen zusammengesetzten, aus dem Griechischen stammenden Worten; die meisten derselben sind unter den einfachen zu suchen. (*R.*)

HYPO wird auch in der musikalischen Kunstsprache, vornehmlich bei ältern Schriftstellern, oft genug gebraucht, und bedeutet soviel wie unter, z. B. Hypodiatessaron, Unterquarte. Dem Worte Hypo ist Hyper, ὑπέρ, über oder ober, entgegengesetzt. Vergl. d. Art. Hyper. (*Gfr. Weber.*)

Hypoaema, s. Hyphaema.

HYPOBAROS hieß nach Ktesias', von Plinius (H. N. XXXVII, 2. al. 11.) aufbewahrter Angabe ein von Norden herströmender, und neben einem waldigen Berge, welcher mit Siptachoren oder Elektrum tragenden Bäumen bewachsen, in den östlichen (exortivum) Ocean stürzender Fluß in India intra Gangem. (*A. G. Hoffmann.*)

Hypobiasmos, s. Gleichung.

HYPOBLEPHARON (von ὑπὸ, unter, und βλέφαρον, Augenlid), 1) jede Anschwellung unter den Augenlidern; 2) das künstliche Auge, Oculus artificialis, aus Glas- oder Emailmasse, oder aus reinem, dann emaillirtem Dukatengolde. (*Wiegand.*)

Hypobranchia, Hypobranchiata, s. Gasteropoda.

Hypocaelus, s. Nachträge zum H.

Hypocalyptus *Thunb.*, s. Podaliria *Lam.* (biflora *W.*, calyptrata *W.* und buxifolia *W.*) und Virgilia *Lam.* (intrusa *R. Br.*)

HYPOCATHARSIS, Ὑποκάθαρσις (von ὑπὸ, unter, und καθαίρω, s. καθαιρέω, nach Unten wegnehmen), eine gelinde Ausleerung durch den Stuhl. (*Wiegand.*)

Hypocaustum, s. unt. Wohnhaus u. Bad.

HYPOCHAERIS *L.* Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cichoriaceen der natürlichen Familie der Compositae, und der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe. Ihr Charakter besteht in einem dachziegelförmig-schuppigen, gemeinschaftlichen Kelch, einem spreublätterigen Fruchtbehälter, ungestielter Samenkrone des Randes, und gestielter Samenkrone der Scheibe. 1) H. canescens *Stev.* (Mem. soc. nat. cur. mosqu.), mit ästigem, blattreichem Stengel, ablangen, buchtig-gezähnten Blättern, und fast schuppigen, wie der Kelch weißgrau-feinbehaarten Blüthenstielen. Am Kaukasus. 2) H. radicata *L.*, mit ästigem, ziemlich nacktem, glattem Stengel, schrotsägenförmigen, stumpfen, etwas steifbehaarten Blättern und schuppigen Blüthenstielen. In Europa. Abb. Fl. dan. t. 150. (Achyrophorus radicatus *Scop.* carn.) 3) H. glabra *L.*, mit fast ästigem, ziemlich nacktem Stengel, ablangen, stumpfen, buchtig-gezähnten Blättern, welche, wie die Kelche, unbehaart sind, und nicht schuppigen Blüthenstielen. Ebenda. Abb. Fl. dan. t. 424. 4) H. macrorrhiza *Günth.* (in *Spr.* Syst.), mit meist beblättertem, ziemlich einfachem, unbehaartem Stengel, lanzettförmigen, zugespitzten, wenigzähnigen, etwas hackerigen Wurzelblättern, und unbehaartem Kelch. In Calabrien. 5) H. dimorpha *Brot.* lusit., mit ästigem, ziemlich nacktem, unbehaartem Stengel, ablangen, stumpfen, buchtig-gezähnten, zerstreutbehaarten Wurzelblättern, fast schuppigen Blüthenstielen, unbehaartem, den Blümchen an Länge fast gleichendem Kelch und haariger Samenkrone des Randes. In Portugal. 6) H. arachnites *Bivon. Bernard.*, mit fast ästigem, ziemlich nacktem, unbehaartem Stengel, ablangen, stumpfen, buchtig gezähnten, hackerigen Wurzelblättern, unbehaartem, oder borstigem Kelch, und spinnewebartig-wolliger Samenkrone des Randes. In Sicilien, Spanien und im nördlichen Afrika. (H. minima *Desf.* atl., hispida *Roth* catal., Achyrophorus minimus *Hornem.* Enum. — Hyp. adscendens *Brot.* ist eine Abart.) 7) H. hispida *W.* (Hort. berol. t. 46.), mit ästigem Stengel, lanzettförmigen, gezähnten Blättern und steifbehaartem Kelche. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 8) H. maculata *L.*, mit straff-aufrechtem, ziemlich nacktem, meist einblumigem Stengel, welcher, wie die ablangen, gezähnten Wurzelblätter, zottig ist, und mit verdeckten Blüthenstielen. In Europa und Kaukasien. Abb. Fl. dan. t. 149. (Achyrophorus maculatus *Scop.* carn.) *). 9) H. helvetica *Murr.* Syst., mit ganz einfachem, einblumigem, beblättertem Stengel, lanzettförmigen, gezähnelten, steifbehaarten Wurzelblättern, gewimperten Stengelblättern, verdicktem Blüthenstiel und eiförmigen Kelchschuppen. Auf den Alpen des mittlern Europa's. Abb. *Jacqu.* Ic. I. t. 165. (H. uniflora *Vill.* delph. III. t. 23.) 10) H. sonchoides *Kunth.* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. IV. t. 301.), mit ganz einfachem, einblumigem, meist beblättertem, abgekürztem Stengel, ablang-lanzettförmigen, gezähnten, unbehaarten Wurzelblättern, ablangen Schuppen des glatten Kelches und ungestielter Samenkrone. Auf den Gebirgen von Quito. S. *Spr.* Syst. III, 668. H. pontana *L.* ist Hieracium montanum *Jacqu.*, H. pinnatifida *Cyrill.* = Robertia pinnatifid. *Spr.*, und H. glauca *Presl.* = Seriola albicans *Tin.* (*Sprengel.*)

Hypochaeum, Hypocheum, s. Nativitätstellen.

HYPOCHALCIS war eine Stadt auf der linken Seite des Flusses Evenus, für welchen Dionysius Per. (v. 496) fälschlich Achelоos setzt, nicht weit von seiner Mündung ins ionische Meer, in Ätolien, an einem Berge, Chalcis, von dem sie den Namen führte, gelegen. Sie wird auch schlechthin Chalcis genannt, jedoch unter jenem Namen aufgeführt, um sie von dem berühmtern Chalcis auf Euböa zu unterscheiden. Homer (Il. II, 640) nennt sie Χαλκίδα ἀγχίαλον. *Thucydid.* II, 83. *Strabo* X. p. 451. (*Kanngiesser.*)

HYPOCHLOROMELAS, Ὑποχλωρόμελας (von ὑπόχλωρος, grün-gelb, bleich-blaß, und μέλας, schwarz), bei Hippokrates ein Mensch mit chlorotisch-schwärzlicher Hautfarbe. (*Wiegand.*)

Hypochnus *Fr.*, s. Thelephora *Ehrh.* (vinosa *Pers.*)

Hypocheeris, s. Hypochaeris.

---

*) Das gefleckte Ferkelkraut (H. maculata) dient jung zum Pferdefutter, auch fressen die Schweine seine Wurzeln, sowie auch die Blätter, gern; die gelben Blumen liefern den Bienen Stoff zu Honig und Wachs, selbst Menschen können die Blätter unter dem Gemüse verspeisen. (*Fr. Heusinger.*)

Hypochondria, Hypochondriaca regio, Hypochondriacus, s. Hypochondrie u. Hypochondrien.

HYPOCHONDRIALGIOLOGIE, auch **HYPOCHONDRALGOLOGIE** (von *ὑπὸ*, unter, *χόνδρος*, [Brustbein-]Knorpel, *ἄλγος*, Schmerz, und *λόγος*, Lehre), die Lehre von der Hypochondrie oder vom hypochondrischen Schmerze. (*Wiegand.*)

HYPOCHONDRIE kommt von den griechischen Worten *ὑπὸ*, unter, und *χόνδρος*, Knorpel. Ohne Zweifel soll der Name Hypochondrie den Sitz dieser Krankheit anzeigen, welcher vorzüglich in den Hypochondrien ist. Nach der allgemeinsten neuern Meinung besteht die H. in einer Affection der Lebenskräfte der Ernährungsnerven, während die Hysterie, mit welcher sie bisweilen beim weiblichen Geschlechte verbunden ist, in einer Affection des uterus besteht. Die Hypochondrie ist von Manchen mit der Monomanie oder Melancholie verwechselt worden, wovon sie sich nach Esquirol hauptsächlich durch die Dyspepsie unterscheidet, welche ein beständiger Begleiter der Hypochondrie ist. Synonyme sind: Milzkrankheit, névrose gastro-intestinale bei einigen neuern französischen Schriftstellern, morbus flatuosus bei Diokles und Aëtius, mater scorbuti bei Barbette (weil man beobachtet hat, daß sie nach dem 50. Lebensjahre bisweilen in Scorbut übergegangen ist), morbus resiccatorius, morbus ructuosus, morbus niger, morbus corruptorum, morbus mirachialis von dem arabischen Worte mirach, welches venter, epiploon oder peritoneum bedeutet, kutubuth bei den Arabern, *ὑποχονδριακὸν πάθος καὶ φυςῶδες, ἀναντῆ* bei Hippokrates und andern griechischen Ärzten, vapeurs, ein populärer Ausdruck in Frankreich, die Hachmutter an einigen Orten von Niedersachsen.

Die Hypochondrie ist eine Krankheit aller Zeiten, aller Länder; sie war vorzüglich häufig bei den alten Griechen und den Juden; sie zeigt sich in allen Jahreszeiten und in allen Temperaturen, bei dem einen Geschlechte wie bei dem andern, doch ergreift sie nicht ohne Unterschied alle Lebensalter und alle Menschenclassen, sondern vorzugsweise die Erwachsenen, die Gelehrten, Personen, welche eine sehr lebhafte Einbildungskraft, eine sehr starke Sensibilität besitzen, weshalb wol Seneca gesagt haben mag: non est magnum ingenium sine mixtura dementiae. Bisweilen wird diese Krankheit von den Ältern auf die Kinder fortgepflanzt, doch meist entspringt sie von schweren Sorgen, von verschiedenen Unglücksfällen, von Erschöpfung der Kräfte des Geistes oder des Körpers. Sie verschont aber auch diejenigen nicht, welche ein sorgenloses Leben führen. Bei diesen kann sie durch Diätfehler, durch den unmäßigen Gebrauch von Brechmitteln, Purgirmitteln rc. hervorgebracht werden. Übrigens kann sie auch durch zurückgehaltene Samenfeuchtigkeit, durch Unterdrückung der Gonorrhoe, durch unzeitige Unterdrückung von Wechselfiebern rc. entstehen. Der plötzliche Übergang aus einer hohen Temperatur in eine sehr dicke Luft, die Verkältungen, zu leichte Kleidung, eine sitzende Lebensart, können Ursachen dieser Krankheit werden. Die Soldaten sind gewöhnlich frei von Hypochondrie, so lange sie durch Krieg in Thätigkeit erhalten werden, aber viele von ihnen bekommen diese Krankheit, wenn sie nach beendigtem Kriege anfangen, ein müßiges Leben zu führen. Das Studium der Medicin und die Ausübung derselben machen auch sehr geneigt zur Hypochondrie. Endlich ist auch der häufige Umgang mit Hypochondristen noch als eine Ursache dieser Krankheit zu erwähnen.

Eine Affection des Magens und der Gedärme, wovon eine erschwerte Verdauung abhängig ist, zeigt gewöhnlich immer zuerst die Hypochondrie an. Nach der Mahlzeit klagen die Kranken über ein Vollsein in der Magengegend, bisweilen über einen drückenden Schmerz, über mehr oder weniger beschwerliche Spannung und eine beträchtliche Anschwellung im epigastrium oder in den Hypochondrien; sie bekommen Flatus, Borborygme in dem Abdomen, saures Aufstoßen, müssen immerfort gähnen; die Zunge ist oft früh nüchtern mit einem schleimigen Überzuge bedeckt. Manche Kranke sind von fast beständigem Schluchsen gequält, und andere erbrechen oft mehr oder weniger zähen Schleim oder saure Feuchtigkeiten. Bisweilen ist der Appetit schwach und dann wieder übermäßig stark. In manchen Fällen ist der Appetit sehr gut, aber was der Kranke mit Appetit genossen hat, verdaut er nur schwer. Bei dem Einen bemerkt man die pica, oder Appetit nach nicht genießbaren Substanzen und bei dem Andern eine Art von malacia oder Appetit nach Speisen von schlechter Beschaffenheit, vorzüglich bei hypochondrischen Weibern während ihrer Schwangerschaft. Bisweilen empfinden die Kranken einen wahren Heißhunger oder ein fast unwiderstehliches Bedürfniß, Speisen zu genießen.

Der Athem ist bei Manchen rein oder nur Morgens verändert, und bei Andern sauer, selten äußerst übelriechend. Manche erleichtern die Schmerzen, welche sie von der durch die Flatus bewirkten Ausdehnung der Gedärme empfinden, durch Druck auf den Unterleib. Manche Hypochondristen leiden an habitueller Leibesverstopfung und andere an Durchfall.

Der Urin der Hypochondristen zeigt gewöhnlich nichts Besonderes. Bisweilen wird die Respiration erschwert, die Kranken empfinden häufig Herzklopfen, bisweilen eine lästige Zusammenziehung im Halse, wobei sie plötzlich heiser werden. Der Puls ist gewöhnlich unregelmäßig. Das Gesicht drückt bisweilen eine Unruhe oder einen krankhaften Zustand aus. Manche haben eine gelbe Gesichtsfarbe und bei andern ist diese Farbe trotz ihrer großen Leiden nicht verändert. Es gibt Hypochondristen, die man von den Zigeunern nicht würde unterscheiden können, wenn sie unter ihnen wandelten. Daher der Name morbus niger. Unter die sympathischen Phänomene der Hypochondrie gehören auch die Kopfschmerzen, welche Manche empfinden. Die Krämpfe des Unterkiefers, das Zusammenfahren und Aufschrecken im Schlafe, die Ohrenschmerzen, das Klingen und Sausen der Ohren, die Krämpfe in den Unterschenkeln, welche in dieser Krankheit bisweilen vorkommen, zeigen ein ursprüngliches Leiden des Nervensystems an.

Der Hypochondrist klagt bisweilen über beständige Rheumatismen an den äußern Theilen, die bald diesen, bald jenen Ort einnehmen; über Kälte der Beine, und der ganze Körper schwindet, weil die Ernährung schlecht von Statten geht. Daher der Name morbus resiccatorius. Doch gibt es auch ziemlich beleibte Hypochondristen. Bald fliegen Mücken, bald Feuerfunken um die Augen des Hypochondristen, bald ist der Geruch widernatürlich stark, bald fehlt er, und überhaupt fehlt oft die gewöhnliche Schärfe der Sinne, die sehr oft auch bei den nämlichen Kranken widernatürlich groß ist. Häufig empfinden solche Kranke einen gewissen Stupor, der sie unthätig macht, sodaß ihnen die Gedanken vergehen, wenn sie auch nur leichte Sachen bearbeiten wollen. Zu manchen Zeiten ist bei den Hypochondristen der Geschlechtstrieb übermäßig, während sie zu andern Zeiten ganz unfähig sind, den Beischlaf auszuüben. Das Zutrauen der Hypochondristen ist ebenso wie ihr Geist nicht sicher und läßt sich leicht umwenden. Bisweilen meinen sie, ihre Krankheit sei neu, ungewöhnlich und selbst den unterrichtetsten Ärzten unbekannt, weshalb sie nicht blos jeden ihnen begegnenden Arzt, sondern auch jeden Quacksalber consultiren. Viele Schriftsteller, und namentlich Reil, haben bemerkt, daß die Hypochondristen den epidemischen und contagiösen Krankheiten selten ausgesetzt sind. Ebenso wie die Melancholici fliehen die Hypochondristen die Gesellschaften und suchen die Einsamkeit; überhaupt haben die Geistesstörungen der Hypochondristen und die der Melancholici viel Ähnlichkeit mit einander, weshalb Manche geglaubt haben, daß sich diese Krankheiten nicht von einander unterscheiden. Allein der Hypochondrist hat das Bewußtsein von seinen falschen Vorstellungen, bisweilen schon während er sie sich macht; er ist deshalb fähig, sich anzustrengen, um sie eine gewisse Zeit lang zu unterdrücken. Übrigens läßt sich sein Geist leicht umwenden, sodaß er von einer falschen Vorstellung leicht abkommt und zu einer andern übergeht, welche sein Verstand ebenfalls bald als unrichtig erkennt. Der Melancholicus hingegen behält gewöhnlich seine fixe Idee fast während des ganzen Laufes seiner Krankheit, und ist äußerst schwer davon abzubringen, denn sein Verstand sagt ihm nicht, daß sie unrichtig sei. Daher ist jener um seine Herstellung gewöhnlich ängstlich bemüht, während sich dieser bisweilen aller ärztlichen Behandlung widersetzt.

Die Natur heilt bisweilen die Hypochondrie, ohne daß sie durch Arzneimittel unterstützt wird. So hat man gesehen, daß sie nach einem mehr oder weniger anhaltenden Fieber, nach einem Wechselfieber, oder nach einer Entzündung rc. von selbst verschwunden ist. Oft hat sie sich durch allgemeine oder partielle Schweiße an den Händen, in den Achselgruben, vorzüglich an den Füßen durch acute oder chronische Ausschläge verloren. Verschiedene andere Excretionen, wie die von Urin, der von faeces, von Galle, von Speichel, von Thränen, von Schleim, von Blut, haben auch bisweilen die Hypochondrie entfernt.

Bei der Auswahl der Heilmittel dieser Krankheit muß vorzüglich auf die Ursache Rücksicht genommen werden, durch welche sie hervorgebracht worden ist. Wenn ihre Ursachen psychische gewesen sind, so muß man ihr psychische Mittel und eine sogenannte medicina exspectans entgegenstellen. Wenn zu lange Zeit fortgesetzte Geistesanstrengungen die Hypochondrie erzeugt haben, so muß man diese Ursache entfernen, und häufiges Spazierengehen, Reiten rc. empfehlen. Wenn die Krankheit von schweren Sorgen oder Unglücksfällen entstanden ist, so muß man durch Tröstungen, Zerstreuung und andere psychische Mittel zu Hilfe zu kommen suchen. Die physischen Ursachen, wie die Unterdrückung einer Hämorrhagie, einer Hautkrankheit rc., sind durch die Mittel zu bekämpfen, deren Wirksamkeit die Erfahrung erwiesen hat. Auch muß die Behandlung verschieden sein, je nachdem die Krankheit von Onanie, von dem übermäßigen Gebrauche der Purgirmittel rc. entstanden ist. Bisweilen ist das Klima die Krankheitsursache gewesen, und die Kranken sind da, wie z. B. die den Nervenkrankheiten häufig unterworfenen Engländer, durch den Aufenthalt in einem bessern Klima geheilt worden.

Die Fußreisen in einer guten Luft bekommen fast allen Hypochondristen gut, vorzüglich in einem Lande, welches für sie neu ist. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die Speisen in der Behandlung der Hypochondrie, welche durch an sich schwer zu verdauende Nahrungsmittel immer mehr Beschwerden erregt.

Man sieht hieraus, daß in der Hypochondrie es hauptsächlich darauf ankommt, ihre Ursache zu entfernen, und daß man dann ihr hauptsächliches Symptom, die Dyspepsie, durch cardiaca, tonica, excitantia zu heben suchen muß, wie durch Theriak, Rhabarber, China, durch die martialia, durch liq. anod. min. *Hoffm.*, Spirit. salis ammoniaci anisatus etc. Diese Mittel sind aber, sowie die narcotica, blos als Palliativmittel zu betrachten, welche nur eine vorübergehende Erleichterung hervorbringen, so lange als die Ursache der Krankheit noch nicht gehoben ist. Während des Laufes der Hypochondrie bringt ein vorzüglich Morgens erfolgendes Erbrechen von einer sauren, wässerigen Flüssigkeit immer eine vorübergehende, bisweilen kaum einen Tag dauernde, Erleichterung hervor. Es wird daher bisweilen nothwendig, Brechmittel anzuwenden, wenn es durch häufiges Aufstoßen, durch Spannung in der Magengegend, sauren oder bittern Geschmack im Munde angezeigt wird, und doch nicht bald von selbst erfolgen kann.

Am meisten werden die Hypochondristen gewöhnlich in der Nacht gequält, während sie im Bette liegen. In dieser Lage steigen die Flatus in den Magen, dehnen ihn übermäßig aus und bringen verschiedene Beschwerden hervor, wie Kardialgie, Anschwellung der regio epigastrica, erschwerte Respiration, Unruhe, Angst, Schlaflosigkeit, Kälte der Beine und des Abdomen, Herzklopfen, die Empfindung einer bevorstehenden Apoplexie. Die Kranken verhüten bisweilen diese Zufälle, wenn sie etwas Kochsalz in Wasser aufgelöst vor Schlafengehen trinken, wodurch die peristaltische Bewegung der Gedärme vermehrt wird, oder wenn sie excitantia in den

Unterleib einreiben, welche dieselbe Wirkung hervorbringen. Die Purgirmittel bringen auf dieselbe Weise bisweilen Erleichterung hervor, nämlich durch Vermehrung der peristaltischen Bewegungen der Gedärme. Die natürlichen Mineralwasser wirken auf ähnliche Weise.

Gegen eine durch unglückliche Liebe hervorgebrachte Hypochondrie wirken am kräftigsten Tröstungen, Reisen, und vorzüglich die Aussicht zu der Möglichkeit eines baldigen, neuen Liebesverständnisses, weshalb auch Ovid angerathen hat

. . . . binas habeatis amicas
Alterius vires subtrahit alter amor.

In den Tusculanen findet man dieselbe Meinung ausgesprochen: Etiam novo quodam amore veterem amorem, tamquam clavo clavum ejiciendum.

Man sieht hieraus, daß die Hypochondrie eine Einbildung zu nennen, wie Manche gethan haben, Unwissenheit und Grausamkeit sein würde, und wenn auch nur die Imagination in dieser Krankheit afficirt wäre, so würde sie schon schwer genug sein, um unser Mitleiden zu verdienen. Diejenigen, welche alle Zufälle des Hypochondristen blos ein freiwilliges, verdrießliches und mürrisches Wesen nennen, verspotten ihn daher nur auf eine unfreundliche Weise *). (*Wilhelm Leopold Brehme.*)

HYPOCHONDRIEN, HYPOCHONDRIA, Ὑποχόνδρια (von ὑπὸ, unter, und χόνδρος, Knorpel), auch

---

*) Literatur. *Lothus*, Diss. de morbo literatorum, qui vulgo affectus hypochondriacus indigitatur. (Regiom. 1631. 4.) *Rolfink*, Diss. de affectu hypochondriaco. (Jenae 1631. 4.) Diss. de affectione hypochondriaca. (Ibid. 1658. 4.) *Honor. Hering*, De melancholia in genere et affectione hypochondriaca in specie. (Brem. 1638. 12.) *Bautzmann*, Diss. de affectione hypochondriaca. (Lugd. Bat. 1643. 4.) *Robert Nicander*, Historia memorabilis feminae, bis triennio hypochondria laborantis. (Paris 1646.) *Malach. Geiger*, Microcosmus hypochondriacus, s. de melancholia hypochondriaca. (Monach. 1651. 4.) *Drelincourt*, Ergo affectioni hypochondriacae chalybs. (Monspelii 1654. 4.) *Herm. Conring*, Diss. de malo hypochondriaco. (Helmst. 1662. 4.) *Friderici*, Diss. de affectus hypochondriaci genuina indole. (Jenae 1662. 4.) *Paulus Ammann*, Diss. de affectione hypochondriaca. (Lips. 1664. 4.) *Waldschmied*, Diss. de affectione hypochondriaca. (Gissae 1666. 4.) *Highmorus*, De affectione hypochondriaca. (Amstelod. 1660.) *Schenck*, Diss. de passione hypochondriaca. (Jenae 1666. 4.) *Ej.* Diss. de malo hypochondriaco. (ibid. 1668. 4.) *Ej.* Diss. Aeger laborans malo hypochondriaco scorbutico. (ibid. 1670. 4.) *Trombetti*, Apologia della passione ipocondriaca. (Genova 1674. 12.) *Georg. Wolfg. Wedel*, Diss. Aeger hypochondriacus. (Jenae 1676. 4.) *Ej.* Diss. de morbo hypochondriaco. (ibid. 1676. 4.) *Beckmann*, Diss. de affectione hypochondriaca. (Lugd. Bat. 1676. 4.) *Olaus Borrichius*, Diss. de malo hypochondriaco. (Havniae 1676. 4.) *Ettmüller*, Diss. de malo hypochondriaco. (Lips. 1676. 4.) *Paulus Zacchias*, De malo hypochondriaco. (Romae 1679. 4.) *Legier*, Ergo hypochondriaci mollius purgandi. (Paris 1681. 4.) *Helwig*, Diss. de affectione hypochondriaca. (Gryphisw. 1685. 4.) *Walter*, Diss. de suffocatione hypochondriaca in viro. (Lugd. Bat. 1688. 4.) *Vesti*, Diss. de malo hypochondriaco. (Erfordiae 1691. 4.) *Ej.* Diss. de affectione hypochondriaca. (ibid. 1702. 4.) *Chastellan*, Traité des convulsions et des mouvemens convulsifs, qu'on appelle à présent vapeurs. (Lyon 1691. 12.) *Rud. Jac. Camerarius*, Diss. de diabete hypochondriacorum periodico. (Tubing. 1695. 4.) *Vater*, Diss. de morbo sic dicto hypochondriaco. (Witteb. 1702. 4.) *Georg Ernst Stahl*, Diss. de malo hypochondriaco-hysterico. (Halae 1703. 4.) *Loew de Erafeld*, Diss. Proteus medicus, varias morborum facies effermans, seu affectio hypochondriaca. (Pragae 1708. 4.) *Baier*, Diss. de malo hypochondriaco (Altdorf 1709. 4.) *Mich. Alberti*, Diss. de malo splenetico. (Halae 1719. 4.) *Ej.* Diss. de sputatione hypochondriacorum. (ibid. 1730. 4.) *Ej.* Diss. de morbis imaginariis hypochondriacorum. (ibid. 1755. 4.) *Friedr. Hoffmann*, Diss. de praecipuo studiosorum morbo ejusque genuinis causis. (ibid. 1699. 4.) *Ej.* Opera supplem. II. p. 223. *Ej.* Diss. de vera morbi hypochondriaci sede, indole ac curatione. (ibid. 1734. 4.) *Ej.* Diss. de affectu spasmodico hypochondriaco. (ibid. 1744. 4.) *Ludolff*, Diss. de malo hypochondriaco et hysterico incolis Saxoniae inferioris proprio. (Erfordiae 1725. 4.) *Sennert*, Diss. de affectione hypochondriaca. (Vitteb. 1628. 4.) *Maudeville*, A treatise of the hypochondric and hysteric diseases. (London 1730) *Fürstenau*, Diss. de usu et abusu acidularum in affectibus spasmodicis et hypochondriacis. (Rintelae 1732. 4.) *Adolphi*, Diss. de affectu mirachiali. (Lips. 1734. 4.) *Renouart*, Ergo flatulentiae hypochondriacae cathartica mitiora. (Paris 1633. 4.) *G. Cheyne*, The English malady, or a treatise on nervous diseases of all kinds. (London 1739.) *Richter*, Diss. de morbo hypochondriaco. (Gotting. 1739. 4.) *Fleming*, Nevropathia, s. de morbis hypochondriacis et hystericis L. III. (Eboraci 1740.) *Struve*, Idea mali hypochondriaci, ejusque praeservatio. (Kiloniae 1741. 4.) *Juncker*, Diss. de variabili hypochondriacorum mente. (Halae 1746. 4.) *Andr. El. Buechner*, Diss. de singulari sensibilitate hypochondriacorum, ejusque causis. (ibid. 1749. 4.) *Ej.* Diss. de dieta et regimine hypochondriacorum. (ibid. 1750. 4.) *Ej.* Diss. de vero ortu mali hypochondriaci. (ibid. 1769. 4.) *Cartheuser*, Diss. de passione hypochondriaca. (Francof. ad Viad. 1751. 4.) *Brendel*, De valetudine ex hypochondriis. (Gotting. 1752. 4.) *Albert Haller*, Diss. de malo hypochondriaco. (ibid. 1752. 4.) *Koch*, Diss. de infarctibus vasorum in imo ventre, ceu causa plurium pathematum chronicorum, speciatim mali hypochondriaci. (Argentorati 1752. 4.) *Gottl. Schuster*, Observationes therapeuticae, in quibus singulariter hypochondriorum et primarum viarum respectus habetur, calidiarum guttularum abusus evitatur, et curationes tranquilla methodo absolvuntur. (Lips. 1755.) *Triller*, Programma de vino medico, hypochondriacis salutari. (Vitteb. 1759. 4.) *Ej.* Opusc. medic. I. exercit. II. *Boehmer*, Diss. de morbo hypochondriaco. (Vitteb. 1760. 4.) *Garboe*, Diss. sistens experimenta quaedam circa malum hypochondriacum. (Halae 1762. 4.) *Beireis*, Diss. de causis, cur somnus protractus imprimis hypochondriacis noceat. (Helmst. 1767. 4.) Bilguer, Nachricht an das Publicum in Absicht der Hypochondrie. (Kopenh. 1767.) *Zuccarini*, Diss. de hypochondria. (Heidelb. 1769. 4.) *Brodkorb*, Diss. de affectione hypochondriaca ac hysterica. (Erfordiae 1772. 4.) *Giov. Ger. Zeviani*, Del flato a favore degl' ipocondriaci. (Verona 1775; ins Teutsche übers. Leipz. 1794). *Baynes*, Diss. de hypochondriasi. (Edinb. 1777.) J. Repom. Ant. Leuthler, Heilungsversuche der Milzdrüsen durch den Gebrauch des gemeinen Wassers. (Ulm 1799); vergl. Commentar. Lips. t. XXIII. p. 699. *Siess*, Idea pathematis hypochondriaco-hysterici, cum historia. (Gissae 1780. 4.) *Stark*, Diss. de malo hypochondriaco. (Edinb. 1788.) *James Rymer*, A treatise upon the indigestion and the hypochondriac disease. (Lond. 1785.) *Wightman*, Diss. de hypochondriasi. (Edinb. 1789.) Über den Nutzen gewisser Bewegungen des Körpers zur Heilung hartnäckiger Hypochondrie. (Leipz. 1720.) *Ploucquet*, Diss. de morbis nevricis, praesertim ea specie, quae ex infarctibus abdominalibus oritur. (Tub. 1791. 4.) *Hartmann*, Diss. de liene in lienosis saepe insonte. (Francof. 1791. 4.) *Winneke*, Diss. de morbo hypochondriaco a plethora oriundo. (Erfordiae 1792. 4.) *Moser*, Diss. novam mali hypochondriaci therapiam sistens. (Mogunt. 1792. 4.) Seine Methode besteht darin, daß man das Entweichen der Winde durch

hypochondrische Gegenden oder Regionen, Unterrippengegenden, Bauchseitenweichen, Seitentheile der Oberbauchgegenden, Dünnungen, Dünnungen unter den kurzen Rippen, Gegenden unter den kurzen Rippen, Weichen, Seitenweichen (Regiones hypochondriacae, Subcartilaginea, Subcartilagia, Praecordia, Partes laterales regionis epigastricae) genannt, die zu beiden Seiten am obern Theile der vordern Wand des Unterleibes unter den vordern Enden der fünf falschen Rippen gelegenen Räume des Körpers; s. Epigastrium. (*Wiegand.*)

Hypochondrium, s. d. vorherg. Art.

Hypochton, s. Nachträge zum H.

HYPOCHYMA (*ὑπόχυμα*), **HYPOCHYSIS** (*ὑπόχυσις*, von *ὑπὸ*, unter, und *χύω*, ich gieße), 1) jede Trübung der Linse oder deren Kapsel, oder beider zugleich, wodurch die Lichtstrahlen mehr oder weniger gehindert werden, bis zur Netzhaut zu dringen (der graue Star, Suffusio oculi, Cataracta); eigentlich das Unterlaufen einer Feuchtigkeit unter diese Organe, welches man für die Veranlassung des Stares hielt; 2) das Unterlaufen des Auges mit Blut (s. Hyphaema). Nach Kraus (kritisch-etymologisches medicinisches Lexikon, 2. Aufl. [Göttingen 1826]) soll man Hypochyma als das bereits gebildete Product, und Hypochysis als die eben geschehende Bildung, als das noch im Werden begriffene Product unterscheiden. (*Wiegand.*)

Hypocist, s. Cytinus *L.*

Hypoclepticum vitrum, Separatorium, ein Scheidetrichter, s. unter Trichter.

HYPOCOELON, *ὑπόχοιλον*, bei Rufus (de appell. corp. hum. part. von *ὑπόκοιλος*, hohl, etwas hohl, unterwärts hohl), nach Hippokrates (de morb. mulier. L. I. c. 25.) Hypophthalmion, nach Spigelius (de corp. human. fabrica, L. I. c. 1.) Subcavum oculi, der Raum zwischen dem untern Augenlid und dem untern Theile der Augenhöhle, der sich bei magern und kranken Subjecten als hohl zeigt (*τὸ ὑπόκοιλον τοῦ ὀφθαλμοῦ*). *Ὑπόκοιλον* (*ὑποκοιλὶς*) bedeutete nebstdem auch das untere Augenlid, und war dem *Κύλον*, *Κοῖλον*, *Ἐπικυλὶς*, womit man das obere Augenlid benannte, entgegengesetzt. Auch *Κοῖλον*, sowie sehr wahrscheinlich das synonyme *Κῦλον*, brauchte man zur Bezeichnung einer Vertiefung unter und über dem Auge, sowie man noch für den eingedrückten Theil am untern Augenlide die Benennung *ἡ κυλὰς* und *τὰ κύλα* (woher *κυλοιδιᾶν*, geschwollene Augen haben) hatte. (*Wiegand.*)

HYPOCOPHOSIS (von *ὑπὸ*, unter, sub, und *κωφός*, stumpf, stumpfsinnig, bei ältern Schriftstellern stumm, bei den neuern taub ꝛc.; *ὑπόκωφος*, halblaut, etwas stumpf, etwas stumpfsinnig, etwas taub), ein gelinder Grad von Taubheit, ein mäßiges Schwerhören, wird jedoch auch zur Bezeichnung der Harthörigkeit (Dysecoea, Auditus difficilis), ohne Berücksichtigung des Grades derselben, gebraucht; s. Taubheit. (*Wiegand.*)

HYPOCRANIUM (apostema, von *ὑπὸ*, unter, und *κρανίον*, Hirnschädel), ein Absceß oder Geschwür unter dem Schädel und über der harten Hirnhaut. Kraus (krit. etymol. medic. Lexikon, 2. Aufl. [Göttingen 1826] S. 429) schlägt dieses Wort zur Bezeichnung der harten Hirnhaut (Dura mater, s. Dura meninx) vor. (*Wiegand.*)

Hypocykloide, s. Epicykloide.

Hypocyphtus, s. Nachträge zum H.

HYPODERIS, HYPODERMIS, HYPODERRHIS (von *ὑπὸ*, unter, und *δέρις*, *δέῤῥις*, eigentlich lederne Decke, auch wie *δέρμα*, die Haut, das Fell ꝛc. bedeutend), bezeichnet 1) Alles, was unter der Haut liegt; 2) bei Einigen die Oberhaut, Epidermis (s. u. a. *von Haller*, Onomatolog. medic., verbessert und vermehrt von Eberhard. [Ulm, Frankf. u. Leipzig 1772.] S. 796); 3) das sogenannte Präputium der Klitoris (weiblichen Ruthe), (s. *v. d. Linden*, Med. phys. L. II. art. 15. §. 142); und 4) heißt Hypodermis die Klitoris selbst (bei *Rufus*, De appellat. corp. hum. part.). Eigentlich hat *ἡ ὑποδερίς* die Bedeutung von Unterhals, oder Halsband, oder Bedeckung des Unterhalses. (*Wiegand.*)

---

den Mund sorgfältig verhindert. Wedekind, der Verfasser eines Werks über die Krankheiten der ersten Wege, welches in demselben Jahre und in derselben Stadt erschienen ist, räth überdies, sich anzustrengen, um die Winde durch den Mastdarm fortzutreiben. — Heinr. Tabor, Anweisung für Hypochondristen, ihren Zustand gehörig einzusehen und zu verbessern. (Dürkheim 1793.) *Sievers*, Diss. Hypochondriacae atque hystericae dispositionis causas nonnullas sistens. (Helmst. 1793. 4.) *Weber*, Morbi hypochondriaci veri ac nervosi signa ac diagnosis. (Rostochii 1795. 4.) Kämpf, Abhandlung von einer neuen Methode, die Hypochondrie zu heilen (Leipz. 1796); diese Methode besteht in der häufigen Anwendung der Klystiere. Joh. Clem. Tode, Nöthiger Unterricht für Hypochondristen (Kopenh. 1797); der Verfasser betrachtet die Hypochondrie als eine anomale Gicht. *Kreysig*, Diss. Pathologia mali hypochondriaci. (Vitteb. 1797. 4.) *Krey*, Diss. de connubio inter melancholiam et malum hypochondriacum. (Erfordae 1797. 4.) J. W. L. von Luce, Versuch über die Hypochondrie und Hysterie. (Gotha 1797.) *Otto*, Diss. de hypochondriaco malo monita quaedam. (Francof. ad Viad. 1795.) *Ej.* Diss. de hypochondriasi. (ibid. 1805.) *Schira*, Commentatio sistens observationem morbi hypochondriaci. (Tubing. 1801. 4.) *Pierre Pomme*, Traité des affections vaporeuses, ou maladies nerveuses des deux sexes. (Paris 1803. III.) K. Wezel, Sieg über die Hypochondrie, oder gemeinfaßliche Anweisung, das Übel der Hypochondrie und alle Krankheiten, welche aus Nervenschwäche entspringen, zu erkennen und gründlich zu heilen. (Erfurt 1805. 4.) L. Storr, Untersuchungen über den Begriff, die Natur und die Heilbedingungen der Hypochondrie. (Stuttg. 1805.) *Louyer-Villermay*, Traité sur les maladies nerveuses, et particulièrement sur l'hysterie. (Paris 1816.) Joh. Christ. Gottl. Ackermann, über die Krankheiten der Gelehrten und die leichteste und sicherste Art, sie abzuhalten und zu heilen. (Nürnb. 1777.) Joh. Hill, Praktische Abhandlung von der Natur und Heilungsart der Milzkrankheit oder Hypochondrie; a. d. Engl. übers. (Bremen 1776.) In dieser Schrift empfiehlt der Verf. das Milzkraut (*ἄσπληνον*, spleen-wort). Heinr. Friedr. Delius, Abhandlung von Blähungen und Dünsten. (Nürnb. 1766.) *Ej.* Diss. de consensu pectoris cum infimo ventre. (Halae 1743.) *Raulin*, Traité des affections vaporeuses de sexe, avec l'exposition de leurs symptomes, de leurs différentes causes, et la méthode de les guerir. (Paris 1758.) *Hippokrates*, *περὶ φύσων*. Leydn. Ausg. 1. Th. S. 399. *Joh. Fienus*, De flatibus humanum corpus molestantibus commentarius novus et singularis. (Antw. 1482. Teutsche Ausg. Schneeb. u. Leipz. 1744).

Hypoderma, 1) Botan. H. *Cand.*, s. Hysterium *Tod.* 2) Zool., s. die Nachträge zum H. und Hypogea *Tabanus*.

Hypodermis, **Hypoderrhis**, s. Hypoderis.

HYPODESIS (ὑπόδεσις, auch ὑπόδησις, von ὑπό, unter, und δέειν, binden, anbinden), der untere Verband (Hypodesma, Hypodesmis, Hypodesmus), auch die Unterbindung eines Gefäßes, eigentlich das Darunterbinden. (*Wiegand.*)

Hypodesma, **Hypodesmis**, **Hypodesmus**, s. unter Hypodesis.

HYPODEXIA, **HYPODEXIS**, **HYPODOCHE** (ὑποδεξίη, ὑποδεξις, ὑπόδοχή), die Aufnahme, Annahme, Bewirthung, der zur Bewirthung nöthige Vorrath; bei Hippokrates die gehörige gute Aufnahme eines Kranken bei dem Arzt, oder des Arztes bei dem Kranken. (*Wiegand.*)

Hypodiakonen, s. Diakonen.

Hypodiastole, **Diastole**, s. Unterscheidungszeichen.

HYPODIAZEUXIS heißt bei den Griechen der Zwischenraum einer Quinte in zwei Tetrachorden, die von einander durch ein eingeschobenes drittes auf folgende Art getrennt sind, z. B.:

Diezeugmenon: { e, d, c, h }

Synemmenon: { d, c, b, a }

Meson: { a, g, f, e }

Hier bildet also das tiefste Intervall des Tetrachords Meson gegen den Grundton des Tetrachords Diezeugmenon eine Quinte e zu h. Das trennende Tetrachord ist Synemmenon. (*G. W. Fink.*)

Hypodoche, s. Hypodexia.

Hypodorisch, s. Dorisch; vergl. auch Hyperäolisch und Hyperjastisch.

HYPODROMOS, 1) ein bedeckter Gang zum Spazierengehen; 2) nach Ptolemäus und Marcianus Heracleota eine Stadt im südwestlichen Theil Afrika's südöstlich von Deorum currus, bei den Aethiopes Hesperii, daher vollständiger Ὑπόδρομος Αἰθιοπίας oder Αἰθιοπικός. Agathemerus (Compend. geograph. II, 5) schreibt Hippodromos (Ἱππόδρομος). (*R.*)

HYPOËSTES *Soland* Mss. (*R. Br.* Prodr.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Acanthen, und der ersten Ordnung der zweiten Linné'schen Classe, deren Charakter folgender ist: Ein vierspaltener, gleichförmiger Kelch, welcher von einer vierspaltenen Hülle eingeschlossen wird; eine zweilippige Corolle; einfächerige Antheren; eine Kapsel mit angewachsener Scheidewand, und mit gestielten Samen. 1) H. fastuosa *R. Br.* l. c., mit am Ende stehenden Blumensträußern, einseitigen Blüthen, rundlichen, stachelig-stumpfen Fetzen der Blumenhülle, zweiblumigen Kelchen, und ablangen, an beiden Enden verschmälerten Blättern. In Ostindien. (Justicia fastuosa *L.* Mant., *Vahl* Symb. t. 1.) 2) H. Forskålei *R. Br.*, mit in den Achseln und am Ende stehenden Blumensträußern, dachziegelförmig über einander liegenden Blüthen, linienförmigen Fetzen der Blumenhülle, fast einblumigem Kelch und eiförmigen, zugespitzten Blättern. In Arabien. (Justicia paniculata *Forsk.* arab., J. Forskålei *Vahl* Symb.) 3) H. purpurea *R. Br.*, mit in den Blattachseln und am Ende stehenden Blüthenähren, lanzettförmigen, unbehaarten Fetzen der Blumenhülle, und eiförmigen, an beiden Enden verschmälerten, wie die Zweige feinbehaarten Blättern. In Ostindien und China. (Justicia purpurea *L.* Sp. pl.) 4) H. floribunda *R. Br.*, mit in den Achseln und am Ende stehenden Blumensträußern, halblanzettförmigen, abgestutzten Fetzen der Blumenhülle, von denen die innern die kleinsten sind, und mit eiförmig-lanzettförmigen, langzugespitzten Blättern. In Neuholland. 5) H. aristata *R. Br.*, mit wirbelförmig in den Blattachseln stehenden, fast ungestielten Blüthen, linienförmigen, gegrannten Fetzen der Blumenhülle, und eiförmigen Blättern, welche wie die Zweige zottig sind. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. (Justicia aristata *Vahl* Symb.) 6) H. verticillaris *R. Br.*, mit wirbelförmig in den Blattachseln stehenden Blüthen, abgestutzten Fetzen der Blumenhülle, und eiförmigen, zottigen Blättern. Ebenda. (Justicia verticillaris *Thunb.* Prodr.) 7) H. serpens *R. Br.*, mit einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthen, linienförmig-lanzettförmigen Fetzen der Blumenhülle, ablangen, stumpfen, glatten Blättern, und kriechendem, krautartigem Stengel. Auf den Mascarenhas. (Justicia serpens *Vahl* Symb.) 8) H. triflora *Röm.* et *Sch.* Syst., mit verlängerten, in den Blattachseln stehenden, meist dreiblumigen Blüthenstielen, linienförmigen, stumpfen Fetzen der Blumenhülle, und eiförmigen, fast gezähnelten, wie die Zweige zottigen Blättern. In Arabien. (Justicia triflora *Forsk.* arab.) 9) H. involucrata *Spr.* Syst., mit aufrechten, in den Blattachseln stehenden Blüthentrauben, welche kürzer als die Blätter sind, lanzettförmigen, zugespitzten, am Rande hautartigen Fetzen der Blumenhülle, und lanzettförmigen, gezähnelten, wie der Stengel krummharigen Blättern. In der Provinz Calcutta. (Justicia involucrata *Roxb.* Cat.) S. *Spr.* Syst. I, 87. (*Sprengel.*)

HYPOGAEON *Savigny* (Anulata). Eine Ringelwürmergattung aus der Familie der Regenwürmer. Der Mund mit zwei zurückziehbaren Lippen, von denen die obere vortritt, die Leibesborsten nicht zurückziehbar, in neun Reihen stehend, die mittlere Reihe oben, die acht andern an jeder Seite paarweise. Diese Thiere haben einen cylindrischen, hinten stumpfen Körper, der lang ist, und aus kurzen, zahlreichen Ringen besteht, welche gegen den Mund hin weniger gedrängt und mehr

vorspringend als gegen den After sind. Zehn dieser Ringe, welche zwischen dem 26. und 39. liegen, sind angeschwollen, und vereinigen sich, um am vordern Theile des Körpers einen Gürtel zu bilden. Der letzte Leibesring ist mit einem länglichen After versehen. Die Oberlippe des Mundes bildet einen wenig lanzettförmigen Rüssel, und ist an der untern Seite gespalten, die untere ist sehr kurz. Die Leibesborsten sind lang und stachelig, sehr scharf, die obere unpaarig, die an den Seiten paarweise stehend, alle zusammen aber neun Längslinien bildend. Savigny beschreibt nur eine einzige Art, H. hirtum. Der Körper dieses Wurmes besteht aus 106 Ringen, welche genau so gebildet und gefärbt sind, wie bei dem gemeinen Regenwurme; die 14 Poren sind sehr sichtbar. Alle Borsten sind braun, zerbrechlich, leicht abfallend. Der Gürtel ist oben oft mit Braun eingefaßt, und zeigt sich ganz mit ungleichen, verwirrt stehenden, sonst aber den übrigen Borsten ähnlichen, doch auch wol mit kleinen Stacheln besetzten Borsten bedeckt. Das Vaterland ist in den Umgebungen von Philadelphia. (D. *Thon.*)

Hypogaeum, s. **Nativitätstellen u. Hypogeion.**

HYPOGALA (ὑπὸ, unter, γάλα, Milch), das Milchauge (**Hydrophthalmus lacteus**), die Ansammlung von Milch in der vordern Augenkammer bei Wöchnerinnen. (*Wiegand.*)

Hypogastrica regio und **Hypogastricus**, s. unter **Hypogastrium.**

HYPOGASTRISCHE ARTERIE, **Arteria hypogastrica** (Beckenarterie, Beckenpulsader, Beckenschlagader; innere Hüftarterie; innere Hüftenpuls- oder Schlagader; hintere Darmbeinpuls- oder Schlagader; innere Beckenpuls- oder Schlagader; Unterbaucharterie, oder Puls- oder Schlagader; Unterschmerbauchsarterie, oder Puls- oder Schlagader, **Arteria iliaca interna, s. hypoiliaca, s. pelvico-posterior**), der innere Ast der gemeinschaftlichen Hüftenpulsader (s. d. Art.), welcher nach Vorn, Unten und Innen ins Becken herabsteigt, sich bald fast senkrecht in die Höhle des Beckens wendet und in mehre Äste zerfällt, welche die in und außen an dem Becken liegenden Theile, sowie die Beckenwände selbst, versorgen. Diese Äste sind von verschiedener Größe, und weichen in ihrer Anordnung und in ihrem Ursprung in verschiedenen Körpern sehr von einander ab, sodaß sie bisweilen von andern Gefäßen abgegeben werden. Mehr oder weniger deutlich findet man die hypogastrische Arterie immer in zwei Hauptäste, in einen vordern und in einen hintern Ast, getheilt.

Der hintere Ast erzeugt immer die Gesäßpulsader, oft die Hüftlendenpulsader, die Seitenkreuzbeinblutader und die Hüftbeinlochpulsader; der vordere die Sitzbeinpulsader, die innere Schampulsader (aus welchen die mittlere Mastdarmpulsader, die Gebärmutterpulsader, die Scheidenpulsader und die Harnblasenpulsader zu entstehen pflegen) und die Nabelpulsader. Oft sind jedoch die untergeordneten Gefäße, namentlich des hintern Astes, unmittelbare Fortsetzungen des Stammes der Beckenpulsader, oder Zweige des vordern Astes. Besonders gilt das erstere für die Hüftlenden-, das letztere für die Hüftbeinlochpulsader. Beide entstehen auch nicht selten gar nicht aus der Beckenpulsader, sondern mehr oder weniger weit von der gewöhnlichen Stelle entfernt, entweder aus der gemeinschaftlichen Hüftpulsader, oder selbst aus der Schenkelschlagader (s. Meckel's Handb. d. m. Anat. 3. Bd. S. 242. §. 1473).

1) Die Hüftlendenpulsader, **Arteria ilio-lumbalis** (Hüft- und Lendenarterie; Darmbeins- und Hüftpulsader; kleine Hüftenpulsader, **Art. ilio-lumbalis, s. iliaca parva, s. iliaca anterior, s. iliaco-muscularis**), ein verschieden starker, gewöhnlich der erste Zweig des hintern Astes, welcher zuweilen auch mehrzählig ist und nicht selten ganz oder theilweise aus der gemeinschaftlichen Hüftpulsader, oder aus dem vordern Ast oder dem Stamme der Beckenarterie, oder aus der Schenkelschlagader, oder aus der mittlern Heiligbeinpulsader entspringt, oder auch einen gemeinschaftlichen Stamm mit der letzten Lendenpulsader bildet. Es läuft diese Arterie nach Außen und Hinten, wo sie sich in der Gegend der Heilig- und Hüftbeinfuge in einen aufsteigenden und in einen absteigenden Ast theilt. Jener gibt dem runden Lendenmuskel und dem Hüftbeinmuskel Zweige, anastomosirt mit der untern Lendenpulsader und sendet Ästchen in die Rückenmarkshöhle, während der absteigende Ast nach Außen läuft, sich in oberflächliche und tiefe Zweige spaltet, in die hier gelegenen Muskeln, sowie in das Darmbein begibt und mit der äußern untern Bauchdeckenpulsader zusammenfließt.

2) Die Seitenkreuzbeinpulsader, **Arteria sacra lateralis** (Seitenarterie des Kreuzknochens, Lateralsacralarterie, Seitensacralarterie, **Art. sacralis lateralis**), entspringt bisweilen auch aus dem Stamme der Beckenpulsader, oder aus der Hüftlendenpulsader, oder aus der gemeinschaftlichen Hüftpulsader, oder aus der Gesäßpulsader, oder auch als erster Zweig des hintern Astes der hypogastrischen Arterie, wenn die vorige an einer andern Stelle entsteht. Sie wendet sich nach Hinten und Innen, steigt vor den vordern Löchern des Kreuzbeines parallel mit der mittlern Sacralarterie herab und spaltet sich auf diesem Wege in innere und äußere Zweige. Erstere verbreiten sich auf der vordern Fläche des Kreuzbeins, versehen dasselbe und verbinden sich vielfach mit den Seitenästen der mittlern Kreuzbeinschlagader, während die hintern oder äußern Zweige in die vordern Kreuzbeinlöcher treten und sich in einen vordern, auf der hintern Fläche des Körpers verlaufenden, und in einen hintern Zweig, der durch das hintere Heiligbeinloch austritt und sich auf der hintern Fläche des Kreuzbeins verbreitet, theilt. Alle geben Zweige an die Lenden- und Heiligbeinnerven und an die Häute des Rückenmarks und fließen mit der vordern Rückenmarkspulsader zusammen.

Nicht selten, ja nach Meckel fast häufiger, ist die **A. sacra lateralis** doppelt, und dann ist der oberste, blos nach Hinten gehende Ast gewöhnlich von dem absteigenden Theile getrennt.

3) Die Hüftbeinlochpulsader, **Arteria obturato**

ria (verstopfende Schlagader; Arterie des eiförmigen Loches; obturatorische Arterie, Hüftlocharterie; Verstopfungs-Schlag- oder Pulsader; Hüftbeinlochschlagader, Hüftbeinlochsarterie; verschließende Schlagader), entspringt bisweilen schon an der Theilungsstelle der hypogastrischen Arterie in einen vordern und hintern Ast, bisweilen aus dem vordern Aste der hypogastrischen Arterie, bisweilen aus der Schenkelschlagader, selten sogar aus der oberflächlichen Cruralarterie, bisweilen mit der untern epigastrischen Arterie aus einem gemeinschaftlichen Stamme. Der allgemeine Charakter aller Verschiedenheiten hinsichtlich ihres Ursprungs ist Wandern nach Außen und Vorn. Sie geht dicht unter dem obern Rande der Beckenhöhle nach Außen und Vorn, gibt unbeständige Zweige an den Mastdarmheber, den innern Hüftbeinlochmuskel, die Beckendrüsen und den Hüftbeinlochnerven, und tritt dann durch den Ausschnitt des eiförmigen Loches aus dem Becken und an den obern innern Theil des Oberschenkels. Gewöhnlich schickt sie vorher nach Innen einen Ast ab, der über die Schambeinfuge weg mit der gleichnamigen der andern Seite einmündet, immer aber einen großen und kleinen Zweig zur innern Bauchdeckenarterie. In oder dicht vor dem Hüftbeinloche spaltet sie sich in einen innern und in einen äußern Ast. Der innere, kleinere geht über den äußern Hüftbeinlochmuskel weg, gibt ihm, dem kurzen und langen Anzieher, dem schlanken Schenkel- und dem Schambeinmuskel, sowie der Haut der innern Seite des Oberschenkels und der äußern Seite der äußern Geschlechtstheile Zweige, und anastomosirt mit den Zweigen der äußern Schamarterie und der äußern umschlagenen Arterie des Schenkels. Der äußere, größere Ast geht mehr in die Tiefe, tritt zwischen dem äußern und innern Hüftlochmuskel nach Außen, gibt diesen Muskeln, wie dem Schenkelgelenke, Zweige, geht sodann nach Hinten, versieht den viereckigen Oberschenkelmuskel, die Zwillingsmuskeln, den kurzen und langen Bauch des Anziehers des Schenkels, sowie die obern Enden der Unterschenkelbeuger und die Substanz des äußern Schenkelknorrens mit Zweigen, und anastomosirt theils mit dem innern Ast im Umfange des Hüftbeinlochs, theils mit der Sitzbeinpulsader nach Oben, theils mit der innern Kranzarterie und der innern Mastdarmschlagader nach Innen.

4) Die Gesäßpulsader, Arteria glutaea (obere Gesäßarterie, oder G. Schlagader, oder G. Pulsader, Art. glutaea superior, Art. iliaca posterior, Art. iliaca externa), ist der ansehnlichste Zweig des hintern Astes der Beckenpulsader und die Fortsetzung desselben. Nicht selten geht sie aus einem gemeinschaftlichen Stamme mit der Sitzbeinpulsader hervor, und erzeugt bisweilen alle Äste, die sonst als eigene Gefäße aus dem hintern Aste der Beckenpulsader entstehen. Sie wendet sich von der Scham- und Hüftbeinfuge zum untern Theile des Hüftbeins nach Unten, Vorn und Außen, gibt dem Darmbein-, dem innern Hüftloch-, sowie dem Birnmuskel und dem Mastdarmheber, auch dem Schambeine Zweige, tritt dann zwischen dem Birn- und dem mittlern und äußern Gesäßmuskel durch den Hüftbeinausschnitt aus der Beckenhöhle, wendet sich nach Oben und spaltet sich in eine ansehnliche Menge Zweige, welche sich in den drei Glutäen und dem Birnmuskel zerästeln, und mit der äußern Bauchdeckenpulsader, sowie mit der letzten Lenden- und der Hüftlendenschlagader nach Oben, nach Unten aber mit der Sitzbein- und der äußern umschlagenen Arterie des Oberschenkels anastomosiren.

5) Die Sitzbeinpulsader, Arteria ischiadica (ischiadische Arterie, Arteria glutaea inferior, untere Gesäßpulsader, oder G. Schlagader, oder G. Arterie), gewöhnlich der erste Zweig des vordern Astes der Beckenschlagader, entspringt bisweilen mit der innern Schamarterie oder mit der glutäischen Arterie aus einem Stamme. Sie steigt vor der Gesäßpulsader nach Vorn und Unten herab, gibt gewöhnlich einige Zweige zur Harnblase und zum Mastdarm, und tritt durch den Hüftbeinausschnitt, nach Unten und Hinten von der vorigen Arterie entfernt, zwischen dem Birn- und mittlern Gesäßmuskel, aus dem Becken heraus. Sie schickt alsdann Zweige zu dem Gesäß-, dem Zwillings- und dem viereckigen Schenkelmuskel, sowie an den hintern Theil des Hüftgelenkes, und gibt die Steißbeinarterie (Arteria coccygea) ab, welche sich in die Schließmuskeln des Afters verbreitet. Oft schickt sie die mittlere Mastdarm-, die Gebärmutter-, die Scheiden- und die Blasenpulsader ab; und nicht selten entsteht auch aus ihr eine untere, seitliche Kreuzbeinpulsader.

6) Die innere Schampulsader, Arteria pudenda interna (mittlere, oder gemeine, oder gemeinschaftliche, oder umschlagene Schampulsader, oder S. Schlagader, oder S. Arteria; äußere Mastdarmpulsader, Arteria pudenda media, s. communis, s. circumflexa, s. pudica pelviena, s. haemorrhoidea, s. haemorrhoidalis externa), tritt gewöhnlich mit der Sitzbeinpulsader zugleich durch den Hüftknochenausschnitt aus dem Becken heraus, geht längs dem Körper des Sitzbeins und dicht auf der hintern Fläche des Heiligbein-Höckerbandes, zwischen diesem und dem Heiligbein-Stachelbande herab, tritt hier wieder in das Becken und bleibt nun bis zur Schambeinfuge in demselben, steigt längs dem hintern Rande des absteigenden Sitzbeinastes, an der innern Fläche desselben, bis zum Höcker herab, wendet sich hierauf immer an der innern Fläche längs dem aufsteigenden Sitzbein- und dem absteigenden Schambeinaste nach Oben, und geht unter der Schambeinvereinigung in die äußern Geschlechtstheile, wo sie sich endigt. Innerhalb des Beckens entspringen oft eine oder mehre Blasenpulsadern, die mittlere Mastdarmpulsader, die Gebärmutter oder die Scheidenpulsader, zuweilen selbst die Hüftbeinlocharterie aus dieser Schlagader, sowie sie auch noch mehre kleinere Zweige zu den innern Sexual- und den harnabscheidenden Organen sendet. Ihr am absteigenden Sitzbeinaste gelegener Theil versorgt den Knochen, den innern Hüftbeinlochmuskel, sowie die obern Enden der Beugemuskel des Oberschenkels und den untern Theil des Mastdarms mit Zweigen, und sendet nebstdem einen ansehnlichen Ast gegen Außen, welcher mit den Schenkelkranzpulsadern zusammenmündet und sich in den Schenkelmuskeln zerästelt, sowie einen oder mehre ansehnliche

Zweige die äußere oder untere Mastdarmpulsader, Arteria haemorrhoidea externa, s. inferior, an den untern Theil des Mastdarms und den After.

Dicht über dem Sitzbeinhöcker spaltet sich dann die innere Schampulsader in einen oberflächlichen und in einen tiefen Ast. Der oberflächliche, oder innere, oder quere Ast, die Mittelfleischpulsader, oder Dammarterie, Ramus internus, s. transversus, s. superficialis, Art. perinaei, s. perinea, s. perinaea, s. transversa perinaei, ist kleiner als der tiefe, geht am Mittelfleische vorwärts, verbreitet sich beim Mann in die Muskeln des Penis und in den hintern Theil des Hodensackes, wo der Endzweig den Namen hintere Hodensackpulsader, Art. scrotalis posterior, führt, beim Weibe aber in den Scheidenschnürer und die Haut der Schamlippen, und gibt zum untern Theile des Mastdarms und dessen Sphincter einige untere oder äußere Mastdarmpulsadern, Art. haemorrhoideae inferiores, s. externae, ab. Der tiefe, oder vordere, oder äußere, oder Schamast, Ram. profundus, s. anterior, s. externus, s. pudendus, beim Manne die Ruthenarterie (Ruthenpulsader, Penisarterie, Arterie des männlichen Gliedes oder der Ruthe, Art. penis), beim Weibe die Kitzlerpulsader (Pulsader oder Arterie der weiblichen Ruthe, Art. clitoridea, Art. clitoridis), welche nicht selten aus andern benachbarten Ästen der Beckenpulsader ihren Ursprung nimmt, verbreitet sich beim Manne in die Ruthe, beim Weibe in die Clitoris, und spaltet sich in beiden Geschlechtern in einen oberflächlichen oder Rückenast, Art. dorsalis penis vel clitoridis, und in einen tiefen oder zelligen Ast, Art. profunda, s. cavernosa penis vel clitoridis, welche nicht selten zu einem gemeinschaftlichen Stamme zusammenfließen.

7) Die Nabelpulsader, Arteria umbilicalis (Nabel- oder Umbilicalarterie, Nabelschlagader), der dritte Zweig des vordern Astes der Beckenpulsader, ist in der Frucht nicht nur die Fortsetzung des Stammes derselben, oder selbst der gemeinschaftlichen Hüftpulsader, sondern der Aorta selbst. Beim Fötus geht diese Schlagader zu beiden Seiten an der Harnblase in die Höhe an den Nabel und tritt durch denselben in den Nabelstrang. Nach der Geburt verwächst nach und nach der Theil der Nabelarterie zwischen Nabel und Harnblase, und bildet das Seitenband der Harnblase (Ligamentum laterale vesicae urinariae), sodaß später nur die zwischen der Blase und ihrem Ursprung aus der Beckenpulsader liegende Arterie noch offen ist. Aus dem gewölbten untern und vordern Theile des Umfangs der Nabelpulsader entspringen beim Fötus nach einander außer den schon beschriebenen Ästen der Beckenpulsader auch, und zwar meist deutlich von einander getrennt, die untere Blasenpulsader und dann die Scheidenschlagader, worauf eine Gebärmutterpulsader und zuletzt eine oder mehre obere Blasenpulsadern von ihr abgehen. Im spätern Alter aber, wo das Verwachsen der Arterie immer mehr an die Ursprungsstelle derselben anrückt, und die untere Gliedmasse mit den zu ihr gehenden Gefäßen sich vergrößert, rücken diese Gefäße näher zusammen und erscheinen zum Theil nur als obere Zweige des vordern Astes der Beckenpulsader.

8) Die Blasenpulsadern, Arteriae vesicales (Harnblasen- oder Blasenarterien, oder B. Schlagadern), zerfallen in untere, stärkere, und in obere, kleinere. Erstere, meist einfach, begeben sich aus der Nabel- oder dem vordern Aste der Beckenarterie, oder aus der innern Schampulsader, oder aus dem Stamme der Beckenpulsader nach Unten und Vorn an den untern und hintern Theil, sowie an den Hals der Blase, an den Anfang der Harnröhre, die Vorsteherdrüse und die Samenblasen, auch an den untern Theil der Scheide, während letztere, gewöhnlich mehrfach, aus dem untern Theile der Umbilicalarterie zu dem mittlern und obern Theile der Blase laufen.

9) Die mittlere Mastdarmpulsader, Arteria haemorrhoidea media (mittlere Hämorrhoidal- oder Gold-, oder güldene Schlag- oder Pulsader, oder Arterie, Art. haemorrhoidalis media), welche nicht selten auch aus der Sitzbein- oder innern Schampulsader entsteht, oft fehlt und aus den untern oder obern Mastdarmpulsadern, mit denen sie anastomosirt, gebildet wird, versorgt vorzüglich die vordere Mastdarm- und die hintere Blasenfläche, wo sie sich mit den Blasenarterien verbindet.

10) Die Scheidenpulsader, Arteria vaginalis, welche ebenfalls zuweilen fehlt, nicht selten doppelt ist, oder aus einem andern Zweige der hypogastrischen Arterie entspringt, steigt nach Vorn, Innen und Unten, und verbreitet sich an die mittlere und untere Gegend des Seitentheils der Harnblase und der Scheide.

11) Die Gebärmutterpulsader, Arteria uterina, gleichfalls öfters in einer andern Ordnung entspringend, geht nach Innen an den obern Theil der Scheide, gibt dieser, wie der Blase, Zweige, steigt dann, sehr gewunden, längs der Seite des Uterus im breiten Mutterbande herauf, verbreitet sich in der Gebärmutter, in den Falten des Bauchfelles, in den Trompeten und Eierstöcken und anastomosirt mit den Samenpulsadern.

Die beim Manne den unter 10) und 11) beschriebenen Gefäßen entsprechenden Arterien sind kleine untergeordnete Zweige der Blasen- oder Mastdarmpulsader. (*Wiegand.*)

Hypogastrische Gegend, s. Hypogastrium.

HYPOGASTRISCHE NERVEN, Beckennerven oder Beckenäste, Nervi s. Rami hypogastrici, bei Loder mehre kleinere Nervenäste aus dem Abdominaltheile des sympathischen Nerven, welche den hypogastrischen Nervenplexus (s. d. Art.) bilden helfen. (*Wiegand.*)

Hypogastrische Region, s. Hypogastrium.

HYPOGASTRISCHE VENE (Beckenvene, Beckenvenenstamm, Beckenblutader, innere Beckenader, innere Hüftvene, innere Hüftblutader, hintere Hüftvene, hintere Hüftblutader, Unterbauchsvene, Unterbauchsader, Vena hypogastrica, s. iliaca interior, s. iliaca posterior) die paarige Blutader, welche aus den innern und äußern Theilen des Beckens, folglich von den Geschlechtstheilen der Harnblase, dem untern Theile des Mastdarms und

aus den Gesäß-, sowie aus einigen obern Schenkelmuskeln das Blut zurückführt, und mit der Schenkelvene ihrer Seite die gemeinschaftliche Hüftblutader, in welcher sie endet, bildet. Die Äste, aus welchen die hypogastrische Blutader zusammengesetzt ist, entsprechen den Zweigen der gleichnamigen Schlagader. Nur die Nabelpulsader hat keine entsprechende Vene, indem die Nabelblutader sich in die Leber begibt. Die sich in die hypogastrische Blutader ergießenden Venen, welche im Allgemeinen dem Laufe der gleichnamigen Arterien folgen, sind: 1) die Hüftlendenvene, Vena ilio-lumbalis; 2) die Seitenvene des Kreuzbeins, Vena sacralis lateralis; 3) die Vene des Hüftbeinloches, Vena obturatoria; 4) die Gesäßvene, Vena glutaea; 5) die Sitzbeinvene, Vena ischiadica und 6) die innere Schamvene, Vena pudenda interna.

Die Zweige dieser Venenäste sind an Anzahl sehr beträchtlich, und mehre der genannten Blutadern nehmen daher aus Geflechten (Plexus venosi pelvis), welche nach den Theilen, von welchen sie entstehen, ihren Namen erhalten, ihren Ursprung. Es sind diese:

1) Das Venengeflecht des Hüftmuskels, Plexus venosus iliacus, welches auf der dem Becken zugekehrten Fläche des Hüftmuskels liegt, und sich durch die Hüftlendenblutader in die Beckenvene ergießt;

2) Das Kreuzknochengeflecht, Plex. ven. sacralis, an der vordern Fläche des Kreuzbeins, das zur Vena sacralis lateralis sich sammelt;

3) Das Venengeflecht der Harnblase, Plex. ven. vesicalis, welches die Harnblase umgibt, mit dem folgenden Plexus anastomosirt und die Harnblasenblutadern, Venae vesicales, bildet;

4) Das Mastdarmgeflecht, Plex. ven. haemorrhoidalis, aus welchem die Mastdarmvenen, Venae haemorrhoidales, hervorgehen, und das den im Becken liegenden Theil des Mastdarmes umgibt. Es gibt Zweige zur Hüftbeinlochvene, zu den Heiligbeinblutadern und zur Vena pudenda interna; und

5) Das Schamvenengeflecht, Plex. ven. pudendalis, welches aus einem äußern und innern besteht.

a) Das innere Schamvenengeflecht, Plex. ven. pudendal. internus, endigt sich in die innere Schamvene, steht mit den beiden vorigen Geflechten in mehrfacher Verbindung, und nimmt beim männlichen Geschlechte die Venen der Prostata, der Samenbläschen und die Rückenvene der Ruthe, beim weiblichen Subject aber das Geflecht der Scheidevenen, Plex. ven. vaginalis, und das Gebärmuttergeflecht, Plex. ven. uterinus, auf.

b) Das äußere Schamvenengeflecht, Plex. ven. pudenda externus, liegt an der Außenseite des Beckens, gehört den äußern Geschlechtstheilen beider Geschlechter an, und ergießt sich in die ischiadische und in die äußere Schamvene. (*Wiegand.*)

HYPOGASTRISCHER NERVENPLEXUS (Becken-, oder Unterbauchs-, oder unteres Gekrösnervengeflecht; unterstes, oder drittes, oder hinteres Gekrösgeflecht, Plexus nervorum hypogastricus, s. pelvis, s. mesentericus infimus, s. mesentericus inferior, s. mesentericus tertius, s. mesentericus posterior), das auf jeder hypogastrischen Arterie liegende Nervengeflecht, welches aus Zweigen der Sacral- und des sympathischen Nerven gebildet wird, und die tiefern Beckenarterien, den Mastdarm, die Harnblase und die innern Genitalien versorgen hilft (s. unter Kreuzbeinnerven u. Sympathischer Nerv, auch Hypogastrische Nerven). (*Wiegand.*)

HYPOGASTRISCHES SAUGADERGEFLECHT, inneres iliacisches Saugadergeflecht, Plexus lymphaticus iliacus internus, Plex. lymph. hypogastricus, das dem Verlaufe der hypogastrischen Arterie folgende und mit dem Crural-Saugadergeflechte den Plexus lymphaticus iliacus bildende Geflecht lymphatischer Gefäße, welches, aus den tiefern Beckengegenden entspringend, sich in die Darmbeindrüsen ergießt und zur Bildung des Lendensaugadergeflechtes beiträgt. (*Wiegand.*)

HYPOGASTRIUM, *το ὑπογάστριον* (vom Adjectivum *ὑπογάστριος*, hypogastrius oder hypogastricus, den Unterbauch betreffend, daran befindlich, dazu gehörig, von *ὑπό*, unter, und *γαστήρ*, Bauch), auch hypogastrische Gegend, oder hypogastrische Region, Gegend des Unterbauchs, Unterbauchsgegend, untere Gegend des Bauches, Gegend unter dem Nabel oder unter dem Magen, Unterschmerbauch, untere Abtheilung des Bauches, Gegend des Unterbauchs, Regio hypogastrica, Venter imus, s. parvus, Etron, Aqualiculus, Sumen, Rumen genannt, bei Rufus und den Alten überhaupt die ganze jetzt sogenannte Unterbauchgegend, vom Nabel bis zur Schamgegend (cf. *Rufus* de appell. part. corp. hum. in *Stephani* dictionar. [Paris 1564.] p. 535); gegenwärtig aber die untere Abtheilung der vordern Bauchwand, der Raum zwischen einer idealen, von der obern vordern Spina des Hüftbeins der einen Seite zu der entgegengesetzten gezogenen Linie und den Schoosstücken der Schambeine, dem behaarten untersten Theile des Bauches. Sie besteht aus drei Theilen, einem mittlern nämlich, dem eigentlichen Hypogastrium (eigentliche Unterbauchsgegend, eigentliche untere Gegend des Bauches, Regio hypogastrica stricte sic dicta, Hypogastrium, Sumen, Abdomen), welche von der obern Grenze dieser Gegend zu den Schambeinen, dem vordern Beckenrande reicht, und aus zwei Seitentheilen, den Leisten- oder Weichengegenden, Regiones inguinales, welche zwischen ihr und den Hüftbeinen liegen.

Nach Einigen wird auch die tiefere Gegend unterwärts, in der Nähe der Genitalien, zu ihr gerechnet, oder auch als eine untere hypogastrische Region, Regio hypogastrica inferior, unterschieden, wo dann die Leistengegenden als Seitenregionen der R. hypogastr. inferior betrachtet werden. Auch hat man die untere Gegend der Weichen, oder diese ganz (Ilia, Regiones iliacae) als Seitengegenden des Hypogastrium aufgeführt, auch die von den Hüftknochen umfaßten Theile des Beckens unter letztern begriffen. Hypogastrium, *τὸ ὑπογάστριον*, bedeutete bei den Alten ferner ein Gericht, vorzüglich vom untern Theile der großen Meerfische (cf. *Aristophanis* Vesp. 195). (*Wiegand.*)

HYPOGASTROCELE (von ὑπογάστριος, zum Unterbauche gehörig, und κήλη, Bruch), ein Bruch am Unterbauche. (S. Bruch.) (*Wiegand.*)

HYPOGASTRORRHEXIS (von ὑπογάστριος, zum Unterbauche gehörig, und ῥῆξις, Zerreißen), ein Bruch in der Unterbauchsgegend mit Zerreißung des Darmfelles; fälschlich auch Hypogastrorhexis und Hypogastrorixis genannt. (S. Bruch.) (*Wiegand.*)

HYPOGEA *Poli* (Mollusca). Unter diesem Gattungsnamen, womit er das Thier bezeichnet, sowie mit Hypoderma die Schale desselben, hat Poli Arten aus den Gattungen Pholas, Pandora und Donax vereinigt, Thiere, welche demnach gar nicht zusammengehören, weshalb auch die Gattung selbst eingehen muß. (D. *Thon.*)

HYPOGEION (ὑπόγειον), oder HYPOGAEUM (ὑπόγαιον), unterirdisch, nannten die Griechen unter der Erde angebrachte Gewölbe, welche zur Aufbewahrung von Wein, Öl und andern Gegenständen dienten, dann aber auch die Gräber. (*R.*)

HYPOGLOSSIDA, Pilulae hypoglottides, Pilulae sublinguales, Zungenpillen, hießen bei den Alten gewisse Pillen und Küchelchen von schleimigen, anfeuchtenden, mildernden und erweichenden Dingen, welche der Kranke unter die Zunge (ὑπὸ τῆς γλώσσης) nahm und hier zergehen ließ. Sie wurden besonders gegen Husten und sonstige Affectionen der Luftröhre und der Brust, auch der Schlingwerkzeuge gebraucht. (*Wiegand.*)

HYPOGLOSSIS, HYPOGLOSSIUM, HYPOGLOTTION, HYPOGLOTTIS (ὑπογλωσσίς, ὑπογλώσσιον, ὑπογλώττιον, ὑπογλωττίς), bedeutet 1) die untere Fläche der Zunge, den Untertheil der Zunge, Pars linguae inferior; 2) Alles, was unter der Zunge befindlich ist (*van der Linden,* Med. phys. L. II. c. 13. §. 73); daher bei Einigen das Zungenbändchen, bei Andern das Zungenbein ꝛc. und 3) die sogenannte Fröschleingeschwulst (Rana, Ranula, Βάτραχος). (*Wiegand.*)

HYPOGLOSSON, ὑπόγλωσσον, fälschlich auch Hippoglosson, bei Dioskorides und Plinius (H. N. XXVII, 11) ein kleiner Strauch, auf dessen Blättern ein kleines Blatt wie eine Zunge sich zeigt, unter welchem auch die Blüthe und der Fruchtstengel hervorkommt (Ruscus hypoglossum *Linné*). (*Wiegand.*)

HYPOGLOSSUS (ὑπόγλωσσος), Hypoglottus, was unter der Zunge ist. H. nervus, der Unterzungennerv, Zungenfleisch- oder Zungenmuskelnerv, das Nervenpaar unter der Zunge, auch Nerv. hypoglossus externus s. major genannt, während man dem Zungenschlundkopfnerven (Nerv. glossopharyngeus) den Namen Nerv. hypoglossus minor, s. minimus gegeben hat. (*Wiegand.*)

Hypoglottion, s. Hypoglossis.

HYPOGLOTTIS, s. Hypoglossis. H. glandula, die Zungendrüse (glandula sublingualis). (*Wiegand.*)

Hypoglottus, s. Hypoglossus.

HYPOGLUTIS, ὑπογλουτίς, HYPOGLUTIDES (von ὑπό, unter, und γλουτός, Gefäß), Subnaticulae, der fleischige Theil unter den Hinterbacken, der den Übergang in die Schenkel macht; bei Aristoteles der Theil zwischen den Hüften und den Hinterbacken, der dem περίναιος außen entgegensteht. (S. Hinterbacken.) (*Wiegand.*)

HYPOGONATION (ὑπογονάτιον, unter dem Knie), ein Kleidungsstück der Geistlichen in der griechischen Kirche, welches ihnen von einem besondern untern Beamten, dem Hypogonaton, an dem Gürtel befestigt wurde, und besonders im 4. Jahrh. im Gebrauche war. Vergl. Priesterkleidung. Ebenso heißt ein Kissen, auf welches man beim Beten kniet. (*R.*)

Hypogramm, s. Unterschrift.

Hypogymna, s. Liparis.

Hypogynus, s. unter Staubfäden.

Hypojastisch, s. unter Hyperjastisch; vergl. auch Hyperäolisch.

Hypokauston, s. Wohnhaus u. Bad.

Hypokoristikon, s. Deminutiva.

Hypokrisie, Hypokrit, s. Heuchelei; Hypokrisis, Action des Schauspielers, und Declamation des Redners, s. Körperliche Beredsamkeit; Hypokrites, Schauspieler, auch Rhapsode, Redner, Traumdeuter; s. die betreffenden Artikel. (*R.*)

HYPOKRITISCH heißt der Wortbedeutung nach Alles, was zu einem Schauspieler oder zur Darstellung eines Schauspielers gehört. Da nun das Wort Musik nicht blos die Kunst der Töne bei den Griechen bedeutete, sondern jede Kunst der Musen, so unterschied man eine harmonische, metrische, rhythmische Musik, eine Musik des Tanzes, die in der Kunst wohlgefälliger Körperbewegungen bestand. Die Kunst der Schauspieler oder die hypokritische ist also nichts anderes als die Kunst einer schönen Declamation, verbunden mit schönen Körperbewegungen und einer entsprechenden Mimik. (*G. W. Fink.*)

HYPOLAENA *R. Br.* Prodr. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Restiaceen, und der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe, hat zum Charakter: Diöcische Blumen, eine sechsklappige Blumendecke, einfache Antheren, einen zwei- oder dreigetheilten, später abfallenden Griffel, und eine einsamige, mit der Blumendecke umgürtete Nuß, welche am Ende der dachziegelförmig-schuppigen, einblumigen Ähre steht. 1) H. fastigiata *R. Br.* mit ästigen, gestreiften, aschgraulichen Halmen, fast am Gipfel stehenden Zweigen und ovalen Spelzen (Klappen) der Blumendecke. In Neuholland und auf der Diemensinsel. 2) H. exsulca *R. Br.* mit ästigen, glatten Halmen, alternirenden, ganz einfachen Zweigen und rundlichen Spelzen. Ebenda. S. *Spr.* Syst. I, 188. (*Sprengel.*)

HYPOLAMPSIA, HYPOLAMPSIS (ὑπόλαμψις), bedeutet 1) sich zusammenraffen, sich schütteln, von ὑπολαμβάνεσθαι, sich etwas schütteln, hergeleitet, einen geringen Grad von Krampf, ein schwaches Zucken der Glieder, Sub-Eclampsia; 2) einen schwachen Glanz, ein schwaches Leuchten, von ὑπολάμπειν, etwas glänzen, etwas leuchten, darunter glänzen; s. Eclampsie u. Eclampsia. (*Wiegand.*)

Hypolemniskos, s. Kritische Zeichen; vgl. auch Origenes.

Hypoleon, Clitellaria, s. Stratiomys.

HYPOLEPIS *Pers.* Eine Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft, aus der ersten Ordnung der ersten Linné'schen Classe, deren Charakter folgender ist: Eine einblätterige, sechsgetheilte, innerhalb bärtige, diöcische Blumendecke; ein dicker Staubfaden mit keulenförmiger Anthere; ein kurzes Pistill; eine knopfförmige Narbe; und eine über der Blumendecke stehende, sechsfächerige, vielsamige Kapsel. Die einzige bekannte Art, **H. sanguinea** *Pers.* Syn. (**Phelipaea sanguinea** *Thunb.* Prodr.), wächst parasitisch unter Sträuchern am Vorgebirge der guten Hoffnung, und ist eine einfache, krautartige, mit Schuppen bedeckte Pflanze, mit blutrothen Blüthen, welche sich unter den Schuppen befinden. S. *Spr.* Syst. I, 19. (*Sprengel.*)

HYPOLIMNAS *Hübner* (**Insecta**). Eine Schmetterlingsgattung, charakterisirt durch die weißen Flecken der Oberflügel und die blaßbandirten Unterflügel. Sie sind der Gattung **Limenitis** nahe verwandt, und es gehören hierher **Papilio Antilope** *Cramer* 183. E. F. **Velleda** *Cram.* 349. C. D. **Eriphile** *Cram.* 376. A. D. **Perimele** *Cram.* 65. C. D. etc. 67. B. **Alimena** *Linn.* Syst. Pap. 178. *Cram.* 221. A. B. C. **Pipleis** *Linn.* Syst. Pap. 159. **Calisto** *Cram.* 24. A. B. etc. 60. A. B. *Hübn.* Naj. turb. **Pipleis. Manilia** *Cram.* 255. A. B. **Porphylia** *Cram.* 255. E. F. **Antigone** *Cram.* 67. C. **Alcmene** *Cram.* 67. A. **Iphigenia** *Cram.* 67. D. E. (D. *Thon.*)

Hypolithus, s. Nachträge zum H.

Hypolydisch, s. Lydisch; vergl. auch Hyperäolisch und Hyperjastisch.

HYPOLYTRUM *Richard* (in *Pers.* Syn. — **Hypaëlyptum** *Vahl* En., *R. Br.* Prodr.) ist eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cyperaceen, und der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe. Ihr Charakter besteht in dicht dachziegelförmig beisammenstehenden Blüthenschuppen, einem zweiklappigen Kelche, keiner Corolle, und keinen Borsten unter dem Pistill (jenes als Unterscheidungszeichen von der Gattung **Mariscus** *Vahl*, dieses als Unterscheidungszeichen von **Machaerina** *Vahl*). 1) **H. pungens** *Vahl* l. c. mit eiförmig-ablangen, knopfförmigen Ähren, stumpfen Schuppen und stechender Blumenhülle. In Südamerika. 2) **H. argenteum** *Vahl*, mit eiförmigen, knäuelförmig beisammenstehenden Ähren, zugespitzten Schuppen, dreigespaltenem Griffel und verlängerter Blumenhülle. In Ostindien, im westlichen Afrika und in Südamerika. (**H. senegalense** *Rich.*, **Scirpus senegalensis** *Lam.* Enc.) 3) **H. sphacelatum** *Vahl*, mit eiförmigen, fast dreizähligen Ähren, umgekehrt eiförmigen Schuppen, ungetheiltem Griffel und verlängerter Blumenhülle. In Tranquebar. (**Tunga triceps** *Roxb.*) 4) **H. filiforme** *Vahl*, mit ablangen, fast dreizähligen Ähren, zugespitzten Schuppen, fadenförmigem Halm und borstenartigen Blättern. In Guinea. 5) **H. microcephalum** *R. Br.* l. c., mit fast kugeligen, dreizähligen Ähren, abgestutzt linienförmigen, gegrannten Schuppen, zweiblätteriger, sehr langer Blumenhülle und dreikantigem Halm. In Neuholland. 6) **H. nemorum** *Pal. Beauv.* (Fl. d'Oware et de Ben. II. t. 67), mit linienförmigen, meist dreizähligen Ähren, welche eine am Ende stehende, zusammengesetzte Doldentraube bilden, mit rundlichen Schuppen und zweigespaltenem Griffel. In Ostindien und Guinea. (**Schoenus nemorum** *Vahl* l. c.) 7) **H. gracile** *Rich.* l. c., mit fast kugelig-eiförmigen, dreizähligen Ähren, spatelförmigen Schuppen und schmalen Blättern. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. 8) **H. latifolium** *Rich.*, mit doppelt zusammengesetzten, am Ende stehenden Doldentrauben, ovalen Ähren, alternirender Blumenhülle, zwei Antheren in jeder Blume und dreinervigen Blättern. Auf Amboina und den Philippinen. (**Tunga diandra** *Roxb.*) 9) **H. laevigatum** *Spr.* Syst., mit knopfförmigen, am Ende stehenden Ähren, dreiblätteriger, ungleichförmiger Blumenhülle, und Blättern, welche kürzer sind als der dreieckige, fast blattlose Halm. In Ostindien. (**Tunga laevigata** *Roxb.*) S. *Spr.* Syst. I, 232. (*Sprengel.*)

Hypomeces, s. Nachträge zum H.

Hypomeionen, s. Sparta.

HYPOMIA (ὑπωμία, von ὑπὸ, unter, und ὦμος, Schulter), der Theil unter der Schulter, die Achselhöhle. (*Wiegand.*)

HYPOMIMNESKON, ein Diener bei dem geistlichen Gerichte der griechischen Kirche, dessen Function in Annahme und Überreichung der Memorialien besteht. (*R.*)

Hypomixolydisch, s. Mixolydisch.

HYPOMNEMA, Erzählung denkwürdiger Reden, daher soviel als Protokoll. Hiervon erhielt der Protokollführer bei der Bischofswahl in der griechischen Kirche den Namen Hypomnematograph. (*R.*)

Hypomochlion, Ruhepunkt des Hebels (s. d. Art.).

HYPOMOSIA, eine im attischen Rechte zulässige Protestation des Beklagten gegen die Zeugen des Klägers, um Aufschub der Verhandlungen zu erreichen, also eine Art Diamartyria (s. d. Art.) (*R.*)

HYPONYCHON, der Nagelfleck (von ὑπὸ, unter, und ὄνυξ, Nagel), eine Blutunterlaufung oder Eiteransammlung unter einem Nagel, oder ein Honigfleck desselben. (*Wiegand.*)

HYPOPHASIE, HYPOPHASIA, HYPOPHASIS (von ὑποφαίνειν, sich versteckt oder halb zeigen), vollständig ὑπόφασις ὀφθαλμῶν, das Erscheinen des Weißen im Auge während des Schlafes durch die halbgeöffneten Augenlider, was zuweilen krampfhaft sein kann. (*Wiegand.*)

HYPOPHAULON (von ὑπόφαυλος, etwas schlecht oder gering), eine etwas schlechte Nahrung, etwas schlechte Lebensart, die Ernährung von nicht ganz guten Nahrungsmitteln (Hippokrates). (*Wiegand.*)

HYPOPHLAEUS *Fabricius* (**Insecta**), eine Käfergattung aus der Section der Heteromeren, Familie der Taxicornen und der Tribus **Diaperiales**. Kennzeichen: Die Fühler werden vom dritten Glied an stärker und sind größtentheils durchblättert, die Kiefer sind un-

bewaffnet, d. h. zahnlos, der Thorax ist viel mehr lang als breit, der Körper vollkommen linienförmig. Diese Käfer weichen von ihren Familienverwandten auf den ersten Blick nur durch die Körperform ab. Ihre Fühler sind kurz, die Glieder fast linsenförmig, seitwärts etwas sägezähnig, und bilden im Ganzen eine durchblätterte Keule, welche in einem eiähnlichen, kurzen Glied endigt. Die Lefze ist vorspringend, ganz randig, die Mandibeln sind an der Spitze gespalten, zweizähnig, die Kiefer oder Maxillen haben zwei Lappen, von denen der innere sehr klein ist, die Maxillarpalpen sind größer als die Labialpalpen, und endigen in ein größeres, eiähnliches Glied, der Thorax bildet ein langes, gerandetes Viereck, die Flügeldecken sind schmal und die Schienbeine werden von der Wurzel nach der Spitze breiter. Diese Insecten leben unter Baumrinde, namentlich an alten Stämmen. Es sind nur wenige Arten bekannt, von denen die gemeinste: **Hypophlaeus castaneus** *Fabr.* (Eleut. II, 558, 3. *Payk.* Fn. III, 321, 1. *Panz.* Fn. 12. f. 13. Ips Taxicornis. *Oliv.* Ent. II, 18, 11, 15. t. 1. f. 2. a. b. *Rossi* Fn. Etr. I, 49, 122) ist. Sie lebt in Teutschland, Schweden, Frankreich ꝛc. unter der Rinde abgestorbener Buchen. (D. *Thon.*)

HYPOPHLEGMASIE, HYPOPHLEGMASIA, von *ὑποφλεγμαίνειν*, etwas entzündet oder erhitzt sein, *ὑποφλέγειν*, von Unten entzünden, von Unten erhitzen), eine versteckte oder schleichende Entzündung, auch ein leichter Grad von Entzündung (s. d. Art.). (*Wiegand.*)

HYPOPHORA (*ὑποφορὰ*), eigentlich der Einwurf, die Einwendung, das Vorhalten, das Herab- oder Abführen, das Herabsinken ꝛc., auch der abschüssige Ort, der hohle Gang, daher in medicin. Beziehung das Hohlgeschwür, die Fistel, Ulcus sinuosum. Gleiche Bedeutung hat auch das Adjectivum *ὑπόφορος*. (*Wiegand.*)

Hypophosphates, Hypophosphites, s. unter Phosphorsäure u. phosphorigsaure Salze.

Hypophrygisch, s. Phrygisch; vergl. auch unter Hyperäolisch u. Hyperjastisch.

HYPOPHTHALMIA (von *ὑπὸ*, unter, und *ὀφθαλμὸς*, Auge), hat als Plural von Hypophthalmion (*τὰ ὑποφθάλμια*) bald die Bedeutung dieses Wortes, bald bezeichnet es eine Ergießung von Blut (Haemalops) oder von Eiter (Hypopyon) im Innern des Auges, bald den dem Eiterauge und ähnlichen Ergießungen vorhergehenden Schmerz in der vordern Augenkammer. (*Wiegand.*)

Hypophthalmion, s. Hypopion.

Hypophthalmus (Zool.), s. Nachträge zum Buchstaben H.

HYPOPHYLLUM, technischer Ausdruck in der Botanik, zur Bezeichnung kleiner Scheiden, aus deren Winkel gerissene Blätter entspringen. Hypophyllus nennt man dagegen unter dem Blatte sitzende Schmarotzerpflanzen. (*R.*)

HYPOPHYLLUS *Haliday* (Insecta). Eine aus Dolichopus gesonderte Zweiflüglergattung, deren Typus D. obscurellus *Fallén* ist. H. in der Botanik, s. unter Schmarotzerpflanzen. (D. *Thon.*)

HYPOPHYSIS (*ὑπόφυσις*), eigentlich der Nachwuchs, Zuwuchs, Sprößling, in medicin. Beziehung häufig synonym mit Hypochyma, Hypochysis (Cataracta), was wahrscheinlich, wie Kraus (krit.-etymol.-med. Lexikon. [Göttingen 1826.] 2. Aufl. S. 431) meint, nur von einer zufälligen Verwechslung beider Worte herrührt; auch der Hirnanhang, die Schleim- oder pituitarische Drüse, Hypophysis cerebri (s. unter Hirn). (*Wiegand.*)

HYPOPION (*ὑπώπιον*), **HYPOPHTHALMION** (*ὑποφθάλμιον*), **HYPOPHTHALMICON**, latein. Suboculare, die Knochentheile unter dem Auge (cf. *Rufi Eph.* de part. corp. hum. appell. in *Stephani* dictionar. medic. 1564. p. 528); vergl. Hypocoelon. Bei den alten griechischen Schriftstellern ist Hypopium (Hypopion) die Unterlaufung des Auges, besonders der Umgegend desselben mit Blut (vgl. Hyposphagma). Davon ist Hypopyon, Eiterauge (von *ὑπὸ*, unter, und *πύον*, Eiter), womit es fast alle neuere Schriftsteller verwechseln, wol zu unterscheiden (s. Hypopyon). Hypopion, sc. Os (in der Übersetzung von Lieutaud's Zergliederungskunst. [Leipz. 1782.] 1. Bd. S. 98) synonym mit Backen- oder Jochbein, Os zygomaticum. (*Wiegand.*)

Hypopitys *Nutt.*, s. Monotropa *L.*

Hypopium, s. Hypopion.

HYPOPODIA (*ὑποπόδιος*, unter dem Fuße befindlich), sc. remedia, Fußmittel, welche man in Form von Umschlägen (wie z. B. Senf- oder Meerrettigpflaster) unter die Füße legt. (*Wiegand.*)

HYPOPROSLAMBANOMENOS wird der noch unter dem Proslambanomenos abermals hinzugesetzte Ton genannt. Es ist das G unserer großen Octave und kam erst spät in Aufnahme; s. Tonsystem und Gesch. der Musik. (*G. W. Fink.*)

HYPOPSALMA oder Epode heißt in der griechischen Kirche das Wiederholen eines vom Priester bereits angestimmten Verses der Psalmen oder das Singen eines Zusatzes, z. B. des Gloria am Ende derselben, wodurch die Gemeinde den Gesang des Priesters unterbricht, und ihre Theilnahme an der Handlung auch äußerlich zu erkennen gibt. Diapsalma ist ein gleiches Verfahren, unterscheidet sich vom Hypopsalma nur dadurch, daß es nicht, wie dieses am Ende, sondern in der Mitte der Psalmen eingeschoben wird. (*R.*)

Hypopyon, s. Eiterungen.

HYPORCHEMA, ein Tanzlied der alten Griechen, ein Lied, das bei Musik begleitender Instrumente im Tanzen gesungen wurde. Zur Begleitung wurden keine Flöten, sondern nur Zithern gebraucht, oder die Lyra. Es gab solche Tanzlieder, welche die Menge, um den Altar während des Opfers tanzend, absang, namentlich dem Apoll zu Ehren. Auch um die Tempel führte man dergleichen auf. Es finden sich solche Processionen mit Musik und Gesang auch bei den Ägyptern und andern Völkern des Alterthums. Man schreibt die Erfindung derselben bald einem gewissen Kuretes, bald dem Pyrrhus,

dem Sohn Achill's, zu; sie sind jedoch viel älter. Einer der genanntesten Verfertiger solcher Singtänze war unter den Griechen Bakchylides. Dann wird auch jeder pantomimische Tanz, der von dem gymnastischen wohl unterschieden werden muß, unter H. verstanden. In den zierlichen pantomimischen Tänzen stellte man allerlei Begebenheiten dar, wie in unsern Balletten, denen sie gleich zu setzen sind der Art nach, am wenigsten aber in der Musik, die mit der unsern wenig gemein hat.

(*G. W. Fink.*)

HYPORRHINION (*ὑποῤῥίνιον*), fälschlich auch Hyporinion, die Gegend unter der Nase, der äußere Theil der Oberlippe unter der Nase; bei Ktesias (Pers. 53) bedeutet *τὰ ὑπόῤῥινα* Schnurr- oder Knebelbart.

(*Wiegand.*)

HYPOSARCA, wie das Diminutivum Hyposarcidium (von *ὑπὸ*, unter, und *σὰρξ*, Fleisch), wird häufig als Synonym von Anasarca (allgem. Hautwassersucht) gebraucht, bedeutet aber eigentlich diejenige Form der Wassersucht, wo sich das Wasser zwischen und unter den Muskeln angehäuft hat. (S. Hydrosarca u. Hydrosarcidium, auch unter Wassersucht.) (*Wiegand.*)

Hyposarcidium, s. Hyposarca.

Hyposcenium, s. Proscenium.

Hyposchwefelsäure, s. Schwefelsäure.

HYPOSPADIE, bezeichnet einen Bildungsfehler der männlichen Zeugungstheile, welcher, wie die Etymologie des Wortes anzeigt (*ὑπὸ*, unter, und *σπάω*, ich trenne von einander), in einer widernatürlichen Öffnung der Harnröhre besteht, oder vielmehr den Zustand, wo sich die Harnröhre nicht vorn an der Spitze der Eichel, sondern an einer andern Stelle der untern Fläche des penis öffnet. In den meisten Fällen ist die abnorme Mündung der Harnröhre gleich hinter dem Bändchen am Halse der Eichel, seltener weiter zurück nach der Wurzel zu, oder gar im perinaeum. In höchst seltenen Fällen fand man auch die Öffnung der Harnröhre am Rücken des männlichen Gliedes, oder mehre Öffnungen; diesen Bildungsfehler hat man Anaspadie, und den damit Behafteten Anaspadiaeus genannt. Wenn die widernatürliche Öffnung der Harnröhre im perinaeum ist, so findet man das scrotum auf der raphe zertrennt, sodaß sich an dieser Stelle eine mehr oder weniger große Vertiefung zeigt, welche auf den Seiten von zwei langen und breiten Hautfalten begrenzt ist, worin bisweilen die Testikel enthalten sind. Man hat da diesen Bildungsfehler bisweilen für Hermaphrodismus gehalten, was zu zweifelhaften Rechtsfragen Anlaß gegeben hat. Es ist leicht, sich in diesem Falle zu irren, wenn der penis zugleich nicht größer ist, als bei manchen Subjecten die clitoris. Noch leichter ist der Irrthum, wenn die Testikel noch nicht in das scrotum herabgestiegen sind. Schweikard beschreibt einen Fall von Hypospadie (in Hufeland's Journ. für die prakt. Heilk. 17. Bd. S. 1), wo die Person von ihrer Kindheit an bis zu ihrem 49. Jahre für weiblichen Geschlechts galt, bis sie ihre Mannheit durch eine Schwängerung bewies. Andere ähnliche Fälle berichten Bock in Horn's Archiv, Jahrg. 1811. 1. Bd. S. 354, und Sabatier in seiner Médecine opératoire. Tom. III.

Die Hypospadie verhindert nicht das leichte Urinlassen; der Urin fällt nur perpendiculär zur Erde, und um den Strahl des Urins nach Vorn zu leiten, muß man den penis in die Höhe ziehen, sodaß sein Rücken auf den Schambeinknochen anliegt.

Viele Ärzte haben entschieden, daß alle mit diesem Bildungsfehler behaftete Personen (Hypospadiaei) nicht zeugungsfähig seien, wie Galen, Albukasis rc. Hingegen Morgagni und Sabatier waren von der Zeugungsfähigkeit derselben überzeugt, während mehre andere Gerichtsärzte sagen, daß in allen Fällen von widernatürlicher Öffnung der Harnröhre, sie möge sich auf der untern oder obern Fläche der Eichel oder des penis öffnen, der coïtus zwar ausgeübt werden, aber nicht befruchtend sein könne. Adolf Henke nimmt in seinem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin als Grundsatz an, daß bei Individuen, bei denen die übrigen Merkmale der Mannheit vorhanden sind, die Hypospadie, im Falle die Öffnung an einer solchen Stelle sich befindet, daß der Same durch dieselbe in die weibliche Scheide ergossen werden kann, kein Hinderniß der Zeugungsfähigkeit sei. Zweifelhafter aber, sagt er, würde die Entscheidung sein, wenn die Öffnung der Harnröhre sich ganz an der Wurzel des männlichen Gliedes befände, sowie dann Unfähigkeit zur Zeugung vorhanden sein würde, wenn die Harnröhre sich gar im Mittelfleisch öffnete. Einen schlagenden Beweis für den obigen Lehrsatz liefert unter andern Peter Frank (De curand. hom. morb. Lib. VI. p. 313), welcher diesen Bildungsfehler in drei auf einander folgenden Generationen gefunden hat.

Die Alten haben verschiedene Operationsmethoden gegen die Hypospadie vorgeschlagen, welche jedoch in neuern Zeiten verlassen worden sind, weil man beobachtet hat, daß die künstliche Öffnung immer wieder sich verschloß. Blos in dem Falle, wo die Eichel nur durch eine nicht sehr dicke Membran verschlossen ist, hat man die Operation ohne Schwierigkeit und mit Erfolge gemacht. Sie besteht darin, daß man eine Sonde in die widernatürliche Öffnung nach Vorn einbringt, und damit die Membran in die Höhe hebt, welche die Eichel verschließt, um an dieser Stelle eine Incision zu machen, welche der natürlichen Öffnung der Eichel ähnlich ist. Hierauf bringt man durch die neue künstliche Öffnung einen Katheter in die Blase ein, welchen man bis zur vollkommenen Verschließung der widernatürlichen Öffnung liegen läßt. (*W. L. Brehme.*)

HYPOSPASMA (von *ὑπὸ*, unter, und *σπασμὸς*, das Ziehen, Zucken, der Krampf), ein jeder gelinder Krampf, besonders aber der Augenlider, Blepharospasmus. Zuweilen wird es, ohne Berücksichtigung der Heftigkeit des Leidens, für Blepharospasmus gebraucht.

(*Wiegand.*)

HYPOSPATHISMUS, *ὁ ὑποσπαθισμὸς* (von *ὑπὸ*, unter, und *ἡ σπάθη*, die Spatel), bei Paul Ägineta (De re medica, ed. per *J. Guinterum Andernacum* [Coloniae 1534. fol.] Lib. VI. cap. 6.) eine chirurgische

Operation am Schädel, wo nach getrennter Kopfhaut ein breites Instrument (*σπάθιον* oder *ὑποσπαθιστήρ*) zwischen die äußern Kopfbedeckungen und den Schädel, oder eigentlich nur über die Knochenhaut eingeschoben wird, die Operation des Spatelunterschiebens. (*Wiegand.*)

HYPOSPHAGMA (*ὑπόσφαγμα*), bedeutet 1) das von einem geschlachteten Thier aufgefangene und zu einem Gerichte zubereitete Blut; 2) der schwarzbraune, tintenartige Saft, welchen die meisten Gattungen des Tintenfisches in einem besondern Behälter im Leibe führen, und willkürlich von sich lassen können (*ἀπόσφαγμα* bei Älian); 3) eine mit Blut unterlaufene Stelle von einem Schlage, besonders aber eine Ergießung von Blut im Auge. Vergl. Hyphaema, Hypopium und Blutauge. (*Wiegand.*)

Hyposporangium indusium, s. unter Filices.

HYPOSTAPHYLE, HYPOSTAPHILITIS (von *ὑπό*, unter, und *σταφυλή*, Zäpfchen), ein niederer Grad von Zäpfchenbräune (Subinflammatio uvulae); s. d. Art. (*Wiegand.*)

Hypostasiren, s. Personification.

HYPOSTASIS (*ὑπόστασις*) und **HYPOSTEMA** (*ὑπόστημα*), der Satz, der Unter- oder Bodensatz, besonders im Harn (Sedimentum urinae); s. Urin. (*Wiegand.*)

Bei den Theologen bezeichnet Hypostasis das Wesen, die Natur, die Substanz; vorzüglich ist der Ausdruck in der Trinitätslehre gebräuchlich und mit Person gleichbedeutend. Vergl. Trinität. (*A. G. Hoffmann.*)

HYPOSTATHME (*ὑποστάθμη*), die Unterlage, der Untersatz, Bodensatz, Grund, Hefen, in medicinischer Beziehung ein dicker, fester Bodensatz unter dem Harne. (*Wiegand.*)

Hypostema, s. Hypostasis.

Hypostoma, s. Lociearia und Monostoma.

Hypostomides, s. Pegasus.

HYPOSTROPHE (*ὑποστροφή*), das Umkehren, Zurückgehen, die Rückkehr, wird als Synonymon von Hypotrophe gebraucht; daher auch bei Hippokrates *ὑποστροφώδης*, was die Rückkehr oder den Rückfall einer Krankheit verursacht; auch bedeutet Hypostrophe die Zurückbeugung der Gebärmutter. (*Wiegand.*)

Hypostylae glandulae (botan. Termin.), s. Glandulae.

Hyposulphates, Hyposulphites, s. unter Schwefelsaure und Schwefeligsaure Salze.

Hyposynaphe, s. Synaphe.

HYPOTENUSE (von *ὑπό* und *τείνω*, daher nicht Hypothenuse zu schreiben), wörtlich die unterspannende (scil. Seite, *πλευρά*), nennt man gewöhnlich diejenige Seite eines rechtwinkeligen Dreiecks, welche dem rechten Winkel gegenüber liegt. Das Quadrat dieser Seite ist so groß, als die Quadrate der beiden andern Seiten (Katheten) des rechtwinkeligen Dreiecks zusammengenommen (s. d. Art. Pythagoräischer Lehrsatz). (*Gartz.*)

HYPOTHEBAE (*Ὑποθῆβαι*) wird von Homer (Il. II, 505) eine gut gebauete Stadt genannt, und damit wahrscheinlich Thebä in Böotien selbst bezeichnet. Manche unter den Alten nahmen freilich dafür ein besonderes Städtchen bei Thebä, Andere das 10 Stadien von Thebä entfernte Potniä an, noch Andere aber waren der Meinung, welche auch die wahrscheinlichere ist, daß Thebä die kadmeische Burg geheißen, unter derselben aber in der Ebene die Stadt Hypothebä gelegen habe, die späterhin schlechthin Thebä hieß. Thebe heißt in der ältesten Sprache der Äolier (*Varro* de R. R. III. ab initio) ein erhabener Ort. Die Kadmea lag aber auf einem Hügel, und es kam jener Name ihr recht eigentlich zu. Sie war aber durch die Epigonen zerstört und zu Homer's Zeit noch nicht wieder aufgebauet worden; die daneben liegende unbefestigte Stadt Hypothebä war daher das nachmalige Thebä selbst. *Strabo* IX. p. 412. *Stephanus* h. v. (*Kanngiesser.*)

HYPOTHEK ist eine Art des Pfandrechts. Das römische Recht spricht von einer Hypothek, wenn der Gläubiger, dem eine Sache zur Sicherheit seiner Foderung verpfändet ist, den Besitz dieser Sache nicht zugleich mit erlangt. Den Gegensatz davon bildet das Faustpfand (pignus), wobei dem Pfandgläubiger die ihm verpfändete Sache übergeben wird und er dadurch deren Besitz erhält. Bei jeder Art des Pfandrechts hat der Pfandgläubiger im Falle der Nichtbefriedigung seiner Foderung das Recht, sich dergestalt an die ihm verpfändete Sache zu halten, daß er sich durch deren Verkauf bezahlt machen kann. Besitzt nun der Pfandgläubiger die verpfändete Sache, ist also diese ein Faustpfand, so hat die Ausübung dieses Rechts weniger Schwierigkeit; besitzt aber der Gläubiger die Sache nicht, ist dieselbe eine Hypothek, so muß er sich erst noch deren Besitz verschaffen, was mittels der hypothekarischen Klage geschieht. Mit diesem Namen wird nämlich überhaupt die Klage bezeichnet, wodurch ein Pfandgläubiger, auch selbst bei dem Faustpfande, wenn er den Besitz der Sache verloren haben sollte, die ihm verpfändete Sache zum Zwecke seiner Befriedigung von jedem Besitzer abfodern kann. Die Klage ist gegen jeden Besitzer zulässig und daher nicht blos gegen denjenigen, der die Sache selbst verpfändet hat, wenn er sie noch besitzt, sondern auch gegen jeden Dritten, der in den Besitz der Sache gekommen ist; doch kann ein Dritter regelmäßig verlangen, daß der Pfandgläubiger zuvor den Hauptschuldner auf Bezahlung der Schuld, zu deren Sicherheit das Pfandrecht besteht, ausklage, und erst, wenn hier nichts erlangt werden kann oder diese Ausklagung, z. B. wegen Entfernung des Hauptschuldners mit besondern Schwierigkeiten verbunden ist, kann die hypothekarische Klage mit Wirksamkeit gegen ihn durchgeführt werden. Verlangt nun der Dritte, wenn die hypothekarische Klage gegen ihn erhoben ist, zuvörderst diese Ausklagung des Hauptschuldners, so gebraucht er das sogenannte Beneficium oder die exceptio excussionis seu ordinis. Die hypothekarische Klage geht übrigens blos auf Herausgabe der verpfändeten Sache, um dann mit dem Verkaufe derselben (distractio pignoris) wei-

ter vorschreiten zu können. Auf Bezahlung der Schuld selbst, wegen welcher die Sache verpfändet ist, ist diese Klage nicht gerichtet. Doch kann, wenn der Schuldner zugleich auch der Besitzer des Pfandes ist, gegen diesen die Schuldklage mit der hypothekarischen Klage verbunden werden. Ist aber ein Dritter der Besitzer des Pfandes, so bleibt gegen ihn nur die hypothekarische Klage übrig, die er aber zur Erledigung bringen kann, wenn er die Schuld selbst bezahlt, wogegen er von dem Pfandgläubiger die Abtretung seiner Rechte verlangen darf (jus offerendi et succedendi).

Abweichend von dem römischen Begriffe der Hypothek ist das in neuern Gesetzgebungen vorkommende Institut der Hypotheken. Hier wird nämlich Hypothek dasjenige Pfandrecht genannt, welches ein Gläubiger an einer unbeweglichen Sache seines Schuldners durch Eintragung in ein öffentliches Buch (Hypothekenbuch) erlangt hat. Der Begriff der Hypothek ist hierbei von der Frage, wer die verpfändete Sache besitzt, ganz unabhängig, und beruht auf einer dem römischen Rechte ganz unbekannten Entstehungsart des Pfandrechts, welche sich bald an die römischen Entstehungsarten anschließt, bald an deren Stelle ein ganz neues pfandrechtliches System involvirt. Es bleibt aber dabei das Wesen des Pfandrechts, daß es zur Sicherheit des Gläubigers dient, dieser die hypothekarische Klage hat, sich durch den Verkauf des Pfandes bezahlt macht, unverändert; denn nur die Entstehungsart des Pfandrechts ist eine andere, als im römischen Recht und zwar, um die durch das Pfandrecht zu erlangende Sicherheit selbst zu erhöhen.

Das römische Recht hat rücksichtlich der Entstehung des Pfandrechts zwischen Pfandrecht an Mobilien und Immobilien keinen Unterschied aufgestellt, und das Pfandrecht entsteht bei diesen wie bei jenen auf gleiche Weise. Das Pfandrecht kann auch ebenso gut an einer einzelnen Sache (Specialpfand) als an dem gesammten Vermögen einer Person (Generalpfand) bestehen. Im Einzelnen kommt es zur Entstehung entweder durch Bestellung desselben, oder in der Executionsinstanz bei Processen, oder kraft gesetzlicher Vorschrift. Durch Bestellung entsteht es, wenn es vertragsmäßig eingeräumt wird (Conventionalpfandrecht), oder wenn durch einen letzten Willen Jemandem ein Pfandrecht gegeben wird (testamentarisches Pfandrecht). In der Executionalinstanz bei Processen kommt es zur Entstehung durch Auspfändung des Schuldners oder Einweisung des Gläubigers in die Güter des Schuldners (Immission). Durch gesetzliche Vorschrift werden endlich Pfandrechte begründet, indem die Gesetze ohne Weiteres mit gewissen Ansprüchen zu deren Sicherheit ein Pfandrecht verbinden (gesetzliche oder stillschweigende Pfandrechte), z. B. mit den Ansprüchen der Ehefrau auf ihr Eingebrachtes ein Pfandrecht am gesammten Vermögen des Mannes, oder mit den Ansprüchen, die ein Pflegling gegen seinen Vormund hat, ein Pfandrecht am Vermögen des Letztern. Bei dieser Mannichfaltigkeit der Entstehungsarten des Pfandrechts nach römischem Rechte sind jedoch die bedeutendsten Nachtheile nicht zu verkennen. Denn indem es dabei an dem gebricht, was man **Publicität** nennt, d. h. an einer Einrichtung, wobei jeder Interessent von den auf einer Sache bereits haftenden Pfandrechten Kenntniß zu erlangen im Stande ist, gewährt das römische System den Pfandgläubigern selbst eine sehr ungenügende Sicherheit. Eine und dieselbe Sache kann den verschiedenartigsten Pfandrechten unterliegen, kein Gläubiger kennt die Pfandrechte der andern, und am Ende können nur einer oder wenige durch den Verkauf des Pfandes Zahlung erlangen, während die übrigen leer ausgehen. Wenn auch das römische Recht für die Collision der Pfandrechte wieder besondere Regeln aufgestellt und einzelnen Pfandgläubigern sogenannte privilegirte Pfandrechte eingeräumt hat, vermöge deren sie den übrigen, bei denen blos die Priorität des Alters entscheidet, vorgehen, so ist auch damit wenig geholfen, vielmehr die Sicherheit der einzelnen Gläubiger nur noch um so mehr dadurch gefährdet, daß es möglich wird, daß ein Pfand, welches einem Gläubiger vollständige Sicherheit gewährte, durch Hinzutreten eines später entstandenen privilegirten Pfandrechts, auf einmal alle erwartete Sicherheit wieder verliert. Aber nicht nur für die Pfandgläubiger selbst wirkt der Mangel der Publicität nachtheilig; er ist auch nachtheilig für diejenigen, welche verpfändete Sachen erwerben, indem diesen die erworbenen Sachen von ihnen unbekannt gebliebenen Pfandgläubigern mittels der hypothekarischen Klage abgestritten werden können, während sie bei vorhandener Publicität und bei erlangter Kenntniß von den auf den Sachen haftenden Pfandrechten entweder den Erwerb gar nicht gemacht, oder sonstige Vorsichtsmaßregeln ergriffen haben würden. Es bringt daher die römische Einrichtung der Entstehungsarten des Pfandrechts nicht nur eine Unsicherheit in den Geldverkehr, sondern auch eine Unsicherheit in die Eigenthumsverhältnisse, sodaß sie als dem Credit überhaupt nachtheilig und in ihren entferntern Folgen als den Nationalwohlstand gefährdend, mit vollem Rechte bezeichnet werden kann. Diesen Nachtheilen tritt nun das Institut der Hypotheken, wie es die neuern Gesetzgebungen näher entwickelt haben, entgegen. Es beseitigt sie durch Trennung des Pfandrechts an Mobilien und Immobilien, und durch Durchführung der Publicität bei den Pfandrechten an Immobilien, indem solche Pfandrechte durch Eintragung in ein Buch zur Entstehung kommen, welches für alle Interessenten den Charakter eines öffentlichen Buches hat. Der historische Ursprung dieser Eintragung der Pfandrechte an Immobilien liegt in dem ältern teutschen Rechte, nach welchem eine Verpfändung nur in der Art stattfand, daß das Pfand in den Besitz des Pfandgläubigers kam, und wenn das Pfand eine unbewegliche Sache war, der Verpfänder die Sache vor Gericht dem Gläubiger tradirte (gerichtliche Auflassung) [1]. Dieses ältere Rechtsverhältniß wurde schon im 17. und 18. Jahrh. durch Particularlegislationen auf verschiedene Weise benutzt, um den Fehlern des römischen Pfandrechts, welches inzwischen in Teutschland festen Fuß gefaßt hatte,

1) Eichhorn, Einleitung in das teutsche Privatrecht. 3. Ausg. (Götting. 1829). §. 188.

zu begegnen [2]). Allein erst in der neuesten Zeit ging aus demselben das Hypothekeninstitut in der Maße und mit derjenigen Publicität hervor, welche allein geeignet ist, die Gebrechen des römischen Rechts auf umfassende Weise zu heben. Zuerst geschah dies durch die preußische Gesetzgebung [3]), sodann durch die österreichische [4]), ferner durch die französische [5]), und in der allerneuesten Zeit in Baiern [6]), Würtemberg [7]) und im Königreiche Sachsen [8]). Andere Staaten führten dieses neuere Hypothekeninstitut vor der Hand wenigstens bei einzelnen Arten der Grundstücke ein [9]), oder suchten sonst durch einzelne Verfügungen den bisherigen Gebrechen des bestehenden Pfandsystems abzuhelfen [10]).

Die Grundprincipien der neuern Gesetzgebungen sind im Wesentlichen folgende:

I. An *beweglichen* Sachen, welche, wenn sie in den Händen des Schuldners bleiben, der sie verpfändet hat, dem Gläubiger nur eine sehr unvollkommene Sicherheit gewähren, weil sie leicht abhanden kommen, verheimlicht werden können ꝛc., gilt ein Pfandrecht nur dann, wenn sie dem Gläubiger selbst in Verwahrung gegeben sind. Das Pfandrecht an solchen Sachen besteht daher nur noch in der Gestalt des *Faustpfandes* (pignus), und eine Hypothek im Sinne des römischen Rechts kommt bei ihnen gar nicht mehr vor. Schon ältere Gesetzgebungen haben sich zu diesem Princip hingeneigt, indem sie zum wenigsten Conventionalpfandrechte an Mobilien nur dann wirksam sein ließen, wenn die bewegliche Sache dem Gläubiger zugleich als Faustpfand eingehändigt worden war, ließen aber daneben die andern Pfandrechte, namentlich die gesetzlichen oder stillschweigenden, wie nach römischem Rechte zu, sodaß diese auf den Mobilien auch dann hafteten, wenn sie sich nicht in dem Besitze des Gläubigers befanden [11]); allein die neuern Gesetzgebungen haben unter Aufhebung sämmtlicher gesetzlicher Pfandrechte auch die an den Mobilien des Schuldners mit aufgehoben, und das Pfandrecht an Mobilien in jeder Hinsicht auf den einzigen Fall des Faustpfandes reducirt, wodurch denn zugleich und weil eine und dieselbe Sache nicht mehren als Faustpfand dienen kann, Collisionen von mehren Pfandrechten beseitigt sind.

II. Bei *unbeweglichen* Sachen entsteht das Pfandrecht durch Eintragung (Ingrossation, Intabulation) in öffentliche Bücher (Hypothekenbücher, Consens-, Pfand-, Grundbücher, Landtafel), und es ist dann eine *Hypothek* im Sinne der neuern Gesetzgebungen, ein *Unterpfand* [12]), begründet. Nach einigen ältern Legislationen ist diese Eintragung nur ein *nützliches*, nicht aber ein nothwendiges Verhältniß, sodaß eingetragene Hypotheken nur einen Vorzug vor den nichteingetragenen genießen, die letztern aber im übrigen als Hypotheken volle Wirksamkeit haben [13]). Nach andern Gesetzgebungen erscheint sie aber als ein *nothwendiges* Erfoderniß zur Entstehung der Hypothek als solcher. Während nun ältere gesetzliche Bestimmungen die Nothwendigkeit der Eintragung fast nur bei Conventionalpfand-

2) S. z. B. (*Fleischmann*), Die Grundsätze des Consens- und Hypothekenwesens in dem Herzogthume Sachsen-Coburg (Coburg 1829). 3) Allgemeine Hypothekenordnung für die gesammten königl. Staaten vom 20. Dec. 1783. Preuß. Landrecht. Th. I. Tit. 20. §. 1—535. Allgem. Gerichtsordnung. Th. I. Tit. 50. §. 377 fg. §. 387 fg. *Fr. H. von Strombeck*, Ergänzungen der allgemeinen Hypotheken- und Depositalordnung für die preuß. Staaten, oder vollständige Sammlung aller noch geltenden, die Hypotheken- und Depositalordnung ergänzenden, erläuternden oder abändernden Gesetze ꝛc. 4. Ausg. (Halberst. 1830). 4) Österreich. bürgerl. Gesetzbuch. §. 447—471; vergl. mit der allgem. Concursordn. vom 1. Mai 1781. §. 17 u. 18. 5) Code civil, Art. 2071—2203. Vergl. *Merlin*, Repertoire universel unter dem Worte hypothèque. *Guichard*, Legislation hypothécaire (Paris 1810). III Vol. *Grenier*, Traité des hypothèques, ed. sec. 1824. II Vol. Code Napoleon mit Zusätzen und Handelsgesetzen als Landrecht für das Großherzogthum Baden. Satz 2071—2203 und 2218a. Übersicht der preußischen und französischen Hypothekengesetzgebung (Cöln 1829). 6) Hypothekengesetz, Prioritätsordnung und Gesetz, die Einführung des Hypothekengesetzes und der Prioritätsordnung betreffend, alle drei vom 1. Jun. 1822. *N. Th. von Gönner*, Commentar über das Hypothekengesetz für das Königreich Baiern (München 1823 u. 1824). 2 Bde. *J. B. Ribler*, Systematisches Handbuch des bair. Hypotheken- u. Prioritätsrechts (München 1829). Über das ältere bair. Hypothekenrecht s. *Ge. Mich. von Weber*, über das bair. Credit- und Schuldenwesen, die Einführung der Hypothekenbücher ꝛc., mit Rücksicht auf das österreich., französ. u. preuß. Recht (Sulzbach 1819). 7) Pfandgesetz, Prioritätsgesetz und Gesetz, die Einführung des Pfandgesetzes und des Prioritätsgesetzes betreffend (Executionsgesetz), sämmtlich vom 15. April 1825. Verordnung, die fortdauernde Vollziehung des Pfandgesetzes rücksichtlich der nicht eremten Güter betreffend (Hauptinstruction), vom 14. Dec. 1825. Verordnung, die Einführung des Pfandgesetzes in den einzelnen Gemeinden des Königreichs Würtemberg betreffend (Einführungs-Instruction), vom 15. Dec. 1825. Gesetz, die vollständige Entwickelung des neuen Pfandsystems betreffend, vom 21. Mai 1828. Eine Sammlung aller dieser Gesetze ist: Das Pfandgesetz und die damit in Verbindung stehenden Gesetze und Verordnungen im Königreiche Würtemberg (Stuttg. 1825—1829). 4 Abth. *Bolley*, Bemerkungen zu dem Pfandgesetze und den damit in Verbindung stehenden Gesetzen (Stuttg. 1827—1829). 3 Bde. *Seeger*, Ausführliche Erläuterung des Pfand- und Prioritätsgesetzes für das Königreich Würtemberg (Stuttg. u. Tübingen 1825 u. 1827). 2 Thle. *Mayer*, Commentar des neuen würtemberg. Pfandgesetzes (Stuttg. 1825 u. 1826). 2 Thle. 8) Königl. sächs. Mandat, die Aufhebung der stillschweigenden Hypotheken und einige damit in Verbindung stehende Bestimmungen betreffend, vom 4. Jun. 1829. *Fr. Ortloff*, Das Pfand- und Prioritätsrecht nach dem angef. Mandat in *G. A. Martin's* Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege in Sachsen. 2. Bd. S. 265—294. 9) *S. von Mecklenburg*, Die Hypothekenordnung für die ritterschaftlichen und andere Landgüter, d. d. Neustrelitz den 22. Decemb. 1817 und Schwerin den 12. Novemb. 1819.

10) S. z. B. königl. hannöv. Verordnung über die Zuständigkeit der Gerichte zu Bestellung der öffentlichen, die Abschaffung der gleichsam öffentlichen und die Controverse über den Rang der einfachen gesetzlichen Hypotheken, vom 13. Jun. 1829. *Carl Reck*, über das teutsche Credit- und Hypothekenwesen, mit besonderer Berücksichtigung des königl. hannöv. und herzogl. braunschw. Landesrechts (Götting. 1830 u. 1832). 2 Hefte. 11) Z. B. die sächs. Proceßordnungen. *Ortloff*, Grundzüge eines Systems des teutschen Privatrechts (Jena 1828). S. 410. Note 114. 12) Diesen Ausdruck hat insbesondere die würtemberg. Gesetzgebung gewählt. 13) Z. B. nach hamburg. und lüb. Stadtrecht. Vergl. *Ortloff* a. a. O. S. 408, 409.

echten eingeführt haben, und dann namentlich gesetzliche Pfandrechte daneben ohne alle Eintragung vorkommen können [14]), so haben die oben aufgeführten neuesten Gesetzgebungen die Eintragung bei allen Arten von Pfandrechten an Immobilien dergestalt für nothwendig erachtet, daß keine Hypothek anders als durch Einschreibung in ein öffentliches Buch entstehen kann. Man nennt dies das Princip der Publicität, weil jeder Interessent aus dem öffentlichen Buche die Belastung der einzelnen Immobilien durch Pfandrechte kennen lernen kann. Es kann daher jeder Gläubiger ermessen, welche Sicherheit ihm durch Verpfändung von Immobilien gewährt wird, und jeder neue Erwerber von Immobilien kann sich die Überzeugung verschaffen, ob er eine pfandfreie Sache erwirbt oder ob und wie weit sie mit Pfandrechten beschwert ist. Wichtig hierbei ist natürlich die zweckmäßige Einrichtung des öffentlichen Buches [15]), und die Verfahrungsart bei den Eintragungen und den sonst damit im Zusammenhange stehenden Verhältnissen. Am mangelhaftesten ist in dieser Hinsicht das französische Recht, nach welchem die Hypotheken von besondern Beamten, Hypothekenbewahrern (**conservateurs des hypothèques**), ohne hinreichende Prüfung in chronologischer Ordnung in ein Buch eingetragen werden, und nur mit Hilfe eines Repertoriums und mit vieler Mühe ersehen werden kann, mit welchen Hypotheken ein Grundstück belastet ist. Zweckmäßiger ist nach den teutschen Gesetzgebungen die Führung des öffentlichen Buches den Gerichtsbehörden oder den Gemeindebehörden, in deren Bezirk die Immobilien liegen, zugewiesen, und das Buch ist nach den Immobilien geordnet. Die Immobilien sind genau mit dem Werthe, den sie haben, und mit der Person der Eigenthümer, sodaß, wenn diese sich änderte, die Veränderung jedesmal nachgetragen wird, angegeben, und bei jedem Immobile werden dann die einzelnen Hypotheken mit allen Nebenbestimmungen dabei und die Veränderungen, die sich damit zutragen, eingeschrieben. Die mit der Führung des Buches beauftragten Behörden und Beamten sind für pflichtmäßiges Verhalten verantwortlich und einem Gläubiger, der durch ihre Pflichtwidrigkeit etwa Nachtheil erleidet, zum Schadenersatze verpflichtet.

Das Princip der Publicität pflegt in seinen Consequenzen gewöhnlich folgendermaßen durchgeführt zu sein:

1) Da die Hypothek nur durch den Act der Eintragung in das öffentliche Buch zur Entstehung kommt, so fallen alle Conventional- und testamentarische Pfandrechte, wie sie dem römischen Rechte bekannt sind, weg. Durch einen Vertrag, durch Übereinkunft des Gläubigers und Schuldners, ingleichen durch eine Bestimmung in einem letzten Willen kann zum wenigsten unmittelbar kein Pfandrecht mehr begründet werden. Verträge und letztwillige Anordnungen können nur noch einen Rechtstitel zur Erlangung eines Pfandrechts gewähren, sodaß, weil vertragsmäßig oder durch testamentarische Disposition Jemandem ein Pfandrecht zugesichert ist, daraus ein Anspruch auf Erlangung einer Hypothek durch Eintragung in das öffentliche Buch stattfindet, und die Hypothek selbst erst durch die wirklich erfolgte Eintragung begründet wird. Ebenso wird in der Executionsinstanz bei Processen eine Hypothek an einer unbeweglichen Sache des Schuldners erst dann erlangt, wenn eine Eintragung in das öffentliche Buch geschehen ist. Auch fallen, zwar nicht nach dem in dieser Hinsicht sehr mangelhaften französischen Rechte, wol aber nach den teutschen Gesetzgebungen, alle gesetzlichen oder stillschweigenden Pfandrechte weg, und denjenigen Personen, welchen nach römischem Rechte solche Pfandrechte zustanden, oder die überhaupt eine besondere gesetzliche Begünstigung verdienen, ist durch das Gesetz an und für sich auch nur ein Rechtstitel auf ein Pfandrecht eingeräumt, sodaß sie gestützt darauf eine Eintragung in das öffentliche Buch verlangen können, und dadurch erst eine wirkliche Hypothek erhalten. Solche Rechtstitel pflegen eingeräumt zu sein den Minderjährigen und andern unter Vormundschaft stehenden Personen, zur Sicherung ihrer Ansprüche gegen ihre Vormünder, den Kindern unter väterlicher Gewalt zur Sicherung ihrer aus der Verwaltung ihres Vermögens durch den Hausvater gegen diesen entspringenden Ansprüche, der Ehefrau zur Sicherung ihres in den Händen ihres Ehemannes befindlichen Vermögens, dem Fiscus, auch wol den Gemeinden und Stiftungen zur Sicherung ihrer etwaigen Ansprüche gegen ihre Kassenbeamten 2c. Bisweilen sind, wenn die Eintragung einer Hypothek erfolgen soll, noch nicht alle Punkte in Richtigkeit; es können Ausstellungen an der Gültigkeit des Rechtstitels gemacht, und es kann der Eintragung von einzelnen Personen widersprochen werden. Dann kommen Vormerkungen und Protestationen vor. Die Vormerkung ist eine bedingte Eintragung, welche dem Gläubiger den Rang an der Stelle, wo seine Foderung unter den Hypotheken vorgemerkt ist, sichert, aber erst dann eine wirkliche Hypothek begründet, wenn alles das beseitigt und respective purificirt ist, was der förmlichen Eintragung als Hypothek bisher im Wege stand. Die Protestation dagegen soll Rechte, welche ansonst durch eine Eintragung einer Hypothek gefährdet werden können, sichern, so kann z. B. von Seiten des noch nicht gehörig legitimirten neuen Eigenthümers einer unbeweglichen Sache eine Protestation gegen Verpfändungen, welche der bisherige, noch zur Zeit allein als solcher legitimirte, Eigenthümer vornimmt, eingelegt werden und zur Inscription in das öffentliche Buch kommen.

2) Mit dem Princip der Publicität steht sodann in genauem Zusammenhange das sogenannte Princip der Specialität, welches theils das Princip der Specialität des Pfandgegenstandes, theils der Specialität der Foderung ist. Was den Pfandgegenstand anlangt, so wird die Hypothek immer nur bei den einzelnen unbeweglichen Sachen, und wenn mehre verpfändet sein sollen, bei jeder besonders eingetragen. Die Hypotheken

---

14) Z. B. nach den sächs. Processordnungen. Ortloff a. a. O. S. 409. 15) N. Th. von Gönner, über die zweckmäßige Einrichtung des Hypothekenbuches (München 1823).

sind daher nur Specialpfandrechte, und es gibt keine Generalpfandrechte mehr, die von selbst sich auf das ganze Vermögen erstreckten, wiewol allerdings ein Schuldner seine sämmtlichen Immobilien verhypotheciren kann, wenn er bei jedem einzelnen Immobil eine Hypothek besonders eintragen läßt. Nur das auch in dieser Hinsicht fehlerhafte französische Recht kennt noch Generalpfandrechte an sämmtlichen Immobilien, hauptsächlich als Folge der Zulassung von stillschweigenden oder gesetzlichen Pfandrechten. Sodann die Specialität der Foderungen anlangend, so muß die Foderung, für welche der Pfandgegenstand haften soll, in Ansehung ihrer Größe genau angegeben sein. Es gilt daher keine Verpfändung für unbestimmte Foderungen. Daher kann auch bei an sich ungewissen Foderungen nur dann eine Hypothek constituirt werden, wenn ein bestimmter Betrag schon im Voraus angesetzt ist, für welchen die Hypothek dereinst eintreten soll. So ist meistens ungewiß, inwiefern eine unter Vormundschaft stehende Person dereinst gegen ihren Vormund, oder der Fiscus gegen den Verwalter einer fiscalischen Kasse eine Foderung haben wird, und in diesen Fällen pflegt eine den Verhältnissen und Umständen angemessene Cautionssumme festgesetzt zu werden, welche in das öffentliche Buch bei den Immobilien des Vormundes oder Kassenverwalters eingetragen wird. Die Immobilien sind dann bis zu dem Betrage der Cautionssumme verpfändet, um bis zu diesem Betrage für alle Fälle eine Sicherheit zu gewähren, obgleich vielleicht am Ende der Vormund oder Kassenverwalter gar nicht als Schuldner seines Pfleglings oder des Fiscus erscheint. Beides aber, sowol die Specialität des Pfandgegenstandes als die der Foderungen, sind nothwendige Bedingungen zur Erreichuung des in dem Princip der Publicität enthaltenen Zweckes. Denn ohne beides kann kein Gläubiger von der Sicherheit, welche eine ihm zu verpfändende Sache gewähren wird, und kein neuer Erwerber einer Sache von deren Belastung mit Pfandrechte, sich eine nur irgend genügende Überzeugung aus dem öffentlichen Buche, worin die Hypotheken eingetragen werden, verschaffen.

3) Gleichfalls mit dem Princip der Publicität im Zusammenhange steht die Aufhebung aller privilegirten Pfandrechte und die Einführung des Princips der Priorität des Alters. Keine Hypothek genießt nämlich ein besonderes Privilegium mehr, sodaß sie andern, auch vor ihr entstandenen Hypotheken vorgehen könnte, sondern alle Hypotheken an einer und derselben Sache rangiren sich nach der Zeit der Eintragung in das öffentliche Buch, und ohne alle Ausnahme gilt der Satz, daß die ältere Hypothek den Vorzug vor der jüngern hat. Auf diese Weise läßt das öffentliche Buch denjenigen, der gegen eine Hypothek Geld darleihen will, über die ihm vorgehenden Hypotheken nicht im Ungewissen, indem diese alle bereits in dem öffentlichen Buche stehen. Bei privilegirten Hypotheken würde dagegen die Einsicht des öffentlichen Buches dem Darleiher nichts helfen, weil möglich bleibt, daß hinterher noch Hypotheken entstehen, welche in Folge eines Privilegiums den Vorzug vor seiner Hypothek haben. Die neuern Gesetzgebungen haben meistens auch die Prioritätsverhältnisse bei nichthypothekarischen Schulden zugleich mit geordnet, und es pflegen dann bei einem Concurse des Schuldners die Gläubiger im Wesentlichen in vier Classen befriedigt zu werden. In der ersten Classe und daher vor allen andern Gläubigern werden sogenannte absolut privilegirte Foderungen befriedigt, z. B. die Foderung des Staats auf rückständige Staatsabgaben, das Gesindelohn (Lietlohn), die Foderung der Ärzte und Apotheker, welche von der letzten Krankheit des verstorbenen Schuldners herrühren. Zunächst in der zweiten Classe stehen die hypothekarischen Gläubiger, welche vorzugsweise aus dem Erlöse von den verpfändeten Objecten, und unter sich nach der Altersprioritát, Bezahlung erlangen. Sodann in der dritten Classe stehen diejenigen Gläubiger, welche ein einfaches persönliches Privilegium (privilegium exigendi) haben, sodaß sie vor andern Gläubigern befriedigt werden. Oft sind dies diejenigen Personen, welche auch einen gesetzlichen Rechtstitel auf Bestellung einer Hypothek haben, der Fiscus, Ehegatten, Minderjährige ꝛc., denen dann das Privilegium nützlich ist, falls ihnen die Hypothek noch nicht bestellt ist, oder die Hypothek zu ihrer Befriedigung nicht zureicht. Oft ist aber auch andern Personen das Privilegium gegeben, z. B. den Gemeinden und Stiftungen gegen ihre Kassenbeamten, rücksichtlich der aus der Verwaltung der letztern gegen diese zu machenden Ansprüche. In der vierten Classe werden zuletzt alle noch übrigen Gläubiger (chirographarische Gläubiger), meistens pro rata, und ohne daß ein Vorzug, auch nicht der des Alters, unter ihnen besteht, befriedigt.

4) Pfandrechte können wieder ein Ende nehmen, z. B. wenn die Foderung, wegen welcher sie bestellt wurden, getilgt ist, oder der Gläubiger das Pfandrecht aufgibt. Soll die Beendigung einer Hypothek vollkommen wirksam sein, so muß sie auch in dem öffentlichen Buche, worin sie eingetragen ist, gelöscht werden. Durch Verjährung, d. h. dadurch, daß der Gläubiger binnen gewisser Zeit sein hypothekarisches Recht nicht geltend macht, kann, nach vielen neuern Gesetzgebungen, eine Hypothek nicht mehr erlöschen. *(Ortloff.)*

HYPOTHENAR (von ὑπό, unter, und θέναρ, die flache Hand, womit man schlägt), der Unterklopfer, Subvola. Früher nannte man theils das Muskelfleisch der flachen Hand und das der Fußsohle überhaupt, theils das unter dem Daumen (den Ballen des Daumens) insbesondere θέναρ (Thenar), und unterschied später, als man die verschiedenen Portionen dieser Muskelmasse kennen lernte, diese durch vorgesetzte Bestimmungswörter genauer, als Antithenar, Mesothenar, Parathenar und Hypothenar, denen man dann, als auch diese Benennungen nicht ausreichten, noch die Beiwörter major, minor, magnus, parvus ꝛc. zur nähern Bezeichnung beifügte.

Unter Antithenar begriff Riolan (Anthropographia [Paris 1618]. Lib. V. c. 28), der dieses Wort bildete, unrichtig und der Natur nicht entsprechend, den

kurzen Beugemuskel des Daumens, Winslow aber (Expositio anatomica etc. e gallico latine versa Tom. IV. [Francof. et Lips. 1753.] Tom. II. §§. 313—315. p. 97 et 98 und §§. 515—518. p. 150) den äußern Theil des Anziehers und einen Theil des kurzen Beugemuskels des Daumens (Muscul. semi-interosseus, halber Zwischenknochenmuskel des Daumens, Gegenklopfer), sowie auch der großen Zehe, als einen Muskel betrachtet, während er unter Mesothenar (Mittelklopfer) den Anzieher und einen Theil des kurzen Flexors des Daumens verstand (a. a. O. §§. 310—313. S. 97) und einen Theil des Abziehers der kleinen Zehe (fälschlich wie er [§. 548] bemerkt, Hypothenar genannt) Parathenar magnus (großer Nebenklopfer), den kurzen Beuger derselben Zehe aber Parathenar parvus (kleiner Nebenklopfer) nannte (a. a. O. §§. 548—552. S. 158 u. 159).

Unter Hypothenar, eigentlich die Fläche der innern Hand unter dem Thenar, die halbmondförmige Erhöhung zwischen dem Handwurzelgelenke der beiden äußersten Mittelhandbeine (wiewol man auch nach Rufus und Pollux den ganzen Theil der Vola, welcher unter den vier kleinen Fingern liegt, mit Ausnahme des dem Daumen entsprechenden Theils, ja selbst, nach Einigen, den Handrücken darunter verstand), begriff Riolan (a. a. O. Lib. V. c. 28) den Abziehemuskel des kleinen Fingers, und nicht, wie Thom. Bartholin (Anatomia reformata [Lugd. Bat. 1641]. Lib. IV. c. 9) berichtet, einen der Adductoren des Daumens, und Winslow bezeichnete (a. a. O. §. 349. S. 109) mit diesem Namen zwei an der Ulnarseite der Hand gelegene Muskeln, nämlich a) den Anzieher des Mittelhandknochens des kleinen Fingers als Hypothenar magnus, s. major, s. Hypothenar metacarpi (auch großer Hypothenar, großer Unterklopfer, Mittelhandmuskel, Mittelhand-Ohrfingermuskel, Adductor des kleinen Fingers, Musc. metacarpi, s. metacarpicus, s. metacarpius *Winslowii* genannt), und b) den Abzieher des kleinen Fingers als Hypothenar parvus, s. minor, s. digiti minimi (kleiner Hypothenar oder kleiner Unterklopfer). (S. unter Hand- und Fussmuskeln im Art. Muskeln.) (*Wiegand.*)

Hypothenuse, s. Hypotenuse.

Hypotheorie, s. Kategorien u. Theorie.

HYPOTHESE, 1) Logik u. Naturwissenschaft. Unter Hypothesen werden an sich ungewisse Behauptungen oder Urtheile verstanden, in welchen zum Behuf der Erklärung gegebener Erscheinungen in der Erfahrung gewisse Gesetze oder Kräfte als deren Ursachen oder Gründe vorausgesetzt werden; kürzer: unzureichend bewiesene Erklärungsgründe von Naturerscheinungen. Man bezeichnet sie in diesem Sinne passend als Wagerklärungen, als Voraussetzungen einer noch unbekannten Ursache des nach der Erfahrung Vorhandenen, oder einer noch nicht bekannten Art und Weise, wie gewisse Kräfte in der Natur etwas bewirken, welchen Voraussetzungen darum Wahrheit beigelegt wird, weil sie hinreichen, jenes Vorhandene, oder diese Art und Weise zu erklären. Man schließt also von der Wahrheit vieler Folgen eines an sich betrachtet blos möglichen Urtheils auf die Wahrheit aller noch übrigen Folgen. Ist ein Satz wahr, so müssen auch alle Folgen daraus wahr sein, und sind alle Folgen eines Satzes wahr, so muß auch der Satz selbst wahr sein; denn wäre etwas Falsches in ihm enthalten, so würde dies durch irgend eine Folge daraus offenbar werden. Da wir aber bei der Unendlichkeit der Erfahrung nicht gewiß sein können, alle Folgen eines Satzes, so viele deren auch schon erkannt sein mögen, ausfindig gemacht zu haben, so bleibt bei jeder Hypothese noch Ungewißheit übrig, ihre Behauptung als Wahrheit macht etwas Gewagtes aus (daher der Name Wagerklärung), da sie eigentlich nie apodiktische Gewißheit, sondern immer nur Wahrscheinlichkeit gibt.

Nicht nur im gemeinen Leben spielen solche Voraussetzungen eine große Rolle, sondern auch in den meisten Wissenschaften. Ja für den höhern Zweck der Wissenschaft, die Erscheinungen nicht nur systematisch zu ordnen, sondern auch aus ihren Ursachen und Gesetzen zu erklären, sind die Hypothesen ganz unentbehrlich, da ja die Ursachen der Dinge nicht sinnlich wahrgenommen, sondern nur mittelbar durch Combinationen der Erfahrungen und Verkettung der Schlüsse daraus errathen werden können. Die Aufstellung einer glücklich gewählten, fruchtbar ihrem Zweck entsprechenden Hypothese ist nur dem wahren wissenschaftlichen Genie möglich, und durch eine einzige solche wird oft eine ganze Wissenschaft umgestaltet oder neu begründet. Es genügt wol, hier an die so großartig einfache Kopernikanische Hypothese über unser Sonnensystem zu erinnern, von welcher an die eigentliche Astronomie sich erst datirt. Es ist auf der andern Seite freilich nicht weniger gewiß, daß falsche Hypothesen nicht nur die Wissenschaft verwirren, sondern auch in praktischen Disciplinen oft großes Unheil angerichtet haben. Man denke z. B. an die früherhin zahllosen Hexenprocesse, die alle auf der albernen Hypothese einer sogenannten Teufelsbesitzung 2c. beruhten, oder daran, daß man z. B. in der Medicin ohne alle Übertreibung auf jede in ihr eine Zeit lang gangbare Hypothese Tausende von Menschenopfern rechnen kann, die ihre verblendeten Priester methodice hinlieferten (vergl. *Fried. Hofmann* de hypothesium medicarum damno, Benjamin Rush, Medicin. Untersuch. [Leipz. 1792.] S. 64). Reine Empiriker und Skeptiker verwerfen daher mit aller und jeder Theorie auch alle und jede Hypothese (z. B. der berühmte Stieglitz als Recensent der Brown'schen Theorie, in der allgem. Lit.-Zeit. 1799. Nr. 48), erklären das Hypothesiren für eine gefährliche Spielerei, die den Sinn für Wahrheit abstumpfe, von strenger Beobachtung der Thatsachen abführe, welche doch allein die Basis aller Erweiterung und Entdeckung sei 2c. Allein dies heißt offenbar das Kind mit dem Bade ausschütten! Ohne alle Hypothese ist z. B. eben in der Medicin gar kein Curplan möglich, und der decidirteste Empiriker hat heimlich seine Hypothese ebenso gut in petto, wonach er curirt, als der Dogmatiker; nur daß er dessen sich nicht selbst klar bewußt und geständig ist, was eben für ihn und den Kranken selbst nur desto schlimmer ist. Und wie sollen denn Naturgesetze anders er-

kannt werden als zunächst durch Hypothesen, da ein Gesetz oder eine Kraft ja nie sinnlich anzuschauen oder mit den empirischen Händen zu greifen ist? Ohne Hypothesen keine Natur- und Geschichtswissenschaft! Man denke an die Umgestaltung der Astronomie und Geographie seit Kopernik und Kepler, und Christ. Columbus (vergl. Ideler's eben erschienene Übersetzung von Alex. v. Humboldt's krit. Untersuch. üb. d. histor. Entwickelung der geograph. Kenntnisse von der neuen Welt), an die Bereicherung der Geologie durch die hypothetischen Systeme von Werner, Cuvier, an Niebuhr's und Wolf's historische Hypothesen rc. Sehr treffend hat schon der sinnige Novalis (Schrift. II. S. 221. 3. Ausg.) die Hypothesen in Schutz genommen*): „Der echte Hypothetiker ist kein anderer als der Erfinder, dem vor seiner Erfindung oft schon dunkel das entdeckte Land vor dem innern Auge erscheint, der mit dem dunkeln Bild über der Beobachtung, dem Versuche, schwebt, und nur durch freie Vergleichung, durch mannichfache Berührung und Reibung seiner Vorstellungen mit der Erfahrung, endlich die Idee trifft, die sich negativ zu der Erfahrung verhält, daß beide dann auf immer zusammenhängen, und ein neues und himmlisches Licht die zur Welt gekommene Kraft umstrahlt."

Es ist auch die richtige Bemerkung schon gemacht worden, daß selbst eine verwerfliche Hypothese bei einer zweckmäßigen Anwendung auf die Vervollkommnung der Wissenschaft und Kunst einen wohlthätigen Einfluß haben kann, und oft gehabt hat. So wurde z. B. Kant durch die falsche Hypothese (Locke's und Hume's) von dem blos empirischen Ursprung aller menschlichen Erkenntniß auf seinen Kriticismus geleitet. Es ist ferner ausgemacht, daß die formelle Bildung einer empirischen Wissenschaft bei dem langsamen, nie vollendeten Gange der Empirie zu allgemeinen Resultaten durchaus nur mit Hilfe von Hypothesen erreichbar ist. Diese bringen ein künstliches Erfahrungsprincip hervor, und eine künstliche systematische Einheit von Erfahrungen, die sich nun leichter aneinander anschließen, überschauen und zu fernerm Gebrauche besser behalten und aufbewahren lassen, als wenn sie ein bloßes Aggregat unvereinter Wahrheiten und Beobachtungen gewesen wären. Zwar führt auch die Induction (welche seit Bacon's Empfehlung eine so große Rolle in den Naturwissenschaften spielt, und welche von Empirikern als die alleinige Quelle wahrer Erkenntniß angesehen wird) zu empirischen Principien hin; allein bei der Unendlichkeit der Erfahrung wird sie nie vollständig (wie sie es in der reinen Mathematik allerdings ist), erreicht also nie ihren Zweck, und wir müssen daher, wollen wir diesen nicht ganz aufgeben, ihr Resultat — welches nur in der Unendlichkeit gefunden würde — irgend einmal hypothetisch anticipiren. Verschafft daher auch eine Hypothese unmittelbar keinen Gewinn an reeller Naturkenntniß, so erregt und belebt sie doch den Geist der empirischen Untersuchung, erweitert den Gesichtskreis, gibt dem Beobachter und Experimentator bestimmte Richtungspunkte seiner Nachforschung, und trägt so mittelbar allerdings auch zur materiellen Erweiterung und Bereicherung der Erfahrungswissenschaften bei. Die Natur antwortet nicht auf alle Fragen, sondern nur auf die, welche ihr auf eine geschickte Weise vorgelegt werden; dem Forscher geben nun eben die Hypothesen die Fragpunkte an die Hand, worüber er die Natur methodisch vernimmt, und wonach er den Plan für seine künstlichen Erfahrungen (Beobachtungen und Versuche) zweckmäßig entwirft (vgl. C. Schmid's Physiol. I. S. 151).

Bei dieser Wichtigkeit der H. fragt sich nun, ob es nicht Hilfsmittel gibt, die Auffindung richtiger Hypothesen zu erleichtern, sowie die Falschheit irriger oder unbrauchbarer zu erkennen. In ersterer heuristischer Beziehung lassen sich keine specielle Regeln geben, sondern blos die allgemeinen, daß bei der geistigen Ausbildung auch für die Wissenschaft es äußerst vortheilhaft ist, die Phantasie und den Witz (wenn man selbigen als Talent oder Naturgabe besitzt), möglichst zu cultiviren, indem diese beiden grade bei der Auffindung von Hypothesen durch Combinationen der mannichfachsten Art die Hauptrolle spielen. Die Wichtigkeit des Witzes für die Wissenschaft, die häufig verkannt wird, ist nachgewiesen in einem besondern Aufsatze des berühmten Mathematikers und Satyrikers Kästner, ingleichen in Bernhardi's Sprachlehre, 2. Th., vergl. Jean Paul's Skizzen I, 240. Göthe's Werke XXIII, 265 [„Wo Lichtenberg einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen" rc.]. Die Wichtigkeit der Phantasie für wissenschaftliche Erfindung ist mehr anerkannt, vergl. Lichtenberg's physik. math. Schriften, II. S. 72. Garve's Versuche. 2. Th. S. 251. Reimarus' Vernunftlehre. S. 321, 325. (4. Ausg.) Tetens, Versuche. I, 287. Döbereiner, Zur pneumat. Chemie. IV, 48. Davy's letzte Tage eines Naturforschers, übers. von v. Martius. S. 274. Herbart's Lehrb. zur Psychologie. S. 46. Scheidler's Psychol. I. S. 416. Desselben Hodegetik. S. 182.

Dagegen lassen sich, um vor irrigen oder unbrauchbaren Hypothesen sich zu hüten, oder sie sofort zu verwerfen, allerdings besondere Regeln oder Cautelen von der Logik aufstellen, deren wichtigste folgende sind:

1) Möglichkeit der Voraussetzung. Es muß aus Thatsachen der Erfahrung gewiß sein, daß das, was durch eine Hypothese erklärt werden soll, in der Natur vorhanden ist, und daß die Hypothese andern bekannten Naturgesetzen nicht widerspricht. Wir müssen im Voraus wissen, woher wir die Gründe der Erklärung zu nehmen haben, und daraus im Voraus bestimmen können, daß die Voraussetzung möglich sei; erkennen wir das Gegentheil, so weisen wir die Hypothese sofort ungehört als leeres Hin- und Hergerede ab. Dies gilt namentlich von allen hyperphysischen Hypothesen, die zur Erklärung von physischen Erscheinungen gebraucht wer-

*) „Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;
Ist nicht Amerika selbst durch Hypothese gefunden?
Hoch und vor Allem lebe die Hypothese, nur sie bleibt
Ewig neu, so oft sie auch schon sich selber besiegt."

den sollen, aber seit Bacon und Newton mit Recht aus dem Gebiete der Naturwissenschaft verwiesen worden sind. z. B. wenn die Schule Stahl's die Erscheinungen der organisch-thierischen Natur und Functionen aus der Seele als der im Körper vorhandenen, von ihm aber doch unterschiedenen und unabhängigen, geistigen Substanz erklären will; denn in der Physik hat der Begriff „Seele" keine Realität, weil man keine demselben entsprechende Substanz vorweisen kann. Ebenso umgekehrt, wenn die materialistischen Physiologen das Denken aus Bewegungen des sogenannten Nervenäthers, das Erinnern aus örtlichen Gedächtnißeindrücken im Gehirn u. dgl. m. erklären wollen, so weisen wir sie ab, weil wir im Voraus wissen, daß das Geistige nicht aus dem Körperlichen erklärt werden kann. Ebendahin gehören die Hypothesen von bösen Dämonen, vom Teufel u. dgl. m., die man früher so allgemein als Wagerklärungen gewisser geistiger Krankheitszustände (der sogenannten Besessenen) annahm, welches alles heutzutage von wahrhaft wissenschaftlich gebildeten Köpfen als Irrthum erkannt wird. (Von den modernen Mystikern, die jetzt in fast allen Wissenschaften sich einzuschleichen, und ihre abgeschmackten Hypothesen, namentlich die vom Teufel [s. z. B. Hengstenberg's Christol. I, 26 fg.], überall an den Mann zu bringen trachten, kann hier natürlich nicht weiter die Rede sein, zumal sie tribus Anticyris insanabilia capita sind!) Ebendahin gehören alle Hypothesen über den Zustand der Seele nach dem Tode, z. B. Seelenwanderung, Hades und Hölle rc., die an und für sich meistens höchst abgeschmackt (vgl. Scheidler's Psychol. 1. Th. S. 339), aber auch im besten Falle leere Träumereien sind, da hier etwas Unmögliches versucht wird. Ebendahin gehört die Hypothese von Engeln und sonstigen höhern Geistern, sammt der ganzen angeblichen Theorie (!) des Geisterreichs, womit Jung Stilling (sonst ein lieber, trefflicher Mann) die Welt beschenkt, nachdem er bereits früher (Grauer Mann, 12. St. S. 401) die Größe eines Engels auf fünf Meilen bestimmt (!!) hatte (daß selbst noch in Reinhard's Dogmatik, §. 53, 54. weitläufige Untersuchungen über die Beschaffenheit und Verrichtungen der Engel angestellt worden, ist doch auch merkwürdig!). Ebendahin die angeblichen Offenbarungen der partiell verrückten Seherin von Prevorst rc.

2) Einheit der Voraussetzung. Fehlt es an Einheit der Regel oder des Grundes, sodaß für die zu erklärende Erscheinung sich auch ebenso gut andere Erklärungsgründe aufstellen ließen, so hat die Hypothese quaest. selbst gar keine eigentliche Wahrscheinlichkeit für sich, und es fällt aller Grund, sie zu behaupten, hinweg. Die menschliche Vernunft strebt nach Einheit, aus diesem Streben geht alle Wissenschaft der Theorie, und somit alles Hypothetisiren hervor; befriedigt eine Hypothese dies Streben nicht, so ist sie unnütz, jede Hypothese hat schon genug gegen sich, wenn sie nicht genug für sich hat. So lohnt es sich z. B. wenig der Mühe, eine physikalische Hypothese, wie die Euler'sche des Magnetismus oder der atomistischen Erklärungsarten überhaupt, einer Prüfung zu unterwerfen; denn es versteht sich hier ganz von selbst, daß die Sache ebenso wol auf andere Weise erfolgen könne, als grade nach der einen willkürlich vorausgesetzten.

3) Consequenz der Ableitung. Der Mangel dieses Erfodernisses zeigt sich theils darin, daß wirklich vorhandene Fälle nicht aus der Hypothese erklärt werden können, theils darin, daß aus ihr Fälle folgen würden, die nicht vorhanden sind, oder daß sie mit sonst erkannten allgemeinen Naturgesetzen in Widerspruch steht. So würde nach Euler's Theorie des Lichts (Undulationslehre) kein Schatten möglich sein; nach Schelling's Hypothese, die strahlende Bewegung als eine Fortpflanzung chemischer Zersetzungen anzusehen, wäre keine Durchsichtigkeit möglich, nach seinem neuen Vorschlag aber, das Licht als reine Polaritätserscheinung zu betrachten, wäre weder Erleuchtung des für sich Dunkeln, noch Brechung der Lichtstrahlen möglich (vergl. Fries' Logik, S. 475). Ähnliche Widersprüche zeigt auch die Brown'sche Hypothese von der Erregbarkeit als der vollständigen innern Bedingung des Lebens (welche irrige Theorie noch immer nicht ganz aus der Medicin verdrängt ist, vergl. *Hartmann*, Theor. morb. [Vindob. 1814.] p. 43). Nach dieser Hypothese erhält jedes organische Wesen bei seinem Entstehen ein gewisses Quantum von Lebenskraft (Erregbarkeit), welche durch die einwirkenden Reize der Außenwelt erregt und allmälig aufgezehrt werden soll; diese Erregbarkeit wird sonach als eine ursprüngliche einfache Kraft gedacht, deren Erhaltung, Ab- oder Zunahme nicht auf den Stoff, woraus ein organischer Körper besteht, bezogen wird. Nach allgemeinen Naturgesetzen geschehen aber alle Veränderungen nach dem Princip der Continuität oder Stetigkeit; jene Kraft müßte also zwar in unendlichen Gradationen abnehmen, aber nie völlig vernichtet werden können; es bedürfte jedesmal nur stärkerer Reizmittel, um die Erregung, d. i. das Leben, wieder zu erneuern; mithin würde nach dieser Hypothese der Tod aus indirecter Schwäche, den die Erfahrung tausendfach lehrt und den jenes System auch annimmt, gar nicht eintreten, sondern blos ein Scheintod! Auch Tod aus directer Schwäche, d. i. Mangel an hinlänglichem Irritament, ließe sich eigentlich nicht begreifen, da nach jener Hypothese die Erregbarkeit als etwas Absolutes, nicht an die Quantität, Qualität und Zusammensetzung der Materie Gebundenes, vorgestellt wird, mithin immer, auch ohne Erregung, unversehrt fortdauern müßte. (Vergl. Tiedemann's Physiol. I. S. 648 fg. C. Schmid's Physiol. I. S. 152 fg., 335. II. S. 423, 433. Scheidler's Psychol. I. S. 248.)

4) Einfachheit der Voraussetzung. Je einfacher die Hypothese, je weniger mithin vorausgesetzt und je mehr dennoch hieraus erklärt und abgeleitet werden kann, desto vorzüglicher ist dieselbe. Es wird aber um so weniger vorausgesetzt, je übereinstimmender und ähnlicher das Princip, welches man annehmen will, mit solchen Grundsätzen ist, die schon in anderer Beziehung, als reelle Naturprincipien, erwiesen und bestätigt sind. So ruht z. B. unsere moderne Astronomie auf der Hypo-

these des Kopernikanischen Systems, welches einfach großartig wie die Natur selbst ist. Tycho Brahe hat bekanntlich eine andere höchst verwickelte Hypothese aufgestellt, um die Erscheinungen am Himmel mit den Sprüchen der Bibel (!) in Harmonie bringen und der Kopernikanischen Hypothese entrathen zu können; aber wenn sie auch wirklich alle Erscheinungen ebenso erklärte (was sie doch nicht vermag), wie die Kopernikanische, oder wenn Andere andere künstliche Erklärungen aussinnen, nach denen Alles ebenso erfolgen müßte, so werden doch alle diese zu Albernheiten neben der Einfachheit der Kopernikanischen. Ebenso beruht die ganze geistige Weltansicht des Menschen auf der hypothetischen Analogie, daß dem Körper anderer Menschen ebenso Vernunft oder Geist entspreche, wie meine Vernunft meinem Leibe. Auch hier ließe sich die Hypothese aufstellen, daß es eigentlich gar keine Welt oder Realität gäbe, daß das ganze Leben nur Traum sei (welche Ansicht ja Sophokles, Shakespeare und Calderon so schön und hoch poetisch dargestellt haben), oder daß höhere Geister (die Maja der Hindus, oder des Idealisten Berkeley Gott) mit todten Phantomen uns den ganzen Schein dieses Lebens vorgaukelten. Aber auch dies wird als eine verkünstelte, ungereimte, phantastische Hypothese verworfen neben der einfachen Erklärung des gemeinen Lebens oder gesunden Menschenverstandes (vgl. Fries' Logik, S. 476). Je mehr dagegen zu einer Hypothese sogenannte Hilfshypothesen hinzugenommen werden müssen, um die Schwierigkeiten, die auf der Haupthypothese lasten, zu entfernen, desto unsicherer und werthloser wird letztere; weil bei solchen complicirten Hypothesen des blos willkürlich Angenommenen so viel wird, daß der Verdacht entsteht, es möchten die Erscheinungen qu. selbst wol einen ganz andern Grund haben, als den in der Hypothese vorausgesetzten. So ist z. B. die Hypothese von der Abstammung aller Menschen von Einem Menschenpaar aus dem Grunde verwerflich, weil sie eine Menge Hilfshypothesen voraussetzt oder heranzieht, um zunächst über den sogenannten Urzustand der Erde zur Zeit der Menschenschöpfung, über die Lage des sogenannten Paradieses, die sogenannte Sündfluth, das Zurücktreten der Gewässer u. dgl. m., sich im Allgemeinen zu verständigen; ferner um die Verschiedenheit der Hautfarbe, der Menschenrassen, die Bevölkerung von Amerika, Australien, den Südseeinseln ꝛc. zu erklären. Vergl. überhaupt Schulze, Grundsätze der allgem. Logik. S. 197. (4. Ausg.) Bachmann, System der Logik. S. 345 fg., und die übrigen zum Theil oben schon angeführten vorzüglichern Schriften über die Logik von Fries, Krug u. A. (*K. H. Scheidler.*)

2) Mathematik. H., wörtlich übersetzt Unterlage, ist 1) der Vordersatz (die Voraussetzung oder Bedingung, antecedens, prius) in einem Bedingungsurtheile, welches daher auch ein hypothetisches Urtheil genannt wird. Derjenige Satz, welcher in dem Bedingungsurtheil als folgend aus dem Vordersatze gedacht wird, heißt die Thesis oder der Nachsatz (das Bedingte, consequens, posterius). Alle theoretischen Sätze der Mathematik sind bedingte Sätze; sie enthalten also alle eine Hypothesis und eine Thesis (sowie die praktischen Sätze der Mathematik, d. i. ihre Foderungen und Aufgaben alle etwas Gegebenes und etwas Verlangtes enthalten), und lassen sich allemal auf die Form bringen: „Wenn A ist, so ist B," obgleich sie oft nicht unter dieser Form, sondern abgekürzt ausgesprochen werden, z. B. „In einem gleichschenkeligen Dreiecke sind die Winkel an der Grundlinie gleich," statt: „Wenn ein Dreieck gleichschenkelig ist, so sind in demselben die Winkel an der Grundlinie gleich." Ein hypothetisches Urtheil ist allemal wahr, wenn der Nachsatz aus dem Vordersatze nothwendig folgt; es kann daher auch dann, wenn der Vordersatz an sich falsch ist, das hypothetische Urtheil als solches dennoch wahr sein. Soll indessen ein solches Urtheil in einer Wissenschaft als Grundsatz oder Lehrsatz eine Stelle einnehmen, so muß man das im Vordersatz Ausgesprochene wenigstens allemal als möglich, d. i. als Etwas, das weder sich selbst noch andern anerkannt wahren Sätzen widerspricht, erkennen. Dies ist daher auch bei allen in der Mathematik gebrauchten Hypothesen der Fall. 2) In der angewandten Mathematik und in den Naturwissenschaften überhaupt, wozu die sogenannte angewandte Mathematik mit gehört, muß man häufig zur Erklärung der Naturerscheinungen, und um Erscheinungen, die einander ähnlich sind, zusammenfassen zu können, Voraussetzungen machen, welche man zwar als wahrscheinlich, aber nicht als völlig gewiß erkennt. Eine Naturerscheinung erklären heißt nämlich nichts anderes als die Ursachen derselben angeben. Diese Ursachen sind aber, wenigstens wenn man auf die entferntern Glieder in der Reihe derselben zurückgehen will, größtentheils nicht durch die Sinne wahrnehmbar. Man nimmt daher als Grundlagen für die Theorie von Phänomenen, die einander ähnlich sind, das Vorhandensein gewisser in der Natur wirksamer Kräfte an, z. B. das Vorhandensein der Schwerkraft, um die Erscheinung des Fallens ununterstützter Körper, oder des Druckes der unterstützten Körper auf ihre Unterlagen zu erklären. Alle sogenannten Naturgesetze sind hiernach Hypothesen, welche man zur Erklärung der Naturerscheinungen macht. Eine solche Hypothese hat um so größere Wahrscheinlichkeit, je mehr einander ähnliche Phänomene und je einfacher und leichter sich dieselben daraus erklären lassen. So ist z. B. das Vorhandensein der allgemeinen Schwerkraft dadurch, daß nach Newton's großem Vorgange alle uns bekannten damit im Zusammenhange stehenden Erscheinungen unsers Sonnensystems, ja nach den neuesten Entdeckungen selbst die Bewegungen der Doppelsterne um einander, also der andern Sonnensysteme, daraus erklärt werden können, eine fast unumstößliche Hypothese geworden, und zwar ist diese Hypothese um so ansprechender, da sie die in den entferntesten Theilen des Weltraumes vorgehenden Erscheinungen mit solchen, die wir in unserer nächsten Nähe täglich vor Augen haben, und die wir großen Theils durch Versuche wiederholen können, auf die einfachste Weise verbindet. Auf gleiche Weise hat das Kopernikanische Weltsystem (die Kopernikanische Hypothese), wonach die Erde sich täglich um ihre eigene

Axe und zugleich jährlich um die Sonne dreht, vor der früher allgemein angenommenen sogenannten Ptolemäischen Hypothese, wonach die Sonne und alle übrigen Himmelskörper sich täglich um die stillstehende Erde drehen, den großen Vorzug, daß sich aus jener die von uns beobachteten Bewegungen der Himmelskörper alle weit einfacher und leichter erklären lassen, als aus dieser, bei welcher man eine Menge Hilfshypothesen und zum Theil ganz unerklärlicher verwickelter Bewegungen anzunehmen nöthig hat. Ob eine Hypothese, deren man sich in der angewandten Mathematik oder in den Naturwissenschaften überhaupt bedienen will, brauchbar sei, entscheidet sich oft am besten dadurch, daß man aus dieser Hypothese recht viele Schlüsse zieht, welches die Mathematik bekanntlich durch Rechnungen und Constructionen bewerkstelligt, und nachher diese Schlüsse mit den Beobachtungen der zu erklärenden Phänomene, wo es möglich ist, auch mit eigenen Versuchen, vergleicht. Findet sich dann das, was Verstand und Vernunft erschlossen haben, durch die Erfahrung bestätigt, so hat die gemachte Hypothese große Wahrscheinlichkeit, und es kommt dann nur darauf an, ob sich auch alle nicht schon erschlossenen Beobachtungen mit der Hypothese wohl vereinigen lassen. So dient es z. B. der Hypothese von der Wellenbewegung des Lichts zur großen Empfehlung, daß man aus derselben fast alle am Lichte bisher beobachteten Erscheinungen a priori ableiten kann. 3) Zuweilen nimmt man in der angewandten Mathematik vorläufig Etwas zur Vereinfachung der Untersuchungen als Hypothese an, wovon man voraus weiß, daß es an sich nicht mit der wirklichen Beschaffenheit der physischen Körper übereinstimmt, z. B. daß ein Hebel eine bloße geometrische Linie ohne Schwere sei; alsdann muß aber, um die auf solche Weise abstract geführte Untersuchung mit der Erfahrung zu verknüpfen, die einstweilen vernachlässigte Rücksicht, wie in dem angeführten Beispiele die Rücksicht auf das Gewicht, was der Hebel selbst hat, nachträglich genommen werden. (*Gartz.*)

Hypothetici, s. unter Amyraut.

Hypothetisch, s. Hypothese.

Hypothoa *Lamouroux*, s. Hippothoa.

Hypothoontis, s. Hippothoontis.

HYPOTHYMIS *Lichtenstein* (Aves). Eine aus Muscicapa gesonderte Vogelgattung mit folgenden Kennzeichen (*Lesson*, Traité d'Ornithologie, p. 368): Der Schnabel sehr kurz, platt, mit scharfer Firste, an der Basis breit, an der Spitze zusammengedrückt und etwas ausgerandet, der Unterkiefer gerade, zum Theil durch die Ränder des obern bedeckt, der Mund weit, gerandet, mit Bartborsten eingefaßt. Die Nasenlöcher rundlich, den Rand einer Haut durchbohrend, welche zur Hälfte durch die Stirnfedern bedeckt wird, die Tarsen sehr kurz, beschildet, die Flügel von mittler Größe, die fünfte und sechste Schwungfeder die längsten, der Schwanz lang und gleich. Hierher gehört Hypothymis chrysorhoëa *Licht.* (*Temminck* pl. col. 452). Aus Mexiko. Das Gefieder aschfarben, die Stirn weiß, Seiten- und Unterdeckfedern goldgelb. Wir getrauen uns nicht zu entscheiden, ob diese Gattung mit der gleichnamigen Boie's gleichbedeutend ist, welcher als Typus Muscicapa coerulea (*Vaillant*, Oiseaux d'Afrique, pl. 153) citirt. (D. *Thon.*)

Hypotrahelium, s. Säule.

HYPOTRIMMA (ὑπότριμμα), und das Diminutivum Hypotrimmation (ὑποτριμμάτιον), öfters auch nur Trimma (τρίμμα), eine Brühe oder Sauce (Tunke) von allerhand zusammengeriebenen Wurzeln, Kräutern, Früchten und Gewürzen. Hippokrates ließ ὄψα und Fische zum H. kochen; nach Hesychius wurde dasselbe aus Datteln, Kümmel, Honig und einigen andern Gewürzen bereitet, und nach Andern aus allerhand scharfen Gewürzen dargestellt. Daß scharfe Ingredienzien hinzukamen, beweist eine Stelle bei Aristophanes (Eccles. 291, u. z. d. St. Suidas und ein anderer Scholiast). Pollux berichtet uns, daß die grünen Brühenkräuter (ὑποτρίμματα χλωρά) auch φυλλάδες geheißen hätten. (*Wiegand.*)

Hypotriorchis, s. Falco.

HYPOTROPE, HYPOTROPIASMUS (ὑποτροπή, ὑποτροπιασμός), Wiederkehr, Rückkehr, bei Hippokrates die Rückkehr einer Krankheit, der Rückfall, das Recidiv. (*Wiegand.*)

Hypotropiasmus, s. Hypotrope.

HYPOXIS *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Spathaceen, und der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe. Ihr Charakter ist folgender: Die Blumenscheiden sind bracteenförmig; die Corolle ist stehenbleibend, sechsgetheilt, eben, außerhalb kelchartig; eine Scheibe, welche Nektar ausschwitzt, trägt die Staubfäden; drei Narben; eine dreifächerige, nicht aufspringende Kapsel; und kugelige Samen mit geschnäbelter Keimgrube.

I. Einblumige, A) behaarte Arten: 1) H. juncea *Sm.* (Spicil. t. 16.) mit linienförmigen, kanalförmigen Blättern und einblumigem Schafte. Auf Torfmooren in Carolina. 2) H. aurea *Lour.* cochinch., mit pfriemenförmigen, kanalförmigen, zurückgeschlagenen Blättern, welche mit dem einblumigen Schafte von gleicher Länge sind. In Cochinchina. 3) H. marginata *R. Br.* Prodr., mit linienförmigen, sehr langen, am Rande verdickten Blättern, mit einem Schafte, welcher zwei Bracteen trägt, und mit cylindrischen, zottigen Kapseln. In Neuholland. 4) H. hygrometrica *Labill.* (nov. Holl. I. t. 108.), mit linienförmig-pfriemenförmigen, steifbehaarten Blättern (deren Haare hygrometrisch sind), schlankem Schafte, welcher mit den Blättern von gleicher Länge ist, und kräuselförmiger, unbehaarter Kapsel. In Neuholland und Vandiemensland. — B) Unbehaarte Arten: 5) H. alba *L.* Suppl., mit drehrund-fadenförmigen Blättern, welche länger sind als der bracteirte, meist getheilte Schaft. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Abb. *Jacqu.* Collect. IV. t. 2. f. 1. 6) H. glabella *R. Br.* Prodr., mit linienförmig-pfriemenförmigen, kanalförmigen Blättern, welche länger sind als der mit zwei Bracteen versehene Schaft, und mit sehr kurzem Griffel. In Neuholland. 7) H. linearis *Andr.* (Repos. t. 171.), mit lanzettförmig-linienförmigen, kanalförmigen Blättern, welche län-

ger sind als der einblumige Schaft. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 8) H. stellata *L.* Suppl., mit linienförmig-lanzettförmigen, kielförmigen, schlaffen Blättern, welche länger sind als der einblumige Schaft, und mit an der Basis gefleckter Corolle. Ebenda. Abb. *Jacqu.* Ic. II. t. 368. (H. elegans *Andr.* Repos. t. 236., Amaryllis capensis *L.* Am. ac.) 9) H. serrata *L.* Suppl., mit linienförmigen, kielförmigen, gewimpert-gesägten Blättern, welche länger sind als der einblumige Schaft, und mit zurückgeschlagenen, verblühten Corollen. Ebenda. Abb. *Jacqu.* Ic. II. t. 369. 10) H. breviscapa *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen.), mit linienförmig-lanzettförmigen, glattrandigen Blättern, welche länger sind als der fast zottige Schaft, und mit keulenförmiger, behaarter Kapsel. In Gujana. 11) H. ovata *Thunb.* Prodr., mit eiförmig-lanzettförmigen Blättern, welche kürzer sind als der einblumige Schaft. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 12) H. veratrifolia *W.* Sp. pl., mit oval-ablangen, gefaltet-nervenreichen Blättern, welche länger sind als der fadenförmige, einblumige Schaft. Ebenda. (H. plicata *Jacqu.* Ic. II. t. 367.)

II. Wenigblumige, A) behaarte Arten: 13) H. carolinensis *Mx.* bor. am., mit fast dreikantig-fadenförmigen, behaarten Blättern und meist zweiblumigem Schaft. In Carolina und Georgien. (H. filifolia *Ell.* South-Carol.) 14) H. decumbens *L.* am. ac., mit linienförmig-lanzettförmigen Blättern, welche länger sind als der niederliegende, meist zweiblumige Schaft. Auf Jamaika. 15) H. stellipilis *Ker* (Bot. reg. t. 663.), mit lanzettförmigen, kanalförmigen, nervenreichen, unten sternförmig-filzigen Blättern, welche länger sind als der steifbehaarte, meist zweiblumige Schaft. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 16) H. humilis *Kunth* l. c., mit linienförmigen, kanalförmigen, rückwärts gekrümmten, wie der zweiblumige Schaft behaarten Blättern. In Cumana. (H. pusilla *Kunth.*) 17) H. elongata *Kunth*, mit linienförmigen, kanalförmigen, dreinervigen, sehr langen Blättern, welche, wie der dreiblumige Schaft, krummbehaart sind, und mit cylindrischer Kapsel. In Neugranada. 18) H. obliqua *Jacqu.* (Ic. II. t. 371.), mit lanzettförmigen, schiefgebogenen, am Rand und in der Mitte wolligen, dem meist dreiblumigen Schaft an Länge gleichenden Blättern, und Blüthenstielen, welche dreimal länger als die Blüthen sind. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 19) H. pratensis *R. Br.* Prodr., mit linienförmigen, verlängerten, am Rande wie der dreiblumige Schaft behaarten Blättern und kugelig-kräuselförmiger Kapsel. In Neuholland. 20) H. erecta *L.* Sp. pl., mit linienförmig-lanzettförmigen, steifbehaarten Blättern, welche länger sind als der meist vierblumige Schaft, mit Blüthenstielen, welche länger sind als die Blüthen, und mit zugespitzten Corollenfetzen. In Nordamerika. Abb. *Plukn.* Almag. t. 350. f. 12. (H. sessilis *L.* Sp. pl., *Dill.* Elth. t. 220. f. 287.) 21) H. sobolifera *Jacqu.* (Ic. II. t. 372.), mit linienförmig-lanzettförmigen, steifbehaarten Blättern, welche dem meist vierblumigen Schaft an Länge gleichen, mit Blüthenstielen, welche länger sind als die Blüthen, und mit ziemlich stumpfen Corollenfetzen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 22) H. villosa *L.* Suppl., mit linienförmig-lanzettförmigen, zottigen Blättern, welche länger als der meist vierblumige Schaft sind, mit Blüthenstielen, welche kürzer als die Blüthen sind, und mit cylindrischen Kapseln. Ebenda. Abb. *Jacqu.* Ic. II. t. 370. 23) H. obtusa *Burch.* Cat., mit lanzettförmigen, aufrechten, fast gewundenen, geränderten Blättern, welche länger sind als der meist vierblumige Schaft, mit traubenförmigen Blüthen und stumpfen Corollenfetzen. Im südlichen Afrika. — B) Unbehaarte Art: 24) H. aquatica *L.* Suppl., mit linienförmigen, schlaffen Blättern und polygamischen Blüthen, von denen die Zwitterblüthen einzeln, die männlichen in Dolden stehen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. S. *Spr.* Syst. II, 59. — H. plicata *Thunb.* und fascicularis *L.* bilden gleichnamige Arten der Gattung Curculigo *L.* (*Sprengel.*)

Hypoxylon, s. Sphaeria.

Hypozeuxis, Gegentheil vom Zeugma (s. d.)

HYPOZOMA, HYPOZOSMA (von ὑποζώννυμι, umgürten, unterbinden, zusammenbinden), 1) nach Aristoteles das Zwerchfell, Diaphragma (s. *Galen* de loc. affect. Lib. VI. c. 3.); 2) der mittlere Theil des Steuerruders. Ebenso bedeutet auch Diazoma, Diazosma oder Diazostra (von διαζώννυμι, sich umgürten, durchs Gürten trennen, also eigentlich die Gegend über den Hüften, wo man sich gürtet), bei Aristoteles (de part. animal. Lib. III. c. 10) das Zwerchfell. (*Wiegand.*)

HYPPANIS, der frühere, jetzt nicht mehr gebräuchliche Name des Kubanflusses, welcher unweit des Kaukasus an der Ostküste des schwarzen Meeres mündet. Jenen Namen führt er beim Strabon und Herodot; beim Ptolemäus heißt er Vardanes. Er hat seine Quelle am Kaukasus, durchströmt Kaukasien längs der Grenze und tritt unweit des Fortes Ust-Labinskaja in das Land der Tschernomorsken. Er hat einen sehr schnellen Lauf, helles Wasser und bildet vor seiner Mündung mehre Sümpfe. Er wird nicht befahren. (*J. C. Petri.*)

Hypparchos, s. Hipparchos.

HYPSA ist ein Fluß im westlichen Theile Siciliens, der an den Bergen von Panormus aus drei Quellen entspringt, sich durch viele Bäche, unter denen der Crimissus der berühmteste ist, vergrößert, und südlich ins libysche Meer fließt. Er war der Hauptfluß, welcher das Gebiet der Selinuntier durchschnitt. Ihr Gebiet erstreckte sich vom Fluß Athys bis zum Flusse Mazara, zwischen welchen in der Mitte der Hypsa fließt. Er heißt auf den Münzen der Selinuntier Hypsas. (*Plin.* III, 14. *Goltzii* Graecia, p. VIII. und 112.) (*Kanngiesser.*)

HYPSALTAE waren eine der neun thrakischen Völkerschaften, welche an den Ufern des Hebrus, jetzt Maritza, wohnten. *Plin.* IV, 18. Stephanus (v. Ὕψησις) nennt sie Hypselitä, Ὑψηλῖται. (*Kanngiesser.*)

Hypselis, s. Hypsaltae.

HYPSELOPOLIS (Ὑψηλοπολιτῶν s. Ὑψηλιτῶν πόλις), HYPSELE (Ὑψηλή), HYPSELIS (Ὕψηλις),

auch wol HIPSELIS, Hauptstadt (nach Stephanus Byz. aber nur ein Flecken) des ägyptischen Nomos Hypseliotes, und so lange die christliche Religion in Ägypten herrschte, Sitz eines Bischofs *). Die Aufschrift einer Münze des Hadrian mit dem Bilde eines Schafes erwähnt der Hypseliten, d. i. der Bewohner der Landschaft Hypseliotes (Ὑψηλιώτης); diese gehörte nach Ptolemäos zum obern Ägypten oder Thebais, und lag westlich vom Nil, zwischen dem Nomos Lykopolites und Nomos Aphroditopolites. (*A. G. Hoffmann.*)

HYPSENOR (Ὑψήνωρ), Sohn Dolopion's, ein wie ein Gott verehrter Priester des Flußgottes Skamandros, ward vom Eurypylos getödtet [a]). Gleiches Namens ist Hippasos' Sohn, ein König, den Deiphobos, trauernd über Asios' Tod, aus Rache tödtete [b]). (*Schincke.*)

HYPSEUS, Ὑψευς, König der Lapithen, stammte vom Flußgotte Peneus und der Quelle Kreusa, und war Okeanos' Enkel [1]). Er ist Vater der in der Geschichte von Kyrene so bekannten Nymphe Kyrene und von Apollon geliebt [2]). Der Mythos wechselt die Personen und gibt Hypseus Libya, die Tochter des Epaphos, auch Kreusa zur Gemahlin [3]), und macht ihn zum Könige von Thessalien. Außer Kyrene wird ihm auch Themisto, Athamas' Gemahlin, als Tochter zugeschrieben [4]), und Astyagäa, welche dem Periphas, dem Sohne des Lapithos, acht Söhne, unter ihnen Aution, Jason's Vater, gebar. Ein Hypseus tödtet auf Perseus' Hochzeitsfeier den Prothoënor, und wird von Lynkeus' Söhnen getödtet [5]). (*Schincke.*)

Hypsibatus u. **Hypsiborus**, s. die Nachträge zum H.

Hypsicera, s. **Alomya** u. **Ichneumon**.

HYPSIKLES, ein alexandrinischer Mathematiker, der unter Ptolemäus Physkon, um die Mitte des 2. Jahrh. vor Anfang unserer Zeitrechnung, lebte. Ihm werden von Vielen die beiden Bücher über das Dodekaëder und Ikosaëder zugeschrieben, welche gewöhnlich als 14. und 15. Buch den Elementen des Euklid angehängt sind. Sicherer ist von ihm ein Werk unter dem Titel: Ἀναφορικὸς, welches von Bartholin (Paris 1657. 4.) herausgegeben worden ist †). Seine darin vorgetragene Methode, die Zeit zu berechnen, in welcher jedes Zeichen oder jeder Theil der Ekliptik aufgeht, ist fehlerhaft. Dennoch scheint dies Werk bei den Griechen in vorzüglicher Achtung gestanden zu haben, denn es wurde der unter dem Titel: *Μικρὸς ἀστρονόμος*, zum Unterrichte bestimmten Sammlung einverleibt, obgleich die genauere Auflösung des Problems von dem mit Hypsikles ziemlich gleichzeitigen Hipparch in dem Werke des Ptolemäus enthalten war, worauf jene Sammlung vorbereiten sollte. (*Gartz.*)

Hypsikratea, s. unter **Mithridates**.

HYPSIKRATES (Ὑψικράτης), wird von Diogenes von Laerte [1]) unter den Schriftstellern genannt, welche über Gemälde auf Holztafeln (*περὶ πινάκων*) geschrieben haben [2]). Von Lucian (Macrobii c. 22.) wird der Historiker H. aus Amisa erwähnt; endlich kommt auch ein Grammatiker Hypsikrates vor [3]). (*R.*)

Hypsilophus, s. **Iguana**.

HYPSIPETES *Vigors* (**Aves**), eine aus **Lanius** gesonderte Vogelgattung, welche im **Philosophical Magazine by** *Taylor* **and** *Phillips* **IX, 53 etc.** folgendermaßen charakterisirt ist: **Rostrum subelongatum, debile, parum curvatum, apice leviter emarginatum; naribus basalibus lateralibus longitudinalibus, membrana partim clausis; rictus setis paucis, parum rigidis. Alae subelongatae, subacuminatae; remige prima brevi, secunda longiori septimae aequali, tertia et sexta aequalibus, quarta et quinta aequalibus longissimis. Pedes brevissimi, debiliores, acrotarsiis scutellatis. Cauda subelongata forficata, rectricibus extrorsum spectantibus.** Als einzige Art ist aufgeführt: **Hypsipetes psaroides, capite supra subcristato, remigum apicibus, rectricibusque nigris; corpore alisque cineraceo-griseis; abdomine imo crissoque pallidioribus. Rostrum pedesque flavi. Tectricum alarum remigumque pogonia interna fusca. Tectrices alarum inferiores cineraceo-griseae. Long. corporis 11½, alae a carpo ad apicem remigis tertiae 5, rostri 1, tarsi ⅙, caudae 4¼″** (Zoll). Vaterland: Himalayagebirge. (**D.** *Thon.*)

HYPSIPRYMNUS *Illiger* (**Mammalia**). Diese Säugethiergattung gehört zu den Beutelthieren (**Marsupialia**), und ist zunächst mit den Kängurus verwandt, mit denen sie im Äußern die größte Ähnlichkeit hat, daher auch der Name Kängururatte; das Gebiß aber ist etwas abweichend. Shaw stellte das hierher gehörige Thier zu **Macropus**, Desmarest gab ihm den Namen **Potorous**, nach demjenigen gebildet, den das Thier in seinem Vaterlande führt. Dem Gebisse nach macht diese Gattung den Übergang zu **Phalangista**. Den Zahnbau beschreibt Fr. Cuvier (**Dents** p. 133) folgendermaßen: Es sind in Allem 30 Zähne vorhanden. Im Oberkiefer stehen sechs Schneidezähne, zwei Eckzähne, zwei falsche und acht wahre Mahlzähne, in der untern Kinnlade zwei Schneidezähne, keine Eckzähne, zwei falsche und acht wahre Mahlzähne. Im Oberkiefer ist der erste Schneidezahn stark, viel länger als die andern, vorn mit drei gerundeten Seiten, und gerade an den beiden andern Seiten; er ist übrigens tief eingewurzelt und die Zahnkapsel bleibt frei. Der zweite Schneidezahn ist klein und dem analogen bei **Petaurus** und **Phalangista** ähnlich. Der dritte, etwas größer als der vorige, ist schneidend und nähert

---

*) *Socrates*, Hist. Eccles. I, 32. *Athanas.* Apolog. LXVII. LXIX.

a) *Hom.* Il. V, 76—84. b) Ib. XIII, 411—414.

1) *Pindar.* Pyth. 9, 23. 2) *Apollon. Rhod.* II, 510. 3) *Justin.* XII, 7, 7. 4) *Apollodor.* I, 9, 2 und *Heyne*, Observ. p. 57. 5) *Ovid.* Met. V, 98.

†) *Hypsiclis* Anaphoricus s. de ascensionibus, gr. lat. cum versione *Jac. Mentelii*, ed. ab *Erasmo Bartholino*.

1) De vit. dogmat. et apophtheg. clar. philosoph. L. VII. c. 7. No. 12. 2) Vergl. auch *Fabricii* biblioth. graec. L. III. c. 24. (p. 601 und 603.) 3) *Varro*, De ling. lat. L. V. c. 16. *Festus* unt. d. W. *aurum*, und bei *Gellius* in den Noct. Attic. L. XVI. c. 12.

sich der Normalform. Nach einem kleinen leeren Zwischenraume kommt ein kleiner, schwacher, zusammengedrückter, hakiger Zahn, welches der Eckzahn ist, und der, wie der analoge bei **Phalangista**, auch mit zum Theil im Kiefernbeine sitzt. Es folgt nun ein großer Zwischenraum und der erste Backenzahn ist ein falscher Mahlzahn, der durch seine sonderbare Form auffällt, in dem man aber nur eine Modification des analogen bei **Phalangista** erkennt. Er ist lang, dünn, in Form eines Keils, an den beiden Seiten gestreift, am Rande gezähnelt. Die vier Mahlzähne, welche unmittelbar darauf folgen, gleichen sich ganz unter einander, nur ist der letzte kleiner, als die andern; sie haben übrigens ganz das Ansehen, wie bei **Phalangista**. Im untern Kiefer gleichen die Schneidezähne denen der beiden genannten Gattungen, die falschen und echten Mahlzähne sind ganz wie im Oberkiefer beschaffen. Was ihr Wirken auf einander betrifft, so entspricht die äußere Seite des untern falschen Mahlzahns der innern des obern. Die äußern Kennzeichen dieser Gattung sind hauptsächlich folgende: Die Hinterbeine sind bedeutend größer als die vordern, denen der Daumen fehlt, und ihre beiden ersten Zehen sind bis an den Nagel verwachsen, sodaß man fast meinen sollte, es seien nur drei Finger vorhanden. Der Schwanz ist lang und stark, die Leibestasche ist vollständig und verschließt zwei Zitzen. Der Magen ist groß und in zwei Säcke getheilt, auch mit mehren Anschwellungen versehen; der Blinddarm ist von mittler Größe und zugerundet. Diese Thiere leben nur von Kräutern, welche sie mit ihren langen Schneidezähnen abreiben, sie halten sich in Gebüschen auf und schreien fast wie Ratten, springen auch mit großer Kraft. Es ist nur eine Art gewiß und genauer bekannt, ein Paar andere kennt man nur nach den Schädeln.

1) **H.** *White*, **Quoy** et *Gaimard* (**Bullet. des Sc. nat. I. 1826. p. 271. K. Gaimard** *Desmar.*, **Mamm. Suppl. p. 542, 842. Macropus minor** *Shaw*, **Gen. Zool. I. 2. p. 513. t. 116. Potorous murinus** *Desmar.*, **Nouv. Dict. XXVIII. p. 80. Mamm. p. 271, 422. Enc. méth. tab. suppl. 9. f. 2. Hypsiprymnus** *White*, *Quoy* et *Gaimard*, **Zoolog. de l'Uranie c. fig. bon. taf. 10. Kanguroo rat** *Phillips*, **Voy. to Botanybay, p. 277. t. 47. Poto Roo or Kanguroo rat** *White*, **Voy. to New-South-Wales, p. 286. t. 60. Lesser Kanguroo** *Pennant*, **Quadrup. II. p. 32. Potoroo** *Vicq d'Azyr*, **Syst. d'anat. des anim. II. p. 454. Kanguroo rat** *Cuvier*, **Règne anim. I. p. 180.** *Fr. Cuvier*, **Dict. des Sc. nat. XLIII. p. 155.** *Fischer*, **Synopsis Mammalium, p. 280. Macropus minor. Poto Roo** der Eingeborenen). Die allgemeine Farbe dieser Art ist ein röthliches Grau; Kehle, Brust, Bauch und das Innere der Glieder sind schmuzigweiß, Oberkopf, Rücken, ein Theil der Seite und Schenkel graubraun; auf diese Weise ist auch der Schwanz gefärbt, dessen Ende braun ist. Die Haare sind von zweierlei Art; die auf dem Grunde der Haut sind kurz, sanft, weich, etwas wollig und mäusegrau, die äußern oder sogenannten Seidenhaare sind länger, steif, und stehen mehr einzeln. Die Tarsen sind mit langen, steifen, rothgelben Haaren bedeckt, die, von Hinten nach Vorn gerichtet, sich bis über das Ende der Klauen erstrecken, an den Vorderfüßen sind sie sanfter und bedecken die letztern nicht ganz. Der Kopf ist dreieckig, breit, hinten etwas platt, nach Vorn spitzig, Schnauze und Nasenlöcher sind in der Mitte durch eine Längsfurche getrennt, die Schnurrhaare haben eine mittelmäßige Länge, das Maul ist klein und der Oberkiefer tritt etwas über den untern vor. Über dem Auge stehen einige schwarze Haare, die Ohren sind kurz, sehr weit und am hintern Theile behaart. Die Stärke des Halses gibt dieser Art einige Ähnlichkeit mit einer Ratte. Die vordern Füße sind klein und haben weißliche, lange, dünne, gebogene Krallen, von denen die mittlere die längste. Die hintern Gliedmaßen sind verhältnißmäßig länger und schmächtiger, als bei den Kängurus. Der Schwanz ist fast so lang wie der Körper, schmächtig, sehr biegsam, beschuppt wie bei den Ratten und liegt auf der Erde auf, an seinem Ende steht ein Haarbüschel. Die Länge des Körpers von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel ist ein Fuß fünf Linien, der Schwanz mißt ebenfalls einen Fuß in der Länge, die vordern Gliedmaßen sind drei Zoll sechs Linien, die hintern acht Zoll zehn Linien lang. Diese kleinen Thiere haben ein sehr sanftes Naturell und sind weniger furchtsam, als die Kängurus. Quoy und Gaimard erzählen, daß bei einer Reise, welche sie in Neuholland in die blauen Gebirge machten, ein solches Thier ganz vertraut zu ihnen in die Erdhütte kam, in der sie wohnten, und die Überreste von Nahrungsmitteln wegholte, um mit denselben, gleich einer Ratte, in ein Loch zu flüchten. Da sie das Thier nicht erhaschten, so wußten sie nicht bestimmt, ob es genau dieselbe Art war; es schien ihnen eine Varietät zu sein. Das Individuum, welches sie lebend besaßen, lebte einige Tage auf dem Schiffe, wurde aber von einem Hund erwürgt, als es mit diesem spielen wollte.

Die beiden andern Arten führen wir mit Fischer's Diagnose an:

2) **H.** *Lesueuri*, **cranio cavo tympani ampliore, arcubus zygomaticis latioribus, palato breviore quam in praecedenti.** *Quoy* et *Gaimard*, **Zoolog. de l'Uranie, p. 64.**

3) **H.** *Peronii*, **cranio augustiore, acuminatiore magisque conico-elongato; dentium primorum intermediis laniarisque longioribus; cavo tympani minus amplo; arcubus zygomaticis augustioribus minusque convexis. H.** *Peron*, *Quoy* et *Gaimard*, **Zoolog. de l'Uranie, p. 64.** (**D.** *Thon.*)

HYPSIPRYMNUS (Paläont.). Das Beutelthiergeschlecht **Hypsiprymnus** hat nur in den Knochenhöhlen Neuhollands, auf welches sich ohnehin auch die Verbreitung seiner heutzutage lebenden Arten beschränkt, Fossilreste, nämlich hauptsächlich ein Schädelstück hinterlassen, das nach Pentland einer ausgestorbenen Art anzugehören scheint. Daran befinden sich noch jederseits die drei vordern Backenzähne nebst der Alveole eines vierten. Diesen Theilen nach nähert sich die fossile Art am meisten dem **Potoroo** *Lesueur*, von Quoy und Gaimard; doch ist der knöcherne Gaumen mehr nach Hinten, nämlich bis

gegenüber dem Hinterrande des vierten Mahlzahnes, ausgedehnt, während er bei keiner lebenden Art bis hinter den zweiten Mahlzahn reicht *). (*H. G. Bronn.*)

HYPSIPYLE (Ὑψιπύλη), stammte von Thoas, dem Herrscher auf Lemnos [1]). Ihre Mutter war Myrina, Tochter des iolkischen Königs Kretheus [2]). Sie folgte ihrem Vater auf dem Throne [3]). Wahrscheinlich wurde sie von den Lemnierinnen darauf gehoben, die seit mehren Jahren der Aphrodite die Verehrung entzogen [4]), und über ihren treulosen Umgang mit Hephästos nicht zu ihren Gunsten entschieden hatten [5]). Die erzürnte Göttin strafte sie dafür mit einem ekelhaften Bocksgeruch [6]) (odor hircinus). Der übelriechende Athem entfernte von ihnen ihre Männer, welche an ihrer Stelle sich Sklavinnen, gefangene Thrakierinnen, nahmen [7]). Die dadurch aufgereizten Frauen verschwören sich in der Wuth ihrer Eifersucht, ihre Männer umzubringen [8]), was sie auch ausführen, oder, wie Apollonios erzählt, sie zwangen sie auszuwandern. Lemnos, oder vielmehr eine ihrer Hauptstädte, Myrina, wohin offenbar die Sage verlegt wird [9]), erhält eine gynäkokratische Verfassung und Hypsipyle zur Herrin. Sie, die kindlich fühlende Tochter, konnte ihren Vater nicht ermorden [10]), sondern rieth und half ihm zu fliehen. Er bestieg ein Schiff, das die Winde nach der Halbinsel Tauris verschlugen [11]), oder sie verbarg ihn in einem Kasten, der nach Skythien hinüberschwamm [12]). Zum Andenken an diesen Männermord feierte man jährlich ein Fest. Neun Tage loderte kein Feuer auf der Insel und sie ward auf diese Art gereinigt. Ehe die neun Tage verflossen, treibt das heilige von der Sonneninsel Delos angelangte Schiff auf der Höhe, und unter Anrufung geheimer und unterirdischer Götter wird das Feuer in seiner Reinheit bewahrt. Dann erst landet es, und auf der Feuerinsel Lemnos beginnt neues Leben [13]).

Während die Frauen in Myrina regierten, landeten die Argonauten an der Westküste der Insel. Iphinoë, die Wächterin des Hafens [14]), hinterbringt davon eilend die Kunde der Königin, und diese gebietet, berathen von ihrer alten Amme Polyxo [15]), sie gastlich aufzunehmen [16]). Nach Pindar [17]) kommen die Argonauten auf der Heimfahrt nach Lemnos und zwar, wie Äschylos dichtet, mit den Waffen in der Hand, und unter der von den Lemnierinnen gebilligten Bedingung, sich mit ihnen näher zu verbinden. Während ihres kurzen [18]) Besuches feiert Hypsipyle ihrem Vater, dem angeblich von ihr Ermordeten, Leichenspiele, in welchen Erginos, der Minyer König, den Preis in den Wettspielen erringt. Sie vermählt sich mit Jason, die übrigen Lemnierinnen mit den andern [19]). Zwei Söhne gibt Hypsipyle dem Jason: Euneos (nicht Evenos) [20]) und Deiphilos [21]). In den Kindern der Argonauten pflanzten ihre Namen sich fort, und der kleine Staat blühete frisch auf [22]). Die Gynäkokratie mußte nun ihrem Ende entgegen eilen. Die Lemnierinnen erfuhren, daß ihre Herrscherin ihren Vater nicht getödtet, sie tödteten ihn nun — so Apollodor [23]) — und verkauften sie als Sklavin; oder sie wollten sie tödten, sie aber rettete sich durch die Flucht, kam in die Hände von Seeräubern und wurde an den König Lykos [24]) oder Lykurgos [25]) in Nemea als Sklavin verkauft. Hier ward sie die Wärterin des kleinen Königssohnes Opheltes, und war grade mit diesem in dem nahen Haine Nemea's, als die sieben Helden gegen Theben vorbeizogen und durstend einen Quell aufsuchten. Eilends legte sie den kleinen Opheltes ins Gras und geleitete die Durstigen nach einem Quell. Sie kehrte schnell zurück und fand das Kind umwunden von Schlangen und erdrückt. Die Helden tödten die Schlangen, fühlen inniges Mitleid, halten feierliche Leichenspiele, besänftigen aber nicht den Schmerz der unglücklichen Mutter Eurydike, und lindern auch nicht der trostlosen Wärterin Loos. Diese wird auf Geheiß der vor Schmerz grausamen Mutter ins Gefängniß geworfen und soll mit dem fürchterlichsten Tod ihre Schuld büßen. Grade in dieser Zeit kommen ihre dankbaren Söhne hierher und suchen ihre Mutter. Sie finden sie mit Hilfe des Amphiaraos und befreien sie [26]).

Diese durch viele tragische Züge sich auszeichnende mythische Sage haben die ersten Trauerspieldichter der Griechen bearbeitet, aber keines ihrer Trauerspiele ist auf uns gekommen. Die Bruchstücke einer Euripideischen Hypsipyle sammelte Valckenaer [27]). Äschylos und Sophokles, wenigstens der Letztere, gaben dieselbe unter dem Titel: Die Lemnierinnen. Unter den Kunstdenkmalen, welche diese Localsage veranschaulichen, findet sich in Winckelmann [28]) Opheltes' Tod. Adrastos stürzt mit einem seiner Gefährten auf die Schlange, welche den Opheltes umschlungen und erdrückt hat, und will sie mit seinem kurzen Wurfspieße durchbohren. Neben ihm liegt ein kleines Gefäß, welches die klagende Hypsipyle zum Wasserschöpfen brauchte. Auf beiden Seiten erheben sich Felsen [29]).

---

*) *Pentland* im Edinb. philos. Journ. 1831. No. 21. p. 179, 180. Jahrb. 1832. S. 248 und ebendas. 1832. Nr. 24. S. 301—308. Jahrb. 1834. S. 603.

1) *Apollod.* I, 9, 17. *Hygin.* Fab. 15. 2) Schol. ad *Apollon. Rhod.* I, 661. 3) *Hom.* Il. VII, 461. 4) *Apollod.* l. c. 5) Interprett. ad *Stat.* Theb. V, 59. 6) *Apollod.* 7) Schol. ad *Pindar.* Pyth. IV, 449. *Apollon. Rhod.* 802 sq. läßt Hypsipyle dem Jason sagen, daß die Männer ihre Frauen zurücksetzten gegen die Kebsweiber, und kennt die Dysosmie nicht. 8) *Hygin.* l. c. *Apollod.* u. A. 9) Welcker, Äschyl. Tril. S. 590, 591. 10) *Apollod.* III, 6, 4. 11) *Apollon.* Argon. I, 623. 12) *Hygin.* Fab. 15, nach Sikinos, damals Önoe. *Apollon. Rhod.* I, 623. 13) *Philostrat.* Heroic. 19, 14. 14) Muncker zu *Hygin.* l. c. bemerkt ausdrücklich, daß *Apollon.* I, 634 Myrina nenne. 15) *Apollon.* I, 668. 16) *Pindar.* Pyth. IV, 449. 17) Ibid.

18) *Hygin.* l. c. *Apollon. Rhod.* I, 860. *Valer. Flacc.* II, 36 sq. und Burmann nimmt vier Monate, Meziriac zu *Ovid.* Heroid. VI, 57 einen Monat, *Statius* Theb. V, 459 ein ganzes Jahr an. 19) *Pindar.* Pyth. IV, 252. Vgl. *Simonides* Schol. IV, 450. 20) *Apollod.* I, 9, 17. *Hom.* Il. VII, 467. 21) *Statius* Theb. VI, 336. *Apollodor.* l. c. nennt ihn Nebrophonos. Auch Thoas. 22) *Hygin.* Quaecunque ex Argonautis conceperunt, eorum nomina filiis suis imposuerunt. 23) III, 6, 4. 24) *Apollodor.* l. c. 25) *Hygin.* l. c. 26) Argument zu *Pindar.* Nem. 11. 27) In Diatribe in *Euripidis* deperditorum dramatum reliquias. (Lips. 1826). p. 218 sq. 28) Monument. inedit. No. 83. 29) *Millin*, Galler. mythol. Tab. XXXIX. No. 511.

Myrina, Tochter des Fürsten Kretheus von Jolkos und Gattin des Thoas in Myrina, der einen Hauptstadt auf Lemnos, tritt auch unter den Amazonennamen hervor, und pflanzt durch Hypsipyle die Gynäkokratie fort. Sie gehört dem Äolerstamm an, aus welchem die Argonauten, als Minyer, bekanntlich von Jason stammen. Äoler aus Minyä bewohnten Lemnos, und wäre selbst eine Colonie aus der benachbarten äolischen Stadt Mirnna in Thoas' Stadt eingewandert, so war dies entfernten und spätern Erzählern unbekannt. Doch wollte man die neue Ansiedelung auf Lemnos alterthümlich begründen, und benutzte die große alte Sage von der Argonautenfahrt. Die Gynäkokratie paßte nicht zum Ton und zur Sprache der alten Sage, und man sprang von dem Allgemeinen aufs Einzelne, vom Regelmäßigen aufs Außerordentliche, und dichtete die Ermordung der Männer als Grundlage der Weiberherrschaft. Ob wirklich der Männer Untreue die Weiber erzürnte und zum Männermorde bewog, läßt sich nicht entscheiden, vielleicht bezweifeln, wie die Ursache der Treulosigkeit, die Dysosmie, die später noch einen Tag die Männer von den Frauen, und ihre Söhne zurückgehalten haben soll [30]). Apollonios Rhod. läßt die Frauen in den Grenzen des Anstandes bleiben, mildert alles und verlöscht dadurch den Charakter der ganzen Sage. Revolutionen und Gräuelscenen aller Art lassen sich als Begleiter und Folgen gynäkokratischer Verfassung erwarten [31]).

Sichere historische Grundlage dieser Localsage dürfte das Todtenopfer und Todtenfest, von Äschylos die lemnischen Buß- und Thränenfeste genannt, sein [32]). Ebenso deutet der Name des dem Jason von Hypsipyle gebornen Sohnes Euneos — Wohlschiffer — auf die Einwanderung einer Colonie, und Homer's Kenntniß von Euneos bestätigt sie [33]). Die Dysosmie auf Lemnos, ob sie wol hier hinzugedichtet sein mag, muß doch einen Grund haben, und wird dahin erklärt [34]): daß die lemnische Luft für ansteckende Seuchen nicht minder sonst als jetzt empfänglich war [35]); oder „daß in alten Zeiten eine Räucherung vorgenommen wurde, welche Dysosmie bewirkte. Die Sintier, Stammvolk auf Lemnos, hatten gewisse Flußsteine, welche, angezündet, dem Asphalt ähnlich und so übel rochen, daß kein lebendes Wesen in der Nähe aushalten konnte. Aus Aristoteles führt dieses Stephanos [36]) an, und da zugleich noch etwas Wunderbares hinzugefügt wird, so hat es einigen Anschein, als ob die Sage aus hieratischen Vorräthen geschöpft sei, und als ob die Töchter Pandora's auf Lemnos statt Schwefels, womit man sich zu gewöhnlichen Reinigungen begnügte, für die erste Schuld oder für alle Eitelkeit und Sünden des Jahres einmal den Reinigungsrauch durch diese Erdart durchdringender empfangen hätten." (*Schincke.*)

30) O. Müller, Orchomen. S. 302, und die Note 3 angeführten Belege. 31) *C. Rhode*, Res Lemnicae. (Vratisl. 1829.) p. 31 sq. 32) *Choephor.* 636. 33) *Raoul-Roch.* 29, 2. p. 157. *Hom.* Il. IX, 668. 34) O. Müller, Orchom. S. 302. 35) *Thucyd.* II, 47. 36) Welcker, Äschyl. Tril. S. 249.

HYPSIRHINA *Wagler* (**Reptilia**), Hochnase. Eine aus **Homalopsis** gesonderte Schlangengattung, welche kaum von derselben zu trennen sein dürfte, wie sich aus folgenden Kennzeichen derselben ergibt: **Nares quoad formam et situm, pholidosis habitusque capitis, trunci caudaeque praecedentis (Homalopsis) sed notaei squamae laeves; scuta labialia quadrata aequalia. (Scutum loreum, tela nulla.) Asia.** Als Arten gibt Wagler an: **Coluber Aër** *Oppel*, **Mus. Paris. (Homalopsis Aër** *Boie*, **Isis. 1827. p. 550.) Homalopsis plumbea** *Boie* **l. c.** (**D.** *Thon.*)

HYPSISTARIER. Unter diesem Namen tritt in dem Übergang aus dem dritten in das vierte christliche Jahrh. eine religiöse Secte auf, die jedoch nicht unter die christlichen Secten gezählt werden darf, sondern aus jüdischen und heidnischen Elementen zusammengesetzt zu sein scheint. Die Nachrichten über sie sind äußerst dürftig und dunkel; daß sie aber nicht als christliche Secte betrachtet wurde, scheint schon daraus hervorzugehen, daß keiner der ältern christlichen Geschichtschreiber der christlichen Secten ihrer gedenkt; Epiphanius, Augustinus, Theodoretus und Joh. Damascenus schweigen von ihr. Die Hauptquelle, wodurch wir von ihr Kunde erhalten, besteht nur in beiläufigen Erwähnungen derselben bei Gregorius von Nyssa (**Orat. contra Eunom. L. II., Opp. ed. Paris. T. II. p. 440**) und Gregorius von Nazianz (**Orat. XVIII. Opp. ed. Paris. T. I. p. 328 u. 333**). Außerdem haben auch Suidas und Hesychius sie in ihre Wörterbücher aufgenommen, ohne jedoch nähere Auskunft über sie zu geben, als die bloße Worterklärung, daß sie den höchsten Gott (*ὕψιστον*) angebetet haben. Diese allgemeine Erklärung findet bei Gregorius von Nyssa (a. a. O.) die nähere Erläuterung: daß sie zwar das Dasein eines Gottes bekennen, den sie den Höchsten (*ὕψιστον*) oder Allmächtigen (*παντοκράτορα*) nennen, aber diesen Gott nicht auch als Vater betrachten. Sie verwarfen also den Glauben an die Gottheit Christi als des Sohnes Gottes. Daß dies nicht blos christlich ketzerisch, sondern unchristlich gemeint sei, geht daraus hervor, daß Gregorius von Nyssa sie in gleiche Kategorie mit den Juden setzt, und sie ausdrücklich den Christen entgegenstellt (*ὧν αὕτη ἐστὶν ἡ πρὸς τοὺς χριστιανοὺς διαφορά*). Einige nähere Auskunft über den eigentlichen Inhalt ihrer Religion erhalten wir erst bei Gregorius von Nazianz (a. a. O.). Hier erfahren wir nämlich, der Glaube der Hypsistarier sei aus zwei entgegengesetzten Elementen zusammengesetzt gewesen, aus heidnischen Irrthümern und aus jüdischem Gesetze, von deren jedem sie Einiges verwarfen, Einiges aufnahmen. Von dem Heidenthume verwarfen sie die Verehrung von Götzen und die Opfer, sie verehrten aber doch das Feuer und das Licht; von dem Judenthume verwarfen sie die Beschneidung, nahmen dagegen die Heilighaltung des Sabbaths und die Enthaltung von verbotenen Speisen an. Indessen hebt Gregorius die Verehrung des Feuers und des Lichts dadurch selbst wieder auf, daß er als ihre Haupteigenthümlichkeit die ausschließliche Verehrung des höchsten Gottes nennt (*καὶ ὁ παντοκράτωρ δὴ μόνος αὐτοῖς σεβάσμιος*). Wahrscheinlich war dies nur eine

sinnbildliche Verehrung Gottes in dem Feuer und Licht. Jedenfalls aber leuchtet auch aus dieser Darstellung unverkennbar hervor, daß sie nicht zu den Christen gezählt wurden. Dies ergibt sich auch aus der Art, wie von dem Verhältnisse des ältern Gregorius (des Vaters des Gregorius von Nazianz) zu dieser Secte gesprochen wird. Dieser war nämlich früher Mitglied der Secte der Hypsistarier gewesen, und der Übergang von ihr zu dem rechten Glauben wird ganz als eine Bekehrung zu dem Christenthum aus einem nichtchristlichen Glauben dargestellt. Zugleich gründet sich auf diese Theilnahme des ältern Gregorius an der Secte der Hypsistarier die Kunde, daß sie zwischen dem 3. und 4. Jahrh. existirt habe, ohne daß man sonst einige Nachricht darüber fände, wie lange sie schon vorher existirt habe. Alle weitern Vermuthungen über die religiöse Abstammung und Verwandtschaft dieser Secte, ob sie z. B. mehr dem Heidenthum oder mehr dem Judenthum angehört habe, sind völlig ungewiß. J. J. Wetstein (Prolegom. ad N. T. T. I. p. 31—38) und Harenberg (Bremische u. verdische Bibl. 3. Bd. S. 113) stellen unter andern die Hypothese auf, daß sie mit den Proselyten des Thors der Hebräer und mit den sogenannten Himmelsverehrern (coelicolis), deren in den kaiserlichen Gesetzen Erwähnung geschieht, einerlei seien; jedoch ohne sichere historische Basis. Jedenfalls aber geht soviel aus den vorliegenden Nachrichten hervor, daß in dieser Secte einer der schon damals nicht seltenen Versuche hervorgetreten ist, den religiösen Glauben möglichst frei von aller positiven Form auf seinen einfachen und rein vernünftigen Gehalt zurückzuführen, und insofern ist die Bemerkung Wetstein's (a. a. O.) nicht ungegründet, daß die Hypsistarier mit den englischen Deisten nahe zusammengestimmt haben, nur daß diese deistische Denkart bei ihnen noch mehr an historisch-traditionelle Elemente geknüpft sein mochte. Vgl. *Suicer*, Thes. eccles. T. II. p. 1405. Chr. W. Fr. Walch's Historie der Ketzereien. 2. Th. S. 180 fg. (*H. Schmid.*)

HYPSISTOS (Ὕψιστος), der Höchste; als solchen verehrten die Bewohner von Theben den Zeus. Hier war sein uralter Sitz. Ein kleiner, dem Thore Hypsistä nahestehender Tempel gab ihm den Namen [1]). Für Ὕψιστος findet man auch Ὕπατος. Unfern Theben bei Glisas stand auf dem Berge Hypatos, der von Theben 20 Stunden entfernt und gegen Agesilaos einst befestigt wurde [2]), ein Zeustempel mit einem Hypatosbilde [3]). In der Theogonie der Phönikier bei Sanchoniathon [4]) sind die Kabeiren Nachkommen des Sydyk, welche die ersten Schiffer waren. Ihr nachfolgendes Geschlecht lehrte heilende Kräuter kennen und giftige Wunden heilen [5]). Zu ihrer Zeit ward auch Eliun, den man Hypsistos nannte, geboren (עֶלְיוֹן, excelsus, summus), und dessen Frau Beruth (ברית). Dieser Name kommt Richt. 8, 33 mit Baal verbunden vor, aber als Gott der Phönikier [6]). Sonderbar genug hat Cumberland in Ἐλιοῦν den Noah, und Gosselin [7]) Jehovah mit seiner *Βηρούθ*, Hestia, Himmel und Erde, finden wollen [8]). (*Schincke.*)

HYPSIZORUS wird einer der vier Berge genannt, welche sich auf der makedonischen Küste an dem thermaischen Meerbusen auszeichneten. *Plin.* IV, 17. (*Kanngiesser.*)

HYPSOLOPHA *Hübner*, *Treitschke* (Insecta). Eine aus den Tinien (Tineae) Linné's gesonderte Schmetterlingsgattung (Treitschke, Die Schmetterlinge von Europa. IX, 2, S. 3), von der a. a. O. folgende Kennzeichen angegeben sind: Die lebhaft gefärbten Schmetterlinge haben kurze aus einander stehende Palpen, aus deren Mitte eine einzelne zurückziehbare Spitze hervorgeht. Die Vorderflügel sind am Hinterrande scharf abgeschnitten, mit einer vorstehenden Spitze am äußern Ende und mit mehren oder weniger erhabenen Härchen besetzt. Die Hinterflügel breit, glänzend. Alle liegen gebogen, dachförmig über einander. Die bis jetzt bekannten Raupen zeigen sich lang, spindelförmig, und leben auf Obstbäumen. Sie fertigen zur Verwandlung ein festes, seidenartiges, nachenförmiges Gespinnst.

Als Typus gilt H. asperella *Linné* (*Hübner*, Tin. t. 15. f. 101. Männchen. t. 48. f. 329. Weibchen. Larv. Lepid. VIII. Tin. III. tortricif. C. a. b. f. 1. a. b. c.) Ein kleiner Schmetterling. Palpen, Kopf und Rücken weißlich, mit grünem Schimmer und feinen schwarzen Punkten, Fühler weiß und schwarz geringelt; der Hinterleib gelblich, der Afterbüschel weiß, die Füße gelblich, weiß gefleckt. Die Vorderflügel führen einen trübweißen Grund mit grünlichbraunen Zeichnungen, welche zuerst einen dreieckigen Fleck am Innenrande, dann weiterhin eine schiefliegende ganze, zuletzt eine halbe, vom Vorderrande nach den Franzen ziehende Querlinie bilden. Zu beiden Seiten des Dreiecks, nächst dem Innenrande, stehen zwei längliche, dunkel grünlichbraune Flecken. Die ganze Flügelfläche ist außerdem mit feinen schwarzen Punkten bestreut. Die äußere Flügelspitze krümmt sich stark sichelartig und hat braune, der andere Theil des Hinterrandes weiße Franzen. Die Hinterflügel sind braungrau, glänzend, ihr Saum ist hell aschgrau. Die Raupe lebt am liebsten Ende Mai und Anfangs Junius auf verschiedenen Obstbäumen, als Pflaumen, Birnen ꝛc. Sie ist schlank, nach Vorn und Hinten sehr schmal, schön hellgrün, mit zwei weißen Längsstreifen zu beiden Seiten des Rückens. Sie verwandelt sich in einem seidenartigen, fast nachenartigen Gespinnste. Die hellgrüne Puppe mit langem, abgestumpftem Hintertheil und spitzigen, langen Flügelscheiden liefert Ende Junius und Anfangs Julius den in mehren Gegenden Teutschlands nicht häufigen Schmetterling. Einzeln wird er auch im October gefunden. Es gehören hierher noch T. persicella, antennella, alpella. (D. *Thon.*)

HYPSOMETRIE heißt das Verfahren, die verticale

1) *Pausan.* IX, 8, 3. O. Müller, Orchomen. S. 217. 2) *Diodor. Sic.* XV, 32. 3) *Pausan.* IX, 13, 3. 4) In *Euseb.* Praepar. evang. I, 10 aufbewahrt. 5) *Münter*, Relig. der Carthag. p. 91. 6) *Scaliger*, Append. p. 30. *Bochart.* p. 707. *Selden*, De diis Syr. Proleg. II. p. 90. Winer, Wörterbuch unter Baal. 7) In Antiquité devoilée au moyen de la Genes. 8) *Orelli* zu Sanchoniath. Fragm. p. 24.

Höhe eines Punktes auf der Erdoberfläche über einem andern, namentlich über dem Niveau des Meeres, zu bestimmen. Die dazu erfoderlichen Arbeiten können auf zwei verschiedene Arten vorgenommen werden; es wird die Höhendifferenz entweder durch Winkelmessungen und verwandte geodätische Operationen, oder durch Barometerbeobachtungen an den beiden Orten, deren Niveauunterschied aufgesucht wird, gemessen. Gewährt gleich das letztere Verfahren nicht die große Schärfe wie das erstere, so zeichnet es sich doch dadurch aus, daß man eine der Wahrheit nahekommende Größe mit Leichtigkeit durch einige wenige Beobachtungen erhält. Wir wollen hier nur das barometrische Höhenmessen betrachten, die geodätischen Operationen werden in dem Art. Nivelliren ausführlicher behandelt werden.

1) Kaum hatte Torricelli im J. 1642 das Barometer erfunden, und gezeigt, daß das in ihm enthaltene Quecksilber mit dem Drucke der ganzen Atmosphäre im Gleichgewichte stehe, so bot sich auch sogleich die Idee dar, das Instrument zum Messen von Berghöhen anzuwenden. War nämlich der Druck der Luft Ursache des Phänomens, so müßte dieser und damit der Barometerstand abnehmen, wenn wir uns von der Oberfläche der Erde in die obern Schichten der Atmosphäre erheben, weil bei jedem Schritt, um welchen wir aufsteigen, ein Theil der Luft unter uns zurückbleibt und daher keinen Druck mehr ausübt. Die Gelehrten in Toscana stellten diesen Versuch bereits im J. 1643 an und überzeugten sich von der Möglichkeit, das Barometer zum Messen von Berghöhen anzuwenden. So erzählt Libri in einem Aufsatz über die Scala des florentiner Thermometers (Poggendorff's Annalen XXI, 327), wobei er sich auf die im J. 1643 erschienene Schrift von Beriguardi (Circulus Pisanus p. 621) stützt.

Es scheint indessen, als ob diese Bemühungen nicht allgemein bekannt geworden seien, wenigstens ist die Thatsache ziemlich unbekannt, und am 15. Nov. 1647 foderte Pascal seinen Schwager Perrier zu einem Versuch auf, welchen er auf den Bergen der Auvergne anstellen sollte, um dadurch die Richtigkeit der Lehre vom Drucke der Luft zu prüfen, und allgemein wird daher Pascal als Urheber dieser Idee angesehen, obgleich mehre Physiker behaupten, daß Cartesius sie schon früher geäußert habe. Man sollte nämlich ein Barometer zuerst am Fuß und dann auf der Spitze eines 500 bis 600 Toisen hohen Berges beobachten, stände es dann oben tiefer als unten, so wäre dieses ein Beweis für die Richtigkeit von Torricelli's Ansicht [1]. Am 19. Sept. 1648 machte endlich Perrier einen entscheidenden Versuch darüber. In dem Garten des Minimenklosters, dem niedrigsten Punkte von Clermont, hatte das Barometer eine Höhe von 26″ 3‴,5; auf dem etwa 500 Toisen höher liegenden Puy de Dôme betrug seine Höhe 23″ 2‴, es stand mithin das Barometer oben 3″ 1‴,5 niedriger als unten.

2) So war also die Thatsache erwiesen, daß das Barometer in einiger Entfernung vom Meeresspiegel niedriger stehe, als an diesem. Perrier selbst machte noch an verschiedenen Punkten in der Gegend von Clermont, zuletzt auf dem etwa 20 Toisen hohen Thurme der Kirche Nôtre-Dame zu Clermont Versuche, und überzeugte sich nicht blos von der Allgemeinheit des Satzes, sondern auch davon, daß die Änderung des Barometerstandes desto bedeutender war, je mehr der Höhenunterschied der verglichenen Punkte betrug. Pascal schlug daher sogleich vor, das Barometer zum Nivelliren anzuwenden. Es kam nur noch darauf an, nachzuweisen, wie hoch man sich in der Atmosphäre erheben müsse, wenn das Barometer um eine gegebene Größe sinken sollte; wäre diese Relation zwischen Höhenunterschied und Sinken des Barometers bekannt, so ließe sich aus den beobachteten Differenzen des Barometerstandes die Höhendifferenz zweier Orte herleiten.

3) Es war Mariotte, welcher zuerst eine Regel angab, welche zur Erreichung des vorgesteckten Zieles diente, wobei er sich auf das nach ihm benannte Gesetz stützte, daß sich die Volumina derselben Luftmasse umgekehrt verhalten wie die drückenden Kräfte. Da die Ansichten von Mariotte ziemlich allgemein auf eine unvollständige Art vorgetragen werden, so will ich sie hier ausführlicher mittheilen [2]). Aus den vorhandenen Beobachtungen folgert Mariotte, daß man sich am Niveau des Meeres um 60′ erheben müßte, wenn das Barometer um 1‴ sinken sollte. Nun steht eine Quecksilbersäule von 28″ im Gleichgewichte mit einer Säule der Atmosphäre von derselben Grundfläche; man kann sich letztere in 4032 Schichten getheilt denken, von denen das Gewicht einer jeden mit einer Quecksilbersäule von $\frac{1}{12}$ Linie im Gleichgewichte steht. Die dem Boden zunächst liegende Schicht hat eine Höhe von fünf Fuß. Da aber die 2016. Schicht nur von der halben Atmosphäre gedrückt wird, so nimmt sie unstreitig den doppelten Raum ein, sie hat also eine Höhe von 10 Fuß; alle zwischenliegenden Schichten nehmen in demselben Verhältnisse von fünf bis zu 10 Fuß zu. Man lernt also, so lauten Mariotte's Worte, die Vergrößerung einer jeden dieser Schichten und ihre Summen durch dieselben Regeln kennen, deren man sich zur Auffindung der Logarithmen bedient.

4) Obgleich Mariotte die Nothwendigkeit erkannt hatte, bei dieser Untersuchung Logarithmen anzuwenden, so schreckte ihn doch die weitläufige Arbeit ab, welche erfoderlich war, wenn die Höhen auf diese Art berechnet werden sollten, auch fehlte es noch zu sehr an guten Beobachtungen von Höhenunterschieden und zugehörigen Differenzen des Barometerstandes, um eine genauere Regel zu geben; daher begnügte er sich mit der angenäherten Regel, nach welcher sich das Barometer für jede 63 Fuß Höhendifferenz um eine Linie änderte. Einige Jahre spä-

1) *Pascal*, Équilibre des liqueurs, p. 171. Der Brief, in welchem Descartes die erste Idee zu diesen Untersuchungen vorträgt, hat nach de Luc (Modific. de l'atmosphère I, 6) kein Datum, beweist also nichts für die Priorität seiner Ansicht; erst in einem Briefe vom 11. Jun. 1649 beschwert sich Cartesius darüber, daß Pascal ihn bei der ganzen Untersuchung nicht erwähnt habe.

2) *Mariotte*, Sur la nature de l'air (1676). *De Luc*, Recherches sur les modifications de l'atmosphère. §. 246 sq.

ter (1685) entwickelte zuerst Halley eine Formel, bei welcher die Logarithmen angewendet wurden, bei deren Herleitung er sich auf die gegenseitige Dichtigkeit von Luft und Quecksilber stützte [3]).

5) Ich übergehe hier zunächst die Erzählung der verschiedenen Bemühungen, diese Aufgabe zu lösen, um sogleich die Formeln zu entwickeln, deren man sich bei den Berechnungen bedient, wobei ich der Darstellung folge, welche Biot von der Arbeit von Laplace gibt [4]).

Wir wollen zunächst annehmen, die ganze Atmosphäre bestehe aus trockener Luft, welche am Boden und in der Höhe dieselbe Temperatur hat. Jedes Lufttheilchen wird offenbar von allen darüber liegenden gedrückt und nach dem Mariotte'schen Gesetz in demselben Verhältnisse comprimirt, in welchem der Druck größer wird, dergestalt, daß die Dichtigkeit der Luft mit der Entfernung vom Boden geringer wird. Um das Gesetz dieser Verminderung zu finden, denken wir uns die ganze Atmosphäre in eine große Zahl von horizontalen Schichten getheilt, von denen jede eine so geringe Dicke hat, daß wir die Dichtigkeit in allen Punkten derselben gleich annehmen können. Wir wollen die Abstände dieser einzelnen Schichten von dem Boden mit

$$x_1,\ x_2,\ x_3\ \ldots\ldots\ x_n$$

bezeichnen. Hängen wir in jeder dieser Schichten ein Barometer auf, so steht dieses desto niedriger, je weiter wir uns vom Boden entfernt haben. Es seien

$$H_1,\ H_2,\ H_3\ \ldots\ldots\ H_n$$

die Barometerstände in diesen verschiedenen Schichten, und es kommt nun darauf an, die Relation zwischen x und H anzugeben.

6) Die Dicke der ersten Schicht ist offenbar $x_2 - x_1$; steigt man mit dem Barometer von ihrer untern Grenze nach der obern, so sinkt dieses um die Größe $H_1 - H_2$, es wiegt hier also eine Luftsäule von der Höhe $x_2 - x_1$ ebenso viel als eine Quecksilbersäule von derselben Grundfläche und der Höhe $H_1 - H_2$; da sich nun bei einerlei absolutem Gewichte die Dichtigkeiten umgekehrt verhalten, wie die Volumina, so ist die Dichtigkeit dieser Schicht in Vergleich mit der des Quecksilbers gleich

$$\frac{H_1 - H_2}{x_2 - x_1}.$$

Dieses Verhältniß läßt sich noch auf eine andere Art angeben. Bei unveränderter Temperatur ist nämlich die Dichtigkeit einer jeden Schicht proportional mit dem Drucke, welchen sie erleidet, in unserm Fall also proportional mit dem Barometerstand. Ist demnach C ein constanter, der ganzen Luftsäule gemeinschaftlicher Coëfficient, so ist die Dichtigkeit der einzelnen Schichten gleich

$$CH_1,\ CH_2,\ CH_3\ \ldots\ldots\ CH_n$$

und wir haben also für die erste Schicht die Gleichung

$$CH_1 = \frac{H_1 - H_2}{x_2 - x_1}$$

und hieraus ergibt sich

$$H_2 = H_1\ [1 - C\ (x_2 - x_1)].$$

3) Philos. Transact. No. 181. 4) *Biot*, Astronomie physique, III. p. 23.

7) So haben wir also aus der Dichtigkeit der Luft und der Dicke der Schicht den Barometerstand in der zweiten Schicht hergeleitet, wenn uns der in der untern bekannt war. Auf eine völlig ähnliche Art läßt sich der Barometerstand in jeder Schicht aus dem in der unmittelbar darunter befindlichen herleiten, und wir erhalten auf diese Art folgende Reihe von Gleichungen:

$$H_2 = H_1\ [1 - C\ (x_2 - x_1)]$$
$$H_3 = H_2\ [1 - C\ (x_3 - x_2)]$$
$$H_4 = H_3\ [1 - C\ (x_4 - x_3)]$$
$$-\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -$$
$$H_n = H_{n-1}\ [1 - C(x_n - x_{n-1})].$$

Nehmen wir an, alle Schichten seien gleich dick und setzen wir

$$x_2 - x_1 = x_3 - x_2\ \ldots.\ x_n - x_{n-1} = D,$$

so verwandelt sich die obige Reihe von Gleichungen in folgende, von der allgemeinen Gestalt

$$H_n = H_{n-1}\ (1 - CD),$$

und wenn wir die sämmtlichen Barometerstände auf den untern zurückführen, so geht die obige Reihe in folgende über:

$$H_2 = H_1(1-CD)$$
$$H_3 = H_2(1-CD) = H_1(1-CD)(1-CD) = H_1(1-CD)^2$$
$$H_4 = H_3(1-CD) = H_1(1-CD)^2(1-CD) = H_1(1-CD)^3$$
$$-\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -$$
$$H_n = H_{n-1}(1\text{-}CD) = H_1(1\text{-}CD)^{n-2}(1\text{-}CD) = H_1(1\text{-}CD)^{n-1}.$$

Dadurch erhalten wir folgende Relationen zwischen den Differenzen der Höhen und der zugehörigen Barometerstände

$$x_2 - x_1 = D\ ,\ \frac{H_2}{H_1} = (1 - CD)$$

$$x_3 - x_1 = 2D\ ,\ \frac{H_3}{H_1} = (1 - CD)^2$$

$$x_4 - x_1 = 3D\ ,\ \frac{H_4}{H_1} = (1 - CD)^3$$

$$-\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -\ -$$

$$x_n - x_1 = (n-1)\ D\ ,\ \frac{H_n}{H_1} = (1 - CD)^{n-1}$$

$$x_{n+} - x_1 = nD\ ,\ \frac{H_{n+1}}{H_1} = (1 - CD)^n.$$

Wenn also die Höhen über der untern Station in arithmetischer Reihe wachsen, so nehmen die Barometerstände in geometrischer Reihe ab, und dieses ist die Relation, auf welche bereits Mariotte (§. 4) aufmerksam machte. Es kommt nur noch darauf an, die Größen durch Zahlen darzustellen und ihnen eine für die Berechnung bequeme Form zu geben.

8) Um diesen Zweck zu erreichen, nehmen wir die beiden allgemeinen Gleichungen

$$x_{n+1} - x_1 = nD \text{ und } \frac{H_{n+1}}{H_1} = (1 - CD)^n.$$

Leiten wir aus beiden den Werth von n her, so wird

$$n = \frac{x_{n+1} - x_1}{D} \text{ und } n = -\frac{\log H_1 - \log H_{n+1}}{\log (1 - CD)}$$

Setzen wir diese beiden Werthe gleich, so wird

$$\frac{x_{n+1} - x_1}{D} = -\frac{\log H_1 - \log H_{n+1}}{\log (1 - CD)}.$$

Hier ist $x_{n+1} - x_1$ der Höhenunterschied der beiden Stationen, welchen wir mit X bezeichnen wollen; H_1 ist der Barometerstand an der untern, H_{n+1} der an der obern Station, wir wollen jenen mit H, diesen mit h bezeichnen. Dadurch verwandelt sich unsere Gleichung in folgende

$$X = -\frac{D}{\log(1-CD)}\left[\log H - \log h\right],$$

es wird mithin der Höhenunterschied beider Stationen durch den Unterschied der Logarithmen der Barometerstände gefunden.

9) Der Werth von x scheint außer der eben erwähnten Differenz der Logarithmen der Barometerstände noch von der Dicke D der verschiedenen Luftschichten abzuhängen, indessen zeigt eine genauere Untersuchung, daß dieses nicht der Fall sei. Entwickeln wir nämlich $\log(1-CD)$ in Gestalt einer Reihe, so wird

$$\log(1-CD) = -\frac{1}{M}\left(CD + \frac{C^2D^2}{2} + \frac{C^3D^3}{3} + \ldots\right),$$

wo M der Modulus der gemeinen Logarithmen oder 2,3025851 ist und mithin wird

$$-\frac{D}{\log(1-CD)} = \frac{M}{C + \frac{C^2D^1}{2} + \frac{C^3D^2}{3} + \ldots}$$

Setzen wir die sehr geringe Dicke der Luftschicht $D = 0$, so wird

$$-\frac{D}{\log(1-CD)} = \frac{M}{C},$$

und setzen wir diesen Werth in die Gleichung für X, so wird

$$X = \frac{M}{C}\left(\log H - \log h\right);$$

es ist also die Höhendifferenz völlig unabhängig von der Dicke der Luftschichten.

10) In dieser Gleichung ist noch C unbekannt. Bezeichnen wir mit δ die Dichtigkeit der Luft bei dem Drucke H, wenn die Dichtigkeit des Quecksilbers als Einheit angesehen wird, so wird nach den obigen Annahmen (§. 6)

$$\delta = CH.$$

Man findet hieraus C, wenn man durch genaue Versuche bei einem gegebenen Drucke der Atmosphäre die Dichtigkeit von Luft und Quecksilber bestimmt hat. Dieses Verhältniß ist indessen nicht allenthalben gleich, denn die Pendelversuche haben gezeigt, daß die Schwere nicht in allen Breiten dieselbe sei; wenn sich also Letztere ändert, so ändert sich damit auch das Gewicht einer Quecksilbersäule von der Länge H, und damit wird zugleich die diesem Druck unterworfene Luftmasse mehr oder weniger comprimirt. Genaue Messungen haben nun gezeigt, daß wenn die Schwere in der Breite von 45° als Einheit angesehen wird, sie in der Breite ψ durch die Formel

$$1 - 0{,}002592 \cos 2\psi$$

ausgedrückt wird [5]). Ältere, weniger genaue Messungen des Secundenpendels hatten dafür abweichende Werthe gegeben. So gibt Laplace und mit ihm viele Physiker nach den frühern Bestimmungen

$$1 - 0{,}002837 \cos 2\psi.$$

Da nun die Dichtigkeit δ mit der Schwere proportional ist, so ändert sie sich in demselben Verhältnisse, d. h. setzen wir sie in der Breite von 45° und einem Barometerstande H gleich δ, so wird sie in der Breite ψ bei demselben Drucke gleich

$$\delta\,(1 - 0{,}002592 \cos 2\psi),$$

der Coëfficient C wird auf dieselbe Weise

$$C\,(1 - 0{,}002592 \cos 2\psi),$$

setzen wir ihn in die Gleichung für X, so wird

$$X = \frac{M}{C\,(1 - 0{,}002592 \cos 2\psi)} \cdot \left(\log H - \log h\right).$$

Man darf also den Werth $\frac{M}{C}$ nur für irgend eine Breite aufsuchen, so ergibt sich derselbe für jede andere Breite. Nehmen wir hier die Division mit dem Factor $1 - 0{,}002592 \cos 2\psi$ vor und übersehen wir die höhern Potenzen von $\cos 2\psi$, so wird

$$X = \frac{M}{C}\left(1 + 0{,}002592 \cos 2\psi\right) \log \frac{H}{h}.$$

11) Bisher haben wir angenommen, der Coëfficient C oder $\frac{\delta}{H}$ sei in allen Schichten der verticalen Luftsäule gleich. Dieses ist aber keinesweges der Fall. Unter den verschiedenen Ursachen, welche eine Änderung dieses Werthes bewirken, betrachten wir zunächst die Einwirkung der Schwere. Je weiter wir uns nämlich von der Oberfläche der Erde entfernen, desto geringer wird die Gravitation, und eine Quecksilbersäule von der Länge H wiegt daher in den obern Schichten der Atmosphäre weniger als in den untern, und deshalb wird die Luft in der Höhe von derselben Quecksilbersäule weniger comprimirt als unten. Wir wollen die dadurch bewirkte Änderung von C näher bestimmen.

Es bezeichne $g_1, g_2, g_3 \ldots\ldots$ die Intensität der Schwere in den verschiedenen Luftschichten; da sich die Schwere umgekehrt verhält wie das Quadrat der Entfernung vom Mittelpunkte der Erde, und $x_1, x_2, x_3 \ldots\ldots$ diese Entfernungen für die verschiedenen Schichten bezeichnet, so wird

$$g_1 = g_1$$
$$g_2 = \frac{g_1\,x_1^2}{x_2^2}$$
$$g_3 = \frac{g_1\,x_1^2}{x_3^2}$$
$$- - - -$$
$$g_n = \frac{g_1\,x_1^2}{x_n^2}$$
$$g_{n+1} = \frac{g_1\,x_1^2}{x_{n+1}^2}$$
$$\text{oder } \frac{g_1}{g_{n+1}} = \frac{x_{n+1}^2}{x_1^2}$$

12) Um diese Betrachtungen anzuwenden, fangen wir mit derselben Schlußfolge an, welche wir unsern frü-

---

5) Schmidt, Mathem. u. phys. Geogr. II. S. 202.

den Betrachtungen zum Grunde legten. Die unterste Luftschicht von der Dicke $x_2 - x_1$ wog nämlich ebenso viel als eine Quecksilbersäule von derselben Grundfläche und der Höhe $H_1 - H_2$ und wir leiteten daraus $\frac{H_1 - H_2}{x_2 - x_1}$ für das Verhältniß der Dichtigkeiten des Quecksilbers und der Luft in dieser Schicht her. Wenden wir diese Betrachtung auf den vorliegenden Fall an, so müssen wir berücksichtigen, daß die Schwere wegen ihrer Veränderlichkeit auf die Quecksilbersäule H_2 in der zweiten Schicht nicht mehr mit derselben Intensität wirkt als auf die Quecksilbersäule H_1 in der untersten Schicht. Um daher das Gewicht der ersten Luftschicht in Theilen der Quecksilbersäule H_1 auszudrücken, müssen wir der Säule H_2 den Werth geben, welchen sie gehabt haben würde, wenn die Schwere g_1 auf sie wirkte, d. h. wir müssen sie mit dem Verhältnisse der Schwere in beiden Schichten, $\frac{g_2}{g_1}$, multipliciren. In Folge dieser Ansicht wird $H_1 - \frac{H_2 g_2}{g_1}$ die Verminderung des Barometerstandes in der Luftschicht von der Dicke $x_2 - x_1$ und so finden wir das Verhältniß der Dichtigkeiten von Luft und Quecksilber

$$\frac{H_1 - \frac{H_2 g_2}{g_1}}{x_2 - x_1} \quad \text{oder} \quad \frac{H_1 g_1 - H_2 g_2}{g_1 (x_2 - x_1)}.$$

Eben dieses Verhältniß läßt sich durch $C_1 H_1$ ausdrücken, wenn C_1 den Werth des allgemeinen Coëfficienten C für die unterste Luftschicht bezeichnet; setzen wir daher beide Werthe gleich und bezeichnen wir wie früher die Dicke der Luftschicht mit D, so erhalten wir die beiden zusammengehörigen Gleichungen

$$x_2 - x_1 = D \text{ und } \frac{H_1 g_1 - H_2 g_2}{g_1 (x_2 - x_1)} = C_1 H_1$$

oder wenn wir den Werth $H_2 g_2$ berechnen, so wird

$$x_2 - x_1 = D, H_2 g_2 = H_1 g_1 [1 - C_1 (x_2 - x_1)] = H_1 g_1 (1 - C_1 D).$$

Auf eine völlig ähnliche Weise ergibt sich folgende Reihe von Gleichungen

$$\begin{aligned} x_3 - x_2 &= D, \ H_3 g_3 = H_2 g_2 (1 - C_2 D) \\ x_4 - x_3 &= D, \ H_4 g_4 = H_3 g_3 (1 - C_3 D) \\ &- - - - - - - - - - \\ x_n - x_{n-1} &= D, \ H_n g_n = H_{n-1} g_{n-1} (1 - C_{n-1} D) \\ x_{n+1} - x_n &= D, \ H_{n+1} g_{n+1} = H_n g_n (1 - C_n D). \end{aligned}$$

Stellen wir ebenso wie früher die erste und letzte Schicht zusammen, so wird

$$x_{n+1} - x_1 = nD$$
$$H_{n+1} g = H_1 g_1 (1 - C_1 D)(1 - C_2 D)(1 - C_3 D) \ldots (1 - C_n D),$$

diese beiden Gleichungen haben große Aehnlichkeit mit den in §. 8 entwickelten, nur waren dort sämmtliche Factoren auf der rechten Seite der zweiten Gleichung identisch. Nehmen wir hier die Logarithmen, so wird

$$\log \frac{H_1}{H_{n+1}} + \log \frac{g_1}{g_{n+1}} = - \log (1 - C_1 D) - \log (1 - C_2 D) \ldots\ldots - \log (1 - C_n D).$$

Multipliciren wir diese Gleichung mit $x_{n+1} - x_1 = nD$, so wird

$$x_{n+1} - x_1 = \frac{-nD \left(\log \frac{H_1}{H_{n+1}} + \log \frac{g_1}{g_{n+1}}\right)}{\log(1-C_1 D) + \log(1-C_2 D) \ldots + \log(1-C_n D)}.$$

Entwickeln wir hier die Logarithmen im Nenner, nehmen dann die Division mit D vor und setzen ebenso wie in §. 9 $D = 0$, so wird

$$x_{n+1} - x_1 = Mn \frac{\left(\log \frac{H_1}{H_{n+1}} + \log \frac{g_1}{g_{n+1}}\right)}{C_1 + C_2 + \ldots + C_n},$$

wo M den Modulus der gemeinen Logarithmen bezeichnet. Diese Formel stimmt völlig mit der im §. 9 gegebenen überein, denn setzen wir $C_1, C_2 \ldots$ einander gleich, so wird der Nenner gleich nC, damit verschwindet n aus dem Zähler, ebenso wie $\frac{g_1}{g_{n+1}}$, welches unter dieser Voraussetzung gleich 1 wird. Bezeichnen wir die Summe der Coëfficienten $C_1, C_2 \ldots$ mit $S.C_1$, ferner den Höhenunterschied $x_{n+1} - x_1$ mit X und H, und H_{n+1} ebenso wie oben mit H und h, so wird

$$X = Mn. \frac{\left(\log \frac{H}{h} + \log \frac{g_1}{g_{n+1}}\right)}{S.C_1}.$$

Nach §. 11 ist

$$\frac{g_1}{g_{n+1}} = \frac{x^2_{n+1}}{x_1^2},$$

oder da X der Höhenunterschied beider Stationen ist, so wird $x_{n+1} = x + X$ mithin

$$\log \frac{g_1}{g_{n+1}} = 2 \log \left(1 + \frac{X}{x}\right).$$

Hier ist x_1 die Entfernung der untern Station vom Mittelpunkte der Erde, da der Höhenunterschied in Vergleich mit letzterm stets sehr klein ist, so können wir allgemein den Halbmesser a für x_1 setzen, dann wird

$$\log \frac{g_1}{g_{n+1}} = 2 \log \left(1 + \frac{X}{a}\right)$$

und mithin

$$X = \frac{Mn \left[\log \frac{H}{h} + 2 \log \left(1 + \frac{X}{a}\right)\right]}{S.C_1}.$$

13) Jeder der Coëfficienten $C_1, C_2 \ldots$ muß hier noch wegen der Ungleichheit der Schwere in verschiedenen Breiten mit dem Factor $1 - 0{,}002592 \cos 2\psi$ multiplicirt werden; thun wir dieses, nehmen aber die Division vor, so wird ebenso wie in §. 10

$$X = \frac{Mn (1 + 0{,}002592 \cos 2\psi) \left[\log \frac{H}{h} + 2 \log\left(1 + \frac{X}{a}\right)\right]}{S.C_1}.$$

14) Alles kommt darauf an, den Werth von $S.C_1$ zu bestimmen. Berücksichtigen wir hier zunächst nur die Schwere, so können wir allen Coëfficienten $C_1, C_2 \ldots$ einen gemeinschaftlichen Werth E geben, welcher mit der

Intensität der Schwere in jeder Schicht multiplicirt wird. Es ist mithin

$$S.C_1 = E(g_1 + g_2 + g_3 \ldots + g_{n+1})$$
$$= E.g_1\left(1 + \frac{g_2}{g_1} + \frac{g_3}{g_1} + \ldots \frac{g_{n+1}}{g_1}\right).$$

Setzen wir hier statt der Größen $\frac{g_{n+1}}{g_1}$ die im §. 11 gefundenen Werthe und rechnen für x_2, x_3 .... ihre Werthe $x + D$, $x + 2D$...., so wird

$$\frac{g_2}{g_1} = \frac{x_1^2}{(x_1 + D)^2}$$
$$\frac{g_3}{g_1} = \frac{x_1^2}{(x_1 + 2D)^2}$$
$$— \quad — \quad — \quad —$$
$$\frac{g_{n+1}}{g_1} = \frac{x_1^2}{(x_1 + nD)^2}.$$

Nehmen wir in jeder dieser Gleichungen die Division vor, so verwandelt sich jede in eine nach den Potenzen von $\frac{D}{x_1}$ geordnete Reihe; da diese Größe klein ist, so können wir die höhern Potenzen derselben übersehen, und es wird

$$\frac{g_2}{g_1} = 1 - \frac{2D}{x_1}$$
$$\frac{g_3}{g_1} = 1 - \frac{4D}{x_1}$$
$$\frac{g_4}{g_1} = 1 - \frac{6D}{x_1}$$
$$— \quad — \quad — \quad —$$
$$\frac{g_{n+1}}{g_1} = 1 - \frac{2nD}{x}$$

und mithin wird

$$1 + \frac{g_2}{g} + \frac{g_3}{g_1} + \ldots = n - \frac{2}{x_1}\left(D + 2D + 3D \ldots + nD\right)$$
$$= n - \frac{2}{x_1} \cdot \frac{n(n+1)D}{2},$$

da D die Dicke der Schichten und n ihre Anzahl ist, so wird nD gleich dem Höhenunterschiede X und folglich

$$1 + \frac{g_2}{g_1} + \frac{g_3}{g_1} + \ldots = n\left[1 - \left(1 + \frac{1}{n}\right)\frac{X}{x_1}\right].$$

Sind die Schichten sehr dünn und ist ihre Anzahl sehr groß, so verschwindet $\frac{1}{n}$ gegen die übrigen Glieder, und wenn wir a für x_1 setzen, so wird

$$1 + \frac{g_2}{g_1} + \frac{g_3}{g_1} + \ldots = n\left(1 - \frac{X}{a}\right)$$

mithin

$$S.C_1 = Eg_1 . n\left(1 - \frac{X}{a}\right)$$

und

$$X = \frac{Mn(1 + 0{,}002592 \cos 2\psi)\left[\log\frac{H}{h} + 2\log\left(1 + \frac{X}{a}\right)\right]}{Eg_1 . n\left(1 - \frac{X}{a}\right)}.$$

Bringen wir hier $1 - \frac{X}{a}$ in den Zähler und beachten, daß $\frac{X}{a}$ klein ist, so können wir die höhern Potenzen davon übersehen, und es wird

$$X = \frac{M}{Eg_1}\left(1 + 0{,}002592 \cos 2\psi\right)\left[\log\frac{H}{h} + 2\log\left(1 + \frac{X}{a}\right)\right]\left(1 + \frac{X}{a}\right).$$

Diese Gleichung enthält in beiden Gliedern X, sodaß es scheint, als ob sie nicht vollständig aufgelöst werden könne; da jedoch $\frac{X}{a}$ eine kleine Größe ist, so braucht man bei seiner Berechnung X nicht genau zu kennen. Man leitet daher zunächst X aus den übrigen Gliedern her, sodann berechnet man mit Hilfe dieses Werthes die Correction wegen der Glieder $\log\left(1 + \frac{X}{a}\right)$ und $1 - \frac{X}{a}$, so gibt die Summe sehr nahe die gesuchte Größe.

15) Unter den Modificationen, welche an unserer ursprünglichen Formel in §. 10 angebracht werden müssen, haben wir bisher nur die Änderung der Schwere mit der Entfernung von der Oberfläche der Erde betrachtet, wir haben eine zweite, weit wichtigere Correction, die wegen der Temperatur der Luftschichten, zu verfolgen. Wir haben angenommen, die Atmosphäre habe in allen Schichten dieselbe Temperatur; dieses ist jedoch nicht der Fall, denn wenn wir uns von der Oberfläche des Bodens nach den obern Schichten der Atmosphäre erheben, so wird die Wärme nach und nach geringer. Damit aber ändert sich auch die Abhängigkeit der Dichtigkeit von dem Barometerstande, die Luft hat nämlich in Folge der durch Temperaturerniedrigung bewirkten Contraction in der Höhe eine größere Dichtigkeit, als sie nach dem Mariotte'schen Gesetze haben sollte. Diese Dichtigkeit ändert sich auch in der Höhe sowol als in der Tiefe in Folge der jährlichen und täglichen Variationen der Temperatur, selbst wenn der Barometerstand unverändert bleibt. Wir müssen deshalb bei unserer Formel ein Glied anbringen, welches die Abhängigkeit der Barometerdifferenz bei demselben Höhenunterschiede, aber verschiedenen Temperaturen angibt.

Nach den Untersuchungen von Lambert, Gay-Lussac und Dalton dehnt sich die Luft innerhalb der Temperaturgrenzen, auf welche sich die vorliegenden Untersuchungen beziehen, für gleiche Änderungen im Stande des Quecksilberthermometers um gleiche Größen aus. Bezeichnen wir also die Dichtigkeit der Luft bei der Temperatur des thauenden Eises mit d, so wird die Dichtigkeit d, welche zu einer Temperatur von $t°$ des hunderttheiligen Thermometers gehört, ausgedrückt durch die Gleichung

$$d_t = \frac{d}{1 + 0{,}00375 . t},$$

wo der Zahlencoëfficient 0,00375 durch directe Versuche über die Ausdehnung der Luft bestimmt worden ist. Das Verhältniß C_1, C_2 .... ändert sich also in den ver-

schiedenen Schichten im Verhältnisse von $\frac{1}{1+0{,}00375\,.\,t}$, wenn t die Temperatur dieser Schichten angibt.

16) Eine dritte Ursache, welche auf die Änderung der obigen Gleichung Einfluß hat, ist der in der Atmosphäre enthaltene Wasserdampf. Nach den Versuchen von Gay-Lussac verhält sich das Gewicht dieses Dampfes zu dem der Luft sehr nahe wie 10 : 16, wenn ihre Elasticitäten und Temperaturen dieselben sind. Befindet sich also Wasserdampf in der Atmosphäre, so werden die Luftschichten bei unveränderter Elasticität dadurch leichter. Es sei demnach H der Barometerstand, welcher mit einer gewissen Luftschicht im Gleichgewichte steht; es sei ferner F die Elasticität des darin enthaltenen Wasserdampfes, d. h. derjenige Theil des Barometerstandes, welcher mit letzterm im Gleichgewichte steht, so können wir das totale Gewicht dieser Schicht als aus zwei Theilen zusammengesetzt ansehen, nämlich aus einer gewissen Dampfmenge, deren Elasticität F ist und aus einer gewissen Menge trockener atmosphärischer Luft von der Elasticität H — F. Es sei p das totale Gewicht der Schicht, wenn sie bei dem Barometerstande H ganz aus trockener Luft bestände, so wird $p\,.\,\frac{H-F}{H}$ das Gewicht desselben Volumens trockener Luft bei dem Barometerstande H — F. Das Gewicht desselben Volumens bei dem Drucke F wäre $p\,.\,\frac{F}{H}$ oder, wofern es ganz aus Wasserdampf bestände, $\frac{5}{8}\,p\,.\,\frac{F}{H}$. Versuche über das Gleichgewicht der Gase haben nun gezeigt, daß in einer Mischung von Luft und Dampf beide Fluida sich gegenseitig durchdringen und gleichförmig in dem Raume verbreitet sind, in welchem sie sich befinden. Es ist demnach das Gewicht der Mischung gleich der Summe der Gewichte beider Bestandtheile, d. h. gleich

$$p\,.\,\frac{H-F}{H}+\frac{5}{8}\,\frac{p\,F}{H}=p\,\frac{H-\frac{3}{8}F}{H}.$$

Da nun das Gewicht desselben Volumens trockener Luft bei dem Drucke H gleich p war, und die Dichtigkeiten sich verhalten wie die Gewichte, so verwandelt sich die Dichtigkeit der trockenen Luft δ jetzt in

$$\delta\,.\,\frac{H-\frac{3}{8}F}{H}=\delta\left(1-\frac{3}{8}\,\frac{F}{H}\right).$$

Unser allgemeiner Factor C erhält demnach durch alle drei Correctionen die Form

$$C=\frac{A\,g\left(1-\frac{3}{8}\,\frac{F}{H}\right)}{1+0{,}00375\,.\,t}.$$

17) Da nur wenige Beobachter directe Messungen des Wasserdampfes vornehmen, so schlägt Laplace vor, die beiden Correctionen wegen der Feuchtigkeit und Temperatur in eine einzige zu vereinigen, und verfährt deshalb auf folgende Weise. Die Spannung des Wasserdampfes F ist bei den gewöhnlichen Temperaturen der Atmosphäre stets eine sehr kleine Größe. Drücken wir dieselbe in Theilen des Meters aus, so ist sie nach Laplace

bei 0° C gleich 0,^{m}005122
bei 30° C gleich 0,^{m}031690

und zwischen diesen Grenzen kann dieselbe für unsern Zweck hinreichend genau dargestellt werden durch die Formel

$$F_t = 0{,}^m005122 + 0{,}^m0008649\,.\,t$$

wo t die Temperatur nach dem hunderttheiligen Thermometer ist. Diese Gleichung bezieht sich indessen auf den Zustand der Sättigung, welcher in der Atmosphäre selten stattfindet. Um uns dem wahren Zustand einigermaßen zu nähern, wollen wir annehmen, die Atmosphäre enthalte im mittlern Zustande die Hälfte der Dämpfe, welche sie bei voller Sättigung enthalten kann, dann wird

$$F_t = 0{,}^m002561 + 0{,}^m00043245\,.\,t$$

Substituiren wir diesen Werth in den Ausdruck für den Coëfficienten C, so müssen wir ihn mit $\frac{3}{8H}$ multipliciren. Da jedoch diese Correction stets klein ist, so wollen wir für H den am Niveau des Meeres stattfindenden Werth 0,^{m}76 nehmen. Es wird darnach

$$1-\frac{3}{8}\,\frac{F}{H}=1-\frac{3}{8}\,.\,\frac{1}{0{,}^m76}\left(0{,}^m002561+0{,}^m00043245\,.\,t\right)$$
$$=1-0{,}0008987-0{,}0001518\,.\,t$$

Man kann diesem Ausdruck ohne großen Fehler die Form

$$(1-0{,}0008987)\;(1-0{,}0001518\,.\,t)$$

geben. Dadurch wird

$$C=\frac{A\,(1-0{,}0008987)\,.\,g\,(1-0{,}0001518\,.\,t)}{1+0{,}00375\,.\,t}.$$

Wir wollen den Factor t aus dem Zähler entfernen, und setzen deshalb ohne großen Fehler

$$1-0{,}0001518\,.\,t=\frac{1}{1+0{,}0001518\,.\,t}$$

so haben wir im Nenner das Product

$$(1+0{,}00375\,.\,t)\;(1+0{,}0001518\,.\,t).$$

Nehmen wir die Multiplication vor und behalten wegen der Kleinheit der Coëfficienten von t nur das Glied, in welchem t in der ersten Potenz vorkommt, so wird der Nenner 1+0,0039018.t, wofür wir ohne Fehler 1+0,004.t setzen können. Dadurch wird

$$C=\frac{A\,(1-0{,}0008987)}{1+0{,}004\,.\,t}\,g.$$

wo $\frac{A\,(1-0{,}0008987)}{1+0{,}004\,.\,t}$ der Coëfficient ist, welchen wir in §. 14 mit E bezeichnet haben.

18) Eine Schwierigkeit bei dieser Auflösung liegt darin, daß wir die Temperaturen t_1, t_2, t_3 .... in den einzelnen Luftschichten nicht genau kennen; wir können indessen im mittlern Zustande der Atmosphäre annehmen, daß die Wärme mit der Höhe in arithmetischer Reihe abnehme, wenigstens bestätigt dieses die Erfahrung sehr nahe für die Höhen, in denen wir unsere Beobachtungen anstellen. Dadurch wird die mittlere Temperatur der ganzen Luftschicht sehr nahe gleich dem arithmetischen Mittel der Temperaturen an der obern und untern Station; bezeichnen wir also jene mit t, diese mit T, so können wir für t den Werth $\frac{t+T}{2}$ setzen, und es wird also

$$C = \frac{A(1-0{,}0008987) \cdot g}{1+0{,}004 \cdot \frac{T+t}{2}} = \frac{A(1-0{,}0008987) \cdot g}{1+\frac{2(T+t)}{1000}}.$$

19) Setzen wir diesen Werth in die Formel §. 15, so wird

$$X = \frac{M}{A g_1 (1-0{,}008987)} \left[(1+0{,}002592 \cos 2\psi)\left(1+\frac{2(T+t)}{1000}\right)\left\{\log\frac{H}{h}+2\log\left(1+\frac{X}{a}\right)\right\}\left(1+\frac{X}{a}\right)\right].$$

Um diese Form auf wirkliche Beobachtungen anzuwenden, kommt alles darauf an, den Coëfficienten A zu bestimmen, was auf folgende Art möglich ist.

20) In der Breite ψ und der Schwere g finden wir bei dem Barometerstande H und der Temperatur t für die Dichtigkeit der Luft δ die Gleichung

$$\delta = \frac{A(1-0{,}002592 \cos 2\psi)\, g \cdot H}{1+0{,}00375 \cdot t}.$$

Um in dieser Formel A zu bestimmen, müssen wir bei bekanntem Druck und Temperatur gleiche Volumina von Luft und Quecksilber abwiegen. Arago und Biot haben dieses mit großer Sorgfalt in Paris gethan, und fanden daselbst bei der Temperatur des thauenden Eises und einem Barometerstande von 0,m76 für die Dichtigkeit $\delta = \frac{1}{10463}$, also

$$A = \frac{1}{10463 \cdot g\,(1-0{,}002592 \cos 2\psi) \cdot 0{,}^{m}76}$$

und darnach wird

$$\frac{M}{A g_1} = 10463\left(1-0{,}002592 \cos 2\psi\right) 0{,}^{m}76 \cdot \frac{g}{g_1} \cdot M$$

Nehmen wir Behufs der Reduction auf Zahlen $\psi = 48°50'14''$ und $M = 2{,}30258509$, so wird $\frac{M}{A g_1} = 18316{,}^{m}00 \cdot \frac{g}{g_1}$ und folglich

$$\frac{M}{A g_1 (1-0{,}0008987)} = 18332{,}^{m}48 \cdot \frac{g}{g_1}.$$

Biot, welcher für die Änderung der Schwere die Gleichung $1-0{,}002837 \cos 2\psi$ und für die Dichtigkeit des Dampfes die Größe $\frac{10}{14}$ nimmt, findet für die eben erwähnten Coëfficienten von $\frac{g}{g_1}$ respective die Zahlen 18316,m82 und 18334,m46, welche wenig von den obigen verschieden sind.

21) Wir wollen diesen Coëfficienten noch auf das Niveau des Meeres reduciren. Es sei r die Höhe der untern Station über dem Niveau des Meeres, so ist a+r ihr Abstand vom Mittelpunkte der Erde. Der Ort, wo die obige Wägung angestellt wurde, lag etwa 60 Meter über dem Meeresspiegel, also ist a+60 sein Abstand vom Mittelpunkte der Erde. Nun ist $\frac{g}{g_1} = \frac{(a+r)^2}{(a+60)^2}$; entwickeln wir diese beiden Quadrate und behalten nur die ersten Potenzen, so wird $\frac{g}{g_1} = \left(1-\frac{120}{a}\right)\left(1+\frac{2r}{a}\right)$.

Setzen wir $a = 6366198$ Meter, so wird

$$\frac{M}{A g_1 (1-0{,}0008987)} = 18332{,}^{m}13\left(1+\frac{2r}{a}\right).$$

Nehmen wir nun sämmtliche Substitutionen vor, so wird die Gleichung, welche zur Herleitung der Höhendifferenz aus beobachteten Barometerständen dient, folgende

$$X = 18332{,}13(1+0{,}002592 \cos 2\psi)\left[\left(1+\frac{2r}{a}\right)\left(1+\frac{2(T+t)}{1000}\right)\left(1+\frac{X}{a}\right)\left\{\log\frac{H}{h}+2\log\left(1+\frac{X}{a}\right)\right\}\right],$$

wo die Höhendifferenz in Metern ausgedrückt ist.

22) Die Berechnung wird nach dieser ganz strengen Formel sehr weitläufig, und da mehre der erwähnten Correctionen klein sind, so ändert Biot die Gleichung dergestalt ab, daß die Rechnung kürzer wird, ohne daß dabei viel an Genauigkeit verloren geht. Zu dem Behufe setzt er

$$N = 18332{,}13\left[\left(1+\frac{2r}{a}\right)\left(1+0{,}002592 \cos 2\psi\right)\left(1+\frac{2(T+t)}{1000}\right)\right]$$

und es ist also

$$X = N\left[\log\frac{H}{h}+2\log\left(1+\frac{X}{a}\right)\right]\left(1+\frac{X}{a}\right).$$

Es kommt nun darauf an, X auf die eine Seite des Gleichheitszeichens zu schaffen. Da $\frac{X}{a}$ eine kleine Größe ist, so können wir bei Verwandlung von $\log\left(1+\frac{X}{a}\right)$ in eine Reihe die höhern Potenzen übersehen und es wird

$$\log\left(1+\frac{X}{a}\right) = \frac{X}{Ma},$$

wo M der Modulus der gemeinen Logarithmen, 2,3025850 ist; nehmen wir sodann die Multiplication mit dem Factor $1+\frac{X}{a}$ vor und übersehen auch hier die höhern Potenzen; so wird

$$X = N \cdot \log\frac{H}{h} + \frac{N}{a}\left(\log\frac{H}{h}+\frac{2}{M}\right)X,$$

mithin

$$X = \frac{N \cdot \log\frac{H}{h}}{1-\frac{N}{a}\left(\log\frac{H}{h}+\frac{2}{M}\right)}.$$

Der Renner in dem Gliede auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens ist hier stets eine wenig von 1 verschiedene Größe; der Coëfficient $\frac{N}{a}$ ist ein kleiner, wenig von $\frac{1}{347}$ verschiedener Bruch; ebenso wird der andere Factor $\log\frac{H}{h}+\frac{2}{M}$ innerhalb der Grenzen, wo die Beobachtungen angestellt werden, nie größer als 1. Es ist nämlich $\frac{2}{M} = 0{,}0685830$, der zweite Theil dieses Factors $\log\frac{H}{h}$ ist seiner Natur nach mehr veränderlich, aber setzen

wir $H = 0{,}^{m}760$ und $h = 0{,}^{m}600$, was einem Höhenunterschiede von etwa 2000 Metern entspricht, so wird $\log \frac{H}{h} = 0{,}1026623$. Wir wollen diesen Werth der Einfachheit wegen beibehalten, dann wird

$$\frac{2}{M} + \log \frac{H}{h} = 0{,}9712543$$

und mithin

$$\frac{N}{a}\left(\log \frac{H}{h} + \frac{2}{M}\right) = \frac{18332{,}13 \,.\, 0{,}9712543}{6366198} = 0{,}0028061.$$

Es wird also, wenn wir die Division vornehmen,

$$X = N\left(1 + 0{,}0028061\right) \log \frac{H}{h}.$$

Wir können in dem Werthe von N noch den Factor $1 + \frac{2r}{a}$ bestimmen. Nehmen wir nämlich die mittlere Höhe $r = 1200$ Meter, was etwa in der Mitte der meisten Messungen liegt, so wird

$$\frac{2r}{a} = \frac{2400}{6366198} = 0{,}00037699,$$

durch beide Substitutionen verwandelt sich die constante Größe 18332,13 in

$$18332{,}13(1+0{,}00037699)\,(1+0{,}0028061) = 18390{,}^{m}65$$

und die Formel für das Höhenmessen wird mithin

$$X = 18391\left(1+0{,}002592\cos 2\psi\right)\left(1+\frac{2(T+t)}{1000}\right)\log\frac{H}{h}$$

wenn wir die Höhendifferenz in Metern ausdrücken, oder

$$X = 9435{,}8\left(1+0{,}002592\cos 2\psi\right)\left(1+\frac{2(T+t)}{1000}\right)\log\frac{H}{h}$$

wenn die Höhendifferenz in Toisen ausgedrückt wird, oder

$$X = 56614{,}6\left(1+0{,}002592\cos 2\psi\right)\left(1+\frac{2(T+t)}{1000}\right)\log\frac{H}{h}$$

wenn die Höhendifferenz in pariser Fußen angegeben wird.

23) Bei dieser ganzen Untersuchung ist vorausgesetzt, daß die Barometerstände auf dieselbe Temperatur des Quecksilbers reducirt seien. Sehr häufig wird empfohlen, die Länge der Quecksilbersäule an der einen Station auf die Größe zu reduciren, welche beobachtet sein würde, wofern das Barometer hier dieselbe Temperatur gehabt hätte, als an der zweiten Station. Es scheint mir indessen zweckmäßiger, sämmtliche Beobachtungen auf eine Normaltemperatur zu reduciren, wozu die des thauenden Eises die zweckmäßigste zu sein scheint. Nun zeigen die Messungen von Petit und Dulong, daß sich eine Quecksilbersäule um $\frac{1}{55{,}5}$ ihrer ursprünglichen Länge ausdehnt, wenn sie vom Gefrier- bis zum Siedepunkte erwärmt wird; es beträgt demnach diese Verlängerung der Quecksilbersäule $\frac{1}{5550}$ für 1° C oder $\frac{1}{4440}$ für 1° R. Ist daher b der Barometerstand, welcher bei einer Temperatur t beobachtet ist, b_1 der Barometerstand, welcher bei der Temperatur t_1 beobachtet sein würde, und ist a der vorher erwähnte Ausdehnungscoëfficient für Quecksilber, so ist

$$b_1 = b \,.\, \frac{1+at_1}{1+at} = b\left[1 + a\left(t_1 - t\right) + a^2\left(t_1 - t\right)t^2 + \ldots\right]$$

da a eine kleine Größe ist, so können wir ohne Fehler setzen $b_1 = b\,[1 + a\,(t_1 - t)]$ und reduciren wir sämmtliche Barometerstände auf die Temperatur des thauenden Eises, so wird $t_1 = 0$, also $b_1 = b\,(1 - a\,t)$.

24) Der eben gegebene Ausdruck bedarf indessen noch einer Correction wegen der Ausdehnung der Scale. Je höher die Temperatur wird, desto mehr dehnt sich die Scale aus, und dieselbe Länge ist also bei höherer Temperatur des Maßstabes größer, als man sie bei einer geringern Wärme gefunden haben würde. Während also die Einwirkung der Wärme auf das Quecksilber den Barometerstand vergrößert, verkleinert dieselbe Ursache durch ihren Einfluß auf die Scale diese Größe. Da nun die meisten Scalen aus Messing verfertigt sind, die Ausdehnung des letztern aber etwa $\frac{1}{10}$ von der des Quecksilbers beträgt, so empfehlen mehre Physiker, zuerst die Correction für das Quecksilber zu berechnen, und nachdem dieses geschehen ist, $\frac{1}{10}$ der gefundenen Größe von ihr zu subtrahiren und die Differenz als die richtige Reduction zu behalten. Indessen ist dieses nicht ganz richtig, da wir die Länge der Scale auf diejenige Temperatur zurückführen müssen, bei welcher ihre Größe bestimmt wurde. Diese Normaltemperatur ist beim französischen Zolle 13° R, beim englischen Zolle 55° F. und beim neufranzösischen Maße 0° C. Ist nun b der unmittelbar beobachtete Stand des Barometers, t seine Temperatur, T die Normaltemperatur, auf welche das Quecksilber reducirt wird, ϑ die Normaltemperatur des Maßstabes, endlich q und m die lineare Ausdehnung von Quecksilber und Scale für einen Grad des gebrauchten Thermometers, so wird die Größe der Correction

$$b \,.\, \frac{q\,(t - T) - m\,(t - \vartheta)}{1 + q\,(t - T)}.$$

Für Messing beträgt die lineare Ausdehnung zwischen den beiden Fundamentalpunkten des Thermometers 0,00188, für Quecksilber 0,018018. Ich habe im zweiten Bande meines Lehrbuches der Meteorologie eine Tafel für verschiedene Barometer- und Thermometerscalen gegeben, durch welche diese Reduction mit Leichtigkeit vorgenommen werden kann.

25) Bei Herleitung unserer Gleichung haben wir in §. 17 eine Annäherung für den Wasserdampf angewendet; es ist indessen möglich, dafür auch eine schärfere Rechnung vorzunehmen, welche für die einzelnen Fälle gilt. Nehmen wir nämlich den in §. 16 entwickelten allgemeinen Ausdruck

$$C = \frac{A\,g\left(1 - \frac{3}{8} \,.\, \frac{F}{H}\right)}{1 + 0{,}00375 \,.\, t}$$

wieder und nehmen der Einfachheit wegen bei dieser kleinen Correction $H = 0{,}^{m}760$ und für F das arithmetische Mittel des Druckes der Dampfatmosphäre an beiden Stationen, so wird

$$C = \frac{A\,g\left(1 - \frac{3F}{8.760}\right)}{1 + 0{,}00375\,.\,t}$$

wo wir Expansivkraft des Dampfes und Barometerstand in Millimetern ausdrücken. Es ist daher

$$C = \frac{A\,g\left(1 - \frac{3F}{6080}\right)}{1 + 0{,}00375\,.\,t}$$

wofür wir kürzer

$$C = \frac{A\,g\left(1 - \frac{F}{2000}\right)}{1 + 0{,}00375\,.\,t} = \frac{A\,g}{\left(1 + \frac{F}{2000}\right)\left(1 + 0{,}00375\right)}$$

setzen können. Dadurch wird dann

$$X = 18332{,}13\left(1 + 0{,}00375\,.\,\frac{T+t}{2}\right)\left(1 + \frac{F}{2000}\right)\log\frac{H}{h}$$

wobei wir die Glieder fortgelassen haben, welche sich auf Änderung der Schwere mit der Breite und Entfernung von der Oberfläche des Meeres beziehen.

26) Wir haben es bisher versucht, den constanten Coëfficienten, welcher der Berechnung der Berghöhen zum Grunde liegt, durch Abwägung der Luft zu bestimmen. Es gibt noch ein zweites Verfahren, denselben aufzufinden. Nachdem nämlich der Höhenunterschied zweier Orte durch geodätische Operationen möglichst genau bestimmt worden ist, wird der Barometerstand an beiden Orten möglichst genau aufgesucht. Sind dann die Größen H, h, T, t und X bekannt, so wird einfach der constante Factor A der Gleichung

$$X = A\left(1 + \frac{2(T+t)}{1000}\right)\log\frac{H}{h}$$

durch die Gleichung

$$A = \frac{X}{\left(1 + 2\,\frac{T+t}{1000}\right)\log\frac{H}{h}}$$

gefunden. So hatte Ramond durch ein sorgfältiges Nivellement für den Höhenunterschied zwischen dem **Pic du Midi de Bigorres** und **Tarbes** die Größe von 7964 Fuß erhalten. Sorgfältige Barometermessungen gaben auf 0° reducirt $H = 324,^{\prime\prime\prime}95$; $h = 237,^{\prime\prime\prime}70$; ebenso $T = 19,^{\circ}1$ C und $t = 4,^{\circ}0$ C, folglich

$$A = \frac{7964}{\left(1 + \frac{2\,.\,23{,}1}{1000}\right).\log\frac{324{,}95}{237{,}70}} = 56056{,}9 \text{ Fuß.}$$

Wenn man auf diese Art eine größere Anzahl von Beobachtungen an verschiedenen Punkten und unter sehr verschiedenen Umständen zu Grunde legt, so ist man im Stande, diesem Werthe von A eine immer größere Genauigkeit zu geben. So findet Ramond bei Berücksichtigung der Schwere aus einer großen Anzahl von Messungen in der Breite von 45° 18393 Meter, welches wenig von dem in §. 22 gegebenen Werth abweicht. Ich bediene mich bei meinen Berechnungen für Toisen gewöhnlich des Coëfficienten 9437, wie ihn Biot ursprünglich bestimmt hatte, da die kleinen, späterhin angebrachten Änderungen dieses Coëfficienten wenig Einfluß auf das Endresultat haben, und da, wie wir sogleich nachher sehen werden, einige sogleich nachher zu berücksichtigende Umstände einen größern Einfluß auf die Messungen haben.

27) Es ist nun sehr leicht, vermittels der Gleichung

$$X = 9437\left(1 - 0{,}002592\cos 2\psi\right)\left(1 + \frac{2(T+t)}{1000}\right)\log\frac{H}{h}$$

die Höhe eines Ortes über einem andern zu berechnen. Ich will ein Beispiel nehmen. Beobachtungen, welche vom 28. Mai bis zum 24. Junius 1832 von Horner in Zürich zur Zeit des Mittags angestellt wurden, gaben $H = 320,^{\prime\prime\prime}76$ bei 0° R und $F = 19,^{\circ}74$ C. Gleichzeitig beobachtete ich auf dem Rigi-Culm, und fand im Mittel $h = 272,^{\prime\prime\prime}30$ bei 0° R und $t = 8,^{\circ}49$ C. Hier ist

$$\begin{aligned}
\log H &= \log 320{,}76 = 2{,}5061802\\
\log h &= \log 272{,}30 = \underline{2{,}4350476}\\
\log\frac{H}{h} &= 0{,}0711326\\
\log 9437 &= 3{,}9748340\\
\log\left(\log\frac{H}{h}\right) &= \underline{8{,}8520687}\\
&\quad 2{,}8269027 = \log 671{,}28
\end{aligned}$$

es ist also 671,28 Toisen die uncorrigirte Höhendifferenz, welche desto weniger von der Wahrheit abweicht, je weniger die Temperatur der Luft von Null unterschieden ist. Es bedarf dieselbe einer Correction wegen der Temperatur der Luft. Nun ist $T+t = 28{,}23$, also

$$\frac{2(T+t)}{1000} = 0{,}05646,$$

wir müssen also die obige Größe mit 1,05646 multipliciren. Nun ist

$$\begin{aligned}
\log \text{der uncorrigirten Höhe} &= 2{,}8269027\\
\log 1{,}05646 &= \underline{0{,}0238695}\\
&\quad 2{,}8507722 = \log 709{,}21
\end{aligned}$$

also der wegen der Temperaturdifferenz corrigirte Höhenunterschied 709,21 Toisen. Die mittlere Breite beider Orte ist etwa 47° 10′ und

$$\begin{aligned}
\log 0{,}002592 &= 7{,}4136350\\
\log\cos 2\,(47^{\circ}\,10') &= \underline{8{,}8782854}\\
&\quad 6{,}2919204 = 0{,}0001958
\end{aligned}$$

Es ist also die wahre Differenz gleich 709,21.1,0001958

$$\begin{aligned}
\log 709{,}21 &= 2{,}8507722\\
\log 1{,}0001958 &= \underline{0{,}0000851}\\
&\quad 2{,}8508573 = \log 709{,}35
\end{aligned}$$

es wird also bei Berücksichtigung der Breite die Höhendifferenz nur um 0,′1 abgeändert.

28) So einfach die Rechnung auch vermittels dieser Formel ist, so wird doch wegen des Aufsuchens der Logarithmen die Arbeit sehr weitläufig, wofern man eine größere Anzahl von Beobachtungen berechnen soll. Deshalb haben verschiedene Mathematiker, Gauß, Horner, Lindenau, Oltmans und Andere, Tafeln construirt, vermittels welcher die Arbeit sehr vereinfacht wird. Sehr bequem sind die Tafeln, welche Horner unter dem Titel: **Tables hypsométriques pour le baromètre divisé en pouces**

et lignes du pied françois et le thermomètre octogésimal, im J. 1827 zu Zürich herausgab. Die Rechnung ist dort von 50stel zu 50stel Linie ausgeführt und die ganze Operation beschränkt sich auf ein bloßes Addiren oder Subtrahiren. Ich habe am Ende dieses Artikels eine Tafel hinzugefügt, welche sich nur von Linie zu Linie erstreckt, und vermittels deren sich die Arbeit ebenfalls sehr leicht vornehmen läßt. Die Construction der Tafel ist auf folgende Art vorgenommen. Übersehen wir die Correction wegen Polhöhe und Temperatur, so ist

$$X = 9437'(\log H - \log h) = 9437 \log H - 9437 \log h.$$

Ich habe deshalb für die ganzen Linien das Product 9437 log H entwickelt und dieses in der gedachten Tafel zusammengestellt. Soll diese dann angewendet werden, so sucht man die zu H und h gehörigen Werthe in derselben auf, und subtrahirt sie von einander. Die Differenz gibt den Höhenunterschied ohne Berücksichtigung der Temperatur, der Einfluß der letztern wird dann besonders berechnet und die gefundene Größe zu dem ersten Resultat hinzugefügt. Dabei habe ich die erste Zahl 2 von den in der Tafel enthaltenen Größen fortgelassen, weil diese innerhalb des Intervalles, welches die Tabelle umfaßt, bei der Subtraction stets verschwand. Nehme ich das im vorigen §. betrachtete Beispiel, so suche ich die zu H = 320,‴76 gehörige Größe. Zu 320‴ gehört der Werth 3641,0; für 0,‴1 finden wir daneben die Differenz 1,3, also

$$\begin{array}{rl} 320''' = & 3641{,}0 \\ 0{,}7 = & 9{,}1 \\ 0{,}66 = & 78 \\ \hline & 3650{,}88 \end{array}$$

für 272‴ finden wir 2975,0 mit der Differenz 1,5, also

$$\begin{array}{rl} 272''' = & 2975{,}0 \\ 0,'''3 = & 4{,}5 \\ \hline & 2979{,}5 \end{array}$$

folglich

$$\begin{array}{rl} 9437 . \log H = & 3650{,}88 \\ 9437 . \log h = & 2979{,}50 \\ \hline \text{Differenz} = & 671{,}38. \end{array}$$

Diese Größe unterscheidet sich wenig von derjenigen, welche die genauere Rechnung gegeben hatte. Die übrigen Operationen werden dann ebenso wie oben vorgenommen.

29) Ehe ich einige Anomalien näher verfolge, welche sich bei dieser Bestimmung zeigen, und das Verfahren angebe, welches dabei angewendet werden muß, will ich kürzlich die Geschichte dieser Untersuchungen mittheilen. Ich habe bereits in §. 4 gesagt, daß zuerst Mariotte eine Regel für das Höhenmessen mit dem Barometer gab, und wenn er nun gleich einsah, daß bei der Berechnung Logarithmen angewendet werden müßten, so unterließ er doch die Ausführung dieser Ansicht, und begnügte sich mit der Bemerkung, daß man um 63 Fuß steigen müßte, sollte das Barometer von 336‴ auf 335‴ fallen. Diese letztere Bestimmung ist jedoch nicht ganz richtig. Entwickeln wir nämlich auf eine ähnliche Art, als dieses in §. 26 geschehen ist, den aus dieser Bestimmung folgenden barometrischen Coëfficienten, so wird derselbe 48740, was viel zu klein ist.

Weit näher kam Halley der Wahrheit, indem er sich auf directe Versuche über die Dichtigkeit der Luft stützte, welche er zu $\frac{1}{10800}$ von der des Quecksilbers annahm. Wird nach seiner Regel der barometrische Coëfficient berechnet, so wird derselbe für pariser Fuß 58284. Ein Versuch, welchen Halley an dem 583 Toisen hohen Berge Snowdon machte, gab ein Resultat, welches sich wenig von der Wahrheit entfernte.

Noch mehr als Mariotte entfernte sich Maraldi von der Wahrheit [6]). Aus Messungen, welche er in der Auvergne angestellt hatte, sollte folgen, daß das Barometer am Niveau des Meeres um 1‴ fiele, wenn man 61 Fuß in die Höhe stiege, und daß man für jede folgende Linie einen Fuß hinzufügen müßte. Der aus dieser Regel folgende Coëfficient ist noch kleiner, als der von Mariotte.

30) Halley's Bestimmung schien in Frankreich nicht viel Beifall zu finden, vielleicht, weil man der theoretischen Herleitung des Coëfficienten nicht hinreichend traute. Um den letztern schärfer zu bestimmen, stellte de la Hire eine Reihe von Messungen im Keller und auf der Terrasse der pariser Sternwarte an [7]). Aus einer großen Anzahl von Messungen, welche in verschiedenen Jahren und Jahreszeiten gemacht waren, ergab sich, daß sich für diesen Höhenunterschied von 168 Fuß das Barometer um $2\frac{1}{4}$ Linien änderte, was für eine Linie eine Höhe von $74\frac{2}{3}$ Fuß gibt; andere Messungen am Schlosse Meudon führten zu der Größe von 76 Fuß, sodaß wir im Mittel 75 Fuß annehmen können. Eben dieses zeigten auch die Versuche von Horrebow [8]); beide Bestimmungen führen zu dem Coëfficienten 58025 Fuß.

Vielfach bemühte sich der um die Naturgeschichte seines Vaterlandes so verdiente Züricher, J. J. Scheuchzer, die Regeln für das Höhenmessen mit dem Barometer schärfer zu bestimmen, und in seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes theilt er ausführlich seine Untersuchungen mit. Im J. 1709 maß er bei Pfeffers in Graubünden mit der Schnur eine Felswand von 714 Fuß Höhe, und fand das Quecksilber am Fuße des Felsens auf $309\frac{1}{3}$‴, auf der Höhe auf $299\frac{1}{2}$‴, daraus würde der barometrische Coëfficient 50028 folgen, was zu klein ist.

Bouguer wendete eine große Menge von Messungen, welche er in Amerika gemacht hatte, dazu an, die Regeln für das Höhenmessen genauer anzugeben [9]), und wenn sich seine Bestimmungen auch wenig von denen Halley's unterscheiden, so haben sie nach den Bemerkungen von de Luc doch den Vortheil, daß sie auf einer großen Menge von Beobachtungen beruhen. Nach Bouguer soll man von dem Unterschiede der Logarithmen bei den Quecksilberhöhen den dreißigsten Theil abziehen, und blos die Rennziffer nebst den vier ersten Stellen behalten. Dieses als eine ganze Zahl gelesen gibt die relative Höhe der Orte in Toisen. Nun heißt von einem Decimalbruche die vier ersten Stellen als ganze Zahl behalten, soviel, als ihn mit 10000 multipliciren, und Bouguer's Regel wird daher

$$X = \tfrac{29}{30} . 10000(\log H - \log h) = 9667 (\log H - \log h).$$

6) Mém. de Paris, 1703. 7) Mém. de Paris, 1709. 8) Elem. philos. nat. (Hafn. 1748) im 8. Capitel. 9) *Bouguer*, Figure de la terre, p. XXXIX.

Die Anwendung dieser Regel auf die Berechnung des Pichincha und Choussai entfernt sich von der geometrischen Messung nur um eine Toise, und Bouguer fügt hinzu, er könne sie durch mehr als 30 andere Beispiele bestätigen; er bemerkt aber auch zugleich, daß dieses Verfahren keineswegs mehr in den tiefern Theilen der Cordilleren, sowie in den Gebirgen Europa's hinreichend scharfe Resultate gebe. Der Grund dieser Abweichung liegt darin, daß Bouguer keine Rücksicht auf die Temperatur der Luft nahm und daß sein Coefficient nur für eine Wärme von etwa 6° R gültig ist.

Wenig von dem Coëfficienten Bouguer's abweichend ist der von Tobias Mayer. Er gibt für Toisen

$$X = 10000 (\log H - \log h)$$

wornach die Rechnung sehr leicht wird, jedoch gilt die Gleichung nur für eine Temperatur von etwa 14° R.

31) Wie wir gesehen haben, so zeigten die gedachten Bemühungen der Physiker nur eine geringe Übereinstimmung, und kaum durfte man es anders erwarten. Die geometrisch gemessenen Höhendifferenzen entfernten sich noch sehr von der Wahrheit, oder sie waren auch zum Theil zu klein, als daß selbst geringe Anomalien nicht hätten auf das Endresultat großen Einfluß ausüben sollen; dazu kam der unvollkommene Zustand der Barometer, von denen keins völlig luftleer war, und in denen also die geringe Menge von eingeschlossener Luft Störungen hervorbringen mußte. Endlich wurde so wenig die Temperatur der Atmosphäre, als die des Quecksilbers berücksichtigt. Statt aber den Grund der geringen Übereinstimmung zwischen den in verschiedenen Gegenden gemachten Untersuchungen hierin zu suchen, glaubten mehre Mathematiker und Physiker, er liege darin, die ursprünglich zum Grunde gelegte Idee, die Höhendifferenzen verhalten sich wie die Differenzen der Logarithmen der Barometerstände, sei unrichtig. J. Cassini [10]) nahm an, das Gesetz von Mariotte sei unrichtig, und die Dichtigkeit der Luft verhalte sich nicht wie die drückende Kraft, sondern wie das Quadrat des Druckes, und indem er diese Hypothese auf vorliegendes Problem anwendet, gelangt er zu der Regel

$$X = \frac{h}{m}\left(\frac{h}{H} - 1\right)$$

wo m ein durch Versuche näher zu bestimmender Coëfficient ist, h und H aber dieselben Bedeutungen haben, als oben.

Etwas anders war der Weg, welchen Daniel Bernoulli im 10. Capitel seiner Hydrodynamik einschlug [11]). Um die Erscheinungen der Elasticität der Luft zu erklären, nimmt er an, die drückende Kraft verhalte sich wie das Quadrat der Geschwindigkeit der innern Bewegung der Lufttheilchen mit dem Raume dividirt. Aus dieser Hypothese, welche ich hier nicht weiter verfolgen will, leitet er eine Differentialgleichung zwischen der Kraft, der Geschwindigkeit und der Höhe über dem Meere her, die sich bei unveränderlicher Geschwindigkeit in die gemeine logarithmische Gleichung verwandelt. Bernoulli setzt aber diese Geschwindigkeit veränderlich, und indem er einige Barometerhöhen dazu verwendet, findet er

$$X = \frac{22000\,(H - h)}{h}$$

wo H den Barometerstand am Meere, h an der obern Station bezeichnet und die Höhendifferenz in Fußen ausgedrückt wird. De Luc fügt zu den Bemerkungen von Bernoulli hinzu [12]), es gebe wenige Hypothesen, welche so gut mit den ihnen zu Grunde gelegten Erfahrungen übereinstimmten, als diese; aber hätte Bernoulli andere Beobachtungen genommen, so hätte er bei jeder neuen Wahl auch eine neue Hypothese bilden müssen. Außerdem aber wird der Satz, welchen Bernoulli aus seiner Ansicht folgert, daß nämlich die Differenz den Barometerständen an denselben beiden Orten stets constant sein müsse, durch eine Menge von Erfahrungen widerlegt.

32) Nach diesen fruchtlosen Untersuchungen war es zuerst de Luc, welcher die Gesetze und Vorsichtsmaßregeln, die bei dem vorliegenden Problem beachtet werden müssen, ausführlicher entwickelte. Er zeigte nicht blos, wie Barometer und Thermometer construirt und beobachtet werden müßten, falls sie genauere Resultate liefern sollten, sondern er stellte auch eine Menge von Messungen an, um den Coëfficienten beim barometrischen Nivelliren zu bestimmen. Diese Arbeiten, welche in dem mehrfach erwähnten Werke über die Modificationen der Atmosphäre ausführlich mitgetheilt werden, lassen alles das, was frühere Physiker gesagt hatten, weit hinter sich zurück, und wenn spätere Untersuchungen die seinigen verdrängt haben, so bezieht sich dieses nur auf geringe Änderungen der Constanten und bequemere Berechnung; das Wesen der ganzen Untersuchung ist noch fast ebenso, als de Luc gezeigt hatte.

Zuerst zeigte de Luc, daß die Barometer ausgekocht und ihre Angaben wegen der Einwirkung der Wärme auf das Quecksilber corrigirt werden müßten. Zwar hatte schon Amontons auf diese Correction aufmerksam gemacht, aber man hatte sie ganz übersehen, vorzüglich wol deshalb, weil Barometer, in denen das Quecksilber nicht ausgekocht war, bei der Erwärmung sehr unregelmäßige Änderungen zeigten, welche von der Ausdehnung der größern oder geringern Menge der darin enthaltenen Luft abhingen. Nachdem das Quecksilber ausgekocht war, fand de Luc durch genaue Vergleichung von Barometern, welche zu derselben Zeit verschiedenen Temperaturen ausgesetzt wurden, daß die Ausdehnung $\frac{1}{4320}$ der totalen Länge für 1° R betrage, und wenn diese Bestimmung auch etwas von der Wahrheit abweicht, so ist sie doch so beschaffen, daß der dabei begangene Fehler nicht sehr bedeutend wird. Schwieriger ward ihm die Bestimmung der Depression des Quecksilbers in Folge der Capillarität; da er nicht im Stande war, genaue Regeln dafür aufzustellen, so empfahl er Heberbarometer, bei denen man für eine gleiche Weite beider Schenkel sorgen sollte. Nachdem er eben diese Sorgfalt auf die Construction des Thermometers ge-

10) Mém. de Paris, 1733. 11) *Dan. Bernoulli*, Hydrodynamica. (Argentorati 1738. 4.) p. 200 sq.

12) *De Luc*, Modific. de l'atm. I, 279.

wandt hatte, so schritt er zur Lösung des vorliegenden Problems. Um dahin zu gelangen, wurde die Höhe des Mont Salève über Genf durch trigonometrische Operationen bestimmt; dann wurden Barometer und Thermometer an beiden Stationen unter verschiedenen Umständen an beiden Orten beobachtet und sodann die Regel für das Höhenmessen untersucht. Wird die Höhe in Toisen ausgedrückt, so können wir nach de Luc die Formel von Mayer

$$X = 10000 \,(\log H - \log h)$$

beibehalten, aber eine sorgfältigere Discussion der sämmtlichen Beobachtungen zeigte, daß diese Gleichung nur für $16\frac{3}{4}°$ R richtig ist.

So war de Luc also um ein Bedeutendes weiter gegangen, als seine Vorgänger. Nicht bloß hatte er die Instrumente verbessert, sondern er überzeugte sich auch, daß die Temperatur der Luft eine Correction erfoderlich mache. Um die für andere Wärmegrade erfoderliche Berichtigung zu finden, ordnete er seine Beobachtungen so, daß er diejenigen, wo die Wärme größer als $16\frac{3}{4}$ Grad war, von denen absonderte, bei welchen sie kleiner war, und untersuchte, welche Änderung der Höhendifferenz zu einer Temperaturänderung von 1° gehörte. Es zeigten sich dabei noch bedeutende Anomalien, und er ließ daher alle diejenigen Beobachtungen fort, bei denen sich zu bedeutende Abweichungen zeigten. Zu diesen letztern gehörten namentlich alle die Messungen, welche am frühen Morgen gemacht waren, weil diese stets eine zu kleine Höhe gaben. Indem er nun die bessern Beobachtungen zusammenstellte, so zeigte sich, daß man für jeden Grad Wärmeänderung den durch die Mayer'sche Formel gegebenen Unterschied der Höhen um $\frac{1}{215}$ der gefundenen Größe ändern müsse. Ist also n die Zahl der Reaumur'schen Grade, um welche das Thermometer höher steht, als $16\frac{3}{4}°$, so ist in Toisen

$$X = 10000 \left(1 + \frac{n}{215}\right) \log \frac{H}{h}$$

oder wenn r die Temperatur selbst bezeichnet,

$$X = 10000 \left(1 + \frac{r}{215} - \frac{16{,}75}{215}\right) \log \frac{H}{h}.$$

Um die Rechnung vermittels dieser Formel leichter vorzunehmen, hat de Luc eine andere Thermometerscale vorgeschlagen, welche beim Siedepunkte 170°, beim Eispunkte —39 und bei $16\frac{3}{4}°$ R 0° hat. Weil nun zwischen den beiden Fundamentalpunkten 186° R enthalten sind, so ist 1° R gleich $\frac{209}{80}$ Grad dieser neuen Scale, und wenn auf 1° R eine Änderung von $\frac{1}{215}$ der totalen Höhe kommt, so beträgt diese Änderung für einen Grad der neuen Scale $\frac{80}{215 . 186} = \frac{1}{500}$. Ist also l die Temperatur nach dieser Scale, so wird

$$X = 10000 \left(1 + \frac{2l}{1000}\right) \log \frac{H}{h}.$$

Es ist nicht zu leugnen, daß de Luc der Wahrheit viel näher kam, als alle seine Vorgänger; er würde sich ihr noch weit mehr genähert haben, wenn er nicht bei Bestimmung der Lufttemperatur den Fehler begangen hätte, daß er das Instrument den directen Strahlen der Sonne aussetzte.

33) Bald nachdem de Luc's Arbeit erschienen war, wurde sie von verschiedenen Physikern einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Zuerst drückten Maskelyne [13]) und Horsley [14]) seine Regeln in englischen Maßen aus, und dann prüfte Shuckburgh [15]) dieselben durch wirkliche Nachmessungen auf dem Salève und Mole bei Genf, und es ergab sich daraus, daß die aus ihnen gefundene Höhe etwa $\frac{1}{70}$ zu klein war; er glaubte demnach, die Normaltemperatur wäre 12°,0, während der General Roy dafür 11°,25 nimmt. Im Mittel beider nimmt Trembley [16]) 11°,5 R und die Correction für 1° R setzt er $\frac{1}{192}$, glaubt aber zugleich, daß es sehr schwer sei, den Coëfficienten mit hinreichender Schärfe allgemein zu bestimmen. Auch Saussure machte auf einige Schwierigkeiten und Unsicherheiten bei Anwendung der Formel von de Luc aufmerksam, und an mehren Stellen seiner Reise durch die Alpen handelt er davon, ohne indessen diese Schwierigkeiten zu lösen. Das Wichtigste seiner ganzen Arbeit scheint mir der von ihm bestimmter nachgewiesene Einfluß der Tageszeiten auf die berechnete Höhe, über den ich späterhin sprechen werde. Ich übergehe hier daher das Resultat seiner Arbeiten. Eben dieses gilt von den Bemühungen von Hemmer, Kramp, Lambert, Rosenthal und Andern, welche an den Arbeiten von de Luc kleine Modificationen anbrachten, ohne daß sie im Stande waren, die Ursachen der Anomalien zu durchschauen.

34) Durch Laplace wurde der Gegenstand aufs Neue mit Sorgfalt untersucht. Zwar hatten schon Fontana und Playfair auf die Ungleichheit der Schwere Rücksicht genommen, indessen hatte man diese Arbeiten, um mit Gehler zu sprechen, für bloße analytische Übungen gehalten. Laplace zeigte mit größerer Bestimmtheit, daß darauf geachtet werden müßte; als barometrischen Coëfficienten wählte er denjenigen, welchen Ramond aus zahlreichen Beobachtungen in den Pyrenäen hergeleitet hatte. Die letztern waren aber wieder eine Folge von den Untersuchungen von Laplace, welcher in seiner „Exposition du système du monde" zu solchen aufgefodert hatte. Er wählte zu diesen Beobachtungen den Pic du Midi de Bigorre, welcher frei von Schnee und entfernt von andern hohen Bergen, sich über der Ebene von Tarbes erhebt, und der nach einem sorgfältigen geodätischen Nivellement eine Höhe von 7964 Fuß über letzterm Orte hatte. Sowol diese, als andere an verschiedenen Orten gemachte Beobachtungen vergleicht Ramond mit den verschiedenen Formeln, wobei er jedoch die von de Luc weniger berücksichtigt, weil sie die Höhen um etwa $\frac{1}{47}$ zu klein angebe; den Coëfficienten, welchen Laplace sehr nahe wie de Luc zu 17972 Meter angenommen hatte, setzte er gleich 18393 Metern = 56622 Fuß, und fand, daß dieser Werth, sowie die Correction $\frac{1}{210}$ für jeden Grad der Reaumur'schen Scale der Erfahrung besser entspreche als die übrigen For-

13) Philos. Transact. 1774. p. 160. 14) Ibid. p. 220. 15) Ibid. 1777. p. 513. 16) *Saussure*, Voyages par les Alpes. T. II. p. 558.

meln. Wird jener Coëfficient auf die Oberfläche des Meeres und die Breite von 45° reducirt, so wird er 18336 Meter = 56446 Fuß. Wenn man jedoch wegen Abnahme der Schwere keine weitläufige Rechnung führen will, so ist es bis zu Höhen von 3000 Metern bequemer, den vorher erwähnten Coëfficienten 18393 Meter zu behalten. Fast sämmtliche spätere Naturforscher haben diesen Coëfficienten angenommen, sodaß ich nicht dabei verweilen will. Ich will daher nur noch einige etwas abweichende Ansichten mittheilen.

35) J. F. Daniell in seinen Untersuchungen über die Constitution der Atmosphäre [17]) betrachtet den Gegenstand an mehren Stellen seines Werkes. In dem ersten Abschnitte, wo er die Erscheinungen betrachtet, welche sich in der Atmosphäre zeigen würden, wofern sie ganz aus trockener Luft zusammengesetzt wäre, nimmt er für die Dichtigkeit der Luft bei der Temperatur des thauenden Eises und einem Barometerstande von 30 englischen Zollen $\frac{1}{10500}$, die des Quecksilbers gleich 1 gesetzt, was bei derselben Temperatur und einem Barometerstande von 760 Millimetern $\frac{1}{10478}$ sein würde. Daraus ergibt sich der barometrische Coëfficient = 26250 . 2,302585 englische Fuß oder 56665 franz. Fuß. Bei unveränderter Temperatur ergibt sich daraus der Barometerstand in verschiedenen Höhen, indem wir nur die gewöhnliche logarithmische Regel anwenden dürfen. Wir finden also bei der Temperatur von 32° F

Höhe in Fuß	Barometerstand
0	30″
5000	24,797
10000	20,499
20000	14,000.

Es nimmt aber auch zugleich die Wärme ab und es muß deshalb eine Correction angebracht werden. Nun hat die Erfahrung gezeigt, daß die specifische Wärme der Luft in Beziehung auf ihre Masse in demselben Verhältnisse wächst, in welchem die Dichtigkeit kleiner wird; und da die absolute Menge von Wärme, welche in jedem Theile einer verticalen Luftsäule enthalten ist, unverändert bleibt, so muß diese Änderung der Temperatur eine Folge der durch die Verdünnung bewirkten Vergrößerung der Wärmecapacität sein. Nehmen wir die Größen, welche die Erfahrung über die Wärmecapacität gegeben hat, so läßt sich die Temperatur auf folgende Art berechnen. Setzen wir die Dichtigkeit am Meere = 1, so drückt das Product von 45 mit dem Unterschiede zwischen der Dichtigkeit in einer gegebenen Höhe und ihrer umgekehrten Größe die mittlere Veränderung aus. Um also die Wärmeabnahme für 5000 Fuß zu erhalten, wird 45 mit $\frac{30}{24,797} - \frac{24,797}{30}$ = 1,210 — 0,826 = 0,384 multiplicirt, so gibt das Product 17,2 die Verminderung der Temperatur an. Darnach finden wir

Höhe in Fuß	Temperatur
0	32° F
5000	14,8
10000	— 3,1
20000	— 43,6.

Nun ändert sich das Volumen einer gegebenen Luftmasse für 1° F. um $\frac{1}{480}$, und in Folge dieser Änderung bleiben die oben gegebenen Barometerstände nicht mehr dieselben, sondern wir finden

Höhe in Fuß	Barometer	Thermometer
0	30″	32° F
5000	23,949	14,8
10000	19,106	— 3,1
20000	12,044	— 43,6.

Bei dieser Berechnung hat indessen Daniell den Fehler begangen, daß er nicht auf die mittlere Wärme der Luftsäule, sondern nur auf den Thermometerstand an der obern Station Rücksicht nahm. Hierauf untersucht Daniell dieselben Änderungen für Temperaturen von 0°, 48° und 80° F., um daraus die Strömungen in der Atmosphäre abzuleiten.

Ähnliche Speculationen wendet Daniell an, um das Verhalten einer aus bloßem Wasserdampfe bestehenden Atmosphäre kennen zu lernen. Wird dabei das bekannte Verhältniß zwischen den Dichtigkeiten von Luft und Wasserdampf zum Grunde gelegt, so wird der barometrische Coëfficient für Wasserdampf 42129 englische Fuß. Nehmen wir also für die Temperatur von 32° F. den Druck des Dampfes zu 0,200 Zoll, so können wir ihn in verschiedenen Höhen berechnen. Wir finden dann folgende Elasticitäten mit den zugehörigen Temperaturen für den Fall der Sättigung

Höhe	Dampf	Thaupunkt
0 Fuß	0,″200	32° F
5000	0,177	28,5
10000	0,157	25
20000	0,124	19.

Sehr ausführlich untersucht Daniell dieselben Verhältnisse bei andern Temperaturen, und betrachtet endlich den Zustand der Atmosphäre, sowie er sich wirklich zeigt. Indessen auch hier stützt er sich auf bloße theoretische Speculationen, ohne Erfahrungen zu benutzen, sodaß ich das Weitere dieser Arbeit übergehen will; ebenso genüge es, kurz zu erwähnen, daß er einige Barometermessungen auf Bergen angestellt hat, jedoch waren die Höhen zu klein, um daraus ein genügendes, hinreichend von Beobachtungsfehlern befreites Resultat herzuleiten.

36) Nachdem Dalton seine Untersuchungen über das gegenseitige Durchdringen der Gase angestellt hatte, wurde es sehr wahrscheinlich, daß jede von den Luftarten, aus denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist, in Folge ihrer eigenen Dichtigkeit nach Oben hin abnehme, und daß mithin die Höhendifferenz für jede von ihnen besonders untersucht werden müßte. Besonders war es Benzenberg, welcher den Gegenstand verfolgte [18]). Indessen hat Gauß

17) Meteorological Essays and Observations (Lond. 1823).

18) Gilbert's Annalen. XLII, 164. Das Höhenmessen mit der Quecksilberwage, von J. F. Benzenberg (Düsseld. 1831).

gezeigt, daß sich gegen seine Rechnungen Manches einwenden lasse [19]), und da ohnehin die Unterschiede zwischen den beobachteten und den nach dieser Ansicht berechneten Größen sehr klein sind, so läßt sich nicht entscheiden, ob diese Differenzen ihren Grund in den theoretischen Ansichten haben, oder ob nicht andere Umstände, namentlich zufällige Störungen im Zustande der Atmosphäre, dabei eine Rolle spielen.

37) Ich wende mich jetzt zu dem Grade von Genauigkeit, welcher bei barometrischen Höhenmessungen stattfindet. Es wird sich dabei zeigen, worin zum Theil die Abweichungen der von verschiedenen Naturforschern gegebenen Coëfficienten ihren Grund haben; es wird sich namentlich zeigen, daß die Formel zum Theil auf Voraussetzungen beruht, welche nicht unter allen Umständen wahr sind, und es ist also erfoderlich, die Quellen dieser Fehler näher ins Auge zu fassen. Diese Fehler liegen theils in den Instrumenten, theils in der Beschaffenheit der Atmosphäre.

38) Wenn der Reisende die Höhen verschiedener Punkte über oder unter dem Wohnort eines correspondirenden Beobachters bestimmen will, so müssen beide ihre Instrumente, namentlich ihre Barometer, entweder vor oder nach der Reise, am besten in beiden Fällen, mit einander vergleichen. Es wird selten geschehen, daß beide vollkommen mit einander übereinstimmen, da viele Künstler entweder nicht die Mittel besitzen, eine vollkommen genaue Scale zu verfertigen, oder da sich selbst bessere Künstler nicht immer die Mühe geben, eine scharfe Verification des Barometers vorzunehmen, wie denn die Erfahrung zeigt, daß mehre Barometer aus derselben guten Werkstatt zuweilen Differenzen zeigen, die selbst bis zu mehren Zehnteln steigen können. Hat man durch mehre Vergleichungen den Unterschied in den Angaben beider Barometer aufgefunden, so muß derselbe bei der Berechnung der Höhen berücksichtigt werden.

Aber selbst wenn die Instrumente vollkommen verglichen sind und hinreichend übereinstimmen, so liegt in den Barometern, zumal solchen, deren man sich auf Reisen bedient, und bei denen die Röhre gewöhnlich einen kleinen Durchmesser hat, eine Quelle von Fehlern. Möge das Visir zum genauen Einstellen der Scale auf die beiden Enden der Quecksilbersäule noch so genau gearbeitet, der Nonius und die Scale noch so gut getheilt sein, so kann man kaum für 0,1 Linie stehen und es können Fehler vorkommen, welche mehr als das Doppelte betragen. Man hänge zwei Reisebarometer neben einander auf, und vergleiche sie entweder unter sich oder mit einem Instrumente, welches eine weite Röhre hat, so wird eine lange Zeit fortgesetzte Vergleichung Differenzen von der erwähnten Größe zeigen. Der Grund davon liegt theils in der Adhäsion des Quecksilbers an den Wänden der Röhre, theils wahrscheinlich in der Elektricität, welche nothwendig durch Reibung des Quecksilbers am Glas entwickelt wird, und vermöge der gegenseitigen Anziehung der beiden sich reibenden Körper das Gewicht der Säule etwas vermindert. Daß letzteres die Ursache sei, scheint mir durch folgenden Umstand erwiesen zu werden. Man erschüttere das Barometer durch mehrmaliges Klopfen an die hölzerne oder metallene Fassung der Röhre, es werden Oscillationen von wenigen Linien entstehen und das Quecksilber, welches dadurch von den Wänden losgerissen wird, nimmt eine Stellung ein, wie es der Druck der Luft erfodert. Ist diese Operation mehrmals wiederholt worden, so wird man jedesmal ziemlich dieselbe Barometerhöhe finden. Man neige nun mehrmals das Instrument so weit, daß das Quecksilber bis in die obere Wölbung der Röhre steigt, die Oscillationen und damit die Reibung werden größer, und zugleich steht das Barometer höher, sinkt aber langsam bis zu dem Stande herab, welchen die erste Reihe von Beobachtungen gegeben hatte. Der Reisende, dessen Instrument während des Transportes mehr oder minder stark erschüttert war, wird daher sehr häufig einen Stand finden, welcher von dem wahren abweicht. Tritt der Fehler an beiden Orten auf dieselbe Art und in gleicher Größe ein, so hat derselbe auf das Resultat keinen Einfluß; wofern aber der Fehler entweder nur an einem Ort oder an beiden auf entgegengesetzte Art eintritt, wird die Höhe unrichtig. Nehmen wir z. B. an, der Unterschied beider Barometer weiche um etwa $0,^{\mathrm{m}}3$ von der Größe ab, welche der Luftdruck erfodert, so beträgt der Fehler, welcher dadurch in der Höhenbestimmung begangen wird, etwa vier Toisen.

39) Eine zweite, weit wichtigere Fehlerquelle beim Barometer liegt in der Correction der Quecksilberlänge wegen der Temperatur. Das Instrument des Reisenden, zumal wenn er zu Fuße geht, wird theils durch den Transport auf dem Rücken, theils durch Einwirkung der Sonnenstrahlen so stark erwärmt, daß das an ihm befestigte Thermometer oft 10° und höher steht, als die Temperatur der Luft am Beobachtungsort ist. Wird das Instrument aufgehängt, so erkaltet es, aber wenn man erwägt, daß es zum Theil aus schlechten Wärmeleitern besteht, so wird begreiflich, daß mehre Stunden vergehen können, ehe alle Theile die Temperatur der Luft angenommen haben. Erwägt man ferner, daß das zu diesen Correctionen dienende Thermometer meistens weniger eingeschlossen ist als die Barometerröhre, daß es also schneller die Temperatur der Luft annimmt, so wird begreiflich, daß seine Angaben sehr von der Wärme des Barometers abweichen werden. Man nehme zwei Barometer, deren Höhen genau übereinstimmen, und lasse das eine von ihnen in einem Raume hängen, dessen Temperatur mehre Stunden hindurch unverändert bleibt. Sodann bringe man das andere von ihnen in ein Zimmer, dessen Temperatur etwa 5° höher ist, so wird letzteres anfänglich einen zu tiefen Stand haben, bis es nach mehr als einer Stunde mit dem ersten wieder übereinstimmt. In diesem Falle wirkt die Wärme schneller auf das Thermometer als das Barometer, und da ersteres zu hoch steht, so wird die Correction zu groß, der Barometerstand also zu klein, bis nach einiger Zeit die Temperaturen von Thermometer und Barometer wieder übereinstimmen. Das Gegentheil erfolgt, wenn man dieses zweite Barometer in einen Raum bringt, dessen Temperatur mehre Grade tiefer ist, als in dem Zimmer, wo

19) Göttinger Anzeigen vom 11. Dec. 1830.

das erste blieb. Wenn ein Reisender an einem Orte Beobachtungen machen will, so muß in der Regel das Instrument erkalten; ist aber die Differenz zwischen den Angaben des am Barometer befestigten und des in der Luft hängenden Thermometers sehr groß, so würden mehre Stunden erfoderlich sein, bis die von dem befestigten Thermometer angegebene Temperatur mit der des Quecksilbers übereinstimmte. Selten wartet aber ein Reisender so lange an Punkten, welche im Freien liegen; höchstens eine Viertelstunde nach der Ankunft wird das Barometer abgelesen, und da kann es geschehen, daß die Wärme des Thermometers 3° kleiner ist als die des Barometers; dieses beträgt etwa 0,‴2, um welche die Höhe des Quecksilbers zu groß gefunden wird. Wirkt diese Ursache mit der im vorigen §. angegebenen auf dieselbe Art, so entsteht dadurch im Barometerstand ein Fehler von 0,‴5, was einen Fehler von mehr als sechs Toisen in der Höhe bewirkt.

40) Noch größer werden die Fehler, welche durch eine nicht scharfe Bestimmung der Luftwärme entstehen. Mögen die Instrumente noch so gut sein, so sind hier doch Fehler von mehren Graden möglich; wenn selbst bei einerlei Beschaffenheit der Witterung an beiden Orten die Instrumente höher oder tiefer hängen, wenn Luftströme und andere Ursachen thätig sind, so können daraus mehr oder weniger große Differenzen entstehen. Noch mehr ist dieses der Fall, wenn die Witterung nicht constant ist, und die Bestimmungsorte mehre Meilen von einander entfernt liegen. Ein Fehler von 1° R. in der Bestimmung der Wärme an einem dieser Orte erzeugt in der Höhendifferenz einen Fehler von $\frac{1}{400}$ der totalen Größe; ich bin aber überzeugt, daß in der mittlern Wärme Fehler von mehr als 4° vorkommen können, was Unterschiede von $\frac{1}{100}$ verursacht. Wie bedeutend diese Temperaturdifferenzen sein können, beweist noch folgender Umstand. Beträgt die Höhendifferenz zwischen beiden Orten einige Hundert Toisen, sodaß man mit einiger Sicherheit die Größe bestimmen kann, um welche man sich erheben muß, wenn die Wärme 1° sinken soll, so findet man hier sehr verschiedene Größen. So gaben z. B. Messungen, welche ich auf dem Rigi-Culm anstellte, während Horner in Zürich gleichzeitig beobachtete, um fünf Uhr Morgens an einem Tage 414, an einem andern 81 Toisen, um welche man sich erheben muß, falls das Barometer 1° R. sinken soll. Mehre Schriftsteller, namentlich d'Aubuisson, rathen deshalb, die Beobachtungen um acht Uhr Morgens und vier Uhr Nachmittags anzustellen, weil dann die Unregelmäßigkeiten der Wärmescale am unbedeutendsten sind. Wir werden sogleich nachher sehen, wie weit dieses richtig ist.

41) Bei dem bisher Gesagten wurde vorausgesetzt, daß die Beobachter nicht zu weit von einander entfernt wären, und daß die Instrumente genau in demselben Moment abgelesen würden. Bei den Messungen, welche Reisende machen, ist dieses nicht immer der Fall. Nicht immer kann man in der Nähe einen correspondirenden Beobachter haben, und wenn man sich auf die Messungen an entfernten Punkten stützt, so erzeugt eine Verschiedenheit im Zustande der Atmosphäre bedeutende Differenzen. Die meisten Meteorologen zeichnen ferner den Stand ihrer Instrumente nur zu bestimmten Stunden des Tages auf. Macht also der Reisende in der Zwischenzeit eine Beobachtung, so sieht er sich genöthigt, den Stand, welcher gleichzeitig an der Station, auf welche er seine Messungen bezieht, stattfand, durch Interpolation annähernd zu bestimmen, wodurch ebenfalls ein großer Fehler begangen werden kann.

42) Nach diesen Bemerkungen betrachte ich die Größe der Fehler, wie sie wirklich stattfindet. Ich wähle dazu die Beobachtungen, welche im Mai und Junius 1832 an 28 Tagen von mir auf dem Rigi-Culm und gleichzeitig von Horner in Zürich gemacht wurden. Die Verhältnisse, unter denen diese Messungen angestellt wurden, waren weit günstiger, als es in der Regel bei Reisenden zu sein pflegt. Nicht blos stimmten die Instrumente einer mehrtägigen vor und nach der Reise gemachten Vergleichung zufolge sehr gut überein, sondern das Barometer hing während der ganzen Zeit an beiden Orten ruhig, dabei änderte sich die Temperatur dieses Instrumentes im Laufe des Tages nur wenig, sodaß auch die Reduction der Quecksilbersäule auf den Gefrierpunkt mit großer Sicherheit vorgenommen werden konnte. Nach einem geometrischen Nivellement von Eschmann [20]) beträgt die Höhendifferenz beider Stationen 703,2 Toisen, und da mein Barometer eine Etage höher hing als dasjenige, mit welchem Eschmann seine frühern Messungen machte, so können wir 704,2 Toisen annehmen. Die Entfernung beider Stationen betrug weniger als 18300 Toisen.

Gleichzeitig wurden an beiden Punkten die Instrumente von fünf Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends stündlich beobachtet, und wenn zuweilen eine einzelne Aufzeichnung fehlte, so ließ sie sich aus den Ständen, welche eine Stunde vorher und nachher stattfanden, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit herleiten. Die Größe der Fehler, welche bei der Berechnung der Berghöhen gemacht werden können, sind zu Folge dieser Beobachtungen nicht zu allen Tageszeiten gleich. Wir werden sogleich nachher sehen, daß sich im Mittel vieler Beobachtungen eine tägliche Periodicität in der berechneten Höhe stattfindet, indem diese um Mittag am größten, am frühen Morgen am kleinsten ist; um dieses Gesetz bei vorliegender Untersuchung zu entfernen, habe ich jede Beobachtung mit dem Mittel aller zu derselben Stunde gefundenen Größen verglichen. Bezeichne ich nun die Größe, um welche die am meisten abweichende Höhe über oder unter dem Mittel lag, mit + oder — und berechne ebenso den wahrscheinlichen Fehler nach sämmtlichen Abweichungen, so ergibt sich folgende Tafel für Toisen:

---

20) Denkschriften der allgem. Schweizergesellsch. für Naturwissenschaften. 1. Bd. 2. Abth. S. 173.

Maximum.

über dem Mittel.		Unter dem Mittel.	Wahrscheinlicher Fehler.
5 Uhr Morgens	+ 4,'1	— 5,'1	1,'683
6 „ „	+ 3,7	— 5,7	1,814
7 „ „	+ 4,3	— 3,3	1,453
8 „ „	+ 3,9	— 4,0	1,549
9 „ „	+ 5,6	— 5,3	1,986
10 „ „	+ 8,3	— 7,2	2,390
11 „ „	+ 7,7	— 6,5	2,424
Mittag	+ 12,3	— 9,6	3,020
1 Uhr Abends	+ 6,8	— 6,2	2,387
2 „ „	+ 7,7	— 8,4	2,717
3 „ „	+ 11,1	— 7,3	2,612
4 „ „	+ 9,8	— 9,3	2,337
5 „ „	+ 10,9	— 7,1	2,476
6 „ „	+ 6,6	— 6,6	2,096
7 „ „	+ 8,1	— 5,8	1,982
8 „ „	+ 7,1	— 5,2	2,064
9 „ „	+ 6,4	— 4,0	1,973
10 „ „	+ 6,7	— 5,4	2,104

Es kann also selbst bei einer Entfernung von nur wenigen Meilen der Fehler bis zu 12 Toisen, d. h. bis zu etwa $\frac{1}{50}$ des Ganzen, steigen. Der wahrscheinliche Fehler nach sämmtlichen Beobachtungen beträgt noch immer 2,208 Toisen, d. h. nahe $\frac{1}{310}$ des Ganzen. Außerdem aber zeigt letzterer selbst entschieden eine Abhängigkeit von den Tageszeiten. Er ist am kleinsten am Morgen, indem er dann etwa 1,5 Toisen beträgt, und nimmt von nun an ziemlich regelmäßig zu, bis er etwa um Mittag das Doppelte beträgt, worauf er wieder abnimmt. Ramond, Biot und andere Naturforscher rathen, man solle zur Mittagszeit beobachten, und sehr viele Beobachter folgen diesem Vorschlage. Die obige Untersuchung zeigt indessen, daß die Wahrscheinlichkeit, Fehler zu begehen, dann am größten ist. Weit zweckmäßiger sind schon die von d'Aubuisson empfohlenen Stunden, obgleich die obige Tafel ebenfalls zeigt, daß namentlich am Nachmittage die Wahrscheinlichkeit eines Fehlers ziemlich groß sei.

43) Ähnliche Differenzen haben andere Beobachter gefunden, von denen ich hier nur einige erwähnen will. So fanden Eynard und Favre bei ihren in Genf und Rolle angestellten Beobachtungen sehr große Ungleichheiten, obgleich der Höhenunterschied nur 15,7 Meter und die horizontale Entfernung nur 99600 Fuß betrug. Selbst die Mittel aus den Mittagsbeobachtungen ganzer Monate schwankten zwischen 2 und 33 Meter. Daß diese Differenzen mit der Richtung des Windes in Verbindung stehen, scheint Wild bei seinen Beobachtungen zu Mühlheim im Breisgau zuerst bemerkt zu haben, indem er diese mit Aufzeichnungen zu Bern und Karlsruhe verglich. Wenn der Wind aus den Richtungen zwischen Süden und Westen wehte, so ergab sich die Höhe des südlich liegenden höhern Ortes zu klein, und umgekehrt bei nördlichen und nordwestlichen Winden zu groß, gleichsam als ob das Barometer an dem Orte, von welchem der Wind kam, einen höhern Stand gehabt hätte, als ihn die Höhendifferenz foderte[21]); dieses betrug so viel, daß jene zwischen 880 und 909, diese zwischen 947 und 984 Fuß schwankte. Ebenso hat Brandes eine große Reihe von Beobachtungen berechnet, welche in Genf, auf dem St. Gotthard und in Padua angestellt waren, und in den Ephemeriden der meteorologischen Gesellschaft zu Mannheim verzeichnet sind. Sie ergaben auf eine entschiedene Weise, daß die Höhe zu klein ist, wenn der Wind von dem höhern Orte herkommt, oder daß, wie Brandes sich ausdrückt, das Barometer im Allgemeinen in dem Orte zu hoch steht, von welchem der Wind kommt. Bei westlichen und nordwestlichen Winden fand sich der Gotthard höher über Genf, weniger hoch über Padua, als es der Fall sein sollte. Ähnliches geben auch Ramond's Vergleichungen zwischen Paris und Clermont. Der letztere Ort liegt ziemlich genau südlich von dem erstern und etwa 340 Meter höher als derselbe. Wir finden aber für diese Differenz

bei Nordwind . . 363 Meter
bei Ostwind . . . 351 „
bei Westwind . . 330 „
bei Südwind . . 313 „

die Unterschiede dürften wol größtentheils in anomaler Vertheilung der Wärme oder ungleichem Druck ihren Grund haben. Wenn von einem Ort ein Wind nach dem andern weht, so wird am letztern eine Anhäufung der Luft, also eine Vergrößerung des Barometerstandes, verursacht, wodurch die Höhe zu klein wird, was die von Wild und Brandes aufgefundenen Thatsachen beweisen.

44) Größer noch werden die Differenzen, wenn man Ebenen, auf denen sich nur unbedeutende Erhöhungen befinden, durch das Barometer nivellirt. Dann kann es wol geschehen, daß die Fehler weit größer werden, als die Höhendifferenz selbst. Ein auffallendes Beispiel davon liefert uns das von Parrot unternommene Nivellement zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere. Letzteres lag mehre hundert Fuß tiefer als ersteres; als er jedoch mehre Jahre später seine Arbeit wiederholte, zeigte sich keine Höhendifferenz zwischen beiden.

Ebenso können die Fehler in engen Thälern ziemlich groß werden, weil hier das Spiel der aufsteigenden und der an den Wänden der Berge herabkommenden Winde große Störungen im Gleichgewichte der Atmosphäre verursacht. So beobachtete Ramond längere Zeit in dem 1290 Meter über dem Meere liegenden Theile von Barèges, welches als sehr schmaler Zwischenraum zwischen Bergen liegt, die noch 1200 bis 1400 Meter höher sind. Indem sich die erwärmte Luft in der Mitte des Thales als aufsteigender Strom erhebt, müssen an den Abhängen der Berge kalte Winde aus den beschneiten Höhen herabkommen. Ein geometrisches Nivellement hatte die Höhe dieses Ortes über Tarbes gezeigt, und es schien daher der Mühe werth, mehr als 400 Beobachtungen zu berechnen, welche in jenem Thal und in Tarbes gemacht waren. Die Beobachtungen gaben sehr große Differenzen,

21) Brandes in Gehler's Wörterb. N. A. V. S. 319.

aber selbst die mittlere Höhe am Mittage, welche sonst größer als im Mittel des Tages ist, war um 20 Meter zu klein. Es stand also das Barometer in dem engen Thal in Folge der herabkommenden Winde zu hoch. Daß es nicht sowol eine zu geringe Temperatur im Thale war, wird sehr wahrscheinlich dadurch, daß wir sonst in eng eingeschlossenen Thälern zu hohe Thermometerstände finden. Daß hier anomale Ursachen thätig waren, wird auch noch durch einen andern Umstand bewiesen. Der Pic du Midi liegt 1654 Meter über den Beobachtungsort in Barèges, aber die von 10^h bis 1^h angestellten Messungen gaben im Mittel 1667 Fuß, also fast ebenso viel zu groß, als die Höhe von Barèges zu klein gefunden war.

Auch bei der Bestimmung der Tiefe von Bergwerken können große Fehler begangen werden. Im Grunde kann die hypsometrische Formel nur für den Fall gelten, wo die Atmosphäre sich im Zustande der Ruhe befindet. In Bergwerken findet aber ein solcher Zustand nie statt. Meistens finden wir darin constante Luftströmungen, und wo diese nicht vorhanden sind, ändert sich doch die Temperatur nach Unten in einem andern Verhältniß, als es in der Atmosphäre geschieht. Dazu kommt, daß die chemische Zusammensetzung der in den Gruben befindlichen Luft häufig eine andere ist, als die der Atmosphäre, was einen ganz andern Coëfficienten erfodern würde, als den von uns angenommenen. Wenn endlich das Wetter, namentlich der Barometerstand, sich plötzlich ändert, so ist die Wahrscheinlichkeit der Fehler hier sehr groß. Es ist eine von mehren Ärzten und Chemikern erwiesene Thatsache, daß die Menge von Kohlensäure, welche sich in Mineralquellen entwickelt, bei niedrigem Barometerstande größer sei, als bei hohem. Der Grund liegt unstreitig darin, daß dieses Gas, welches wir selbst bei gewöhnlicher Temperatur unter dem Recipienten der Luftpumpe ganz vom Wasser trennen können, bei vermindertem Luftdrucke leichter aus den im Innern der Erde befindlichen Höhlen entweicht, als sonst. Ganz etwas Ähnliches muß auch in Bergwerken geschehen. Eine Menge von Spalten steht mit Höhlen in Verbindung, in denen sich Gase befinden; nimmt der Barometerstand ab, so werden sie sich ausdehnen und theilweise entweichen, wodurch theils die Zusammensetzung und Dichtigkeit der Luft geändert wird, theils aber mehr oder minder lebhafte Ströme entstehen.

45) Aber nicht blos diese anomalen Störungen finden bei vorliegendem Problem statt, sondern auch im Mittel vieler Beobachtungen zeigen die Tages- und Jahreszeiten einen entschiedenen Einfluß. Schon de Luc hatte bemerkt, daß die Höhen, welche um die Zeit des Sonnenaufgangs erhalten würden, meistens zu klein wären, und er schreibt diesen Fehler dem zu jener Zeit stattfindenden Ostwinde zu, indem er bemerkt, daß bei andern Winden diese Ungleichheit weniger stattfinde. In der Mitte des Tages dagegen sei die Höhe meistens etwas zu groß.

Gründlicher, als es von de Luc geschehen war, wurde der Gegenstand von H. B. v. Saussure untersucht [22]), jedoch gibt er nur die Höhen von Barometer und Thermometer an, ohne den Höhenunterschied herzuleiten, und daher ist es wahrscheinlich gekommen, daß fast kein einziger Schriftsteller seiner Untersuchungen über unser Problem gedenkt. Sechszehn Tage hindurch beobachtete er auf dem Col du Géant alle zwei Stunden Barometer und Thermometer, während l'Evesque in Chamouni, und Senebier und Pictet in Genf die correspondirenden Beobachtungen machten. Es genüge hier, den Höhenunterschied zwischen dem obern Punkt und Genf zu berechnen. Es wurden folgende Größen gefunden:

	Barometer.		Thermometer R.	
	Genf.	Col du Géant.	Genf.	Col du Géant.
8 Uhr Morgens	324,'''00	227,'''36	16,°37	2,°89
10 = =	3,96	7,46	18,81	3,74
Mittag	3,87	7,51	20,81	4,51
2 Uhr Abends	3,75	7,57	21,96	4,71
4 = =	3,67	7,51	20,74	3,73
6 = =	3,73	7,53	19,49	2,36
8 = =	3,90	7,61	18,24	1,39

Wird nach diesen Messungen die Höhendifferenz berechnet, so ergeben sich folgende Größen:

8 Uhr Morgens	1521,76	Toisen
10 = =	1531,03	=
Mittag	1537,60	=
2 Uhr Abends	1541,55	=
4 = =	1533,67	=
6 = =	1525,09	=
8 = =	1516,77	=

Es ist hier eine Abhängigkeit von den Tageszeiten nicht zu verkennen. Die Höhendifferenz nimmt vom Morgen an zu, erreicht um Mittag ihr Maximum, und nimmt von nun an wieder ab. Um das Gesetz dieser Änderungen zu übersehen und namentlich den Gang auch während der Nacht kennen zu lernen, wollen wir die Größe dieser Änderungen als eine Function der Tageszeit ansehen. Zu dem Behufe rechnen wir die Zeit vom Mittag an bis zum folgenden Mittag, und wenn wir dann die Höhendifferenz, welche zu der nten Stunde gehört, mit X_n bezeichnen, so können wir annehmen, es sei

$$X_n = x + a' \sin(n \cdot 15° + o') + a'' \sin(n \cdot 30° + o'') + a''' \sin(n \cdot 45° + o''')$$

wo x die mittlere Höhendifferenz ist, a', a'' und a''' aber constante Coëfficienten, o', o'' und o''' constante Hilfswinkel sind, welche wir durch die Beobachtungen bestimmen müssen. Thun wir dieses, so wird

$x = 1519{,}037$ Toisen
$a' = 20{,}196$ =
$a'' = 3{,}785$ =
$a''' = 3{,}141$ =
$o' = 61° 20'$
$o'' = 121 . 49$
$o''' = 293 . 23$

Dadurch erhalten wir für die einzelnen Stunden folgende Werthe:

22) *Saussure*, Voyages, §. 2049 sq.

Stunde		Stunde	
Mittag =	1537,09	Mitternacht	1507,42
1 Uhr	1539,29	13	1502,36
2 „	1540,36	14	1497,48
3 „	1539,34	15	1494,74
4 „	1535,83	16	1495,57
5 „	1530,35	17	1500,15
6 „	1524,26	18	1507,38
7 „	1519,10	19	1515,40
8 „	1515,80	20	1522,51
9 „	1514,20	21	1527,87
10 „	1513,12	22	1531,63
11 „	1511,13	23	1534,51

Hiernach ist also die Höhendifferenz am Morgen am kleinsten, am Mittag am größten. Leiten wir daraus die Werthe von n her, welche zur größten und kleinsten Höhendifferenz gehören, so finden wir

Maximum $n = 2,07$, $X_n = 1540,36$ Toisen
Minimum $n = 15,30$, $X_n = 1494,58$ „
Unterschied = 45,78 Toisen;

der Unterschied 45,78 Toisen ist sehr bedeutend, indem er etwa $\frac{1}{33}$ der ganzen Höhe beträgt.

46) In der Folge untersuchte Ramond den Gegenstand, er überzeugte sich ebenfalls, daß die Höhen desto größer werden, je näher die Beobachtungszeit dem Mittage liegt, und daß am Morgen eine regelmäßige Zunahme, am Abend eine regelmäßige Abnahme stattfinde. So beobachtete er, daß sein Zimmer in Barèges über dem von Dangos in Tarbes zu verschiedenen Tageszeiten folgende Höhen hatte:

6 Uhr Morgens . . 915 Meter
8 „ „ . . . 924 „
Mittag . . . . 936 „
4 Uhr Abends . . . 921 „
10 „ „ . . . 907 „

Schmidt [23]) hat den Gang dieser Änderungen ausführlicher untersucht, und ich verweise auf diese Arbeit. Ramond, welcher diese Variation den auf- und absteigenden Winden zuschreibt, fand die Beobachtungen in den Pyrenäen ungefähr um $\frac{1}{78}$ der ganzen Höhe von einander abweichend, und glaubt daher, wenn man Abend- oder Morgenbeobachtungen benutzen wolle, so müsse man den Coëfficienten um $\frac{1}{72}$ ändern, dagegen um $\frac{1}{144}$ im entgegengesetzten Sinne, wenn man Beobachtungen in der heißesten Tagesstunde der Berechnung unterwerfe. Diese Correction scheine für große Höhen geringer, als für kleine, und sei von Localität und Jahreszeit abhängig.

Ähnliches gaben die Untersuchungen von d'Aubuisson, welcher die regelmäßig auf dem St. Bernhard und in Genf angestellten Beobachtungen dazu benutzte, die Höhendifferenz beider Orte zu berechnen. Nicht nur gaben die Messungen am Morgen eine kleinere Höhe als die am Mittage, sondern es zeigten sich ähnliche Differenzen zwischen den Bestimmungen im Sommer und Winter. Er findet folgende Größen in Metern:

	Morgen.	Mittag.	Differenz.
Januar	2058	2091	33
Februar	2065	2104	39
März	2093	2130	37
April	2058	2119	61
Mai	2080	2132	52
Junius	2074	2147	73
Julius	2084	2119	35
August	2075	2137	62
September	2068	2117	49
October	2071	2095	24
November	2061	2076	16
December	2062	2081	19
Mittel .	2071	2112	41

Im Durchschnitte finden wir hier also einen Unterschied von 51 Metern, was etwa $\frac{1}{40}$ des Ganzen beträgt. Ähnliche Thatsachen von Delcros beweisen dasselbe.

47) Obgleich diese Thatsachen das erwähnte Gesetz hinreichend erwiesen, so fehlte es doch noch an einer umfassenden Arbeit, bei welcher die Beobachtungen in kürzern Intervallen angestellt wurden, und die beiden Orte nicht zu weit von einander entfernt waren. Diese wurde endlich auf Antrieb des um die Erforschung seines Vaterlandes so verdienten Horner vorgenommen. Schon seit dem J. 1813 war ihm der Einfluß der Tageszeiten aus unzweideutigen Ergebnissen bekannt, aber erst im J. 1827 hatte er Gelegenheit, denselben weiter zu verfolgen. Im Januar 1827 begaben sich Eschmann und Hofer auf den Rigi, während Horner gleichzeitig in Zürich beobachtete. Während einer Zeit von 11 Tagen, wo das Wetter im hohen Grade veränderlich war, und die Anomalien der Witterung also einen großen Einfluß auf das Resultat haben mußten, wurde der Barometerstand von sieben Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends aufgezeichnet. Die Mittel dieser Aufzeichnungen geben folgende Höhendifferenz in den einzelnen Stunden [24]):

7 Uhr Morgens . . 693,6 Toisen.
8 „ „ . . 694,6 „
9 „ „ . . 697,2 „
10 „ „ . . 699,5 „
11 „ „ . . 702,2 „
Mittag . . . . 703,1 „
1 Uhr Abends . . . 703,6 „
2 „ „ . . . 703,4 „
3 „ „ . . . 702,0 „
4 „ „ . . . 699,5 „
5 „ „ . . . 697,7 „
6 „ „ . . . 696,3 „
7 „ „ . . . 695,0 „
8 „ „ . . . 695,7 „
9 „ „ . . . 694,8 „
10 „ „ . . . 693,6 „

Regelmäßig nimmt hier die Höhendifferenz vom Morgen bis zum Mittage zu, und wird darauf ebenso am

23) Schmidt, Mathem. u. phys. Geographie. II. S. 216 fg.

24) Denkschriften der allgem. Schweizergesellsch. 1. Bd. 2. Abtheil. S. 148.

Abende kleiner. Um das Gesetz dieser Änderungen zu übersehen, und den Einfluß der Beobachtungsfehler und unregelmäßigen Bewegungen des Barometers zu entfernen, habe ich die Coëfficienten des allgemeinen in §. 45 entwickelten Ausdrucks vermittels der obigen Größen bestimmt. Rechnen wir dann ebenso wie oben die Stunden vom Mittag an, so ergibt sich für den zur nten Stunde gehörigen Höhenunterschied folgende Gleichung

$$X_n = 695,'72 + 6,'268 \sin(n.15^\circ + 62^\circ 35') + 1,'757 \sin(n.30^\circ + 95^\circ 13') + 0,'494 \sin(n.45^\circ + 355^\circ 4')$$

Leiten wir hieraus die Momente her, wo der Höhenunterschied am größten oder kleinsten wird, so finden wir

$$\begin{array}{lll} \text{Maximum} & n = 1,^h3; & X_n = 703,'59 \\ \text{Minimum} & n = 15,2; & X_n = 689,18 \\ & \text{Unterschied} & = 14,41 \end{array}$$

Der Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum beträgt also mehr als 14 Toisen, was etwa $\frac{1}{50}$ der ganzen Größe ist.

48) Um diese Einwirkungen der Tageszeiten noch schärfer zu bestimmen, machten die genannten Beobachter im Junius desselben Jahres noch eine zweite Reihe von Messungen. Eschmann begab sich wieder auf den Rigi, und während einer Zeit von 13 Tagen wurden die Beobachtungen auf dieselbe Art fortgesetzt. Es ergaben sich daraus folgende Resultate:

7 Uhr Morgens	704,2	Toisen
8 „ „	706,0	„
9 „ „	707,9	„
10 „ „	708,6	„
11 „ „	709,3	„
Mittag	709,1	„
1 Uhr Abends	708,3	„
2 „ „	707,8	„
3 „ „	707,0	„
4 „ „	706,1	„
5 „ „	704,7	„
6 „ „	703,6	„
7 „ „	703,0	„
8 „ „	701,2	„
9 „ „	701,0	„

Hier also sehen wir eine neue Bestätigung der obigen Thatsachen, und eben dieses zeigen auch Messungen von Gautier an demselben Punkte, die freilich nur einen Tag umfassen.

49) Als ich mich im J. 1832 nach den Alpen begab, um die meteorologischen Verhältnisse der obern Luftschichten zu erforschen, so war mein Augenmerk ebenfalls auf diesen Umstand gerichtet, und ich wählte zunächst denselben Punkt, an welchem Eschmann die beiden ebenerwähnten Reihen von Messungen gemacht hatte, jedoch wohnte ich in der obern Etage des Hauses, während Eschmann das in der untern hängende Barometer beobachtete. Dadurch wird der Höhenunterschied um etwa sechs Fuß vergrößert, sodaß meine Instrumente etwa 704,2 Toisen über denen von Horner hingen. In Zürich beobachteten Hofrath Horner, sein Neffe und Raabe; die Messungen, welche an drei verschiedenen Stationen gemacht waren, wurden bei der Zusammenstellung auf dasselbe Niveau reducirt; auf dem Rigi war ich allein mit der Aufzeichnung der Instrumente beschäftigt. Wir beobachteten von fünf oder sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends stündlich das Barometer, Thermometer und die durch Verdunstung des Wassers hervorgebrachte Kälte, um dadurch den Dampfgehalt der Atmosphäre kennen zu lernen. An zweien Tagen der Woche sollte auch des Nachts stündlich beobachtet werden; ich wurde leider mehrmals verhindert, dieses auf der Höhe zu thun, sodaß nur fünf Mal die Nachtbeobachtungen gleichzeitig sind. Während der 28 Tage, wo die Messungen gemacht wurden, war das Wetter meistens nebelig und stürmisch. Da diese Messungen mit der zweiten Reihe von Eschmann mehr gleichzeitig sind, so habe ich mit Berücksichtigung der Anzahl von Tagen, während welcher jede gemacht wurde, das Mittel aus ihnen genommen. Wird dann zugleich der Stand der Instrumente, wie er wahrscheinlich während der Nacht gefunden sein würde, annähernd bestimmt, so ergibt sich folgende Tafel:

Stunde.	Barometer bei 0° R.		Thermometer, R.	
	Zürich.	Rigi.	Zürich.	Rigi.
Mittag	320,'''98	272,'''35	14,°89	6,°29
1	0,92	2,35	15,09	6,27
2	0,87	2,35	15,19	6,27
3	0,83	2,34	15,02	5,97
4	0,79	2,34	14,95	5,92
5	0,78	2,32	14,66	5,34
6	0,85	2,36	14,19	4,93
7	0,93	2,36	13,31	4,51
8	1,05	2,43	12,53	4,21
9	1,19	2,50	11,85	4,01
10	1,22	2,50	11,37	3,88
11	1,25	2,48	10,98	3,77
Mitternacht	1,21	2,44	10,69	3,71
13	1,13	2,38	10,38	3,59
14	1,08	2,32	10,00	3,44
15	1,04	2,26	9,63	3,32
16	1,03	2,22	9,41	3,29
17	1,06	2,20	9,47	3,44
18	1,09	2,20	10,07	3,77
19	1,12	2,21	10,95	4,21
20	1,13	2,24	11,99	4,71
21	1,12	2,26	13,05	5,29
22	1,08	2,29	13,82	5,79
23	1,03	2,33	14,58	6,13

Für die Höhendifferenz geben die Beobachtungen folgende Größen:

Stunde.	Beobachtet.	Berechnet.	Unterschied.
0	707,15	707,15	0
1	6,51	6,58	+ 0,07
2	5,76	5,73	— 0,03
3	4,73	4,79	+ 0,06
4	3,92	3,81	— 0,11
5	2,76	2,76	0
6	1,72	1,61	— 0,11
7	700,13	700,38	+ 0,25
8	699,08	699,18	+ 0,10
9	98,21	98,11	— 0,10
10	97,69	97,24	— 0,45
11	96,06	96,55	+ 0,49
12	696,11	695,94	— 0,17
13	95,30	95,35	+ 0,05
14	94,80	94,84	+ 0,04
15	94,75	94,59	— 0,16
16	94,67	94,85	+ 0,18
17	95,92	95,86	— 0,06
18	97,99	97,65	— 0,34
19	699,60	700,03	+ 0,43
20	702,46	2,60	+ 0,14
21	705,15	4,86	— 0,29
22	6,55	6,45	— 0,10
23	7,06	7,18	+ 0,12

Bei Herleitung der in obiger Tafel gegebenen Größen habe ich jede Beobachtung vermittels der Tafeln von Horner einzeln berechnet, und sodann das Mittel der einzelnen Bestimmungen genommen. Es wird dadurch das oben Gesagte bestätigt, indem vom Morgen bis zum Mittage die Höhendifferenz steigt und nun wieder abnimmt. Um jedoch die Anomalien zu entfernen, und das Gesetz dieser Änderungen besser zu übersehen, habe ich für die Differenz X_n zur nten Stunde folgende Gleichung entwickelt

$$X_n = 700{,}'587 + 6{,}'016 \sin (n \,.\, 15° + 74° 35') + 1{,}'313 \sin (n \,.\, 30° + 133° 15') + 0{,}'425 \sin (n \,.\, 45° + 206° 58')$$

Die mit berechnet überschriebene Spalte der obigen Tafel enthält die vermittels dieses Ausdrucks gefundenen Größen; es sind die Abweichungen zwischen diesen Größen und den durch die Beobachtungen gegebenen so unbedeutend, daß wir annehmen können, die Formel genüge für Herleitung des Gesetzes. Es gibt uns dieselbe

Maximum = 707,'2 um 23½ Uhr
Minimum = 694,6 um 15 Uhr
Unterschied 12,6

der Unterschied 12,6 Toisen ist nahe $\frac{1}{56}$ des Ganzen.

50) Wenige Wochen, nachdem ich diese Messungen gemacht hatte, begab ich mich nach dem seit einigen Jahren erbauten Wirthshaus auf dem Faulhorn im berner Oberlande. Kühn erhebt sich die isolirt liegende Masse von dem Thale von Grindelwald aus, und sinkt auf der Nordseite fast senkrecht gegen den brienzer See hinab. Die Instrumente wurden vom 11. Sept. bis zum 6. Oct. von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends stündlich beobachtet; gleichzeitig hatten Horner für Zürich, und Gautier für Genf correspondirende Messungen übernommen. Der Stand der Instrumente war während des fast stets heitern Wetters folgender:

Stunde.	Faulhorn.		Zürich.		Genf.	
	Barometer.	Therm.	Barometer.	Therm.	Barometer.	Therm.
Mittag	247,'''308	4,°34	324,'''305	13,°83	322,'''465	13,°08
1	7,251	4,26	4,159	14,53	2,313	13,73
2	7,210	4,09	4,044	15,00	2,205	14,03
3	7,174	3,69	3,917	15,14	2,124	14,08
4	7,136	2,82	3,891	14,62	2,057	14,01
5	7,128	2,10	3,937	13,61	2,065	13,38
6	7,112	1,64	4,014	12,28	2,123	12,31
7	7,093	1,45	4,137	11,14	2,257	11,69
8	7,104	1,45	4,278	10,36	2,393	11,06
9	7,108	1,21	4,363	9,81	2,483	10,37
10	7,097	1,14	4,401	9,04	2,532	10,01
11	7,074	1,08	4,390	8,55	2,527	9,75
Mitternacht	7,042	1,00	4,364	8,17	2,501	9,49
13	6,999	0,89	4,325	7,59	2,445	9,09
14	6,948	0,78	4,289	7,05	2,391	8,53
15	6,899	0,66	4,275	6,34	2,362	7,94
16	6,868	0,58	4,290	5,77	2,371	7,51
17	6,869	0,59	4,338	5,55	2,418	7,45
18	6,934	0,56	4,402	5,92	2,475	7,85
19	6,986	1,17	4,478	6,45	2,572	8,62
20	7,079	1,86	4,552	8,02	2,651	9,63
21	7,192	2,57	4,578	9,96	2,685	10,99
22	7,308	3,31	4,545	11,67	2,660	12,05
23	7,316	3,97	4,435	12,92	2,578	12,70

Leiten wir aus den Beobachtungen die Höhendifferenzen her, so ergeben sich die beiden folgenden Tafeln:

Zürich und Faulhorn.

Stunde.	Beobachtet.	Berechnet.	Unterschied.
0	1158,03	1158,79	+ 0,76
1	58,76	59,41	+ 0,65
2	58,48	58,18	— 0,30
3	56,51	55,58	— 0,93
4	53,37	52,31	— 1,06
5	48,85	49,08	+ 0,23
6	45,14	46,40	+ 1,26
7	44,02	45,47	+ 1,25
8	44,40	43,18	— 0,22
9	43,19	42,22	— 0,97
10	41,26	41,24	— 0,02
11	39,51	39,97	+ 0,46
12	37,84	38,34	+ 0,50
13	36,19	36,42	+ 0,23
14	34,62	34,50	— 0,12
15	33,31	32,94	— 0,37
16	32,51	32,14	— 0,37
17	32,46	32,50	+ 0,04
18	33,20	34,26	+ 1,06
19	36,57	37,49	+ 0,92
20	42,25	41,93	— 0,32
21	47,94	47,06	— 0,88
22	52,26	52,10	— 0,16
23	56,09	56,24	+ 0,15

Faulhorn und Genf.

Stunde.	Beobachtet.	Berechnet.	Unterschied.
0	1129,17	1129,73	+ 0,56
1	29,55	30,01	+ 0,46
2	29,50	29,31	— 0,19
3	28,37	27,68	— 0,69
4	25,86	25,33	— 0,53
5	22,12	22,63	+ 0,51
6	19,05	20,15	+ 1,10
7	18,53	18,28	— 0,25
8	18,23	17,19	— 1,04
9	16,58	16,70	+ 0,12
10	16,12	16,36	+ 0,24
11	15,51	15,64	+ 0,13
12	14,15	14,26	+ 0,11
13	12,23	12,31	+ 0,08
14	10,41	10,27	— 0,14
15	8,97	8,85	— 0,12
16	8,79	8,65	— 0,14
17	10,10	9,97	— 0,13
18	12,21	12,63	+ 0,42
19	15,85	16,18	+ 0,33
20	20,18	20,00	— 0,18
21	23,99	23,55	— 0,44
22	26,58	26,44	— 0,14
23	28,61	28,53	— 0,08

Die Höhendifferenz läßt sich durch folgende Gleichungen ausdrücken:

Zürich und Faulhorn

$$X_n = 1144{,}^t45 + 11{,}^t732 \sin(n \,.\, 15^\circ + 58^\circ\, 12') + 4{,}^t119 \sin(n \,.\, 30^\circ + 92^\circ\, 40') + 0{,}^t280 \sin(n \,.\, 45^\circ + 66^\circ\, 25')$$

Genf und Faulhorn

$$X_n = 1119{,}^t19 + 9{,}^t310 \sin(n \,.\, 15^\circ + 64^\circ\, 33') + 2{,}^t954 \sin(n \,.\, 30^\circ + 108^\circ\, 20') + 0{,}^t712 \sin(n \,.\, 45^\circ + 289^\circ\, 33')$$

Die obigen Tafeln enthalten bereits die nach diesen Formeln berechneten Höhen; finden wir auch gleich zwischen ihnen und den durch unmittelbare Beobachtungen gegebenen Größen Differenzen, welche eine Toise übersteigen, so sind doch diese in Vergleich mit der ganzen Höhe von mehr als 1100 Toisen so klein, daß wir annehmen können, die eben entwickelten Ausdrücke seien völlig naturgemäß. Leiten wir daraus die größte und kleinste Höhendifferenz her, welche im Laufe des Tages stattfindet, so finden wir

Zürich und Faulhorn

Maximum $n = 0{,}^h83$, $X_n = 1159{,}^t44$
Minimum $n = 16{,}23$, $X_n = 1132{,}11$
Differenz $= 27{,}33$

Genf und Faulhorn

Maximum $n = 0{,}^h78$, $X_n = 1130{,}^t03$
Minimum $n = 15{,}60$, $X_n = 1108{,}54$
Differenz $= 21{,}49$

Auffallend ist die Verschiedenheit der Differenzen zwischen den Bestimmungen in Genf und Zürich, welche nicht von dem geringen Höhenunterschiede beider Orte herrühren kann. Es beträgt nämlich diese Differenz für Zürich und Faulhorn $27{,}^t33$, also $\frac{1}{4\frac{1}{2}}$ des Ganzen, für Genf und Faulhorn dagegen nur $21{,}^t49$, also $\frac{1}{52}$ des Ganzen. Ähnliche Resultate haben Beobachtungen ergeben, welche ich im J. 1833 an denselben beiden Punkten angestellt habe.

51) So haben wir auf das Bestimmteste eine tägliche und jährliche Periode in der durch Barometer- und Thermometerbeobachtungen gegebenen Höhendifferenz erkannt, indem zur wärmsten Tages- und Jahreszeit das Maximum eintritt. Ramond leitet diese Periode aus einem aufsteigenden Luftstrome her, welcher besonders dann lebhaft ist, wenn das Maximum der Wärme eintritt, indessen haben bereits mehre Physiker, wie Brandes, Horner und andere, bemerkt, daß diese Ursache, falls sie auch wirksam wäre, gewiß nicht das Phänomen allein hervorbringen könnte. Ein anderer Grund liegt, wie bereits mehrfach bemerkt worden ist, in dem Dampfgehalte der Atmosphäre. Wenn am Morgen die Sonne auf den Boden einwirkt, so verdunstet das Wasser, der Druck des Dampfes nimmt zu; noch auffallender aber als in der Tiefe wird diese Zunahme in der Höhe, wohin der aufsteigende Luftstrom in Menge Dämpfe bringt, welche sich dann am Abend in die Tiefe senken. Der Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum der Dampfmenge ist auf dem Rigi und Faulhorn weit größer als in Zürich, wie dieses aus den gleichzeitigen Beobachtungen des Psy-

chrometers folgt. Meine Untersuchungen zeigen indessen, daß dadurch im Mittel zwar die Differenzen zu verschiedenen Tageszeiten etwas verkleinert werden, indessen verschwinden sie keineswegs ganz. Außerdem aber zeigen die einzelnen Beobachtungen oft so plötzliche Änderungen im Dampfgehalte, daß ich es nicht wage, daraus ein genügendes Resultat herzuleiten. Man könnte auch aus dem Barometerstande zu verschiedenen Tageszeiten diese Differenz ableiten. Betrachten wir die oben gegebenen Barometerstände genauer, so zeigt sich auf eine auffallende Weise eine Verschiedenheit in der Höhe und Tiefe. Während unten das Barometer bis etwa neun Uhr Morgens steigt, hierauf bis zu seinem Minimum am Abende sinkt und späterhin wieder steigt, sehen wir in der Höhe etwas abweichende Bewegungen. Nicht nur tritt das Maximum am Morgen später ein, sondern es sinkt auch das Quecksilber bis zum folgenden Minimum weit weniger. Dadurch wird allerdings eine Ungleichheit der Höhe erzeugt, aber diese ist völlig die entgegengesetzte von der, mit welcher wir es hier zu thun haben. Indem am Nachmittage die Differenz der Barometerstände geringer ist als am Morgen, finden wir dann eine kleinere Höhe als am Morgen und Abend. Zwar wird diese Differenz zum Theil durch die Änderung der Temperatur compensirt, indessen erzeugt diese wieder den entgegengesetzten Fehler.

52) Schon Brandes, Horner und Andere haben bemerkt, daß die Temperaturänderung mit der Höhe Ursache des Phänomens sei, und wenn man das Ganze der Erscheinungen übersieht, so überzeugt man sich sehr bald von der Richtigkeit dieser Ansicht. Während uns das Barometer den Druck der Luft bis zur äußersten Grenze der Atmosphäre angibt, ist das Thermometer stets nur ein locales Instrument, welches die Wärme des kleinen Raumes angibt, an welchem es hängt. Nehmen wir demnach das Mittel der beiden Thermometerstände, so wird dieses gewiß sehr oft von der mittlern Temperatur der zwischenliegenden Luftschicht abweichen, und daraus müssen wir uns die großen Anomalien erklären, welche die einzelnen Bestimmungen zeigen. Indessen dürfen wir wol annehmen, daß im Mittel einer längern Reihe von Beobachtungen die Angaben des Thermometers so sein werden, wie es die Localverhältnisse erfodern. Nichtsdestoweniger finden wir doch noch eine bestimmte regelmäßige Periode in den Höhen, die zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten gefunden sind, und es scheint demnach, als ob diese Ursache nicht die vorzüglich wirksame sei.

53) Indessen gibt uns denn das Thermometer auch wirklich die Temperatur der Atmosphäre an dem Orte an, wo es aufgehängt ist? Stimmt seine Wärme mit der der umgebenden Luft überein? So allgemein diese Fragen auch mit Ja beantwortet sind, so glaube ich doch die Richtigkeit der Antworten bezweifeln zu müssen. Durch eine Menge von Erfahrungen ist es erwiesen, daß schon in geringen Höhenunterschieden in der Nähe der Erdoberfläche die Temperaturen sehr von einander abweichen. Namentlich haben Daniell, Pictet, Six und Andere in der Nähe des Bodens Thermometer aufgehängt; stimmten auch die mittlern täglichen Temperaturen nach diesen Instrumenten sehr gut überein, so stand das untere, in der Nähe des Bodens befindliche, Thermometer doch am Morgen mehre Grade niedriger, am Nachmittage mehre Grade höher als das obere, und die Versuche, welche früherhin Wilson bei seinen Untersuchungen über den Reif, und neuerdings Wells bei seiner umfassenden Arbeit über den Thau gemacht haben, bestätigen dieses ebenfalls. Der Grund davon liegt in der Strahlung des Bodens. Als fester, aus schlechten Wärmeleitern bestehender Körper wird er während des Tages nur in den obern Schichten sehr stark erwärmt, und diese geben dann durch Strahlung einen Theil ihrer Wärme wieder ab. Diese Wärmestrahlen werden von der Luft nur in geringer Menge absorbirt, in größerer Menge dagegen von den undurchsichtigen Körpern. Daher wird das Thermometer während des Tages stets etwas höher stehen, als es die Temperatur der Luft erfodert, und zwar desto mehr, je näher es sich am Boden befindet. Das Gegentheil erfolgt in der Nacht; dann erkaltet der Boden stärker als die Luft, das Thermometer steht also niedriger, als es die Wärme der Atmosphäre erfodern würde. Der Einfluß dieser Wärmestrahlung wird auf den Ebenen weit größer sein als auf den Bergen; hier ist die Luft nicht blos dünner, wodurch eine Herstellung des Gleichgewichtes befördert wird, sondern es wird letzteres auch durch die häufigern und stärkern Winde befördert. Daher sind die täglichen regelmäßigen Oscillationen der Temperatur in der Höhe kleiner als unten. So geben die Beobachtungen im September 1832 für den Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum der täglichen Wärme auf dem Faulhorne 3,°78, in Genf 6,°65 und in Zürich 9,°54. Erwägen wir nun, daß bei der Wärmecorrection das Mittel beider Messungen genommen wird, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieses Mittel am Morgen kleiner, am Mittage größer ist, als die wahre mittlere Temperatur der Luft und in demselben Sinne werden auch die Höhen zu groß oder zu klein ausfallen. Diese Ansicht wird dadurch bestätigt, daß die täglichen Differenzen der Höhen sich verhalten, wie die täglichen Schwankungen der Temperatur. Wir fanden in §. 50 bei der Vergleichung zwischen Genf und Faulhorn eine tägliche Variation von 21,'49; zwischen Zürich und Faulhorn 27,'33, aber einen ähnlichen Unterschied zeigen auch die Differenzen der täglichen Temperaturextreme, indem diese in Genf 6,°65 und in Zürich 9,°54 sind. Nehmen wir aus diesen und der auf dem Faulhorne gefundenen Größe das Mittel, so ist dieses für Genf 5,°22, für Zürich 6,°66, und diese mittlern Unterschiede verhalten sich nahe wie die Unterschiede in den Höhenbestimmungen. Leiten wir nämlich aus der für Zürich gefundenen Größe die für Genf her, so verhält sich

$$6{,}°66 : 5{,}°22 = 27{,}'33 : x$$

wo $x = 21{,}'42$ wird, was sehr wenig von der obigen Größe abweicht.

54) Die Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht wird noch durch einen andern Umstand erhöht, auf welchen bereits Horner aufmerksam gemacht hat, es ist dieses die Wärmeabnahme in verticaler Richtung. Nehmen wir an, diese erfolge in arithmetischer Progression und suchen dann die

Höhe auf, um welche man sich erheben muß, damit das Thermometer um 1° sinke, so ist diese Größe keineswegs zu allen Tageszeiten gleich. Schon Saussure macht hierauf aufmerksam, und alle spätern Erfahrungen bestätigen dieses vollkommen. Um dieses Verhältniß zu übersehen, gebe ich in folgender Tafel die Höhe des Rigi's über Zürich mit und ohne Berücksichtigung der Temperaturcorrection nebst der Größe, um welche man sich erheben muß, wenn die Wärme um 1° R. sinken soll. Ich bemerke dabei nur noch, daß diese Größen von den in §. 49 gegebenen abweichen. Die Berechnung wurde gleich nach meiner Rückkehr vom Rigi unternommen, wo ich die Aufzeichnungen der übrigen Beobachter in Zürich noch nicht besaß; ebenso bediente ich mich eines barometrischen Coëfficienten, welcher etwas von dem abwich, welchen ich später zum Grunde legte.

Stunde.	Höhe.		Abnahme der Wärme für 1° R.
	Ohne Temperaturcorrection.	Mit Temperaturcorrection.	
Mittag	673,'29	708,'97	81,'86
1	72,64	8,46	79,82
2	71,74	8,01	78,92
3	71,56	6,82	77,79
4	71,04	6,27	77,96
5	71,21	4,60	75,54
6	71,39	3,28	76,03
7	72,56	2,49	80,00
8	72,87	1,13	84,61
9	73,38	700,15	89,80
10	74,12	699,74	93,99
11	74,40	99,18	97,78
12	74,66	98,95	101,04
13	75,18	98,76	103,23
14	75,30	98,29	107,47
15	75,94	98,41	111,57
16	76,15	98,46	115,03
17	76,71	699,21	116,75
18	76,97	700,83	111,73
19	77,23	2,71	104,45
20	76,76	5,01	96,70
21	77,06	8,04	90,72
22	77,59	10,79	87,67
23	77,54	12,60	83,31

Ganz entschieden zeigt sich hier der Zusammenhang beider Phänomene, zumal wenn man die Höhendifferenzen ohne Berücksichtigung der Wärmecorrection nimmt. Letztere ist am kleinsten um vier oder fünf Uhr Abends, und zu derselben Zeit nimmt die Wärme am schnellsten ab, es ist dann die Einwirkung der Strahlung, wodurch das untere Thermometer stärker erwärmt wird, als es die Temperatur der umgebenden Luft erfodert, am größten. Bald nach dem Aufgange der Sonne dagegen nimmt die Wärme am langsamsten ab und zugleich haben die Barometer dann die größte Differenz.

Aus demselben Grunde sind auch die Höhen im Sommer größer als in der kalten Jahreszeit, weil dann die Wärme schneller abnimmt.

55) Betrachtet man in der obigen Tafel die Höhen, welche man ohne Berücksichtigung der Temperatur findet, so zeigen diese im Laufe des Tages weit geringere Oscillationen, als nach Anbringung der Wärmecorrection, und es beweist dieses aufs Neue, daß weniger die Ungleichheit der Barometerstände oder der Feuchtigkeit Ursache dieser täglichen Periode sei, als der unregelmäßige Gang der Temperatur. Man könnte darnach glauben, es sei zweckmäßiger, entweder die Wärmecorrection ganz fortzulassen, oder auch den Coëfficienten, mit welchem der mittlere Thermometerstand multiplicirt werden muß, zu ändern. Wird durch Fortlassung der Wärmecorrection gleich der Einfluß der Tageszeiten vermindert, so wird dadurch der Einfluß der Jahreszeiten bedeutend vergrößert. So geben Eschmann's Beobachtungen auf dem Rigi im Winter ohne Berücksichtigung der Temperatur eine Höhe von 708,'1, im Sommer von 678,'3 über Zürich, also eine Differenz von 30 Toisen; bei Berücksichtigung der Wärme werden diese Größen 698,'2 und 705,'8, der Unterschied ist also nur 6½ Toisen, etwa ¼ der obigen Größe; wir würden also schon im Durchschnitte vieler Beobachtungen auf diese Art größere Fehler begehen, und dieses findet noch auffallender statt, wenn wir einzelne Beobachtungen berechnen. Ebenso wenig genügt eine Änderung des Coëfficienten, es scheint vielmehr, als ob noch ein neues Element in Rechnung gezogen werden müßte, nämlich die Wärmeabnahme in verticaler Richtung, jedoch haben mancherlei Versuche, die ich in dieser Hinsicht angestellt habe, noch zu keinem genügenden Resultat geführt, weshalb ich sie hier ganz übergehe. Wünschenswerth aber bleibt es, daß Reisende nicht blos die von ihnen berechneten Höhendifferenzen, sondern auch zugleich die Stände von Barometer und Thermometer angeben, damit in Zukunft, wenn erst schärfere Correctionen bekannt sind, aus diesen Größen genauere Resultate abgeleitet werden können.

56) Aus dieser ungleichen Abnahme der Wärme ergeben sich dann auch vorzugsweise die Anomalien, welche einzelne Messungen zeigen. Wenn mit Lebhaftigkeit Südwinde wehen, so werden die südlicher liegenden Orte aller Wahrscheinlichkeit nach stärker erwärmt, als die nördlicher liegenden, die Wärmeabnahme mit der Höhe ist eine andere alsdann, wenn kalte Nordwinde wehen. Um jedoch diese Umstände bis in das kleinste Detail zu verfolgen, sind Beobachtungen erfoderlich, welche auf isolirten Höhen längere Zeit fortgesetzt sind, als dieses bis jetzt der Fall ist.

57) Wir haben bisher stets angenommen, daß zwei Beobachter correspondirende Beobachtungen machen. Größer werden die Fehler, wenn ein einziger die Höhe eines Berges über seiner Basis messen soll. Soll dieses geschehen, so muß er zuerst am Fuße des Berges einige Beobachtungen in größern Intervallen machen, um sich dadurch zu überzeugen, ob sich der Luftdruck und die Wärme bedeutend ändern. Hierauf begibt er sich mit seinen Instrumenten auf die Höhe, beobachtet hier aufs

Neue die Änderung in einem gewissen Zeitraum und leitet aus diesen Variationen den Barometerstand her, welcher im Augenblicke der Beobachtung an dem untern Punkte gefunden sein würde. Noch besser ist es, an den untern Punkt zurückzukehren und die Messung zu wiederholen, der Stand der Instrumente, welcher hier im Augenblicke der Beobachtung in der Höhe stattgefunden haben würde, ergibt sich dann mit größerer Wahrscheinlichkeit. Die Berechnung der Höhendifferenz wird dann auf die gewöhnliche Art vorgenommen.

58) Sind die Orte, wo zwei correspondirende Beobachter wohnen, sehr weit von einander entfernt, so wird die Wahrscheinlichkeit der Fehler mit der Entfernung immer größer. Soll indessen der Höhenunterschied zwischen den Stationen, wo zwei Physiker regelmäßig beobachten, durch mehrjährige Beobachtungen bestimmt werden, so ist es wahrscheinlich, daß sich die Fehler gegenseitig aufheben. Am besten ist es stets, eine solche Reihe zahlreicher Beobachtungen einzeln zu berechnen; indessen kann man sich auch begnügen, die monatlichen Mittel aus Druck und Wärme der Luft zu nehmen, und mit diesen die Rechnung ebenso wie mit den einzelnen Beobachtungen vorzunehmen. Diese Anwendung der Mittel ist allerdings nicht ganz richtig. Ist nämlich n die Zahl der Beobachtungen und H_1 und h_1, H_2 und h_2, H_3 und h_3 .... H_n und h_n die correspondirenden, so wird das Mittel der Größen, mit welcher der barometrische Coëfficient multiplicirt wird, in aller Strenge

$$\frac{1}{n}\left(\log H_1 + \log H_2 + \log H_3 + \ldots\ldots + \log H_n\right)$$
$$-\frac{1}{n}\left(\log h_1 + \log h_2 + \log h_3 + \ldots\ldots + \log h_n\right)$$

Nehmen wir dagegen das Mittel der Barometerstände, so wird dieser Factor

$$\frac{1}{n}\log\left(H_1+H_2+H_3+\ldots+H_n\right)-\frac{1}{n}\log\left(h_1+h_2+h_3+\ldots+h_n\right)$$

Der Unterschied beider Größen wird desto kleiner, je größer die Zahl der Beobachtungen ist, und je weniger die Barometerstände von einander abweichen. Ist dieses der Fall und nehmen wir die mittlern Werthe H und h, so erhalten wir $\log H - \log h$.

Man wendet dieses Verfahren auch an, um die Höhe der Orte nach einer langen Reihe von Beobachtungen zu bestimmen, indem man dabei den mittlern Barometerstand am Niveau des Meeres zu Grunde legt. Da wir indessen auch zwischen den jährlichen mittlern Barometerständen an demselben Orte noch Differenzen von mehr als einer Linie finden, so würden dazu vieljährige Beobachtungen erfoderlich sein; zweckmäßiger erscheint es daher, die Meereshöhe eines Ortes dadurch zu berechnen, daß man die Barometerbeobachtungen nimmt, welche gleichzeitig an einem zweiten Orte gemacht wurden, dessen Höhe über dem Meere durch geometrische Messungen bekannt ist.

59) Bei den bisherigen Untersuchungen wurde angenommen, daß das Barometer selbst beobachtet werde. Man kann indessen noch die Größe des Luftdruckes dadurch bestimmen, daß man die Volumensänderung von abgesperrter trockener Luft mißt, oder daß man die Temperatur des siedenden Wassers beobachtet, indem diese desto geringer wird, je niedriger der Barometerstand ist, sodaß letzterer aus dem jedesmaligen Siedepunkte hergeleitet werden kann. Dieses Verfahren wurde besonders von Wollaston empfohlen, und mehre Beobachter haben dasselbe angewendet. Vor Kurzem hat Gintl in Wien dasselbe ausführlicher untersucht in seiner Schrift: „Über das Höhenmessen mit dem Thermometer" (Wien 1835), jedoch wird der Apparat dadurch vielleicht etwas vereinfacht, die Beobachtung ist aber umständlicher, und es scheint mir wenig wahrscheinlich, daß man dadurch eine größere Genauigkeit erlangen werde, als durch die gewöhnlichen Methoden, weshalb ich hier nicht länger dabei verweilen will.

60) Ich gebe hier am Schlusse die in §. 28 erwähnte Tafel für Barometerstände in pariser Zollen und Höhen in Toisen.

Tafel zur Herleitung der Höhen aus den Barometerständen.

H	0	△	1	△	2	△	3	△	4	△	5	△	6	△	7	△	8	△	9	△	H
210'''	1914,7	2,0	1934,2	1,9	1953,6	1,9	1972,8	1,9	1992,0	1,9	2011,1	1,9	2030,1	1,9	2049,6	1,9	2067,9	1,9	2086,7	1,9	210
220	2105,4	1,9	2123,9	1,9	2142,4	1,8	2160,8	1,8	2179,2	1,8	2197,4	1,8	2215,6	1,8	2233,7	1,8	2251,8	1,8	2269,7	1,8	220
230	2287,6	1,8	2305,3	1,8	2323,0	1,8	2340,6	1,8	2358,2	1,8	2375,7	1,7	2393,1	1,7	2410,4	1,7	2427,7	1,7	2444,9	1,7	230
240	2462,0	1,7	2479,0	1,7	2496,0	1,7	2512,9	1,7	2529,7	1,7	2546,5	1,7	2563,2	1,7	2579,8	1,7	2596,4	1,7	2612,9	1,6	240
250	2629,3	1,6	2645,6	1,6	2661,9	1,6	2678,1	1,6	2694,3	1,6	2710,4	1,6	2726,5	1,6	2742,5	1,6	2758,4	1,6	2774,4	1,6	250
260	2790,3	1,6	2805,8	1,6	2821,4	1,6	2837,0	1,6	2853,0	1,6	2868,1	1,5	2883,5	1,5	2898,9	1,5	2914,2	1,5	2929,5	1,5	260
270	2944,7	1,5	2959,5	1,5	2975,0	1,5	2990,0	1,5	3005,0	1,5	3019,9	1,5	3034,8	1,5	3049,6	1,5	3064,7	1,5	3079,1	1,5	270
280	3093,8	1,5	3108,3	1,5	3122,9	1,5	3137,4	1,5	3151,9	1,4	3166,3	1,4	3180,7	1,4	3195,0	1,4	3209,2	1,4	3223,4	1,4	280
290	3237,6	1,4	3251,7	1,4	3265,7	1,4	3279,0	1,4	3293,7	1,4	3307,6	1,4	3321,5	1,4	3335,3	1,4	3349,1	1,4	3362,8	1,4	290
300	3376,5	1,4	3390,2	1,4	3403,8	1,4	3417,3	1,4	3430,8	1,3	3444,2	1,4	3457,7	1,3	3471,0	1,3	3484,4	1,3	3497,6	1,3	300
310	3510,9	1,3	3524,1	1,3	3537,3	1,3	3550,3	1,3	3563,4	1,3	3576,4	1,3	3589,5	1,3	3602,4	1,3	3615,3	1,3	3628,2	1,3	310
320	3641,0	1,3	3653,8	1,3	3666,6	1,3	3679,3	1,3	3691,9	1,3	3704,9	1,3	3717,9	1,3	3730,6	1,3	3743,2	1,3	3755,1	1,3	320
330	3767,1	1,2	3779,5	1,2	3791,9	1,2	3804,2	1,2	3816,5	1,2	3828,8	1,2	3841,0	1,2	3853,2	1,2	3865,3	1,2	3877,4	1,2	330
340	3889,5	1,2	3901,5	1,2	3913,5	1,2	3925,5	1,2	3937,4	1,2	3949,3	1,2	3961,2	1,2	3973,0	1,2	3984,8	1,2	3996,6	1,2	340
350	4008,3	1,2	4020,0	1,2	4031,6	1,2	4043,3	1,2	4054,9	1,2	4066,4	1,2	4077,9	1,2	4089,4	1,2	4100,9	1,1	4112,3	1,1	350

(*L. F. Kämtz.*)

HYPSONOTUS *Germar* (Insecta). Eine Rüsselkäfergattung aus der Abtheilung Cleonides, welche sonst von Schönherr Alocorhinus genannt wurde, deren Arten bei Dejean unter Polydrusus, Morionus und Gastrodus vorkommen. Der Gattungscharakter ist folgender: Die Fühler sind ziemlich lang, schwach, das erste und zweite Geißelglied ist etwas lang, das dritte bis siebente etwas kürzer, gleich, alle fast verkehrt kegelförmig, die Keule ist länglich eiförmig, zugespitzt, deutlich viergliederig. Der Rüssel ist lang, etwas rund, nach der Spitze zu etwas verdickt, die Fühlerfurche läuft durch und ist schräg. Die Augen sind kurz eiförmig, wenig gewölbt. Der Thorax ist entweder fast cylindrisch, oder nach Vorn verschmälert; vorn ragt er in der Mitte vor, bei den Augen lappig. Die Flügeldecken sind länglich, um die Hälfte oder fast um das Doppelte breiter, als die Basis des Thorax, meist sind sie länglich eiförmig, bei wenigen fast cylindrisch, an der Spitze abschüssig höckerig, die Schultern sind öfters stumpfeckig, bei andern etwas gerundet. Die Schienen sind innen gekerbt, an der Spitze abgestutzt, fast stumpf. Der Körper ist bald verlängert, etwas cylindrisch, bald länglich eiförmig, geflügelt, bald groß, bald nur mittelgroß. Sämmtliche Arten sind in Brasilien einheimisch. Schönherr (Synonymia Insectorum. Curculionides. II, 254) theilt die Arten noch folgendermaßen ein:

Stirps 1. Rostrum utrinque canalicula dimidiata ab oculo ad medium ducta exaratum.

Manipulus I. Rostrum in medio carinatum. H. clavulus. H. lacunosus. H. comprimatus. H. margineus. H. marginellus. H. auritus. H. umbrosus. H. rotundicollis. H. cinctipes. H. isabellino-marginatus. H. viridi-marginatus. H. stanneus. H. costatus. H. Dalmani. H. lateralis. H. ruficollis. H. leucostictus. H. imbricatus. H. irrigatus. H. chrysendetis.

Manipulus II. Rostrum supra haud carinatum. H. clericus.

Stirps 2. Rostrum utrinque ab oculo haud canaliculatum. H. cilipes.

Alle Arten sind mehr oder weniger, die meisten mit grünen, andere mit weißen und andersfarbigen Schuppen bedeckt. (D. *Thon.*)

HYPSOPHONUS, ὑψόφωνος (von τὸ ὕψος, Höhe, Gipfel, und φωνή, Stimme), bei Hippokrates (Epid. lib. I, 5, 2.) ein Mensch mit einer hohen, hellen und wohltönenden Stimme. (*Wiegand.*)

HYPSOS (Ὕψος), ein Flecken auf der westlichen Seite des lakonischen Meerbusens, südlich von der Stadt Gythium, etwas von der Küste entfernt, war durch einen Tempel des Äskulap und der Diana Daphnäa ausgezeichnet. Übrigens ist die Lesart Ὕψος nicht ganz sicher, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ὕψα in Pluralform richtiger ist (*Pausan.* III, 24. not. 12. von Facius). (*Kanngiesser.*)

HYPSURANIOS, Ὑψουράνιος, kommt in der Kosmogonie der Phönikier in der fünften Geschlechtsfolge mit Memrumos vor, welche nur Einen bezeichnen [1]). Dieser Eine ist auch der Erste, der an Stärke, Umfang und Körperhöhe alle Andern übertraf [2]). Er gehört zu den Nephilim oder Giganten, welche durch Vermischung der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen gezeugt wurden [3]). Mit seinem Bruder Usous [4]) lebte er in ewigem Zwiste. H. soll auf der Insel Tyrus gelebt, und die Menschen aus dem Schilfe der Papyrusstaude Hütten bauen gelehrt [5]), sein Bruder soll zuerst den eingefangenen Thieren die Felle abgezogen, zur Bedeckung des Körpers zu benutzen, und in einem ausgehöhlten Baumstamme zuerst das Meer zu befahren gewagt und gelehrt haben. Altäre baute er dem Feuer und Wind, und besprengte sie mit dem Blute der Thiere [6]). Beide entwilderten die Menschen, wurden von den Nachkommen als Wohlthäter erkannt und ihr Andenken an ihnen geweiheten Altären jährlich erneuert. Mehre Jahrhunderte später wurden die Nachkommen Fischer und Jäger, und das Andenken an H. erlosch nicht unter ihnen [7]). (*Schincke.*)

HYPSUS, 1) Lykaon's Sohn, soll die Stadt Hypsus, Ὑψοῦς, erbauet haben *). (*Schincke.*)

2) H. (Ὑψοῦς, οῦντος), war ein Berg in Arkadien, vier Meilen nördlich von Megalopolis; auf demselben befand sich eine Stadt gleiches Namens. Berg und Stadt hatten angeblich ihre Benennung von Hypsus, einem Sohne Lykaon's, erhalten. Pausanias (VIII, 3 u. 35) sah nur

---

1) Ὑψουράνιος und Σαμημρούμος, wie Bochart in Canaan und Phaleg. II, 2. p. 706 liest, bezeichnet Einen und Denselben, indem σαμημροῦμος aus שָׁמַיִם coeli und רום altitudo zusammengesetzt ist. Sed obstat huic conjecturae sequens ἐχρημάτιζον, nisi legere malimus ἐγεννήθησαν Μημροῦμος ὁ καὶ Ὑψουράνιος, καὶ Οὔσωος, quem paulo inferius appellat Hypsuranii. Bochart stimmt bei Jos. Scaliger in de emendat. Temp. Append. p. 38, indem er sagt: Μημροῦμος i. e. Ὑψουράνιος a מְמְרוֹמִים ἀνέκαθεν, nec non Cumberland p. 257 vers. germ. Cassel., qui derivat a רום altitudo et מַיִם ut sit aqua ex altitudine, aqua superne defluens, i. e. genus sublime, coeleste. Ὑψουράνιος ist also griechische Erklärung des Μημροῦμος. *Orelli* zu Sanchoniathonis Berytii Fragmenta de Cosmogonia et Theologia Phoenicum. (Lips. 1826). p. 17.

2) *Eusebii* Praeparat. Evang. I, 10 (*Viger.*) VII. Trapezunt. 3) 1 Mos. 6, 1. 2. 4) Scaliger sieht in Οὔσωὸς oder Οὔσα den Esau. Append. p. 38. Nach Sanchoniathon kann aber dieser nicht gemeint sein, weil er als Enkel Abraham's erst in der 23. Geschlechtsfolge auftritt. Cumberland denkt an Einen aus dem Geschlechte Kain's, der von עץ, die Stärke, seinen Namen erhielt, und dessen Name später auf einen Sohn Aram's, von dem die Aramäer (1 Mos. 10, 23. *Joseph.*, Ant. I, 6.), auf Οὔσος, welcher Trachonitis und Damaskos gründete, überging. 5) *Vitruv.*, De Architect. II, 1. Nonnulli ex ulva palustri componunt tuguria tecta. 6) *Jul. Firmicus*, De error. prof. od. c. 4. p. 12. ed. *Münter*. 1826. Assyrii et pars Afrorum aërem duratum habere elementorum volunt, et hunc imaginata figuratione venerantur, und dazu Münter, Rel. d. Karthager, S. 61 und 94. Creuzer, Symbol. II. S. 240. 7) χρόνοις δὲ ὕστερον πολλοῖς ἀπὸ τῆς Ὑψουρανίου γενεᾶς erklärt Cumberland: multos post annos ab Hypsuranio genitos, quos in sequentibus nominat Venatorem et Piscatorem vivente scil. etiamnum Hypsuranio longaevo ut homines antediluviani. Sic apud Mosen Jared 162 aetatis anno genuit Enochum, Methusalah 187 anno aetatis Lamechum. S. *Orelli* zu d. St. p. 18.

*) *Pausan.* VIII, 3, 1. Über ihre Sage *Stephan. Byz.*

Trümmer von dieser Stadt, und die Gegend war rauh und mit wilden Thieren erfüllt. (*Kannigiesser.*)

Hypterus, s. **Firala.**

Hyptia, s. **Evania.**

HYPTIS *Jacqu.* Collect. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten, und der ersten Ordnung der 14. Linné'schen Classe. Ihr Charakter besteht in einem gleichförmigen, fünfgespaltenen Kelche, einer zweilippigen Corolle, mit zwei Lappen oben und drei Lappen unten, von denen der mittlere mönchskappenförmig ist, und in abwärts gebogenen Staubfäden.

I. Arten mit gestielten, in den Blattachseln stehenden Blüthenknöpfen: 1) **H. ebracteata** *R. Br.*, mit wenigblumigen Blüthenstielen, welche kürzer als die Blätter sind, ohne Blumenhüllen, mit steifbehaarten, abgestutzten Kelchen, gegrannten Kelchzähnen, und herzförmigen, doppelt gesägten Blättern, von denen die obersten eiförmig sind. In Westindien. (**H. suaveolens** *Poit.* Ann. du Mus. **Ballota suaveol.** *Jacqu.* amer. **Bystropogon suaveol.** *Herit.* Sert. angl. 19. No. 3.) 2) **H. lurida** *Spr.* Syst., mit sehr kurzgestielten Blüthenknöpfen, abgekürzten Blumenhüllen und langzugespitzten Kelchen, welche, wie die eiförmigen, gesägten Blätter, drüsig-kleberig sind. In Brasilien. 3) **H. Pseudo-Chamaedrys** *Poit.* (Ann. du Mus. VII. t. 31. f. 1.), mit abgekürzten Blüthenstielen, linienförmigen Blumenhüllen, welche den steifbehaarten Kelchen an Länge gleichen, und eiförmig-ablangen, gesägten Blättern, welche, wie die Zweige, steifbehaart sind. In Westindien. 4) **H. Chamaedrys** *W.* Sp. pl., mit Blüthenstielen, welche den Internodien an Länge gleichen, vielblumigen, dichten Blüthenknöpfen, lanzettförmigen, behaarten Blumenhüllen, welche den Kelchen an Länge gleichen, und eiförmig-ablangen, gekerbten Blättern, welche wie die Zweige zottig sind. In Gujana und auf Cayenne. Abb. Ann. du Mus. VII. t. 27. f. 4. (**Clinopodium Chamaedrys** *Vahl* Symb.) 5) **H. radiata** *W.* Sp. pl., mit Blüthenstielen, welche den Internodien an Länge gleichen, lanzettförmigen, gezähnelten Blumenhüllen, welche länger sind als die hackerigen, pfriemenförmigen Kelche, und mit ablangen, an der Basis verschmälerten, glattrandigen, in der Mitte ziemlich unbehaarten Blättern. In Carolina, Mexiko und auf den Philippinen. Abb. Ann. du Mus. l. c. t. 27. f. 2. 6) **H. microcephala** *Berter.*, mit Blüthenstielen, welche kürzer sind als die Internodien, mit kugeligen Blüthenknöpfen, borstenförmigen, hackerigen, strahlenförmig beisammenstehenden Blumenhüllen, welche weit länger als die Kelche sind, und mit eiförmig-ablangen, gekerbten, ziemlich unbehaarten Blättern. Am Magdalenenfluß in Südamerika. 7) **H. capitata** *Jacqu.* Collect., mit Blüthenstielen, welche kürzer sind als die Internodien, mit dichten Blüthenknöpfen, lanzettförmigen, zugespitzten, den Kelchen an Länge gleichenden Blumenhüllen, und eiförmig-ablangen, an beiden Enden verschmälerten, in der Mitte gesägten, ziemlich unbehaarten Blättern. In Westindien. Abb. *Jacqu.* Ic. rar. I. t. 114. (**Clinopodium capitatum** *Sw.* Prodr.) 8) **H. lantanaefolia** *Poit.* (l. c. t. 29. f. 1.), mit Blüthenstielen, welche den Internodien an Länge fast gleichen, kugeligen, vielblumigen Blüthenknöpfen, eiförmig-ablangen, den fast trockenhäutigen, gegrannten Kelchen an Länge gleichenden Blumenhüllen, und ablangen, gesägten, unten geaderten, filzigen Blättern. Auf St. Domingo, Portorico und in Neugranada. (**H. melissoides** *Kunth* in *Humb.* et *Bonpl.* nov. gen.) 9) **H. polyanthos** *Poit.* l. c., mit vielen Blüthenstielen, welche kürzer als die Internodien sind, ziemlich schlaffen Blüthenknöpfen, borstenförmigen Blumenhüllen, welche kürzer sind als der (fruchttragende erweiterte) Kelch, und mit ovalen, gesägten, unten fast filzigen Blättern. In Quito, Peru und Brasilien. (**H. lamiifolia** *Weinm.*) 10) **H. inflata** *Spr.* Syst., mit alternirenden Blüthenstielen, welche kürzer sind als die Internodien, mit vielblumigen, etwas schlaffen Blüthenknöpfen, lanzettförmigen Blumenhüllen, welche die (fruchttragenden, aufgeblasenen, häutigen) Kelche an Länge fast übertreffen, und mit eiförmig-ablangen, gezähnten, auf beiden Seiten wie die Zweige etwas behaarten Blättern. In Brasilien. (**Marsupianthus hyptoides** *Mart.* Mss.) 11) **H. brevipes** *Poit.* l. c., mit gegenüberstehenden, abgekürzten Blüthenstielen, vielblumigen, dichten Blüthenknöpfen, linienförmig-lanzettförmigen Blumenhüllen, welche die Kelche an Länge übertreffen, und rhomboidisch-eiförmigen, ungleich gezähnten, wie die Zweige rauh anzufühlenden Blättern. In Südamerika. (**H. globifera** *Meyer* Primit. fl. essequ.) 12) **H. atrorubens** *Poit.* (l. c. t. 27. f. 3.), mit gegenüberstehenden Blüthenstielen, welche kürzer als die Internodien sind, mit kugeligen, vielblumigen, dichten Blüthenknöpfen, lanzettförmigen Blumenhüllen, welche viel kürzer als der gegrannte, steife Kelch sind, und mit eiförmig-ablangen, ungleich gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern. Auf Cayenne, Portorico und Martinique. 13) **H. recurvata** *Poit.* (l. c. t. 28. f. 1.), mit Blüthenstielen, welche kürzer sind als die Internodien, dichten Blüthenknöpfen, borstigen Blumenhüllen, welche kürzer sind als der verlängerte, einwärts gekrümmte fruchttragende Kelch, und mit herzförmig-eiförmigen, ungleich gesägten Blättern. Auf Cayenne. 14) **H. urticoides** *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen.), mit vielen, den Internodien an Länge fast gleichenden Blüthenstielen, borstenförmigen Blumenhüllen, welche kürzer als der Kelch sind, und ablangen, zugespitzten, gesägten, oben, wie die Zweige, hackerigen Blättern. In Mexiko. 15) **H. lanceolata** *Poir.* Suppl. Enc., mit alternirenden, ungestielten, kugeligen Blüthenknöpfen, lanzettförmigen Blumenhüllen, welche den Kelchen an Länge gleichen, und lanzettförmigen, fast gesägten, unbehaarten Blättern. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt.

II. Arten mit afterdoldigen Blüthen: 16) **H. polystachya** *Humb.* (et *Bonpl.* nov. gen.), mit traubenförmig-ährenförmigen Blüthenbüscheln, lanzettförmigen Blumenhüllen, welche kürzer als der Kelch sind, und mit eiförmigen, doppelt gesägten, unten weißgrau filzigen Blättern. In Mexiko und auf Martinique. 17) **H. canescens** *Humb.* l. c., mit fast knopfförmigen, traubenförmigen Afterdolden, lanzettförmigen Blumenhüllen, welche den Kelchen an Länge gleichen, und rhombisch-eiförmigen,

doppelt gesägten, unten weißgrau filzigen Blättern. In Carracas. 18) H. **tomentosa** *Poit.* l. c., mit doldenförmigen, gestielten, weißfilzigen Afterdolden, fast ohne Blumenhüllen, und mit eiförmig-ablangen, zugespitzten, gekerbten, weißgrau filzigen, netzförmig geaderten Blättern. In Merito. 19) H. **albida** *Kunth* l. c., mit doldenförmigen, gegenüberstehenden, ungestielten, weißwolligen Afterdolden, ohne Blumenhüllen, und mit ablang-lanzettförmigen, zugespitzten, gesägten, auf beiden Seiten weißfilzigen Blättern. Ebenda. 20) H. **nepetoides** *Fisch.*, mit in den Blattachseln gegenüberstehenden, kurzgestielten, oberhalb rispenförmigen Afterdolden, borstenförmigen, sehr kurzen Blumenhüllen, gegrannten Kelchen und eiförmig-ablangen, ungleich gezähnten, feinbehaarten Blättern. In Westindien. (H. **persica** *Poit. W.*, Brotera persica *Spr.* in *Linn.* Trans. VI. t. 12, mit falsch angegebenem Vaterlande.) 21) H. **spicata** *Poit.* (l. c. t. 28. f. 2.), mit gegenüberstehenden, sehr kurz gestielten, traubenförmig-ährenförmigen Afterdolden, abgekürzten Blumenhüllen, gegrannten Kelchen, und eiförmigen, langzugespitzten, ungleich gezähnten, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern. Auf St. Domingo und in Neugranada.

III. Arten mit wirbelförmigen Blüthen: 22) H. **verticillata** *Jacqu.* Collect., mit meist sechsblumigen Blüthenwirbeln, ohne Blumenhüllen, und mit lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, ungleich gezähnten, ziemlich unbehaarten Blättern. Auf St. Domingo. Abb. *Jacqu.* Ic. I. t. 113. 23) H. **Plumerii** *Poit.* l. c., mit dichten, beblätterten Blüthenwirbeln, von denen die untern von einander getrennt sind, die obersten zusammenfließen, und mit herzförmigen, winkelig gesägten, unten filzigen Blättern, welche in der Nähe der Blüthen eiförmig sind. In Westindien. (Ballota foliis cordatis *Plum.* t. 163. f. 4.) 24) H. **hirsuta** *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. II. t. 161.), mit ziemlich schlaffen, von einander getrennten, beblätterten Blüthenwirbeln, lanzettförmigen Blumenhüllen, welche den Kelchen an Länge fast gleichen, und ungestielten, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, gekerbten, steifbehaarten Blättern. In Neugranada. 25) H. **Pohliana** *Jacqu.*, mit nahe beisammenstehenden Blüthenwirbeln, pfriemenförmigen Blumenhüllen, welche kürzer als der Kelch sind, und gestielten, eiförmig-ablangen, gesägten, ziemlich unbehaarten Blättern. In Brasilien. 26) H. **stachyoides** *Link* Enum., mit von einander getrennten, blattlosen, ährenförmigen Blüthenwirbeln, borstenförmigen, offenstehenden Blumenhüllen, welche die Kelche an Länge übertreffen, und rhombisch-eiförmigen, gesägten, feinbehaarten Blättern. Ebenda.

IV. Arten mit ährenförmigen Blüthen: 27) H. **spicigera** *Lam.* Enc., mit verlängerten, in den Blattachseln stehenden, mit Blüthen dicht besetzten, langgestielten Ähren, gegrannten Kelchen, ablangen, gesägten Blättern, und fast stacheligen, rauh anzufühlenden Zweigen. In Westindien. 28) H. **pectinata** *Poit.* (l. c. t. 30.), mit einseitigen, in den Blattachseln stehenden, fast rispenförmigen Blüthenähren, pfriemenförmigen Bracteen, welche den gegrannten Kelchen an Länge gleichen, und mit fast herzförmig-ablangen, ungleich gesägten, unbehaarten Blättern. Ebenda. (Nepeta pectinata *L.* Sp. pl., Bystropogon pectinatus *Herit.* Sert. angl. 19. n. 1.)

V. Mit einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthen: 29) H. **scoparia** *Poit.* (l. c. t. 31. f. 2.), mit gegenüber in den Blattachseln stehenden, sehr kurzgestielten, bracteenlosen Blüthen, abgestutzten Kelchen, und linienförmigen, stumpfen, unbehaarten Blättern. Auf St. Domingo. S. *Spr.* Syst. II, 730. (*Sprengel.*)

Hypudaeus, s. Nachträge zum H.

HYPULUS *Paykull* (Insecta). Eine Käfergattung aus Dircaea (s. d. Art.) gesondert. Sie unterscheidet sich von Melandrya, mit der sie ebenfalls nahe verwandt ist, durch etwas längere, ein wenig durchblätterte Fühler, deren Glieder weiter aus einander stehen; die drei letzten Glieder der Maxillarpalpen bilden zusammen eine eiförmige Masse, der Körper ist schmal, fast linienförmig, der Thorax bildet ein längliches, hinten eingezogenes Viereck. Als Arten gehören hierher: Dircaea bifasciata *Gyllenhal*, Insect. Suec. I. p. 522. *Ejusd.* D. quercina, ibid. p. 523. (D. *Thon.*)

HYRAEOS, Ὑραῖος, war ein Sohn des Ägeus. Seine Söhne, Mäsis, Lajas und Europas errichteten ihrem Großvater Ägeus in Lakedämon ein Denkmal, sowie auch dem Amphilochos *). (*Schincke.*)

Hyrax, s. Nachträge zum H.

Hyrcan, Hyrcania, Hyrcanium mare, s. Hyrkanos, Hyrkania und Hyrkanisches Meer.

Hyre (de la), s. Lahire.

HYREUS *Hübner* (Insecta). Eine aus Lycaena gesonderte Schmetterlingsgattung, dadurch unterschieden, daß die Unterseite der Flügel marmorartig gefleckt ist. Es gehören hierher als Arten: Papilio Lingeus *Cramer*, 379. F. G. Ericus *Fabricius*, Ent. Hesp. 81. P. Palemon *Cramer*, 390. E. F. P. Misenes *Cramer*, 117. D. (D. *Thon.*)

HYRGALE, eine Stadt im nördlichen Theile von Phrygia Salutaris, deren erste Magistratsperson den Titel eines Archonten hatte, woraus man auf hellenischen Ursprung geschlossen hat. (*R.*)

HYRGIS, Nebenfluß vom Don, nach gewöhnlicher Annahme der jetzige Sevierskÿ. Wahrscheinlich einerlei mit dem Hygris oder Sygris. (*R.*)

HYRIA, 1) s. Oria. 2) H. (Ὑρίη, Ὑρία), ein Städtchen, von Homer (Il. II, 469) in Verbindung mit Aulis genannt, lag in der Nähe dieser Stadt nach dem innern Lande Böotiens zu. Der Ort gehörte früher zu Theben, in Strabon's Zeit zu Tanagra †). Der Mythos von Hyrieus ward hierher versetzt, auch dessen Sohn Orion sollte hier geboren sein ††). Stephanus kennt blos die Landschaft Hyria in Böotien, bemerkt aber, daß früher ein Städtchen dort gelegen habe. Hyria wird auch von Melas (II, 7) eine der Inseln des ionischen Meeres zwischen Prote und Cephalenia genannt, wogegen Plinius (IV, 19) bemerkt, daß Zakynthus früher diesen Namen

*) ἡρῷον. *Pausan.* III, 15, 6.
†) *Strabo* IX. p. 404. *Plin.* IV, 13. ††) *Eustath.* ad Il. l. c. *Parthen.* Erot. 20. *Anton. Lib.* 25.

geführt habe. Auch meldet Stephanus v. *Σελεύκεια*, daß Seleucia in Isaurien oder nach Andern †††) in Cilicien, in ältern Zeiten auch Hyria geheißen habe, bis ihr von Seleucus Nikator, der die Stadt Holmia von der Küste weiter hinauf versetzte und mit Hyria vereinigte, der Name Seleucia beigelegt worden. (*Kanngiesser.*)

Hyria (Zool.), s. **Unio**.

HYRIE heißt nach Ovidius *) die Mutter des Cyknus, welchen sie mit Apollon zeugte. Als er sich in den Kanopus gestürzt hatte, betrübte sie sich darüber so sehr, daß sie endlich in einen See verwandelt wurde. Von Antonin Liberal. **) wird sie Thyria genannt und Tochter des Antinomos. Sie und ihr unglücklicher Sohn wurden in Schwäne verwandelt. Locale und etymologisch-mythologische Sage. (*Schincke.*)

Hyrie (Geogr.), s. **Hyria**.

HYRIEUS, *Ὑριεύς*, gehört zu den Kindern Poseidon's. Dieser schenkte seine Liebe zwei Pleiaden, Töchtern des Atlas und der Pleione, Keläno und Alkyone, mit welcher er Äthusa zeugte, welche Gemahlin Apollon's und Mutter des Hyrieus wurde [1]). H. bewohnte die nach ihm genannte Stadt Hyria in Böotien [2]), vermählte sich mit der Nymphe Klonia und wurde Vater des Nykteus und Lykos, bekannt in der Geschichte Thebens [3]), und des ihm auf wunderbare Art geborenen Orion's [4]). Ihm baueten die großen Baukünstler, Agamedes und Trophonios, ein Schatzhaus (zu Hyria oder Tanagra?), und setzten einen Stein so künstlich ins Gewölbe, daß er herausgenommen werden konnte, ohne sogleich bemerkt zu werden. Sie bestahlen den darin liegenden Schatz nach und nach um Vieles, ohne Schloß und Thüre zu verletzen und ohne entdeckt zu werden, bis Hyrieus Schlingen auf die Goldkisten legte. Man fand Agamedes' Kopf in der Schlinge, den Trophonios, um nicht als Mitschuldiger verrathen zu werden, vom Körper getrennt hatte. An der Grube des Agamedes im Haine zu Lebadeia, wo eine Säule errichtet war, wurde Trophonios von der Erde verschlungen [5]). Vergl. die Art. **Agamedes** und **Trophonios**. In der doppelten Ableitung des Namens Hiereus und seiner Nachkommenschaft liegen die Sätze: Den Regen spendet die Natur, die Fruchtbarkeit der Erde; aber der Reichthum verleitet auch und tödtet. Die Stadt Hyria erfreuet sich durch ihre Ahnen eines eigenthümlichen Vorzugs, des Regens. Dieser entspringt in den Bergen. Atlas ist vorzugsweise der Berg, er zeugt mit Pleione die Pleiaden;

†††) Vergl. *Amm. Marcellin.* XIV, 2. not. X, ed. *Gronov.*
*) Metam. VII, 781 sq. **) c. 12.
1) *Apollod.* III, 10, 3. Die Lesart *Ὑριέα* bestätigt Schol. zu Il. XII, 488. *Eratosth.* 23. *Ἀλκυόνην, ἐξ ἧς Ὑριεύς* ist auch richtig, nur war Hyrieus nicht Sohn, sondern Enkel der Alkyone. Und so irrt auch *Hygin.* fab. 157. Not. 5, 7 und fab. 197. 2) *Eustath.* zu Il. II, 496. *Parthen.* Erot. 20. *Strabon.* IX, 404. 3) *Apollod.* l. c. und dazu *Heyne*, Observ. p. 278. 4) *Antonin. Lib.* 25. ed. *Teucher.* p. 109. Schol. zu Il. XVIII, 486. *Ovid.* Fast. V, 499. *Palaephat.* c. 5. *Hygin.* Astron. Poet. II, 34. *Servius* zu *Aen.* I, 535, welcher Önopion als Vater nennt. 5) *Pausan.* IX, 37, 3. und dazu *Siebelis*, Annotatt. T. IV. p. 125.

Orion, der Bergmann, liebt die Regennymphen und zeugt den H. [6]). Die Stadt Hyria nimmt H. zum Stammvater, als Sohn des Atlas, und gibt ihm zur Schwester Äthusa [7]), und sein Sohn ist wieder Orion [8]). Hyrieus, vielleicht ein Zeidler, ein Bienenmann, von *ὑρον, ὕριον*, der Bienenkorb. In seinen Nachkommen: Orion, Metioche, Menippe, den koronidischen Jungfrauen, welche feierlich sich zu Opfern darbieten, die erinnischen Götter zu sühnen, spielen ähnliche Begriffe [9]). (*Schincke.*)

HYRINSALMI, ein ansehnliches Kirchspiel im uleåborger Kreise der Statthalterschaft Finnland in Rußland, mit mehren armseligen Dörfern, die von Finnen und einzelnen Schweden bewohnt werden. Vergl. **Cajana**. (*J. C. Petri.*)

HYRKAN, HYRKANOS, Namen zweier makkabäischen Fürsten, welche man gewöhnlich durch Zahlen (Hyrkan I. und Hyrkan II.) unterscheidet. Dem Erstern, vollständiger Johannes Hyrkan genannt, einem Sohne Simon's und Enkel des Mattathias, gelang es, die Abhängigkeit des jüdischen Volks von der syrischen Herrschaft radical zu vernichten, und zur selbständigen politischen Entwickelung einen dauernden Grund zu legen. Der Andere, Hoherpriester und König der Juden, ist merkwürdig wegen seiner Schicksale; er fällt als der letzte Sproß des herrlichen makkabäischen Hauses durch Anstiftn des Herodes. Das Nähere s. unter **Makkabäer**. (*A. G. Hoffmann.*)

HYRKANIA, eine Landschaft des persischen Reichs (Reichs Iran), nordwärts vom kaspischen See (hyrkanisches Meer in der Südosthälfte), westwärts durch das medische Gebirgsland, südwärts durch das persische Grenzgebirge (Koroni), ostwärts durch das Bergland von Margiana begrenzt, demnach das gegenwärtige Masanderan nebst einem Theile von Khorasan (Kurkan und Dahestan). Herodot (IV, 33) und Ptolemäus (VI, 9) schildern Hyrkania als ein Bergland, Arrian (III, 23) und Strabon (XI, 49) aber als ein von Bergen umgebenes Flachland; ein Beweis, wie wenig die Alten dies Land kannten, obgleich die östlichern Landstriche ihnen genau bekannt waren. Der Haupttheil des alten Hyrkaniens bildet das östliche Stufenland der Hochebene von Iran; flach ist nur der Küstenstrich am kaspischen See, der übrige Theil (Alboursgebirge) bergig und waldig. Die Fruchtbarkeit des Landes, erhöht durch die Feuchtigkeit des kaspischen Sees, rühmen die Alten und bestätigen die Neuern. Über die Geschichte und Geographie Hyrkaniens s. außer den angeführten Schriftstellern *Amm. Marcell.* XXIII. *Joseph.* de bell. jud. VII, 27. (*Benicken.*)

HYRKANISCHES MEER, **Hyrcanium mare**, hieß in den ältern Zeiten das kaspische Meer (s. d. Art.). (*J. C. Petri.*)

HYRMINA (*Ὑρμίνα*), von Stephanus *Ὑρμήνη* geschrieben, ein altes, von Homer (Il. II, 616) erwähntes Städtchen in Elis, welches zu Strabon's Zeit nicht

6) *Pindar.* Nem. 2, 16. 7) *Apollod.* III, 10, 1. 8) Schwenck, Etymol. mythol. Andeutungen. S. 320. 9) Creuzer, Symbol. 2. Ausg. 2. Th. S. 381 fg.

mehr vorhanden war, wurde von ihm (Lib. VIII. p. 341) auf eine felsige Landspitze, nahe bei der Stadt Kyllene, gesetzt. Diese Landspitze hieß zu seiner Zeit Hormina und Hyrmina. Plinius (IV, 5) erwähnt sie, aber unstreitig als Antiquität. (*Kanngiesser.*)

HYRMINE (Ὑρμίνη), Tochter des Epeus und Schwester des Aktor [a]), oder des Neleus oder des Nykteus [b]), oder des Epochos [c]). Sie vermählte sich mit Phorbas und ward Mutter des reichen Augeas [d]). (*Schincke.*)

HYRNETHO (Ὑρνηθὼ), Tochter des Herakleiden Temenos [1]) in Argos, welche er mehr als seine Söhne Agelaos, Eurypylos und Kallias liebte, und dem Deiphontes, einem Sohne des Antimachos und Nachkommen des Herakles, da dieser ihm bisher im Kriege beigestanden und ihn in Regierungsangelegenheiten berathen hatte, zur Gattin gab [2]). Bei seinen Söhnen gerieth er in den bösen Verdacht, er werde dem Deiphontes auch den Thron abtreten. Sie verschworen sich daher gegen den Vater, und Keissos, der älteste unter ihnen [3]), setzte sich selbst auf den Thron. So Pausanias. Nach Apollodor entfernte Temenos seine Söhne und blieb im Hause des Deiphontes. Seine Söhne bestachen die Titanen [4]), ihren Vater umzubringen, und doch kamen sie nicht, sondern Deiphontes durch seine Krieger auf den Thron. (*Schincke.*)

Hyrnir, s. **Himmel**.

HYRPAKE, eine Tochter des Boreas, mit Chloris, Arkturos' Tochter, gezeugt. Ihre Mutter soll von Boreas geraubt nach einem Hügel, Niphas — Schneehügel, Schneeberg — getragen worden sein, der vorher Kaukasos geheißen und später Boreas' Brautlager. Soll etwa der einfache Gedanke: Auf den Winter der Sommer, oder umgekehrt, versinnlicht werden? Offenbar ein späterer Mythos. Natalis Comes *) will ihn aus Kleanthes' (von Assos oder aus Pontos?) Schrift: De motibus, entlehnt haben. (*Schincke.*)

Hyrrokin, s. **Hirrokin**.

HYRSACINA wird von Skylax (p. 40) als eine Stadt in Kreta angeführt. Diesen Namen verwandelte Meursius (Creta p. 40) in Ὑρτακῖνα, im Vertrauen auf Stephanus Byz., der Ὕρτακος und Ὑρτακῖνος als eine Stadt in Kreta aufstellt. Er verwirft daher auch das Ἀρτακῖνα bei Ptolemäus und hält bei Skylax und Ptolemäus nur Hyrtacina für die rechte Lesart. Nach Ptolemäus lag die Stadt bei Aptera auf der nordwestlichen Küste der Insel. (*Kanngiesser.*)

HYRSSTEIN, HERSSTEYN, HERSTEIN, ein ehedem sehr festes, gegenwärtig aber in Ruinen liegendes Grenzschloß, von dem heutzutage ein runder Thurm der einzige Überrest ist. Es gehört zur fürstlich Trautmannsdorf'schen Herrschaft Bischof-Teinitz im Klattauer Kreise des Königreichs Böhmen, ist das Stammschloß der Herren von Herstein, und wurde zur Zeit der Hussitischen Unruhen von den Taußern zerstört. Im J. 1329 brachte Johann IV. von Dražicž, Bischof von Prag, dieses Schloß sammt Karlsberg, oder wie Andere wollen, Hirschberg, an sich. Von der Höhe des Berges, auf dem jetzt diese Ruinen sich zeigen, hat man eine sehr umfassende, schöne Aussicht auf viele Meilen in die Runde. (*G. F. Schreiner.*)

HYRTAKOS, welcher zu Arisbe in der Landschaft Troas am Flusse Selleis wohnte [1]), vermählte sich mit Arisbe, Priamos' erster Gemahlin [2]), an deren Stelle später Hekabe trat. Einer seiner Söhne war Asios [3]), ein anderer der bekannte Nisos, von welchem, wie von Euryalos, Virgil [4]) eine herrliche Episode einwebt [5]). (*Schincke.*)

Hyrynsalmi, s. **Hyrinsalmi** und **Cajana**.

Hysan, s. **Heysan**.

HYSE, HÜSE, ein den Finnen, wie Loke den Skandinaviern, furchtbarer Gott, des Riesen Salewa's Sohn, roh und wild. Er fing Bären und reißende Thiere und machte sie zahm, behandelte aber auch nach dem finnischen Glauben die Menschen so grausam, wie die Thiere. Er wohnte an einem furchterregenden Ort und wünschte ein Finne dem andern Böses, so sagte er: Geh zu Hyse! Die Hornisse war ihm geweiht *). (*Schincke.*)

HYSIAE (Ὑσιαί, bei Stephanus Ὑσία), in ältern Zeiten eine nicht unberühmte Stadt in Böotien, am Fuße des Kithäron, östlich von Platää, eine Colonie der Stadt Hyrie, von Nykteus, wie Pausanias (IX, 2), von Hyrieus, wie Stephanus Byz. angibt, erbaut, war zur Zeit des Pausanias zerstört. In den Trümmern waren merkwürdig ein halbvollendeter Tempel des Apollon und ein heiliger Brunnen, der vormals denjenigen, die daraus tranken, die Gabe der Weissagung verliehen haben soll [a]). Ein Flecken (Δῆμος), Hysiä genannt, lag in Attika, nicht weit von der Grenze gegen Böotien bei dem befestigten Önoe [b]). Ein drittes Hysiä war eine Stadt in Argolis, zwischen Argos und Tegea gelegen, bei welcher die Spartaner 669 v. Chr. eine Niederlage von den Argiven erlitten, sie aber im J. 417 eroberten und zerstörten. Pausanias (II, 24) sah nur Spuren davon [c]). (*Kanngiesser.*)

HYSIOS (Ὕσιος) heißt Apollon, weil er zu Hysiä in Böotien, nördlich vom Kithäron, wo jetzt die Dörfer Gondora und Velia liegen, in einem Tempel verehrt wurde, der halb vollendet war. Neben demselben ist ein Brunnen, dessen Wasser die Trinkenden zu Orakeln begeisterte, wie man in der Gegend glaubte †). (*Schincke.*)

Hyskloi, s. **Eneuskloi**.

---

a) *Pausan.* V, 1. b) Schol. *Apollon.* I, 112. c) *Eustath.* p. 303. d) *Pausan.* l. c.

1) *Pausan.* II, 19, 1. *Apollod.* II, 8, 5. Τήμενος. *Plutarch.* Quaest. gr. p. 182. *Froben.* c. 48. und *Suidas* Τήμενος. *Aldus* Τίμενος. 2) *Pausan.* l. c. 3) *Pausan.* II, 28. 4) *Heyne* ad *Apollod.* l. c. Τιτᾶνας mira corruptela, in promptu est corrigere cum Fabro πείθουσί τινας, nisi latet Τιτανίους ex Titania, Sicyonii agri oppido. Nam fuit ἡ Τιτάνη et τὰ Τίτανα. At quis sine alia aucteritate talia praestet!

*) VIII, 12. ed. Francof. 1596. p. 337.

1) *Hom.* Il. II, 837, 838. 2) *Apollod.* III, 12, 5. 3) *Apollod.* l. c. 4) *Aen.* IX, 176—449. 5) *Heyne* zu *Aen.* IX, 176.

*) Mone, Gesch. d. Heidenth. 1. Th. S. 56.

a) *Herodot.* IX, 15. *Thucyd.* III, 24. *Strabo.* IX. p. 404. b) *Herodot.* V, 74. c) *Thucyd.* V, 83. *Diodor.* XII, 81.

†) *Pausan.* IX, 2, 1.

HYSMINE (Ὑσμίνη), oder, wie Homer zweimal hat, Ὑσμίν [1]), eine Tochter der Eris und Enkelin der Nyx [2]). Alle von Eris Geborene erscheinen als traurige Folgen der Zwietracht in häuslichen und bürgerlichen Angelegenheiten, und heißen mit Recht Nachkommen der Nacht. (*Schincke.*)

HYSPRIATIS, älterer Name einer Landschaft in Armenien, angeblich jetzt Ispira. (*R.*)

Hyssant-Schin, s. Heysan.

Hyssens, s. Huyssens.

Hysson, s. Heysan.

HYSSOPUS *L.* (Ysop). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Labiaten, und der ersten Ordnung der 14. Linné'schen Classe, deren Charakter gegeben wird durch einen gleichförmigen, fünfgezähnten Kelch, eine zweilippige Corolle mit zwei Lappen oben, und drei oder vier Lappen unten, und durch Staubfäden, welche von einander ab- und aus der Corolle herausstehen, und zweifächerige Antheren tragen. 1) **H. officinalis** *L.* Sp. pl., mit vielblumigen, in den Blattachseln stehenden, einseitigen Blüthenbüscheln, aufrechten, fast gleichen Kelchzähnen, zweilappigem, glattrandigem Mittellappen der Unterlippe und lanzettförmigen Blättern. Diese Art, welche im südlichen Europa und Sibirien wächst, ist, wie viele andere Pflanzen dieser Familie, officinell. Abb. *Jacqu.* austr. t. 254. 2) **H. angustifolius** *M. B.* taur. cauc., mit wenigblumigen, in den Blattachseln stehenden, einseitigen Blüthenbüscheln, offenstehenden, ungleichen Kelchfetzen, zweilappigem, glattrandigem Mittellappen der Unterlippe, und linienförmigen Kelchen. In Taurien und Kaukasien. (H. orientalis *W.* Enc.) 3) **H. Lophanthus** *L.* Sp. pl., mit afterdoldigen, in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen, feingekerbtem größtem Lappen der umgekehrten Corolle, und fast herzförmig-ablangen, stumpfen, gekerbten Blättern. Im nördlichen China. Abb. *Jacqu.* Hort. vindob. t. 182. 4) **H. nepetoides** *L.* Sp. pl., mit ährenförmigen, verlängerten Blüthenwirbeln, feingekerbtem Mittellappen der Unterlippe, Griffeln, welche kürzer sind als die Corollen, und fast herzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, spitzgezähnten Blättern. In Nordamerika. Abb. *Jacqu.* Hort. vindob. t. 69. 5) **H. scrofularifolius** *W.* Sp. pl., mit ährenförmigen, verlängerten Blüthenwirbeln, gekerbtem Mittellappen der Unterlippe, Griffeln, welche länger sind als die Corolle, und herzförmig-eiförmigen, langzugespitzten, stumpfgezähnten Blättern. Ebenda. S. *Spr.* Syst. II, 721. H. **ocimifolius** *Lam.* ist Elsholtzia **cristata** *W.* und **H. cristatus** *Lam.* = Elsh. **paniculata** *W.* (*Sprengel.*)

Hyssopus officinalis *L.*, Ysop, wird bei uns in Gärten cultivirt, die Blätter riechen im frischen Zustande angenehm würzig, schmecken zugleich mild bitterlich, und behalten auch getrocknet etwas Arom. Frisch destillirt geben sie ein liebliches Wasser, aber in 12 Pfund, nach Lieblein, nicht mehr als zwei Drachmen Ätheröl. Hänle erhielt $\frac{1}{150}$ — $\frac{1}{100}$ Öl, harzigen und gummigen Extractivstoff, nebst etwas Kampher. Vermöge seiner auflösenden und magenstärkenden Kräfte hat man den Ysop innerlich bis jetzt fast einzig bei Brustleiden, Schleimanhäufungen in den Lungen, leichten Katarrhen und feuchtem Asthma angewendet, theils nur für sich, theils mit andern ähnlichen Mitteln, als Theeaufguß, äußerlich aber zu Gurgelwassern bei leichten Halsbeschwerden, und zu Breiumschlägen bei leichten Entzündungen und Sugillationen.

1) **Aqua Hyssopi** *Bor.* et *Hass.*, ein kräftiges Vehikel für Brusttränkchen.

2) **Oleum destill. Hyssopi**, ein aus Kraut und Blüthe bereitetes, frisch grüngelbliches, durchdringend riechendes, sehr scharf, etwas kampherartig schmeckendes Öl, das mit der Zeit roth wird, und, lange aufbewahrt, sich bräunt; nach Hasse bildet es mit rauchender Salpetersäure unter Prasseln ein Schmierharz. Man hat es zu zwei bis drei Tropfen zur Beförderung des Lungenauswurfs, und bei Flatulenzen empfohlen. Ein Pulver aus vier Tropfen desselben, Arrow-Root und Zucker, von jedem sechs Drachmen, alle zwei Stunden einen Theelöffel mit Milch oder Wasser, rühmt Schneider als sehr wirksam in hartnäckigem, nicht entzündlichem Husten und in Engbrüstigkeit, auch als erleichternd im frühern Stadium der Lungensucht, bei ermattenden Nachtschweißen mit vier Tropfen Ol. Salviae versetzt. (*Th. Schreger.*)

HYSSOS, HYSSUS, nach Arrian (Peripl. Pont.) 1) Fluß in Kolchis, welcher 180 Stadien von Trapezus in den Pontus Euxinus mündete; 2) ein Hafen bei der Mündung des Flusses H. (*R.*)

HYSTASPES (Ὑστάσπης), **HYSTASPAS**, auch wol **HYDASPES** und **HISTASPES**, wird von einigen Kirchenvätern im 2. bis 4. Jahrh. als ein alter morgenländischer Weiser erwähnt, und von seinen Weissagungen behauptet, daß sie neben den Sibyllinen von den Christen gelesen würden [1]). Nach Justinus Martyr war darin der Untergang der irdischen Dinge durchs Feuer, und nach Lactanz die totale Vernichtung des römischen Reiches verkündigt, nach Clemens von Alexandrien aber der Kampf Christi und seines Reiches gegen die Könige der Erde. Nach Justin suchten die Dämonen das Lesen dieser Schriften zu hintertreiben, um die Menschen in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Über die Sprache, worin diese Orakel geschrieben waren, sowie über ihre Beschaffenheit, ihren Umfang, ihre Anordnung rc., herrscht völliges Stillschweigen. Indessen waren sie höchst wahrscheinlich griechisch verfaßt, wie bereits Ch. W. F. Walch [2]) mit Recht annahm. Über die Person des Hystaspes selbst sprechen sich Justin und Clemens nicht weiter aus; Lactanz aber bezeichnet ihn als einen alten, noch vor dem trojanischen Kriege lebenden, medischen König,

---

1) s. Schneider's Wörterb. unt. Ὑσμίνη. 2) *Hes.* Theog. 228.

1) *Justin. Martyr.* Apolog. I. No. 20. p. 55 der Maran. Ausg. oder Cap. 27. p. 38 der Grabe'schen. *Clem. Alex.* Stromata L. VI. cap. 5. (p. 761 der Potter'schen Ausgabe). *Lactant.* diviaar. Institutt. L. VII. cap. 15. 18. Epitom. No. 12. (T. I. p. 562. T. II. p. 69 der Ausg. von Dufresnoy. p. 649, 654 und 707 der Ausg. von Spark). 2) De Hystaspe ejusque vaticiniis apud patres in den Commentatt. Societ. reg. scientiar. Gotting. Vol. II. p. 12.

und meint, der Fluß Hydaspes habe von ihm seinen Namen erhalten. Von Herodot [3]) und Xenophon [4]) wird bekanntlich ein Hystaspes als tüchtiger Krieger und als Vater des ersten Darius genannt, aber daß derselbe Mann auch die Zukunft zu enthüllen verstanden habe, davon findet sich bei jenen unterrichteten Historikern gar keine Spur. Ammianus Marcellinus [5]) bezeichnet Hystaspes als weisen König und Vater des Darius, und berichtet, es habe derselbe nach Zoroaster die Wissenschaft der Magie wesentlich gefördert. Bei seinem kühnen Vordringen in unbekannte Gegenden Oberindiens sei er durch weise Brahmanen mit den Gesetzen der Natur und den Gebräuchen einer reinen Gottesverehrung bekannt geworden, und habe die Kunde davon zu den Magiern seines Landes gebracht. Der genannte Historiker gibt nicht nur die Quelle, aus welcher er seine Nachrichten schöpfte, keinesweges an, sondern läßt auch zweifelhaft, wie weit er seine Vermuthungen darauf einwirken ließ. Walch [6]) ist überzeugt, daß er im Wesentlichen die Überlieferungen von Persern seiner Zeit vor Augen gehabt. Agathias [7]), ein Byzantiner des 6. Jahrh., gibt zu verstehen, daß H. bei den damaligen Persern als Zeitgenosse des Zoroaster betrachtet worden sei. Die Identität des H. mit dem Könige Guschtasp, welche vermuthet und behauptet worden ist, gab Veranlassung, alles das auf ihn zurückzuführen, was die persische Sagengeschichte über König Guschtasp und seine Verbindung mit Zerduscht darbot [8]). (*A. G. Hoffmann.*)

HYSTERA, s. Gebärmutter. Ὑστέρα, eigentlich später an der Zeit kommend, der hintere, letztere, untere, weil die Gebärmutter eins der untersten Eingeweide im weiblichen Körper ist. Ursprünglich bedeutet wol Hystera wie Uterus nur einen Schlauch, Stengel u. dergl., den man hinten auf dem Rücken oder unter dem Kamele rc. befestigte (s. Kraus' krit. etym.-med. Wörterbuch. [Göttingen 1826.] S. 434). Hystera, Hysteron, τὸ ὕστερον, τὰ ὕστερα, das Nachfolgende, die Nachgeburt, Secundinae. (*Wiegand.*)

HYSTERALGIA (von ὑστέρα, Gebärmutter, und ἄλγος, Schmerz), der Gebärmutterschmerz, jeder von der Gebärmutter ausgehende Schmerz, auch jedes Leiden der Gebärmutter. (*Wiegand.*)

HYSTERATRESIA (von ὑστέρα, Gebärmutter, und ἄτρητος, nicht durchbohrt, ohne Öffnung), das Verschlossensein des äußern Muttermundes, auch das Verwachsensein des Mutterhalses, oft bei fühlbarem äußerem Munde (Verwachsung des Muttermundes, Atresia uteri); bei Einigen bezeichnet auch Hysteratresia die Verwachsung der Scheide (Atresia vaginae). (*Wiegand.*)

HYSTERELOSIS, HYSTERHELOSIS (von ὑστέρα, Gebärmutter, und ἑλώσις, Drehen, Umdrehen, Verdrehen), die Umbeugung oder Umkippung der Gebärmutter, Inversio s. Intorsio, s. flexio completa uteri, Metrocampsis; s. Gebärmutterbeugung. (*Wiegand.*)

HYSTERERGIA (von ὕστερος, später kommend, und ἔργειν, wirken), die erst später eintretende Wirkung von Etwas, die Nachwirkung einer Arznei oder einer Cur rc. (*Wiegand.*)

Hysterhelosis, s. **Hysterelosis.**

HYSTERIE, die Mutterkrankheit, die Mutter, das Aufsteigen der Mutter, das Mutterweh, das hysterische Übel, die schwachen Nerven, die Nervenkrankheit, die Mutterbeschwerde, Mutterplage, Mutterstaupe; **Malum hystericum, Hysteria, Hysteris, Uteri adscensus, Morbus strangulatorius, Suffocatio uterina, Hysteralgia, Passio hysterica, Uteri dolor, Hysterergia medica, Vapores uterini, Dispnoea hysterica, Melancholia nervea etc.**, Französisch: **Les Vapeurs, le Mal de Mère, l'Affection hysterique etc.**, ist ein trauriges großes Übel und dem schönen Geschlecht in der Zeit der Mannbarkeit und im mittlern Alter gemein, welches bei demselben selten vor dem 16. und auch selten nach dem 50. Jahre einzutreten pflegt.

Es beruht diese Krankheit auf Schwäche im Organismus, vorzüglich aber auf Schwäche des Nervensystems. Nebst dieser Schwäche besitzen Hysterische eine ungemein große Empfänglichkeit für Reize; die geringste Ursache, die ein anderes Frauenzimmer gar nicht afficiren würde, kann bei einer Hysterischen gefährliche Einwirkungen haben, und die Zufälle hervorbringen. Nebst dem, daß Hysterische so leicht von verschiedenen Reizen afficirt werden, haben sie auch von manchen reizenden Einwirkungen auf ihren Organismus ein ganz anderes Gefühl, als im gesunden Zustande. So riechen sie Sachen, die gesunde Körper für stinkend halten, äußerst gern, und finden daran eine wahre Labung. Beständig sind sie mit sich selbst beschäftigt. Geistiger innerer Reize voll, dünken sie sich viel mehr als andere.

Die Hysterie gibt sich durch folgende Erscheinungen zu erkennen: Durch allgemeine Mattigkeit, Niedergeschlagenheit, Verdrießlichkeit, Melancholie, Gram, Kummer und allerlei den Geist der Kranken beunruhigende Besorgnisse. Bisweilen sind sie ohne alle Gelegenheitsursache extrem, oder gar ausgelassen lustig; bald darauf werden sie aber auch wieder ebenso traurig und niedergeschlagen, als sie vor Kurzem ausgelassen waren. Dieses kann sich bei ihnen zu jeder Zeit, selbst in der angenehmsten Gesellschaft, ja sogar bei der Musik und im Geräusche des Tanzes ereignen, und dieses Lustigsein ist nicht selten ein Vorbote des nahen Paroxysmus.

Die Augen der Hysterischen werden mannichfaltig afficirt, ebenso das Gehör, die Geruchs- und Geschmacksorgane. Die Respiration ist beengt, schmerzhaft, beschwerlich, oft unterbrochen, besonders wenn die zu dieser Ver-

3) Histor. I, 209 sq. 4) Cyropaed. L. IV. cap. 2. §. 46. VII. cap. 1. §. 19. cap. 4. §. 8. VIII. cap. 4. §. 9. 5) Rer. gestar. L. XXIII. cap. 6. 6) l. c. p. 13. 7) De imperio Justin. L. II. p. 60. (in edit. scriptt. Byzantin. Paris.) 8) Vergl. besonders *Stanleji* Histor. philos. P. XIV. philosoph. Persar. cap. 2. *Fabricii* biblioth. Graeca, Vol. I. p. 93 sq. (p. 108 ed. *Harless.*) *Jac. Bruckeri* Hist. crit. philos. P. I. p. 158. (ed. 2. p. 156.) Walch a. a. O. Theilweise auch *Hyde*, De religione Vet. Pers. cap. 23. *Dav. Blondel*, Des Sibylles célèbres. L. I. chap. 5 et 26. *Pet. Petit*, De Sibylla. L. III. cap. 17. (p. 402 sq.) *Is. Vossius*, De Sibyllinis aliisque — — oraculis. (Lugd. Bat. 1680. 12.) p. 57 et 64 sq.

richtung mitwirkende Muskeln durch Krämpfe constringirt werden. Die Circulation ist gestört, im Herzen geschehen die wunderlichsten Bewegungen. Manchmal ist es, als wenn etwas Lebendiges auf dem Herzen lief, welches sie scherzweise ihre Maus nennen. Manchmal haben sie äußerst heftiges und öfteres Herzklopfen. Manche spüren einen Druck, andere etwas Schmerzendes auf dem Herzen, als wenn an demselben genagt würde. Manche werden sehr leicht aus dem Schlafe geweckt, und geschieht dies gar durch ein Gepolter oder andern Lärm, so erschrecken sie so zu sagen zum Tode.

Die Verdauungsorgane sind schlecht conditionirt, und besonders leidet der Magen; alle klagen über Blähungen, Drücken und Aufstoßen. Der Bauch murrt und brummt und ein sehr charakteristisches Zeichen ist: solche Kranke empfinden eine Kugel, die sich im Bauche herumwälzt, zu dem Magen und in den Schlund hinaufsteigt und dort Erwürgung droht (**Globus vel nodus hystericus**), wahrscheinlich von einem Krampf in den leidenden Theilen. Auf dem Wirbel ereignet sich noch bei Manchen ein nur in einem oft kleinen Umfange sich ausbreitender Kopfschmerz, meistentheils nach der großen Fontanelle zu (**Clavus hystericus s. Ovum hystericum**), der auch wirklich mit dem Einklopfen eines Nagels an dieser Stelle viel Ähnliches hat. Zu diesem Kopfschmerze gesellt sich noch eine Kälte des Hinterhauptes. Es entstehen Schmerzen im Darmkanale, welche mit dem Namen der hysterischen Kolik belegt werden. Die Gedärme werden bisweilen so heftig durch Krämpfe zusammengeschnürt, daß ganz und gar keine Blähungen nach Unten abgehen können, und wegen des heftigen Widerstandes, welchen der krampfhaft zusammengezogene Schließmuskel des Afters leistet, nicht einmal ein Klystier beigebracht werden kann.

Nebst diesen Symptomen ist endlich noch der schlimmste und Hauptzufall zu bemerken, nämlich der hysterische Anfall (**Paroxysmus hystericus**), welcher periodisch ist und sich nach Umständen mehr oder weniger heftig und frequent einstellt. Dieser, sowie die Krankheit selbst, haben ihre gelindern und höhern Grade, und in Letztern sind oft die stärksten Arzneimittel nöthig, ja manchmal nicht einmal vermögend, die Zufälle zu sistiren. Die Hysterie und ihre heftigen Paroxysmen sind es, welche die Alten und auch noch Neuere, an Besessensein mit dem Teufel und an Hexereien glauben machten.

Viele Ärzte halten Hysterie und Hypochondrie für einerlei; was bei Männern Hypochondrie ist, behaupten sie, ist bei Frauenzimmern Hysterie. Andere unterscheiden beide Krankheiten von einander. Die nächste Ursache der Hysterie ist größtentheils Schwäche des ganzen Organismus, verbunden mit einem hohen Grade von Sensibilität. Die übrigen prädisponirenden sowol als Gelegenheitsursachen sind: Schwächlicher, laxer Körperbau, zu große Anstrengung und Überspannung des Geistes, Schwärmerei, Romanlesen, zärtliche Gefühle erregende Potenzen, Gemüthsaffecte deprimirender Art, Schrecken, Angst, sitzende und in feuchten Zimmern zugebrachte Lebensart, Ausschweifungen in der Liebe, Onanie, chronische Diarrhöen, Misbrauch starker Purganzen, langfließende profuse Reinigung, zu häufiges Aderlassen, zu langes Kinderstillen, langdauernde Lochien, erschlaffende warme Getränke, mehrmaliger Abortus, Hämorrhagien aller Art, Bleichsucht, langer weißer Fluß, erhöheter, nicht befriedigter Geschlechtstrieb, Überreiz der Nerven ꝛc. (*Schneider.*)

Hysterismus, s. **Hysterie**.

HYSTERITIS (von ὑστέρα, Gebärmutter), die Entzündung der Gebärmutter, **Metritis**, Gebärmutter- oder Mutterentzündung. (S. d. Art.) (*Wiegand.*)

HYSTERIUM *Tod.* **Fung. megap.** ist eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Kernschwämme (Markpilze, **Myelomycetes**), der natürlichen Familie der Pilze, deren Charakter in einem ablangen, oder langgezogenen Schlauchbehälter, der der Länge nach aufklafft, und in aufrechten, röhrenförmigen Schläuchen besteht.

I. **Hysteria**, welche auf Holz wachsen: 1) **H. quercinum** *Pers.* Syn., hin und hergebogen, Anfangs geschlossen, schwärzlich und mit aschgrauem Reif überzogen, dann aufklaffend, mit breiter, blaßfarbiger Spalte. Diese Art bricht durch die Rinde von Eichen- und Haselnußzweigen. (**H. nigrum** *Tod.* l. c. **Sphaeria collapsa** *Sowerb.* Engl. fung. t. 373. f. 3. **Triblidium quercinum** *Pers.* Mycol. eur. **Cenangium quercinum** *Fr.* Syst.) 2) **H. Rubi** *Pers.* Obs., hervorbrechend, langgezogen, an beiden Enden zugespitzt, gestreift, sammetschwarz, inwendig aschgrau, mit keulenförmigen Schläuchen. Auf Brombeerzweigen. Abb. *Grev.* Crypt. scot. t. 24. (**Hypoderma virgultorum** *Cand.* Fl. fr. **Hyst. acuminatum** *Fr.* Act. holm. auf Buchenzweigen ist eine Abart.) 3) **H. Sambuci** *Schum.* Saell., hervorbrechend, ablang, an beiden Enden zugespitzt, rothbraun, mit geschwollenen Spalträndern. Auf Fliederzweigen. Abb. Fl. dan. t. 1860. f. 3. 4) **H. pulicare** *Pers.* Syn., oberflächlich, elliptisch, glatt, gestreift, sammetschwarz, mit stumpfen Spalträndern, und linienförmiger Spalte. Auf der Rinde verschiedener Bäume. Abb. *Nees* Syst. f. 302. (**H. elongatum** *Wahlenb.* lapp., **aggregatum** *Cand.* Fl. fr. und **ellipticum** *Fr.* Obs. sind Abarten.) 5) **H. contortum** *Ditm.* (in *Sturm* Fl. germ.), hin und hergebogen, langgezogen, convex, fast runzelig, schwarz, inwendig weißlich, mit cylindrischen Schläuchen. Auf der Oberfläche der Fichtenzweige. (**H. tortile** *Schwein.* Syn. fung. carol. in Act. Soc. nat. cur. Lips. und **biforme** *Fr.* Obs. sind Abarten.) 6) **H. Castaneae** *Schwein.* Syn. fung. carol., niedergedrückt, ablang, stumpf, schwarz, mit offenstehenden, sehr dünnen, innerhalb braunen Spalträndern. Auf der guten Kastanie. 7) **H. lineare** *Fr.* Act. holm., zusammengedrängt, fast in die Oberfläche eingetaucht, linienförmig, parallel, schwarz, mit etwas geschwollenen, glatten Spalträndern und linienförmiger Spalte. Auf verschiedenen Hölzern. (**H. angustatum** *Pers.*, *Nees* Syst. f. 303. ?) 8) **H. Fraxini** *Pers.* Syn., linienförmig, ablang, sammetschwarz, mit geschwollenen, aschgrauen Spalträndern, inwendig weiß. Auf der Oberfläche von Eichen- und Eschenholz. Abb. *Grev.* Crypt. scot. t. 233. (**Sphaeria sulcata** *Bolt.* Hist. t. 124. **H. varium** *Fr.* Obs.) 9) **H. rufulum** *Spr.* Act. holm., hervorbrechend, ablang, braunroth, mit geschwollenen, querüber gestreiften

Spalträndern und braunröthlicher Spalte. An Baumzweigen auf Portorico. 10) H. rufescens *Schwein.* l. c., zusammengedrängt, langgezogen, zusammengedreht, rothbraun-schwärzlich, mit eingebogenen Spalträndern. Bricht aus der Rinde verschiedener Bäume in Carolina hervor. 11) H. acutum *Schum.* Saell., elliptisch, schiffförmig, mit geschwollenen, braunrothen Spalträndern und schwärzlicher Spalte. Auf der Oberfläche der Fliederrinde. Abb. Fl. dan. t. 1860. f. 1. (Cenangium acutum *Fr.* Syst.) 12) H. elatinum *Pers.* Syn., hervorbrechend, unförmlich, gekrümmt, runzelig, sammetschwarz, mit von einander abstehenden Spalträndern. Auf Baumzweigen. (Lichen elatinus *Ach.* Prodr. H. crispum *Pers.* Syn. Ic. pict. t. 9 f. 1. und H. Ledi *Fr.* Obs. sind Abarten.) 13) H. Smilacis *Schwein.* l. c., eingewachsen, schlank, linienförmig, fast höckerig, sammetschwarz, mit glatten, schmalen Spalträndern. Auf den Zweigen der Smilax rotundifolia in Carolina. 14) H. Corni *Kunz.* (et *Schmidt* exs.), fast eingewachsen, elliptisch-ablang, widerscheinend-sammetschwarz, querüber gestreift, mit zusammenstoßenden Spalträndern. Auf den Zweigen des Flieders und der Cornus alba.

II. Hysteria, welche auf Blättern, Halmen und Stengeln wachsen: 15) H. gramineum *Pers.* (*Grev.* Crypt. scot. t. 87.), ablang-linienförmig, convex, glatt, sammetschwarz, mit aschgrauen, klaffenden Spalträndern. Auf den Halmen und Blättern verschiedener Gräser. (H. culmigenum *Fr.* Obs. II. t. 7. f. 3.) 16) H. arundinaceum *Schrad.* (Bot. Journ. II. t. 2. f. 3.), oval, niedergedrückt, runzelig, opak, braunroth-schwärzlich, mit zuletzt klaffenden Spalträndern. Auf den Halmen und Blättern des Schilfrohrs. (Xyloma Arundinis *Rebent.* neom. Hypoderma arundinaceum *Cand.* Fl. fr.) 17) H. scirpinum *Fr.* Act. holm., langgezogen, gerade, niedergedrückt, sammetschwarz, mit parallelen, in der Mitte zu einem Kamm erhobenen, zuletzt offenstehenden und abfallenden Spalträndern. Auf den Halmen des Scirpus lacustris. (Hypoderma scirpinum *Cand.* Fl. fr. Sphaeria leptostroma *Ehrenb.* Sylv. berol.) 18) H. typhinum *Fr.* Syst., hervorbrechend, ablang, Anfangs von der Oberhaut bedeckt, dann nackt, mit geschwollenen Spalträndern. Auf den Blättern der Typha latifolia und angustifolia. Abb. *Pers.* Myc. eur. t. 2. f. 5 et 6. 19) H foliicolum *Fr.* Act. holm., hervorbrechend, oval, schwärzlich, mit grünlichgelber Spalte und geschwollenen Spalträndern. Auf den Blättern verschiedener Bäume. (Xyloma hysterioides *Pers.* Syn. Ic. pict. t. 10. f. 3 et 4. Hypoderma xylomoides *Cand.* Fl. fr., tumidum *Fr.* Syst. Hyst. rhomboideum *Ehrenb.* Sylv. ber. ist eine Varietät.) 20) H herbarum *Fr.* Syst., auf einem weißlichen Fleck eingewachsen, elliptisch, niedergedrückt, fast gerändert, schwarz, mit rußfarbener Spalte. Auf den Blättern der Maiblumen und anderer Kräuter. (H. maculare *Fr.* Syst. ist eine Abart.) 21) H. versicolor *Wahlenb.* (Lapp. t. 30. f. 5.), auf einem blaßfarbigen Fleck eingewachsen, oval, fast niedergedrückt, glatt, schwarz, wie mit Reif überzogen, mit rothbraunen Spalträndern. Auf Weidenblättern. 22) H. commune *Fr.* Syst., eingewachsen, ablang, an beiden Enden stumpf, opak, sammetschwarz, mit etwas runzeligen, zerbrechlichen Spalträndern und rußschwärzlicher Spalte. Auf den Stengeln verschiedener Kräuter. (H. artemisiae *Schum.* Saell.) 23) H. melaleucum *Fr.* Obs., hervorbrechend oval, glatt, schwarz, mit fast zusammenstoßenden, weißen Spalträndern. Auf den Blättern der Preißelbeere. Abb. *Grev.* l. c. t. 88. 24) H. oxycocci *Fr.* Syst., hervorbrechend, lanzettförmig, stumpf, schwärzlich, mit sehr schmalen, eingebogenen Spalträndern und grünlichgelber Spalte. Auf den Blättern der Moosbeere. 25) H. sphaerioides *Alb.* et *Schwein.* (Consp. t. 10. f. 3.), durchbrechend, halbkugelig, widerscheinend-sammetschwarz, mit doppelten Spalträndern, von denen der innere rußfarben ist. Auf den Blättern des Ledum palustre. 26) H. orbiculare *Ehrenb.* (Hort. berol. t. 20. f 15.), durchbrechend, halbkugelig, braunroth, mit weitaufklaffender Spalte. Auf den Blättern der Andromeda lycopodioides auf den Aleuten. 27) H. gracile *Ehrenb.* (l. c. f. 16.), von der Oberhaut bedeckt, linienförmig, ziemlich gerade, schwärzlich, zuletzt klaffend. Ebenda. 28) H. pinastri *Schrad.* (Bot. Journ. II. t. 3. f. 4.), eingewachsen, oval-ablang, glatt, schwärzlich, mit elliptischer, grünlichgelber Spalte. Auf Kiefernadeln. (H. limitatum Wib. *Werth.*) 29) H. juniperinum *Fr.* Act. holm., oberflächlich, etwas niedergedrückt, oval, widerscheinend, mit geschwollenen, sammetschwarzen Spalträndern, schmaler Spalte und fast keulenförmigen Schläuchen. Auf den Nadeln des Wachholders. Abb. *Grev.* Crypt. scot. t. 26. S. *Spr.* Syst. IV, 412. (*Sprengel.*)

HYSTEROCELE (von ὑστέρα, Gebärmutter, und κήλη, Bruch), der Gebärmutterbruch, Hernia uterina, Metrocele; s. Gebärmutterbruch. (*Wiegand.*)

HYSTEROCNESMUS (von ὑστέρα, Gebärmutter, und κνησμός, Jucken), das Jucken in der Gebärmutter oder an den äußern Geschlechtstheilen, meist mit Hitze im Innern und oft mit Leukorrhoe verbunden, der juckende Gebärmutterschmerz, Hysteralgia pruriginosa. (*Wiegand.*)

Hysterolites, Hysterolithen, Hysterolithes (Steinkinder und Uterinconcremente), s. Hysterolithus.

HYSTEROLITHIESIS, HYSTEROLITHIASIS, HYSTEROLITHOS (von ὑστέρα, Gebärmutter, und λίθος, Stein), die Steinbildung in der Gebärmutter, der Gebärmutter- oder Mutterstein (Calculus uteri, Induratio calculosa uteri). Vergl. Muttersteine u. unter Mole. (*Wiegand.*)

HYSTEROLITHOS, HYSTEROLITHUS, HYSTEROLITHI, HYSTEROLITHEN (von ὑστέρα, Gebärmutter, und λίθος, Stein), auch Hysteropetrae, Lapides hysterici, L. uterini, Venussteine, Muttersteine, Bunzensteine, Munzensteine, wurden Versteinerungen mancherlei Art genannt, in deren äußerer Form man einige Ähnlichkeit mit den äußern weiblichen Geschlechtstheilen zu entdecken glaubte [1]). So rechnete man dahin die Gykliolithen oder Fungien [2]), und insbesondere die in

1) *Bertrand* im Dictionnaire des fossiles, 267 u. im Traité des pétrifications, t. 57. f. 594. 2) *d'Argenville*, Oryctolo-

Grauwacke häufig vorkommenden Kerne verschiedener Brachiopoden, als **Trigonotreta**, **Terebratula** ꝛc., die zur Unterscheidung von erstern auch noch **Hysterolithi alati** genannt wurden. Ehe man die lebenden Analoga der erstern und den Ursprung der letztern kannte, beschäftigten die Untersuchungen oder vielmehr Hypothesen über die Entstehung dieser Steine alle Oryktographen, und es waren der Meinungen so viele als der Personen, wie Walch [3]) und mehr noch Schröter [4]) äußerst weitläufig erzählen. Doch leitete schon Linné die (geflügelten) Hysterolithen von Anomien (Terebrateln), Wallerius dieselben von gestreiften Terebrateln oder Ostreopectiniten ab. Am auffallendsten ist die neueste unter diesen verschiedenen Ansichten, die von Tilesius, welcher die Hysterolithen für versteinerte Weichthiere selbst erklärt, und sie von Gasteropteron herzuleiten geneigt ist [5]). V. Schlotheim [6]) unterscheidet drei Arten der (geflügelten) Hysterolithen.

1) **H. paradoxus** *v. Schloth.* in v. Leonh. Taschenb. VII, 28. Taf. II. Fig. 6. und Petrefactenk. I, 249, welcher von seinem **Terebratulites paradoxus** abstammen sollte. Es ist der Kern des **Terebratulites speciosus** *v. Schloth.* (**Trigonotreta speciosa**) und findet sich theils ausgewittert aus dem Kornitenkalke der Eifel bei Daun und Gerolstein, theils in der Grauwacke des Harzes (Rammelsberg ꝛc.), wo noch andere Arten mit ihr verwechselt worden sein mögen.

2) **H. hystericus** *v. Schloth.* Petrefactenk. I, 249. Taf. XXIX. Fig. 1, vielleicht nur der Kern eines zerdrückten **Terebratulites ostiolatus** (**Trigonotreta**), vorkommend zu Kaiser-Steinel im Sayn-Altenkirchischen.

3) **H. vulvarius** *v. Schloth.* Petrefactenk. I, 247. Taf. XXIX. Fig. 2. (excll. reliqq. figg.), Knorr, Verstein. Taf. B. IV. Fig. 5, 6, scheint seinen Ursprung von verschiedenen Arten, insbesondere von **Terebratulites** (**Trigonotreta**) **vestitus**, **T. similis**, **T. ariatulus**, zuweilen auch selbst von **Terebratulites priscus** (**Terebratula reticulata**) herzuleiten. Ersteres ist zumal der Fall bei Coblenz, Oberlahnstein ꝛc., letzteres im Hessischen. (*H. G. Bronn.*)

HYSTEROLOXIA (von ὑστέρα, Gebärmutter, und λοξός, schief, schräge), die Schieflage oder Umneigung der Gebärmutter (s. d. Art.). (*Wiegand.*)

HYSTEROMANIE, HYSTEROMANIA (von ὑστέρα, Gebärmutter, und μανία, Raserei, heftige Leidenschaft und Begierde nach Etwas), die Mutterwuth, Manntollheit (s. d. Art.). (*Wiegand.*)

Hysteron, s. unter **Hystera**.

Hysteron proteron, 1) soviel als **Anachronismus** (s. d. Art.); 2) grammatische und rhetorische Figur, s. **Wortstellung**.

HYSTERONCUS (von ὑστέρα, Gebärmutter, und ὄγκος, Geschwulst), die Geschwulst der Gebärmutter. (*Wiegand.*)

HYSTEROPARALYSIS (von ὑστέρα, Gebärmutter, und παράλυσις, Lähmung), Gebärmutterlähmung, **Hysteroplegie**; vergl **Gebärmutterlähmung**. (*Wiegand.*)

HYSTEROPETRA (Paläont.). Eine veraltete Benennung, welche, aus ὑστέρα und πέτρα (Mutterscheide und Stein) gebildet, von Rosinus, Cardanus (**De subtilitate**, lib. VII.) und And. in gleichem Sinne wie **Hysterolithus** (s. d. Art.) gebraucht wurde. (*H. G. Bronn.*)

Hysterophorus, s. unter **Parthenium**.

HYSTEROPHTHOE (von ἡ ὑστέρα, Gebärmutter, und ἡ φθόη [φθίω], die Zehrung, das Schwinden), die Gebärmutterschwindsucht, **Phthisis uterina** (s. d. Art.). (*Wiegand.*)

HYSTEROPHYSE, HYSTEROPHYSEMA (von ὑστέρα, Gebärmutter, und φυσήμα, Auftreibung, Aufblähung), die Ausdehnung der Gebärmutter durch Luft (s. **Hysteropsophia**, **Gebärmutterwindsucht** und **Windsucht**.) (*Wiegand.*)

HYSTEROPLASMEN, HYSTEROPLASMATEN, HYSTEROPLASMATA (von ὑστέρα, Gebärmutter, und πλάσμα, Form, Gestalt), Muttermundsformen; künstliche Nachbildungen des Scheidentheils der Gebärmutter und des Muttermundes, insbesondere für Zwecke der Entbindungskunst. Sie wurden zuerst von Mademois. Biheron im J. 1770 erfunden und später von Osiander und Froriep verfertigt. Die letztern, aus einer Masse von Seife und Wachs gebildet, sind noch jetzt die gebräuchlichsten, und ahmen die Natur sehr bestimmt nach. Außer der Vaginalportion im jungfräulichen Zustande geben sie die Veränderungen dieser und des Muttermundes von den ersten Tagen nach der Empfängniß bis etwa sechs bis acht Tage nach der Geburt, sowol bei zum ersten Male Geschwängerten, als bei Personen, welche schon geboren haben. Im J. 1818 hat v. Siebold zu Berlin (in der salzburger med.-chirurg. Zeitung vom J. 1818. 2. Bd. Nr. 46. S. 351) elastisch-lackirte Muttermundsformen aus einer, den bekannten Pickel'schen Fabricaten ähnlichen, elastischen Masse, von Kuhrts in Potsdam verfertigt, empfohlen. Sie sollen die Natur noch bestimmter nachahmen, als die schon bekannten und nicht wie diese durch öftern Gebrauch abgenutzt werden. Auch krankhafte und abnorme Veränderungen der Scheidenportion und des Gebärmuttermundes sind auf ähnliche Weise nachgebildet worden. (Vergl. L. F. Froriep, **Hysteroplasmata**, oder Nachbildungen der Vaginalportion des Uterus und des Muttermundes in den verschiedenen Perioden der Schwangerschaft und der Geburt. Mit einem Touchirapparat. [Weim. 1802.]) (*Wiegand.*)

HYSTEROPLEGIE, HYSTEROPLEGIA (von ὑστέρα, Gebärmutter, und πληγή, Schlag), die Lähmung der Gebärmutter, Gebärmutterlähmung (s. d. Art.). (*Wiegand.*)

---

ch. 549. t. VII. f. B et 8, und *Defrance* im Dictionn. des scienc. d'hist. nat. XXII, 402.

3) Walch, Naturgesch. der Versteiner. II. S. 92. 4) Schröter, Lithologisches Real- u. Verbal-Lexikon. II. S. 415 fg. 5) Tilesius, Naturhistor. Abhandll. und Erläuterungen, besonders der Petrefactenkunde. (Cassel 1826. Fol.) S. 126. Taf. VIII. 6) v. Schlotheim, Die Petrefactenkunde. (Gotha I. 1820. II. 1821.) Krüger, Urweltl. Naturgesch. I. S. 339. Holl, Petrefactenkunde. S. 369.

HYSTEROPSOPHIA (von ὑστέρα, Gebärmutter, und ψόφος, Geräusch, Getöse, der Lärm), die Gebärmutterwindsucht (**Tympanites uterinus, Physometra**) und der damit öfter verbundene Abgang von Luft durch den Muttermund. (S. **Gebärmutterwindsucht** und **Windsucht.**) (*Wiegand.*)

HYSTEROPTOSIS (von ὑστέρα, Gebärmutter, und πτῶσις, Fallen, Vorfallen, Herabsinken), der Gebärmuttervorfall (**Prolapsus uteri**); s. **Gebärmuttervorfall.** (*Wiegand.*)

Hysteropus, s. **Bipes.**

HYSTERORRHAGIA (von ὑστέρα, die Gebärmutter, und ῥαγή, eigentlich der Riß, die Spalte, das Loch, in medic. Beziehung und besonders in Zusammensetzungen, meist in der Form von ῥαγία, ein Ausbruch gewisser Organe mit nachfolgender starker Ergießung; vergl. **Kraus'** etym.-med. Lexikon. 2. Aufl. S. 703), der Gebärmutterblutfluß, der Gebärmutterblutsturz, welcher in einer örtlich oder allgemein verstärkten Thätigkeit, in erhöheter wahrer Kraft des Gefäßsystems begründet ist, der active Gebärmutterblutfluß (s. d. Art.). Es ist daher **Hysterorrhagia** von **Hysterorrhoea**, welche beide nicht selten für gleichbedeutend genommen werden, dadurch verschieden, daß **Hysterorrhoea** (sowie überhaupt die Zusammensetzung mit ῥοή einen mehr passiven Erguß bezeichnet) eine mit örtlicher oder allgemeiner Schwäche verbundene krankhafte Ergießung aus der Gebärmutter, einen passiven Ausfluß aus diesem Organ bedeutet. Gemeiniglich wird Letzteres als Synonymon von **Leucorrhoea, fluor albus**, weißer Fluß, gebraucht. (*Wiegand.*)

Hysterorrhoea, s. unter **Hysterorrhagia.**

HYSTERORRHOICUS, mit einem Ausfluß aus der Gebärmutter behaftet, einen Gebärmutterfluß betreffend oder davon herrührend. (*Wiegand.*)

HYSTEROTOMIE, HYSTEROTOMOTOCIA (unrichtig auch **Hysterotomocia**), der Kaiserschnitt, die Kaisergeburt, die Geburt durch den Kaiserschnitt (von **Hysterotomia** und τόκος, Geburt); s. **Gebärmutter.** (*Wiegand.*)

HYSTRICIASIS, HYSTRICISMUS, HYSTRIX (von ὕστριξ), die Stachelschweinkrankheit, der Stachelschweinaussatz (s. d. Art.). (*Wiegand.*)

Hystricii, s. Nachträge zum H.

HYSTRICINUS, Lapis hystricis, s. porcinus, Bezoar porci, Pedra del porco, Bezoar vom Stachelschweine, bitterer Schweinstein, ein ehedem als Panakee gerühmter, kleiner, rundlicher, röthlich oder dunkelbraun aussehender, ziemlich dichter und fester, sehr bitter schmeckender Stein, welcher sich in der Gallenblase des Stachelschweins, wenigstens einer Gattung desselben, findet. (*Wiegand.*)

Hystricismus, s. **Hystriciasis.**

Hystrix, s. Nachträge zum H.

HYSTRIX, eigentlich Sauhaar, Sauborste, das Stachelschwein; vergl. **Hystriciasis.** (*Wiegand.*)

HYSTRIX, in der Botanik Art der Pflanzengattungen **Aristida, Barleria** und **Elymus.** (*R.*)

HYTARIS, nach Plinius (**Hist. Nat.**) Name eines Flusses in Karamania. (*R.*)

HYTHE, eine kleine Stadt in der englischen Grafschaft Kent, mit 2400 Einw., liegt zwischen 51° 4' nördl. Breite und 1° 5' östl. Länge von Greenwich, 20 Minuten von der Seeküste entfernt. Die Stadt, mit einem der fünf Haupthäfen des Reichs, war früher weit wichtiger als jetzt; allein bei dem Verfall ihres Hafens nahm der Handel ab, und sie wurde durch Pestilenz und Feuer fast ganz zerstört. Neue Privilegien gaben ihr wieder Leben, und sie ist jetzt ein ansehnlicher, frisch gedeihender Ort. Die auf einer Anhöhe liegende Kirche ist in Form eines Kreuzes gebaut, und enthält unter der Kanzel ein Gewölbe, worin sich eine ungeheure Masse menschlicher Gebeine befindet, die in einem Haufen von 28 Fuß Länge und sieben Fuß Breite aufgeschichtet sind. Der Sage nach sollen dieses die Überbleibsel derjenigen Personen sein, die im 5. Jahrh. in einer Schlacht zwischen den Britten und einem fremden eingedrungenen Heer erschlagen worden sind, worüber jedoch bestimmte Nachrichten fehlen. Zu bemerken sind: das Gerichtsgebäude, zwei Hospitäler zur Aufnahme bejahrter und armer Personen, und ein kleines Theater. Die benachbarte Küste wird durch mehre kleine Forts und befestigte Thürme vertheidigt, und in der Nähe der Stadt sind große Baracken für die Truppen angebracht. Durch Hythe führt der Militairkanal, welcher aus der Grafschaft Sussex in die Grafschaft Kent eintritt. (*J. C. Schmidt.*)

Hythin, Hythins-oe, s. **Hiddensee.**

HYTTOWANES, den Finnen ein wichtiger Gott, nämlich der Hasenjagd *). (*Schincke.*)

HYURUA, 1) ein Fluß der brasilischen Provinz Rio Negro, welcher gewöhnlich und auf fast allen Karten die Namen Yurua und Jurua führt, und nach dem Mercurio Peruano auch Coari genannt wird; der Name Hyurua ist brasilisch. Über die Entstehung dieses Flusses gibt es verschiedene Meinungen; nach der ältern Ansicht ist er einer der nördlichen Ausflüsse des Sees Roguaguado, welcher unter 12° 30' südl. Breite in Peru an der Grenze von Bolivia liegt. Dieser Ansicht widerspricht die von den bairischen Gelehrten herausgegebene Generalkarte, nach welcher drei kleine Zuflüsse von Norden her in den vorgenannten See einmünden, aber keiner hinausgeht, sondern der in Rede stehende Fluß in dem südlichen Theile der Provinz Rio Negro selbst entspringt. Diese letztere Ansicht wird durch die neueste Karte von Peru: **Mapa fisico y politico del alto y bajo Peru** (Paris 1826, in zwei Blättern) vollkommen bestätigt, indem sie in diesem Punkte ganz mit der bairischen Generalkarte übereinstimmt. Ob und welche Zuflüsse der Hyurua hat, können wir nicht angeben, da die Gegenden, welche er durchfließt, uns noch zu wenig bekannt sind. In seinem Laufe soll dieser Fluß, nach Nachrichten, welche freilich noch einer glaubwürdigen Bestätigung bedürfen, einen Wasserfall bilden, und mit einem See, Namens **Cupaça**, in Verbin-

*) **Mone**, Gesch. d. Heidenth. 1. Bd. S. 57.

dung stehen. Vielleicht erhalten wir über diesen Punkt nähern Aufschluß durch den österreichischen Naturforscher Natterer, welcher seit 18 Jahren Südamerika bereist, und den Maranhon nebst den anliegenden Gegenden besucht hat. Der Hyurua fällt unter 2° 30′ südl. Breite in den Maranhon, und soll an seiner Mündung 362 Klaftern breit sein.

2) Ein District in der brasilischen Provinz Rio Negro, zwischen dem gleichnamigen Fluß und dem Teffé gelegen. Nach Cazal soll seine Breite 24 Leguas, nach andern Bestimmungen nur 18 Leguas = 15 geogr. Meilen betragen. Das Innere dieses Districts ist, wie der ganze südliche Theil der Provinz Rio Negro, wenig bekannt; und soweit wir davon Kenntniß besitzen, besteht er aus Flachland, das größtentheils mit ungeheuren Urwäldern bestanden ist. Der Boden ist mit äußerst fruchtbarer Dammerde bedeckt, mag auch wol sandige Strecken enthalten, welche letztere Annahme aber nur auf bloßer Vermuthung beruht. An Steinen fehlt es gänzlich. Außer den beiden obengenannten Grenzflüssen, die aufwärts wenig gekannt sind, kennt man noch drei in diesen District gehörige kleine Nebenflüsse des Maranhon, nämlich: den Guara, Hyauhato und Accarycoara. Von den wilden Bewohnern dieses Landstrichs sind uns nur dem Namen nach bekannt die Sorimoes, Catauxis und Cauanas. Die Bewohner der beiden bekannten Villen sind die Nachkommen von vielerlei Indianerhorden, unter denen wenige Weiße leben. Ortschaften: Nogueira, Villa in schöner Gegend, am linken Ufer des Teffé, an einer Erweiterung dieses Flusses, aus welcher ein Naturkanal nach der Villa Alvarens führt. Die wenigen Weißen ausgenommen, bestehen alle Einwohner aus Indianern und Mestizen, die Fischerei, etwas Ackerbau und Viehzucht treiben. Alvarens, auch unter dem Namen Cahissara bekannt, kleine Villa an der Mündung des Uraná (eines Armes des Yurua) und am Maranhon, mit Indianern aus verschiedenen Horden und Mestizen bevölkert, die Ackerbau treiben. Beide Ortschaften sind, wie dies in den dortigen Gegenden sehr häufig vorkommt, mehrmals verlegt worden, bevor sie ihre jetzige Lage einnahmen. (*J. C. Schmidt.*)

HYUTAHY, 1) der brasilische Name eines südamerikanischen Flusses, welcher gewöhnlich unter den Namen Yutay und Jutay vorkommt, und auch die Namen Yata, Yetou, Yotau und Yurba führt. Nach der ältern Angabe des Mercurio Peruano entspränge dieser Fluß in dem peruanischen See Rogaguado; aber nach den neuern und zuverlässigern Angaben der Generalkarte der bairischen Gelehrten und der im J. 1826 in Paris in zwei Blättern erschienenen „Mapa fisico y politico del alto y bajo Peru" entspringt derselbe an den Anden von Cochoa, im südöstlichen Theile von Peru. Über den obern Theil des Flusses, sowie über seine Zuflüsse, können wir leider nichts berichten, indem die Landstriche, welche er durchfließt, theils zu wenig bekannt, theils ganz unbekannt sind; nur soviel kann mit Gewißheit angenommen werden, daß seine Zuflüsse bedeutend sein müssen, da der Hyutahy ein zu ansehnlicher Strom ist. Er tritt unter ungefähr 8° 9′ südl. Breite in die brasilische Provinz Rio Negro und macht bis zu seiner Mündung in den Maranhon unter 2° 40′ südl. Breite die westliche Grenze des gleichnamigen Districts. Der Fluß wird aufwärts nur bis höchstens an die Grenzen der Wilden beschifft.

2) Ein District im südlichen Theile der großen brasilischen Provinz Rio Negro, welcher den schmalen Landstrich zwischen den beiden ansehnlichen Flüssen Hyutahy und Hyurua ausmacht, und dessen Breite zu 18 Leguas berechnet wird. Das Innere und der südliche Theil sind uns leider noch unbekannt, wie überhaupt der ganze südlichste Theil der Provinz Rio Negro. Den District bewohnen eine Menge freier Indianerhorden, die uns aber nur theilweise dem Namen nach bekannt sind, als: die Cateuxis, Catuquinas, Marauas, Uginás, Cauanas, Urubús, Cauaris, Uacarauhas, Chemiás, Toquedas, Maturuás, Chibarás, Bugés und Apenaris. Die einzige uns bekannte Villa dieses Districts ist: Fonteboa, am kleinen Flusse Cayarahy, mit einer Pfarrkirche. Die Bewohner stammen von mehren Indianerhorden ab, treiben Landbau und kleinen Handel mit gesammelten rohen Naturproducten. Auch dieser Ort ist, wie so viele andere dieses Landes, mehrmals verlegt worden, bevor er seine jetzige Lage erhielt. (*J. C. Schmidt.*)

HYŻNE, ein dem Georg Jrdrzrjowicz gehöriges Gut im rzeszower Kreise Galiziens, mit einem eigenen Justizamt und dem gleichnamigen Dorfe, welches fünf Stunden von der Kreisstadt entfernt ist, und in einer flachen, offenen Gegend liegt. (*G. F. Schreiner.*)

Nachträge.

Haagen, Könige von Norwegen, s. Hakon.

HABOWKA, ein von Slowaken bewohntes Gebirgsdorf im námesztoer Bezirke der arvaer Gespanschaft, im Kreise Niederungerns diesseit der Donau am Bielabach im Karpathengebirge, unweit der Dörfer Bielipotok und Zaubretz, an dem am Einflusse des Szuchabaches in die Wag bei St. Máká nach Trsztena führenden Wege gelegen, mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, 121 Häusern und 793 Einw., davon 783 sich zur kathol. Kirche bekennen, die übrigen sind Juden. Dieses Dorf liegt am Fuß eines hohen, gleichnamigen Berges, von dessen Kuppe man eine sehr umfassende Aussicht hat, nach Wahlenberg 2175, nach v. Deynhausen 2252,748 Fuß über dem Spiegel des baltischen Meeres. Die Einwohner von Habowka verfertigen viel grobes Bauertuch. (*G. F. Schreiner.*)

HABSTEIN, auch Habichtstein, böhm. Gestraby, 1) ein zur gräfl. Kaunitzischen Fideicommißherrsch. Neuschloß und Böhmisch-Leipa gehöriger, eine Stunde südöstl. von Neuschloß und zwei Stunden von Leipa entfernter, an der nach Jungbunzlau führenden rumburger Haupt-, Post- und Commercialstraße gelegener Marktflecken von 104 Häusern und 601 teutschen Einw., welche sich vom Feldbau und Hopfenhandel ernähren, mit einer im J. 1780 neuerbauten kathol. Kirche zur heil. Barbara, einer kathol. Pfarre (seit 1786), welche zum Districtsvicariat Leipa der leitmeritzer Diöcese gehört, von zwei Priestern besorgt wird, und im J. 1830 in den ihr zugewiesenen Orten Habstein, Augezd, Karsch und Mückenhahn 1425 Pfarrkinder zählte, einer Schule. Mitten im Markte liegt ein altes verfallenes Schloß, in welchem sich noch in den Felsen gehauene Ställe, Gewölbe, Keller und andere Behältnisse vorfinden, zu denen aber der Zutritt, da er nicht anders als mittels einer Leiter über einen tiefen Brunnen unternommen werden kann, gefährlich ist. 2) Ein dicht am gleichnamigen Dorfe sich erhebender, isolirt stehender Fels jener Quadersandstein-Formation, welche sich am rechten Elbufer im leitmeritzer Kreise ausbreitet. Er zeichnet sich durch seine sonderbare Form aus, denn er liegt auf einem mäßig hohen Hügel, ist unten an seiner Basis nach allen Richtungen schmäler als an seinem obern Theile und läßt sich ungefähr mit dem auf dem Kiele stehenden Rumpf eines entmasteten Schiffes vergleichen. Oben ist der kolossale Fels mit der Ruine eines Schlosses gekrönt, die sich aber nur mittels einer sehr hohen Leiter und nicht ohne Gefahr besteigen läßt. (*G. F. Schreiner.*)

HADERSDORF, 1) ein zur Herrschaft Waltersfirchen, welche die Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist, gehöriges, am Poysbache nächst der Poststation Poysdorf, unfern von der von Wien nach Brünn führenden Commercial-, Haupt- und Poststraße, im V. U. M. B. gelegenes Dorf mit 105 in einer einzigen Reihe erbauten und mit Stroh gedeckten Häusern, 674 teutschen Einw., welche, in 120 Familien vertheilt, Acker- und Weinbau treiben, die teutsche Sprache sprechen, sich fast sämmtlich zur kathol. Kirche bekennen und an größern Hausthieren 10 Pferde, 10 Ochsen, 132 Kühe, 178 Schafe und 30 Schweine unterhalten, mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, welche unter dem landesfürstl. Patronat stehen, einer Mahlmühle und reichen Obstbaumpflanzungen. Die dortige Pfarre, welche von einem Priester versehen wird, war bis zum J. 1784 blos ein Filial von Poysdorf, wurde aber in dem genannten Jahre zur Localie erhoben, gehört gegenwärtig zum Dekanat an den Hochleithen der wiener Erzdiöcese, und zählte im J. 1829 560 Pfarrkinder. Zum Unterschiede von andern Dörfern dieses Namens wird es auch Klein-Hadersdorf genannt. 2) Ein Markt des V. U. M. B. Niederösterreichs, am linken Ufer der großen Kamp, über welche hier zwei Brücken führen, an der Grenze des V. O. M. B., in ebener Gegend, an der von Stockerau nach Krems führenden sogenannten hadersdorfer Seiten-Commercialstraße, 5⅛ M. von Stockerau, eine halbe M. von Stroß, 2½ St. von Krems und eine St. von Langenlois entfernt gelegen, und gehört zu der dem Cistercienserstifte Zwettel gehörigen Herrschaft Gobelsburg, welche zugleich Grund-, Landgerichts-, Orts- und Conscriptionsherrschaft ist. Der Markt ist regelmäßig gebaut, hat 86 mit Schindeln gedeckte Häuser, 793 teutsche Einw., welche außer den nothwendigsten Handwerken Wein- und Getreidebau treiben, und sich auch mit der Obstbaumzucht viel beschäftigen, eine kathol. Pfarre, deren Pfarrer zugleich Dechant ist, Kirche und Schule, über welche dem Cameralfonds das Patronatsrecht zusteht, ein Spital für arme gebrechliche Marktbewohner, eine hübsche, der heil. Jungfrau geweihte Kapelle an der Kampbrücke, zwei hierher gehörige Mühlen an diesem Fluß, und eine Brückenmauth, an welcher eine unbedeutende Localgebühr entrichtet wird; auch ist hier ein dem Stifte Hohenfurth in Böhmen gehöriger Wirthschaftshof. An größern Hausthieren unterhielt der Markt 24 Pferde, 116 Kühe, 6 Ziegen und 210 Schweine. Die Schule wird von 140 Kindern besucht. Die Pfarre gehört zum wiener Erzbisthume, steht an der Spitze des Dekanats von Wagram, wird von zwei Priestern besorgt, zählt außer dem Markte noch die Filiale Kammern und erstreckte sich im J. 1828 über 1019 Pfarrkinder. Der Ort, welcher zum Unterschiede vom andern Hadersdorf am Kamp genannt wird, und die Pfarre sind sehr alt. Schon um das J. 1065 kommt ein Haderich von Hä-

derichesdorf in Urkunden vor; auch später nannte sich ein früh erloschenes Geschlecht nach diesem Markte. Von hier geht die von Krems nach Mähren führende sogenannte rötzer Seiten-Commercialstraße aus, und von der früher erwähnten ab. Vor einiger Zeit wurden in der Nähe des Marktes beim Pflügen römische Urnen, Aschenkrüge, Messer von stark vergoldeter Bronze und verschiedene irdene Geschirre ausgegraben *). 3) Eine drei Meilen von Bruck und eine Stunde von Kindberg und Märzhofen entfernte Gemeinde des brucker Kreises der obern Steiermark, mit 10 Häusern und 39 teutschen Einw., welche mit ⅔ Getreidezehend zur Herrschaft Wieden dienstbar sind, zur Kirche und Schule nach Kindberg (Dekanat St. Lorenzen, Bisthum Leoben) gehören, und an größern Hausthieren 8 Ochsen, 14 Kühe und 8 Schafe unterhalten. Auf dem Gebiete dieser Gemeinde liegen die Ruinen des Schlosses Hart. (*G. F. Schreiner.*)

Hadin nedschm ist verstellt 1. Th. S. 102.

HADITHET (حديثة), eigentlich Hadiset ausgesprochen, der Name vier berühmter Örter; das erste Hadiset von Moßul auf dem östlichen Ufer des Tigris in der Nähe des obern Sab; das zweite das Dorf von Maarret en-Nooman in Syrien, die Vaterstadt Ali Hassan's und Ebu Ali's, zweier gelehrten Freunde Jakut's; dann Hadiset en-nuret, ein festes Schloß am Euphrat in der Nähe von Enbar, ebenfalls die Vaterstadt mehrer Gelehrten, wie des Ebu naßr Abdurrahim Ben et-takis Ben Wehban, welcher im J. 617 (1220) in einem Gefechte wider die Tataren blieb; endlich Hadiset, eins der Dörfer des Thales Ghuta bei Damaskus. Jakut's Muschterek. (*J. v. Hammer.*)

Hadschi, Hadschi (Emir al), s. im Art. Hadsch.

Haemorrhagia, s. Blutung.

HAEMSTED (Adrian), auch Hampstead, Hämstedt, Hamsted und Hammstedt geschrieben, Prediger an der holländischen Kirche zu London im 16. Jahrh., ist hauptsächlich durch seine Milde gegen die Wiedertäufer und den darauf gegründeten Verdacht, daß er selbst zu ihnen gehöre, in der Kirchengeschichte bekannt geworden. Als nämlich im J. 1560 der Bischof Grindal in einem anonymen Schreiben ersucht wurde, den nach England geflüchteten Niederländern, wenn sie auch in einigen Lehrsätzen von der herrschenden Kirche abweichen sollten, Freiheit des Gottesdienstes zu verstatten, und dieser von den Predigern der holländischen Gemeinde ein Gutachten darüber verlangte, empfahl H., welcher auch Verfasser jenes Schreibens gewesen sein soll, Duldung derselben, weil sie ruhige und gute Bürger wären, obschon er ihre Ansichten zum Theil ausdrücklich mißbilligte. Die den Wiedertäufern geschenkte Theilnahme H.'s veranlaßte später eine Untersuchung gegen denselben; der Bischof setzte im J. 1562 eine Widerlegung der wichtigsten wiedertäuferischen Lehren auf, und verlangte von H., daß er sie unterschreiben solle. Doch dieser war dazu nicht zu bewegen, verlor seine Stelle und verließ bald nachher England. Er behauptete, daß die wiedertäuferische Vorstellung, Christus habe seinen Körper nicht erst durch Maria empfangen, sondern schon aus dem Himmel mitgebracht, sich mit dem Glauben an ihn, als einigen Mittler der Menschen, wol vereinigen lasse; zugleich stellte er aber den Satz auf, die Menschwerdung Christi lasse sich nicht aus dem N. T. erweisen [1]). Seine Anhänger bekamen den Namen Adrianisten [2]). Nach Lindanus und Prateolus [3]) war er aus Seeland, und von dort nach England geflüchtet, wurde durch den londoner Bischof excommunicirt und exilirt, und lehrte, daß es Jedem freistehe, seine Kinder Jahre lang ungetauft zu lassen, und das Dogma von der Menschwerdung Christi kein Fundamentalartikel des christlichen Glaubens sei. Moréri [4]) bezeichnet H. als einen melancholischen und hartnäckigen Menschen, unter Berufung auf Prateolus und Gautier. Wahrscheinlich gehörte er den Wiedertäufern nicht eigentlich an, weshalb auch *J. H. Ottii* Annales anabaptistici seiner nicht gedenken; aber die argwöhnische Zeit witterte in ihm einen solchen, weil Toleranz und Nachsicht gegen Irrende damals noch etwas Unerhörtes war [5]). (*A. G. Hoffmann.*)

HAERUCA (Helmintha). Eine von Gmelin aufgestellte Gattung Eingeweidewürmer, welche Göze Pseudoechinorhynchus genannt hatte, die aber nur auf einen einmal beobachteten Wurm begründet ist, den Graf von Borke in einer Maus fand. Ungeachtet dieses sehr gewöhnlichen, und man möchte sagen, vielfach durchsuchten Fundortes hat doch Niemand diesen Wurm wieder gesehen. Rudolphi (Entoz. hist. II, 1, 302) hat denselben als zweifelhaft unter dem Namen Echinorhynchus muris aufgeführt, und gibt folgende Beschreibung: Proboscis brevis, capitata, vertice planiusculo, uncinarum validorum reflexorum serie unica munita. Collum brevissimum ut fere nullum, proboscide angustius. Corpus teres, infra collum crassissimum (proboscide crassius), subglobosum, reliqua parte teres inaequale, transversim rugosum, apice caudali obtuso. Im Magen der Hausmaus! — Vielleicht eher noch irgend eine Insectenlarve, wenigstens ist das Thier selbst, damit aber auch die Gattung gar sehr zweifelhaft, um so mehr, als Borke's Abbildungen eben auch sonst nicht die genauesten sind. (D. *Thon.*)

Haerucula, s. Echinorhynchus Haeruca.

HAGENBERG, Schloß und Pfarrdorf mit 83 Häusern, in Österreich ob der Ens, im Mühlviertel, im

---

*) s. Sickingen's Darstellung des Erzherzogth. Österreich unter der Ens rc. (Wien 1834.) 2. Bd. V. U. M. B. S. 207 fg.

1) Ant. Wilh. Böhmen's acht Bücher von der Reformation in England (Altona 1734). S. 473—475. Barthold Nicol. Krohn, Gesch. der fanat. u. enthusiast. Wiedertäufer, vornehml. in Norddeutschland. S. 395. 2) *Spondani* continuat. *Baronii* annal. ad ann. 1580. *Lindanus* dubitant. dialog. 2. *J. Lud. Schlosser* ad *G. Wall.*, Historia baptismi infantum (Brem. 1748). II. p. 378. Krohn a. a. O. 3) Ersterer a. a. O., Letzterer De vitis, sectis et dogmatibus omnium haereticorum, p. 201. 4) Grand Dictionnaire historique. T. IV. s. v. *Hamstedius*. 5) Chron. siècle XVI. c. 65.

Commissariat-Haus, eine Viertelstunde von dem rechten Ufer der Feldaist, auf einer Anhöhe an der Poststraße von Freistadt nach Mauthausen gelegen. Das Schloß liegt auf einem Berge. Das alte Schloß war sehr unregelmäßig gebaut und mit einem Thurm und Bastionen versehen. Dieses Gut gehörte dem Grafen Altham. Der Pfarrbezirk von Hagenberg enthält 10 Ortschaften und 165 Häuser, mit 816 Menschen. Dieses Gut hat ehemals die abgestorbene Familie der Herren von Zwingenstein besessen, und es kam dann an die Familie der Schlüsselberger. (*Rumy.*)

HAGENGENOSSEN [1]). Die Hagengenossen waren freie Besitzer kleiner Güter unter den Sachsen in den frühesten Zeiten, deren Spuren sich in manchen Gegenden Westfalens und Niedersachsens erhalten haben. Die Hagengenossen besaßen ihre Güter mit vollem Eigenthum und Erbrecht, und gaben sich in ein Schutzverhältniß gegen einen geistlichen oder weltlichen Herrn, das durch eine Abgabe bezeichnet wurde, die man Curmede (Curmund, gewählten Schutz) [2]) nannte, wobei sie sich aber außer andern Vorrechten eine mit Autonomie verbundene eigene Gerichtsbarkeit, das sogenannte Hagengericht, vorbehielten, in welchem sie sich, nach altteutscher Sitte, von ihren Genossen richten ließen, die wiederum von ihnen das Recht nehmen mußten [3]). Auch konnten sie aus diesem Schutzverhältnisse nach Belieben wieder austreten [4]). Im Fürstenthume Lippe hat man noch Nachrichten von Hagengerichten zu Wiembeck im Amte Brake, zu Habberhagen in der Voigtei Heiden, zu Holssen, einem eingegangenen und theils zur Feldmark Lemgo, theils zu Brake geschlagenen Dorfe, zu Hagendonop, zu Konntrupperhagen im Amte Örlinghausen und auf der Kiksmühle im Kirchspiele Wüsten. Von dem ersten hat man noch ein Hagenweisthum aus dem J. 1616 [5]). Wahrscheinlich sind auch die Bauern in dem herzoglich bremenschen District Osterstade, welche noch jetzt einige Freiheiten genießen, Hagengenossen gewesen. (*F. v. Borrier.*)

Haguin, s. Hakon.

HAINDORF, ein zur gräfl. Clam-Gallas'schen Allodialherrschaft Friedland gehöriges Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, zwei Stunden südöstlich von dem Hauptsitze der Herrschaft am Fuße des Isergebirges, in einer anmuthigen Gebirgsgegend an der Wittig gelegen, mit 203 Häusern und 1358 teutschen Einw., die sich fast sämmtlich zur kathol. Kirche bekennen und mit dem Ackerbaue beschäftigen; mit einer berühmten Wallfahrtskirche zu Mariä Heimsuchung, einer kathol. Pfarre und Schule, einem herrschaftl. Jägerhause, einer Mühle und zwei Bretsägen. Die Kirche, welche bis zum Jahre 1786 eine bloße Filialkirche von Raspenau war, wurde im J. 1722 auf Kosten des Grafen Philipp Joseph von Clam-Gallas durch den berühmten Baumeister Fischer von Erlach in Form eines Kreuzes groß und schön erbaut; sie ist 100 Ellen lang und 70 Ellen breit, mit einem Kreuzgang umgeben und hat sechs Kapellen. In der ehemaligen Marienkapelle ist die Familiengruft der Grafen Gallas und auch jene der gegenwärtigen Besitzer der Herrschaft Friedland, der Grafen von Clam-Gallas. Bei dieser Kirche ist ein Franziskanerkloster, welches am 20. Febr. 1691 von dem Grafen Franz Ferdinand Matthias, Grafen von Gallas und seiner Gattin Emerenziana gestiftet, doch erst, da der Stifter bald darauf starb, von seinem Sohne, Johann Wenzel, welcher die ersten 12 Glieder dieses Ordens am 13. März 1689 hier einführte, ins Leben gerufen wurde. Kloster und Kirche brannten im J. 1762 den 11. Mai ab, wurden aber durch den Grafen Johann Christian von Clam abermals prächtig hergestellt. Die Pfarre, welche von drei Gliedern des Franziskanerordens verwaltet wird, und unter dem Patronat des Besitzers der Herrschaft Friedland steht, gehört zum friedländer Vicariatsdistrict der leitmeritzer Diöcese, und zählte im J. 1830 3729 Einw. im ganzen pfarrherrlichen Sprengel. Die Umgebungen von Haindorf werden ihrer Anmuth wegen häufig von den Gästen des benachbarten Bades Liebwerda stark besucht. (*G. F. Schreiner.*)

Hakim, s. Hakem und Hekim; vergl. auch Mokanna.

HAKK (حقّ), Recht, Wahrheit, gehört in Verbindung mit dem Artikel el zu den bei den Muhammedanern gebräuchlichsten Namen Gottes; häufig ist es mit Taala (تعالي), altus, sublimis, verbunden. Auch vom Koran wird es gebraucht. Hakajek (Wahrheiten), findet sich auch als Name einiger arabischer Werke. Hakkan ist falsche Schreibung für Chakan (خقان), bekanntlich bei mehren morgenländischen Völkern, besonders türkischen und mongolischen Stammes, gewöhnliche Bezeichnung des Herrschers. (*A. G. Hoffmann.*)

HALBTHURN, unger. Fél-Torony, ein Marktflecken (nach Nagy ein bloßes Dorf) im niederunger. Kreise jenseit der Donau, in der wieselburger Gespanschaft, in ebener Gegend gelegen, 2½ Stunden von Parndorf entfernt, mit einer kathol. Kirche, Pfarre und Schule, 146 Häuser und 1218 Einw., welche sich sämmtlich zur kathol. Kirche bekennen, und nur zwei Calvinisten unter sich zählen. Diesen Ort ziert ein prächtiges königl. Lustschloß; ausgebreitete Fasanengärten und schöne Ziergärten umgeben dasselbe und machen es zu einem höchst angenehmen Vergnügungsort; auch die Wildbahn und die dortige Ökonomie ist sehenswerth. Das Schloß, obgleich nur Erdgeschoß, hat einen großen, mit schönen Platfonds-

---

1) Christian Antze, Bürgermeister zu Salzuffeln, Gegenbeleuchtung als Antwort auf Klostermeier's kritische Beleuchtung der von den Landständen des Fürstenthums Lippe bei der hohen teutschen Bundesversammlung eingereichten: Geschichtlichen und rechtlichen Darstellung rc. (Minden u. Bielefeld 1819). §. 26. 2) Justus Möser's osnabrückische Geschichte. 1. Th. 1. Abschn. §. 39. 3) Führer's Darstellung der meierrechtlichen Verfassung im Fürstenthume Lippe (Lemgo 1804). S. 159 und 320. 4) Kindlinger's münstersche Beiträge. 2. Th. S. 109, 201 und 322. 5) Führer a. a. O., wo das Weisthum abgedruckt ist.

gemälden gezierten Saal, und einige ihrer den Geschmack der damaligen Zeit beurkundenden Ausschmückung wegen sehenswerthe Zimmer. Kaiser Karl VI. hielt sich hier gern auf und belustigte sich mit der Jagd, verfiel aber auch hier im J. 1740 in eine Krankheit, an welcher er später in Wien starb. Im J. 1768 erhielt die Erzherzogin Maria Christina, die Tochter der Kaiserin Maria Theresia, den Ort zu ihren Jagdunterhaltungen; nach ihrem Tode ging er mit der Herrschaft Ungrisch-Altenburg, zu welcher er gehört, an ihren Gemahl, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen und nach dessen Ableben an den gegenwärtigen Besitzer, den Erzherzog Karl von Österreich, über. (*G. F. Schreiner.*)

HALCYON *Swainson* (Aves). Eine Gattung der Vögel aus der Familie Halcyonidae (s. d. Art.). Sie entspricht zum Theil der Gattung Dacelo *Leach* und ist vom Aufsteller (Zoological Illustrations) folgendermaßen charakterisirt: Rostrum longissimum, rectum, validum, ad basin latius quam altius, lateribus tetragonis; mandibula superiore rectissima, ad basin rotundata, inferiore carinata, recurvata, margine superioris inferiorem obtegente. Nares basales, membrana tectae, apertura nuda, lineari, obliqua. Cauda plerumque mediocris. Pedes gressorii, digito antico interiori minimo aut nullo. Als Typus ist angeführt: Alcedo senegalensis *L.* Demnächst aber gehören mehre Arten hierher, von denen wiederum Lesson einige zu seiner Gattung Todiramphus gezählt wissen will:

1) H. senegalensis (*Linné* pl. Enl. 594. Alcedo cinereifrons, *Vieillot* Gall. pl. 187). Die obern Theile sind glänzend azurblau, der Scheitel graubraun, die Augenbogen und die Stelle über den Nasenlöchern weißlichgrau, die Wangen schwarz, der Hals oben und an den Seiten fein bläulichgrau gestrichelt, sowie Brust und Seiten auf einem tiefblauen Grunde, die Schulterfedern schwarz, die Schwungfedern an der Wurzel und innen weiß, an der Spitze und außen schwarz, die Steuerfedern oben blau, unten schwarz, die Kehle und untern Theile unten weißlich, der Oberkiefer roth, der untere schwarz, die Füße tiefbraun. Die Größe ist $8\frac{1}{2}$ Zoll. Der junge Vogel hat einen grauen Kopf und ist unten grau mit Braun überlaufen.

2) H. cinnamominus *Swainson* (Zoological Illustrations, taf. 67). Blaugrün, die Haube, der Hals und alle untern Federn blaß zimmetfarben, die Ohrgegend grün, der Nacken mit einem schwarzen Halsbande. Die ganze Länge beträgt 10 Zoll, die Iris ist gelb, der Schnabel schwarz, der Unterkiefer an der Wurzel weißlich, die Füße blaßbraun. Das Vaterland ist Neuseeland.

3) H. collaris *Latham.* (*Swains.* l. c. taf. 27). Blaugrün, der Körper unten und eine Binde um den Hals weiß. Ist ein Zugvogel auf Neuholland, im Frühjahre häufig, und nistet in Gärten in dürre Bäume.

4) H. sanctus *Vigors* (Transactions of the Linnean Society, XV). Graublau, eine Binde im Nacken, Bauch und Brust weißlich rostfarben bunt, die Brust braun gewellt, die Augenbogen und der Fleck am Hinterkopf, sowie die Kehle weiß, vor den Augen eine rostfarbene Binde, eine Binde am Hinterkopf, und ein Strich unter den Augen schwarz. Die Stirnfedern des Kopfes sind rostfarben gerandet. Der Vorderrücken und die Schulterfedern sind braungrün, der Steiß blau. Die obern Deckfedern sind rostfarben gerandet, die untern rostfarben. Die Schwungfedern sind innen und an der Spitze braun, außen blau gerandet, die erste ist braun, außen rostbraun gerandet, unten braun, auf der innern Seite gelb gerandet. Die Steuerfedern sind blau, die innern Fahnen braun gerandet, unten braun. Der Schnabel ist braun. Der Unterkiefer an der Wurzel blaß. Die Länge nur $7\frac{1}{2}$ Zoll. In Neuholland einheimisch. (*D. Thon.*)

HALCYONIDAE *Vigors* (Aves). Eine Familie der sperlingsartigen Vögel und der Abtheilungen Ambulatores Illiger's und Syndactyli Cuvier's, von Andern unrichtig Alcyones (Meyer und Wolf) *), oder gar Alciones (*Temminck*, Manuel ed. 2.) genannt; ἀλκύων. Der letztere Naturforscher, der sie zuerst aufstellte, wenn auch nicht als Familie, doch als Ordnung, gibt folgende Kennzeichen an: Der Schnabel mäßig groß oder lang, spitzig, fast viereckig, schwach gebogen oder gerade, die vier Füße mit sehr kurzen Tarsen, drei Zehen nach Vorn, die mit einander verbunden sind, und eine nach Hinten. Er rechnete zu dieser Ordnung die Gattungen Merops *Linné*, Alcedo *Linné* und Dacelo *Leach.* Späterhin stellte Vigors die Familie unter dem obigen Namen auf, welche übrigens der Gattung Alcedo Linné's ziemlich entspricht, und zählte zu derselben folgende Gattungen, doch einige nicht ganz mit Bestimmtheit: Alcedo *Linné* (Ispida *Brisson*). Halcyon *Swainson.* Dacelo *Leach*, Tanysiptera. Galbula *Brisson.* Capito *Vieillot?* Monasa *Vieillot?* Boie (Isis 1826) nahm diese Familie ebenfalls an mit ihren Gattungen, und fügte später (Isis 1828) die Gattung Ceryle hinzu. Bonaparte machte die Familie zu einer Unterfamilie der Angulirostres und nannte sie Alcedininae. Als Kennzeichen gibt er an: Schnabel gerade, Flügel kurz, zugerundet. Ihm ist die Hauptgattung Alcedo Linné's, welche auf folgende Weise zerfällt: I. Alcedo *Temminck.* 1) Alcedo *Boie.* 2) Ceryle *Boie.* II. Halcyon *Swainson.* (Todiramphus? *Lesson.*) III. Dacelo *Leach.* 1) Melidora *Lesson.* 2) Chaucalcyon *Lesson.* 3) Dacelo *Leach.* IV. Tanysiptera *Vigors.* V. Syma *Lesson.* VI. Ceyx *Lacépède.* Endlich hat Lesson (Traité d'Ornithologie, p. 240) diese Familie, welche

*) Nichtsdestoweniger findet sich im Dictionnaire classique (!) d'hist. nat. folgender sprachlich merkwürdige Artikel: Halcyon. (Oiseaux) Pour Alcyon. Cette orthographie éminemment vicieuse n'eût pas même été relevée dans ce Dictionnaire, si on ne la voyait avec surprise se perpétuer dans tous les autres. Alcyon est un de ces noms mythologiques tellement consacrés, qu'on n'y saurait ajouter ou retrancher une lettre quelconque non plus qu'à ses dérivés.

er ebenfalls Alcyonées nennt, und zu der er folgende Synonymen angibt: Martin-Pêcheurs *Cuvier*, Alcyones *Meyer* et *Wolff*, Pelmatodes *Vieillot*, Alcyons *Temminck*, Halcyonidées *Vigors*, Syndactyles *Latreille*, — als zweite Familie seiner Division Syndactyles aufgestellt, und gibt derselben folgende Kennzeichen: Schnabel länger als der Kopf, gerade, eckig; Körper dick; Tarsen verhältnißmäßig dünn und sehr kurz; Schienbeine zur Hälfte nackt. Als Hauptgattung ist Alcedo *L.* aufgeführt, sie zerfällt in a) dreizehige: Untergattung Ceyx *Lacépède*; b) vierzehige: Untergattung Alcedo, Ug. Syma *Lesson*, Ug. Tanysiptera *Vigors*, Ug. Dacelo *Leach* (Paralcyon *Gloyer*), Ug. Choucalcyon *Lesson*, Ug. Melidora *id.*, Ug. Todiramphus *id.*, eine zweite Gattung ist Todus *L.* Offenbar vereinigt die letztere Zusammenstellung, indem sie die Gattung Todus einordnet, die Gattungen nicht natürlich. Auch von den Untergattungen wäre wol manche zu streichen, indem sie in der Lebensweise sehr von den eigentlichen Eisvögeln (Alcedo) abweichen, wenn auch äußere Ähnlichkeiten vorhanden sind. (D. *Thon.*)

Haldinberg, s. den folgenden Artikel.

HALLENBERG (Haldinberc), eine Schloßruine in der kurhess. Herrschaft Schmalkalden, am Arndsberge bei dem Marktflecken Steinbach, gegen Morgen gelegen, wurde im 10. Jahrh. als eine Schutzwehr gegen die wüthenden Räuberhorden der Hunnen erbaut [1]). Im J. 1235 finden wir den Grafen Heinrich III. von Henneberg im Besitze desselben [2]). Berthold V., jenes Grafen ältester Sohn, sicherte es 1268 nebst mehren andern Gütern seiner Gemahlin Sophie, einer Gräfin von Schwarzburg, zur Morgengabe (die Revenüen davon beliefen sich jährlich auf 30 Mark Silber) [3]); sie blieb aber nicht im Genusse derselben. Im J. 1274 ging ihr Gemahl mit seinen beiden Brüdern Heinrich IV. und Hermann II. die höchstverderbliche Ländertheilung ein, wodurch Hallenberg zur Erbportion des Grafen Heinrich, des Stifters der hartenbergischen Linie, kam [4]). Die Feste wurde also ein Zubehör der hartenbergischen Herrschaft und der Wohnsitz des Grafen, wo er im J. 1317 auch starb [5]). Sein Sohn, Graf Poppo IX., verpfändete es in seinem verschwenderischen Sinn, und dessen Sohn Berthold X., der Regierungsnachfolger, lebte im ehelosen Stande. Als der letzte Zweig der hartenbergischen Linie sah er das nahe Erlöschen seines Stammes mit Gewißheit voraus. In der drückendsten Geldnoth verkaufte er daher im J. 1371 den ganzen Länderbezirk seines Hauses für 85,000 Pfund Heller dem Grafen Hermann V. zu Henneberg-Ascha, wovon Hallenberg ein Zubehör ausmachte. Hermann dachte nun auf Herbeischaffung der versprochenen Kaufsumme; denn seine ebenfalls zerrüttete Schatzkammer hatte so große Baarschaften nicht vorräthig. Daher versetzte er im J. 1366 dem Dietrich von Bibra die Feste Hallenberg nebst dem Schlosse Ascha gegen 20,050 Gulden [6]). Im J. 1390 hatte aber Hermann dieses eröffnete Darlehn noch nicht getilgt. Jetzt verlangte Dietrich entweder die Abtragung der vorgestreckten Summe in baarem Gelde, oder die Überlassung der verschriebenen Schlösser. Diese Foderung gab zu Mishelligkeiten Veranlassung. Dem Bischofe Lambrecht von Bamberg wurden sie zur Entscheidung übertragen. Er fällte im J. 1391 das Urtheil, daß Hermann für das empfangene Darlehn von 20,050 Gulden dem Dietrich von Bibra das Schloß Ascha überlassen, dieser aber das Schloß und Amt Hallenberg an jenen wieder herausgeben sollte [7]). Mit dem Verkaufe dieses Stammschlosses verlor aber die aschaer Linie ihre Benennung, und wurde in der Geschichte von diesem Zeitpunkt an die römhilder Linie, nach ihrem neuen Wohnsitze, dem Schlosse Römhild, genannt. Nach dem Tode des muthvollen und entschlossenen Hermann erbte das Schloß Hallenberg dessen Sohn, Friedrich I. Diesem folgte im J. 1423 sein Sohn, Georg I., und nach diesem im J. 1465 dessen beide Söhne, Friedrich II. und Otto IV. Sie hatten den römhilder Länderbezirk und folglich auch das Schloß Hallenberg in gemeinschaftlichem Besitz; aber eine unglückliche Disharmonie verursachte im J. 1468 eine Theilung ihres Landes. Friedrich blieb im Besitze von Hallenberg. Nach seinem Tode kam das Schloß an seinen Sohn Hermann VIII. [8]). Mit dem Tode des Grafen Albrecht von Henneberg, aus dem Hause Römhild, verlor das Schloß seinen Regenten. Er hatte dasselbe bewohnt, bis er im J. 1538 das neue Haus zu Schwarza erbaute und in demselben 1549 sein Leben beschloß. Als der Letzte seines Stammes wollte er zwar dem gräflichen Hause Stolberg die Erbfolge unter der Bedingung zuwenden, daß seine hinterbliebene Gemahlin, Katharina, eine Tochter des Grafen Bode von Stolberg, in dem lebenslänglichen Besitze der Güter und Schlösser bleiben, und seine Schwestertochter, die Gräfin Anna von Hohenzollern, 1000 Fl. von dem Hause Stolberg erhalten sollte [9]); aber Henneberg-Schleusingen machte nach dem Agnatenrecht auf die Erbfolge gegründete Ansprüche, und wußte sie gegen die Grafen von Stolberg vor dem Kammergerichte muthvoll und beharrlich zu behaupten. Noch ehe die Sache entschieden war, entsetzte 1562 Graf Georg Ernst die zu Schwarza wohnende Witwe Albrecht's des Besitzstandes, versiegelte die Kleinodien- und Familiensachen, deponirte sie im Schlosse Römhild, und nahm von dem Überreste des Hauses Römhild, folglich auch vom Schlosse Hallenberg, Besitz. Hiermit that er den ersten Schritt zu der folgenden Vereinigung des Schloßbezirks mit der Herrschaft Schmalkalden [10]). Im ruhigen Besitze dieses erworbenen Districts blieb er indessen noch nicht; denn der

1) *Güth*, Poligraphia Meiningensis, p. 114. 2) von Schultes, Diplomat. Gesch. des gräfl. Hauses Henneberg. 1. Th. S. 69. 3) Die Urkunde davon s. in Hön's koburg. Chronik. 4) v. Schultes a. a. O. 1. Th. S. 271. 5) Chronik der Gemeinde Steinbach-Hallenberg, Mscr.

6) Meining. Taschenbuch vom J. 1804, S. 19. 7) Ebendas. S. 19. 8) v. Schultes a. a. O. 1. Th. S. 566. 9) v. Schultes a. a. O. 1. Th. S. 680. Beil. CXXXV. 10) v. Schultes a. a. O. 2. Th. S. 201.

an der hintern Fläche der Ohrmuschel, am Gehörgange und in den Retrahentes auriculae. b) Die obern Hauthalsnerven (Nerv. subcutanei colli superiores) verbreiten sich in der Haut des horizontalen Unterkieferastes vom Ohre bis zum Kinn, indem sie mit Fäden vom Nerv. facialis anastomosiren. c) Die mittlern und untern Hauthalsnerven verbreiten sich an der mittlern und untern Haut des Halses. Der hintere Ast gibt Verbindungszweige an den zweiten, auch wol an den vierten Halsnerven, und verbreitet sich im Transversalis cervicis, Trachelomastoideus, Complexus, Splenius capitis, sowie in den tiefern Muskeln. Oberflächlichere Fäden treten an den Cucullaris und an die Haut in der mittlern obern Nackengegend, bis zum Nerv. occipitalis magnus reichend.

Vierter Halsnerv. Er verbindet sich bei seinem Austritt aus dem Rückenmarkskanale häufig mit einem Faden des Sympathicus, der vom untersten Halsknoten mit der Arteria vertebralis durch den Wirbelkanal verläuft. Der vordere größere Ast gibt einen aufsteigenden Verbindungszweig zur dritten Halsschlinge, meistens auch einen absteigenden Verbindungszweig zum fünften Halsnerven. Aus dem Aste unmittelbar oder aus diesen Verbindungszweigen gehen nun Fäden an den Sympathicus, an den Rectus capitis anticus major und Longus colli, zum Scalenus medius und Levator anguli scapulae; die bedeutendern Zweige aber sind die Oberschlüsselbeinnerven und der Zwerchfellsnerv. a) Die Oberschlüsselbeinnerven (Nerv. supraclaviculares) verlaufen nach Abwärts; die vordern gehen hinter dem breiten Halsmuskel herab, und verbreiten sich im untern Theile dieses Muskels, sowie in der Haut am innern Ende des Schlüsselbeins, am Griffe des Brustbeins bis zur dritten Rippe herab; die mittlern gehen über den mittlern und äußern Theil des Schlüsselbeins zur Haut über dem Pectoralis major und Deltoideus; die hintern verlieren sich in der Haut unten im Nacken und am Schulterblatte, sowie am Cucullaris, Levator anguli scapuli und am hintern Bauche des Omohyoideus. b) Der Zwerchfellsnerv (Phrenicus) entspringt mit der stärksten Wurzel vom vordern Aste des vierten Halsnerven; doch treten auch meistens Fäden vom dritten oder selbst zweiten Halsnerven hinzu, und im Herabsteigen auch vom fünften, sechsten und siebenten. Er tritt zwischen Arteria und Vena subclavia in die Brusthöhle, und steigt vor den Lungengefäßen, zwischen Herzbeutel und Pleura, zum Zwerchfelle herab. In diesem verbreitet er sich durch mehrfach getheilte Zweige. Ein stärkerer Zweig des rechten (Ramus phrenico-abdominalis) dringt neben der Hohlvene in die Unterleibshöhle und verbindet sich hier mit dem Plexus coeliacus vom Sympathicus magnus, wodurch zwei bis drei Ganglia phrenica entstehen. Auch vom linken gehen Fäden in die Unterleibshöhle; die sich mit dem plexus coeliacus verbinden, aber gewöhnlich keine Ganglien bilden. Der hintere Ast gibt Fäden an die Nackenmuskeln, wie die obern Halsnerven, und endigt in der Haut der untern Nackengegend.

Fünfter Halsnerv. Er verbindet sich noch vor der Theilung in den vordern und hintern Ast mit dem Faden des Sympathicus, welcher die Arteria vertebralis begleitet. Der vordere Ast gibt Fäden an die tiefen Halsmuskeln, nicht selten auch einen aufsteigenden Verbindungsast zur vierten Halsschlinge, einen Verbindungsfaden zum mittlern Halsknoten oder zum Stamme des Gangliennerven, und eine oder zwei Wurzeln zum Nerv. phrenicus. Die bedeutendern Zweige desselben aber sind: a) Der Rückenschulterblattnerv (Nerv. dorsalis scapulae), welcher den Scalenus medius durchbohrt, über oder unter dem Levator anguli scapulae, dem er einen Zweig gibt, an den hintern obern Winkel des Schulterblattes tritt, und längs der Basis scapulae herabläuft, indem er sich in die Rhomboidei vertheilt. b) Ein ansehnlicher Zweig zum Musc. subclavius, der vom Nerven abgeht, nachdem er zwischen Scalenus anticus und medius herausgetreten ist. c) Der ansehnliche Schulterblattnerv (Nerv. scapularis). Die Fortsetzung des vordern Astes vereinigt sich nun mit dem entsprechenden Aste des sechsten Halsnerven zum obersten Theile des Plexus brachialis. Der Nerv. scapularis entsteht aber nicht selten aus der Vereinigung dieser beiden Äste, und deshalb betrachtet man ihn auch wol als einen von diesem Plexus kommenden Nerven. Der hintere Ast verbreitet sich in den Nackenmuskeln seiner Gegend bis zur Haut.

Sechster Halsnerv. Er verbindet sich ebenfalls im Wirbelkanale mit dem Sympathicus, ehe er sich theilt. Der vordere Ast verbindet sich wieder besonders mit dem Sympathicus, gibt Zweige an die vordern Halsmuskeln, an den Zwerchfellsnerven, und liefert die Hauptwurzel des großen oder hintern Brustnerven (Nerv. thoracicus magnus s. posterior). Dieser Nerv bekommt meistens noch vom fünften und siebenten Halsnerven eine Wurzel, er durchbohrt den Scalenus medius, und breitet sich im Musc. serratus magnus aus. Die Fortsetzung des vordern Astes tritt zwischen Scalenus medius und anticus gegen die Achselhöhle herab, und verbindet sich mit dem fünften und siebenten Halsnerven im Plexus brachialis. Der hintere Ast verbreitet sich in den Nackenmuskeln seiner Gegend bis zur Haut.

Siebenter Halsnerv. Er verbindet sich ebenfalls im Wirbelkanale mit dem Sympathicus. Sein vorderer Ast anastomosirt noch besonders mit dem Sympathicus, gibt Fäden an die tiefen Halsmuskeln, und gewöhnlich auch eine Wurzel an den Zwerchfellsnerven, sowie an den hintern Brustnerven. Die Fortsetzung desselben tritt in den Plexus brachialis. Der hintere Ast verhält sich wie der entsprechende Ast des sechsten und fünften Halsnerven.

Achter Halsnerv. Die Verbindung mit dem Sympathicus im Wirbelkanal ist nicht beständig. Der vordere Ast verbindet sich mit dem obersten Brustknoten des Sympathicus, gibt kleine Zweige an die vordern Halsmuskeln und fließt dann mit dem vordern Aste des ersten Brustnerven zusammen, um in den Plexus brachialis einzugehen. Der hintere Ast ist gewöhnlich sehr klein, und verhält sich wie die hintern Äste der andern Halsnerven.

Die weitere Ausbreitung der Halsnerven, die in den Plexus brachialis eingehen, s. unter Gliedmassen.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

HALSWIRBEL (**Vertebrae colli**). Sie bilden die knöcherne Grundlage des obersten oder vordersten Theils der Wirbelsäule, des Halses, der zwischen das Hinterhauptsbein und die rippentragenden Brustwirbel eingeschoben ist. Der Hals erscheint bei den Wirbelthieren als eine Einschnürung am obern Ende des Rumpfes, und scheint vornehmlich bestimmt zu sein, die Bewegungen des auf ihm ruhenden Kopfes zu erleichtern, wie die Vergleichung dieses Theils mit der Lebensweise der Thiere ergibt. Bei den Fischen kann kein Theil als Hals angesprochen werden; die schwimmende Bewegung dieser Thiere würde aber auch kaum ein freies isolirtes Bewegen des Kopfes nach verschiedenen Richtungen gestatten, ohne den übrigen Körper mitzubewegen. Unter den Amphibien fehlt der Hals den Batrachiern und Ophidiern. Von den erstern lebt ein Theil im Wasser, wie die Fische; ein anderer Theil (die hüpfenden Frösche) würde durch eine freie Beweglichkeit des Kopfes nicht viel gewinnen, weil bei ihren Sprungbewegungen der ganze Körper gleichmäßig einer beliebten Richtung folgen muß. Bei den Ophidiern dagegen kann jeder Theil der Wirbelsäule wegen seiner leichten Beweglichkeit dem Kopf eine beliebige Richtung verschaffen, und deshalb erscheint eine besondere Vorrichtung zur freiern Bewegung des Kopfes bei ihnen überflüssig. Anders verhält es sich mit den Cheloniern und Sauriern. Bei den Schildkröten ist der mittlere Theil des Rumpfes ganz unbeweglich; ihrer Unbehilflichkeit kommt der leichtbewegliche Hals sehr zu statten. Bei den eidechsenartigen Thieren wird das Gehen und Laufen durch den beweglichen Hals unterstützt, zumal da die meistens langen und schweren Schwänze derselben eine leichte Bewegung nicht begünstigen. Die Vögel bilden in Beziehung zur Entwickelung des Halses den Gegensatz der Fische; sie bewegen sich aber auch in einem ganz entgegengesetzten Elemente. Die Säugethiere endlich würden ohne den beweglichen Hals eines großen Theils der Bewegungen entbehren, deren leichte Ausführung ihnen zur Vermeidung drohender Gefahren oder zur Erlangung der Nahrung und Beute förderlich ist.

Hieraus ist es nun begreiflich, daß bei keinem Fische Halswirbel vorkommen, so wenig wie bei den Schlangen, weil hier alle an den Kopf angrenzenden Wirbel Rippen oder Rippenrudimente tragen, daß wir aber auch bei den Batrachiern keine Halswirbel unterscheiden können, weil gar keine Rippen oder nur höchst unbedeutende Rudimente derselben sich finden.

Bei allen übrigen Classen und Ordnungen der Wirbelthiere kann man einen besondern Halstheil der Wirbelsäule unterscheiden, der immer aus mehren einzelnen Wirbeln besteht. Die einzelnen Halswirbel eines Thieres stimmen im Ganzen unter einander überein, sodaß man sie der Zahl nach bezeichnet, vom Hinterhaupte gegen die Rückenwirbel hin zählend. Indessen unterscheiden sich überall der erste und zweite wesentlich von den übrigen. Den ersten nennt man den Träger (**Atlas**), weil er als oberes Ende der Wirbelsäule den Kopf stützt; der sogenannte Körper der Wirbel ist bei ihm dünn und bogenartig, und wird durch einen besondern Theil des zweiten Halswirbels theilweise ersetzt. Der zweite Halswirbel heißt der Dreher (**Epistropheus s. Axis**). Die obere Fläche seines Körpers wird von einem zahnartigen Fortsatze (**Processus odontoideus**) überragt, um welchen herum sich der Atlas und mit diesem der Kopf drehen kann.

1) Halswirbel der Chelonier. Ihre Zahl scheint allgemein acht zu sein. Sie sind verhältnißmäßig lang, und ihre Körper sind sehr beweglich verbunden, sodaß der Hals ausgedehnter Bewegungen fähig ist. Die obern Dornfortsätze fehlen, ausgenommen am **Epistropheus**; dagegen findet sich an der untern Fläche der Körper eine Längenleiste, welche den untern Dornfortsätzen entspricht. Der Zahnfortsatz des **Epistropheus** ist lang und breit. Mit dem Atlas verbindet sich das Hinterhauptsbein durch einen einfachen Gelenkhöcker.

2) Halswirbel der Saurier. Ihre Zahl ist hier unbeständig. Wenn sich auch häufig sieben Halswirbel finden, wie beim Krokodil, so treffen wir doch beim Chamäleon deren nur zwei. Die obern Dornfortsätze sind gewöhnlich nicht ansehnlich. Dagegen erscheinen mehrfach ziemlich ansehnliche untere Dornfortsätze, die mit den Wirbelkörpern verwachsen sind, während sich die anscheinend entsprechenden untern Dornfortsätze an den Schwanzwirbeln der Saurier beweglich verbinden. Solche untere Dornfortsätze tragen bei **Lacerta ocellata** die sechs, bei Monitor die sieben vordersten Wirbel, beim Krokodil der zweite bis zwölfte vorderste Wirbel. Am längsten sind sie bei **Draco**. Die Querfortsätze sind beim Krokodil sehr ansehnlich, und stehen beweglich auf den Wirbelbögen. Mit dem ringförmigen Atlas verbindet sich das Hinterhauptsbein durch einen einfachen Gelenkhöcker.

3) Halswirbel der Vögel. Die Halsgegend der Vögel ist im Allgemeinen sehr ansehnlich, nämlich meistens ebenso lang, als die übrige Wirbelsäule, ja bei manchen Vögeln zweimal so lang. Am längsten ist der Hals bei den Sumpf- und Schwimmvögeln, und er steht bei den erstern mit der Länge der hintern Extremitäten im Verhältnisse; kürzer ist er bei den hühnerartigen Vögeln; am kürzesten bei den Sing- und Raubvögeln. Mit der Länge des Halses läuft aber im Ganzen die Anzahl der Halswirbel parallel, die zwischen 9—23, oder nach Meckel selbst 24 schwankt. Die Singvögel haben 9—13 Halswirbel, die Klettervögel 11—12, die Raubvögel 11—14, die hühnerartigen 13—15, die Sumpfvögel 13—19, die Schwimmvögel 12—24. Die letztere Zahl findet sich beim Schwane. Im Allgemeinen sind auch die Halswirbel der Vögel mehr lang als breit, zumal bei den langhalsigen. Sie nehmen von Hinten nach Vorn an Masse ab. Die Körper und die Gelenkfortsätze sind dergestalt unter einander verbunden, daß die vordern Halswirbel eine obere, die hintern Halswirbel eine untere Convexität bilden, wodurch der ganze Hals die Sförmige Krümmung erhält. Damit stimmt es überein, daß die Bogen der mittlern und hintern Wirbel am hintern Rand ausgeschnitten, mithin weniger lang als die Körper sind.

Die Querfortsätze entspringen mit doppelter Wurzel vom vordern Theile des Körpers, sind daher von einem rundlichen Loche durchbohrt. Diese Löcher zusammen bilden auf jeder Seite einen in der ganzen Länge der Halswirbel verlaufenden Kanal zur Aufnahme der **Arteria vertebralis** und des Halstheiles vom **Nervus sympathicus**. Die vordern Gelenkfortsätze tragen quere, nach Außen gerichtete Höcker; die hintern Gelenkfortsätze haben an den vordern Wirbeln rückwärts gewendete Höcker. Die obern Dornfortsätze finden sich an den vordern und hintern Halswirbeln, fehlen aber meistens dem ersten und den mittlern. Auch die untern Dornfortsätze finden sich an den drei bis vier vordersten und einigen hintern Halswirbeln.

Der **Epistropheus** verbindet sich nicht blos durch die Gelenkfortsätze, sondern auch durch seinen Körper (abgesehen vom Zahnfortsatze) mit dem **Atlas**. Er trägt immer einen starken obern Dornfortsatz.

Der **Atlas** ist immer sehr klein, hat ungefähr ein Viertheil der Größe des zweiten und erscheint ringförmig. Sein Körper verbindet sich mit dem Körper des **Epistropheus** und dem einfachen Gelenkhöcker des Hinterhauptsbeines; außerdem wird der Zahnfortsatz des **Epistropheus** durch ein Querband beweglich an seine hintere Fläche befestigt. Er hat keinen obern Dornfortsatz.

4) Halswirbel der Säugethiere. Die Halsgegend ist bei den verschiedenen Ordnungen von ungleicher Länge; in der Regel kommt sie aber, mit dem Kopfe zusammengenommen, der Länge der vordern Extremitäten gleich, weil bei einem geringern Längenverhältnisse die Thiere ihre Nahrung nicht würden fassen können. Daher der ausnehmend lange Hals der Giraffe. Eine Ausnahme hiervon machen der Mensch und die Affen, die sich der Hände bedienen; der Elephant, dem der Rüssel behilflich ist; die fischartigen Säugethiere, die in dieser Beziehung sich den im gleichen Elemente lebenden Fischen nähern; die Fledermäuse, wegen der eigenthümlichen Umänderung ihrer vordern Extremitäten. Merkwürdigerweise ist nun die Anzahl der Halswirbel, ungeachtet der ungleichen Länge des Halstheiles, mit wenigen Ausnahmen gleich; es finden sich deren sieben, deren Länge sich aber von den langhalsigen zu den kurzhalsigen Thieren hin im entsprechenden Verhältnisse mindert. Eine Ausnahme machen nur einige Cetaceen, namentlich der Tümmler und **Balaena rostrata**, die nach Hunter und Rudolphi nur fünf, nach Meckel indessen, gleich dem **Manati**, wenigstens sechs Halswirbel haben; andererseits die Faulthiere mit acht, oder wie **Bradypus tridactylus** mit neun Halswirbeln.

Die Halswirbel der Säugethiere sind meistens so verbunden, daß sie eine ziemliche Beweglichkeit besitzen. Hiervon machen ebenfalls mehre Cetaceen eine Ausnahme, deren äußerst dünne Halswirbel nur einen sehr kleinen Theil der Wirbelsäule bilden, und außerdem theils am Körper, theils am Bogen mehrfach verwachsen sind. Die obern Dornfortsätze sind besonders stark entwickelt bei **Didelphis**; sonst sind sie meistens nur am zweiten, sechsten und siebenten Halswirbel stärker entwickelt. Von den untern Dornfortsätzen verdienen besonders jene der Monotremen und der Faulthiere Erwähnung, weil sie durch ihre Stellung der leichten Beweglichkeit der Halswirbelsäule Eintrag thun. Die Querfortsätze sind besonders stark bei den Monotremen. Das Wirbelloch in denselben findet sich meistens an allen Halswirbeln; doch fehlt es beim Elephanten, Tapir, Rhinoceros, Schweine, Pferde, bei den Wiederkäuern, Monotremen und den meisten Fleischfressern und Vierhändern im siebenten Halswirbel; bei den Cetaceen, den Kamelen und bei der Giraffe fehlt es allen Halswirbeln.

Der erste und zweite Halswirbel sind im Ganzen, im Verhältnisse zu den übrigen Wirbeln, größer als beim Menschen; namentlich ist dies bei den Cetaceen der Fall, wo sie die übrigen verkümmerten Halswirbel zusammengenommen zehn- bis zwölfmal an Größe übertreffen. Der **Epistropheus** hat meistens einen sehr starken obern Dornfortsatz, namentlich bei den Fleischfressern. Sein Zahnfortsatz fehlt zwar nicht gradezu bei den Cetaceen, ist aber doch nur rudimentär vorhanden. Der Atlas ist bei den Cetaceen viermal breiter, als die übrigen Halswirbel. Auch beim Schnabelthier ist er sehr ansehnlich. Bei den meisten Beutelthieren sind die beiden Körperhälften des Atlas nur durch Knorpelmasse verbunden.

5) Halswirbel des Menschen. Der Mensch hat sieben Halswirbel, die mit Ausnahme des ersten, zweiten und siebenten in ihrem Bau übereinstimmen. Der Körper ist mehr breit als dick, und bildet auf dem horizontalen Durchschnitt ein querliegendes Rechteck; seine obere Fläche ist von einer Seite zur andern, seine untere von Vorn nach Hinten etwas ausgeschweift. Der Bogen entsteht von der Seitenfläche des Körpers, und beide Bogenhälften wenden sich erst nach Außen, ehe sie hinten convergirend zusammentreffen. Die Gelenkfortsätze bilden keine besondern Hervorragungen an den Halswirbeln, sondern sind auf die Wirbelbogen aufgesetzt; die Gelenkflächen der obern sind nach Hinten und etwas nach Oben, die der untern nach Vorn und etwas nach Unten gerichtet. Die Querfortsätze entspringen mit einer vordern Wurzel vom Körper, mit einer hintern vom Bogen, und endigen auch in zwei Spitzen. Das Wirbelloch (**Foramen vertebrale**) zwischen den Wurzeln der Querfortsätze findet sich an allen sieben Halswirbeln. Die Dornfortsätze sind breit und kurz, und gehen meistens in zwei Spitzen aus (**Processus** bifurcati). Das Rückenmarksloch ist dreiseitig.

Der siebente Halswirbel unterscheidet sich durch die Gegenwart einer halben Gelenkfläche an der Basis des Körpers, zur theilweisen Aufnahme der ersten Rippe, sowie durch einen längern ungespaltenen Dornfortsatz (**Vertebra prominens**) von den übrigen Halswirbeln.

Der zweite Halswirbel, der Dreher (**Epistropheus, Axis**), wird an der Stelle, wo sich am Körper der übrigen die obere Verbindungsfläche findet, vom rundlichen Zahnfortsatze (**Processus odontoideus, Dens Epistrophei**) überragt, an dem man den eingeschnürten Hals, das Köpfchen und die oberste Spitze (**Apex**) unterschei-

det. Die vordere und hintere Fläche des Zahnes sind überknorpelt.

Der erste Halswirbel, der Träger (Atlas), hat keinen eigentlichen Körper. Man unterscheidet deshalb an ihm einen vordern und hintern Bogen. Der vordere Bogen hat an der vordern Fläche einen höckerigen Vorsprung (Tuberculum anterius), und ist auf der hintern Fläche überknorpelt. Der hintere Bogen trägt statt des Dornfortsatzes blos einen kleinen Höcker (Tuberculum posterius). Zu beiden Seiten, an der Vereinigungsstelle des vordern und hintern Bogens, ist der Wirbel am stärksten (Massa lateralis). Hier findet sich eine obere und eine untere Gelenkfläche, welche dem obern und untern schiefen Fortsatze der übrigen Wirbel entsprechen. An der innern Seite der Massa lateralis findet sich eine höckerige Ungleichheit (Tuberculum internum). Der Querfortsatz hat zwei Wurzeln und ein Wirbelloch. Das letztere geht nach Oben in eine horizontal verlaufende Rinne über.

Verbindungen der Halswirbel des Menschen.

Wie bei den übrigen Wirbeln werden die Körper durch die Ligamenta intervertebralia, durch die Fascia longitudinalis antica et postica zusammengehalten, die Bogen durch die Ligamenta flava, die Dornfortsätze durch Spuren der Ligamenta interspinalia und apicum, die Gelenkfortsätze endlich durch lockere Synovialkapseln. Abweichend ist aber die Verbindung der beiden obersten Halswirbel unter einander und mit dem Hinterhauptsbeine, welche dahin abzweckt, daß der Kopf und Atlas sich frei auf dem Epistropheus bewegen, und um dessen Zahn herumdrehen können. Der Zahnfortsatz des Drehers legt sich nämlich an die hintere Fläche des Arcus anterior atlantis, und zu seiner Befestigung dienen hier:

a) Das kreuzförmige Band (Lig. cruciatum). Dieses besteht zunächst aus einer starken Bandmasse, die vom Tuberculum internum massae lateralis entspringt, und hinter dem Zahnfortsatze weg an die nämliche Stelle der andern Seite geht (Lig. transversum). Vom obern Rande dieses Querbandes gehen Bandfasern nach Oben an den vordern Rand des Hinterhauptsloches, nach Unten an die hintere Fläche vom Körper des zweiten Wirbels (Appendix superior et inferior). Zwischen das Kreuzband und die hintere Fläche des Zahns ist eine Synovialkapsel eingeschoben; ebenso zwischen die vordere Fläche des Zahns und den vordern Bogen des Atlas.

b) Die Seitenbänder oder Flügelbänder (Ligamenta lateralia dentis s. Ligamenta alaria Maucharti), zwei kurze starke Bänder, die vom seitlichen Umfange des Kopfes des Zahnfortsatzes an den Seitenrand des Hinterhauptloches gehen.

c) Das Aufhängeband des Zahnfortsatzes (Lig. suspensorium dentis s. Lig. rectum medium) soll von der Spitze des Zahnfortsatzes an die Mitte des vordern Randes vom Hinterhauptsloche gehen, ist aber wol meistens nur eine Portion des Appendix superior vom Lig. cruciatum.

d) Der Apparatus ligamentosus vertebrarum colli. Am dritten Halswirbel theilt sich die Fascia longitudinalis postica in zwei Blätter, von denen das vordere mit diesem Namen belegt wird. Es steigt hinter dem kreuzförmigen Bande in die Höhe, und heftet sich, nahe dem Hinterhauptsloch, an die obere Fläche des Pars basilaris ossis occipitis.

Der Atlas verbindet sich außerdem noch mit dem Hinterhauptsbeine. Vom vordern und hintern Bogen desselben steigen breite Bänder zu den entsprechenden Rändern des Hinterhauptsloches, das vordere und hintere Ausfüllungsband (Lig. obturatorium anterius et posterius). Außerdem wird er mit den Gelenkhöckern des Hinterhauptsbeines, sowie mit den obern Gelenkfortsätzen des Epistropheus, durch schlaffe Synovialkapseln verbunden. (*Fr. Wilh. Theile.*)

HALSUNG, in der Jagdterminologie das Halsband des Leithundes. (*Benicken.*)

HALTICA *Latreille* (Insecta), von den Franzosen mit Unrecht Altica genannt, eine Käfergattung, in welcher früher alle diejenigen Arten Chrysomela Linné's vereinigt waren, die sich durch verdickte Hinterschenkel und Springvermögen auszeichnen, und welche Fabricius in die Gattung Chrysomela, Galeruca und Crioceris verstreut hatte. Es sind ziemlich kleine und sehr kleine Käfer, meistens mit sehr glänzenden, mitunter bunten Farben bezeichnet. Ihren Volksnamen haben sie von der Springfähigkeit, nämlich Erdflöhe, wenn auch einzelne von ihnen, namentlich aber die Larven, andere Namen führen; auch nennt man sie Blattkäfer, weil sie sich meistens auf Blättern finden, obwol andere auch in Blüthen leben. Die Larven leben ebenso und auf den nämlichen Pflanzen, wie die Käfer selbst, und richten nicht minder Verwüstungen an, namentlich auf allen sogenannten Kohlgewächsen, wie denn z. B. nicht selten ganze Rübsamenfelder von ihnen abgefressen werden. Man hat eine Menge von Mitteln gegen diese Zerstörer vorgeschlagen, welche Niemand besser beurtheilt hat, als Schrank in seiner Fauna Boica. Er meint, man habe alle diese Mittel nicht gehörig gewürdigt, was denn lediglich daher komme, daß man die Naturgeschichte dieser Thierchen nicht gekannt habe. Die meisten Pflanzen würden besonders in der Jugend von diesen Käfern beschädigt, und dagegen helfe allerdings Ofenruß und Asche, indem beide theils den Wachsthum der Pflanzen befördern, theils solcher ungenießbare Staub, wenn er die Pflanzen bedeckt, die Käfer verhindere, jene selbst anzubeißen. Auch das häufige Besprengen mit Wasser leiste gute Dienste, ebenfalls wieder aus einem sehr natürlichen Grunde. Beide, diese Insecten und ihre Brut vertragen nur trockene Nahrung, indem alles Nasse ihnen schädlich wird. Bei öfterm Besprengen vermeiden es daher die weiblichen Käfer, ihre Eier auf solche Pflanzen zu legen, denn die Larven würden durch die Nässe bald zu Grunde gehen; sind aber diese schon vorhanden, so hilft ebenfalls wieder das Besprengen, sowie es denn auch die Käfer selbst verscheucht.

Die Artenzahl dieser Käfer ist sehr groß und die meisten liefert das südliche Amerika, doch haben wir auch in Teutschland reichlichen Überfluß daran. Man hat des-

wegen schon früher immer versucht, die Arten in Unterabtheilungen zu bringen; die vollkommenste Arbeit ist die von Illiger in dem 6. Bde. seines Insectenmagazins, in welchem Werke allein über anderthalbhundert Arten charakterisirt und eingetheilt sind. Einen nicht minder wichtigen Beitrag zur Aufklärung der Gattung haben die Verfasser der „Entomologischen Hefte" (Frankf. a. M. 1803) früher geliefert, der kritischen Aufzählung nicht zu gedenken, welche Schönherr in seiner **Synonymia Insectorum** gegeben hat. Von den aufgestellten Familien haben sich durch die Fortschritte der Wissenschaft freilich manche verändern müssen, da sie ohnedies meistens künstlich waren, und so hat Latreille denn die sämmtlichen Blattkäfer oder Blattflöhe in mehre Gattungen zerfällt, welche zum Theil einzelnen Familien Illiger's entsprechen, theils mehre umfassen, und wonach wir den Gegenstand abhandeln wollen, da wir nach den Grenzen der Encykl. nur wenig in das Einzelne gehen können.

Diese Käfer bilden blos eine Abtheilung der Tribus **Galerucitae** (s. d. Art.), und unterscheiden sich, wie schon oben bemerkt, von den andern hierher gehörigen Käfern nur durch die Springfüße.

Die erste Gattung ist **Octogonotes** *Drapiez* (**Annal. des Sc. physiq. III. p. 181**) Sie unterscheidet sich von allen andern durch die Bildung ihrer Maxillarpalpen. Wie bei den Adorien ist das vorletzte Glied kreiselförmig, das letzte sehr kurz und gestutzt, die Labialpalpen endigen in ein spitziges oder pfriemförmiges Glied, und ebenso die Maxillarpalpen, oder haben dieselbe Bildung. Das letzte Glied der hintern Tarsen ist oben abgesetzt, aufgeschwollen und zugerundet, gleichsam blasig; die zwei Klauen sind klein.

Die zweite Gattung, **Oedionnychus** *Latreille*, unterscheidet sich von der folgenden Gattung durch den eben angeführten letzten Charakter, und umfaßt die beiden ersten Familien Illiger's, nämlich **Physabus** und **Oedipus**. Es findet sich daraus in Europa nur eine einzige Art, und überdies nur in Spanien und Portugal, nämlich **H. marginella** (*Oliv.* **coleop. III, 93 bis 11, 34**).

Die dritte Untergattung, **Psyllodes** *Latreille*, hat das letzte Glied der hintern Tarsen sehr lang, und es ist oberhalb des hintern Endes der Schiene eingelenkt, welches sich in einen kegelförmigen Anhang verlängert, der, zusammengedrückt hohl, an den Rändern etwas gezähnt ist und in einen kleinen Zahn ausläuft. Sie entspricht der neunten Familie **Altitarses** Illiger's. Als Beispiele führen wir an:

1) **H. dentipes** (**Entom. Hefte. Taf. III. Fig. 1**). Geflügelt. Drei Viertheil bis eine Linie lang, eine halbe Linie breit, oval, etwas rundlich, oben flach gewölbt, von einem etwas matten Messinggelb, welches zuweilen in das dunkle Erzfarbige und Schwärzliche abändert. Die Fühlhörner an der Wurzel bräunlich, gegen das Ende schwärzlich. Das Brustschild ist hinten breit, vorn schmäler, an den Seiten zugerundet, dicht und fein punktirt. An seinem Hinterrande ist zu beiden Seiten ein flaches Grübchen eingedrückt, welches sich schief nach Vorn und Außen in die Fläche verliert, und bei den meisten Exemplaren kaum zu erkennen ist. Die Deckschilde haben regelmäßige Reihen tiefeingestochener Punkte. Unten ist das Käferchen schwarz, mit einem schwachen Metallglanze. Die Schenkel sind schwarz, mit bräunlicher Spitze, Schienbeine und Fußblätter bräunlich, zuweilen pechbraun. Die Schienbeine der hintern Füße haben an ihrem äußern Rande etwas unter der Mitte ein dreieckiges Zähnchen, auf welcher ein Büschel weißer glänzender Härchen sitzt. Dieses Büschchen ist insofern merkwürdig, als sich unter dem zusammengesetzten Mikroskop zeigt, daß es eigentlich aus einer einfachen Reihe dicht neben einander gestellter steifer Borsten besteht, welche wie ein Kämmchen geordnet, von der Spitze jenes Zähnchens bis an das Ende des Schienbeins auf dem äußern Rande fortlaufen.

Dieses Käferchen ist allenthalben sehr gemein auf Kohlpflanzen, Küchengewächsen, und überhaupt auf niedrigen Pflanzen, in Gärten, auf Äckern, Heiden und auf Wiesen.

Die Untergattung **Dibolia** *Latreille*, sonst **Altitarsus**, entspricht der achten Familie Illiger's, **Cryptocephaleae**. Der Kopf ist größtentheils in das Brustschild zurückgezogen und die hintern Schienen endigen in einen gabeligen Dorn. Sie enthält nur wenige Arten.

Bei der Untergattung **Altica** *Latreille* ist der Kopf vorspringend, die hintern Schienen am Ende gestutzt, ohne besondere Verlängerung oder Gabeldorn, und aus diesem Ende entspringen die Tarsen, welche noch nicht halb so lang sind, als das Schienbein. Sie umfaßt die Familien drei, vier, fünf, sechs Illiger's, oder **caesae, sulcicolles, saltatrices, striatae.**

2) **H. Modeeri** (*Panzer,* **Fauna germ. 21, 7**). Kurz, etwas rund, eiförmig, auf dem Brustschild eine seichte Querfurche, die sich an ihren beiden Enden rechtwinkelig mit einem tiefen Grübchen verbindet, welches in den Hinterrand ausläuft. Erzfarbig, die Spitze der Flügeldecken und die Füße gelblich, jene auch manchmal bis über die Hälfte und auch breit am äußern Rande bis zur Schulter hinaufziehend. Eine der gemeinsten Arten in Gärten, auf Küchengewächsen, auf Kohläckern und auf niedrigen Pflanzen in Wiesen.

3) **H. oleracea Linn.** (*Panzer*, **Fauna 21, 1**). Etwa zwei Linien lang, grün oder blau, das Brustschild nur flach gewölbt, fast viereckig, doch breit, mit fast gerade laufenden, schwach gerundeten Seitenrändern, die sich nach Vorn gar nicht oder sehr wenig nähern, hinten mit einem Quereindrucke, der mit dem Hinterrande parallel läuft, ohne sich wie bei andern mit einem aus dem Hinterrande hervortretenden Grübchen zu verbinden. Die Flügeldecken sind breiter, als der Brustschild, hochgewölbt, doch über den Rücken etwas flach, nach Hinten schnell und stark abgedacht, den Unterleib völlig umschließend. Ihre Seitenränder laufen beinahe gerade und sind hinten kurz abgesetzt, zugerundet. Diese ist eine der gemeinsten Arten, in Gärten und Feldern, wo sie unter den Kohlpflanzen ungeheure Verwüstungen anrichtet.

4) **H. Lepidii.** Schmal, länglich und flach, drei bis fünf Viertellinien lang, ein Drittheil Linie breit. Die obere Seite hat eine trübe, grünliche oder bläuliche

Metallfarbe, Kopf und Brustschild oft einen trüben Kupferglanz. Dieses hat hinten etwa ⅔ der Flügeldeckbreite, ist nach Vorn ein wenig schmäler, mit schwach gerandeten Seitenrändern, flachgewölbt, und sowie Kopf und Flügeldecken fein, aber sehr dicht punktirt; letztere sind flach, schmal, fast gleich breit und hinten sehr stumpf gerundet, doch bleibt der Innenwinkel der Flügeldeckspitze noch ziemlich spitzig. Die Fühlhörner sind schwarz. Die Unterseite des Körpers und der Schenkel ebenso, mit einem schwachen Metallglanze. Das Übrige der Füße mattschwarz, die Fußblätter bisweilen pechbraun. Sie ist geflügelt. Die Größe ändert ab, und es gibt seltnere Stücke, die nur halb so groß sind. Findet sich zu Tausenden auf allen kreuzblüthigen Pflanzen, und ist nebst Haltica nemorum diejenige Art, welche an den Küchengewächsen den größten Schaden anrichtet. In Gesellschaft mit Nitidula aenea erscheint sie oft millionweise auf den Rübsamenfeldern zur Zeit der Blüthe, und zerstört diese dergestalt, daß sie die ganze Ernte vernichtet.

5) **H. nemorum** (*Panzer,* Fauna 21, 19). Sie ist mit der ersten Abänderung der folgenden Art leicht zu verwechseln, und nur durch geringe Merkmale verschieden. Sie hat, wie die folgende Art, einen gestreckten, nur flach gewölbten Körper. Bei beiden sind der Kopf, Halsschild und die Flügeldecken sehr dicht punktirt. Die gegenwärtige Art ist eine Linie lang, und hat über die Mitte der Flügeldecken einen hellschwefelgelben, breiten Streifen, welcher ein Drittheil der Flügeldecken einnimmt, an der Mitte des Vorderrandes anfängt, sich an seinem Anfange etwas nach Außen biegt, dann in einer sanften Schwingung nach Innen über die Mitte der Flügeldecke herabsteigt, und sich nach der Spitze hinneigt, welche er nicht ganz erreicht, und wo er stumpf abgerundet ist. Öfters ist er in der Mitte an seiner Außenseite durch eine seichte Bucht ein wenig verschmälert. Die Wurzel der Fühlhörner, die Spitze der Schenkel, die Schienbeine und Fußblätter sind mehrentheils gelbbräunlich, zuweilen auch ganz schwarz. Sie ist geflügelt. Nach dem Tode wird die gelbe Farbe des Flügeldeckstreifens dunkler. Auf allen tetradynamischen Pflanzen, vorzüglich auf den Arten von Sisymbrium, Lepidium und Brassica äußerst zahlreich.

6) **H. flexuosa** (*Panzer,* Fauna 25, 12). Sie hat, wie wir oben schon bemerkt haben, mit der vorigen die größte Ähnlichkeit, ist aber meist größer, eine bis fünf Viertellinien lang, etwas breiter und weniger flach. Auf der Mitte der Flügeldecken liegt, wie bei der vorigen Art, ein Streifen, aber von einer ins Röthliche oder Bräunliche fallenden gelben Farbe. Dieser Streifen hat verschiedene Formen, wonach sich folgende Abänderungen ergeben:

Abänderung a. Der Streifen hat ganz die Gestalt, wie bei der vorigen Art, oder ist auf der äußern Seite etwas ausgeschweift, und diese Abänderung unterscheidet sich von der H. nemorum nur durch die röthlichgelbe Farbe des Streifens, den etwas gewölbten Körper, und die gewöhnlich beträchtlichere Größe.

Abänderung b. Der Streifen ist durch eine fast halbzirkelförmige, kurze, aber tiefe Bucht in der Mitte ausgeschnitten, dabei ist er gewöhnlich breiter. Hierzu gehört die Panzer'sche Figur.

Abänderung c. Der Streifen durch eine weite und große Bucht stark verengt.

Abänderung d. Derselbe so verengt, daß sein oberer und unterer Theil nur noch durch einen dünnern Faden zusammenhängt.

Abänderung e. Dieser dünne Faden ist bei ihr ganz verdrängt, sodaß der Anfang und das Ende des Streifens nur zwei abgesonderte Flecken bilden, wodurch diese Abänderung eine große Ähnlichkeit mit der H. quadripustulata (zur folgenden Gattung gehörig) erhält, von der sie sich aber standhaft unterscheidet. Sie lebt auf Kresse, Kohl und verwandten Pflanzen, allenthalben eben nicht selten.

Die Untergattung **Longitarsus** *Latr.* entspricht der gleichnamigen Familie Illiger's. Sie hat alle Kennzeichen der vorigen, aber die Tarsen der Hinterfüße sind wenigstens so lang als die Schienen. Die hierher gehörigen Arten haben keine Wichtigkeit. H. quadripustulata lebt nur auf Wiesenkräutern. (D. *Thon.*)

Halykirna, Alikyrna, s. **Halikyrna.**

HAMAKITOS, Verweisung unter **Amakitos,** ist Druckfehler für **Hamaxitos.** (*R.*)

Hamat, Chamat, s. **Hama.**

Hamen, s. **Fischernetze.**

Hammarskat, s. **Hammerschoss.**

Hammersbach, s. **Harmersbach.**

HAMMERSCHMIDT (Andreas), geboren im J. 1611 zu Brixa in Böhmen, erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht von Stephan Otto, Cantor zu Schandau, wurde im J. 1635 Organist in Freiberg, wo er sich durch vielerlei Compositionen in den Ruf eines der geschicktesten Kirchentonsetzer brachte. Ob sein erstes Werk bereits im J. 1633 zu Dresden herausgekommen ist unter dem Titel: **XVII missae sacrae a 5 ad 12 usque vocibus et instrumentis,** wie Schacht in s. Bibliothek behauptet, oder ob es erst (nach Walther's musikal. Lexikon) 1663 gedruckt wurde, müssen wir dahin gestellt sein lassen, da wir das nun ziemlich seltene Werk nie sahen. Im letzten Falle wäre dann sein erstes Werk, wofür auch der Titel spricht: Instrumentalischer erster Fleiß, gedruckt 1636. Darum sagt auch Gerber in seinem alten Tonkünstlerlexikon: Er schrieb von 1636 bis 1671. Viel Aufsehen machten damals seine geistlichen Concerte, deren erster Theil Gesänge zu einer bis vier Stimmen enthalten, der zweite Theil vier-, fünf- und sechsstimmige. Sie sind zu Freiberg 1638 und 1641 erschienen. Von Freiberg wurde er im J. 1639 als Organist nach Zittau versetzt, wo sein Ruhm wahrhaft bedeutend wurde. Vorzüglichen Beifall fanden seine musikalischen Andachten geistlicher Motetten und Concerte von fünf bis zwölf Stimmen, von denen drei Theile erschienen. Ebenso fünf Theile Chormusiken, und drei Theile Fest-, Buß- und Danklieder. Dazu noch einige Hefte weltlicher Oden und Opitzens hohes Lied Salomonis und ein musikalisches Bethaus. Seine Fest- und Zeitandachten in 38 Stücken sechsstimmig waren sein letztes Werk. Die meisten seiner geistlichen

Gesänge wurden eine lange Zeit in fast allen Kirchen der Lausitz, Sachsens und Thüringens zu großer Erbauung gesungen. Am meisten jedoch wurde er geehrt wegen der Verfertigung einiger Choräle, die noch bis auf den heutigen Tag gebräuchlich sind. In einigen ältern Gesangbüchern, z. B. in dem coburgischen, gedruckt 1677, im schmalkaldischen 1717, wird Hammerschmidt sogar als Verfasser der Lieder selbst angegeben, was auch Seiffart in seinen Deliciis melicis gleichfalls thut; es ist aber ein offenbarer Irrthum; es ist der Componist mit dem Dichter verwechselt worden. Das weit genauere, in Hinsicht auf die Verfasser der Gesänge sehr achtbare naumburger Gesangbuch vom J. 1784 schreibt das Lied: „Ach, was soll ich Sünder machen ꝛc." unter Nr. 342 dem D. Joh. Flittner ganz richtig zu, und das andere: „Freuet euch, ihr Christen alle, freue sich, wer immer kann ꝛc." wird in demselben Gesangbuch unter Nr. 129 dem D. Christian Keimann, der damals Rector in Zittau war, völlig genau zugeschrieben. Die Richtigkeit dieser letzten Angabe ergibt sich unbezweifelt aus Ludovici Schulhistorie, 2. Th. S. 82, und aus D. *Carpzovii* Annales Zittavienses, 3. Th. S. 94. Ebenso verhält es sich mit dem bekannten Liede: „Meinen Jesum laß ich nicht, weil er sich für mich gegeben ꝛc.," von welchem derselbe Keimann Verf., H. hingegen der Componist der Melodie ist. Er kann also keineswegs unter die geistlichen Dichter gezählt werden. Er starb zu Zittau am 29. Oct. 1675, und seine dankbaren Mitbürger haben ihm in der Kreuzkirche ein rühmliches Denkmal gesetzt. Diesen Andreas H. wird nicht leicht Jemand mit einem andern

Hammerschmidt (Kaspar) verwechseln, der am 21. März 1613 zu Eger geboren wurde, und in demselben Jahre 1675 am 13. Sept. zu Ansbach als Superintendent starb. Er hat sich der Nachwelt nicht merkwürdig gemacht; es sind nur einige Hochzeit- und Leichenreden von ihm im Druck erschienen. (*G. W. Fink.*)

HAMMERSCHMIDTIA *Schummel* (Insecta). In der Versammlung der Naturforscher zu Breslau im J. 1833 ward diese neue Gattung zuerst vorgezeigt und benannt [1]). Sie gehört zur Familie Syrphici Meigen's (Syrphidae Latreille's), zur zweiten Abtheilung b. (Fühler mit Rückenborste) und deutlich gefiederter Rückenborste [2]). Die Charakteristik lautet: **Antennae decumbentes, triarticulatae; articulo tertio ovato, compresso, seta dorsali plumata; hypostoma superne impressum, inferne elongatum, conium gibbiferum; oculi nudi; abdomen lineare, subglabrum; femora postica subtus spinosa.** Die einzige Art, ein Männchen, heißt vittata, wegen der braunen Striemen am vordern Theile des Rückenschildes und Hinterleibes. (D. *Thon.*)

1) Zu Ehren eines anwesenden Dipterologen! Gattungen in der Zoologie nach Personen zu benennen, ist unsers Wissens im Allgemeinen verworfen, und namentlich hat Oken auf das Unziemliche solcher Nomenclatur mehrmals hingewiesen. 2) Diese Gattung scheint nahe verwandt, wenn nicht identisch mit Macquart's (Diptères I, 519) Senogaster, deren Kennzeichen sind: Face concave. Epistome saillant. Troisième article des antennes ovalaire. Troisième segment de l'abdomen fort rétréci, cylindrique; cuisses postérieures renflées, munies d'une dent bifide; jambes postérieures arquées, à petit tubercule près de l'extrémité. Première cellule postérieure des ailes à base oblique. Ausländische Art: 1) Coerulescens.

Hammerstadt, s. Hammer.

HAMRA (حمرا), d. i. die Rothe, in Europa durch die Benennung Alhambra, d. i. die rothe Burg von Granada, der Beni Ahmer hinlänglich bekannt: 1) Hamral-eseb, d. i. die Rothe des Löwen, ein acht Miglien von Medina gelegener Ort; 2) Hamra, der Name einer Stadt in Andalus; 3) Hamra, ein zu Jerusalem gehöriges Schloß; 4) Hamra, im District Senhan in Jemen; 5) Hamra-es-Sünbülawein, ein ägyptisches Dorf in der Provinz Scherkijet; 6) Hamra-scherwin, in der Provinz Gharbijet in Ägypten; 7) Hamra-el-Gharbijet, in der ägyptischen Provinz Gharbijet gelegen; aus einer dieser drei ägyptischen Hamra stammt Elias Ben al-Feredsch Ben Maimun al-Hamrawi, der Überlieferer, gest. im J. d. H. 307 (919). Nach Jak. Muscht. (*Jos. v. Hammer.*)

Hanalisade, s. Hanelisade.

HANDEL auf Besicht (auf Nachsicht), nennt man in Hamburg und auf andern teutschen Handelsplätzen einen Kauf, dessen Gültigkeit davon abhängen soll, daß der Käufer die Waare besieht, sie ihm gefällt und er solches dem Verkäufer erklärt. Im französ. Rechte drückt man dasselbe mit **vente à l'essai, vente vue en sus aus.** Von selbst versteht sich dieses Verhältniß nicht, sondern es beruht entweder auf Abrede oder auf Localgewohnheit, z. B. in Hamburg bei Stuhlrohrkäufen. Präsumtiv ist die Clausel als **conditio suspensiva** zu behandeln; folglich trägt, bis besehen ꝛc. ist, der Verkäufer die Gefahr des Unterganges und der Verringerung der Sache. Gründe, aus denen der Käufer die Annahme ablehnt, kommen (ist wirklich auf Besicht, und nicht auf Nachstechen, Nachziehen gehandelt, wo die Empfehlbarkeit des Zuckers, Kaffees, der Baumwolle entscheidet) nicht in Betracht. Zögert er, so kann der Verkäufer entweder direct ihn mahnen, mit Bedrohung, daß er anderweit über den Kaufgegenstand verfügen werde, oder ihn auf Erfüllung oder Aufgeben des Handels belangen. Die Zufriedenheit des Käufers mit der Waare kann auch stillschweigend erklärt werden, z. B. indem er davon eine Probe, um sie Dritten anzubieten, entnimmt [1]). Nicht zu verwechseln hiermit ist a) der Fall, da bei einem pure abgeschlossenen Kaufe der Verkäufer entweder neben die Qualität der Waare betreffenden Allegationen, oder neben dem Handel nach Probe (s. d. Art.), in seinem Interesse die Worte „wie zu besehen" oder „auf Besicht" beigefügt hat, um gegen Ausstellungen in Hinsicht der Güte sich zu decken [2]). b) Die Eigenthümlichkeit des hamburgischen Rechts [3]), daß, sobald eine Waare (**res mobilis**

1) s. Hamburg. Archiv für das Handels-R. I, 3. 1818. S. 332 fg. und II, 4. 1821. S. 574 fg. Heise u. Cropp, Abhandl. I. 1827. Nr. XII. und Nr. XIII. §. 10. Bender, Handlungs-R. I. S. 202 fg. 2) s. v. Martens, Handels-R. 3. Aufl. 1820. S. 25. Heise u. Cropp a. a. O. Nr. XIII. §. 11. 3) Statuten vom J. 1603. 2. Th. Tit. 8. Art. 17.

irgend einer Art) verkauft (auf dem Markt oder sonst wo) und besehen, auch durch den Käufer in Besitz (Gewähr) genommen ist, dieser selbst wegen heimlicher Mängel den Verkäufer nicht in Anspruch nehmen kann, es sei denn, daß dieser in dolo, oder Einstehen für eine gewisse Beschaffenheit ausbedungen wäre [4]). (*G. Emminghaus.*)

HANDEL auf Lieferung wird derjenige genannt, wobei die Absicht der Contrahenten auf ein Verschaffen abseiten des Lieferanten geht, weil der Besteller schon weiß, daß die Waare entweder noch nicht im Vermögen des Lieferers sich befindet, oder wol gar erst angefertigt werden soll. Interessante Eigenheiten treten bei diesem Rechtsgeschäfte hervor, sofern 1) der römisch-rechtliche **transitus periculi in emtorem, nondum facta traditione** niemals vorkommen kann; 2) die Veränderung der Umstände besonders bei einer Reihe von Ober- und Unterlieferanten mehr, als nach gemeinem Rechte sonst der Fall ist, Einfluß hat; so z. B. nahm das Oberappellationsgericht zu Jena im J. 1824 mit Bezug auf unten erwähnten Pinther an, dem Besteller einer Kriegslieferung sei eine gerechte Ursache, vom Vertrage, mit bloßer Entschädigung des Lieferanten für seitherige Mühe und Aufwand, abzugehen gegeben, wenn die ausschreibende Behörde die Lieferung, ehe sie begonnen, widerrufe, und dies entweder von jener oder vom Besteller, öffentlich oder speciell, dem Lieferanten bekannt gemacht worden; 3) sofern das Wesen des gemeinen teutschen Concurses oft dahin führen wird, daß der Lieferant der Concursmasse des Bestellers verhaftet bleibt, während umgekehrt weder sie, die letztere, ihm für volle Contractserfüllung einsteht, noch die Concursmasse des Lieferanten dem Besteller das Lieferungsobject, sollte es auch schon fertig vorhanden sein, zu leisten gezwungen wird *). (*G. Emminghaus.*)

HANDEL nach Probe (**vente pareille à l'echantillon**), ist derjenige unbedingte Kauf, wo bei Bemessung der gebührenden Qualität von der Waare, nach einer vom Verkäufer dem Käufer zugestellten Waarenprobe (Muster) abgeredet, oder doch stillschweigend festgesetzt ist. Der Käufer ist pflichtig, die Probe bis zur Übergabe des Kaufgegenstandes sorgsam aufzubewahren; that er es nicht, so fällt nunmehr die Last des Beweises, daß die Waare nicht probemäßig, auf ihn. Der Verkäufer hingegen muß, was die Identität der Probe betrifft, mit des Käufers Eide sich begnügen, will er nicht eine Veränderung darthun; ferner hat er die Obliegenheit, gleicht seine Waare der Probe nicht, sie zu behalten, und dem Käufer das **id quod interest** zu erstatten. Theilweise anderweite Verwendung der Probe durch den Käufer ändert nichts, sofern nur der Rest zum Zwecke noch auslangt [1]). Verschieden von dieser Nebenabrede ist a) der Kauf zur Probe, wo das Object an und für sich einen Werth hat, jedoch zugleich als Maßstab, wonach der Verkäufer künftige etwaige Bestellungen einrichten soll oder anbietet, zu dienen bestimmt ist [2]); b) der Kauf auf die Probe, wobei der ganze Kaufgegenstand dem Abkäufer vorläufig übergeben wird, und übrigens die Grundsätze des Handels auf Besicht (s. d. Art.) in Anwendung kommen [3]). (*G. Emminghaus.*)

Handschuhmacher, s. im Art. **Handschuh**.

Handwerker, s. **Handwerk u. Handwerksrecht**.

HÄNGESEIL, in der Jagdterminologie der Leitstrick zur Führung des Leithundes. (*Benicken.*)

HANZA-BEG, auch Erd, teutsch Hanselbäck genannt, ein im bitskeer Bezirke der stuhlweißenburger Gespanschaft, im niederungrischen Kreise jenseit der Donau, südwestl. von Ofen, eine Stunde von Tetény, an der Donau gelegener, dem Grafen Stephan Illésházy gehöriger großer Marktflecken, unter dem Berge Erd, mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, über welche dem Besitzer der gleichnamigen großen Herrschaft das Patronatsrecht zusteht, 369 Häusern und 2610 Einw., nicht unbedeutenden Jahrmärkten und einem sehr wichtigen Weinbaue. Die Pfarre gehört zum Bisthume Stuhlweißenburg. Unter den Bewohnern sind 2561 Katholiken, fünf nichtunirte Griechen, 17 Protestanten und 27 Juden. In diesem Marktflecken ist auch ein Postpferdewechsel. Die ganze Herrschaft ist fruchtbar und einträglich. (*G. F. Schreiner.*)

Haphtharen, s. unt. **Bibel**.

Hardt, Haarth, s. **Hard**.

HARIM (حريم), d. i. das Heiligthum (wie Harem), war zu Bagdad die eigentliche Residenz des Khalifen, welche etwa das Drittheil der Stadt betrug, und sich in der Gestalt eines Halbmondes um den Tigris zog; dieser abgeschlossene Theil der Stadt hatte acht Thore: 1) Babol Gharbet gegen den Tigris; 2) Bab suket-temer, d. i. das Thor des Dattelmarktes; 3) Bab schahikol-bina, seit der Regierung des Khalifen Nassir geschlossen; 4) Babol-bedriet; 5) Babol-newa; hier war die Schwelle, welche die Gesandten und Könige, die nach Bagdad kamen, küssen mußten; 6) Babol-aamet, das gemeinsame Thor, sonst auch das Thor Ammuria's genannt; 7) Bab bostan, d. i. das Gartenthor; 8) Babolmeratib, d. i. das Thor der Stufen auf der östlichen Seite. In dem von diesen Mauern umschlossenen Bezirke waren blos die Gebäude des Khalifen und der Regierungsbeamten von dem übrigen Theile der Stadt getrennt, wie heute das Serail zu Constantinopel. Ein zweites Harim, im obern Theile von Bagdad gelegen, war die Residenz der Familie Tahir's, des Sohnes Husein's. Ein drittes Harim, ein Dorf der Beni Anber in Jemame; ein viertes im Hidschas, das Schlachtfeld zwischen

---

4) Heise u. Cropp a. a. a. O. Nr. XI. Hamb. Archiv für das Handels-R. II, 4. 1821. S. 579, 585.

*) Archiv f. d. Handels-R. II, 3. 1820. S. 279 fg. Bender, Handlungs-R. I. S. 197 fg. überhaupt Preuß. Landr. Th. I. Tit. 11. §. 981 fg. Pinther, Landrecht für d. Königr. Sachsen. (Dresden 1807.) S. 644. Bender a. a. O. S. 196. Wegen Lieferungsgeschäften in Bezug auf Staatspapiere: Mittermaier, Teutsch. Priv. 3. Ausg. 2. Abth. S. 368.

1) Bender, Handlungs-R. I. S. 200 fg. Heise u. Cropp, Abhandl. I. Nr. XIII.

2) Bender a. a. O. 3) Preuß. Landr. Th. I. Tit. 11. §. 333 fg. Pinther, Landr. für d. Königr. Sachsen. (Dresden 1807.) S. 546 fg.

Kenanet und Chodhaat. Fünftens heißt so ein Thal im Gebiete der Beni Nomeir und sechstens ein Ort im Gebiete der Beni Tagbleb. Nach Jak. Muscht.

(*Jos. v. Hammer.*)

Häringeinsalzen, s. **Häring** u. **Häringsfang**.

Harmonielehre, s. **Harmonie**.

HARNSYSTEM (**systema uropoëticum**). Das Harnsystem hat in der thierischen Ökonomie die Bestimmung, gleich den Respirationsorganen, der Haut, die nothwendige Ausscheidung derjenigen Stoffe zu vermitteln, welche nicht mehr geeignet sind, in die Zusammensetzung des Organismus einzugehen. Namentlich findet große Analogie zwischen ihm und dem Respirationsorgane statt; eine Analogie, die besonders in der Entwickelungsgeschichte hervortritt. Unrichtigerweise glaubte man früherhin das Vorkommen des Harnsystems auf die Wirbelthiere beschränkt; es findet sich auch unter den Wirbellosen, wenngleich hier die Deutung der als Harnorgane angesprochenen Gebilde vielfältig noch Zweifel gestattet.

Treviranus (Zeitschrift für Physiologie von Tiedemann und Treviranus. 1. Bd. 1. H.) hat bei den Mollusken einige Theile als Harnorgane beschrieben, die man gewöhnlich als zu den Geschlechtsorganen gehörig angesehen hat. Den Theil, welchen Swammerdam als Kalkbeutel beschrieb, betrachtet er als Niere, und die sogenannte Purpurblase als Harnblase; auch entdeckte er bei **Limax ater** den Zusammenhang beider Theile durch einen Kanal. Für die Richtigkeit dieser Deutung spricht es, daß Jacobson in dem sogenannten Kalkbeutel Harnsäure, diesen eigenthümlichen Bestandtheil des Harnes der höhern Thiere, gefunden hat. Dieses nämliche Merkmal hat aber auch Veranlassung gegeben, einige bei den Insecten vorkommende Theile als harnbereitende anzusehen. In den hintern Theil des Darmkanales der Insecten nämlich münden lange, meistens paarige, gewundene Kanäle (**Vasa Malpighiana**), die man früherhin für gallenbereitende hielt. Indessen enthalten sie nichts Gallenartiges; vielmehr fand Wurzer harnsaures Ammonium, Chevreul Harnsäure in denselben. Sie sind also Harnorgane, deren Inhalt sich bald näher dem Darmende, bald entfernter von diesem in den Darm ergießt. Daß sie nicht gallbereitend sind, ergibt sich schon daraus, daß sie während der Entwickelung der Puppe, wo nichts verdauet wird, sehr stark secerniren.

Bei den Wirbelthieren fehlt das Harnsystem nirgends, und die einzelnen dasselbe zusammensetzenden Theile sind: 1) die Nieren, in denen der Harn aus arteriellem Blute (Säugethiere und Vögel), oder auch aus venösem Blute (Amphibien und Fische) abgesondert wird. Der Harn sammelt sich aus den Harnkanälchen in 2) den Harnleiter (**Ureter**), dessen Anfangstheil wol erweitert ist, und dann Nierenbecken (**pelvis renalis**) heißt. Die Harnleiter vereinigen sich meistens zur 3) Harnblase (**vesica urinaria**), die zum Reservoir des sich ansammelnden Harnes dient. Aus dieser führt 4) die Harnröhre (**Urethra**) den Harn nach Außen ab. Nur die Nieren und Harnleiter indessen sind wesentliche Theile des Harnsystems; die Harnblase und die Harnröhre sind nur Modificationen des Ausführungsganges.

Bei den Fischen liegen die beiden Nieren, sich eng berührend, an der hintern Bauchwand; der Anschein einer Verschmelzung beider wird noch dadurch vermehrt, daß sich die Harnleiter, wie bei der Forelle, bald nach dem Austritt aus den Nieren vereinigen. Die Harnleiter sind meistens kurz, weil die Nieren sehr weit nach Hinten reichen. Eine deutliche Harnblase findet sich bei **Gadus Lota**, bei **Lophius piscatorius**, bei **Cyclopterus lumpus**.

Bei den Amphibien sind die Nieren kleiner, als bei den Fischen, aber noch sehr langgestreckt. Die Harnleiter sind kurz, ausgenommen bei den Schlangen, und senken sich in die sogenannte Cloake. Mit dieser steht nun eine blasenförmige Ausstülpung in Verbindung, die so ansehnlich ist, daß ein Laubfrosch, nach Townson's Beobachtung, den vierten Theil seines eigenen Gewichts Flüssigkeit daraus entleerte. Man hat diese Ausstülpung als Harnblase angesehen; doch hat sie nicht die Verrichtungen dieses Organs. Die Flüssigkeit in derselben ist kein Harn, und scheint vielmehr von der Einsaugung durch die Haut herzurühren, sodaß die Blase die Respiration unterstützt. Wenigstens fand Townson, wenn er **Testudo orbicularis** in mit Lackmus gefärbtes Wasser brachte, daß sich dieses Wasser, ohne Zweifel durch den After aufgenommen, in der Blase fand. Zudem ist nicht wol einzusehen, was den Eidechsen eine Harnblase nützen sollte, da sie den Harn nicht in flüssiger Form, sondern als weißes, leicht zerreibliches Concrement, als natürliche Harnsteine, entleeren.

Bei den Vögeln sind die ansehnlichen Nieren in die kammartigen Vorsprünge des Kreuzbeins eingesenkt. Ihre starkwandigen, fast muskulösen Ureteren münden in die Cloake ein, und ihr Inhalt vermischt sich hier mit den Excrementen des Darmkanals. Eine Harnblase findet sich beim erwachsenen Vogel nicht; denn der Harn wird nicht in flüssiger, sondern in concreter Form entleert, wie bei den Eidechsen.

Bei den Säugethieren finden sich, wie beim Menschen, überall Nieren, Harnleiter, eine Urinblase und eine Harnröhre. Das Schnabelthier weicht nur insofern ab, als sich die Harnleiter bei ihm nicht unmittelbar in die Harnblase senken, sondern in den gemeinsamen Harn- und Geschlechtskanal.

Zum Harnsystem scheinen bei flüchtiger Untersuchung auch die Organe zu gehören, die man wegen ihrer Lage die Nebennieren (**Renes succenturiati**) genannt hat. Deutlich sind sie nur bei den Vögeln, wo sie zwischen den obern Lappen beider Nieren liegen, sowie bei den Säugethieren, wo ihre Masse im umgekehrten Verhältnisse mit der Masse der Nieren zu stehen scheint. Rathke glaubt übrigens auch bei niedrigen Wirbelthieren Nebennieren vorhanden, wo sie indessen noch nicht hinreichende Selbständigkeit erlangt hätten, um sich von den Nieren zu trennen. Er zählt dahin zwei Anschwellungen am vordern Ende der Nieren bei Karpfen, Stichlingen ꝛc., welche sich durch starke Blutgefäßverzweigungen, sowie durch Mangel an Harnkanälchen auszeichnen. Sie entstehen erst spät beim

Embryo, z. B. beim Hühnchen erst am 12. Tage der Bebrütung. Ebenso erreichen sie auch die bedeutende relative Größe, die sie bei einigen Säugethieren während des reifern Alters haben, z. B. bei den Nagern, erst in der zweiten Hälfte des Fruchtlebens oder selbst nach der Geburt. Dagegen sind sie beim menschlichen Embryo gleich nach dem Erscheinen im Verhältnisse zu den Nieren am größten, nämlich in der siebenten Woche. Ungeachtet der räumlichen Beziehung der Nebennieren zu den Nieren ist jedoch über den Antheil dieser Organe an den Verrichtungen des Harnsystems gar nichts bekannt.

In wichtiger Beziehung mit dem Harnsystem steht dagegen ein nur während des Fötuslebens vorkommendes Gebilde, die Harnhaut (**Allantois, Membrana allantoides s. farciminalis**). Sie findet sich im Eie der Säugethiere, der Vögel, der Schildkröten, Schlangen und Eidechsen; dagegen nicht im Eie der Batrachier und der Fische. Die Entwickelung derselben im Hühnerei ist nach den Beobachtungen von Bär's (Über Entwickelungsgeschichte der Thiere. 1. Th. [Königsberg 1828]. Burdach's Physiologie 2. Bd.) folgende:

Etwas vor der Mitte des dritten Tages der Bebrütung erhebt sich, aus dem hintern Ende des Speisekanals, eine kleine blasenförmige Hervorstülpung nach Vorn, die Anfangs einem stumpfen Kegel gleicht, sich aber bald an der Basis einschnürt. Sie hat am Ende des dritten Tages die Größe eines Nadelkopfes, und besteht, wie die fernere Entwickelung zeigt, aus einem innern Schleimblatte und einem äußern Gefäßblatte. Diese Ausstülpung dringt zwischen das seröse Blatt und das Gefäßblatt der Keimhaut, da wo sich diese zur Bildung der sogenannten Schwanzkappe des Embryo umgeschlagen hat. Sie nimmt in der zweiten Hälfte des vierten Tages rasch an Größe zu, und rückt nach der rechten Seite des Embryo, immer zwischen dem serösen und dem Gefäßblatte der Keimschicht vordringend. Ihre Basis zieht sich in einen hohlen Stiel zusammen. Die kugelförmige Spitze hat am Ende des vierten Tages schon die Größe einer Erbse. Die ganze Blase ist durchsichtiger geworden, und in ihrer Gefäßschicht erscheint ein von der Aorta kommendes Gefäßnetz. Die Harnhaut oder der Harnsack wächst nun immer fort am fünften, sechsten und siebenten Tage, und dringt über die rechte Seitenhälfte des Embryo nach Oben. Unterdessen ist der Umschlag des serösen Blattes der Keimhaut, der ringsum nach dem Rücken des Embryo hin stattgefunden hat, soweit vorgeschritten, daß sich die Ränder dieses faltigen Umschlages berühren und verwachsen. Indem aber der Harnsack in seinem Wachsthume zwischen die beiden Blätter dieser Falte drängt, löst sich die Vereinigung der beiden Blätter an der Verwachsungsstelle, und so kommt der Harnsack zwischen das den Embryo umschließende Amnion und zwischen die oberflächlichere eigentliche seröse Haut des Keimblattes zu liegen. Er liegt zwischen diesen beiden Theilen, über dem Rücken des Embryo, am siebenten Tage in Form einer zusammengedrückten Blase von der Größe eines Thalers, die mit einer ganz hellen Flüssigkeit gefüllt ist. Das Blatt der platten Blase, welches der serösen Haut zugekehrt ist, unterscheidet sich durch größern Gefäßreichthum von dem gegen das Amnion stehenden Blatte. Da sich nun um diese Zeit der ganze Embryo gegen das stumpfe lufthaltige Ende des Eies hinzieht, das Eiweiß aber mehr gegen das spitze Ende des Eies rückt, so kommt der Harnsack der Schale des Eies ganz nahe. Die Gefäße, welche sich auf dem Harnsacke netzartig ausbreiten, sind zwei Äste der Aorta, die den Nabelarterien der Säugethiere entsprechen, und eine starke Vene, die zur Leber geht, und theils an die Leber selbst, theils mittelbar an die untere Hohlader tritt, sich also ganz wie die **Vena umbilicalis** der Säugethiere verhält. Der Harnsack wächst nun immer weiter in der anfänglichen Richtung von Rechts nach Links, sodaß sein vorrückender Rand allmälig den Anfangstheil außerhalb der Bauchhöhle erreicht und verwächst; worauf der Harnsack eine den ganzen Fötus umhüllende Blase darstellt, die man auf dieser Stufe Chorion nennen kann. Die rechte Nabelarterie ist allmälig geschwunden und am 13 Tage kaum noch merklich. Am Eintritte des Harnsackes in die Cloake findet sich eine Einschnürung. Eine andere Einschnürung findet sich an der Nabelöffnung. Die zwischen beiden Einschnürungen befindliche Erweiterung stellt jetzt eine Harnblase dar. Da während dieses raschen Wachsthums des Harnsackes das früher entstandene eigentliche seröse Blatt geschwunden ist, so liegt die äußere Platte des Harnsackes unmittelbar an der Schalenhaut des Eies an. Die Flüssigkeit des Harnsackes enthält schon eine Art Harnniederschlag, der weiterhin noch an Menge zunimmt, während sich die Menge der reinen Flüssigkeit bis zum Auskriechen mindert. Beim Auskriechen wird der Harnsack oder das Chorion zerrissen, und sobald die Lungenrespiration beginnt, hört der Blutumlauf darin auf, und das ganze Gebilde stirbt bis zur Cloake ab.

Bei den Säugethieren erscheint die Allantois ebenfalls als eine Ausstülpung der anfänglich vorhandenen Cloake. Beim Menschen besteht sie nur sehr kurze Zeit, nämlich in der dritten, vierten und fünften Woche des Fötuslebens, und wegen dieser kurzen Dauer ist ihre Existenz von Vielen irrthümlich geleugnet worden. Bei den übrigen Säugethieren, soviel bekannt, wächst sie über den Embryo hinaus, durch die Nabelschnur in den Raum zwischen Chorion und Amnion; sie erreicht aber noch vor dem Ende der Schwangerschaft ihre höchste Entwickelung, und wird in den spätern Perioden des Fötuslebens im Verhältnisse zum Embryo wieder kleiner. Bei den Einhufern und Fleischfressern breitet sie sich sackförmig zwischen Chorion und Amnion aus, und hüllt das ganze Amnion bis auf eine kleine Stelle ein. Bei den Schweinen und Wiederkäuern wächst sie mehr in die Länge, und wird schlauch- oder wurstförmig Sie geht hier von dem Allantoidengange (so nennt man den in der Nabelschnur gelegenen Theil) in zwei Hörnern nach dem Kopf- und Schwanzende des Embryo zu und darüber hinaus; sie füllt die röhrenförmigen Verlängerungen des Chorion aus, durchbohrt diese an ihren Enden, und tritt an jedem derselben als ein dünner darmförmiger Fortsatz oder Allantoidenanhang hervor. Diese Anhänge sind da, wo sie das Chorion durchbrechen, zusammengeschnürt, und bekommen

hier auch Gefäße von demselben. Durch einen Druck kann man Anfangs die Feuchtigkeit aus der Allantoidenblase in die Anhänge treiben und umgekehrt; späterhin verwächst die durch das Chorion verengerte Übergangsstelle, die Anhänge selbst verlieren allmälig ihre Feuchtigkeit und schrumpfen ein.

Den **Liquor allantoidis** fand Emmert bei Eidechsen fast geschmacklos, ziemlich hell, doch grau, zäh, kleberig, in Wasser unlöslich, durch Wärme und Weingeist gerinnbar. Bei Schlangen war er bitter und herbe. Bei den Vögeln ist er zäh, schleimig, und bildet zuletzt weiße Concremente, welche nach Jacobson aus einer Verbindung von Harnsäure und Eiweiß bestehen. Prevost und le Rayer fanden keinen Eiweißstoff darin; aber am 13. und 14. Tage der Bebrütung fanden sie Harnsäure darin, am 17. Tage Harnstoff. Bei den Säugethieren ist die Flüssigkeit Anfangs hell, geruchslos, süßlich, fade, späterhin wird sie gelblich und widerlich riechend, dann gelbroth, endlich braunroth und ekelhaft riechend, wie der Harn neugeborener Thiere. In der letzten Zeit findet man darin weiße, weiche, zähe, häutige oder schleimige, geruchlose und süßliche Gerinnsel in größern oder kleinern Klumpen, die man **Hippomanes** genannt hat. Lassaigne fand die Allantoidenflüssigkeit bei Kühen gelblich, bitterlich, salzig, Lackmus röthend, beim Verdunsten einen Niederschlag gebend, der nicht in Wasser oder Weingeist, aber in Laugensalz auflöslich war, mit Horngeruche verbrannte, und beim Einäschern phosphorsauren Kalk und Talk hinterließ. Bei weiterer Zerlegung fand sich Eiweiß, Osmazom, eine stickstoffige schleimige Substanz, eine eigene Säure (Allantoidensäure), milchsaure und andere Salze. Dulong und Labillardière fanden in der Allantoidenflüssigkeit von Kühen aus der letzten Zeit der Trächtigkeit Harnstoff, färbendes Öl, benzoësaures, salzsaures und schwefelsaures Natrum, kohlensaure Erden und Laugensalze; also die wesentlichen Bestandtheile des Kuhharnes. Der Inhalt der Allantois ist mithin dem Harne sehr nahestehend; jedenfalls ist es aber eine Auswurfsflüssigkeit, und nicht eine Bildungsflüssigkeit, wie es von Manchen behauptet worden ist.

Fragen wir nach der Function und Bedeutung der Allantois, so möchte sie mit Burdach (die Physiologie, 2. Bd. S. 527) am genügendsten als Bauchkieme gedeutet werden. Die Respiration durch das hintere Leibesende ist bei mehren wirbellosen Thieren, z. B. den Holothurien, normal; ebenso ist sie es bei den Larven mancher Insecten, z. B. der Libellen und einiger Dipteren. Diese unvollkommene Respiration ist nun im Eie der Wirbelthiere vorhanden und wird durch die Allantois vermittelt, die nur den Fischen und Batrachiern fehlt, vielleicht deshalb, weil bei ihnen die bleibenden Halskiemen sich gleich von Anfang stärker entwickeln. Daß die Allantois Athmungsorgan sei, ist beim Hühnchen deutlich, wo sie allmälig gegen den lufthaltigen Raum hinrückt, und zuletzt, unmittelbar unter der porösen Schale liegend, den ganzen Fötus umgibt. Um aber diese Verrichtung zu verstehen, muß man nicht vergessen, daß die Allantois aus zwei verschiedenen Theilen besteht, aus der schleimhäutigen Ausstülpung des untern Endes vom Darmkanale (der eigentlichen Allantois) und aus der Verbreitung der **Arteriae iliacae s. umbilicales**, welche die Allantois in Form einer Haut umhüllen, die man mit Dutrochet unter dem besondern Namen des Endochorion unterscheiden kann. Beim Hühnchen wird die schleimhäutige Allantois vom 10. Tage der Bebrütung an undeutlich, das eigentlich respirirende Endochorion aber um so deutlicher. Bei den Säugethieren sind die eigentliche Allantois und das Endochorion deutlicher getrennt, aber ungleich entwickelt. Denn wenn bei den meisten die eigentliche Allantois bis zur Geburt zwischen Chorion und Amnion wahrnehmbar ist, so verschwindet sie beim Menschen schon in den ersten Wochen, indem sie gleichsam vom Endochorion, das durch die Nabelschnur hindurchgeht, zusammengedrückt und obliterirt wird.

Spuren der Allantois sind auch nach der Geburt noch wahrnehmbar, als ein vom Grunde der Harnblase gegen den Nabel hin verlaufender Strang, der Harnstrang (**Urachus**). Die Harnblase ist der zunächst aus der Cloake nach Vorn hervorgestülpte Theil, der sich gegen den **Sinus uro-genitalis** und den Urachus allmälig immer mehr abschnürt. Daher kann eine Harnblase vorkommen, ohne daß Nieren mit derselben verbunden wären.

Endlich ist noch die Frage zu erörtern, ob eine Beziehung stattfinde zwischen dem Harnsystem und den sogenannten Wolff'schen Körpern (**Corpora** *Wolffiana*), zwei im embryonischen Zustande vorkommenden Organen, die vor den Nieren und Genitalien entstehen, zuerst außerordentlich groß sind, aus Blinddärmchen und einem Ausführungsgange bestehen, der an die Stelle führt, wo später auch die Ureteren einmünden. Rathke fand sie bei den Säugethieren, den Vögeln und den Amphibien, mit Ausnahme der Batrachier. Er vermuthete deshalb einen Zusammenhang zwischen diesen Organen und dem Amnion und der Allantois, weil diese letztern den Batrachiern und Fischen ebenfalls mangeln. Indessen hat J. Müller (Bildungsgeschichte der Genitalien. 1830. 4.) nachgewiesen, daß die **Corpora** *Wolffiana* auch bei den Embryonen der Batrachier vorkommen. Müller zieht aber aus seinen Untersuchungen folgende Schlüsse: Die Wolff'schen Körper sind nicht die gemeinschaftliche Grundlage für die Ausbildung der Harnwerkzeuge und Genitalien, wie Rathke meinte; sie haben ihre besondern Ausführungsgänge neben denen der Harnwerkzeuge, und sie bilden sich bei Fröschen, Kröten und Salamandern an ganz andern Stellen, als die Nieren und Genitalien. Auch bei den übrigen Thieren bilden sich die Nieren zwar hinter den Wolff'schen Körpern, aber nach den Beobachtungen an Vögeln und Säugethieren ganz selbständig. Sehr wahrscheinlich ist aber eine andere Vermuthung Rathke's, daß nämlich zwischen den Wolff'schen Körpern und den Nieren dasselbe vicarirende Verhältniß obwalte, wie zwischen Kiemen und Lungen der Batrachier. Denn bei den Vögeln sind die Wolff'schen Körper wirklich Absonderungsorgane, ja sie enthalten in ihren hohlen Blinddärmchen und im Ausführungsgange eine Materie, die weißgelblich, wie der Harn der Vögel ist. Ihr Ausführungsgang mündet in die Cloake.

Bei den Säugethieren fand sich nie jene weißgelbliche Materie in den Blinddärmchen oder im Ausführungsgange; ihr Harn ist aber auch nie weiß und consistent, wie bei den Vögeln. Dasselbe gilt von den Batrachiern, deren Wolff'sche Körper auch niemals eine weiße Materie wahrnehmen ließen. Dazu kommt noch, daß die Wolff'schen Körper geraume Zeit vor der Entwickelung der Nieren ihre vollkommenste Ausbildung erreicht haben, und in dem Maße verkümmern, als sich die Nieren entwickeln. Sie führen bei den Vögeln jene gelbe Materie, während die Nieren erst in den letzten Tagen des Fötuslebens eine Spur von gelber Materie in den Harnkanälchen zeigen. Noch mehr scheinen aber die Batrachier für dieses vicarirende Verhältniß der Wolff'schen Körper zu sprechen. Sie existiren bei diesen während der ganzen Zeit des Larvenzustandes. Dagegen entstehen die Nieren erst lange Zeit nach dem Auskriechen, und sind noch während des ganzen Larvenzustandes fast nur rudimentär entwickelt. Das Secretum der Wolff'schen Körper muß bei den Vögeln und Säugethieren in die Allantois gelangen, weil ihr Ausführungsgang in die Erweiterung des Darmkanals mündet, aus welcher die Allantois hervortritt. Diese enthält aber allerdings, wie bereits erwähnt, eine Flüssigkeit, die dem Harne sehr nahe steht. Jacobson fand darin die Harnsäure schon vor der Zeit, ehe noch die Nieren gebildet sind. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Harosch, s. **Ascher Ben Jechiel**.

HARPE (**Aves**). Es ist auf diesen Artikel von **Aquila** und **Bartgeier** verwiesen, und ob nun gleich eine Gattung dieses Namens im System nicht angenommen ist, sondern wol nur von dem frühern Bearbeiter der ornithologischen Artikel aufgestellt werden sollte, so sehen wir uns doch, obiger Verweisungen wegen, genöthigt, diese unter obigem Namen hier abzuhandeln.

Es ist also hier von dem Bartgeier die Rede, einem der größten namentlich europäischen Raubvögel, welcher früher bald zu den Geiern, bald zu den Adlern und Falken gerechnet wurde, mit vollem Recht aber eine eigene Gattung bildet, für welche allgemein der von Storr angenommene Name **Gypaëtus** beibehalten worden ist. Savigny hat dieselbe **Phene**, Dumeril **Gyptus** genannt. Sie steht im System zwischen den Geiern und Falken, indem sie den Übergang von den einen zu den andern macht.

Die Kennzeichen derselben (nach Gloyer's Handbuche) sind folgende: Der Schnabel ist sehr gestreckt, wenigstens so lang als der Kopf ohne Federn, sehr zusammengedrückt und stark, der Oberkiefer vor der stark gekrümmten Spitze bedeutend aufgeschwungen, und höher als in der Mitte, die Wurzel beider Kiefer ist mit steifen Borsten, das Kinn mit einem harten, im Leben gerade abwärts gerichteten Borstenfederbüschel besetzt, und der Rachen sehr weit gespalten; die Nasenlöcher liegen in einer undeutlichen Wachshaut, und sind von den steifen haarähnlichen Federborsten ganz bedeckt. Die kurzen Füße sind im Verhältnisse fast schwach zu nennen, die etwas lange Mittelzehe durch eine Spannhaut mit der äußern verbunden, die mit der hintern, stärksten, fast gleiche Länge hat. Die Krallen sind weder sehr groß, noch stark gebogen. Die Schienbeine haben sehr lange Hosen und die Läufe sind bis nahe an die Zehenwurzeln befiedert. Die auffallend langen Flügel sind stark zugespitzt, weil die großen Schwungfedern am Ende sehr schmal sind. Von diesen ist die zweite und dritte die längste, die Flügelspitze erreicht beinahe das Ende des Schwanzes, der ebenfalls lang, stark, fast keilförmig zugerundet ist, und aus sehr breiten Federn besteht. Der Kopf ist nicht nackt, wie bei den Geiern, hat eine auffallend flache, vertiefte Stirn und sehr erhöhten Hinterkopf.

Diese Gattung enthält nur eine Art, den bärtigen Geieradler. **Gypaëtus barbatus** *Linné* (**Vultur barbatus et barbarus** *Lath.* Ind. Orn. Vol. I. p. 3. sp. 6. A. 5. **Vultur leucocephalus** *Meyer*, Taschenb. Deut. Vol. I. p. 9. **Falco barbatus** *Gmel.* p. 252. sp. 38. **Vultur barbarus** *Gmel.* Syst. I. p. 250. sp. 13. **Falco Magnus** S. G. *Gmel.* Voy. Vol. III. p. 365. t. 38. **Vultur aureus** *Brisson* Orn. **Vautour doré** *Buff.* Ois. Vol. I. *Edw.* t. 106. **figure exacte. Le Gypaëte des Alpes.** *Sonn.* édit. de *Buff.* Vol. II. p. 214. pl. 12. f. 2. *Gérard*, Tab. élém. Vol. I. p. 12. **Baerded Vulture** *Lath.* Syn. V. I. p. 11. **Golden Vulture** *Latham*, Syn. Vol. I. p. 18. **Le Nisser ou l'Aigle d'or** *Bruce*, Voy. trad. franç. Vol. V. p. 182. pl. 31. Der weißköpfige Geieradler. Meyer, Vögel Teutschlands. 14. Heft. **Avaltaio barbato** *Cetti*, **Storia deg. ucc.** Vol. I. pl. 11. Bartadler. Bechstein, Naturgesch. Teutschlands. 2. Th. S. 502. Blumenbach, Abb. naturhistor. Gegenst. Taf. 85. Bartgeier, Lämmergeier, Borkgeier, Geieradler). Der am Kinne stehende, oft fälschlich als nach Vorn gerichtet abgebildete, im Leben aber senkrecht niederhängende Büschel von langen, dichten, straffen, in steifes Borstenhaar auslaufenden glänzenden Bartfedern ist schwarz oder braun, die Schwung- und Schwanzfedern sind an dem weißen Schafte graulich, dann brauner und am Rande schwarzbraun. Die Schnabelspitze ist heller als der horngraue Schnabel, und die Klauen, die Mundkanten, die Wachshaut und die Füße sind graubläulich. Bei alten Vögeln ist der Augenstern hochgelb, nach Außen mit einem entweder blutrothen oder brennenden feuerfarbigen Ringe. Der Bart und der Zügelstreif bis hinter die Augen und über einen Theil des Scheitels schwarz, der Vorderkopf ist gelblichweiß, und, sowie die Kehle, mit feinen schwärzlichen Schmitzchen besetzt, die Kehle und Gurgel sind bald tiefer, bald lichter röthlich rostgelb, oder gelblich rostfarben. Der ganze Hals und die ganze übrige Unterseite ist hell- oder dunkelrostgelblich, im höhern Alter wahrscheinlich am hellsten, quer über die Oberbrust zieht eine, meist ringkragenartige, drei- bis vierfache Reihe braunschwarzer Flecken. Der Oberleib ist sanft glänzend braunschwarz, am Unterrücken grauer, am Oberrücken mit weißen Federschäften und gelblichweißen, auf den Schultern und kleinen Flügeldeckfedern größern und rostgelblichen Spitzenflecken, die großen Deckfedern sind grauer. Die Vögel von mittlerm Alter haben hellblaue, von einem rothgelben Ring umgebene Augen, sind am Leibe unten braungrau, stark in das Rostfarbene ziehend, oder rothgrau, weiß und heller als

die Jungen. Diese sind fast allenthalben graulich, dunkelbraun, auch am Bart; ihre Brust, Bauch, Seiten und Hosen sind lichter und röthlicher, hin und wieder weißbräunlich, auf den Schultern unordentlich weißlich, auf den Flügeln mit hellbraunen Flecken und eben solchen Kanten. Die Augen dunkelbraun, der äußere Ring weißlich, wird aber im Affect feuerroth. Ein Aufsatz in den Annalen der schweizerischen Gesellschaft für die Naturwissenschaften I. S. 150 gibt die Färbung der Jungen genauer an, wie folgt: Ganz jung im Flaum ist der Bartgeier ganz weiß. Vor seiner ersten Herbstmauser ist die herrschende Farbe dunkelbraungrau. Nach derselben wird der Kopf, den Scheitel ausgenommen, graubraun, besonders aber die Wangen, welche am hellsten sind. Der ganze Hals bis auf die Schultern ist schwarzbraun, die Federn des obern Rückens gescheckt, indem bald die eine, bald die andere Fahne weiß oder dunkelbraun ist; alle haben nach Oben weiße Kiele. Die Flügel und Schwanzfedern sind unten braungrau gewässert, übrigens dunkelbraun. Die Schulter- und obern Deckfedern der Flügel sind fast wie die Rückenfedern gefärbt. Brust, Bauch und Hosen sind erdfarbig und graubraun gewässert, das Braun mehr oder weniger in das Rostfarbige ziehend. Nach der ersten Frühlingsmauser werden Schwanz und Flügel heller und grauer. In der zweiten Herbstmauser wird Hals und Bauch rostfarbig, an der Brust bleibt noch ein herzförmiger, dunkelbrauner Fleck, der hauptsächlich durch die Spitzen und Säume der Federn gebildet wird. Die Flügeldeckfedern und der Rücken sind grau, rostfarbig überlaufen, mit dunklern Fleckensäumen. In der zweiten Frühlingsmauser werden Flügel und Schwanz noch heller, grau, die Säume der Federn bleiben dunkel. In der dritten Herbstmauser zieht der Vogel sein oben beschriebenes, ganz vollkommenes Kleid an. Die Flaumfedern werden von Jahr zu Jahr gelber, sodaß sie bei einem dreijährigen Vogel hellrostgelb sind. Übrigens ist kein Junger wie der andere gefiedert, und auch die Alten weichen in der gelben Farbe, besonders im Nacken und an der Kehle, ziemlich von einander ab. Der schweizer Beobachter bemerkt noch, daß, so lange der Vogel lebt, die Spitze des Schnabels immer ersetzt wird, und die Seiten sich immer abblättern. Die Länge des Bartgeiers beträgt vier bis 4½ Fuß, die Breite bei ausgebreiteten Flügeln immer über neun Fuß, das Gewicht steigt über 13 Pfund.

Die Heimath dieses Vogels sind die Alpen beinahe der ganzen alten Welt, in der Nähe der Schneeregionen, der geographischen Breite nach in Westen von der ungrischen und bairischen, bis auf die nördlichen Grenzgebirge der Kafferei und des Bentjuanenlandes. Im Osten, wenigstens von Taurien und dem Baikalsee bis Thibet, und demnach in einer Längesausdehnung von den Pyrenäen bis über die Kette des Himalaya hinaus. In der Schweiz und Tyrol ist er nicht häufig, in größerer Anzahl findet er sich in Sardinien. Über seinen speciellen Aufenthalt in der Schweiz gibt der oben angezogene Aufsatz folgende Auskunft: Der Bartgeier bewohnt die hohe Alpenkette, vornehmlich der Cantone St. Gallen, Graubündten, Bern und Glarus, häufiger findet er sich in der Kette des hohen Säntis und in derjenigen, welche der wallenstädter See nördlich begrenzt, sowie in den Gebirgen des berner Oberlandes, von Unterseen bis zur Grimsel. Er ist besonders auf der Mittagseite dieser Bergketten im Sommer und im Winter anzutreffen. Seine Seltenheit ist eigentlich mehr scheinbar, als wirklich, und kommt daher, daß er sich am Tage ganz ruhig verhält, und in die Gegenden, wo er sich findet, blos die Gemsenjäger kommen, die nur auf die Gemsen achten, und wenn sie ihn ja bemerken, dennoch nicht schießen, um durch den Schuß nicht etwa eine Gemse zu verjagen, dann aber auch deswegen, weil er sich schwieriger beschleichen läßt, als eine Gemse, von dem Flugschießen aber die Bergjäger meistens nichts verstehen. Im Sommer hält sich dieser Vogel auf den felsigen höhern Alpen auf, wo noch Schafweiden sind, niemals findet man ihn höher oder gar über der Schneeregion. Im Frühjahr, oder vielmehr im Februar, bei vielem Schnee, kommt er in die Thäler und Dörfer herab, die gegen Mittag liegen, ja bisweilen selbst in die Flächen, und dann kann er leicht bei einem Aase gefangen oder geschossen werden, zumal da er sich auf kleine Bezirke beschränkt. So findet er sich fast alle Jahre zwischen Unterseen und Brienz, und zwischen Schemins und Wallenstadt. Er lebt höchstens mit einem Weibchen zusammen, und man findet gewöhnlich ein Paar nicht sehr weit von einander, doch erstreckt sich das Revier beider immer auf einige Stunden.

In Bezug auf Lebensweise und Nahrung weichen die Angaben Gloyer's von denen jenes schweizer Beobachters mitunter ziemlich ab. Jener sagt Folgendes: Im Fluge ebenso ausdauernd, als rasch und gewandt, schwebt der Bartgeier bald gemächlich schwimmend und kreisend, fast ohne merklichen Fittigschlag, hoch durch die Lüfte, wenn er grade nach Beute umherspäht, bald fährt er, indem er sich eben auf sein Schlachtopfer wirft, fast wie ein echter Edelfalke mit gewaltiger Kraft und einem betäubenden sausenden Geräusch in schiefgerichtetem Stoße daher. Auf flacher Erde steht er unbequem, er hebt sich auch, seines großen Flugapparates wegen, nur schwer von derselben, besonders nach reichlich gehaltener Mahlzeit, und läßt sich gleichfalls nicht ohne Mühe völlig auf sie nieder. Beides geschieht mit einem knarrenden Getöse. Er geht schreitend, thut es aber von freien Stücken fast gar nicht. Immer sitzt er daher hoch auf spitzigen Steinblöcken und schmalen Klippen und nur gerade, um Nestreiser zu brechen, auf Bäumen, in der Ruhe mit ganz verkürztem Halse und stets sehr aufrecht, mit hängendem Schwanz und etwas lockern Bauchfedern. Die Kraft seiner Füße ist nur mäßig, doch hinreichend zum Tödten eines kleinern und zum Forttragen eines nicht sehr schweren Thieres. Die Kraft des Schnabels, seiner Hauptwaffe, ist viel bedeutender, sehr stark das Vermögen seiner Flügel zum Niederstoßen; und auch an Muth soll es ihm nicht mangeln. Man sagt, daß die Ältern den Räuber ihrer Jungen manchmal meilenweit verfolgen, und öfters sollen nicht nur beide zusammen, sondern auch das Weibchen allein bei Vertheidigung jener Menschen anfallen, ja sogar zuerst angreifen, wenn sie sich nahen, so scheu und vor-

sichtig sie sonst auch sind. So wild aber auch der Bartgeier in der Freiheit sein mag, so leicht wird er in der Gefangenschaft zahm, und selbst, wenn er alt in dieselbe gerieth. Über seine Nahrung und über die Art und Weise, sich dieselbe zu verschaffen, berichtet jener schweizer Beobachter Folgendes: Die Nahrung besteht meistens aus Aase (doch soll er, nach Andern, riechendes nur bei dem äußersten Mangel angehen). So lange er dieses hat, greift er kein lebendes Geschöpf an. Findet er kein Aas, dann wagt er sich an Alles, nicht nur an Hasen, Murmelthiere, Gemsen, Schafe und Kälber, sondern selbst an großes Rindvieh, junge Pferde und sogar erwachsene Menschen. Er ist mehr Dämmerungs- als Tagraubvogel, vornehmlich zu einer Zeit, wo er hinlängliche Speise hat, besonders im Sommer, wenn er ein großes Stück Vieh oder Wild selbst gefällt oder ein gefallenes ausgespürt hat. Er nimmt seinen Stand gewöhnlich auf einer Stelle, wo er freien Abflug hat, und zwar meistens auf Felsen, die mit seinem Farbenkleide übereinstimmen, oder an steilen Hügeln auf der Erde, nie auf Bäumen. Daher sind seine Krallen gewöhnlich stumpf, seine Schwanzfedern hingegen wenig abgestoßen, weil er sich immer so zu setzen sucht, daß der Schwanz frei herabhängt, ohne irgendwo anzustoßen. Er stößt nicht, wie andere Raubvögel auf ihren Raub stoßen, denn er ist hierzu nicht gebaut, sein Körper ist zu klein, Flügel und Schwanz aber verhältnißmäßig zu dem Körper zu lang und zu schwer, um schnell aus der Luft herabstoßen zu können. Die Art, wie er sich eines Raubes bemächtigt, die ihm ganz eigen ist, beruht mehr auf einem gewissen Vortheil, als auf großer Stärke. Nie fliegt er in Kreisen, wie andere Tagraubvögel, über einem Raube, sondern wenn er ein Thier erblickt, auf das er Jagd machen will, so setzt er sich in ziemlicher Entfernung oberhalb desselben und so leise als möglich nieder, wo er dann stundenlang nach Art der Eulen auf den günstigen Zeitpunkt lauert, bis der Gegenstand seiner Begierde nahe an einem steilen Abhange steht. Dann fährt er auf einmal dicht über der Erde hinab gegen das Thier, welches gemeiniglich vor Schreck über den Abhang hinunterstürzt, und durch den Fall den Tod findet. Nicht selten geschieht es, daß, wenn er nach dieser Weise auf Schafe oder Ziegen stößt, er mehre mit einander, ja wol ganze Heerden über eine Felsenwand hinaussprengt, wodurch er also großen Schaden verursachen kann. Allein da er diese Operation meistens in den ersten Stunden der Nacht oder vor Anbruch des Tages vornimmt, so weiß der Alpenhirt gewöhnlich nicht, wie es zugegangen ist, und schreibt das Unglück dem Bären, dem Wolf oder Luchs, auch vielleicht einem Ungewitter zu. Daß Auer- oder Birkhühner dem Geieradler anders als durch einen besondern Zufall lebendig zu Theil würden, scheint dem gedachten Beobachter unwahrscheinlich; denn um auf dieselben zu stoßen, dazu sei er zu langsam. Auch vom Aufheben und Wegtragen einer etwas größern Beute sei bei diesem Vogel nicht die Rede. Die eben beschriebene Methode aber, sich eines Thieres zu bemächtigen, gelingt nach jenem Beobachter demselben fast immer, und er war selbst Zeuge, wie ein solcher Vogel ein Rind über einen Felsen hinaussprengte, und sich darauf sogleich in die Tiefe auf das zerschmetterte Thier hinabließ, auch demselben, als der Jäger dazukam, schon ein Fußgelenk abgelöst hatte. Überhaupt sind diesem Vogel die Knochen immer lieber als das Fleisch, und es ist fast unglaublich, welche große Stücken er verschlingen kann. So fand sich einst in dem Magen eines Bartgeiers ein drei Zoll breiter und fünf Zoll langer Kopf vom Oberschenkelknochen einer Kuh, der Unterschenkelknochen einer Gemse, über sechs Zoll lang, eine Gemsenrippe, der Fuß eines Birkhuhns und noch mehre andere Knochenstücke und Gemsenhaare. In dem Magen eines andern fand sich der ganze Vorderschenkel und Fuß eines Kalbes vom Ellenbogengelenk an doppelt zusammengelegt, neun Zoll lang, Reste vom Oberschenkelknochen desselben Thieres, beide in der Mitte zerbrochen, und Schenkelknochen eines Auerhuhns. Außerdem fanden sich noch viele Knochenstücke in den Gedärmen. Die kleinen Knochen löst der Vogel bei den Gelenken ab, oder zerbricht dieselben, die größern nimmt er, wie er sie findet, indem jedes gefallene Thier durch den Sturz mehr oder weniger alle Knochen zerbricht oder zersplittert. Daß der Bartgeier große Knochen in die Luft trage und fallen lasse, damit sie zerbrechen, sah jener Beobachter nie, und hält es überhaupt für nicht wahrscheinlich. Alle verschlungene Knochen werden durch den Magensaft sehr geschwind und stark angegriffen; die verschluckten Haare sind in die leeren Räume der Knochen wie eingeknetet, und gehen mit kleinen Knochensplittern durch den Koth ab. Hornartige Theile, wie Hörner und Klauen, bleiben am längsten im Magen zurück. Gewölle wurde nicht bemerkt. Was die abenteuerlichen Geschichten betrifft, die man von dem Bartgeier erzählt, als habe er Kinder aufgehoben und durch die Lüfte davongetragen, so gibt unser Beobachter zwar zu, daß einige derselben zwar unbestreitbar wahr seien, ist aber auch auf der andern Seite der Meinung, daß man dieselben mit Unrecht auf Rechnung dieses Vogels gesetzt habe, der gewiß ganz unschuldig sei, indem der Steinadler der eigentliche Räuber sei. Dieser Irrthum rühre nämlich von der Verwechselung der Namen dieser beiden Vögel her. (Im berner Oberlande heißen die alten Bartgeier Goldadler, oder auch Steinadler, die jungen schwarze Adler, dagegen der eigentliche Steinadler allgemein Gyr oder auch Lämmergyr.) Die Erzähler solcher Geschichten, welche nur Volks- und Jägersagen sammelten, und wie sie solche empfangen, wiedergaben, kannten diese Namenverwechselung nicht. Dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß der Bartgeier schon Versuche gemacht hat, erwachsene Personen über Felsenabhänge hinunterzustoßen, und jener Beobachter sah selbst auf dem Austock bei Mollis im Glarnerlande ein Beispiel davon. David Schindler, seiner Zeit ein berühmter Gemsenjäger, welcher später auf der Jagd nach einem Beinbruch eines kläglichen Hungertodes starb, verfolgte eine Gemse über ein schmales Felsenband, wo, bei der Unmöglichkeit aufrecht zu gehen, ihm kein anderes Mittel übrig blieb, sich dem Thiere zu nähern, als auf dem Bauche liegend, und die Flinte vor sich herschiebend, fortzurutschen. In dieser an sich schon gefährlichen Lage kam ein Bartgeier geflogen und fuhr

dicht an ihm hin, um ihn mit seinen Flügeln in den Abgrund hinabzustürzen. Als er dieses bereits zum dritten Male wiederholte, drückte Schindler, der nicht aufstehen und sich kaum noch halten konnte, seine Flinte liegend los, worauf sich der Vogel entfernte. Nach dieser eigenen Beobachtung, meint der Erzähler, seien ihm Geschichten von dem Hinabstoßen erwachsener Menschen durch den Bartgeier viel wahrscheinlicher, als die Erzählung von einem einzigen weggetragenen Kinde; denn da wo er haust, kommen erstens keine Kinder hin, und dann braucht er weniger Kraft, eine Kuh in Schreck zu jagen, daß sie über eine Felsenwand hinabstürzt, oder einen Mann, der mit größter Behutsamkeit Schritt für Schritt über einen schmalen Felsensprung hinschleicht, wo er kaum Platz genug sieht, einen Fuß sicher hinzustellen, hinabzuwerfen, als einen, auch nur 10 Pfund schweren Säugling aufzuheben und fortzutragen. Es frage sich auch, ob ein Gewicht von 10 Pfund nicht die kleinen Schenkel des Bartgeiers ausstrecken würde, wobei denn auch die Tragkraft verloren gehe, indem bekanntlich jeder Raubvogel nur mit angezogenen Beinen trage. Wenn ferner erzählt werde, daß ein Bartgeier eine 27 Pfund schwere eiserne Falle mit auf das Gebirge geschleppt habe, so sei auch dies nicht möglich, indem kein Raubvogel ein größeres Gewicht als sein eigenes zu erheben, höchstens etwas in gerader Richtung fortfliegend, und eigentlich nur die Hälfte im sinkenden Fluge mit sich fortzunehmen vermöge. Auch trage der Bartgeier seinen Raub nur im Schnabel.

Die Paarung dieses Vogels erfolgt schon im Februar, das Nisten im März. Seinen Horst baut er immer in und an Felsen, und zwar sehr gern an eine Stelle, wo etwa ein Tannen= oder Laubholzbusch über der Kluft steht. Nie nistet er in den unfruchtbaren hohen Gebirgen; denn er flieht die Regionen, wo Nichts mehr lebt, vielmehr schlägt er seine Wohnung meistens in denjenigen felsigen Alpen auf, wo Weide für Schafe und Ziegen ist. So stand ein solches Nest an einer Felsenwand, die kaum 300 Fuß über der Hauptlandstraße von Chur nach Reichenau, und keine 20 Minuten weit von derselben entfernt ist. Die Lage des Orts, wo dieses Nest angelegt war, ist eine steile, gegen Morgen gekehrte Felsenwand, vor welcher ein senkrecht stehendes Felsenstück, das einmal heruntergerutscht zu sein scheint, eine zweite Wand bildet, die sich in der Höhe etwa 30 Fuß über ihrem mit Tannengesträuche bewachsenen Grunde von jener Hauptwand so weit entfernt, daß zwischen beiden dadurch ein geräumiger Platz von 16 Fuß Länge entsteht, der an der rechten Seite über sieben, an der linken nur fünf Fuß Breite hat. Er ist ganz mit Erde ausgefüllt, und links steht eine ziemlich dicke Buche, das Felsenstück erhebt sich aber noch zehn Fuß höher und bildet einen Schirm gegen die Mittagssonne. Auf diesem Platze zwischen den beiden Felswänden war dies Nest angelegt. Seine Grundlage war die Erde, der Kranz und der Umfang desselben bestand meist aus Tannenreisern, hin und wieder mit Laubreisern und Heidekraut untermengt. Die Schale oder Vertiefung des Nestes fand sich mit grobem Gras und Heidekraut ausgefüllt, es war einschließlich des Kranzes sechs und einen halben Fuß breit, und nur fünf Fuß lang, dagegen hatte die Vertiefung das umgekehrte Verhältniß, da sie nur einen Fuß fünf Zoll breit, einen Fuß zehn Zoll lang war; die Tiefe betrug nur 2½ Zoll. Der linke oder hintere Theil des Kranzes war bedeutend schmäler, und nach Vorn oder Rechts verlor sich die Höhe so, daß sie der Erde gleich wurde, dagegen sie nach Hinten oder Links einen Fuß vier Zoll betrug. Rechts war auch der Ausflug, der zugleich die Tafel bildete, auf welcher dem jungen Vogel aufgetischt wurde, indessen der linke oder hintere Theil für den Auswurf der Excremente bestimmt war. Auf der Tafel lagen mancherlei Gerippe und Knochen, besonders frische Kälberknochen, dann Ziegen= und Schafknochen. Hinter dem Neste lagen die gelbweißen, besonders am stumpfen Ende wie mit Lehmmasse besprengten Schalen der zwei zerbrochenen Eier, an welchen man deutlich sah, daß das eine unbefruchtet gewesen war, in der Mitte aber des Nestes duckte sich der weißflaumige, junge Vogel. Als der Beobachter das Nest zum ersten Male besuchte, zeigte sich von den alten Vögeln keiner. Er ließ nun den Jungen noch drei Wochen im Neste, und als er nach Verlauf dieser Zeit am grauenden Morgen mit einem Gefährten dem Neste sich näherte, flog ein alter Vogel auf. Auf das sehr leise Pipen des nun schon befiederten Jungen kamen beide Alten herbei und flogen, doch ohne einen Laut zu geben, um die Personen herum, so nahe, daß das Weibchen erlegt wurde. Bis Abends spät ließ man das Junge auf dem Rasen unter der Felswand liegen, in der Hoffnung, das alte Männchen werde sich wieder zeigen; es vergingen indessen drei Tage und es ward weder hier, noch im ganzen Revier erblickt. Noch zwei andere Nester, die derselbe Beobachter gesehen hatte, wichen nur gering nach der Örtlichkeit von dem eben beschriebenen ab.

Über den Nutzen dieses Vogels läßt sich nicht viel sagen; von der Regierung im Canton Bern werden fünf neue Thaler Schußgeld bezahlt und die Schwung= und Schwanzfedern geben sehr gute dauerhafte Schreibfedern, von denen eine mit 12 Kreuzern bezahlt wird. Desto größer ist aber der Schaden, den er anrichtet. Denn nicht genug, daß er auch den Menschen öfters gefährlich wird, nicht selten Rinder und Kühe von den Felsen herabstürzt und der Gemsenjagd Eintrag thut, jagt er auch ganze Schafherden in den Abgrund.

Gloyer bemerkt noch Folgendes: Die afrikanischen Bartgeier scheinen kleiner, als die europäischen, indem ihre Länge oft unter vier Fuß bleibt. Sie behalten aber meist eine gesteigerte, am Halse in den ersten Jahren bis in das Rostbraune gehende Färbung der Unterseite, haben auch wohl breitere, schwarze Zügel und stets einen Bart so groß wie die europäischen und asiatischen. Ihre Fußblätter scheinen gewöhnlich etwas minder tief herab befiedert. Die Farben bleichen übrigens in jedem Alter und unter jedem Himmelsstriche durch die Sonne stark, und ändern auch bei Alten und Jüngern nicht minder individuell ab. Ein seit 15 Jahren im Käfige lebender in Irkuzk war unten ganz weiß. Seine Stimme wäh-

rend des Fliegens, auch das Zeichen des Wohlbehagens und der Zärtlichkeit, gleicht einem lang gezogenen, durchdringenden Pfeifen oder scharfen Sausen, wie giii und phyyy, phyyy, oder wuuu. Die Angststimme beim Anfassen oder Aufheben mit den Händen, wie Giegigi, ähnelt der von andern Raubvögeln. Der Laut in der Gefangenschaft, ohne vorhergegangene Reizung, ist gewöhnlich ein dem des Mäusebussards ähnlicher Ton, oder ein mäßig starkes Giah, fast wie das der gelbschnabeligen Steinkrähe, auch ein leises Pfeifen oder schwaches Piepen, wie bei jungen Tauben. Ebenso der Ton der Jungen. Auch spricht sich Gloyer für die Wahrscheinlichkeit des Knochenzerschmetterns aus, indem er angibt, daß sogar jung Aufgezogene es versuchten, sich damit in die Luft zu schwingen, was jedoch überhaupt wol auch nur den Zweck des Wegschleppens haben kann. Demnächst bemerkt er, daß einer niemals Wasser, aber wol gern Milch soff, indessen andere sich gern über und über in Wasser badeten, auch viel tranken. Die Zahl der Eier wird a. a. O. auf zwei bis vielleicht höchst selten vier angegeben.

Bruch, der Gelegenheit hatte, lebende Individuen zu beobachten, sagt über die merkwürdige Färbung des Auges noch Folgendes erläuternd: Es zeigen sich, wie schon Schinz bemerkte, bei den Vögeln in der Regel außer der Nickhaut nur die Regenbogenhaut, beim Bartgeier wird aber auch die Sclerotica sichtbar, wie dies ebenfalls bei den Geiern der Fall ist. Er fügt nun hinzu: „Bei dem alten Vogel, den ich lebend vor mir hatte, war die Regenbogenhaut blaß erbsgelb, die Sclerotica aber blutroth. Bei dem jungen Vogel hingegen ist die Färbung ganz verschieden. Die Regenbogenhaut ist in dem ersten Lebensalter dunkelbraun, je jünger der Vogel, desto dunkler, wird aber allmälig heller oder gelblicher, und gehet also, wie dies bei vielen Raubvögeln der Fall ist, namentlich bei Falco rufus, durch Hellbraun, Gelblichbraun in Bräunlichgelb, Hellgelb und blaß Erbsgelb über. Die Sclerotica ist ursprünglich weiß, dann fleischfarben, orangeroth, feuerfarben und zuletzt blutroth. Die Farbe der Füße und des Rachens, bei dem jungen Vogel bleigrau, wird im Alter heller und ist bei dem ganz alten Vogel weißgrau, doch ist das Innere des Rachens immer etwas dunkler, ganz derselbe Verlauf, wie bei Falco Haliaëtos. Die Substanz der Krallen ist weicher, als bei den Adlern, sie biegen sich daher in der Gefangenschaft leicht um. Das Gefieder bleicht durch die Sonne sehr ab. Die glänzend schwarzen oder dunkelbraunen Federn des jungen Vogels werden schimmlicht und sind vor dem Federwechsel viel heller. Bei dem alten Vogel verliert sich das prachtvolle Orangenrothe der Hals- und Brustfedern gänzlich, sodaß dieselben zuletzt nur milchweiß erscheinen." (Isis 1831.) (D. *Thon.*)

HARRACH (**Karl Borromaeus**), Graf, kaiserl. königl. Kämmerer, Ritter des teutschen Ordens, Doctor der Medicin, praktischer Arzt in Wien, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, Schriftsteller, ein um die leidende Menschheit und die Wissenschaft höchst verdienter Mann, geboren in Wien am 11. Mai 1761, gestorben ebendaselbst am 19. Oct. 1829, stammte aus einem der edelsten Geschlechter der österreichischen Monarchie. Sein Vater war Ernst Guido, Graf. v. H., seine Mutter Josepha, geborne Gräfin von Dietrichstein. Die glücklichsten Anlagen und ein sehr lebhafter Geist, die ihn in seiner Kindheit schon auszeichneten, und die in seinem Jünglingsalter durch eine weise Leitung die beste Richtung erhielten, waren eine frühzeitige, sichere Bürgschaft für die Tüchtigkeit des künftigen Mannes. Er erwarb sich, außer philosophischen und juridischen Kenntnissen, auch, aus besonderer Neigung, eine gründliche Kenntniß der Naturwissenschaften und älterer und neuerer Sprachen. Nach Beendigung seiner akademischen Studien wurde er von dem erfahrnen österr. Staatsrathe Baron von Egger zum Staatsdienste gebildet und 1784 vom Kaiser Joseph II. zum Gubernialrathe in Prag ernannt. Kaiser Leopold II. ertheilte ihm 1790 die Kämmererwürde. Allein ein unwiderstehlicher mächtiger Trieb, sich ganz den Wissenschaften zu weihen, bewog ihn, die glänzende Laufbahn im Staatsdienste bald aufzugeben. Mit warmem Eifer ergab er sich nun dem Studium der Sprachen und Naturwissenschaften, und unternahm, zunächst in naturwissenschaftlicher Hinsicht, eine Reise durch Teutschland, Frankreich und England, auf der er sich die Freundschaft vieler ausgezeichneter Gelehrten erwarb, in deren Zahl auch die gefeierten Göthe und Blumenbach waren. Mit umfassenden, gründlichen und tiefen Kenntnissen in den Naturwissenschaften und in der classischen Literatur des Auslandes bereichert kehrte er in seine Vaterstadt Wien zurück. Hier widmete er sich nun mit Feuereifer dem Studium der Medicin. Den Unterricht darin ertheilten ihm die berühmten Professoren Frank, Adam Schmidt, Wilhelm Schmidt, Prohaska, Jacquin u. s. w. Um sich aber zu einem tüchtigen praktischen Arzte zu bilden, beschäftigte er sich Tage lang und rastlos im Spitale, bis ihn ein heftiges Spitalfieber überfiel, von welchem ihn sein damals noch junger Freund, D. von Staudenheimer, befreite *).

Am 25. Jun. 1803 ward er zum Doctor der Medicin graduirt, und am 10. Aug. desselben Jahres wurde er Magister der Geburtshilfe. Nicht leicht gab es eine segensvollere Promotion für die leidende Menschheit. Nicht sein Talent und seine Wissenschaft und Erfahrung allein, auch sein Vermögen war von diesem Augenblick an zum Wohle armer Kranken bestimmt. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, in der innern Stadt, sowie in den entferntesten Vorstädten Wiens, in den dunkelsten Kammern der drückenden Armuth, selbst da, wo ansteckende Krankheiten herrschten, erschien er mit Rath und That, helfend und tröstend. Er verordnete nicht blos die Arzneien, sondern bezahlte sie auch, und bestritt die nöthige stärkende Nahrung für die Kranken aus eigenen Mitteln. Und selbst dies war dem Menschenfreunde noch

*) Diesem händigte er zur Belohnung für seine Wiederherstellung 10,000 Gulden auf die edelmüthigste und feinste Art ein. So erfuhr D. Staudenheimer schon früh: Dat *Galenus* opes. S. Hamburger unparteiischer Correspondent. 1803. Nr. 29.

nicht genug. Er sorgte auch dafür, daß es den durch seine Pflege gesund gewordenen Armen auch weiterhin an nöthigen Bedürfnissen nicht mangele, er verschaffte ihnen nicht nur Arbeit, sondern, nach Umständen, auch den Stoff und Werkzeuge dazu. So ließ er z. B. dem Schuhmacher das Leder verabreichen, bestellte zugleich bei ihm mehre Paar Schuhe, um diese dann an andere Arme zu verschenken u. s. w. Auf solche Weise half er ganzen Familien, so ermunterte er den Erwerbstand und begründete auch den sittlichen Zustand unzähliger Individuen. So hat er auch bei Gelegenheit des 60jährigen Geburtsfestes des Kaisers Franz dem Criminalsenat der Hauptstadt Wien eine ansehnliche Summe überreicht, um dieselbe bei dem Austritt aus der Strafanstalt solchen Familienvätern zu übergeben, die mehr aus Irrthum gefehlt hatten, und die durch diese Unterstützung wieder in die Fähigkeit versetzt würden, sich ihren Lebensunterhalt auf ehrliche Weise zu erwerben. Da er 1804 in den teutschen Orden aufgenommen und 1806 Haus-Commenthur wurde, hatte sich der Wirkungskreis seiner Wohlthätigkeit nur noch mehr erweitert. Irrig ist die Angabe (Allgem. Zeit.), daß Graf von Harrach von reichen Patienten Geld für seine Besuche angenommen habe. Ebenso irrig ist die daselbst vorkommende Versicherung, daß er in beschränkten Vermögensumständen gewesen, da er durch sein väterliches und mütterliches Erbe reichlich versorgt, und zugleich bei dem schönen Hange zur Wohlthätigkeit von seinem ältern Bruder bedeutend unterstützt wurde.

Bei der ersten feindlichen Invasion Wiens durch Napoleon übernahm der hochsinnige patriotische Arzt das Spital der österr. Gefangenen und behandelte seine Landsleute mit solcher Liebe und Sorgfalt, daß es sogar den Feinden Bewunderung abnöthigte, und als Napoleon, von seinem Leibarzte Corvisart hiervon in Kenntniß gesetzt, den Wunsch äußerte, den seltenen Mann kennen zu lernen, da wußte er sich bescheiden zurückzuziehen, durch das Hochgefühl beseligt, seinem Kaiser und Vaterlande gedient zu haben. Im J. 1814 übernahm er das Spital der Elisabethinerinnen auf der Landstraße, wo er nicht nur die gewöhnlichen Besuche machte, sondern nöthigenfalls dieselben auch drei-, viermal des Tages, ja selbst in der Nacht wiederholte. Oft gelang es hier dem menschenfreundlichen Arzt und Psychologen, durch religiöse Trostgründe die Schwachen aufzurichten.

Auch schritt er in seiner Bildung vorwärts. In den englischen (seinen Lieblingen), den teutschen, französischen und italienischen Classikern war er sehr bewandert. Das Memoire, das er dem wiener Congresse, um eine Quarantaine gegen die morgenländische Pest auszuwirken, überreichte, zeugt von seiner seltenen Menschenliebe. In die Fundgruben des Orients lieferte er treffliche Aufsätze. Auch gab er eine Uebersetzung des englischen Werkes über die Krankheiten der Gefängnisse und Armenhäuser von John Mason Good heraus. Sein Ruf, durch seine schriftstellerischen Arbeiten wo möglich noch erhöht, öffnete ihm den ehrenvollen Kreis mehrer gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften. Er wurde 1806 Ehrenmitglied der kaiserl. königl. Josephinischen Akademie, 1808 der kaiserl. königl. Landwirthschafts-Gesellschaft, 1810 der medicinischen Societät und der Société médicale d'émulation in Paris, 1815 unterstützendes Mitglied der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, 1819 Ehrenmitglied bei dem kaufmännischen Vereine in Wien, endlich 1826 correspondirendes Mitglied der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Wien. Überhaupt fanden Künstler von jedem Fache in ihm, als Kenner, einen stets bereitwilligen, thätigen Beförderer ihrer Kunst; arme, aber talentvolle Studirende empfingen von ihm eine namhafte Unterstützung, sehr viele auch die bei der Promotion zur Doctorwürde in der Medicin nöthigen Auslagen; nicht minder bedachte er auch ausgezeichnete Chirurgen und Hebammen. Viele Würdige versorgte er durch bloße Anempfehlungen, die den Stempel der Wahrheit trugen. Gegen Ärzte war er außerordentlich liebenswürdig, alle hatten collegialischen Zutritt zu ihm, gern theilte er allen sein besseres, neueres und praktisches Wissen mit, und seine gewählte Bibliothek stand allen zum freien Gebrauch offen.

Seine Gesundheit litt oft durch gichtische Zufälle, darum mußte er einige Male Karlsbad gebrauchen. Doch was ein mit feuriger Phantasie begabter und mit gründlicher Gelehrsamkeit genährter Geist über den hinfälligen Körper vermag, das bewies er in seinen physischen Leiden, vorzüglich in seiner letzten Krankheit, wo eine geistreiche Lectüre verschiedenen Inhalts, bald mit Geist erhebender Musik, bald mit gewählter Gesellschaft der achtbarsten Männer abwechselnd ihn stets heiter erhielt. Eine kurze Zeit vor seinem Tode ertheilte ihm der Erzherzog Anton, als Großmeister des teutschen Ordens, zum Beweise der vollkommenen Anerkennung seines edeln Strebens, die Erlaubniß, mit seinem Vermögen frei, ohne Rücksicht auf den Orden, disponiren zu können, und der große Menschenfreund, der nicht nur zu geben, sondern auch die rechte Art zu geben verstand, blieb auch im Tode sich gleich. **Res sacra miser!** dies war sein Wahlspruch, nach welchem er sein ganzes Leben richtete, diesem blieb er auch treu im letzten Augenblicke, indem er sein ganzes, sehr beträchtliches Vermögen den Armenanstalten Wiens vermachte *). (**D.** *Rumy.*)

HARSTALL (Wilhelm Adolf Heinrich, Freiherr v.), wurde unter dem Namen Adalbert III. zum Fürstbischofe zu Fulda erwählt, und mit ihm erlosch die Reihe der Fürstbischöfe daselbst. Er war geb. am 19. März 1737 zu Trefurt und Sohn von Hartmann Frhr. v. H. und Amalia Theresia von Redwitz, welche daselbst ein Burggut besaßen. Von sechs Kindern das jüngste widmete er sich den Wissenschaften auf der hohen Schule zu Würzburg. Hier geschah es, daß ein unglücklicher Vorfall auf der Jagd ihn zu dem Entschlusse brachte, den geistlichen Stand zu ergreifen. Er verließ Würzburg und ging nach Fulda, wo er am 5. Jun. 1758 in seinem 21sten Jahre in den Benediktiner-Convent aufgenommen wurde. Sein nächster Verwandter, der Propst zu Jo-

*) S. Beilage zum österreichischen Beobachter. 1829. November. Allgemeine Zeitung. 1829. Nr. 310.

hannisberg, Freiherr von Bastheim, wurde sein väterlicher Rathgeber, und übte vorzüglich auf seinen moralischen Sinn und natürliche Frömmigkeit großen Einfluß aus. Sein stiller reiner Geist zog ihn als Noviz im Benedictiner-Convente, wo außer jungen Adeligen auch Bürgerliche, die für die untern geistlichen Stellen bestimmt waren, vereint erzogen wurden und zusammen lebten, größtentheils zu letztern hin, um ungestört sich den Wissenschaften ganz zu ergeben. Am 5. Jan. 1759 that er Profession, nahm dabei den Namen Adalbert an und erhielt am 19. Sept. 1761 die priesterliche Würde; 12 Jahre darauf in seinem 37sten Jahre wurde er Capitular und bekam den Statuten gemäß das von Rom eingeschickte und bestätigte goldene Kreuz, welches an einem schwarzen Bande getragen wurde. Er nahm sich den damaligen Domdechanten und Regierungspräsidenten Karl Frhr. von Fechenbach, der in den fuldaischen Annalen durch alle die Tugenden, welche dem teutschen Charakter vorzüglich eigen sein sollen, in ewigem Andenken bleibt, zu seinem Vorbilde, wie dieser den ihm geistig so nahe Verwandten zu seinem Beiprobst und Commensalis erwählte. Einige Jahre nachher, am 16. Jul. 1775, ernannte man Adalbert zum Stadtpräsidenten, und am 26. Mai 1776 zum Superior des adeligen Convents. Der Verfasser der Blumenkränze bei dem 50jährigen Priester-Jubiläum Adalbert's drückt sich über die Stelle eines Superiors folgendermaßen aus: „Es scheint eine wichtige Stelle, wenn man die fuldaische Geschichte durchgeht, und die Feuerprobe künftiger Fürsten gewesen zu sein. Hier wurden Talente und Herzensgüte eines Superiors geprüft, hier gewann manches Mal, hier verlor aber auch der erste Vorgesetzte seinen Credit auf das ganze folgende Lebensalter; denn hier waren aufgeklärt sein wollende und fromme, wirklich gelehrte und einfach schlichte, leidenschaftliche und kaltblütige, ehrgeizige und anspruchlose — Jünglinge, Männer und Greise täglich und beinahe stündlich zusammen." Der Superior Adalbert scheint aber diese Feuerprobe bestanden zu haben, denn allgemein geliebt war er in dieser Stelle von mehr als 40 Geistlichen. Als er in seinem 40sten Jahre die Propstei Fulda erhielt, und aus dem Convent als Superior schied, beschäftigte er sich während einer 10jährigen Verwaltung dieses Amtes mit Landwirthschaft, sorgte für wohleingerichtete Feldbestellung, daß die Brache aufgehoben, der Kleebau und die Stallfütterung eingeführt, die Viehrace verbessert und Baumschulen überall angelegt wurden. Nach dem Tode des Fürstbischofs Heinrich von Fulda, aus dem freiherrl. Geschlechte von Bibra, wurde der Propst Adalbert als der III. dieses Namens am 18. Nov. 1788 einstimmig vom Domcapitel gewählt. Die Consecration erfolgte am 24. Mai 1789, und der damalige Coadjutor von Mainz und Bischof von Worms, Karl Freih. von Dalberg, der 22 Jahre später diesem Bisthum als Großherzog vorstand, bekam den päpstlichen Auftrag, Adalbert als Bischof zu salben. Der neue Bischof ließ sich sogleich die genaueste Vorlage über die Kammer- und Landesschulden geben, entwarf für erstere einen neuen Finanzplan, sodaß durch kluge Sparsamkeit innerhalb 10 Jahren die Passivschulden der Kammer von 200,000 Fl. gedeckt wurden. Als im J. 1802 das Bisthum säcularisirt ward, ergab sich aus der Kammerrechnung ein baarer Vorrath von 214,000 Fl., obgleich der französische Krieg und der zeitgemäße Aufwand des Hofes das Kammervermögen sehr in Anspruch genommen hatten. Die Landesschulden, noch vom siebenjährigen Kriege herrührend und 400,000 Fl. betragend, verringerten sich ebenfalls während der 10 Jahre um ein Drittheil. Die Einkünfte des Landes rechnete man damals zwischen 180 bis 190,000 Fl., worunter die Forste allein 60,000 Fl. und die beiden Weinkeller zu Johannisberg und Saleck 50,000 Fl. eintrugen *). Da der französische Revolutionskrieg länger dauerte, und vorzüglich den kleinern teutschen Fürsten wegen ihres Contingents außerordentlich kostspielig ward, insofern sie dieses während dieser Periode wenigstens drei-, sogar fünffach stellen mußten, so verursachte dieses für Fulda, das in der einfachen Zahl vier Compagnien oder ein Bataillon zu stellen hatte, eine so große Unterhaltungssumme, daß bei Beendigung des Krieges die Landesschuld über eine Million Gulden gestiegen war. Trotz dieser Schuldenlast war der Credit der Landescassen, sowol durch die Persönlichkeit des Fürstbischofs, als auch durch die Administrationsbehörden, welche auf richtige Zahlung der Zinsen hielten, und die Gewißheit, das Capital mit Zinsen zu jeder Stunde wieder zurückbezahlt erhalten zu können, so groß, daß die Einwohner des Landes als Gläubiger alles deckten und Fremde ausgeschlossen waren. Wenn auch diese kriegerische Zeit dem Fürstbischofe die Hände band, nicht so, wie er gewünscht hatte, zum Wohle des Landes und seiner Diener zu sorgen, so bot er doch alles dafür auf, was in seinen Kräften stand. Er gehörte zu den wenigen Fürsten, welche die Besoldungen der Subalternen, die noch nach der alten Art in keinem Verhältnisse mit ihrer Arbeit gegen die übrigen standen, gleich nach dem Antritte seiner Regierung erhöhten. Gleich darauf 1789 stiftete er eine Witwencasse für die Civildiener, die Hofdienerschaft und die Schullehrer. Auch errichtete er im nämlichen Jahre eine Vorschußcasse, wozu er 4000 Fl. schenkte, um arme Bürger bei ihrem Commerz zu unterstützen. Ein wachsames Auge hatte Adalbert auf alle Administrationsgegenstände, z. B. waren die Chausseen durch ihre Vortrefflichkeit ein Muster aller andern und warfen trotz der Aufhebung der Chausseefronden und der Wohlfeilheit des Wegegeldes, außer den Erhaltungskosten, 50,000 Fl. Überschuß ab, welche der Fürstbischof den Landescassen zuwies. Wie sehr er bemüht war, die Drangsale des Krieges dem Lande minder fühlbar zu machen, beweist der Befehl, daß jeder Überschuß der Kammercasse in die Landesobereinnahme fließen solle, und die Quittungen beweisen, daß solcher über 200,000 Fl. betrug. Sein überflüssiges Silber schickte er in seine Münze, um die franz. Kriegscontribution damit zu bezahlen. Als im J. 1796 die französischen Armeen auf dem rechten Rhein-

*) Man verkaufte das halbe Maß im J. 1779 von Johannisberg und Saleck zu 12 Fl., und die Nachfrage war stärker, als man gesonnen war, abzugeben.

ufer weit in das teutsche Reich Streifzüge machten, und die Fürsten für den Augenblick ihre Länder verließen, blieb der Fürst Adalbert ruhig in Fulda, obgleich sein Contingent einen Theil der Garnison in Philippsburg ausmachte, und vergeblich belagert wurde; den Pflichten eines Reichsmitgliedes getreu, erwartete er den französischen General en Chef Ernouf, der mit mehren Tausenden vor der Stadt erschien. Adalbert bezeugte ihm alle Ehre eines siegenden Feindes, ließ die Truppen aus seiner Privatcasse bewirthen, und bezahlte auch aus dieser die auferlegte Contribution. Bei aller der Herzensgüte, dem Mildthätigkeitsgefühl und der strengen Gerechtigkeitsliebe, wodurch sich H. auszeichnete, besaß er noch eine besondere Festigkeit, man möchte sagen Hartnäckigkeit. Ob er gleich schon lange vorher wußte, daß die geistlichen Fürstenthümer säcularisirt werden würden, und zwar nach dem regensburger Tractat 1802, so war er doch vielleicht der einzige geistliche Reichsfürst, der nach seinem einmal abgelegten Eide, getreu den Pflichten eines Reichsvasallen, sich erst mit Gewalt seine Regierung nehmen lassen wollte. Es rückte darauf im Oct. d. näml. J. ein preuß. Regiment ein, um im Namen des Fürsten von Nassau-Oranien das Land in Besitz zu nehmen; jetzt wich Adalbert, ruhig und gleichgültig der Gewalt nachgebend, und bezog die Dompropstei, seinem ehemaligen Schlosse gegenüber. Von jetzt an beschäftigte er sich blos mit geistlichen Betrachtungen, und verwendete größtentheils seine Dotation zu wohlthätigen Zwecken bis an das Ende seines Lebens, welches im September 1814 erfolgte. Mit großer Freude beging er am 29. Sept. 1811 sein 50jähriges Priester-Jubiläum, welches im ganzen fuldaischen Lande feierlich begangen wurde. Der damalige Regent des Landes, der Großherzog von Frankfurt, kam nach Fulda, um als Erzbischof der Kirche dem, den er früher zum Bischofe gesalbt hatte, bei dieser Feierlichkeit zu assistiren. Dalberg gab an diesem Tag ein dreifaches Fest, ein Gastmahl am Hofe, eins für die Bürger und eins für die Armen. Freiwillig hatte die Bürgerschaft die Stadt erleuchtet, und selbst der Großherzog ließ über das Schloßportal einen Tempel durch 5000 Lampen erleuchten mit der Inschrift: Alberto optimo. Bei der Eröffnung des Testaments fand man außer den Legaten zur Verbesserung armer Pfarreien und Fundirungen von sechs neuen Kapellaneien, daß H. seine ganze Verlassenschaft, die bei seinem wohlthätigen Sinne von keiner großen Bedeutung sein konnte (120,000 Fl.), in fünf gleiche Theile vertheilt hatte: den bedürftigen Kirchen, den bischöflichen Alumnaten, der Armenanstalt, seiner Familie und seiner Dienerschaft. Er hinterließ nur noch einen Bruder, Franz Frhr. von H., der als ehemaliger fuldaischer Geheimerath und Oberjägermeister unverheirathet 1832 starb, und von einem früher verstorbenen Bruder, Ernst Frhr. v. H., fuldaischem Geheimerath und Generalmajor, einen Neffen: Franz Frhr. v. H., großherzogl. sachsen-weimar. Kammerherrn, den Fortpflanzer der katholischen Linie *).

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

HARTENFELSS (Georg Christoph Petri von), kurfürstl. mainzischer Rath und Leibarzt, Prof. der Medicin und Obrist-Rathsmeister zu Erfurt, ein zu seiner Zeit überaus berühmter und geachteter Mann, war am 13. Febr. 1633 zu Erfurt geboren. Sein Vater, ein dortiger Kaufmann, Namens Christoph Petri, wurde ihm schon im zweiten Jahre seines Alters durch den Tod entrissen, und um dieselbe Zeit verlor er auch schnell hinter einander seine Mutter, Großältern und vier Geschwister; doch wurde von treuen Vormündern seine Erziehung gewissenhaft besorgt. Nachdem er in seiner Vaterstadt den gewöhnlichen Schulunterricht ziemlich früh durchgemacht hatte, kam er 1684 auf die Universität Jena, wo er, unter der Aufsicht seines Schwagers, des bekannten Theologen Joh. Musäus, Anfangs Theologie zu studiren begann, nachher aber sich auf die Medicin legte, und dies Studium seit 1649 in Gröningen, vornehmlich unter Deusing und Munting, nachher in Erfurt unter Möllenbrock, und endlich in Leipzig unter Joh. Michaelis fortsetzte. Diese Laufbahn unterbrach er jedoch, indem er — ein seltenes Beispiel für einen Arzt — im J. 1655 das Amt eines Erziehers bei den Kindern des kursächsischen Obristen v. Bose auf Netschau, und anderthalb Jahre später bei dem jüngsten Sohne des Grafen Heinrich V. Reuß übernahm, und mit großem Beifalle verwaltete. Der letztgenannte Graf erwählte ihn 1657 auch zu seinem Hof- und Leibarzte, weshalb H. am 4. Jan. 1659 zu Jena die medicinische Doctorwürde annahm. Liebe zu seiner Vaterstadt bewog ihn, im J. 1662 den Hof zu verlassen, und mit Ablehnung verschiedener wichtiger auswärtiger Anträge, ohne bestimmte Aussicht, nach Erfurt zu gehen, ungeachtet der Zustand dieser Stadt damals sehr unruhig war, und andere sich anschickten, sie zu verlassen. Noch in demselben Jahre wurde er in die nicht lange vorher erst gestiftete kaiserl. Akademie der Naturforscher, und 1663 in die medicinische Facultät zu Erfurt aufgenommen, die an ihm von dieser Zeit an eine besondere Zierde hatte. Nachdem im J. 1664 die Stadt Erfurt von Kurmainz definitiv in Besitz genommen worden war, ernannte ihn der Kurfürst Johann Philipp zum Garnison-Medicus, in welchem Amte er bald Gelegenheit fand, bei einem unter den Soldaten ausgebrochenen epidemischen Fieber (der sogenannten ungrischen Krankheit) sich, mit eigener Lebensgefahr, als ein tüchtiger Praktiker zu erweisen, wofür er 1666 zum Landphysikus und zugleich zum kurfürstlichen Leibarzt ernannt wurde. Neben seiner sehr ausgedehnten Praxis beschäftigte er sich auch fleißig mit akademischen Vorlesungen, und erhielt 1672 eine wirkliche

---

*) Das freiherrl. Geschlecht von Harstall blüht seit mehr als 400 Jahren im Fürstenthume Sachsen-Eisenach, wo es jetzt noch die beträchtlichen Güter der schon seit Jahrhunderten ausgestorbenen Familie von Miela besitzt und sich in die protestantische und katholische Linie theilt. Einer der ersten, den die Geschichte dieses Namens erwähnt, war Hermann v. H., dem der Landgraf Balthasar von Thüringen das Amt und Schloß Kreuzburg an der Werra im J. 1401 lebenslänglich versetzte. Das Wappen: im rothen Felde ein aufrechtstehendes Schwert zwischen zwei silbernen Adlersflügeln, auf dem Helme zwei roth und silber kreuzweise getheilte Adlersflügel.

Professur (die nach damaliger Verfassung noch nicht nothwendig mit einer Stelle in der Facultät verbunden war). Seine Verdienste und sein angenehmes Betragen erhielten ihm auch das Wohlwollen der folgenden Kurfürsten von Mainz; besonders schätzte ihn der Kurf. Anselm Franz, der ihn mehrmals an seinen Hof berief. Als er bei einer solchen Gelegenheit im J. 1680 im Gefolge des Kurfürsten an einer Jagd im Spessart Theil nahm, gerieth er durch einen wilden Eber in Lebensgefahr, benahm sich aber dabei mit einer solchen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, daß er dadurch in der Gunst des Kurfürsten merklich stieg. Auf desselben Empfehlung erhob ihn in ebendiesem Jahre der kaiserliche Geheimerath Graf Melchior Friedrich von Schönborn-Puchheim, vermöge seines kaiserl. großen Comitivs, unter dem Namen von Hartenfelß, in den Adelstand, und ertheilte ihm zugleich die Würden eines kaiserlichen Pfalzgrafen und gekrönten Dichters. Im J. 1689 mußte er den Kurfürsten auf den Reichstag zu Augsburg begleiten, wo er dem Kaiser Leopold I. persönlich bekannt wurde, der ihm nicht nur seinen Adelstand bestätigte, sondern auch noch größere Privilegien und Ehrenbezeugungen gewährte. In ebendiesem Jahre ward ihm von der Universität Erfurt das Rectorat übertragen, das er bis 1692 führte, und dabei die Auszeichnung erlebte, 1692 das dritte Jubiläum der Universität zu feiern. Während dieser Zeit gelangte er 1690 durch den Tod Eccard Leichners, zu der obersten Stelle in der medicinischen Facultät und zum Stadt-Physikat, auf welches er schon 1668 die Anwartschaft erhalten hatte. Inzwischen war er schon 1686 in den Stadtrath aufgenommen worden, und erhielt in demselben 1692 die höchste Würde eines Obrist-Rathsmeisters, wozu 1696 das Prädicat eines kurfürstl. Rathes kam. In allen seinen Ämtern erwarb er sich die ausgezeichnetsten Verdienste. Der Universität nützte er nicht nur als Lehrer, sondern beförderte auch ihren Ruf durch seine ausgedehnten Verbindungen mit den angesehensten Gelehrten seiner Zeit; während seines Rectorats wurde durch ihn die seit 1510 ganz untergegangene Universitätsbibliothek wieder hergestellt, und manche nützliche Einrichtung, wie z. B. die Gründung eigener Lehrämter für Anatomie, Botanik und Chymie, hatte die Universität seiner Verwendung bei dem Landesherrn zu verdanken. Der Stadt nützte er nicht nur in seiner Eigenschaft als Mitglied und Oberhaupt des Stadtraths durch thätige Sorge für ihr Wohl, sondern auch als Arzt besonders in zwei furchtbaren Pestepidemien, 1683 und 1691, mit äußerster Aufopferung. Durch sein großes Ansehen bei dem Landesherrn und den obersten Staatsbehörden ward er insbesondere seinen evangelischen Religionsverwandten eine starke Stütze gegen manchen Druck, der ihnen drohte; der Statthalter Walpott-Bassenheim nannte ihn daher einst in einem Bericht an den Kurfürsten einen harten Felsen, auf den sich die Lutheraner vorzüglich steiften. Auch die Akademie der Naturforscher hatte seiner thätigen Verwendung am kaiserl. und kur-mainzischen Hofe einen großen Theil ihres äußern Ansehens zu verdanken. Er war ein Mann von allgemein ausgebreiteter Gelehrsamkeit, besonders ein guter Botaniker und ein glücklicher Dichter, von dem eine Menge größerer und kleinerer lateinischer Gedichte, vorzüglich Chronosticha, in denen er eine ungemeine Fertigkeit besaß, vorhanden sind. Thätig bis in sein hohes Alter, starb er am 6. Dec. 1718, und machte sich noch nach seinem Tode durch wohlthätige Stiftungen verdient. Sein einziger Sohn war lange vor ihm in früher Jugend gestorben, sodaß der mit ihm begonnene Hartenfelßische Name auch mit ihm wieder erlosch. — Unter seinen Schriften sind zwei, nach den Gesetzen der Akademie der Naturforscher ausgearbeitete Monographien die bekanntesten und erheblichsten, nämlich: Asylum languentium, seu Carduus sanctus vulgo benedictus etc. (Jen. 1669.), und: Elephantographia curiosa, seu Elephanti descriptio etc. (Erford. 1715. 4.) Edit. II. auct. (Ibid. 1723. 4.) In dieser berühmtesten seiner Schriften hat er alles, was er von dem zu seiner Zeit in Teutschland noch wenig bekannten Thiere bei alten und neuern Schriftstellern finden konnte, mit außerordentlichem Fleiße, darunter freilich auch manche Fabeln und Irrthümer, zusammengetragen. Der anatomische Theil ist in Valentini bekanntes Amphitheatrum zootomicum wieder aufgenommen. Außerdem schrieb er: Pestis tela praevisa, oder nützliche Anleitung, wie bei diesen besorglichen Zeiten Reiche und Arme vor der abscheulichen Seuche der Pest sich durch bewährte Schutzmittel bewahren können. (Erf. 1682. 12.); viele Beobachtungen in den Schriften der Acad. Naturae curiosorum; eine Streitschrift gegen D. Juch wegen der Krankheitsgeschichte des verstorbenen Statthalters von Stromberg (1703); und mehre Disputationen und Programme, wovon unter den erstern besonders eine Diss. de febri militari s. morbo Hungarico (1665), unter den letztern das Programm zum Universitäts-Jubiläum (1692) zu bemerken ist, welches eine kurze, aber nicht ganz genaue Geschichte der Universität enthält. (*H. A. Erhard.*)

HARTISGAU, HARDAGO, HARDEGOWE, HARTINGOWE, Harzgau, hatte zu Grenzen im Norden den Bruch von Hornburg bis Oschersleben, im Westen die Ocker, im Süden den Harz, im Osten die Bode und den Schwabengau. Denn es kommen folgende Orte in ihm vor: im J. 911 Halberstad (Halberstadt) [1]); im J. 936 Westergroningen (Kloster Gröningen) [2]); in den Jahren 937 und 999 das Kloster Winethahusum (jetzt Thaale an der Bode) [3]); in den Jahren 941 und 942 Uplingi (Üplingen, Wüstung nördlich von Dardesheim); in den Jahren 941, 942, 973 Neresheim, Roresheim (Rohrsheim); Nottorp, Nethitorp [4]) (nördlich von

1) Urk. des Königs Ludwig vom J. 911 bei *Ludewig*, Reliq. Manuscriptt. T. VII. p. 427. 2) Urk. des Abtes Folkimar von Corvei vom J. 936, worin er kundthut, wie Graf Gegefried Westergroningen an der Bode im Gaue Hartgo an das Kloster Corvei gegeben (bei *Leuckfeld*, Antiq. Halberstad. p. 636, 637). 3) Urk. des Kaisers Otto vom J. 937 bei dems., No. 20. p. 637, 638. Bulle des Papstes Sylvester II. von 999 bei *Kettner*, Ant. Quedlinburg. No. 32. p. 44. 4) Urk. bei *Eccardus*, H. S. S. p. 137. No. 10. p. 139. No. 12. Urk. des Kaisers Otto von 973, bei *Meibom*, Scriptt. T. II. No. 1. p. 373, 374.

Rohrsheim); im J. 967 Wulferstedi (Wulferstedt) [5]); im J. 974 Dietfurth (Ditfurth a. d. Bode), Brucolstedi (Brockenstädt [6]), vormals Dorf, jetzt Wüstung in dem quedlinburger Gebiete, vormals zur Parochie Quedlinburg gehörig [7]); borkenstedtische Mühle an der Goldbach) [8]); im J. 995 Godenhusen (Göddenhusen, Wüstung bei Derenburg), Sifrithusen (Siegfriedshausen, Wüstung oberhalb Derenburg), Vinchersdorf [9]), Strebechi (Strobeck), Widermuodi [10]); auch zu Zeiten Otto's III. Mimeslavo, Miislavo (Minsleben an der Holzemme); Reddebec, Ridebur (Redeber an der Holzemme) [11]); im J. 1003 die Stadt Elisenaburg, Ilsenborch (Ilsenburg an der Ilse) [12]); im J. 1058 die Abtei Drubeke (Drübeck am Ronnenbache) [13]); im J. 1129 Hof Abbenrod [14]) (Dorf Appenrode in dem halberstädtischen Gebiet unweit Osterwik). Als Grafen in diesem Gaue kommen vor in den Jahren 822—826 Ymmad und Esik [15]); im J. 911 wahrscheinlich die Grafen Otto und Burkhard [16]); im J. 937 finden wir in diesem Gaue den Grafen Thiadmar; im J. 974 die Grafen Deommo (soviel als Thiadmar) und Friedrich, diesen auch im J. 995, und auch in einer andern Urkunde Otto's III.; im J. 1003 den Grafen Richpert oder Ridibert [17]). (*Ferdinand Wachter.*)

Hartschirer, s. Hatschirer.

Harzen, s. Harzscharren.

HASCHID [1]) **U BEKIL**, (حاشد وبكيل) oder **Belad el Kobeil**, arabische Landschaft, welche zu Jemen gehört und nach Niebuhr [2]) gegen N. an die Wüste von Amasia, gegen O. an Dsjof, gegen S. an das Königreich Jemen und an Kaukeban, und gegen W. an Abu-Arisch grenzt. Zur Zeit [3]) desselben berühmten Reisenden wurde es von mehren Stämmen bewohnt und beherrscht von meist unabhängigen Scheikhen, welche aber mit einander verbunden waren, um sich gegen Angriffe von Außen her kräftig vertheidigen zu können. Johannsen [4]) bezeichnet die Landschaft als nördlich vom Gebiete des Imams und östlich vom Flecken Abu-Arisch liegend; in der Charakteristik desselben stimmt er mit Niebuhr überein. Der Name des Landes wird abgeleitet von zwei Söhnen des Babroscham und einer Prinzessin Nedschema, welche aus Natolien gekommen sein soll. Von einzelnen Bezirken zählt Niebuhr [5]) 29 auf. Die Völkerschaften dieser Gegend zeichnen sich unter den Arabern durch kriegerischen Muth und Tapferkeit ganz besonders aus. In der neuern Zeit hing diese Gegend der Lehre der Wahabis an. (*A. G. Hoffmann.*)

HATTO, Bischof von Vercelli, Adelgar's Sohn [1]), ein gelehrter Theolog und Kanonist, machte sich im italischen Reiche sehr bemerkbar, wohnte namentlich im J. 935 dem Gerichte zu Pavia bei, auf welchem die Könige Hugo und Lothar präsidirten [2]). Als letztere feindlichen Angriff argwohnten, der Bischöfe Beistand dagegen verlangten, sich aber nicht mit ihren Versprechungen begnügten, weil sie der von ihnen geschwornen Treue nicht vertrauten, sondern auch Geiseln foderten, da ergriff er seinen gewandten Kiel und schrieb an die Bischöfe, seine Amtsbrüder, weil man sich offen nicht besprechen könne, und stellte ihnen vor, daß man seinem Landesherrn zwar getreu sein müsse, aber man sei nicht verbunden, etwas zu thun, was die Vorfahren nicht gethan hätten. Es sei auch nicht billig, daß man die Geiseln der Lebensgefahr aussetze; denn wenn die Bischöfe sich von der Übertretung ihrer Pflicht nicht durch die Furcht Gottes abhalten ließen, so würden sie sich noch weniger durch die Furcht, es möge den Geiseln übel gehen, daran verhindern lassen. Vorzüglich schön setzt er die Ungerechtigkeit aus einander, daß der zu Geisel Gegebene für den büßen soll, der ihn zu Geisel gegeben [3]). Hatto's übrige Briefe sind von ihm theils an die Gläubigen der Kirche überhaupt, theils an die Priester und ihre Diener seiner Diöces gerichtet; er ertheilt darin Ermahnungen und Belehrungen. Auch enthält seine Briefsammlung Briefe an Einzelne, wie an den Presbyter Ambrosius von Mailand, und von solchen, mit welchen er in Briefwechsel stand, als von Ambrosius an Hatto, und von dem von Hatto befragten Leviten Gunzo von Novara. Alle diese Briefe sind mit der Gelehrsamkeit, wie die damalige Zeit sie hatte, reichlich angefüllt, und man begreift, warum Hatto bewundert ward, vorzüglich der häufigen Bibelstellen wegen, mit denen er alles zu belegen suchte. Außerdem läßt sich aus ihnen auch manche Bemerkung für die Geschichte jener Zeit ziehen. Sie finden sich bei *d'Achery*, Spicilegium, pariser Ausgabe

---

5) Urk. bei Lunig, Reichsarchiv. 16. Th. S. 11. Nr. 42. 6) Urkunde Kaiser Otto's II. vom J. 974 bei *Kettner*, Antiq. Quedlinburg. No. 18. p. 24. 7) Voigt, Gesch. des Stifts Quedlinburg. 1. Th. S. 301. 8) *Schultes*, Directorium diplomaticum. T. I. p. 58. 9) Nach Schultes vielleicht die Wüstung Riendorp oberhalb Wetterborn. 10) Nach demselben die Wüstung Wetterborn oder Watteborn; Urkunde Kaiser Otto's III. vom J. 995 bei *Kettner* No. 27. p. 36. 11) Urk. des Kaisers Otto III. bei *Ludewig*, Reliq. Manuscr. T. VII. No. 9. p. 436. No. 28. p. 472. 12) Urk. Heinrich's II. vom J. 1003, bei dems. T. VII. No. 20. p. 461. Urk. desselben bei *Leuckfeld*, Ant. Halberst. No. 41. p. 668. 13) Urk. Heinrich's IV. vom J. 1058 bei *Ludewig* T. VII. p. 469. 14) Urk. des Königs Lothar (bei Heydenreich), Entwurf einer Historie derer Pfalzgrafen zu Sachsen. S. 92. Noch mehre Orte aus Urkunden, wo der Gau nicht ausdrücklich angegeben wird, und aus dem Registrum Sarachonis und aus des Mönchs Eberhard's Summariis bei Schannat, s. bei Leutsch, Markgraf Gero. S. 172—177, s. auch S. 54, 118, 140, 146, und dessen Karte: Die Ostmark im J. 970 nach ihrer Eintheilung in Markgrafen und Bisthümer, wo auch die Gaue und namentlich der Hardago angegeben sind. S. auch *Meibom*, de Pagis Saxoniae, apud *eundem*, Scriptt. T. III. p. 101 und *Leuckfeld*, Antiq. Halberst. p. 13, 14, der auch noch mehre Orte in diesem Gau aufführt. 15) Traditt. Corb. §. 4. p. 23. No. 26. 16) Aus den Urk. von 911 (bei *Ludewig* T. VII. p 427, 428) erhellt nicht deutlich, ob sie wirklich die Grafen im Hardegowe sind, oder sich blos so verwenden. 17) S. die oben zu diesen Jahren angeführten Urkunden.

1) Unter Belad el Kobeil durch Druckfehler Haschill genannt. 2) Description de l'Arabie, p. 225. 3) a. a. O. 4) Hist. Jemanae, p. 33. 5) Description de l'Arabie. p. 227—231.

1) *Ferd. Ughellus*, Italia Sacra. 2) S. Urk. bei *Muratori*, Antiq. Ital. Dissert. 31. Vgl. Ders., Gesch. von Italien. 5. Th. S. 403, 409. 3) S. Hatto's 11. Brief bei *d'Achery*, Spicilegium, ed. Paris. ab a. 1723. T. I.

von 1723. T. I. p. 434—443. Ferner sammelte Hatto die Kirchensatzungen darüber, was die Geistlichen thun oder lassen sollen, ordnete diese Kanonen in 100 Capitel. Diese Sammlung wird genannt *Hattonis* Capitulare, und findet sich bei *d'Achery*, p. 402—412 (Folio). Über die Bedrückungen der Kirche schrieb er: Libellus de pressuris ecclesiasticis. Diese Schrift besteht aus drei Theilen: Pars prima: de judiciis episcoporum. P. II. de Ordinationibus eorundem, welcher zweite Theil zum Hauptgegenstande hat, daß Niemand aus den Bischofswahlen Privatnutzen ziehen solle. P. III. de Facultatibus Ecclesiarum, welcher letztere Theil damit sich beschäftigt, daß nach dem Tode oder der Vertreibung des Bischofs sein Vermögen den Weltlichen nicht zur Plünderung übergeben werden, sondern im Bisthume verbleiben und durch den Ökonomen und die übrigen Dispensatoren bis zur Ordination des künftigen Bischofs bewahrt werden solle. Diese Schrift findet sich bei *d'Achery* p. 421—430. Ferner schrieb er Sermones XVII. ad populum und Polyptichum. H.'s Schriften haben sich erhalten in einem vercelli'schen und einem vaticanischen Codex, und sind von Buronzo herausgegeben worden. Wo die bei d'Achery enthaltenen Schriften stehen, haben wir ihrer Wichtigkeit wegen jedesmal besonders angegeben.

(*Ferdinand Wachter.*)

HAUGWITZ (Heinrich Christian Curt, Graf von), königl. preuß. Staats- und Cabinets-Minister, am 11. Jun. 1752 auf seines Vaters Gute Pruke bei Öls geboren. Nach genossenem Privatunterrichte bezog er mit 17 Jahren die Universität Halle und sodann Göttingen, wo er durch seine mit ihm aufs Innigste verbundenen Freunde, die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stollberg, ein Glied des unter dem Namen des göttingischen Bundes bekannt gewordenen Vereins wurde, den die Namen von Bürger, J. H. Voß, Boye, Hölty, Miller u. s. w. zieren. Graf H. verließ Göttingen im J. 1773 und bereiste bald darauf die Schweiz mit seinen Freunden Stollberg, und Italien mit einem Grafen Dönhof. Schon auf dieser ersten Reise durch Italien wurde H. dem damaligen Großherzoge von Toscana, Leopold, bekannt und erwarb seine Gunst. Nach seiner Rückkehr übernahm er die väterlichen Commißgüter und vermählte sich 1776 mit Johanna Katharina, Tochter des damaligen Gouverneurs von Breslau und General-Inspecteurs von Schlesien, General der Infanterie, Tauenzien. Von der Natur mit einem zarten Gemüth ausgestattet, machte das stille, fromme und in seinem äußerlichen so einnehmende Wesen der Herrnhuter, die in seiner Nähe waren, und denen schon seine Mutter ergeben war, einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich an sie anschloß und in der Verbindung mit ihnen seine eigene sittliche Vervollkommnung und die höhern geistigen Freuden der Religion suchte. So gestimmt fand Lavater kein Herz für sich offener als das seinige. Die noch vorhandenen Briefe dieses Mannes seiner Zeit beweisen, daß es eine innigere Freundschaft nicht gibt, als die zwischen ihnen bestehende, und daß Lavater ein Zutrauen zu H. hatte, wie er es nur zu höchst Wenigen, vielleicht zu Niemandem außer ihm, haben konnte. Doch wurde das gegenseitige Vertrauen schon im J. 1782 erschüttert, und löste sich dann ganz auf. H. kam in freundschaftliche und maurerische Verbindung mit dem Landgrafen Karl von Hessen, der ihn dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm II., empfahl. Wie warm die Freundschaft dieses Prinzen gegen Graf H. war, beweisen seine eigenhändigen Schreiben; er hat ihm dieses Wohlwollen auch bis an seinen Tod bewahrt. Nach einer Reise, die H. in den Jahren 1779 und 80 mit seiner Gemahlin nach der Schweiz, Toscana und Venedig machte, ging er zu Anfange Augusts des letztgenannten Jahres nach Schleswig zu dem Landgrafen Karl, und nach Holstein zu dem Grafen Stollberg. Die mit diesen auf der Universität geschlossene Freundschaft hatte er bisher gepflegt, und nicht nur seine beiden Universitätsfreunde, die ganze Familie nahm an derselben Antheil. War früher die Wissenschaft und die Kunst das vereinigende Band gewesen, so war es jetzt die Religion. Bis zu der erwähnten Reise hatten sie einander ihre Empfindungen nur schriftlich mitgetheilt; durch diese Reise und durch den Aufenthalt H.'s in Tremsbüttel während des Winters 1780 und 81 verstärkte sich diese Freundschaft bis zu einem Grade, den man nur nach ihren eigenen Worten messen kann. „Nimm aus der Fülle meines Herzens," schrieb der Graf Christian unterm 13. April 1781, „meinen Dank für den Genuß eines Winters, der mir ewig theuer bleiben wird, den, das gebe Gott, ich Dir einst im Himmel mit Freudenthränen danken werde. Du warst seit der ersten Zeit unsers vertrauten Umganges einer der geliebtesten meiner Freunde. Jeder Tag zog das Band fester, aber wie viel fester hat dieser Winter den Knoten geschlungen. Könnte ich Dir doch mein ganzes Herz ausströmen und für alles besonders danken, für jede Freude, die Du mir gegeben hast, und für jeden Segen, der mir durch Dich geworden ist. Gott segne Dich, Du Geliebtester, und belohne Dir jedes Wort, das in mir das Verlangen erregt hat, gut und fromm zu werden, wie Du gut und fromm bist. Nie habe ich einen Einfluß gefühlt, als den Du auf mich hast. O könnte ich mein ganzes Leben mit Dir leben, und immer vor Augen sehen an Dir, was es schon auf Erden sei, den Vorschmack des Himmels zu genießen. Erfülle Dein Versprechen, Lieber! bete für mich, daß der Eindruck, den Dein Beispiel auf mich gemacht hat, bleibend und lebendig in mir sein möge." Sehr herzlich und religiös waren auch die Briefe des Grafen Friedrich Leopold. „Du bist sehr fromm," schrieb er ihm am 23. Dec. 1780, „mein bester Haugwitz, und bist es um desto mehr, weil Du der irdischen Schlacken so wenig in Deinem Golde hast."

An der Freundschaft mit der Stollbergischen Familie nahm auch Matthias Claudius zu Wandsbeck Theil. Claudius correspondirte fleißig mit dem Grafen H. Die Briefe betreffen aber vorzüglich die Übersetzung des damals viel besprochenen Buches Des erreurs et de la Vérité par St. Martin, welches Claudius, wie es scheint, von H. aufgefodert, übersetzte, und von welchem er ihm Capitel für Capitel zur Durchsicht zuschickte. H. kehrte nun zu seinen ländlichen und wissenschaftlichen Beschäftigungen zu-

rück, die er nur noch durch eine Reise nach Venedig, die er allein unternahm, unterbrach. Nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's II. fehlte es ihm nicht an Auffoderungen, in den Dienst des Staates zu treten; es überwog aber die Liebe zur Unabhängigkeit. Doch konnte er den Ruf zu einer Wirksamkeit in ständischen Angelegenheiten nicht ablehnen, als er im J. 1791 zum General-Landschafts-Director von Schlesien erwählt wurde. Es vereinigten sich indessen doch bald mehre Umstände, die ihn bewogen, in den Staatsdienst zu treten. Der Großherzog von Toscana hatte als Leopold II. den teutschen Kaiserthron bestiegen, und war nach der bekannten Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm II. zu Pillnitz in ein persönliches freundschaftliches Verhältniß zu ihm getreten, sodaß in die gegenseitige Politik von Österreich und Preußen wol damals zuerst Vertrauen sich festgestellt hatte. Unter diesen Umständen schien dem Kaiser eine Änderung in der Person des Gesandten und die Gelegenheit erwünscht, denselben in einem Manne zu erhalten, der ihm persönlich werth war. Deshalb erbat er sich vom Könige den Grafen H. zum Gesandten. H. konnte nun um so weniger Anstand nehmen, sich dem Wunsche zweier Souveraine zu fügen, als ihn der wiener Gesandtschaftsposten nicht so weit von seinen Gütern entfernte, als daß er nicht die Administration derselben noch hätte im Auge behalten können. So trat er in den Dienst des Staats, aber auf eine uneigennützige Weise, ja mit Aufopferung, indem er keinen Gehalt annahm, welche Entsagung auch noch in den ersten Jahren seines Ministeriums fortdauerte. Doch als H. nach Wien kam, lebte Leopold nicht mehr, und es gehörte zu seinen ersten Functionen, den Kaiser Franz zur Krönung zu begleiten. H.'s Gesandtschaft in Wien war auch nur von kurzer Dauer; denn während des Feldzuges in Frankreich im J. 1792 trat der Graf von Schulenburg-Kehnert, der das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten leitete, zurück, und Friedrich Wilhelm II. ernannte den kaum in den Dienst des Staates getretenen Grafen von H. zu seinem Kabinets-Minister. So bekam H. die schwierige Aufgabe, an die Spitze der Geschäfte in einem Augenblicke zu treten, in welchem der europäische Staatenzusammenhang von der bedeutendsten Krise bedroht wurde, und in welchem Preußen sich durch den Feldzug in unangenehme Verwickelungen gebracht hatte, die eine vorsichtige Leitung zu vermeiden vermocht hätte. H. wirkte wenigstens sofort dahin, daß der Verschwendung, mit welcher der Krieg geführt wurde, Einhalt geschah, und durch den von ihm im Haag mit Lord Malmesbury abgeschlossenen Subsidien-Tractat *) der seltene Vortheile darbot, verschaffte er Mittel zur Fortführung des Krieges. In jener Zeit wurden auch in Merle von ihm die Negotiationen angesponnen, in deren Folge Preußen den nachmals unter dem Namen Südpreußen bekannt gewordenen Theil von Polen erhielt. Diese Geschäfte leitete H. allein unter den Augen des Königs. Als späterhin Österreich des Krieges müde war, die englischen Subsidien ausblieben und bei fehlendem Resultat die allgemeine Stimme gegen Fortsetzung des Krieges sprach, Frankreich auch eine Regierungsform (das Directorium) erhalten, mit welcher sich unterhandeln ließ, so wurden unter H.'s Leitung die Friedensunterhandlungen zu Basel durch den Grafen Golz begonnen, und nach dessen daselbst erfolgtem Tode durch den Freiherrn von Hardenberg geschlossen. Daß Preußen während des zweiten Coalitionskrieges neutral bleiben müsse, war H.'s Meinung, indem er Preußens Interesse, sowie die Mittel Frankreichs abwog und die Wahrheit mancher Lehre des großen Friedrich empfand. Es gelang ihm, von Frankreich diejenige Neutralitäts-Demarcationslinie anerkennen zu lassen, unter deren Schutze viele Jahre hindurch Preußens National-Reichthum sich hob und der Schatz sich füllte. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II., der kurz vor demselben H. den schwarzen Adlerorden verliehen, schenkte ihm sein durchlauchtigster Nachfolger sein volles Vertrauen und er blieb in seinem Wirkungskreise. Als der Graf von Finkenstein 1801 starb, theilte er sich mit dem Grafen Alvensleben in die Departementsgeschäfte, behielt die eigentlichen politischen Angelegenheiten für sich und überließ die Besorgung der mit dem Cabinets-Ministerio verbundenen königlichen Haus-, Hoheits- und innern Landessachen dem Grafen Alvensleben, doch so, daß alle durch das Departement gehenden Sachen von beiden unterzeichnet wurden. H. fuhr fort, mit Frankreich in gutem Vernehmen zu bleiben, und die Vortheile, die Preußen dadurch erwarb, schienen auch sein System zu rechtfertigen. Im J. 1803 besetzten aber französische Truppen Hanover. Hierdurch glaubte man die Neutralität des nördlichen Teutschlands mit Gefahr bedroht, und der König erhielt durch Hardenberg eine andere Ansicht seiner politischen Lage. H. konnte seine Grundsätze nicht ändern, war aber bei seinem friedlichen Charakter auch nicht geneigt, die entgegengesetzten zu bestreiten. Ungern hatte er die Stille des ländlichen Privatlebens verlassen, gern kehrte er zu demselben zurück. Der während seiner Abwesenheit gesunkene Zustand seiner Güter machte auch seine Rückkehr sehr nothwendig. Er bat 1804 zuerst um einen Zeiturlaub, und bald um einen unbeschränkten, während dessen der Minister Freiherr von Hardenberg die Geschäfte leitete. So befand sich denn H. ruhig auf dem Lande, als die dritte Coalition sich vorbereitete. Die beiden Kaiserhöfe von Österreich und Rußland hatten diesmal nicht, wie früher, den König von Preußen zum Beitritt eingeladen, indessen schienen sie sich der Hoffnung zu überlassen, der König werde, überrascht, endlich auch eine in ihm gemuthmaßte Neigung zum Kriege gegen Frankreich offenbaren. Wie unrichtig dieses war, zeigte sich bald. Als nämlich der russische Gesandte von Alopeus in Berlin angekündigt hatte, daß die russischen Truppen ihren Weg zum Kriegsschauplatze durch die preußischen Staaten nehmen würden, protestirte der König nicht allein gegen einen solchen Durchmarsch, der sein Neutralitätssystem verletzt hätte, sondern ließ auch seine Truppen gegen die russische Grenze marschiren, um dieser Protestation mehr Gewicht zu geben. Inzwischen ward aber ein russisches Truppencorps eingeschifft, welches bei Stral-

*) *Martens*, Recueil des Traités.

land landen und von dort nach Hanover marschiren sollte, um die daselbst stationirenden französischen Truppen anzugreifen. Aber auch hierdurch hätte sich der König compromittirt gefunden. Denn nachdem Frankreich in Folge seines Krieges mit England Hanover militairisch occupirt hatte, war von dem Könige darauf gedrungen worden, daß die bedeutende daselbst befindliche Heeresmacht, die dem Nachbarstaate Besorgniß erwecken könnte, vermindert werden möchte. Diesem Verlangen des Königs wurde zuvörderst entgegengesetzt, daß eine verringerte Truppenzahl in Hanover der Gefahr eines unverhofften Angriffs bloßgestellt sein könnte, endlich aber gewillfahrt, nachdem der König sich verpflichtet hatte, an seinen Grenzen jeden Angriff der in Hanover zurückgebliebenen französischen Truppen abzuwehren. So war der politische Zustand Preußens im Herbste 1805, als der König H. nach Berlin zurückrief. Die Basis zu einem dauernden, die Interessen aller europäischen Hauptmächte vereinigenden Frieden zu finden, war ein besonders in jener Periode dem preußischen Interesse nahe liegender Wunsch. In dieser Beziehung ward H., bald nachdem er in Berlin eingetroffen war, an den Kaiser Franz nach Wien geschickt, woselbst die gewünschte Verständigung über jene Basis erfolgte. Mittlerweile geschah der bekannte Durchmarsch der französischen Truppen durch die preußisch-fränkischen Provinzen. Durch diesen Einbruch glaubte Preußen sich der an Frankreich geleisteten Garantie, einen Angriff der französischen Truppen in Hanover an seinen Grenzen abzuwehren, entledigt. Dieses ward dem russischen Hofe, wie dem Kaiser Napoleon, und diesem mit dem Bemerken bekannt gemacht, daß der König seinem Heere eine Stellung werde geben müssen, die seine Grenzen besser respectiren lasse. Bald darauf erschien der Kaiser Alexander in Berlin, und diesem Besuche war die am 3. Nov. abgeschlossene potsdamer Convention zuzuschreiben, durch welche der König der Coalition beitrat, doch nur in dem Falle, wenn Napoleon seine Vermittlung zu einem allgemeinen Frieden, dessen Basis von Österreich und Rußland angenommen sei, abwiese. Mit dem Auftrage zu dieser Vermittlung ward H. in das französische Hauptquartier gesendet, langte jedoch erst am Vorabende der bei Austerlitz zu liefernden Schlacht an, vor welcher Napoleon sich nicht in Unterhandlungen einlassen wollte, und als Napoleon nach seinem Siege H. nach Schönbrunn bei Wien beschied, konnte dieser von allen seinen Instructionen, die sich auf die potsdamer Convention bezogen, keine mehr gebrauchen. Österreich eilte, in Preßburg seinen Frieden zu schließen, Rußland zog seine Truppen zurück, es konnte also unter solchen Umständen eine drohende Sprache gegen Napoleon nicht mehr geführt werden. Da es indessen doch sehr wünschenswerth war, daß die Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen wieder befestigt würden, so schloß H. mit Napoleon den wiener Tractat ab, nach welchem zwischen beiden Staaten Allianz bestehen, Preußen an Baiern Ansbach, an Frankreich Cleve und Neufchatel abtreten, dagegen von Baiern zum Arrondissement von Baireuth ein Territorium mit 20,000 Seelen und von Frankreich Hanover bekommen sollte. Was man auch gegen diesen Tractat einwenden möchte, aller Tadel muß schweigen, wenn man weiß, daß der stolze Sieger keine andere Wahl übrig ließ, als die Annahme dieses Tractats oder Krieg. In Berlin hatte man zwar nach der Ankunft des Großfürsten Constantin und des Fürsten Dolgorucki andere Instructionen für den Grafen H. entworfen, und sie ihm durch den General Pfuhl entgegengeschickt. Sie kamen aber zu spät und man mußte den Tractat annehmen. Man knüpfte diese Annahme indessen an die Bedingungen, daß der Ländertausch bis zum Frieden zwischen Frankreich und England ausgesetzt bleiben, Hanover inzwischen von Preußen militairisch occupirt werden sollte. So wurde denn eine neue Negotiation nothwendig, bei der die Vortheile der ersten verloren gingen. Napoleon erkannte in dem modificirten Tractat nicht mehr den mit H. in Wien abgeschlossenen wieder. Gereizt durch die Bedingung, der die Annahme desselben erst unterworfen worden, verlangte er nunmehr von Preußen, daß es sich der in Wien stipulirten Abtretung eines Arrondissements mit 20,000 Seelen von Seiten Baierns begeben, der Ländertausch sofort erfolgen und seine Häfen den englischen Schiffen schließen sollte. So war denn von H.'s Werke nichts stehen geblieben, als der Besitz von Hanover und der Bruch mit England war herbeigeführt worden. Seit dem Augenblicke, daß Napoleon erfahren, der wiener Tractat sei nicht unbedingt angenommen worden, hatte gereiztes Mistrauen gegen Preußen in ihm Wurzel gefaßt. Bei der Errichtung des Rheinbundes nahm er auf die Zustimmung von Preußen gar keine Rücksicht, und als diese Macht zwei noch nicht vom Rheinbunde umschlossene Fürsten an sich zu ziehen suchte, so schien eine Spaltung offenbar und die Allianz nur dem Namen nach zu bestehen. In Preußen foderte fast die allgemeine Stimme Krieg, und diese bekam noch mehr Nachdruck, als sich das Gerücht verbreitete, bei den in Paris durch den Lord Lauderdale angeknüpften Friedens-Unterhandlungen zwischen England und Frankreich sei ersterer Macht Hanover wieder zugesichert worden. Unter solchen Umständen sah sich der König bewogen, eine kriegerische Stellung anzunehmen, der Napoleon begegnete. — H. begleitete nach der Schlacht von Auerstädt den König nach Ostpreußen. Da nur noch von dem Glücke der russischen Waffen für Preußens Heil etwas erwartet werden konnte, nicht mehr von Unterhandlungen, suchte H. vom Könige die Erlaubniß nach, sich auf seine Güter zurückzuziehen; dieses geschah von Ortelsburg aus im Monat December. Seitdem hat H. viele Jahre fast immer auf seinen Besitzungen in Oberschlesien und im Königreiche Polen gelebt und manchen Beweis bewährter Gnade seines Monarchen ist ihm noch zu Theil geworden. In Folge einer bestandenen Krankheit suchte er im Herbste 1820 ein milderes Klima, brachte den ersten Winter in Venedig zu, kaufte sich dann aber einen Landsitz bei Este am Fuße der euganaer Gebirge *). (*Worbs.*)

*) Das Leben des Ministers ist außer den bereits angeführten Quellen größtentheils aus seinen eigenhändigen Aufsätzen gearbeitet worden.

HAUKOGEL, eine Spitze der pinzgauer Alpen in Salzburg, hat eine Höhe von 8964 Fuß über der Meeresfläche. Nicht zu verwechseln mit dem Berge Höllkogel in Nieder-Österreich, welcher 5390 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. (D. *Rumy.*)

Hauptwissenschaften, s. Wissenschaften.

HAUS *) bezeichnete ursprünglich vielleicht jedes einschließende Behältniß, worin man sich etwas wohnend oder ruhend dachte, bestimmter dann jedes gebaute und bedeckte Behältniß, besonders sofern es zum Bewohnen, und wieder vorzugsweise zu Wohnungen und zur Hanthierung der Menschen bestimmt war. Dieser Gang der Vorstellungen vom Allgemeinen zum Besondern erhellt bei einer Vergleichung der Wörter Kernhaus im Obste (vgl. Gehäuse), Beinhaus, Bienenhaus, Wohnhaus, — Gotteshaus. Metonymisch steht Haus auch für sämmtliche darin wohnende Menschen, z. B. das ganze Haus hörte den Knall; dann, weil alle Mitglieder einer Familie ursprünglich ein eigenes Haus bewohnten, für Familie und Sippschaft, z. B. ich verreise mit meinem ganzen Hause, das Haus David's; endlich für Hauswesen oder Wirthschaft, namentlich Handelswirthschaft, z. B. sein Haus bestellen, seinem Hause wohl vorstehen, zwei angesehene Häuser in N. sind gefallen.

Unter den mannichfachen Zusammensetzungen, in denen Haus den ersten Bestandtheil bildet, mag hier nur noch das Wort Hausehre erwähnt werden, sofern es scherzhaft zuweilen für Hausfrau gebraucht wird, eine Bedeutung, in welcher es Luther, zur Nachbildung der hebräischen Umschreibung des Begriffs Hausfrau, Psalm 68, 13 im edlern Style gebraucht hat. Wahrscheinlich fand er aber das Wort auch in diesem Sinne schon vor und ausgeprägt in einer Zeit, wo es zum guten Tone gehörte, anzuerkennen, welche Ehre die Hausfrau durch treues Walten dem Hause schaffe, und wo Steinmar (Bodmer Minnes. II, 105 b.) von seiner Geliebten rühmt:

> dîn hant êre tiutschiu lant

und Walther von der Vogelweide (Lachmann 86, 4) zu den Frauen sagt:

> hât ir, als ich mich verwâne,
> güete bî der wolgetâne,
> waz danne an iu einer êren lît!

(*Wiggert.*)

*) In dem architekt. Art. Haus (3. Th. dieser Sect. S. 168, Spalte 2, Zeile 20) fehlt nach dem Worte sind der Satz: „die Höhe aber eine jener Abmessungen um mehr als die Hälfte übersteigt." (*R.*)

HAUSEN, HAUSACH, HUSEN, Herrschaft, Städtchen und Burgruine über ihm, im Schwarzwalde am Flusse Kinzig, an der Kinzigstraße von Schwaben nach Frankreich, mit einer Posthalterei. Eine alte Besitzung des Fürsten von Fürstenberg im großherzogl. badischen standesherrl. fürstenbergischen Amte Haslach. Umfaßt mit dem dazu gehörigen Pfarrdörfchen Hausen und mit seinen umliegenden Höfen und Zinken 882 kathol. Einw., hat guten Ackerbau, Obstbau und Schweinezucht, und neben den gewöhnlichen städtischen und landwirthschaftlichen Gewerben auch drei Waffenschmiede, Loch-, Säge- und Schleifmühlen, Hanfreibe, Tuchwalke, ein berühmtes Eisenhammerwerk, drei bedeutende Jahrmärkte und einen nicht unbedeutenden Holzhandel die Kinzig und den Rhein hinab nach Holland.

In alten Zeiten hatte es seine eigenen von ihm genannten Dynasten, aus denen Ruotmann von Husin, ein sehr angesehener Herr, im J. 1095 einer der vornehmsten Stifter der ehemaligen Benedictinerabtei Alpirsbach im Würtembergischen bekannt ist. Zu demselben Rittergeschlechte will man auch den bekannten Minnesänger „Friedrich von Husen" rechnen (s. Husen). Allein es gab damals noch ein anderes Rittergeschlecht dieses Namens am Rheine, von der festen Burg Husen.

Als der Bischof von Strasburg, Heinrich von Stahlecke, die Partei des von den geistlichen Kurfürsten und von den teutschen Prälaten erwählten römischen Königs Heinrich Raspo von Thüringen gegen Konrad, den Sohn des mit dem päpstlichen Banne belegten Kaisers Friedrich II., ergriff, besetzte er im J. 1246 die feste Burg Husen im Kinzigthale, um Meister über dieses Thal zu sein. Die Hoheitsrechte in diesem Lande übten aber damals die Ahnen des Hauses Fürstenberg, wie die Urkunden aus den Jahren 1259, 1308 und 1423 beweisen, durch welche sie den Mönchen von Alpirsbach Zollfreiheit für Hausen und im ganzen Kinzigthale ertheilten. Ohne Zweifel kam Hausen schon im J. 1218 mit der zähringischen Erbschaft an Egeno I., Grafen von Urach, den Stammvater des Hauses Fürstenberg. Denn sein Sohn, Egeno II. der Jüngere, Graf von Urach und Freiburg, hinterließ bei seinen im J. 1236 erfolgten Tode auch die Herrschaft Husen im Kinzigthale, welche durch Theilung seiner Besitzungen unter seine beiden Söhne seinem ältesten Sohne, Grafen Konrad I. von Freiburg, zufiel; und schon Graf Heinrich II. von Fürstenberg, der Urenkel Egeno's II. von dessen anderm Sohne, Heinrich I. von Fürstenberg, brachte durch seine Gemahlin Verena, eine Tochter des Grafen Heinrich von Freiburg, in der Mitte des XIV. Jahrh. Husen im Kinzigthale an seinen Stamm. Graf Heinrich VIII. von Fürstenberg, mit dem die wolfacher Linie dieses Hauses im J. 1490 ausstarb, hat sich Herr zu Husen genannt. Fürstenberg hatte wegen Hausen beim schwäbischen Kreise eine besondere Stimme auf der Grafenbank, und führt bis auf den heutigen Tag die Herrschaft in seinem Titel.

Außer diesem Hausen gibt es noch neun andere Orte dieses Namens im Großherzogthume Baden: Hausen im Dorf, bedeutendes Pfarrdorf am rechten Ufer des Flusses Wiesen, in der altbadenschen Landgrafschaft Sausenberg, im Bezirksamte Schopfheim, eine Viertelmeile oberhalb der Amtsstadt, mit 493 meist evangel. Einw., mit einem wichtigen Eisenhüttenwerke, das schon über drei Jahrhunderte als ein herrschaftliches Werk besteht, einen Hochofen, zwei Groshämmer, drei Zainhämmer und drei Streckhämmer hat und 84 Menschen ernährt. Seine Erze erhält es über den Mayenberg her von dem eine Meile davon entlegenen Hüttenwerke Kan-

dern, und producirt jährlich über 8000 Centner ganz vorzüglich guten Eisens, welches meistens in die Schweiz und auf den Drahtzug nach Schopfheim geht. Gleich oberhalb des Werkes, zu beiden Seiten des Flusses, befinden sich auch zwei Kupfergruben, die aber nicht mehr betrieben werden. In diesen findet man cubisch-krystallisirten Feldspath, Kupfermalachit und Atlaserz. Von der alten Geschichte dieses Ortes ist außer dem Bemerkten nichts bekannt, als daß schon im J. 1362 Markgraf Otto von Hochberg Sausenberg die hohe Gerichtsbarkeit von Hausen übte, der Ort selbst aber damals zwei Bürgern von Basel angehörte, die Dietschmann und Bernard zur Sonnen hießen. **Hausen im Kirchthale**, Dorf, mit unfern davon entlegenen Ruinen einer alten Ritterburg, hieß in alten Zeiten Eitrahausen, weil in seiner Nähe das Bächlein Eitrach in die Donau fällt. Es gehört zum standesherrl. Fürstenbergischen Amte Möhringen, und macht mit seinem Pfarrdorfe Kirchen nur eine Gemeinde von 482 kathol. Einw., die sich von Ackerbau und Viehzucht nähren. In seiner Gemarkung ist eine Ziegel- und Kalkbrennerei, und vor 100 Jahren war hier auch eine Eisenschmelze, zu deren Betrieb ein Arm der Donau herbeigeleitet, dessen Bett noch unterhalb des Dorfes unter dem Namen der alten Donau gezeigt wird. Dieses Hausen liegt an der Dauphinéstraße eine Viertelmeile von dem Postorte Geysingen, und wurde bei dem Rückzuge der Franzosen im J. 1796 in Brand gesteckt. **Hausen im Thale**, Pfarrdorf an der Donau mit 210 kathol. Einw. und einem ehemals großen und festen, jetzt aber in Ruinen liegenden Bergschlosse, bei dem eine Meierei angelegt ist. Es gehört zur privativen Standesherrschaft des Großherzogs von Baden, und zum Bezirksamte Pfullendorf, war aber in alten Zeiten eine lehnbare Herrschaft der Freiherren von Hausen, die nach Erlöschung dieses alten Rittergeschlechts in der Mitte des XVII. Jahrh. dem Hause Österreich anheimfiel. Österreich verkaufte sie im J. 1682 an Grafen Albert von Fugger, und dieser im J. 1735 an Grafen Marquard Willibald Schenk von Castell, von dem sie das ehemalige Gotteshaus Salem im J. 1756 ebenfalls durch Kauf an sich brachte, und bis zu den großen Staatsveränderungen unserer Zeit besessen hat. **Hausen vor dem Wald**, Pfarrdorf mit 220 kathol. Einw. im standesherrl. Fürstenbergischen Amte Hüfingen, kommt schon im J. 889 urkundlich vor, wird im J. 1123 in der Albenesbar in der Grafschaft Konrad's von Zähringen genannt, und erscheint in der Folge als eine lehnbare Herrschaft der Freiherren von Neuenstein, von denen sie Fürst Joseph Maria Benedict von Fürstenberg im J. 1784 erkaufte. **Hausen an der Aach**, Dorf mit 211 kathol. Einw. im Bezirksamte Radolphzell in der alten bad. Landgrafschaft Nellenburg, war eins von den Schenkungsstücken, mit welchen Graf Kuno von Öningen das im J. 965 von ihm gestiftete Kloster Öningen aussteuerte. In spätern Zeiten findet man es als einen Ort, der zum Rittercanton Hegau steuerte, und im Besitze der Edeln Wolf Dietrich von Homburg zu Homburg und Burkard von Dankertsweiler, Obervoigt zu Bohlingen, welche es im J. 1544 an die Stadt Radolphzell verkauften. **Hausen an der Möhlin**, Dorf mit 420 kathol. Einw., wohlhabend und mit fruchtbarer Gemarkung, im Bezirksamte Breysach, gehört dem Grundherrn Freiherrn von Falkenstein. **Hausen, genannt Grünfeldshausen**, Dorf mit 190 kathol. Einw. im Bezirksamte Gerlachsheim, dem Standesherrn Fürsten von Salm-Krautheim zuständig. **Hausen**, ein Weiler im Stabsamte Jestetten. **Hausen am Ballenberge**, ein Fürstenbergischer Kammerhof im standesherrl. Fürstenberg. Amte Engen. Neckarhausen, Waldhausen und andere zusammengesetzte suche unter ihren gewöhnlichen Namen.

(*Th. Alfr. Leger.*)

Haute Saone, s. Saone.

Hayk, s. Hayek und Hayck.

Hazfeld, s. Hardfeld.

HEBE, *Risso* (Crustacea), Krebsgattung aus der Familie Isopodes, zu den Idoteen gehörig, von *Risso* (hist. nat. de l'Europ. merid. V.) nach Lepdosoma *Leach* eingeordnet. Der Körper lang, höckerig, der Thorax zehngliederig, die drei hintern Glieder sehr klein, der Hinterleib nur eingliederig, der Kopf klein, rundlich, die Fühler fast gleichgroß, fünfgliederig, die Augen groß, gewölbt, die Schwimmblättchen pfriemenförmig. Die einzige Art H. punctata ist graugelb oder regelmäßig schwarz punktirt, die kurzen Fühler sind weißlich, mit schwarzen Ringen, die Augen schwarz wie Ebenholz, das dritte Fußpaar ist dreimal länger als die übrigen, alle aber haben scharfe Haken; der Schwanz ist zugerundet, die äußern Seitenanhängsel sind pfriemenförmig, die innern flossenartig erweitert, die Länge beträgt 12, die Breite drei Millimeter. Lebt im April und Mai bei Nizza zwischen Tangen.

(D. *Thon.*)

HEBESCHAUFEL, eine jede **Schaufel** (s. d. Art.), welche eingerichtet und geeignet ist, einen oder mehre Körper aufzunehmen und fortzubewegen. Man gebraucht oder regiert sie entweder mit der bloßen Hand, und sie ist dann ein muldenförmiges oder löffelartiges Instrument, dessen unterer Theil einer Mulde oder einem Löffel gleicht, und in einen Stiel oder Handgriff ausläuft, wie z. B. die Wurfschaufel rc.; oder man bringt sie in kastenförmiger Gestalt an Maschinen an, um vorzüglich flüssige Körper zu schöpfen, zu heben und von einem Orte zum andern zu bewegen. Dergleichen Hebeschaufelmaschinen finden insbesondere beim Berg- und Hüttenbau Anwendung; aber auch Wasser- und andere Kunsträder werden mit schaufelartigen Gefäßen versehen, um damit Sand, Wasser und dergleichen zu schöpfen, und mittels Rinnen, Röhren rc. weiter zu leiten. Die Form, Größe und Anzahl der Hebeschaufeln hängt von den besondern Verhältnissen und dem erfoderlichen Effect, den sie bewirken sollen, ab, und es lassen sich deshalb keine allgemeinen Bestimmungen geben; auch ist die Art und Weise, die Hebemaschine in Bewegung zu setzen, sehr verschieden. Wie die Hebeschaufeln an Kunsträdern, an Wässerungsrädern rc. beschaffen sein müssen, ist in den speciellen Artikeln: Kunsträder, Wasserräder u. a. m. nachzusehen. (*Fr. Thon.*)

HECHTENSEE, kleiner See der ehemaligen Hof-

mark Thierberg bei Kufstein dieses Landgerichts in Tyrol, merkwürdig, weil er sich im J. 1755 mit dem Erdbeben zu Lissabon in Portugal gleichzeitig bewegte. (*Rumy.*)

HECK oder **HEGIUS** (Alexander von), ein Mann, dem unter den ersten Beförderern der wiedererwachten Wissenschaften im 15. Jahrh., neben Rudolf Agricola u. A., eine vorzüglich ehrenvolle Stelle gebührt, war aus dem Flecken Heck in Westfalen, in dem münster'schen Amte Horstmar, gebürtig. Sein Geburtsjahr ist zwar nicht mit Gewißheit anzugeben, mit der größten Wahrscheinlichkeit aber zwischen 1440 und 1445 zu setzen. In seiner Jugend genoß er, gleichzeitig mit Rudolf von Langen, Rudolf Agricola, Ludwig Dringenberg u. A., nachmals um die Ausbreitung der Wissenschaften hochverdienten Männern, den Unterricht des Thomas von Kempis in dem Kloster der regulirten Chorherren zu Zwoll, wo er die erste Anleitung zur classischen Literatur und zu einem verständigern und geschmackvollern Studium der Wissenschaften überhaupt empfing. Über seine weitere Ausbildung und Beschäftigung sind keine nähern Nachrichten vorhanden, außer daß er in den geistlichen Stand trat, auch die Magisterwürde — doch ist unbekannt, wann und auf welcher Universität — erhielt; soviel ist aber gewiß, daß er sich der classischen, besonders römischen Literatur mit großem Fleiße widmete; und da man keine Spur findet, daß er sich, wie Agricola und andere seiner berühmten Zeitgenossen, in Italien ausgebildet habe, Teutschland aber zu jener Zeit ihm wenige Anstalten und Hilfsmittel zu einer höhern wissenschaftlichen Vervollkommnung darbieten konnte, so muß er sich vornehmlich durch eigenen Fleiß einen für seine Zeit ungewöhnlichen Umfang von Kenntnissen erworben haben, wobei ihm vermuthlich die durch Rudolf von Langen und Moritz von Spiegelberg aus Italien mitgebrachten literarischen Schätze zu statten kamen. Ohne Zweifel hat auch Rudolf Agricola durch mündliche und schriftliche Unterhaltung noch Manches zu seiner weitern Ausbildung beigetragen; und so mag es auch zu verstehen sein, wenn Erasmus (Adag. Chil. I. Cent. IV. No. XXXIX.) ihn einen Schüler Agricola's nennt, was man unmöglich im eigentlichen Sinne nehmen kann, da Agricola bekanntlich nie eine Schule hielt, und Hegius mit ihm ziemlich gleichzeitig auf dem Schauplatze des öffentlichen Wirkens auftrat. Um so gewisser ist es, daß er in der Folge seine Kenntnisse für die Erweiterung der eben erst neu aufkeimenden Wissenschaften trefflich benutzte. Zwar bestand sein Verdienst nicht in eigenen großen Entdeckungen neuer wissenschaftlicher Schätze; dagegen erwarb er durch seinen Unterricht ihnen immer mehr Freunde, und erzog in mehren seiner Schüler ihnen Beförderer vom ersten Range. In öffentlicher Thätigkeit lernen wir ihn zuerst in Deventer kennen. Er hatte hier, wie sich vermuthen läßt, Anfangs einige Zeit als Mitarbeiter an der noch durch die Fratres de communi vita errichteten Schule gelehrt, und trat hernach ebendaselbst als Vorsteher, entweder derselben, oder einer eigenen, ganz neuerrichteten Schule auf, die unter seiner Leitung bald zu einer hohen Blüthe gelangte. Das Jahr, in welchem er diese Schule eröffnete, und damit eigentlich den wahren und unvergeßlichen Schauplatz seines Wirkens betrat, ist zwar nicht aus einer bestimmten Nachricht genau bekannt, doch können wir es, nach einem Briefe von Rudolf Agricola (in *Ej.* Opp. T. II. p. 181), ziemlich annähernd finden. Agricola schreibt in diesem Briefe an Hegius, er habe einen Brief von ihm, nach seiner Rückkehr aus Holland, wohin er von dem Rathe der Stadt Gröningen gesandt worden, gefunden, und wünscht ihm gleich darauf Glück zu der Errichtung seiner Schule in Deventer, von welcher ihn wahrscheinlich H. eben in jenem Briefe benachrichtigt hatte. Ungeachtet nun Agricola's Briefe das Datum fehlt, so wissen wir doch aus andern Nachrichten, daß seine darin erwähnte Reise im J. 1481 geschah; in eben dieses, oder doch das nächst vorhergehende Jahr muß daher auch die Eröffnung der Schule des Hegius fallen, da Agricola sonst schwerlich davon als von einer Neuigkeit sprechen würde. Die Umstände waren damals in Deventer nicht die günstigsten, denn die Stadt war kurz vorher durch die Pest verheert worden; aber H. tröstete sich mit der Hoffnung einer bessern Zukunft, die ihn auch nicht täuschte. Um den glücklichen Fortgang seiner Schule machte sich unter andern Rudolf von Langen sehr verdient, indem er, vor der Wiederherstellung der Domschule zu Münster, alle junge Leute, die sich den Wissenschaften widmeten, und von deren Ältern er darüber um Rath gefragt wurde, nach Deventer zu Hegius wies. Als in der Folge durch Langen's Bemühungen die zweckmäßige Einrichtung der Domschule zu Münster (nach 1496) zu Stande kam, erhielt Hegius den Ruf, unter vortheilhaften Bedingungen das Rectorat derselben zu übernehmen; aber sein schon vorgeschrittenes Alter bewog ihn, diesen Ruf abzulehnen, da er sich nicht mehr stark genug fühlte, sich in ein neues Lebensverhältniß, und ein neubeginnendes Werk, dessen Leitung noch jugendliche Kräfte erfoderte, zu finden. Er blieb also in seinem bisherigen Wirkungskreise zu Deventer, jedoch nur für kurze Zeit; denn schon am 27. Dec. 1498 wurde er durch den Tod demselben entrissen.

Wenige Lehrer aus jener Zeit durften sich rühmen, den Wissenschaften so treffliche Köpfe zugezogen zu haben, als Hegius. Unter seinen Schülern glänzt, als ein Stern der ersten Größe, der berühmte Erasmus von Rotterdam, der in seinen Schriften mehrmals die Gelegenheit benutzte, seinem verdienstvollen Lehrer ein ausgezeichnetes Lob zu spenden; außerdem erscheinen unter ihnen die Namen eines Hermann Busch, Johann Cäsarius, Gerhard Listrius, Konrad Goclenius, Otto Beckmann, des ersten Professors der Beredsamkeit auf der Universität Wittenberg u. a. m. Als Begründer eines bessern Schulwesens im nördlichen Teutschland können wir ihn auch um deswillen betrachten, weil nicht wenige seiner Schüler an andern Orten gute Schulen nach seinem Vorbild einrichteten und erhielten, wie Timann Camerer, Johann Murmellius u. A. in Münster, Joseph Horlennius (der Lehrer des berühmten Peter Mosellanus) und Theodor Rotarius in Herford, Hermann Torrentinus in Zwoll, Ludolf Hering in Hamm, Peter Nehemius in Dortmund, Bartholomäus von Cöln (der zuvor in Deventer, an der Schule des Hegius, selbst

eine Zeit lang Mitarbeiter gewesen war) in Minden u. a. m. Besonders erwarb er sich das Verdienst, daß nicht blos in seiner eigenen Schule, sondern, vermöge seines Ansehens und Beispiels, allmälig auch in einem größern Umfange, die damals allgemein gangbaren latinobarbarischen Worte, Redensarten und Verse, sowie die überall gebräuchlichen schlechten Schulbücher, z. B. die Partes Alexandri, Gemma gemmarum, die dem Boethius fälschlich zugeschriebenen Bücher De disciplina scholarium, und andere dergleichen, die schon durch ihre Titel die in ihnen herrschende Barbarei verriethen, aus den Schulen abgeschafft, und die Schüler dagegen zu den Schriften der Classiker selbst hingeführt wurden. Er beschränkte sich auch nicht darauf, seine Schüler in der auf den damaligen Schulen sonst ausschließlich herrschenden lateinischen Sprache und Literatur, schon in einem größern Umfange, nach einer bessern Methode und bessern Hilfsmitteln, als man es bis dahin gewohnt war, zu unterrichten, sondern er machte sie auch mit der auf den Schulen bis zu seiner Zeit und zum Theil noch lange nach ihm ganz ungebräuchlichen griechischen Sprache bekannt, die er selbst erst in seinen spätern Jahren gelernt, aber doch darin noch eine bedeutende Stärke erlangt hatte. Ebenso vortheilhaft als durch seine wissenschaftlichen Verdienste wirkte Hegius auf seine Schüler auch durch seinen musterhaften Lebenswandel. Fern von allem Eigennutze, unterrichtete er dürftige Schüler nicht nur unentgeltlich, sondern unterstützte sie auch noch aus seinem eigenen Vermögen, oder sorgte für sie durch Empfehlung an seine begüterten Freunde. Weniger bedeutend, als seine verdienstliche Thätigkeit im Lehramte war seine Wirksamkeit als Schriftsteller; und Erasmus verbindet daher mit den Lobsprüchen, die er ihm ertheilt, einen gelinden Vorwurf; denn wenn er (im Ciceronianus) ihn unter den Wiederherstellern der echten römischen Sprache aufzählt, und als einen gelehrten, rechtschaffenen und beredten Mann rühmt, setzt er hinzu: Er habe jedoch den Ruhm allzugering geachtet, um große Werke zu beginnen; und ein andermal (an dem oben angef. Orte in den Adag.): An diesem Manne von ebenso unbescholtenem Wandel als seltener Gelehrsamkeit, habe die Tadelsucht selbst nur etwa dies Eine aussetzen können, daß er seinen Ruhm zu sehr vernachlässigt und auf die Nachwelt zu wenig Rücksicht genommen, und wenn er auch etwas geschrieben, dies, wie es scheine, mehr im Scherz als im Ernst gethan habe; dennoch aber, fügt er hinzu, wären seine Schriften auch so der Unsterblichkeit würdig. Indessen ist wenigstens der Vorwurf, daß er nicht für die Nachwelt gesorgt habe, etwas ungerecht, da er durch seine Verdienste um das Schulwesen und durch die Bildung trefflicher Schüler ihr gewiß mehr nützte, als mancher seiner Zeitgenossen durch die Ausarbeitung großer, jetzt längst vergessener Bücher. Ob von seinen Schriften schon bei seinen Lebzeiten etwas im Druck erschienen, ist unbekannt. Nach seinem Tode ist, was sich davon erhalten hat, in verschiedenen Sammlungen herausgekommen, nämlich: 1) De utilitate linguae graecae, de aurea mediocritate Elegiae, Hymni, aliaque. (Daventr. 1501. 4.) 2) *Alex. Hegii*, Gymnasiarchae jam pridem Daventriensis diligentissimi, artium professoris clarissimi, philosophi, presbyteri, poëtae utriusque linguae docti, Carmina et gravia et elegantia, cum ceteris ejus opusculis etc. (Daventr. 1503. 4.) 3) *Alex. Hegii* etc. Dialogi de scientia et eo quod scitur, contra academicos. De tribus animae generibus. De incarnationis mysterio dialogi duo, quibus additum de paschae et celebratione et inventione. Dialogus physicus. De sensu et sensili. De arte et inertia. De rhetorica. De moribus. Ejusdem Farrago, cui addita invectiva ejus in modos significandi, quos refellit verissime. Epistola una et altera ejus, ceteris apud suos latentibus. (Daventr. 1530. 4.) [1]. Unter den Schriften des Hegius werden die Gedichte, obgleich ihre Zahl nicht groß ist, vorzüglich gelobt. Aus seinen prosaischen Schriften verdienten besonders seine Lehren und Grundsätze über Philosophie, Schul- und Erziehungswesen, die jetzt fast ganz vergessen, und doch für ihre Zeit gewiß nicht ohne Bedeutung sind, neu zusammengestellt und bekannt gemacht zu werden [2]. (*H. A. Erhard.*)

Hedruris (Zool.), s. Fasciola.

---

1) Diese Sammlung ist eigentlich als der zweite Theil der vorher unter Nr. 2 angeführten zu betrachten, wie sich auch daraus ergibt, daß auf dem (oben abgekürzten) Titel der letztern, die in jener enthaltenen Aufsätze angezeigt sind, ohne sich doch wirklich darin zu finden. Der Titel, so weitläufig er ist, gibt indessen doch den Inhalt nicht mit völliger Genauigkeit an; vielmehr finden sich in dem Buche, einige nicht von Hegius selbst herrührende Zugaben abgerechnet, folgende einzelne Schriften: *Alex. Hegii* Dialogus de scientia et de eo quod scitur. Dialogus *περὶ τῆς ψυχῆς*, i. e. de anima, et primo de anima in genere et ejus definitionibus et aliis multis. De anima vegetabili dialogus II. De anima sensuali sive sensili dial. III. De anima intellectuali dial. IV. Dialogus physicus. De toto et parte dialogus. Quaestiones de sensibili et sensu. *Τὰ ἠθικὰ ἐρωτήματα*, h. e. Quaestiones de artibus moralibus. De SS. incarnationis mysterio, adjuncta paschae inveniendae ratione, dialogi II. Dialogus *περὶ τέχνης καὶ ἀτεχνίας*, de arte et inertia, ac de utilitatibus artium grammaticae, logicae et rhetoricae. Farrago Alex. Hegii. (Eine Sammlung vermischter, grammatischer und kritischer Bemerkungen, in denen mehrentheils Erinnerungen gegen die damals im Schwange gehenden Fehler und Misbräuche bei der Erlernung und Behandlung der alten Sprachen enthalten sind.) Contra modos significandi. (Ein Anhang zum vorigen, worin besonders die zu jener Zeit gebräuchlichen latinobarbarischen Worte, die man auf den Titeln und Aufschriften der Bücher und Briefe öffentlich zur Schau trug, beurtheilt werden.) *Alex. Hegii* Epistola ad Rud. Agricolam. *Ejusd.* Epistola ad Mag. Wesselum Groningensem. (Die letztere handelt vorzüglich von griechischen Manuscripten.) Vergl. *Freytag*, Adparat. literar. T. II. p. 1197. Außer den angeführten Schriften scheint Hegius keine andern hinterlassen zu haben; wenigstens sind die, welche Hamelmann (in dem nachher anzuf. Werke, S. 326) nennt, alle in der erwähnten Sammlung enthalten. 2) Fast die einzigen zuverlässigen Nachrichten über Hegius, außer dem, was man in Briefen und andern Schriften seiner Zeitgenossen zerstreut findet, gibt Hamelmann (Opp. geneal. histor. [Lemgov. 1711. 4.] p. 324 sq.), dem Meiners (Lebensbeschr. berühmter Männer rc. 2. Bd. S. 364 fg.) größtentheils folgt. Bei den meisten andern Schriftstellern finden sich ebenso unvollständige als unrichtige Angaben. Vergl. meine Geschichte der Wiederauflebung wissenschaftlicher Bildung rc. 1. Bd. S. 416 fg.

HEERENBERG, oder Berg schlechtweg, Städtchen der niederländischen Landschaft Zütphen an der clevischen Grenze, war das Eigenthum nicht unbedeutender Freiherren, die zu den vier Bannerherren der Grafschaft Zütphen gehörten, und ihre Abstammung von den alten Grafen von Zütphen herleiteten. Friedrich's, des letzten Freiherrn, Erbtochter Sophia, † 1412, vermählte sich mit Otto von Polanen, Herrn von Heel bei Bommel († 1428), der hierdurch der Ahnherr des neuen Hauses Heerenberg geworden ist. Otto's und Sophien's Enkel, Oswald, Herr von Byland, Heel und Hoomoet (Gem. Elisabeth von Mörs), wurde 1473 von Kaiser Friedrich III. in den Grafenstand erhoben und starb 1506. Dessen Sohn, Graf Wilhelm I. von Heerenberg, Herr von Byland, Hoomoet, Ulst und Heel, war mit Anna von Egmont, der Erbin von Bormeer, Harpe, Steffenswaarde und Spalbeck verheirathet und starb 1513, mit Hinterlassung eines Sohnes, Oswald II., den die Reichsmatrikel von 1521 zu vier Reitern und 18 Mann zu Fuß, und demnach höher als die Herren von der Lippe oder die Grafen von Mörs tarirt. Oswald's II. Sohn, Wilhelm II., Graf von H., Herr von Byland, Hoomoet, Bormeer, Harpe, Steffenswaarde, Ulst, Wiser, Wisch, Spalbeck, Heel, Urundesteyn u. s. w., war einer der Großen, die 1566 der Statthalterin die berühmte Requete übergaben, benutzte seinen Einfluß, um die Landschaften Zütphen und Overyssel der spanischen Herrschaft zu entziehen, und wurde, nachdem sein Schwager, der Graf Ludwig von Nassau, die Statthalterschaft von Geldern niedergelegt, von den Empörern mit derselben bekleidet. Indem er sich also mit der Revolution befreundete, scheint er nichts Geringeres beabsichtigt zu haben, als die Begründung einer unabhängigen Herrschaft in Geldern; er fand indessen allgemach, daß ein Wechsel in der Person seines Herrn das Höchste sei, was zu erreichen sein würde, und ehrlich genug, in diesem Falle den angebornen jedem andern vorzuziehen, war er bemüht, die Gebiete, die er als Statthalter zu regieren hatte, unter des Königs Botmäßigkeit zurückzuführen. Es erging ihm indessen wie allen Demagogen, die ihr Unrecht erkennen und verbessern wollen: in die Empörung waren ihm Tausende freudig gefolgt, als er Gehorsam predigte, fand er keinen Gehorsam. Der Statthalterschaft entsetzt, blieb ihm nichts übrig, als sich mit seinen Söhnen und wenigen Städten, in denen er sich behauptet hatte, der Gnade des Königs von Spanien zu ergeben (1584). Er starb den 24. Mai 1586, seine Gemahlin, die Gräfin Maria von Nassau, des Grafen Wilhelm des Reichen Tochter, verm. im Sept. 1556, im J. 1599. Sie war die fruchtbare Mutter von 18 Kindern (nicht 8, wie es bei Arnoldi heißt) geworden. Neun dieser Kinder starben in der Wiege. Katharina Margaretha vermählte sich den 22. Febr. 1601 mit Florenz von Palland, Grafen von Kuylenburg. Magdalena starb als Königs Johann's III. von Schweden Braut, Elisabeth als Äbtissin zu Essen und Freckenhorst im J. 1614. Adolf, Herr von Homoet und Heel, Rittmeister in spanischen Diensten, starb 1609 unvermählt. Ludwig wurde als ein Jüngling von 19 Jahren in Steenwyk in des Königs Diensten erschossen (1582). Oswald befand sich unter Verdugo's Scharen in dem Gefechte bei Borum, unweit Leeuwaarden (27. Jan. 1586), und eroberte eigenhändig eine Fahne; freudig schwenkte er sie durch die Lüfte, da hielten die Seinen ihn für einen Feind und erlegten ihn auf der Stelle. Heinrich, der jüngste Sohn, Herr von Steffenswaarde und Heel, war 1573 zu Bremen während seiner Ältern Emigration geboren. Nachdem sie Begnadigung erhalten, trat er in des Königs Dienste, 1595 wurde er zu Werth von den Staatischen gefangen. Im J. 1603 führte er in Flandern unter Friedrich Spinola die Cavalerie. Im J. 1606 vertheidigte er mit großem Nachdruck Oldensaal gegen den Grafen Moritz, der bei Annäherung des Entsatzes die Belagerung aufheben mußte. Im J. 1618 wurde er an seines verstorbenen Bruders, des Grafen Friedrich, Stelle Statthalter von Geldern, Staatsrath und General-Feldhauptmann, und er war es, der nach Ablauf des Stillstandes die Feindseligkeiten durch Wegnahme des Schlosses Scheidt eröffnete (1621). Im folgenden Jahre nahm er die Festung Jülich; weitere Fortschritte hemmte der Holländer Einfall in Brabant, wohin er ihnen eiligst folgen mußte. Sein Unternehmen auf Friesland mißglückte, dagegen nahm er die berühmte Pfaffenmütze bei Bonn, den Hauptsitz der holländischen Flußräuber. Ein Einfall in die Veluwe, den er 1624, von einem harten Winter begünstigt, unternahm, hatte nur die schrecklichsten Verwüstungen zur Folge, und ebenso wenig vermochte er 1625 gegen die Festung Grave. Im J. 1626 befehligte er ein unabhängiges Armeecorps, mit welchem er eine feste Stellung in dem Clevischen einnahm, Groll verproviantirte und in Westfalen reiche Beute sammelte, obgleich der Angriff auf Lippstadt fehlschlug. Im folgenden Jahre versuchte er noch zweimal den Entsatz von Groll, und hatte er sich durch eine Taubenpost regelmäßige Verbindungen mit den Belagerten verschafft, er wurde aber jedesmal zurückgetrieben, und Vereyken mußte am 20. Aug. die Stadt übergeben. Ebenso wenig vermochte er 1629 die Staatischen zur Aufhebung der Belagerung von Herzogenbusch zu zwingen, obgleich er, eine Diversion zu machen und durch kaiserl. Hilfsvölker verstärkt, in die Veluwe einfiel und Amersfort nahm. Während seine Soldaten hier den schrecklichsten Unfug verübten, gewannen die Holländer durch Verrath auch noch Wesel. Ein Zetergeschrei erhob sich über den Grafen, den man grober Nachlässigkeit, ja des Verraths beschuldigte und in öffentlichen Schmähschriften hart angriff. Durch ein Manifest, welches im Druck erschien, suchte er seine Ehre zu retten, und es gelang ihm wenigstens, die Infantin, die ihm bereits ihre Ungnade angekündigt hatte, zu beruhigen, auch durch ihre Vermittlung den Orden des goldenen Vließes zu erhalten. Im J. 1631 befehligte er das zwischen Rhein und Maaß aufgestellte Observationscorps. Im J. 1632 verließ er ganz unerwartet die Armee, vorgebend, es werde ihm von dem Markgrafen von Leganez nach dem Leben getrachtet, und gereizt und unterstützt von seinem Schwiegersohne, dem berüchtigten Grafen von Warfusée, suchte er unter dem Adel der katholischen Niederlande eine neue Conföderation,

die die völlige Vernichtung der spanischen Herrschaft herbeiführen sollte, zu errichten. Mehre Große, besonders die Fürsten von Epinoy und Aremberg, machten sich dieser strafbaren Umtriebe theilhaftig, und Heinrich reiste selbst nach dem Haag, sich dort Hilfsvölker zu erbitten; sie wurden zwar nicht bewilligt, wol aber benutzten die schlauen Holländer die von dem Grafen gegebenen Aufschlüsse und seine Verbindungen, um schnell nach einander Venlo, Roermonde, Mastricht, beinahe alles, was noch von seiner Statthalterschaft übrig war, wegzunehmen. Er selbst wendete sich nach Lüttich, dann nach Aachen, sagte in einem öffentlichen Ausschreiben dem Könige von Spanien und der Infantin den Gehorsam auf und suchte ihre Unterthanen unter seine Fahnen zu locken und unter der Generalstaaten Schutze ein förmliches Armeecorps zu errichten. So vielfältigen Frevels halber wurde er nach Brüssel vorgeladen, und, da er sich nicht eingefunden, am 25. Jun. 1632 durch den hohen Rath von Mecheln als Hochverräther verurtheilt, was ihn freilich nicht hinderte, 1633 mit seiner Armee im Felde zu erscheinen und seine geheimen Machinationen in den Niederlanden, die mehre seiner Freunde mit dem Gefängnisse büßen mußten, fortzusetzen. Doch bald ereilte ihn das gewöhnliche Schicksal solcher Ausreißer. Die prächtigen Versprechungen, die er seinen neuen Verbündeten gemacht, blieben unerfüllt, sie wurden es müde, ein unnützes Heer und einen unnützen Feldherrn zu besolden, Heinrich überließ seine Truppen an den Prinzen von Oranien, und starb, vergessen den 22. Mai 1638, von seiner ersten Gemahlin Margaretha von Wittem, eine Tochter, Maria Elisabeth, von seiner zweiten Gemahlin Hieronyma Katharina, Gräfin von Spaur, fünf Töchter, und außerdem einen natürlichen Sohn hinterlassend. Letzterer, Hermann, verkaufte die ererbte Herrschaft Steffenswaarde an den König und starb jung, eine Witwe, Jenna Walpurgis, Gräfin von Löwenstein, die er aus dem Kloster entführt, hinterlassend. Maria Elisabeth aber, von ihrer Mutter her Frau auf Bautersem unweit Löwen, welche Baronie sie indessen 1647 an den von Ittre verkaufte, erbte von ihrer Muhme, der Markgräfin von Berg-op-Zoom, Maria Isabella, Gräfin von Heerenberg, Berg-op-Zoom, Walhain u. s. w., und trug diese reichen Besitzungen in das Haus Hohenzollern durch ihre Vermählung mit Eitel Friedrich, dem ersten Fürsten von Hohenzollern-Hechingen.

Hermann, des Grafen Wilhelm II. ältester Sohn, Graf von H., Herr auf Wesel, Hoomoet, Byland, Spalbeck, Ritter des goldenen Vließes, Statthalter von Geldern, diente mit Auszeichnung in dem Bürgerkriege, starb aber plötzlich zu Spaa im September 1611, und wurde zu Braine-l'Alleu beigesetzt. Seine Gemahlin, Maria Mencia von Wittem, Markgräfin von Berg-op-Zoom, Gräfin von Walhain, Frau auf Peruwez, Gheel, Wavre, Braine l'Alleu, Beersele, war der Gemahlin des Grafen Heinrich ältere Schwester, und vermählte sich in zweiter Ehe mit dem Prinzen von Epinoy. Ihre und des Grafen Hermann einzige Tochter, Maria Isabella, Gräfin von H., Markgräfin von Berg-op-Zoom, vermählte sich mit ihrem Vetter, dem Grafen Albrecht von H., starb aber 1633 ohne Kinder. Berg-op-Zoom fiel demnach an die Gräfin Maria Elisabeth (s. vorher), Heerenberg aber blieb dem Grafen Albrecht, dessen Vater, der Graf Friedrich, auf Dixmuyden, Harpe, Bormeer, des Grafen Wilhelm II. dritter Sohn gewesen. Friedrich, Ritter des goldenen Vließes, Statthalter von Geldern, und früher von Artois, war mit Francisca von Ravenel, der Erbin von Rentigny, verheirathet, und starb 1618. Sein Sohn, der Graf Albrecht, der, wie wir sahen, alle Stammgüter des Hauses H. zusammenbrachte, übergab 1653 dem Reichstage zu Regensburg ein Memorial, worin er nachwies, daß die Herrschaft H. seit länger als 400 Jahren ein von den Landschaften Geldern und Zütphen abgesondertes, unabhängiges Land, welches nur die Hoheit des deutschen Reichs anerkenne, auch einen eigenen Matrikularvorschlag habe, weshalb er um die Aufnahme in das wetterauische Grafencollegium bat. Er erhielt auch wirklich ein günstiges Decret, und unterschrieb den Reichsabschied von 1654. Seine erste Ehe mit seiner Muhme, der Gräfin Maria Isabella von H., blieb kinderlos, in der andern Ehe mit Magdalena von Cusance, des Claudius Franz von Cusance, auf Champlitte und Belvoir, und der Ernestine von Wittem Tochter, wurde er Vater von zwei Kindern. Der Sohn, Oswald, Graf von H. Walhain, Bormeer und Champlitte (in Hochburgund), Baron von Byland, Wisch, Peruwez, Herr von Dixmuyden, Erbkämmerer von Geldern und Zütphen, schwachsinnig und nur mit Musik beschäftigt, lebte in kinderloser Ehe mit Maria Leopoldina Katharina, Gräfin von Ostfriesland, und starb, der letzte Mann seines Geschlechtes, im J. 1712, die Tochter, Maria Clara, geb. 1635, vermählte sich mit dem Fürsten Maximilian von Hohenzollern-Sigmaringen, und starb den 16. Jul. 1715. Der jüngere ihrer Enkel, der Graf Franz Wilhelm Nikolaus von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 28. Febr. 1707, wurde von seinem Großoheim, dem Grafen Oswald, zum Erben der Grafschaft H, von der er zugleich den Namen annehmen mußte, eingesetzt, und starb als regierender Graf von Heerenberg den 20. Febr. 1737. Seine älteste Tochter, Maria Johanna Josepha, geb. den 14. April 1727, wurde am 24. Febr. 1740 des Fürsten Karl Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen Gemahlin, und hinterließ durch ihr am 22. Febr. 1787 erfolgtes Ableben die Grafschaft H. sammt Zubehör ihrem einzigen Sohne, dem Fürsten Anton Aloysius Meinrad Franz, der zwar durch die französische Revolution H. sammt den davon abhängenden Herrschaften Wisch, Bormeer, Dixmuyden, Gendringen, Etten, Pannerden, Milingen zusammen, nach den der Reichsdeputation übergebenen Tabellen, drei Städte, 37 Dörfer, mehre Weiler und Höfe, sammt einem Einkommen von beinahe 100,000 Fl. verlor, dafür aber in der Herrschaft Glatt und den Klöstern Inzighofen, Beuren und Holzheim eine vollständige Entschädigung fand.

Wappen: im silbernen Felde ein rother gekrönter Löwe mit einem schwarzen Schildesrande, auf welchem 11 güldene Pfennige, oben vier, unten drei, und dazwischen auf jeder Seite zwei zu finden. Obenauf ruhet eine Grafenkrone. (*v. Stramberg.*)

Heeringen, s. Heringen (in den Nachträgen).

HEES (Nicolaus). Er war ein Klostergeistlicher zu Himmerod und der Verfasser eines höchst seltenen Werkes u. d. T.: Manipulus rerum memorabilium Claustri Hemmerodensis, ordinis Cistertiensis in Archidioecesi Trevirensi, librum unum complexus: Publicatus auspiciis R[mi] et Ampl[mi] Domini D. Matthiae de Lesura, ejusdem loci Abbatis. Studio et labore R. P. Nicolai Heesii, ibidem Professi Coloniae, apud Joannem Henningium, anno MDCXXXXI. fol. min. — Das ganze Werk ist in XXVII titulos eingetheilt. Einige dieser Abschnitte sind auch in politischer Hinsicht merkwürdig, wie z. B. der titulus XXIV und XXV. Der erste ist überschrieben: Illustrium et nobilium virorum, ut passim hoc loco leguntur, sepulchrales epigraphae; der andere: genealogia illustrium comitum Manderscheidtiorum, et eorundem epitaphia. (*Wyttenbach.*)

HEFTE, HAFTA, HAFTAH, s. am Ende des vierten Bandes S. 348.

HEGEMONIE, ἡγεμονία, bezeichnet Herrschaft; man versteht aber darunter einen Vorrang, der vor mehren einzelnen Staaten einem einzigen, vertragsweise, zur Abwendung einer gemeinsamen Gefahr, oder zur Beförderung gemeinschaftlicher Unternehmungen zugestanden wird. Dieser Vorrang berechtigt den Staat, die zur Erreichung des Zweckes nöthigen Anstalten zu treffen, ändert aber übrigens die Lage des Verbündeten gegen den hegemonischen Staat in Nichts. Das Volk, welches die Hegemonie hatte, war im Allgemeinen das vorzüglichste, mächtigste in dem griechischen Staatenbunde. Es war natürlich, daß in Griechenland, wo so widersprechende Theile vereinigt waren, bei allgemeinen Unternehmungen, hauptsächlich gegen Ausländer, ein Volk den Oberbefehl über die vereinten Kräfte erhielt. Dieser Oberbefehl wurde zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Staaten, die sich durch Macht auszeichneten, übertragen oder zugestanden; und zwar sind es folgende. Sparta hatte die Hegemonie in den Perserkriegen. Dann, da der Einfluß dieses Staates durch seinen Feldherrn Pausanias für Griechenland verderblich zu werden anfing, ging die Hegemonie um die sieben und siebzigste Olympiade an Athen über, und dieses behielt dieselbe bis um die vier und neunzigste Olympiade, wo Sparta die Hegemonie durch Lysander wieder an sich riß. Endlich nach der Schlacht bei Leuktra erhielt Theben die Hegemonie, oder strebte vielmehr nur nach derselben, bis endlich die Makedonier sogar das Streben nach diesem Einfluß in Griechenland bei allen Staaten unterdrückten. Bei diesem Wechsel der Hegemonie werden wir nun vorzüglich darauf zu achten haben, ob sich nicht in dem Begriffe derselben Etwas änderte, und ob sich nicht besondere Rechte für den mit der Hegemonie bekleideten Staat entwickelten. — Das älteste Beispiel der Hegemonie finden wir in dem trojanischen Kriege, wo Agamemnon offenbar mit derselben bekleidet ist. Die Griechen, welche mit ihm nach Troja zogen, und ihm den Oberbefehl übergaben, waren nicht etwa seine Unterthanen, nicht früher mit ihm in irgend einer Verbindung stehende, sondern ganz unabhängige Staaten, die ihm aus freier Wahl die Oberfeldherrenstelle anvertrauten, weil ihn die Griechen schätzten [1]), weil er dieser Stellung würdig war, und auch eine große, ja die bedeutendste Macht theils selbst führte (denn er hatte 100 Schiffe und die besten Völker) [2]), theils auch andern mit nach Troja ziehenden Staaten Hilfsmittel gegeben hatte, um an dem Zuge Theil nehmen zu können [3]). Wie er nun der Achtung der Griechen den Oberbefehl verdankt, so kann er auch diesen nur durch fortdauerndes Erhalten der Achtung behaupten. Jeder, der ihn nicht achtet, und sich nicht freiwillig unterwirft, kann sich nicht nur seinem Oberbefehle, sondern sogar dem ganzen Unternehmen entziehen. Die Kränkung, welche er sich gegen Achilles erlaubt, bewegt diesen, sich und seine Krieger von der gemeinsamen Sache zurückzuziehen, und obgleich Agamemnon sein Unrecht einsieht und eingesteht, ja Vergeltung anbietet, wird doch Achilles nicht bewogen, zur Unternehmung zurückzukehren. Wenn etwas Wichtiges vollführt werden soll, beschließt nicht Agamemnon, sondern er beruft die einzelnen Häupter des Heeres zusammen, um mit ihnen zu berathschlagen, und sich ihrer Einwilligung und ihres Beistandes zu versichern. Ja selbst das Recht, eine Versammlung zu berufen, steht ihm nicht allein zu, sondern auch andere Fürsten haben dasselbe [4]). Agamemnon gewinnt also durch das ihm zugestandene Ansehen unbedeutende Vorrechte, hat aber die Verpflichtung, die andern Befehlshaber oft zu bewirthen.

In der eigentlich historischen Zeit wird nun in dem zweiten Perserkriege die Hegemonie an Sparta überlassen, wahrscheinlich weil alle Griechen im Stillen die Größe Sparta's anerkannten, und alle glaubten, dieser Krieg würde zunächst zu Lande ausgekämpft werden, wo die Macht Sparta's am bedeutendsten war. Athens Landmacht war zwar auch nicht klein, doch da dieser Staat auch eine große Seemacht besaß, und also die Kräfte getheilt waren, so war sie keineswegs der von Lakedämon gleich. Sparta erhält aber durch die übertragene Hegemonie wenig mehr als eine bloße Auszeichnung. Die Hegemonie sehen wir vorzüglich und zuerst anerkannt in dem, was uns Herodot [5]) mittheilt, wornach die Athenäer sich an Sparta wenden, und die Bewohner von Ägina als Verräther an Griechenland anklagen, weil sie sich mit dem Perserkönige Darius in ein Bündniß eingelassen hatten. Hier erkennt Athen offenbar die Hegemonie an, denn da es zur See selbst mächtiger als Sparta war; so konnte es durch seine Flotten Ägina leicht züchtigen. Ferner wird die Hegemonie Sparta's bei Abfertigung der Gesandten an die einzelnen Staaten Griechenlands anerkannt, um diese zum Beitritte zu einem Bunde gegen die Perser einzuladen. Wir finden unter diesen Gesandten wol auch Bürger anderer Staaten, aber die Lakedämonier führen das Wort, so z. B. in Argos [6]), in Syrakusä bei Gelon [7]). Ferner nehmen sie auch die Gesandten ande-

1) *Homer.* Od. V, 307. 2) Iliad. II, 577. 3) Iliad. II, 612. *Thukydid.* I, 9. 4) Iliad. I, 54. 5) Lib. VI. cap. 44. 6) *Herodot.* VII, 149. 7) *Herodot.* VII, 157.

ren Staaten in dieser Angelegenheit an, wie z. B. die um Befreiung von den Persern bittenden Gesandten der Jonier, welche erst nach Sparta, und dann auch zum Leotychides gehen [8]). Der Hauptvorzug aber, den Sparta durch die Hegemonie erhält, besteht darin, daß es das Gesammtheer der vereinigten Griechen anführt. Obgleich bei Platää Aristeides die Athenäer anführt, so steht doch Pausanias, Vormund des Sohnes des Leonidas, an der Spitze des ganzen Heeres [9]). Ebendieses Verhältniß finden wir bei der Seemacht; denn auch hier führt die Athenäer Xanthippos, während der Spartaer die Gesammtflotte leitet [10]). In der Schlacht selbst nehmen die Krieger der Spartaer die ehrenvollste Stelle ein [11]). Überhaupt entscheiden die spartaischen Feldherren alle Streitigkeiten der einzelnen Staaten, die den Krieg betreffen, und verwalten Alles, was die Gesammtmacht betrifft. In ersterer Beziehung sehen wir sie vor der Schlacht bei Platää handeln. Athenäer und Tegeaten stritten sich, wer die nach den Spartaern nächste ehrenvolle Stelle im Heere einnehmen sollte, beide führten ihre Gründe an, warum sie die erste haben müßten; allein die Spartaer gestanden ganz unparteiisch nicht ihren treuesten Bundesgenossen, den Tegeaten, den Vorrang zu, sondern den Athenäern [12]). In zweiter Beziehung, als Verwalter alles dessen, was die Gesammtmacht angeht, erscheint vorzüglich der spartaische Feldherr nach der Schlacht bei Platää. Er erläßt Befehl, daß Niemand von der Beute sich Etwas aneignen soll, läßt darauf durch Heloten Alles zusammentragen, und nachdem die Götter ihren Antheil erhalten haben, vertheilt er das Übrige [13]). Andere Vortheile waren Sparta durch die Hegemonie nicht zugestanden, und wenn wir das Benehmen dieses Staates während des ganzen Krieges beachten, so finden wir nirgends die geringste Anmaßung, sondern überall eine eigene Vorsicht und Behutsamkeit, eine hohe Gerechtigkeitsliebe, die dem Themistokles selbst in Sparta den Preis der Tapferkeit zuerkennt, der ihm von der Mißgunst der übrigen Griechen vorenthalten worden war [14]). Sobald aber die Behutsamkeit und die Billigkeit im Betragen wegfiel, verloren die Spartaer auch die Hegemonie. Athenäer und Spartaer nämlich waren schon durch den Bau der Mauern von Athen (Olymp. 75, 3 oder 478 v. Chr.) gegen einander unwillig geworden, weil die Erstern glaubten, es geschähe durch die Letztern ein Eingriff in ihre Rechte, und die Letztern sich durch die Klugheit des Themistokles überlistet und in ihren Planen getäuscht sahen. Nun befreiten im J. 477 v. Chr. oder Olymp. 75, 4 die vereinten Griechen unter Leitung des Pausanias theils die Insel Kypros von dem Joche der Perser, theils eroberten sie Byzantion, und hier wurde durch das Benehmen des lakedämonischen Oberfeldherrn theils der Unwille der beiden bedeutendsten Staaten Griechenlands vergrößert, theils aber auch die Hegemonie von Sparta an Athen gebracht. Das Glück nämlich und der reiche Antheil an der persischen Beute hatte den Pausanias schon lange so umgeändert, daß er ganz das Gegentheil von dem war, wie er sich früher gezeigt hatte. Durch die Eroberung von Byzantion erhielt er neue Reichthümer, und viele vornehme Perser kamen in seine Gewalt. Jetzt wurde sein Stolz unerträglich. Er ließ sich durch die vornehmen Perser, zum Theil Verwandte des Xerxes, die er ohne Lösegeld demselben zusandte, mit ihm in geheime Unterhandlungen ein. Sein Benehmen gegen alle Verbündete war unbillig und beleidigend. Er bestrafte mit Schlägen und dadurch, daß er Einzelne einen ganzen Tag einen eisernen Anker tragen ließ. Nur die Spartaer wurden mit Achtung von ihm behandelt, gleichsam als das herrschende Volk Griechenlands. Nur wenn diese sich mit Lebensmitteln und Wasser versehen und sich eine Lagerstätte gesucht hatten, durften die andern Griechen ein Gleiches zu thun wagen; versuchten sie es früher, so wurden sie mit Geißelhieben zurückgetrieben. Wie hart sein Benehmen gegen die niedern Krieger war, so auch gegen seine Mitfeldherren, die nur mit Mühe Zutritt zu ihm erhielten. Stolz und Herrschsucht spiegelten sich auch in seinen unbedeutendsten Handlungen ab. Seine Tafel war, wie seine Kleidung, persisch, seine Leibwache bestand aus besiegten Barbaren; und so bildete er in Aller Augen den offenbarsten Gegensatz gegen sein Benehmen nach der Schlacht bei Platää, wo er das auf seinen Befehl im Zelte des Mardonius angerichtete persische Gastmal vor allen griechischen Feldherren verlachte [15]). Da sich der Gehorsam der Bundesgenossen gegen Sparta nur auf Achtung gegen diesen Staat gründete, diese aber durch das unbillige Benehmen des Pausanias verscherzt war, so sahen sie sich nach einem Staate um, der sie theils von der lästigen Herrschaft der Spartaer befreien, theils auch in dem Kampfe gegen Persien führen könnte. Nun war zur See, auf welcher damals der Kampf geführt wurde, Athen am mächtigsten, und die beiden athenischen Feldherren, Aristeides und Kimon, waren herablassend und gütig. Es wendeten sich daher die Führer der Hellenen, vorzüglich der Samier, Chier und Lesbier an Aristeides, und ersuchten ihn, den Oberbefehl zu übernehmen. Dieser schlug zwar den Antrag nicht aus, allein da er den Wankelmuth der Bittenden fürchtete, so foderte er, sie möchten erst so mit Sparta brechen, daß eine Aussöhnung nicht möglich wäre. Uliades, der Samier, und Antagoras von Chios, welche sich beredet hatten, vollführten dies wirklich. Nämlich bei Byzantion überfielen sie das Schiff des Pausanias, welches vorausgesegelt war, und beschimpften es. Als er ihnen in Wuth mit seiner Rache drohte, erklärten sie ihm, daß nur der Sieg bei Platää die Hellenen hinderte, ihn mit der Strafe zu belegen, die er verdient habe. Durch dieses Beispiel bewogen fielen alle Verbundene, die Peloponnesier ausgenommen, von Sparta ab, und vereinigten sich mit den Athenäern [16]).

8) *Herodot.* VIII, 131, 132. 9) *Diodor.* IX, 29. 10) *Herodot.* VIII, 131. 11) *Herodot.* IX, 26 sq. 12) *Herodot.* IX, 26—28. 13) *Herodot.* IX, 80, 81. 14) *Herodot.* VIII, 123, 124. *Plutarch.* Themistocl. 17. cf. *Diodor.* XI, 27.

15) *Herodot.* IX, 82. 16) *Thukydid.* I, 95. Plutarch. Leben des Aristeid. 23. Das Benehmen der Spartaer war bei dieser Gelegenheit bewundernswerth. Da sie merkten, daß durch

Als die Athenäer die Hegemonie erhalten hatten, fuhren sie fort, auf eben die Weise die Angelegenheiten Griechenlands zu verwalten, wie es die Spartaer in den Perserkriegen gethan hatten, ehe der Übermuth des Pausanias eintrat, sodaß die Hegemonie wol nicht ihre Macht an sich vergrößerte, aber doch ihr Ansehen und ihren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten und kriegerischen Unternehmungen vermehrte. Die Beiträge, welche die einzelnen Verbündeten an Geld und Schiffen zu leisten hatten, um den Krieg fortzusetzen, vertheilte Athen ohne Parteilichkeit und Eigennutz; eroberte und bestrafte mehre Städte, die als griechisch, sich dennoch an die Perser im Kampfe angeschlossen hatten, und reinigte das ägäische Meer durch Besiegung der seeräuberischen Doloper, der Bewohner der Insel Skyros. Allein nicht lange handelte man diesem alten Charakter der Hegemonie gemäß; in wenigen Olympiaden änderte er sich ganz, da Athens Demagogen und Feldherren das Vortheilhafte ihrer Stellung entdeckt hatten. Bald verfuhren sie sehr hart gegen die Bundesgenossen, die mit der Stellung der Schiffe, oder Leistung der Zahlungen im Rückstande waren. Als nun so die Bundesgenossen lange Zeit die Zahlungen an Athen entrichtet und sich selbst der Kraft des Widerstandes beraubt, die Macht der Athenäer aber vermehrt hatten, suchten diese auch ihre Macht und Besitzungen im Auslande zu vermehren, die bis zur 78. Olympiade sehr gering gewesen waren, da die griechischen Inseln und Städte in Bezug auf sie nur freie Verbündete blieben (σύμμαχοι) und Athen in der Reihe der Verbündeten nur die erste und anordnende Gemeinheit war. Um diese Olympiade aber, und vorzüglich unter Perikles, löste sich das bestehende Verhältniß immer mehr auf. Die mächtigen Athenienser wurden übermüthig und unterdrückten die Bundesgenossen. Diese waren deshalb unzufrieden, mußten aber der Übermacht nachgeben. Die Athenäer betrugen sich als Beherrscher, und die Bundesgenossen wurden aus freien Bürgern Beherrschte. Diese Übermacht erlangten die Athenäer hauptsächlich durch den von Aristeides zur Fortsetzung der Perserkriege festgestellten Tribut. Jeder Staat mußte eine seinen Kräften angemessene Anzahl Schiffe stellen, und wer diese nicht stellen konnte oder wollte, mußte einen vergütenden Beitrag an Geld liefern. Es kamen dadurch jährlich an 460 Talent ein, und jeder Staat war damit zufrieden. Aber unter Perikles wurde diese Summe schon auf 600 Talente [17]), und vom Alkibiades gar auf 900 Talente oder 945,000 Thaler erhöht; ja Andere setzen die letztere Summe noch höher an. Allein selbst diese Abgaben waren nicht so drückend für die Bundesgenossen, als ein anderer Zwang. Es mußten nämlich alle Händel, die unter den Bundesgenossen sich entspannen, nicht nur nach athenäischen Gesetzen, sondern in Athen selbst entschieden werden, wodurch die Städte einmal ihre politische Selbständigkeit verloren, und dann mit Athen, jedoch nur als untergeordnete Glieder zu einem großen Ganzen zusammenschmolzen, sodaß ihre vornehmen Bürger sich genöthigt sahen, dem athenäischen Pöbel, der durch diese Einrichtung sehr gewann, zu schmeicheln. Jedoch waren nicht alle Bundesgenossen und nicht alle Zinsbaren auf gleiche Weise bedrückt. Nach Manso's sehr wahrscheinlicher Entwickelung verhielt sich die Sache also: Einige der Bundesgenossen hatten die ihnen aufgegebene Anzahl Schiffe stets geliefert und sich nie zu Geldbeiträgen erboten. Daher konnten sie auch, als die Geldbeiträge erhöht wurden, indem man gleichsam jedes zu stellende Schiff höher schätzte, nicht höher besteuert werden; sie erhielten sich stets in kriegerischer Übung, wurden den Athenäern nicht verächtlich, und standen zu ihnen in dem eigentlichen Verhältnisse der Bundesgenossen. Unter diese Classe gehörten nur wenige Staaten, nämlich die Chier, Methymnäer und einige Zeit auch die Mitylenäer. Die zweite Classe bildeten diejenigen, welche, um keine Schiffe zu liefern, die von Aristeides festgesetzten Abgaben entrichteten, und auch fortwährend selbst die erhöhten Abgaben leisteten. Diese blieben ebenfalls gesetzlich und gerichtlich unabhängig. Wer zu dieser zweiten Classe gehörte, kann nicht angegeben werden. Thukydides nennt sie ὑποτελεῖς. Die dritte Classe sind diejenigen, die sich gegen Athen aufgelehnt hatten, und ihres Vorrechts, sich selbst zu beherrschen, beraubt worden waren. Die zur letzten Classe Gehörigen, welche Thukydides ὑπήκοοι καὶ φόρον ὑποτελεῖς nennt, waren die zahlreichsten, und sehr bedeutende Staaten gehörten unter dieselben. Übrigens waren auch die beiden letzten Classen nicht von Kriegsdiensten frei, sondern mußten, wenn ein Aufgebot geschah, ihre Mannschaft stellen. In dieser stärkern oder geringern Abhängigkeit von Athen waren alle Inseln zwischen Griechenland und Asien, alle Küstenstädte Kleinasiens von Karien bis an das schwarze Meer, und in Europa die Küstenstädte von Byzantion bis Potidäa [18]). Als nun Athen durch das Unglück bei Syrakusä theils eine starke Flotte, theils die meisten Bundesgenossen verlor, so mußte es in dem Kampfe mit Sparta und dem Peloponnes unterliegen, zumal da die Spartaer von den Persern zur Führung des Krieges über fünf Millionen unseres Geldes erhielten, und das kleine athenäische Gebiet auf sich allein beschränkt, einen solchen Aufwand nicht machen konnte. Athen unterlag endlich im Kampfe mit Sparta (404 vor Chr., Olymp. 93, 4), und geschwächt, wie es war, und jedes Mittels, sich zur See mächtig zu erhalten, beraubt, konnte es die Hegemonie nicht mehr behaupten. Sparta trat also wieder in die Hegemonie von ganz Griechenland ein, da es schon seit der sieben und achtzigsten Olympiade die Hegemonie in den dorischen Staaten, vorzüglich im Peloponnes, und einigen ionischen gehabt hatte. Auch jetzt sollte Sparta die griechischen Staaten, wie in den Perserkriegen, führen, und die öffentlichen Angelegen-

---

Reichthum und den Umgang mit dem Auslande ihre Feldherren verderbt worden waren, so hörten sie auf, dieselben in den Krieg zu senden, weil sie, wie Plutarchos an der angeführten Stelle sagt, lieber gute Bürger haben wollten, die den Sitten der Vorfahren treu blieben, als die Herrschaft von ganz Griechenland.

17) Plutarch. im Leben des Aristeid. 24. *Thukydid.* I, 96. II, 13. V, 18.

18) *Thukydid.* II, 9. VII, 57.

heiten verwalten; vorzüglich aber auch, wie einst gegen die Perser, so jetzt gegen die Athenäer die einzelnen Staaten schützen. Sparta erhielt jetzt durch die Würde ebenso wenig Vortheil, als in den Perserkriegen; es vermochte ebenso wenig, als früher, etwas gegen den Willen der Staaten zu bestimmen, wie dieses ganz deutlich aus dem Wechsel der Bündnisse zwischen den dorischen Staaten und aus der Schlaffheit, mit welcher der Krieg geführt wurde, hervorgeht. Wir werden also als das, was die Hegemonie mit sich brachte, für Olympiade 87—94 nur anführen können, daß Sparta in den Versammlungen der Bundesgenossen den Vorsitz führte, daß es mit Bewilligung derselben die Beiträge an Geld, Mannschaft und Schiffen bestimmte, daß es die kriegerischen Unternehmungen leitete, und so Einheit in die vielen Theile brachte. Ganz anders handelt Sparta, als die Nebenbuhlerin Athen, an welche sich einzelne unzufriedene Staaten hätten anschließen können, geschwächt war. Gegen Athen wurde unter dem Harmosten Kallibios ein Haufe spartaischer Truppen geschickt, und kaum trafen diese ein, so ging die Schreckenszeit für Athen an. Jeder Verdächtige und Reiche wurde ermordet, Theramenes selbst, einer der 30 Tyrannen, wurde von dem Altare der Hestia hinweg zum Giftbecher geschleppt. Zuletzt verwiesen die 30 Tyrannen alle Bürger Athens, die nicht zu ihren 3000 gehörten, und diejenigen, welche sich auf ihre Landgüter flüchteten, wurden daselbst ermordet. Aber selbst jetzt, wo Sparta in seiner ganzen Macht dastand, wurde von Mehren seinen Anordnungen nicht Folge geleistet. Denn athenäische Flüchtlinge hatten sich nach Megara und Theben begeben, und beide Städte wurden durch Sparta's Drohungen nicht bewogen, die Entflohenen auszuliefern. In Theben vorzüglich sammelten sich viele Flüchtlinge, die später mit Thrasybulos verbunden Phyle und dann den Peiräus eroberten. Die Lakedämonier fingen nun auch an, sich an denen zu rächen, welche Athen unterstützt, oder sich gegen Sparta vergangen hatten. Die Landschaft Elis, welche wegen ihrer Heiligkeit geschützt sein sollte, wurde von ihnen wiederholt verwüstet, bis sie sich ihnen endlich unterwarf; ein Verfahren, welches von Seiten der Spartaer allen Griechen um so mehr auffallen mußte, da Elis noch nicht von einem Feinde betreten worden war [19]). Auch die unglücklichen Messenier, die stets von den Spartaern verfolgt worden waren, und jetzt Ruhe in Naupaktos gefunden hatten, wurden von dort vertrieben, und zerstreuten sich nach Sicilien und Kyrenaika [20]). Wenn sich nun gleich Sparta auf diese Weise den Griechen furchtbar machte, so fanden sich doch fortwährend, vorzüglich im Norden, Städte, die den Auffoderungen dieses Staates nicht Folge leisteten. Vorzüglich sind dahin zu rechnen die Korinther und Böotier. So erzählt Xenophon [21]), daß in den Streitigkeiten in Athen zwischen den 30 Tyrannen und dem Thrasybulos alle Bundesgenossen den spartaischen König Pausanias nach Attika begleitet hätten, mit Ausnahme der Korinther und Böotier, welche gesagt hätten, sie glaubten nicht, daß es ihre Pflicht sei, gegen eine griechische Stadt zu ziehen, die nichts Unrechtmäßiges gethan hätte; im Grunde aber folgten sie nicht, weil sie befürchteten, Sparta möge sich Athen ganz unterwerfen. Ähnliche abschlägige Antworten erhielten sie öfters. So z. B. als Agesilaos nach Asien gehen wollte, foderte er alle Staaten zur Theilnahme auf, und bestimmte zugleich, wie viel Mannschaft und wohin sie dieselbe schicken sollten; allein Korinth, Athen und Theben schlossen sich aus [22]). Ja die Thebäer beleidigten den Agesilaos noch dadurch, daß sie ihn, als er in Aulis wegen des Feldzuges opferte, unterbrachen und das Opfer vom Altare warfen. So finden sich noch mehre Beispiele bei Xenophon davon, daß einzelne Staaten sich der Hegemonie entziehen [23]). Dennoch fingen die Lakedämonier jetzt sogar an, wie einst die Athenäer, von den verbundenen Staaten statt der Krieger auch Geld anzunehmen, und Strafe für die, welche keines von beiden schickten, festzusetzen, doch nur in dem Peloponnes. So in der Sache der Akanthier gegen Olynth. Viele Staaten, vorzüglich die, welche sich den Spartaern gefällig zeigen wollen, stimmen in der Versammlung der Peloponnesier in Sparta für den Krieg. Es wurde nun ein Heer von 10,000 zu schicken festgesetzt, und jede Stadt sollte dazu ihre Truppen stellen, oder wer es vorzöge, anstatt der Truppen Geld schicken, nämlich für den Mann auf einen Tag einen ägineischen Triobolos (4 Gr. 8 Pf.). Wer aber weder Geld noch Truppen schickte, sollte für jeden zu stellenden Mann für den Tag mit einem Stater (16 Gr. 9 Pf.?) bestraft werden. Diesem Beschlusse wird von allen sehr pünktlich Folge geleistet [24]). Doch erregte dieses Benehmen auch den Unwillen der Bundesgenossen. Eine andere bedeutende Beschwerde über die Art, wie Sparta die Hegemonie verwaltete, spricht Autolikos in der Rede aus, die ihn Xenophon [25]) halten läßt. Er sagt nämlich, die größte Ungerechtigkeit begehe Sparta dadurch, daß es den verbundenen Staaten auflege, ihm in jedem Kriege, wohin es auch führe, zu folgen. Dadurch sähen sie sich oft mit ihren alten Freunden, die Feinde von Sparta wären, in Krieg verwickelt. So nun kam es, daß sich endlich auch die Kraft der Lakedämonischen Hegemonie schwächte, und daß sich Sparta endlich im zweiten Jahre der hundert und ersten Olympiade genöthigt sah, sich mit der Hegemonie zu Lande zu begnügen, und den Athenäern die Hegemonie zu Meere zuzugestehen [26]). Ja nach der Schlacht bei Leuktra, wo man nicht mehr mit diesem Vertrage in Athen zufrieden ist, willigen die Spartaer sogar in den Vorschlag, mit Athen von fünf Tagen zu fünf Tagen in dem Besitze der Hegemonie zu wechseln [27]). Ja später, da wegen der wachsenden Macht Thebens durch Epaminondas der Einfluß Sparta's im Peloponnes immer mehr sinkt, wird, da die Mantineer und andern Arkader Sparta und Athen

19) *Polyb.* IV, 73. *Diodor.* II, 547. 20) *Pausan.* IV, 26, 2. 21) In der griechischen Geschichte II, 4, 30.

22) *Xenoph.* Hellen. III, 4, 3. V, 5. *Pausan.* III, 9, 1. 23) Cf. Hellen. V, 2, 1, 7. 24) *Xenophon.* Hellen. V, 2, 20, 21, 37. 25) Hellen. VI, 3, 7, 8. 26) *Diodor.* XV, 38. Cf. *van Staveren* ad *Cornel. Nep.* Timoth. II, 2. 27) *Xenoph.* Hellen. VII, 1, 1—14. *Diodor.* XV, 67.

um Hilfe ansprechen, gleich Anfangs bestimmt, daß jedes Volk innerhalb seines Landes anführen sollte [28]). Dieses geschieht um Olympiade 104, 2. Um eben diese Zeit, sagt man aber, hatte Theben die Hegemonie. Allein gesetzt auch, daß man sie ihm zugesteht, so beschränkte sie sich doch nur auf die kurze Zeit von der Schlacht bei Leuktra bis zur Schlacht bei Mantinea, und es ändert sich gar nichts in dem Charakter der Hegemonie. Auch erstreckt sich der hegemonische Einfluß nur über wenige Staaten; ja selbst, daß es in dem heiligen Kriege vorgab, es führe die Sache eines Gottes, konnte die Völker Griechenlands nicht bewegen, sich an Theben anzuschließen, und die Macht dieses Staates war so unbedeutend, daß es nicht einmal die Bewohner von Phokis überwältigen konnte. Man kann also dieses bloße Streben ebenso wenig Hegemonie nennen, als das frühere der Argiver. Im zehnten Jahre des peloponnesischen Krieges nämlich glaubten sich die meisten Staaten, welche sich bis dahin zu den Spartaern gehalten hatten, durch den Friedensschluß dieser mit den Athenäern beeinträchtigt. Damals ging nun grade ein Waffenstillstand Sparta's mit Argos zu Ende, und Argos zeigte keine Neigung, diesen zu verlängern, vielmehr suchte es einen Verein der Peloponnesier zu bilden, zu dem es vielleicht durch den alten Ruhm, den es unter den Pelopiden hatte, aufgeregt wurde, sowie durch seine eigene Kraft, da es während des persischen und peloponnesischen Krieges vollkommene Ruhe genoß. Noch mehr wurde es darin bestärkt, als die mit Sparta unzufriedenen Korinther es zu demselben auffoderten. Die Argiver wählten nun auch gleich 12 Männer, denen sie auftrugen, mit allen Griechen, die Spartaer und Athenäer ausgenommen, ein Bündniß zu schließen. Bald baten die Mantineer und deren Verbündete, nebst andern Peloponnesiern, um die Aufnahme in das Bündniß. Ja es stellten sich Gesandte aus Elis und den Städten Thrakiens in Argos ein, baten um Bundesgenossenschaft und Schutz gegen Athen und Sparta. Doch schon als die Tegeaten und Böotier sich dem Bündnisse beizutreten weigerten, wurden die Argiver besorgt [29]). Kurze Zeit nachher wurden sie veranlaßt, das ganze Unternehmen aufzugeben. Die Spartaer trugen nämlich den böotischen Gesandten auf, mit den Argivern ein Bündniß zu schließen, und mit diesem vereint an Sparta überzugehen. Da nun auf dem Heimwege die böotischen Gesandten auch von den Argivern zum Bündniß eingeladen wurden, so legten sie den Plan der Spartaer und die Auffoderung der Argiver den Böotarchen vor. Diese beschlossen sich mit Korinthern, Megarern und Thrakiern zu vereinen, sich sodann nach Argos zu wenden und den Bund einzugehen. Allein da die Böotarchen dem obersten Rechtscollegium der Böotier nur den einen Theil des Planes, aber nicht das vorlegten, was die Spartaer wünschten, so wurde Alles verworfen, weil man die Spartaer zu beleidigen fürchtete, und die Gesandtschaft nach Argos unterblieb. Die Argiver fürchteten jetzt, alle Staaten möchten dem Bündnisse Sparta's und Athens beigetreten sein, sie möchten am Ende allein dastehen, thaten daher auf die Hegemonie Verzicht, und unterhandelten schon im zwölften Jahre des peloponnesischen Krieges mit Sparta. Außer diesen vier Staaten war keiner in Griechenland, der nach der Hegemonie gestrebt hätte; denn Philippos und Alexander möchten eher Könige, als Hegemonen Griechenlands zu nennen sein [30]).

(*C. W. Müller.*)

HEIDELBERG. A. Geographie. Stadt mit einem Oberamte im Unter-Rheinkreise des Großherzogthums Baden, ehemalige älteste Haupt- und Residenzstadt des Kurfürstenthums der Pfalz, wegen ihrer reizenden und alterthümlich merkwürdigen Umgebungen, ihrer weitläufigen, stolzen und malerisch-schönen Schloßruine, und wegen ihrer alten Universität berühmt und von Fremden fast aus allen Weltgegenden zahlreich besucht. Sie liegt unter 26° 18′ 27″ östl. Länge, 49° 24′ nördl. Breite, am nördl. Fuße des gleichnamigen Gebirges [1]), und längs dem südl. Ufer des Neckars hin, ihr westliches Ende grade da, wo dieser Fluß den Odenwald verläßt, und aus dem schönen Neckarthale in die fruchtbare Rheinebene ausströmt, eine teutsche Meile östl. von Schwezingen, 2½ M. südöstl. von Manheim, sieben M. fast nördl. von Karlsruhe, und 10½ M. südl. von Frankfurt a. M., durchzogen von zwei Hauptpoststraßen; die eine vom linken Rheinufer über Manheim her, den Neckar hinauf, theilt sich 1½ M. Wegs von dort in zwei Arme, über Mosbach nach Franken und Sachsen, und über Sinsheim nach Heilbronn und Schwaben; die andere, die sogenannte Bergstraße, von Frankfurt und Darmstadt her, führt über Bruchsal theils nach Strasburg und Basel, theils über Bretten nach Stuttgart, und über Offenburg durch das Kinzigthal nach dem Bodensee und der Schweiz. Obgleich H. seiner geographischen Lage nach einem milden Klima angehört, erhält es doch in seinem langen, zu beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossenen, gegen W. und NW. offenen und von dem Flusse durchströmten Thale ein von seinen Umgebungen in der Ebene ganz verschiedenes, eigenthümliches, theils rauhes, theils feuchtes Klima, und ist beständiger Zugluft ausgesetzt, wodurch gar viele, von Erkältung herrührende Krankheiten, besonders Brustübel, veranlaßt werden, aber auch die Stadt und ihre nächste Umgebung gegen alle Sümpfe, gegen alle Anhäufung der Gesundheit nachtheiliger Stoffe, und gegen die Heftigkeit und Ausbreitung ansteckender Krankheiten geschützt ist.

Die Stadt ist von O. nach W. 6830 rhein. Fuß (über eine halbe Stunde) lang, und von N. nach S. bei ihrer breitesten Stelle 1966 rhein. Fuß (10 Min.) breit, und hat 6 Thore und acht öffentliche Plätze; außer der Hauptstraße, welche sich nach der ganzen Länge der Stadt vom Karlsthore bis zum manheimer Thore hinzieht, gibt

28) *Xenophon.* Hellen. VII, 5, 3. 29) *Thukydid.* V, 32.

30) Vergl. Manso's Dissertation über den Begriff und Umfang der griechischen Hegemonie (Breslau 1804), und dessen Sparta. 3. Bd. 2. Th. S. 107—122.

1) Von diesem einst mit Heidelbeerpflanzen reichbewachsenen Berge haben die ehemaligen beiden Schlösser und die Stadt ihren Namen.

es 49 andere Gassen und Gäßchen; dann 16 öffentliche, meistens mit mehren Röhren versehene Röhrbrunnen, gegen 200 Privat-Röhrbrunnen und 18 öffentliche Pumpbrunnen, viele in Privathäusern angelegte Pumpen ungerechnet. An Häusern hat es in der Altstadt, der ehemaligen speierer Vorstadt und der Bergstadt 1114; die zur Stadt gehörige Thalgemeinde Schlierbach, welche als Vorstadt anzusehen ist, vom Karlsthore anfängt und sich an dem Neckar über eine halbe Meile hinaufzieht, dann die drei Vergnügungsorte: der Hausacker, der Magerenhof, der Wolfsbrunnen, ferner die Au und der kümmelbacher Hof enthalten 100 Häuser, und auf dem über eine halbe Meile von H. am südl. Abhange des Königstuhles, des höchsten Gipfels vom Heidelberge, entlegenen Kohlhofe oder busenbrunner Hofe, welcher der Stadt eigenthümlich zusteht, und dessen Beständer Bürger in H. sind, 17 Häuser. Die Stadt H. hat drei protestantische und eine katholische Pfarrkirche, außerdem den kathol. Chor zum heil. Geiste [2]), die kathol. Spitalkirche zur h. Anna, die Irrenhauskapelle und die Kapelle auf dem kathol. Friedhofe. Die evangel. Pfarrkirche zu St. Peter ist die älteste Pfarrkirche H.'s; die Sage macht Karl den Großen zu ihrem Stifter. Gewiß ist nur, daß an ihrer Stelle die Kapelle zur heiligen Maria in der Wüste gestanden hat. Auf dem Kirchhofe zu St. Peter vertheidigte M. Hieronymus von Prag, der am VII. Ostermonats 1406 zu H. in die Facultät der freien Künste aufgenommen wurde, seine Sätze, welche großes Aufsehen erregten [3]).

In der Stadt H. befanden sich ehedem viele Klöster; das älteste und merkwürdigste war das der Augustiner, dessen Entstehung mit dem Ursprunge des Ortes zusammenhängt. Ruprecht, der Kaiser, wohnte sogar eine Zeit lang daselbst, bis sein Schloß auf dem Jettenbühel zu einem bequemen Aufenthalte seines königl. Hofes erweitert war. Im J. 1476 erhielten die Mönche von der Universität Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen und Disputationen in ihrem Kloster zu halten. Hier war es, wo Luther bei dem damals dort abgehaltenen Generalcapitel des Augustinerordens im Jahre 1518 am 26. April seine Sätze öffentlich vertheidigte, und in den Seelen vieler feuriger und wißbegieriger Jünglinge große Bewegung verursachte. Die Mönche verließen nach und nach ihre Wohnung, und unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich II. des Weisen, um 1544, war kein einziger mehr in dem Kloster übrig. Friedrich II. stiftete daher in demselben ein Collegium der Universität, welches unter dem Namen des Collegium Sapientiae berühmt wurde. Es lag an der Stelle, wo jetzt das Museum, und dem heutigen Universitätsgebäude gegenüber. In diesem Kloster wurde Hans von Laudenbach, der erste Buchdrucker in Heidelberg, 1514 begraben. Das Franziskanerkloster, schon 1399 gestiftet, 1698 wieder neu erbaut und endlich 1804 abgebrochen, nahm die Stelle des jetzigen schönen Karlsplatzes ein [4]). Das Barfüßer-Karmelitenkloster unfern vom Karlsthore wurde 1701 und 1713 an der Stelle gegründet, wo in alten Zeiten die St. Jakobskapelle, die der Cistercienserabtei Eberach in Franken gehörte, und seit 1394 auch ein mit der Universität vereinigtes Collegium für junge Cistercienser lag. Das Dominikanerkloster, an der Stelle in der ehemaligen speierer Vorstadt, wo bereits des pfälzischen Kurfürsten Ludwig's III., des Bärtigen, Gemahlin Mechtilde von Savoyen im J. 1438 eine Stiftung begann, und ihr Sohn, der Kurf. Friedrich I., der Siegreiche, 1476 vollendete, ist ein weitläufiges Gebäude aus dem Anfange des 18. Jahrh. Der Kurf. Max Joseph hob das Kloster auf, und Kurfürst Karl Friedrich von Baden verlieh die Gebäude der Universität, welche den Chor der Kirche zum anatomischen Theater umwandelte, das Langhaus und den benachbarten Flügel zu den Sälen für die anatomischen Präparate, in welchem sich eine ansehnliche und merkwürdige Sammlung befindet, einrichten ließ. Die andern Flügel des ehemaligen Klosters enthalten die Säle für

2) Sie kommt schon in einer Urkunde vom J. 1239 vor. Das jetzt bestehende große Gebäude aber ist im 14. Jahrh. vom teutschen Könige, Pfalzgrafen und Kurfürsten Ruprecht III., vollendet, welcher den hohen Chor erbaute, und die Kirche im Jahre 1400 in eine Stiftskirche zum Vortheile der Universität verwandelte. Sie wurde von nun an „das königliche Stift" und „die königl. Kapelle" genannt, stand unmittelbar unter dem römischen Stuhl, und blühete als wissenschaftliche Anstalt. In dem Chore dieser Kirche war die berühmte alte heidelberger Bibliothek aufgestellt, und unter dem Chore die Gruft der Pfalzgrafen und Kurfürsten. Beigesetzt sind dort: König Ruprecht III. und seine Gemahlin Elisabethe, geb. Burggräfin von Nürnberg; Kurfürst Ludwig III., der Bärtige, mit seinen beiden Gemahlinnen, Blanca von England und Mechtilde von Savoyen; Ludwig IV., der Sanftmüthige; Philipp der Aufrichtige, und seine Gemahlin Margarethe von Baiern-Landshut; Ludwig V., der Friedfertige, und seine Gemahlin Sibylla von Baiern-München; Friedrich II., der Weise, und seine Gemahlin Dorothea von Dänemark; Otto Heinrich der Großmüthige; Friedrich III., der Fromme, mit seiner ersten Gemahlin Maria von Brandenburg; Ludwig VI., und seine erste Gemahlin Maria von Hessen; Johann Kasimir, der Administrator, und dessen Gemahlin Elisabethe, geb. Kurprinzessin von Sachsen; Friedrich IV., der Stifter der protestantischen Union; und zuletzt die Pfalzgrafen Kurfürsten Karl Ludwig und Karl, und andere Prinzen und Prinzessinnen aus dem pfälzischen Hause, berühmte Staatsmänner und Gelehrte. Diese Kirche wurde seit 1556 bald den Lutherischen, bald den Reformirten, bald den Katholischen eingeräumt, bis durch des Pfalzgr. Kurf. Johann Wilhelm's Religionsdeclaration der Chor von dem Langhause durch eine Mauer geschieden, jener den Katholiken und dieses den Reformirten übergeben wurde, sowie diese Trennung bis auf den heutigen Tag noch besteht. 3) Über die ältern Grabdenkmäler dieser Kirche vergl. Melchior Adamus in dessen Druckschrift: Apographum Monumentorum Heidelbergensium etc. (Heidelb. 1512. 4.)

4) In der Kirche dieses Klosters wurden neben vielen Prinzen und Edelleuten auch Elisabeth, Gemahlin Ruprecht's I., des Stifters der Universität H., eine geb. Gräfin von Namur aus dem königl. Geblüte Frankreichs, im J. 1382, und Rudolf Agricola, welchem Hermolaus Barbarus, Patriarch von Venedig, die schöne Grabschrift machte, im J. 1485 beigesetzt. Hier ließ sich auch der berühmte Kurfürst Friedrich I., der Siegreiche, eine Kapelle und darin ein prächtiges marmornes Grabdenkmal errichten, unter welchem sein Leichnam 1476—1693 ruhte, bis die Franzosen die Gruft beraubten und zertrümmerten, und die Überreste desselben herauswarfen. Doch ließ sie Kurf. Johann Wilhelm im J. 1696 sammeln, und in der Kirche des Kapuzinerklosters beisetzen. Als aber im J. 1809 auch dieses Kloster zum Abbruche bestimmt war, versetzte man sie in die Gruft der heutigen kathol. Pfarrkirche.

die naturhistorischen, physikalischen, mathematischen, mechanischen und technologischen Sammlungen, und das chemische Laboratorium, dazu gehörige Lehrsäle und Wohnungen für die Professoren der Physik und Chemie. In demselben Gebäude hält auch die Gesellschaft für Naturwissenschaften und Heilkunde ihre ordentlichen Sitzungen. Der große Garten aber diente seither dem medicinisch-botanischen Institut der Universität [5]).

Von merkwürdigen Gebäuden und Anstalten ist noch sehenswürdig die Universität, oder Domus Wilhelmiana mit der schönen Aula, an dem Ludwigsplatze, in einem einfach edeln und majestätischen Styl auf Anordnung des Kurfürsten Johann Wilhelm durch den Professor der Dogmatik, D. Melchior Kirchner, der auch geschickter praktischer Mathematiker, Architekt und Priester aus der Gesellschaft Jesu war, im J. 1712 auf der Stelle, wo sonst das prächtige Collegium Casimirianum gestanden hatte, erbaut. Diesem gegenüber steht seit 1826 das Museum, für alle Arten edler gesellschaftlicher Unterhaltung bestimmt. Südlich davon liegt die jetzige Universitätsbibliothek, einst Gymnasium der Jesuiten. Ferner das Irrenhaus, ein weitläufiges, großes und edles Bauwerk, mit großen Gartenanlagen, von dem Kurf. Karl Theodor für das Karlische Convict, ein ehemals zur Universität gehöriges Collegium, durch dessen würdigen Regenten, den Jesuiten Franz Günther, einen ausgezeichneten Kopf und geschickten Architekten, 1750—1765 erbaut. Das akademische Hospital, welches mit dem Gebärhause, der Universitäts-Reitschule, dem neuen und dem alten Marstalle am Ufer des Neckars einen viereckigen öffentlichen Platz, den sogenannten Marstallhof, einschließt, ist auf den Trümmern des alten Zeughauses 1806 nach den Rissen Weinbrenner's aufgeführt, und war anfänglich zu einer Caserne bestimmt. Das Rathhaus am großen Marktplatze ist in einem edlen italienischen Styl um 1701 erbaut. Gleich daneben die ehemalige Dechanei, auf den Trümmern des alten Gasthauses zum Hirsche gegründet, in welchem der biedere teutsche Ritter Götz von Berlichingen abzusteigen pflegte. Das großh. Oberamthaus am Karlsplatze ist auf der Stelle, wo in alten Zeiten der Sickingische Hof war, und auch der kühne Ritter Franz von Sickingen oft verweilte. Die ehemalige Landschreiberei an demselben Platze, jetzt das großherzogl. Absteigequartier, einst das Stadthaus der alten freiherrl. Familie von Bettendorf. Das Nebel'sche Haus, ein kolossales Wohnhaus, auf einem Theile des großen Platzes, auf welchem sich in alten Zeiten der Hof der Landschaden von Steinach ausbreitete. Die ehemalige Kirchenraths-Canzlei, der Münchhof genannt, ein schönes Haus auf dem Platze, wo einst der schönauische Hof, eine Propstei der ehemaligen berühmten Cistercienser-Abtei Schönau im Odenwalde, den steinacher Hof begrenzte. Das prächtigste Haus H.'s ist der sogenannte Ritter- oder Frankenhof am südwestlichen Ende des großen Marktplatzes.

Die Bevölkerung H.'s beträgt, mit Ausschluß der Studirenden, 12,430 Einw. (7136 evang, 5009 kathol. und 285 Juden.) Die Zahl der weibl. Individuen übersteigt die der männlichen gewöhnlich um ein Zehntel. Hauptnahrungsquellen sind Ackerbau, Weinbau und Handel, Betrieb von Handwerken und allen Arten bürgerlicher Gewerbe, welche durch die Besuche und den Aufenthalt zahlreicher Fremden und durch die Frequenz der Universität unterstützt, eine besonders große Lebhaftigkeit erhalten.

Die Gemarkung von H. dehnt sich über eine Oberfläche von 8012 Morgen aus (à 160 Ruthen Nürnb.), wovon jetzt 2686 M. als Ackerfeld, 200 M. als Weingärten, 198 M. als Baum- und Gemüsegärten, 77 M. als Wiesen, 139 M. als Kastanienwald und 4712 M. als Waldung gebaut werden. Dieser beträchtliche städtische Wald verbreitet sich über einen großen Theil des Gebirges, und zieht eine M. Wegs von W. nach O. bis an die Marken der Stadt Neckargemünd hin. Der Kern dieses Gebirges ist Granit von mannichfaltigen Arten, der in malerischen Felsengruppen, auf ihren Gipfeln mit reichem Pflanzenwuchse prangend, besonders längs dem linken Neckarufer hinauf zu Tage kommt, und sich durch das Bett des Neckars, die Schiffahrt ungemein erschwerend, bis zu den jenseitigen Bergen des Odenwaldes fortsetzt. Die obere Decke des Gebirges ist eisenhaltiger Sandstein von härtern und von weichern Arten, meistens von rother Farbe, häufig mit Nieren von verhärtetem Thone und mit Glimmer übermengt. Er ist dort der gewöhnliche Baustein, und wird in vielen Brüchen an dem nördlichen Abhange des hohen Gipfels gewonnen. Der Boden der Feldmark gehört zu den fruchtbarsten Teutschlands. Die Äcker werden jährlich zu doppeltem Ertrage benutzt. Der Viehstand ist bedeutend. Der Wein gehört zu den geringern Gattungen der Bergstraße, aber zu den bessern Neckarweinen, und hält sich nicht. Das Fuder, zu 300 Maß gerechnet, wird in guten Jahren für 130 bis 180 Gulden verkauft.

Handlungen hat H. 64, darunter 4 Buchhandlungen, und hat auch 4 Buchdruckereien. Seit 1832 sind der Stadt auch die Vorrechte eines Freihafens verliehen. Fabriken hat sie nur wenige in Tabak, Krapp und Leder, aber eine bedeutende in Wachs, Lichtern und Seife. Von Handwerkern gibt es 750 Meister. Besonders merkwürdig ist die große Anzahl der Wirthshäuser.

Das jetzige Oberamt H. wurde kraft großherzl. Ministerialdecrets vom 13. Jan. 1826 aus den beiden bis dahin bestandenen großherzogl. Ämtern, dem Stadtamte und dem Landamte H., gebildet, und begreift die Stadt H. mit ihren Adpertinenzien, die dem ehemaligen Stadtamte zugetheilt gewesenen, jenseit des Neckars liegenden großen Pfarrdörfer Handschuhsheim, Nauenheim, Ziegelhausen, und die dem vormaligen Landamte zugetheilt gewesenen, theils diesseit, theils jenseit des Neckars, theils in der Ebene, theils auf den Gebirgen des Odenwaldes

5) Der neue allgemeine botanische Garten der Universität ist aber seit dem J. 1834 mit großem Kostenaufwand an der Westseite der Stadt auf einem weiten Platze eingerichtet, auf welchem auch seit 1830 der Vereinsgarten der Unterrheinkreis-Abtheilung des großherzogl. bad. landwirthschaftl. Vereines ist. In einen technologisch- und forstbotanischen Garten der Universität ist der ehemalige kurfürstl. Schloßgarten auf dem Friesenberge schon seit 1805 umgewandelt, und mit der berühmten Schloßruine auf dem Jettenbühel in landschaftlich-malerische Verbindung gebracht.

verbreiteten Orte: Das Städtchen Schönau, die Marktflecken Leimen und Nusloch, die Pfarrdörfer Dossenheim, Eppelheim, Heddesbach, Heiligkreuzsteinach, Kirchheim, Rohrbach und Wieblingen, die Dörfer Altenbach, Altneudorf, Brombach, Bruchhausen, Eiterbach, Glashütte oder Petersthal, St. Ilgen und Sandhausen, nebst den dazu gehörigen Höfen, zusammen eine Bevölkerung von 34,320 Einw., wovon 11,577 Kathol., 21,988 Evangel., 73 Mennon. und 682 Juden, 16,395 männl. und 17,925 weibl. Geschlechts sind. Der Oberamtmann, der zugleich Stadtdirector ist, hat mit den ihm zugetheilten Beamten seinen Sitz in der Stadt H. Außerdem befinden sich hier auch ein großh. Postamt, eine Bezirks-Bauinspection, eine Wasser- und Straßen-Bauinspection und mehre andere staatswirthschaftliche Bezirksbehörden.

Von den nächsten Umgebungen ist vor allen der Heidelberg wichtig, nach dem Katzenbuckel bei Eberbach die bedeutendste Berggruppe des Odenwaldes, und dessen südlichstes Vorgebirge. An seiner Nordseite längs dem Nekkar hinauf eine teutsche Meile breit in steilen Felsen emporsteigend, dacht er sich gegen Süden hin zwei Meilen lang allmälig in vielen Vorhügeln ab. Seine höchste Kuppe, der Königstuhl, eine halbe M. Wegs südöstl. über H., erhebt sich nach den neuesten Messungen 1752 pariser Fuß über den Spiegel des mittelländischen Meeres, und etwa 1440 über das Straßenpflaster der Stadt H. Über den Ursprung seines Namens sind uralte Sagen im Umlaufe, die ihn mit der Stadt bis in die germanische Vorzeit hinaufrücken [6]). Ein gepflasterter Weg, der altrömisches Werk scheint, und der den Königstuhl mit den tiefer liegenden alten Bergschlössern verbindet, läßt das ehemalige Bestehen eines römischen Castells auch auf dieser Höhe vermuthen. Noch vor 200 Jahren stand eine tausendjährige Eiche auf diesem Gipfel, mit ihren weit verbreiteten Ästen die Ruhebänke beschattend, die ihren ungeheuern Stamm umfingen, und der Königstuhl (seit 1815, wo Kaiser Franz von Österreich dorthin kam, Kaiserstuhl) hießen. Jetzt erhebt sich an der Stelle der Eiche ein niedlicher Wartthurm, von welchem man die herrlichste Aussicht genießt. Am südlichen Abhange des Königstuhles liegt der Kohlhof in einem weiten, durch Wiesen und Obstbäume und ländliche Ruhe reizenden Hochthale, 1351 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres.

Ein nordwestlicher Vorberg ist der große Geisberg, 1120 Fuß hoch über der Meeresfläche, welcher mit seinem nördlichen Fuße die Hälfte von der Länge der Stadt begrenzt. Auf seinem nordwestlichen Rücken erhob sich der Trutzkaiser, eine feste Burg, von dem Kurf. Friedrich I., dem Siegreichen, 1462 erbaut, und mit den westlichen Mauern der Stadt in Verbindung gebracht, etwas höher der Trutzbaier, ebenfalls zu stärkerer Befestigung der Stadt von dem Kurf. Philipp dem Aufrichtigen vor dem Ausbruche des bairischen Krieges erbaut; auf dem Gipfel des kleinen Geisberges, längs dessen Abhange die Bergstadt H. bis zu dem nachbarlichen Jettenbühel emporsteigt, erhob sich auf den Trümmern eines römischen Castells die alte pfalzgräfliche Burg, wo Konrad von Hohenstaufen, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog der Franken, Bruder Kaiser Friedrich's I., deß Rothbarts, einst hauste. Von ihr sind kaum noch einige Spuren übrig, während der alte gepflasterte Römerweg noch von H.'s Burgstraße, sowie aus der Gegend der jüngern Schloßruine an die Stelle führt, und sich daselbst mit dem Römerwege auf den Königstuhl vereinigt. Tief unter der Höhe des kleinen Geisberges, weiter gegen Osten, erhebt sich der Jettenbühel etwa 240 paris. Fuß über der Stadt; auf seinem Felsenrücken die berühmte Schloßruine, die zum Theil auf Substructionen altrömischen Werkes ruht. Die uralten Sagen von diesem Hügel, die Pracht, Größe und Mannichfaltigkeit der Gebäude, welche das in seinen Ruinen noch stolze Schloß bilden, die großen Fürsten aus dem Hause der Schyren oder Wittelsbacher, welche es erbauten, und von hier aus als Helden, als Väter des Volkes, als bewunderungswürdige Unterstützer der Künste und Wissenschaften beglückten, die Umwandlung dieser theils prächtigen, theils gewaltigen und kolossalen Bauwerke in wunderbare Felsen, theils durch die Franzosen gegen das Ende des 17. Jahrh., theils durch Feuer vom Himmel im J. 1764 bewirkt, endlich die Lage mitten in der wunderschönen Natur, alles dieses hat den Ruhm des heidelberger Schlosses noch erhöht, und besonders auch zu einer Schule der Dichtung und der landschaftlich bildenden Kunst geheiligt [7]). In einem Keller dieses Schlosses wird das weltberühmte heidelberger Faß [8]) aufbewahrt, welches $30\frac{1}{2}$ Schuh heidelberger Maßes lang und $21\frac{1}{2}$ Schuh dick ist, und 236 Fuder, oder 236,000 Trinkflaschen in seinem hohlen Bauche fassen kann.

Weiter östlich von dem Jettenbühel, doch fast in gleicher Höhe mit ihm verbunden, ist der vierte, die Stadt

6) Antiquitates Palatinae, ex Joh. Agricolae Ruperti Imp. Cam. Secretarii Viridario et aliis Mss. collectae per *Jac. Beyrlin*: in Monument. Piet. et literar. *L. C. Miegii* et *D. Nebelii*, p. 254.

7) Umständlichen und treuen historischen Bericht von diesem Schlosse gibt Leger's Führer durch die Ruinen des heidelberger Schlosses. 2. Aufl. Häufige Abbildungen dieses Schlosses hat schon das 16. und 17. Jahrh. geliefert. Die größten und schönsten sind: Die Stiche von Bollard nach Palamede; die von Merian in Topographia Palatinatus Rheni (Frankf. 1645. Fol.) und die von Joh. Ulrich Kraus in dem Werke: Die über alle Tugenden triumphirende Tugend der Beständigkeit (1684. Fol.). Mit Abbildungen der Ruinen ist Europa, so zu sagen, überschwemmt. Die meisten und treuesten hat Karl von Graimberg geliefert, der deswegen schon 24 Jahre in diesen Ruinen wohnt. Sie bestehen theils in ganz großen landschaftlichen Ansichten, theils in Blättern von mittlerer und von kleinerer Form, gezeichnet von Graimberg und von Leger, gestochen von Haldenwang in Karlsruhe, Snell in Darmstadt, Texier in Paris, und andern teutschen und französischen Kupferstechern; dann in einem Prachtwerk in groß Royalfolio, welches unter dem Titel: „Antiquitäten des heidelberger Schlosses" die Gebäudegruppen, Façaden, Portale, Statuen, Säulen, Pilaster, Arabesken &c. umfaßt, alles von Leger perspectivisch entworfen, und von Graimberg und Dunzinger in Bezug auf die Statuen und Arabesken ausgeführt, und von Texier in Paris gestochen.

8) Eine umständliche Beschreibung u. Geschichte von Leger unter dem Titel: Das heidelberger Faß, herausgegeben von Karl von Graimberg (1816). Mit einer Vignette und drei Kupferstichen.

begrenzende, Vorhügel des großen Heidelberges, der Friesenberg, dessen Rücken im J. 1618 mit großem Aufwande von Kräften und Kosten zu einer Ebene umgestaltet, tief unter dem steilen nordwestlichen Abhange des Königstuhls, und 220 paris. Fuß hoch über dem Mitschel'schen Hause in der Stadt, den ehemals prächtigen, von dem Kurfürsten Friedrich V., dem Böhmenkönige, erbauten Schloßgarten trug [9]). Dieser Garten ist längst zerstört, und ein anderer auf seinen Trümmern angelegter, seit 1804 in eine landschaftlich malerische Anlage umgewandelt, dient, mit forstwissenschaftlichen und andern technischen Pflanzungen versehen, den staatswirthschaftlichen Lehrstühlen an der Universität. Weiter gegen Osten, bei dem Ende der zur Stadtgemeinde gehörigen Thalgemeinde Schlierbach, bilden zwei Vorhügel des hohen Königstuhles tief unter seinem steilen nördlichen Abhange ein enges, romantisches Thal, das stille und ernst beschattete Forellenweiher einschließt. Unter dem Namen „der Wolfsbrunnen" schon in grauer Vorzeit dem Geiste der Dichtung durch Sagen und Lieder geweiht, auch von Opitz im J. 1619, wie von vielen unserer Zeitgenossen besungen und gefeiert, war es einst den Fürsten des Landes nach ihren Herrschersorgen ein geweihter Ruheort, und wurde vormals wie heute viel besucht [10]).

Jenseit des Neckars, der Stadt grade gegenüber, erhebt sich der Heiligenberg 1320 pariser Fuß hoch über dem Spiegel des Mittelmeeres, fast noch merkwürdiger als das diesseitige Stammgebirge; denn mit ihm beginnt die urkundliche Geschichte der nächsten Umgebungen H.'s. (Vergl. d. Art. Heilige Berg (der) bei Heidelberg.) Am Fuße des Gebirges, durch welches der Heiligenberg östlich mit dem andern Gebirge des Odenwaldes zusammenhängt, kaum eine Viertelmeile von der heidelberger Brücke stromaufwärts entfernt, liegt das Stift Neuburg auf einem sanften, sonnigen Hügel, und blickt freundlich auf den hier ruhig vorbeifließenden Neckar hinab, von allen Seiten malerische Ansichten darbietend. Dieser durch dichterische Naturschönheiten und durch Alterthum gleich merkwürdige Ort, das einzige alte Klostergebäude, das weit und breit umher den Zerstörungen entging, ist von seinem dermaligen Besitzer, Schlosser von Frankfurt, in einen herrlichen Landsitz umgewandelt, dessen reizende Gartenanlagen und aus dem Alterthum übriggebliebene Denkmäler Einheimischen und Fremden bereitwilligst gezeigt werden. Schon das thatenreiche Mittelalter fühlte, daß hier die Natur einen Wohnort für Menschen gebildet habe, welche, des Geräusches der Welt müde, nach Stille und Abgezogenheit seufzen: zu den Zeiten Diemo's, Abtes des Gotteshauses Lorsch, welches auch über diese Berge seinen fürstlichen Scepter ausstreckte, es war um das Jahr 1135, baute Anshelm, ein frommer und reicher Franke, an der Stelle der alten Burg, die sich damals auf diesem Hügel erhob, und die er wahrscheinlich von Lorsch zu Lehen trug, eine Kirche zur Ehre des heil. Bartholomäus, und dabei Wohnungen für eine Versammlung von Mönchen. Seine Stiftung nannte er die Neue Burg (Niwenburg), und stattete sie nach Kräften mit Gütern aus. Das neue Kloster wurde von Lorsch aus mit Benedictinern, unter Vorsetzung eines Propstes, besetzt, vom Papste Lucius II. im J. 1144 bestätigt, und mit gar manchen großen Freiheiten begabt; allein die Stiftung gerieth bald durch Eingriffe lorscher Äbte in Verfall, und Kriegsunruhen, so wie die schlechte Wirthschaft der Mönche selbst, zogen schon gegen das Ende desselben Jahrhunderts ihren Untergang herbei. Konrad von Hohenstaufen, Pfalzgraf bei Rhein, nahm sich auf Antrieb seiner Gemahlin Irmengard des heiligen Ortes an, verwandelte ihn im J. 1195 in ein Kloster adeliger Jungfrauen unter der Regel des heil. Benedictus, setzte ihm seine Tochter Kunigunde als erste Äbtissin vor und verglich sich wegen der vorigen Oberherrlichkeit über das Grundeigenthum mit dem Abte Siegehard von Lorsch. Das Jungfrauenkloster blühte herrlich auf, und zeichnete sich durch strenge Zucht, musterhafte Sitte und frommen Lebenswandel seiner Bewohnerinnen vor allen andern Klöstern aus. Es wurden aber auch keine andern Nonnen, als Töchter hoher Geschlechter darin aufgenommen, und mehre Prinzessinnen aus dem Hause Pfalz haben ihm als Äbtissinnen vorgestanden. Die letzte Äbtissin war Brigitta, Pfalzgräfin bei Rhein, Herzogin in Baiern, eine Tochter des Pfalzgrafen Herzogs Johann II. von Pfalz-Simmern, und Schwester des Pfalzgrafen und Kurfürsten Friedrich III., geb. am 8. August 1516, gewählt im September 1552, gest. am letzten April 1562 [11]). Unter ihr wurde das Kloster von dem Pfalzgrafen Kurf. Otto Heinrich, dem Großmüthigen, aufgehoben, und der heilige Ruhesitz sammt den damals noch dazu gehörigen bedeutenden Gütern Pächtern übergeben. Nach diesen Zeiten bewies Neuburg, daß auch die Festigkeit seiner Mauern mit seinem Namen übereinstimmte: denn 1621 wurde es von dem bairischen Heere vergebens angegriffen und bestürmt. Kurf. Karl Ludwig verwandelte die Staatsmeierei 1671 wieder in ein Fräuleinstift unter einer strengen, von ihm selbst verfaßten Regel, besetzte dasselbe mit 12 fürstlichen und adeligen Damen, setzte ihnen aus denselben eine Regentin vor und erhob es 1679 zu einem Hochstifte; allein nach seinem Tode wurde die ganze Stiftung wieder aufgehoben. Das Stift Neuburg wurde nun zuerst ein Armenhaus, dann abermals ein verpachtetes Staatsgut, diente hierauf meistens zum Sitze kurfürstlicher Witwen, bis es der Pfalzgraf Kurf. Johann Wilhelm 1709 den Jesuiten in Besitz gab, welche Güter und Gebäude in einem vorzüglich guten Zustande hielten. Nach Aufhebung des Jesuitenordens kam Stift Neuburg unter weltliche Verwal-

9) Über diesen hat man ein eigenes von dem Baumeister desselben verfertigtes Kupferwerk in Folio unter dem Titel: Hortus Palatinus a Friderico Rege Boemiae Electore Palatino Heidelbergae exstructus *Salomone de Caus*, Architecto (Francof. 1620). 10) Vergl. Leger's Führer durch die Ruinen des heidelberger Schlosses. 2. Aufl. S. 86—90.

11) Nach diesem Zeugnisse ihrer Grabschrift in dem Stifte Neuburg sind die Geschichtschreiber, z. B. Widder (geograph.-histor. Beschreib. der Kurpfalz. 1. Th. S. 248) zu berichtigen.

tung zum Unterhalte des heidelberger kathol. Gymnasiums, wurde 1782 den aus Frankreich berufenen Priestern der Predigtsendung, Lazaristen, zu gleichem Zwecke übergeben, und endlich nach deren Entfernung von den pfälzischen Weltgeistlichen für das gedachte Gymnasium bis auf die neuesten Zeiten verwaltet, wo es als Privateigenthum verkauft wurde [12]).

B. Geschichte. Nach den ältesten geschichtlichen Denkmälern war der Ort, wo sich jetzt H., seine Mark und seine schöne Umgegend ausbreiten, schon in dem ersten christlichen Jahrhunderte im Besitze der Römer. Sie hatten auf mehren Höhen, welche die Umgegend, das Thal und den Neckar beherrschen, feste Burgen zur Vertheidigung der von hier über die Gebirge nach den Grenzbefestigungen des Odenwaldes führenden Heerstraße [13]), und zum Schutze der von ihnen diesseit des Rheins cultivirten Fluren in der decumatischen Provinz erbaut, in welcher die blühende Römerstadt, das uralte Lupodunum, am Neckarstrome war [14]). Allein schon um 234 kamen die Alemannen in die Gegend, zerstörten die Römerfesten, und setzten sich fest unter blutigen Kämpfen. Ihrem unruhigen Streben nach Erweiterung ihres Gebietes setzte zuletzt Chlodowig, König der Franken, durch die entscheidende Schlacht bei Tulbiack in den Ubiern (495) ein Ziel. Die Franken lassen sich darauf in H.'s Gegend nieder. Das austrasische Herzogthum Rheinfranken umfaßte diese mit. Die alte Eintheilung in Gaue ward beibehalten. Das romantische Thal von H. gehörte mit seiner Umgebung zum Lobdengaue, dessen Hauptort Lobdenburg (Ladenburg), das alte Lupodunum der Römer, war. Auf den Trümmern der Römerwerke erhoben sich bald Kirchen, königliche Pfalzen und Burgen. Um 510, wie alte Geschichtsforscher aus Urkunden und Denkmälern versichern, hat Anthysus, ein fränkischer Herzog, eine Burg (wahrscheinlich die dem Kloster Lorsch am Ende des 11. Jahrh. entrissene Schlierburg) auf dem Jettenbühel zu Liebe seiner Gemahlin Jutta, einer Gräfin aus dem Kraichgaue, und eine Kirche an dem Orte Schlierbach erbaut [15]). Damals mag auch durch einen Franken die alte Burg auf dem Hügel am Neckar gebaut worden sein, deren Stelle später die neue Burg einnahm. Jedenfalls aber hat die alte Burg, welche aus dem Römercastelle auf dem kleinen Geisberge entstand, diesen Zeiten ihren Ursprung zu danken. Während diese festen Bergschlösser ringsum bewohnt waren, oben auf dem Abrahamsberge die königliche Aberinesburg, wo auch das im 9. Jahrh. erbaute berühmte Gotteshaus des h. Michael, Schlierbach, schon bestand, Neuenheim, Handschuhsheim u. s. w. bereits im 8. Jahrh. bedeutende und angesehene Dörfer waren, das angesehene Pfarrdorf Bergheim an der alten römischen, Speier mit der Bergstraße verbindenden Heerstraße [16]) blühte, scheint der Platz der Stadt H. noch öde gewesen zu sein; denn nach Franciscus Irenicus lag da, wo der große und kleine Geisberg vereint ihren Fuß in das Neckarthal herabgehen lassen, eine uralte Kapelle, zur heil. Maria in der Wüste genannt, bei welcher Einsiedlermönche Augustinerordens um 990 ein Kloster erbauten [17]). Um dieses Kloster geschaben allmälig Ansiedelungen; von welcher Zeit an, läßt sich nicht bestimmen.

Konrad von Hohenstaufen, Herzog der Franken, Bruder des Kaisers Friedrich I., hielt sich, ehe er zur rheinpfalzgräflichen Würde gelangte, öfters in H. auf. Als Herzog der Franken war er Reichsvoigt des Hochstiftes Worms, und besaß als solcher das wormsische Lehen H. mit der Grafschaft auf dem Stalbühel, oder die Oberherrlichkeit im ganzen Lobdengaue. Als ihn 1156 der Kaiser, da Pfalzgraf Hermann III. kinderlos gewesen, in die erledigte rheinische Pfalzgrafschaft eingesetzt hatte, nahm er seine Residenz zum Theil in der herzogl. Burg H. auf dem kleinen Geisberge, vergrößerte und verschönerte, wie die alten Chroniken sagen, das Städtchen am Fuße des Berges, riß ringsumher die Besitzungen des Hochstifts Worms und der Abtei Lauresheim, welche sie durch die Freigebigkeit der salischen Kaiser erhalten hatten, wieder an sich, und erweiterte die Stammgüter, wurde sonach Gründer des pfälzischen Staates und zugleich des Ansehens H.'s, welches lange Zeit die ordentliche Residenz der pfälzischen Kurfürsten blieb, und starb daselbst 1195 in der Burg auf dem kleinen Geisberge. In einer Urkunde seines Schwiegersohnes Heinrich vom J. 1196 wird als Zeuge der erste bekannte Seelsorger in H. (Plebanus in Heidelberg.) Konrad erwähnt.

Im J. 1225 wurde Herzog Ludwig von Baiern, nachdem sein Sohn sich mit der Pfalzgräfin Agnes vermählt hatte, mit der Burg und der dazu gehörigen festen Stadt H. und mit der Grafschaft auf dem Stalbühel und zwar für sich und die Nachkommen seines Sohnes belehnt.

In den Urkunden jener Zeit werden die „Bürger H.'s," „der Voigt von H.," „der Schultheis, die Schöppen und die gesammte Bürgerschaft H.'s" häufig genannt; auch findet man in denselben seit 1224 des Stadtsiegels von H., und in einer vom J. 1239 auch der Mauer der Stadt gedacht. Die Brücke war aber noch nicht da, sondern eine Fähre führte über den Neckar. Unter Ludwig II., dem Strengen, erscheint H. 1256 als Mitglied des berühmten rheinischen Bundes, und erhält jetzt zwei Brücken über den Neckar, eine an der Stelle der heutigen, und die andere eine Viertelmeile weiter gegen Bergheim hin. Doch 1278 trat der Neckar aus seinen Ufern, sodaß über 100 Einwohner in dem Strome

12) Auch von dem Stifte Neuburg findet sich eine schöne Ansicht aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. bei Merian in Topographia Palatinatus Rheni, der Menge neuerer Kupferstiche und Lithographien nicht zu gedenken. 13) Vergl. den Art. Odenwald. 14) Das heutige 1¼ Meilen nordwestl. von H. entlegene Ladenburg. 15) Noch im J. 1548 haben nach dem Augenzeugen Hubertus Thomas Leodius bedeutende Überreste jenes uralten Schlosses auf dem Jettenbühel gestanden, welche damals der Pfalzgraf Friedrich II. in einen grossen Palast umwandeln ließ. Vergl. Leger's Führer durch die Ruinen des heidelberger Schlosses. 2 Aufl. S. 42.

16) Sie heißt heute noch die alte speierer Landstraße; manchmal werden in der Nähe davon altrömische Grabsteine gefunden. 17) Es stand zu Irenicus' Zeit 530 Jahre. Vergl. dessen Exeges. German., verfaßt 1518.

ihr Grab fanden, und eine Feuersbrunst verschonte nur das außerhalb gelegene Kirchlein zur h. Maria in der Wüste. Selbst die Burg des Pfalzgrafen auf dem kleinen Geisberge wurde in eben diesem Jahre durch Feuer verwüstet. Ein gleiches Doppelunglück traf die Stadt auch im J. 1288. Die Fluthen des Stromes waren so gewaltig, daß die obere Brücke in dem Augenblicke, wo eine Procession darüberzog, einstürzte, und über 300 Menschen umkamen, und ein Brand verwandelte die Stadt in einen Schutt- und Aschenhaufen. Der Pfalzgraf Ludwig II. beförderte durch großmüthige Freigebigkeit den Wiederaufbau. Derselbe stellte die Burg auf dem kleinen Geisberge nothdürftig wieder her, und starb daselbst 1294. Sein Sohn Rudolf I., Stammvater des Hauses Pfalz, welches in den Königen Baierns fortblüht, war es, welcher das tiefer unter der alten Burg H.'s liegende jüngere Schloß auf dem Jettenbühel gründete. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Adolf der Einfältige, vollendete es. Zuerst wird der obern und der niedern Burg zu H. nach Adolf's Tode in einem zu Pavia geschlossenen Vertrage gedacht.

Kurfürst Ruprecht I., der Rothe, den man auch den Herzog von Heidelberg nannte, erhob durch seine väterlich sorgende und kräftige Regierung, und durch Errichtung großer Gebäude den Wohlstand und das Ansehen der Stadt und gründete durch Stiftung der Universität H.'s dauernden Ruhm. Sein Neffe und Nachfolger, Ruprecht II., der Harte, verjagte 1390 die speierer und wormser Juden, denen sein Vorfahr hier eine Zufluchtsstätte bereitet hatte, wieder aus der Stadt und schenkte ihre Häuser und Güter im J. 1391 der Universität. Die ungemein anwachsende Bevölkerung, welche das schnelle Aufblühen dieser Hochschule veranlaßte, und die damit vermehrten Bedürfnisse bewogen ihn, den Bewohnern des alten Dorfes Bergheim im J. 1392 zu befehlen, ihre Häuser abzubrechen und sich vor den Mauern H.'s anzubauen. Er ließ ihnen zu diesem Ende die nöthigen Baustoffe aus seinen Waldungen und Steinbrüchen reichen, ertheilte ihnen alle Rechte und Freiheiten, welche die Bürger der alten Stadt genossen, sprach die neuen Anbauer von aller Beet und Steuer auf 15 Jahre frei, vereinigte die bergheimer Feldmark mit der damaligen Gemarkung H.'s und verlegte die alte bergheimer Pfarre in die Peterskirche zu Heidelberg. Das ganze Werk, nachher speierer Vorstadt genannt, ließ er mit einer Mauer umfangen, nannte es die neue Stadt und erweiterte auf diese Art H. um mehr als das Ganze seines frühern Raumes. Sein Sohn Ruprecht III., 1398, hielt anfänglich in dem Augustinerkloster seinen Hof, bis er das Schloß auf dem Jettenbühel durch würdige Erweiterungen in einen bequemen Aufenthalt seines Hoflagers umgeschaffen hatte. 1404 ließ er die Reformation der Vehmgerichte Westfalens, die nach ihm die Ruprechtinische heißt, zu H. entwerfen. Eine schändliche Verbindung seines Hofadels, welcher die Bürger und den Pöbel H.'s für seine Absichten zu bewaffnen wußte, im J. 1406 gegen die studirenden Jünglinge rügte er streng. 1407 wüthete die Pest in H., sodaß die meisten Professoren und Studenten sich flüchteten und die Vorlesungen, mit Ausnahme der über die Decretalien, unterbrochen wurden.

Nach Ruprecht's Tode, 1410, erhielt sein ältester Sohn, Ludwig III., der Bärtige, H. mit den alten Kurlanden, und Amberg mit einem Theile der Oberpfalz im Voraus, dann den vierten Theil aller übrigen Erblande. Hiermit beginnt die sogenannte heidelberger Linie des Hauses Pfalz, welche auch die alte Kurlinie und der alte heidelberger Stamm heißt. Unter der Regierung Ludwig's IV., des Sanftmüthigen, 1444, wurden die Studirenden in einem Aufruhre von den Schar- und Nachtwächtern H.'s gemishandelt. Der Kurfürst verhörte in Person die Parteien, und befahl, die Verbrecher zur gebührenden Strafe zu ziehen. Ein glänzender Zeitraum für H. beginnt mit der Regierung des Kurfürsten Friedrich's I., eines jüngern Bruders des im J. 1449 verstorbenen Ludwig's IV. Das Schloß seiner Väter auf dem Jettenbühel, die Stadt H. und die angrenzenden Berghöhen wurden gewaltig befestigt; namentlich auch durch den Kaisertrutz auf dem nordwestlichen Rücken des großen Geisberges. Die Bürger wurden zur Vertheidigung der Stadt militairisch organisirt und die Studenten 1461 zu demselben Zwecke in Pflicht genommen, zu einer bewaffneten Schar gestaltet und fünf Professoren zu ihren Hauptleuten ernannt. Manche Fürsten, Grafen und Edle sah H. in diesen Zeiten theils als Lehnsleute seines Kurfürsten, theils als Kriegsgefangene aus seinen siegreichen Schlachten. Die den Feinden in der Schlacht bei Seckenheim 1462 abgenommenen Paniere wurden zum Andenken in der königl. Stiftskirche zum h. Geiste aufbewahrt.

Daneben pflegte der große Pfalzgraf auch die Künste des Friedens. Herrlich leuchtete der Musensitz unter seinen sorgenden Händen. Gewerbe und Handel bewegten sich in rastloser Thätigkeit; der Wohlstand der Einwohner wuchs auffallend. H.'s Straßen, sowie das Residenzschloß auf dem Jettenbühel, ließ Friedrich I. durch neue öffentliche Gebäude verschönern, nachdem alle Staatsschulden seiner Vorfahren getilgt waren. Unter Philipp dem Aufrichtigen genoß H. mit dem ganzen Pfälzerlande eine lange Reihe von Jahren, was Friedrich gepflanzt hatte. Es war H.'s glänzendste Periode. In diese, namentlich 1481, fällt auch das glänzende Turnier, welches die rheinische Ritterschaft ausschrieb, und dem pfälzischen Kurfürsten Philipp zu Ehren in dessen Hauptstadt H. legte. Es soll in der Reihe dieser berühmten Waffenspiele das 30. gewesen sein; 5 Fürsten, 20 Grafen, 4 Freiherren, 69 Ritter und 368 Edle, im ganzen 466 Helme, waren dabei gegenwärtig.

Der bairische Krieg unter Kurfürst Philipp unterbrach 1504 die Ruhe des Landes und der Stadt H.; letztere war allein dem Feinde furchtbar und für den Kurfürsten ein sicherer Zufluchtsort; denn die neuen von ihm angelegten Werke, besonders über dem Kaisertrutze, etwas höher auf der Nordseite des großen Geisberges, der gewaltige Trutzbaier, welcher mit den andern Thürmen in Verbindung gebracht war, und die mit seinen besten Soldaten und zugleich den Studenten besetzte, mit Mund-

und Kriegsvorrath auf drei Jahre versehene Stadt, und die auf dem Schlosse aufgehäufte Kriegsrüstung, Geschütz u. s. w. hielt den Feind vom Angriffe ab.

Kurfürst Ludwig V., der Friedfertige, Philipp's Sohn und Nachfolger (seit 1508), verwendete ungeheuere Summen, die Burg auf dem Jettenbühel zu vergrößern; kolossale Mauern und Wälle, weitläufige unterirdische Verbindungsgänge, gewaltige und stolze Thürme, heitere, mit allen Bequemlichkeiten versehene Paläste wurden aufgeführt. Unter den zahlreichen Festen des Friedens, welche zu seiner Zeit H. sah, hat die 1524 gefeierte freundliche Vereinigung der Pfalzgrafen mit ihren Stammvettern, den Herzogen von Baiern, ein allgemeines historisches Interesse. Bei derselben schloß man einen Bund gegen die damals wegen des Zutrinkens in Teutschland eingerissene Gewohnheit der Trunkenheit, welcher in der Stiftskirche zum h. Geiste beschworen wurde: Anfang des Ordens vom goldenen Ringe. Das Jahr 1537 zeichnet sich durch den Untergang der alten Pfalz auf dem kleinen Geisberge, über zwei Jahrh. nach ihrem ersten Verfalle, aus, welche zur Aufbewahrung von Kriegsbedürfnissen benutzt wurde. In den westlichen Thurm, welcher mit einer großen Menge Schießpulver und Salpeter angefüllt war, schlug der Blitz, und verwandelte die ganze Burg plötzlich in einen Steinhaufen. Viele Menschen wurden theils verwundet, theils getödtet; der Kurfürst selbst würde in dem untern Schlosse ähnlichem Schicksale nicht entgangen sein, wäre er nicht eben außerhalb seines Gemachs gewesen, da dieses durch herabgeschleuderte ungeheuere Steinmassen fast gänzlich zertrümmert wurde. Unter seinem Bruder, Friedrich II., dem Weisen, nahm in H. die Kirchen-Reformation ihren Anfang, wozu dieser sich 1545 von Melanchthon ein Gutachten erbeten hatte. H.'s Bewohner warteten aber seine Anordnungen nicht ab, und im Anfange des Jahres 1546, als in der Kirche zum h. Geiste Messe gehalten wurde, stimmte auf einmal Alles den Gesang an: „Es ist das Heil uns kommen her." Der Kurfürst befahl nun, die Messe künftighin in teutscher Sprache zu halten, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen und den Priestern die Ehe zu gestatten. Am Weihnachtsfeste desselben Jahres empfing die Kurfürstin mit ihren Frauen das Abendmahl zum ersten Male auf solche Weise in der Ruprechtinischen Kapelle auf dem Schlosse. Des Kaisers Siege über die Streitkräfte der protestantischen Fürsten und Städte unterbrachen aber das begonnene Werk, und der Kurfürst sah sich aus Furcht vor des Kaisers Übermacht veranlaßt, 1548 das Interim einzuführen, und 1549 zu verordnen, daß diejenigen seiner Unterthanen, in der Stadt und auf dem Lande, welche sich weigern würden, der Procession am Frohnleichnamsfeste beizuwohnen, mit Geld oder Gefängniß zu bestrafen. Übrigens blühte unter ihm H. fröhlich fort, da er nicht nur seinen Landen den Frieden in einer so bewegten Zeit zu erhalten, und die Künste des Friedens in nützliche Wirksamkeit zu setzen wußte, sondern auch persönlich stets voll heiterer Laune war, keine Gelegenheit versäumte, die glänzendsten Feste zu geben, und die größten Summen auf Werke der Baukunst zu verwenden. So hat er H. und seine Umgebungen mit manchen Gebäuden und ländlichen Anlagen verschönert, besonders aber in der Burg auf dem Jettenbühel das von seinem Bruder Begonnene vollendet und neue prächtige Paläste und Thürme gegründet.

Otto Heinrich der Großmüthige, 1556 Kurfürst, führte gleich Luther's Lehre nach dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse mit Feuereifer ein, was er auch 1542 zu Neuburg an der Donau in seinem väterlichen Erbe gethan hatte. Wissenschaften und Künsten mit warmer Liebe zugethan, wirkte er zur Verschönerung H.'s, verherrlichte die Burg auf dem Jettenbühel mit dem schönsten Palaste, welcher in einem edeln Styl, reich an Sculpturen, noch in seinen Trümmern von Meistern und Kennern bewundert wird und seines Vollenders ehrwürdigen Namen trägt (Otto-Heinrichsbau).

In der Stiftskirche zum h. Geiste ließ er sich ein prächtiges marmornes Grabmal errichten; das Nackte in den darauf angebrachten Bildwerken erregte bei den ersten Theologen des Kurfürsten Anstoß, sodaß das merkwürdige Kunstdenkmal hinweggeschafft werden mußte und großer Zwiespalt unter den Kirchengelehrten H.'s entstand. Durch das vom Kurfürsten eingeführte neue Gesangbuch ward die Spannung noch bedeutender, da neben den strengen Anhängern Luther's viele sich zu Zwingli's und Calvin's Meinungen, oder zu Melanchthon's Milde hinneigten. Mit Otto Heinrich erlosch 1559 die alte heidelberger Kurlinie. Sein Nachfolger Friedrich III., von der Pfalz-Simmerschen Linie, richtete die pfälzische Kirche nach den Grundsätzen des helvetischen Glaubensbekenntnisses ein, ließ Prediger dieser Glaubensform berufen, alles von dem alten Kirchengebrauche Beibehaltene entfernen, sogar die Orgeln aus den Kirchen schaffen, und durch Kasper Olevian und Zacharias Ursinus im J. 1562 den berühmten heidelberger Katechismus (s. d. Art.) verfassen. Er verfuhr bei der Änderung mit leidenschaftlicher Strenge, zog die Kirchengüter der Katholischen und Lutherischen ein, drang die reformirten Prediger selbst den Nonnenklöstern auf, weshalb viele ihr Vaterland verließen. Dagegen nahm er die aus Frankreich und Belgien vertriebenen Reformirten auf, und wies ihnen unter andern auch eine Kirche in H. an, wo sie bald eine ansehnliche, bis auf unsere Zeiten herab bestandene Gemeinde bildeten. Die Pest nöthigte 1562 den Hof, von H. nach Mosbach zu fliehen und die Universität nach Oppenheim zu verlegen. Die Verschiedenheit der Glaubensansichten, wodurch die nächsten Beherrscher der Rheinpfalz sich bemerklich machen, mußte auch auf H. und seine Universität nachtheilig wirken; denn Ludwig VI. führte das augsburgische Glaubensbekenntniß wieder ein, seit 1576 mit leidenschaftlichem Eifer. Da von den Lehrern an der Hochschule verbannt wurde, wer das Concordienbuch nicht annehmen wollte, so verloren 1580 alle Professoren, bis auf Ludovicus Gravius, welcher sich nach dem Willen des Kurfürsten bequemte, ihre Ämter, und verließen H. fast mit allen Studenten; darunter waren 400 Landeskinder. Als dagegen durch Johann Kasimir, Vormund des Kurprinzen Friedrich IV., Administrator der Kurpfalz, schon 1583

den Reformirten die Stiftskirche zum h. Geiste wieder eingeräumt und 1585 alle Lutherischen Prediger und Professoren, welche der Concordienformel nicht entsagen wollten, entlassen, die reformirte Confession überhaupt wieder eingeführt war, erhielten fast alle unter der Regierung seines Bruders vertriebenen Staatsdiener ihre Ämter wieder. Sonst machte sich der Administrator um die Stadt H. durch Erbauung eines prächtigen Collegiums, des Casimirianums (im J. 1591) und des Zeughauses verdient; das Schloß erhielt durch ihn das erste große Faß. Friedrich IV. unterdrückte mit Klugheit und Kraft alle Religionsstreitigkeiten. Aber eine 1596 und 1597 in H. herrschende pestartige Krankheit vertrieb Hof und Regierung abermals auf einige Zeit, und zerstreute Professoren nebst Studenten[18]). Friedrich IV. ließ die baufällige Ruprechtinische Kapelle auf der Nordseite des Felsenhügels 1601 abtragen, und an ihrer Stelle bis zum J. 1607 den kolossalen, mit Sculpturen schwer bedeckten Palast aufführen, worin die vortrefflichsten Keller, die heutige Schloßkapelle und darüber die ehemaligen kurfürstlichen Wohnungen, und an seiner Mittagseite mit 16 Bildsäulen von Kaisern, Königen und Kurfürsten aus dem pfälzischen Hause schmücken. Auch Friedrich V. baute fleißig an dem Schlosse und umgab es mit prachtvollen Gärten und reizenden Lusthäusern.

Im 30jährigen Kriege verwüstete Tilly die schöne Gegend um H., und eroberte dieses nach einer langen Belagerung am 16. Sept. 1622 mit stürmender Hand. Raub, Mord und Feuer wütheten in seinen Straßen. Von den kostbaren wissenschaftlichen Schätzen der berühmten heidelberger Bibliothek, welche der königliche Chor der Stiftskirche zum h. Geiste verwahrte, wurden viele zerrissen und von den unwissenden Kriegern den Pferden zur Streu hingeworfen, die Überreste im Christmonate dieses Jahres von dem Herzoge Max von Baiern dem Papste als Geschenk nach Rom geschickt. Schon am 17. September hatte sich auch das heidelberger Schloß, doch kraft eines für die Besatzung ehrenvollen Vertrages, dem bairischen Feldherrn übergeben. Sogleich mit dem Anfange des J. 1623 begannen neue kirchliche Einrichtungen; die reformirten Prediger wurden vertrieben, und wer sich nicht ganz an die katholische Kirche anschließen wollte, mußte mit einem Abzuge des 10. Pfennigs seines Vermögens die Pfalz verlassen. Doch die Meisten blieben und änderten ihre Glaubensform. Aber den Schweden gelang es 1633, die Baiern unter dem Statthalter Heinrich von Metternich, welche seit 1631 von H. aus manche Streifzüge unternommen hatten, in H. einzuschließen. Am 15. Mai 1633 bemächtigte sich Obrist Abel Moda, ohne Verlust eines Mannes, der Stadt. Der Oberfeldherr selbst, Pfalzgraf Herzog Christian, belagerte das Schloß, der Obristlieutenant von Hardenberg mußte es am 5. Juni übergeben.

Bald nach der nördlinger Schlacht im J. 1634 nahm das österreichisch-bairische Heer die Stadt H. weg, vermochte aber das Schloß nicht zu erobern. Ein zweiter Versuch, sich des Schlosses zu bemächtigen, in demselben Jahre, wurde vereitelt, weil 12,000 Mann französisches Hilfsvolk zur Entsetzung der bedrängten Feste, unter Obrist Abel Moda und Obristlieutenant Hunk (Hounks), von Rohrbach über das Gebirge her die Belagerer zurückschlugen und ihr Geschütz wegnahmen. Der Feind warf sich in die Stadt, zündete die speierer Vorstadt an, worin 76 Häuser abbrannten, plünderte und zog sich bei Nacht in der größten Unordnung über die Brücke und von da auf die Bergstraße zurück. Wohl aber erreichte man bei einem dritten Male seinen Zweck. Denn 1635 zog der kaiserl. Generallieutenant Graf Gallas seine ganze Heeresmacht bei H. zusammen, ließ es besetzen und das Schloß auf dem Jettenbühel, so wie auch zu gleicher Zeit das Schloß Dilsberg, umlagern. Der Befehlshaber der Belagerungsarmee, Philipp Friedrich Breuner, Freiherr auf Stubingen, schloß beide Schlösser so strenge ein, daß ihnen alle Mittel und Wege zur Herbeischaffung der nöthigen Mund- und Kriegsbedürfnisse entzogen wurden; auf Entsatz war nicht zu hoffen und einreißende Seuchen machten längern Widerstand unmöglich. Durch Capitulation vom 24. Jul. erhielten die Besatzungen ehrenvollen Abzug, und räumten am 27. beide Schlösser. H. kam mit der ganzen Pfalz kraft des prager Friedens zum Hause Baiern; alle reformirten und Lutherischen Prediger mußten noch 1635 das Land verlassen. H., selbst den streifenden Heeren furchtbar, blieb nun von Kriegsauftritten verschont. In Folge des westfälischen Friedens verließen am 5. Oct. 1649 die Baiern H., und am 17. zog der Kurfürst Karl Ludwig in die alte Hauptstadt seiner Vorfahren ein, und bemühte sich, hier, wie überall in seinem Lande, die traurigen Folgen des Krieges zu verwischen. Auch das verwüstete Schloß auf dem Jettenbühel stellte er wieder her. Sein Sohn Karl, obschon sonst ohne den Geist desselben, umgab das Schloß der Kurfürsten mit zierlichen Festungswerken. Nach Karl's Tode 1685 regierte Philipp Wilhelm, aus dem Hause Pfalz-Neuburg; allein die Verbindung seiner Tochter Elisabeth Charlotte mit dem Herzoge Philipp von Orleans wurde für Frankreich Veranlassung, die Pfalz in Anspruch zu nehmen. Stadt und Schloß H. wurden am 24. Oct. 1688 von dem französischen General de Chamlay durch Capitulation genommen, ungeachtet der gegebenen Versprechungen gebrandschatzt, beraubt, Mauern und Thürme gesprengt, Felder und Weinberge verheert. Der vom Kurfürsten Karl erbaute prächtige Karlsthurm, der sogenannte dicke Thurm, wurde gesprengt, nebst den meisten Mauern des Schlosses; von Friedrich des Siegreichen gewaltigem Thurme blieb der losgerissene Theil unzertrümmert und ragt noch heute aus der Tiefe des ungeheuern Schloßgrabens hervor. Otto Heinrich's königl. Palast wurde mit allen benachbarten Gebäuden in Brand gesteckt; desgleichen Friedrich's V. hohe Paläste, der ehrwürdige Ruprechtsbau, und die ganze Westseite des Schlosses durch Feuer verwüstet. Auch die alte, auf steinernen Pfeilern kunstreich erbaute, bedachte Neckarbrücke wurde mit dem hohen Brückenthurme zerstört. Friedrich's des Siegreichen

18) Vom 8. Jul. 1596 bis 8. März 1597 wurden nahe an 1200 Menschen in H. begraben.

schönes Kanzleigebäude, das herrliche Zeughaus mit dem Marstalle, das prächtige Rathhaus nebst vielen andern Häusern der Stadt abgebrannt. Als sich endlich der barbarische Feind 1690 durch den hilfreichen Anzug des teutschen Heeres zum baldigen Abzuge gezwungen sah, ließ Melac die Stadt an 200 Stellen in Brand stecken; Alles wäre ein Raub der Flammen geworden, wenn nicht die Generale de Tesse und Ronville nebst einigen andern Officieren vom Jammer der schuldlosen Einwohner gerührt, das Meiste gerettet hätten. Grausamkeiten wurden an Männern und Greisen, an Weibern, Jungfrauen und Kindern vor dem Abzuge (am 12. März 1690) verübt. Mit unermüdetem Eifer wurden die zertrümmerten Festungswerke wieder hergestellt, und ehe das Jahr verging, waren Stadt und Schloß wieder in einem solchen Vertheidigungsstande, daß sie einer langwierigen Belagerung trotzen konnten. Dennoch fielen sie 1693 durch die verrätherisch boshafte Nachlässigkeit ihres Befehlshabers, des kaiserl. Feldmarschall-Lieutenants, Georg Eberhard von Heydersdorff, am 22. und 23. Mai wieder in die Hände der Franzosen. Die Scenen der Grausamkeit erneuten sich. Ganz H. wurde in Schutt und Asche begraben. Nur 20 Häuser und Scheunen in der Vorstadt nebst dem Kapuzinerkloster, und ein großer Theil der Wohnungen auf dem Berge konnten dem verheerenden Feuer entgehen. Wälle und Mauern sanken, die festen Thürme stürzten, die Brunnen wurden verderbt, die Gewölbe der Keller gesprengt; selbst die stillen Ruhestätten der Todten, Barbaren sonst heilig, wurden beraubt, aus dem Chore der Stiftskirche zum h. Geist und dem Franziskanerkloster die ehrwürdigen Gebeine so vieler Fürsten, Helden und treuen Väter des Volkes auf die Straße geworfen. Auch das Schloß erfuhr abermals den Greuel der Verwüstung. Otto Heinrich's herrlicher Palast wurde abermals den Flammen geopfert. Die kurfürstlichen Keller wurden verderbt, die künstlichen Fässer theils zerschlagen, theils beschädigt. Das große Faß allein blieb, man weiß nicht, durch welchen Zufall, verschont [19]).

Als endlich nach dem Abzuge des Feindes, welcher im Sept. die Ruinen verließ, viele der ehemaligen Einwohner sich wieder unter den Trümmern ihrer Stadt versammelten, in noch erhaltenen Kellern und Gewölben hausten, und die alte gewohnte Thätigkeit auf dem heimathlichen Boden begannen, schickte ihnen Lagrange, franz. Intendant zu Strasburg, von Seiten seines Hofes den Befehl zu, innerhalb 24 Stunden den Ort zu verlassen oder 15,000 Gulden zu erlegen. Da die Unglücklichen außer Stande waren, eine solche Summe aufzubringen, stürzte im Anfange des Februars 1694 abermals eine französische Heeresabtheilung von Philippsburg aus auf H.'s Trümmer los, beraubte und mißhandelte die Bewohner und vollendete die Zerstörung alles desjenigen, was noch allenfalls bewohnbar gewesen war. Die teutsche Besatzung auf dem Schlosse feuerte auf den Feind, und dieser diesmal keinen Angriff auf das Schloß wagend, nahm mit der Drohung einer baldigen Wiederkunft seinen Rückzug. Der ryswicker Friede 1697 machte dem Elende ein Ende. Kurfürst Johann Wilhelm that, was in seinen Kräften stand, das Unglück vergessen zu machen, stellte die Universität zu H. wieder her und ließ die Stadt mit neuen öffentlichen Gebäuden zieren. Auch die Neckarbrücke wurde 1709 wieder erbaut und ihr Dach als ein künstliches Hängewerk auf Kosten eines Bürgers hergestellt. Johann Wilhelm's Bruder, Karl Philipp, ließ endlich auch das heidelberger Schloß mit seinen Gärten, soweit es möglich war, wiederherstellen, und verlegte im J. 1718 seine Residenz von Neuburg an der Donau dahin. Friedrich's IV. stolzer Palast mit der Schloßkapelle, Friedrich's II. Neuer-Hof und der schöne achteckige Glockenthurm, Otto Heinrich's edles Werk mit dem Kaisersaale, der Bibliothekthurm Friedrich's II. und der ernste Riesenthurm, Ludwig's V. alter Bau, nebst den Ökonomiegebäuden und dem tiefen Burgbrunnen, nebst den Granitsäulen von Karl's des Großen ehemaligem Palaste zu Niederingelheim, waren die Gebäude, welche wieder hervortraten. Schon durch die versuchte Unterdrückung des heidelb. Katechismus, in welchem die 80. Frage bei ihm, dem Katholiken, Anstoß erregt hatte; noch mehr durch die am 4. Sept. 1719 erfolgte gewaltsame Wegnahme der Kirche zum h. Geiste für den Gebrauch seines Hofes, veranlaßte er Unzufriedenheit. Die reformirte Gemeinde zu H. rief Europa's protestantische Mächte zu Hilfe, worauf beim Kurfürsten die nachdrücklichsten Vorstellungen gemacht wurden, jedoch ohne Erfolg, bis Repressalien Hanovers und Preußens gegen die Katholiken zum Nachgeben zwangen. Allein entrüstet darüber verlegte er die Residenz sofort nach Manheim. Sein Nachfolger Karl Theodor, aus der neuburgischen Nebenlinie Pfalz-Sulzbach, welcher H. mit manchen (freilich bald wieder untergegangenen) Manufacturen versah, beschloß indessen, neben Manheim und Schwetzingen auch wieder in der ehrwürdigen Burg seiner Altvordern zu H. zu wohnen. Vereitelt wurde dieser Plan durch den Schloßbrand am 24. Jun. 1764, welchen wiederholtes Einschlagen des Blitzes veranlaßte. Durch einen furchtbaren Eisgang wurden 1784 in H. 39 Gebäude ganz zertrümmert, und 290 beschädigt. Von der künstlich gebauten Neckarbrücke, welche am 26. und 27. Febr. von den Eismassen zerstört worden war [20]), blieb nur eine kleine Anzahl von

19) Der König Ludwig XIV. von Frankreich ließ bei der Nachricht von diesem erfreulichen Ereignisse in der Kirche Notre-Dame zu Paris am 3. Jun. das Tedeum singen, und eine Gedächtnißmünze durch den geschickten Medailleur Roussel fertigen, auf deren Vorderseite des Königs Haupt mit der gewöhnlichen Umschrift gesehen wird, auf der Kehrseite die Stadt H. als Weib, bekümmert, die Mauerkrone zu ihren Füßen, auf Trümmern sitzend, gegenüber den erschreckt zurücktretenden Neckar, in der Ferne die brennende Stadt mit der Umschrift: Heidelberga deleta, und im Abschnitte: MDCXCIII. Noch einer andern französischen Medaille mit der brennenden Stadt H. und der Beischrift: Rex dixit et factum est, gedenken die Schriftsteller jener Zeit. Auch auf die frevelhafte Entweihung der kurfürstl. Gruft findet man eine Denkmünze, aber nicht zu Ehren des bourbonischen Königs, von dem berühmten Smelzing geschnitten; sie hat die Umschrift: Quousque rabies perget, und in dem Abschnitte unter dem Bildwerke liest man: Non parcunt Electoribus Sepultis Heidelbergae Vastatores, 1693. Man findet sie umständlich beschrieben in Kundmann's Tractat von den hohen und niedern Schulen Teutschlands in Münzen, S. 614, und abgebildet bei *Van Loon* in Histor. metall. T. IV. p. 124.

20) Umständliche Beschreibung der im Januar und Februar 1784

Pfeilern übrig; die jetzige schöne steinerne Brücke ist 1787—1788 erbaut worden. Während der Kriege mit der französischen Republik sah H. nur einmal, 1799, einen Kriegsauftritt, den sogenannten Brückensturm. Eine starke Heeresabtheilung, unter dem Befehle des franz. Generals Lorset, rückte am 16. Oct. in zwei Colonnen die Bergstraße herauf, griff mit ungemeiner Hitze die teutschen Vorposten bei Handschuhsheim an und drückte den fünfmal schwächern teutschen Vortrab, welchen der General Fürst v. Schwarzenberg befehligte, über den Neckar zurück. Während nun drei franz. Cavalerie-Regimenter bei Ladenburg über den Fluß setzten, und den Grafen Esterhazy, Obersten von Beczay-Husaren, der im Handgemenge unglücklicherweise mit dem Pferde stürzte, gefangen nahmen, aber von dem Oberstlieutenant Leval in den Flanken angegriffen, in größter Unordnung fliehen mußten, ging die französische Infanterie auf H. los. Der Fürst Moritz v. Lichtenstein, Oberstlieutenant der Uhlanen, zog sich an der Spitze seines kleinen Haufens (etwa 200 Mann ungrischen Fußvolks, einige triersche Scharfschützen und 80 Uhlanen, mit einer Kanone) von Neuenheim her, am Neckar herauf, immer fechtend, über die Neckarbrücke nach H., und stellte sich diesseit dem Feinde entgegen. Die Franzosen bestürmten unter wildem Geschrei von 3½ Uhr Nachmittags bis spät an den Abend siebenmal die Brücke, wurden aber immer mit großem Verluste, besonders durch das tapfere Verhalten des banater Bataillons, zurückgeschlagen. Hierbei zeichneten sich der Uhlanenrittmeister Bogdan und der ungrische Lieutenant Grácie vor Allen aus. Der Oberstlieutenant Fürst Lichtenstein selbst wurde durch einen Streifschuß verwundet. Die Franzosen zogen sich schnell auf die Bergstraße nach Handschuhsheim zurück. Erst am folgenden Tage Morgens drei Uhr verließen die tapfern Teutschen freiwillig und ganz in der Stille ihren Posten, weil es der Plan des Generals Fürsten v. Schwarzenberg und sein Befehl also verlangte. Einige Zeit hernach rückte General Lorset mit seinem Heerhaufen in H. ein. Durch die Reichsdeputation, welche die Entschädigungen der teutschen Fürsten für ihre Verluste auszugleichen hatte, nahm das altfürstliche Haus Baden schon am 9. Dec. 1802 von der Stadt H. Civilbesitz. Nach den Vorschlägen des Oberforstraths Gatterer wurden zweckmäßige Einrichtungen zur Erhaltung der ehrwürdigen Reste des Schlosses getroffen, und der dabei angelegte Park zugleich als belehrende ökonomisch- und forstbotanische Anstalt mit der Hochschule verbunden. Überhaupt begann H. unter Badens Scepter sich zu verjüngen, Kunst- und Gewerbfleiß erhöhten sich und die Bevölkerung stieg.

C. **Universität.** Diese durch Alterthum und durch ihren Einfluß auf Teutschlands geistige Bildung berühmte Hochschule hat Kurfürst Ruprecht I. (der Ältere, Große, oder auch wegen seines rothen Bartes der Rothe) gestiftet. Über das Jahr der Stiftung stimmen die Angaben nicht überein [21]). Die meisten betrachten das Jahr 1346 als solches [22]). Die Differenz kommt wahrscheinlich daher, daß Ruprecht schon in der frühern Zeit seiner 60jährigen Regierung den Plan zu einer solchen Stiftung machte, auch an die Ausführung desselben ging, diese aber, sei es aus Mangel an Hilfsmitteln, oder an Benutzung derselben, länger unbedeutend blieb und noch keinen rechten Bestand hatte. Vollendet ist sie und dauerhaft begründet, auch feierlich eröffnet erst im J. 1386, wie die im Archiv verwahrten, zum Theil auch durch den Druck öffentlich bekanntgemachten Urkunden unwidersprechlich bezeugen. Ruprecht sandte ansehnliche Summen nach Rom [23]), um die Bestätigung zu erhalten; im J. 1385 erfüllte Papst Urban VI. seine Wünsche durch Ertheilung der Erlaubniß „das Generalstudium in seiner Stadt Heidelberg, die wegen ihrer gesunden Luft und wegen der Fruchtbarkeit ihrer Umgebungen zu einer solchen allgemeinen Quelle der Wissenschaften vorzüglich geeignet sei, zu errichten," und verordnete zugleich, sie solle nach dem Muster der pariser eingerichtet werden, alle Rechte und Freiheiten derselben genießen, und ihr geistliches Oberhaupt, ihr beständiger Kanzler, der jedesmalige Dompropst der Kirche in Worms, oder ein von ihm besonders dazu delegirter Vicarius sein [24]). Berathen war Ruprecht von Marsilius v. Inghen; sein Brudersohn, Ruprecht der Jüngere, und dessen Sohn, Ruprecht der Jüngste, nachheriger römischer König, gaben ihre Zustimmung. Er richtete vier Facultäten ein: der Theologie, der beiden Rechte, der Medicin und der Artisten oder freien Künste (letztere zerfiel in eine dreifache Philosophie: Naturlehre, Sittenlehre und Hilfswissenschaften, und in vier Nationen). Die Leitung des Ganzen wurde einem Rector aus der Facultät der freien Künste anvertraut, dessen Wahl viermal im Jahre an denselben Tagen, wie zu Paris stattfinden sollte rc. [25]). Bei seiner großen Achtung gegen die Wissenschaft [26]) pflegte er

---

die Städte Manheim und Heidelberg rc. durch Eisgänge und Überschwemmungen betroffenen großen Noth rc., von C. F. Deurer, Commissarius bei der kurfürstl. Akademie der Wissenschaften. (Manheim 1784).

21) Trithemius, welcher zugleich ihre Bestätigung durch Papst Benedict XII. erwähnt, und Serarius nehmen 1339 an, Paulus Langius aber 1354, Kaspar Bruschius 1364, und Wimphelingius, ein Zögling und nachheriger Lehrer der Universität Heidelb., und Marq. Freherus 1376. Andreas, Priester zu Regensburg im Anfange des 15. Jahrh., erzählt ihre Stiftung unter dem J. 1347, ebenso der Chronist Johannes Staindelius, während Hub. Thom. Leobius 1348 angibt. 22) So Seb. Münster, Kurfürst Karl Ludwig (öffentl. Ausschreiben, geg. Heidelb. am 1. Sept. 1652), und die Universität H. selbst hat 1686 bei der Feier des 300jährigen Jubelfestes dieses Jahr dafür genommen. Die Gedächtnißmünze der Universität ist abgebildet bei Flad im Vorber. der berühmten Medailleurs, und beschrieben von Joannis (Addend. ad *Parei* Histor. Palat. p. 615), Exter (Sammlung der pfälz. Medaillen, S. 254), Finsterwald (in *Ludovici* German. Princ. Lib. V. p. 802) und Andern. So erklären sich ferner Bertius, Spener, Lucä, Stoll, v. Ludewig, Tollner, v. Finsterwald, v. Riesmann, Joannis und Andreä. 23) *Marsilius de Inghen* in Actis Univers. Heidelberg. Mscr. T. I. p 35. 24) In der Bulla Dat. Jan. X. Kal. Novembr. Pontificatus a. VIII. Abgedruckt in Act. Acad. Theodoro-Palatinae. Vol. I. p. 388 sq. 25) Cf. Fundationis Diplom. I. d. Heidelb. in die Beati Remigii Confessoris, a. MCCCLXXXVI. 26) Post noctem aurora lucens, post nubila tempora serena, post algores hyemis flagrans flos vernalis etc. quanto magis mentem Scientia suis radiis illuminat etc. Cf. Fundationis Diplom. II. d. Heidelberg. in die Beati Remigii Confessoris, a. MCCCLXXXVI.

seine Schöpfung unablässig, nannte sie seine „geliebte Tochter" [27]), und erwartete von ihr die schönsten Früchte. Meister und Schüler nahm er in seinen und seiner Nachfolger besondern Schirm und Schutz; den Bischof von Worms erkannte er als den ordentlichen Richter der Geistlichen an, woraus in jenen Zeiten der größte Theil der Schüler bestand, schrieb ihm aber die Art des gerichtlichen Verfahrens vor [28]), und brachte es bei ihm dahin, daß er das Richteramt dem Rector der Universität überließ [29]). Den Weltlichen bestellte er seinen zeitlichen Oberamtmann und Stadtschultheiß als Richter, beschränkte sie aber beide, und legte ihnen auf, jedes Jahr mit dem ganzen Magistrat dem Rector und der Universität öffentlich feierlich zu schwören, sich keine Eingriffe in die Freiheiten und Vorrechte der hohen Schule erlauben zu wollen [30]). Alle, welche die Universität zu besuchen kamen, befreite er für ihre Person, Wagen und Gepäck auf der Her- und Heimreise innerhalb des Kurfürstenthums vom Zoll und ähnlichen Auflagen, und für die ganze Dauer ihres Aufenthalts in H. von aller Besteuerung [31]). Auch für billigen Miethzins und für Sicherheit der Wohnungen der Meister sowol als der Schüler sorgte er durch weise Anstalten und strenge Verordnungen; die Gerichtsbarkeit in den von den Studenten bewohnten Häusern, Bedingungen und Contracte im Buchhandel und über Alles, was darauf Bezug hat, wies er dem Rector und den Procuratoren der vier Nationen der Artistenfacultät zu [32]). Alle diese Vorschriften sind am 1. Oct. 1386, dem Tage des h. Remigius, des Bekenners, erlassen; Marsilius v. Inghen war eigentlich die Seele des ganzen Werkes [33]). Dieser hatte früher der pariser Universität angehört und eröffnete nun zu H. die Facultät der freien Künste; zu Collegen erhielt er Heilmann Wunnenberg von Worms [34]) und der Cistercienser Reginaldus wurde das erste Mitglied der theologischen Facultät [35]). Am 18. Oct. 1386 geschah die Einweihung der Universität in der Kirche zum heil. Geiste; am 19. begannen die Vorlesungen des Marsilius über Logik, Reginald's über den Brief an den Titus, Heilmann's über die Naturlehre des Aristoteles [36]), und drei Wochen später die des Dithmar von Suerte. Der erste Rector war Marsilius, gewählt am 17. Nov. 1386; er erbat sich und erhielt vom Kurfürsten die Siegel der Universität, und verfaßte Eidesformeln für Meister und Schüler. Die Matrikel wurde angefangen und von den Einschreibegebühren die Anschaffung des silbernen Scepters bestritten. Noch vor Ende des J. 1386 kam auch von Prag der Jurist Johannes von Noet, und eröffnete Vorlesungen über das vierte Buch der Decretalen [37]); er blieb über 40 Jahre lang eine Hauptstütze H.'s. Gerhard Radevicus von Groninghen lehrte das kanonische Recht und Heinrich von Angheren las die Nova Jura. Im J. 1387 vermehrte sich die Anzahl der öffentlichen Lehrer bedeutend. Der Dompropst von Worms, Konrad von Geylnhausen, der erste Kanzler der Universität, war der erste in H. creirte Doctor; als außerordentlicher Professor des kanonischen Rechts hielt er Vorlesungen über das Decret; neben ihm erscheint Johann von Kolnhausen auch als außerord. Professor dieses Rechts. Ein zweiter und dritter Theolog wurde an Konrad von Soltow gewonnen, und an Heilmann, welcher aus der Artistenfacultät in die theologische übertrat, und für das Civilrecht Matthäus Clementis. Die Facultät der Artisten blieb an Meistern und Schülern die stärkste; neben Marsilius und Dithmar von Suerte lehrten in derselben noch sechs Magister der freien Künste, die von Ruprecht aus seiner Privatcasse besoldet wurden: Johannes Berswort, Johannes von Worms, auch von Wachenheim genannt, Heinricus von Angheren, Bertholdus von Osenbrugge, Hugo von Landau, Konrad von Steynberg, auch von Worms genannt. Nach ihnen kamen Nikolaus Burgmann von St. Goar, Bertholdus von Dyppurg, Friedrich von Sulzbach, Heinrich von Alsfeld, Franco von Inghen und Johannes von Butzbach. Die medicinische Facultät kam am spätesten zu einiger Bedeutung [38]); denn von 1387—1393 war Lambertus von Ostkirchen der einzige Lehrer in derselben, von 1393—1396 hatte er Hermann de Huraria zum Collegen [39]). Des Marsilius Ruhm lockte bald eine große Anzahl Schüler herbei. Schon unter seinem ersten Rectorat wurden sechs Doctoren der Theologie, fünf Licentiaten der Rechte, ebenso viele Licentiaten der Medicin und 43 Magistri und Baccalaurei, die zuvor fast Alle zu Paris oder Prag gewesen waren, in die Matrikel eingeschrieben; die Zahl der übrigen, darunter viele Canonici, Pfarrer und Mönche, namentlich auch der berühmte Raveno von Helmstat, nachheriger Bischof von Speier, und seit 1431 Erzbischof und Kurfürst von Trier, stieg bis auf 166. Die Anzahl der akademischen Bürger im ganzen ersten Jahre betrug 524 [40]), und bis zum 16. Febr. 1390, wo Ruprecht starb [41]), 1050.

Ruprecht II. trat in seines Oheims Fußtapfen, vermehrte die Einkünfte der hohen Schule reichlich, und wird daher ihr zweiter Stifter und Aussteuerer genannt [42]). Das vierteljährige Rectorat wurde im J. 1393 in ein halbjähriges verwandelt, und zugleich die Wahl der Rectoren aus andern Facultäten zugelassen, hauptsächlich auf Betrieb des Theologen Konrad von Soltow [43]), welcher daher auch am 24. Jun. von den vier Facultäten als

27) Auch Magna nutrix Vitae, magistra morum, fons bonitatis etc. in dem genannten Diplom. 28) Cf. Fundationis Diplom. an dems. Orte, Tage und Jahre erlassen. 29) *Marsilius de Inghen* in Act. Univers. Heidelb. mscr. T. I. p. 37 et 55. 30) Fundat. Diplom. III. 31) Fundat. Diplom. IV., quo Professores et Scholares omnibus vectigalibus liberat. 32) Fundat. Diplom. V. 33) *Nicol. Prowin* in Orat. funebri in Exeq. *Marsil. de Inghen* etc. edita a *Melchiore Adamo* ad finem Apographi Monumentorum Heidelbergensium. 34) *Marsil. de Inghen* in Act. Univ. Heidelberg. mscr. T. I. p. 35. Matricula Univ. Heid. mscr. T. I. fol. 1. 35) *Marsil. de Inghen* l. c. 36) Act. Univ. Heid. mscr. T. I. p. 36.

37) Act. Univ. Heid. mscr. 38) Acta Univ. mscr. T. I. p. 41. 39) Matricula Univ. mscr. T. I. fol. 1. Calendar. Univ. antiquiss. mscr. sub Mense April. ad a. MCCCXCVI. *Franciscus Schoenmetzel* in Continuat. Tentam. Histor. Facultat. Medicae, de a. 1771, p. 2. 40) Matricula Univ. mscr. T. I. 41) Calendaria academica mscr. sub Mens. Februar. die XVI. 42) Calendarium academicum II. mscr. sub Mens. Januar. 43) Acta Univ. mscr. T. I. p. 58.

26. Rector erwählt wurde. Nach ihm gelangten die beiden Juristen Gerlach von Homburg und Johannes von Noet, jener am 20. Dec. 1393, dieser am 24. Jun. 1394, zu dieser Würde. Der erste Rector aus der medicinischen Facultät war Hermann de Huraria, welchen die einstimmige Wahl am 19. Dec. 1394 traf. Viele neue Lehrer traten auf, als 1394 der freimüthige Theolog Matthäus von Krakau, dann der gleichberühmte Konrad von Susato (von Soest), Anfangs in der vierten Facultät, bald aber in der theologischen, desgleichen Nikolaus Prowin, Professor der heil. Schrift, und der Mediciner Petrus de Brega und andere minder Bedeutende. Wichtiger noch war die Errichtung von Collegien, oder besondern Abtheilungen der Universität in einzelnen, meist kolossalen Gebäuden (Bursen, Burschen und Contubernien). Das erste hatte noch Ruprecht I. im J. 1389 zur wissenschaftlichen Bildung junger Cistercienser gestiftet (das Haus des h. Jakob), nach dem Muster der Schule des heil. Bernhard in Paris [44]). Das zweite, das Collegium der Facultät der freien Künste (die Artistenbursche), gründete Ruprecht II., als er im J. 1391 die Juden aus der Stadt gejagt, und alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter der Universität geschenkt hatte [45]). Ihre Synagoge ließ er in eine Universitätskapelle, der h. Jungfrau geweiht, umwandeln, ihre 11 Wohnhäuser zu freien Wohnungen für Professoren einrichten, und das große Haus des reichen Juden Hutz verwendete er zur Stiftung der Artistenburse, welche im J. 1393 vollendet, zugleich den sechs Regenten der Artistenfacultät zur Wohnung angewiesen [46]), und in der Folge durch die dabei angelegten ökonomischen Gebäude eines der ansehnlichsten Gebäude der Stadt wurde. Im 16. Jahrh. stiegen durch Freigebigkeit Friedrich's III. und Ludwig's VI. ihre Einkünfte, und sie nahm den Namen „Fürstencollegium" an. Noch im J. 1393 kam das Collegium in der Bursch, oder die alte Bursa, durch Vermächtniß des Dompropstes, Konrad v. Geylnhausen, nach dem Muster der pariser Sorbonne zu Stande [47]). Der Senat, welcher sich vorher gewöhnlich im theologischen Lehrsaale bei den Minoriten versammelte [48]), erhielt darin einen eignen Saal; ferner wurde ein Saal für das Archiv, ein anderer für die Bibliotheken bestimmt; unter mehren darin befindlichen Auditorien auch der größere Saal für die Artisten. Der dazu gehörige Garten gehörte der Facultät der Artisten, und hieß deswegen der philosophische [49]). Das vierte Collegium, dem h. Dionysius geweiht (das Dionysianum oder Bursche der armen Studenten), entstand im J. 1396 durch den letzten Willen des Juristen Gerlach von Homburg für arme Studenten, welche die Universität der Aufnahme würdig erkennen würde [50]). Neben diesen Hauptbursen gab es noch mehre andere. Auch Marsilius machte sich, wenn auch nicht durch Stiftung einer Bursa, doch noch im Tode dadurch verdient, daß er der Universität seine Kleinodien und seine Bücher vermachte [51]).

Ruprecht's III. erste Sorge war auf Verbesserung der äußerst geringen Besoldung der Lehrer gerichtet; zu diesem Ende schenkte er der Universität mit Bewilligung des Papstes Bonifacius IX. drei geistliche Lehen, das Patronatrecht über die Peterskirche zu H., und über die Kirchen zu Altorf und zu Luden mit allen damit verbundenen Vortheilen [52]), und bewirkte, daß der Papst kraft einer Bulle vom 19. Dec. 1399 zwölf [53]) bedeutende Pfründen auf ewige Zeiten mit der hohen Schule vereinigte, welche den öffentlichen Lehrern aller Facultäten zum lebenslänglichen Genusse überlassen wurden [54]). Aus einem ähnlichen Grunde betrieb Ruprecht III. die Umwandlung der Kirche zum h. Geist in eine Stiftskirche zum Besten der Hochschule, wozu der Papst Bonifacius im J. 1400 seine Einwilligung gab, mit der Erlaubniß, den 12 Pfründen, welche ihr bestimmt waren, noch vier andere hinzuzufügen, und sie von den 16 Pfründen der Marienkirche zu Neustadt an der Haardt zu nehmen [55]). Doch kam die Einrichtung erst unter Kurf. Ludwig III., dem Bärtigen, im J. 1413 zu Stande, welcher sie durch einen feierlichen Stiftungsbrief befestigte [56]). Die Übertragung geachteter Würden an Einzelne der Professoren

44) Rotulus Univ. Heidelb. Bonifacio IX. Pont. Max. in ipsa coronatione oblatus. Bonifacius in Confirmatione facta V Id. Nov. Pontific. an. I. in Act. Univ. Heidelb. mscr. T. I. p. 24. *Conradus Abbas Morimundi* in Definitione Capituli general. fact. a. Dom. 1394 ap. Pont. Salutis. Dat. Lamberti in monast. Fonte Salutis tempore Capituli generalis. *Conradus Abbas Morimundi* in Definit. et Concessione facta et data in Capitulo general. celebr. in Wyenna Pataviens. dioeces. die mens. Septembr. a. D. 1397. In Act. Univ. Heidelb mscr. T. I. 45) Vergl. Schenkungsbrief, abgedruckt in Daniel Ludwig Wund's Skizze einer Gesch. der Universität Heidelberg. 46) Acta Univ. Heidelb. mscr. T. I. p. 55, 99 sq 47) Acta Univ. Heidelb. mscr. T. I. p. 45. Calendar. Acad. mscr. II. sub mens. April. et Januarii. Friedr. Lucä, Europ. Helikon. S. 864. 48) Act. Univ. Heid. mscr. T. I. p. 36.

49) Friedrich Lucä a. a. O. 50) Stiftungsbrief und Ruprecht des Ältern Bestätigungsbriefe; abgedruckt bei Wund a. a. O. 51) Acta Univ. Heidelb. mscr. T. I. p. 61. Calend. acad. I. sub Mens. Aug. *Nic. Prowin*, Orat. fun. *Joh. Trithemius*, De Scriptt. eccl. p. 331. *Joh. Schwab* in IV Saecull. Syllab. Rectorum etc. P. I. p. 1—6. 52) Acta Univ. Heidelb. mscr. T. I. p. 76. 53) Zwei Kanonikate bei der Domkirche zu Worms und Speier; zwei bei dem St. Germansstifte zu Speier; zwei bei dem St. Andreasstifte und eins bei dem St. Paulusstifte zu Worms; zwei bei dem St. Cyriacusstifte zu Neuhausen; zwei bei dem St. Petersstifte zu Wimpfen im Thale, und eins bei dem St. Julianusstifte zu Mosbach. 54) Cf. Act. Fac. Artium mscr. T. I. p. 217, in Jure Univers. Heidelb. urbi et orbi ostenso, unter den Beilagen lit. H. p. 14. 55) Vergl. die Bulle in Act. Acad. Theodoro-Palatinae. Vol. I. p. 391 sq. 56) Cf. Act. Acad. Theodoro-Palatinae. Vol. I. p. 395 sq. Zuerst ernannte der Kurfürst die drei Theologen Nik. Gauwer (Nik. Magni de Jawor), Heinr. von Homburg und Konrad von Suste (Susato); die drei Kanonisten Joh. von Noet, Nik. von Bettenberg und Heinr. Gulpen; den Pfarrer Wilh. von Eppenbach, den Universitätsprediger Joh. von Frankfurt, den Mediciner Wilhelm Tenstal von Daventer und die drei Lehrer der Künste, Gerh. Brant von Daventer, Niklas von Fulda und Bartholomäus Ulenstrat von Mastricht. Der älteste von den Theologen war zugleich Dechant, und der älteste von den Kanonisten Custos des neuen Stiftes. Diese Ordnung sollte unverändert und das Stift auf ewige Zeiten mit der Universität vereinigt bleiben. Bei dem Abgange eines Stiftsherrn mußte der Rector der Universität alle bei derselben graduirte öffentliche Lehrer zusammenrufen,

erhöhte auch den Glanz der Universität; so waren Konrad von Soltow [57]) und Matthäus von Krakau geheime Räthe des Königs Ruprecht; jener erhielt im J. 1395 das Bisthum Verden [58]), dieser, zugleich Ruprecht's Beichtvater und Staatskanzler, 1405 das Bisthum Worms [59]). Ferner waren Nik. Prowin [60]) und Konrad von Susato Räthe des Königs; letzterer wurde 1417 von der theolog. Facultät auf das Concilium zu Constanz gesendet, und erhielt 1428 das Bisthum Regensburg [61]). Nikolaus Magni de Jawor war auf dem Concilium zu Constanz und Basel als Abgeordneter thätig [62]); auf dem letztern auch Gerhard Brant von Daventer [63]), welcher seit 1413 aus der vierten Facultät in die theologische übergegangen war, mit dem Kanonisten Otto de Lapide. Der Universitätsprediger Johann von Frankfurt genoß das besondere Vertrauen Ruprecht's; Kurfürst Ludwig III. machte ihn zum Hofkapellan und geheimen Rathe, und gebrauchte ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften [64]). Auch Wilhelm Tenstal von Daventer, der erste in H. creirte Doctor der Medicin, war Leibarzt Ludwig's III. [65]).

Die ersten heidelberger Professoren [66]) sind als Schriftsteller nur selten aufgetreten [67]). Ludwig der Bärtige vermachte der Universität seine zahlreichen Bücher, und verordnete, daß jeder seiner Nachfolger sich zu ihrer Aufrechthaltung eidlich verbinden solle. Unter ihm und seinem ältesten Sohne, Ludwig IV. dem Sanftmüthigen, thaten sich neben den bereits genannten Professoren noch hervor: Gerh. von Honkirchen, 28 Jahre lang eine Zierde der medicin. Facultät, welcher sein ganzes Vermögen dem Dionysianum vermachte; die Theologen Joh. Rode von Trier, Joh. Platen von Fridburg; die Philosophen Heinr. von Gouda und Rudolf von Brüssel (von Zeeland); die Philosophen und Theologen Nik. von Wachenheim, Joh. Ernesti von St. Goar und Rudolf Faber von Rüdesheim. Die Nova Jura lehrten seit 1413 Heinrich von Gulpen, Dytmarus Treys von Fritzlar, seit 1427 Ludw. von Busco, seit 1430 Joh. von Rysen bis 1432, wo er die Professur der Decretalen erhielt, und Bartholomäus Herckenwyck de S. Trudone von 1430—1460.

Kurfürst Friedrich I., der Siegreiche, vermehrte gleich in den ersten Jahren seiner Regierung die Einkünfte und öffentliche Büchersammlung der Universität, brachte 1452 die Verbesserung der Gesetze zu Stande, erließ zweckmäßige Verordnungen für die äußere und innere Ruhe der Universität, gab dem akadem. Senat eine festere Organisation, sorgte für angemessene Austheilung der Pfründen, verkürzte die Ferien, theilte die Lehrstunden besser ein, erweiterte die Freiheit, öffentlich zu lesen, veranlaßte mehr Disputationen und stellte die ordentliche Professur des bürgerlichen Rechts wieder her [68]). Auch Philipp der Aufrichtige machte neue Schenkungen, berief den Theologen Johann Wessel von Gröningen, welcher hebräische und griechische Sprache und Literatur lehrte. An Philipp's glänzendem Hofe lebten Johann Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, und Rudolf Agricola, der große Kenner der alten Sprachen und Literatur, Johannes Reuchlin von Pforzheim, der gelehrte Kanzler Theoderich von Plenningen, auch Johannes Ökolampadius als Instructor der kurfürstlichen Prinzen; großentheils Schüler der heidelberger Universität. Sie suchten ihr Wohl durch Rath und That zu fördern; Agricola hielt selbst Vorlesungen über Logik und Physik, über des Aristoteles Naturgeschichte der Thiere, hauptsächlich aber über Eloquenz und über lateinische und griechische Sprache. Auf seinen Rath vermehrte Philipp die öffentliche Bibliothek und vereinigte sie mit der besondern Universitätsbibliothek. Im J. 1498 wurde ein juristisches Collegium (die neue Bursche) errichtet, und ein neuer Lehrstuhl für die griechische Sprache und Literatur gegründet, welchen Dionysius Reuchlin, Bruder des Johannes, erhielt. Jakob Wimpheling von Schlettstadt, durch seine Schriften als Theolog, Philosoph, Historiker, Redner und Dichter berühmt, erklärte die Briefe des Hieronymus. Außerdem waren zu dieser Zeit noch besonders ausgezeichnet: die Kanonisten Konrad Degen von Memmingen († 1480), seit 1442 Nachfolger Otto's de Lapide, Peter Schwan von Wimpfen, 1461 Nachfolger des D. Joh. Wildenherz von Fritzlar, Peter Wacker (seit 1469), und Hartmann Pistor (seit 1492); ferner die Theologen Herwicus von Amsterdam, Pallas Spangel von Neustadt an der Haardt, Johannes Scultetus aus Preußen, Daniel Zangenried von Memmingen und Johann Odenwalt von Rottenburg;

---

um aus der Facultät, welcher der Abgegangene angehört hatte, einen Andern durch Stimmenmehrheit zu ernennen, welchen dann der Kurfürst dem Dechanten und Capitel vorstellte. Zu Ehren Ruprecht's hieß das Stift das königliche oder auch die königliche Kapelle, und galt durch seine Ordnung, die Gelehrsamkeit der Stiftsherren und unmittelbare Abhängigkeit vom Papste, welche Martin V. zugestand, bald für das erste und vortrefflichste am Rheinstrome. Vergl. Chronica mscr. von der hilligen statt Coelln, ad a. 1410. f. 288.

57) *Andreae Ratisb.* Chron. s. a. MCCCC. 58) *Schwab*, Syllab. unt. dem Rectorat desselben. 59) *Andreae Ratisb.* l. c. et *Schwab*, Syllab. unt. dem Rectorat desselben. 60) *Andr. Ratisb.* l. c. 61) *Schwab*, Syllab. unter dem ersten Rectorat desselben. 62) a. a. O. unt. dem Rectorat desselben. 63) a. a. O. unt. dem Rectorat desselben. 64) a. a. O. unter Johann von Frankfurt. 65) a. a. O. unter Wilhelm von Daventer. 66) über ihre Verdienste als Lehrer vergl. Dan. Lud. Wund's Mag. für Kirchen- u. Gelehrt.-Gesch. d. Kurf. der Pfalz. 3. Bd. S. 363—375, aus Act. Facult. Artium mscr. T. I. 67) über ihre Schriften s. *Schwab*, Syllab. etc. unter d. einzelnen Rectoren. Dan. Ludw. Wund a. a. O. S. 371, 372, 376—381. Phil. Pet. Wund im leipziger literar. Anzeiger vom J. 1798, Nr. XXII, XXIII und XXIV, und in den Nachträgen dazu, Nr. LXXX und CLVII. Ich füge hier noch Folgendes hinzu: Von Heinrich von Hessen befinden sich in unserer Universitätsbibliothek nachstehende Handschriften: *Henrici de Hassia*, Summa de Republica; Meyster Henrich's von Hessen, den man nennt Langenstein, Spyegel der Selen, zu Dütsche gemacht von Bruder Ulrich Carthüser; Sermones duo eodem Henrico autore. Auch vier Reden des Gerhard Brant von Daventer, eine des Joh. von Frankfurt und zwei des Bartholomäus de Trajecto superiori.

68) Diese besetzte er im J. 1455 zuerst mit Joh. Schröder, genannt Lutifiguli, von Heidelberg, dann 1461 mit Joh. Wyssinger, und 1463 mit dem berühmten Peter Wacker von Sinsheim, 1469 mit Hartmann Pistor von Eppingen, 1472 mit Andr. Hartmann von Eppingen.

die Juristen Joh. von Dalheim, welcher im J. 1498 zuerst die Pandekten in H. lehrte, Nikol. Mörsinger von Ewisheim (seit 1476 Lehrer des bürgerlichen und 1480—1518 des kanonischen Rechts), Theodoricus Linck von Minsingen, von 1480—1522, und der berühmte Rechtslehrer und Staatsmann Johann Wacker von Sinsheim (1492—1500). Nach Mörsinger lehrten Heinr. Walk von Oppenheim, Konr. Oberlin von Ladenburg, Hieron. Flor von Heidelberg bis 1506, und Simon Rybisen von Speier (letzterer als außerordentl. Professor), das Civilrecht. Als Schriftsteller machten sich neben Wimpheling bemerklich die Theologen Herwicus von Amsterdam, Jod. Aichemann (Eichmann) von Calw, der Kanonist Thom. Dorinberg (Dornberger) von Memmingen, seit 1478 kurpfälz. Kanzler, der Theolog und Artist Steph. Hoest von Ladenburg und Jodocus Rubiacensis (oder Jodocus Gallus). Ludwig V., der Friedfertige, fuhr fort, die berühmtesten und aufgeklärtesten Männer Teutschlands für die Universität zu gewinnen, hauptsächlich auf Antrieb der Artistenfacultät; so im J. 1521 Johann Bösenstein (Böschenstein) von Eßlingen als Professor der hebräischen Sprache, welchem 1524 der noch berühmtere Sebast. Münster von Niederingelheim, und später Johann Sinapius nachfolgten. Ferner erlangte Herm. von dem Busche 1524 den Lehrstuhl der Latinität, und wurde 1528 durch Seb. Hügel von Heiligenstein, und später durch Thom. Rhiner ersetzt. Der Hellenist Simon Grynäus, seit 1524 als Professor der griechischen Sprache berufen, wirkte zugleich für Aristotelische Philosophie mit großem Eifer, und wurde 1532 bei seinem Abgange durch Jak. Micyllus, und dieser 1536 wieder durch Joh. Hartung von Miltenberg ersetzt. Vor und neben diesen Männern sind unter den theologischen Lehrern, welche mündlich und schriftlich für den katholischen Kirchenglauben kämpften: Petr. Scheibenhart von Diedesheim, in der Geschichte der Universität H. auch dadurch merkwürdig, daß er zuerst das Rectorat ein ganzes Jahr lang (1522—1523) bekleidete, dann Marc. Styeß von Becklingen, Georg. Nigri de Lapide Leonis, Laur. Wolf von Speier und Joh. Hoeffer von Biberach. Anhänger der neuen Lehre waren dagegen: Martin. Bucerus von Schlettstadt, Joh. Brentius von Weil in Schwaben, Marc. Frechtius von Ulm, Heinr. Stoll (Stolo) von Diebach, und der Philosoph Leonh. Dieter von Erpach [69]). Unter den Rechtslehrern glänzten Adam Wernher von Themar (1491—1537) [70]), Joh. Maler von Ilwesheim (1511—1517), Joh. Linck von Hirschhorn (1504—1530), Pet. Günther von Neustadt an der Haardt (1512—1518), Joh. König von Offenburg (1520—1528), Hartmann Hartmanni von Eppingen (1523—1527), Joh. Pfau (Pavonius) von Eppingen (1524—1544), Konrad Dym (bis 1559), Wendelin Schelling von Reichardshausen (1528—1543), welcher als der erste öffentliche Lehrer des Lehnrechts bezeichnet wird, und Seb. Hügel (Hugelius) von Heiligenstein (1530—1548).

Eine wesentliche Verbesserung der Universität konnte Ludwig V. bei den schwierigen Zeiten und wegen des Widerspruchs der Theologen nicht zu Stande bringen; sondern sie gelang erst Friedrich II., dem Weisen, auf erneuerte kräftige Vorstellung der Artistenfacultät und nach dem Rathe des Kanzlers, Hartmann Hartmanni, und des ersten theolog. Professors Heinr. Stolo, des damaligen Rectors (im J. 1546), und unter Zuziehung von Paul. Fagius, damals Professor der Theologie zu Strasburg. Alle philosophische Secten (Realisten, Nominalisten, Thomisten, Skotisten rc.) wurden bis auf den Gebrauch des Namens untersagt, die verschiedenen Bursen in eine einzige zusammengezogen, sodaß nur das Dionysianum mit erhöheten Einkünften blieb [71]). Mit Bewilligung des Papstes, Julius III., wurden 12 Klöster in den Rheinlanden aufgehoben, und ihre Fonds größtentheils zur bessern Ausstattung der Universität verwandt. Das Augustinerkloster zu H., seit Luther's Disputation allmälig von Mönchen entblößt, wurde 1555 in das Collegium der Sapienz für arme Studenten verwandelt, zu den Einkünften auch die des Augustinerklosters zu Alzey, des Benedictinerklosters zu Lixheim und des Benedictinernonnenklosters Krastthal in Elsaß-Zabern geschlagen; sechs andere Klöster jenseit des Rheins [72]), nebst den zu ihnen gehörigen Dörfern, Gütern und Gefällen, fielen der Universität zu. Die philosophische Facultät wurde mit zwei neuen Lehrstühlen für Mathematik und für Ethik erweitert; jenen erhielt zuerst Jak. Curio, welcher auch dadurch merkwürdig, daß er der erste verehelichte Rector (1550) war, diesen im J. 1552 der nachmals als Rechtslehrer, Geschichtsforscher, Redner und Dichter berühmt gewordene Nik. Cisner von Mosbach, welcher früher die Elemente des Euklides und des Aristoteles Organon erklärt hatte. Als Curio in die medicinische Facultät überging, wurde Mercurius Morsheimer sein Nachfolger (bis 1561). Jak. Micyllus, früher Professor der griechischen Sprache, welcher aber diese Stelle wegen zu geringer Besoldung wieder aufgegeben hatte, wurde 1547 wieder gewonnen und wirkte bis 1558; machte sich auch durch Verfertigung neuer Statuten um die philosophische Facultät besonders verdient. Vorzüglich gerühmt wurden auch noch als Juristen Konrad Dym bis 1559 im Civilrecht, Joh. Fabri von Empfingen (1535—1558), Dion. Gravius von Eßlingen, früher Professor der lateinischen Sprache, seit 1548 aber Nachfolger von Joh. Deschler, und dann (von 1551—1560) von Phil. Rhynerus, die beide von Alzey waren, ferner Joh. Myläus von Niederulm (bis 1554), Paul. Cisner und Melch.

69) Um diese Zeit studirte auch Melanchthon zu H., immatriculirt 1509 als Phil. Swarzerd, und hielt Luther seine berühmte Disputation im Lehrsaale der Augustiner (1518). 70) Fünf seiner Schriften von 1502—1508, welche meines Wissens in den öffentlichen Verzeichnissen seiner Werke nicht genannt sind, besitzt die Universitätsbibliothek zu H. Cod. mscr. Bibl. Palatin. No. 298 sub n. 2, 3, 4, 5 et 6.

71) Die schwäbische Bursche wurde zum Pädagogium; die Bursche der Realisten, worin die andern vereinigt worden waren, erhielt den Namen großes Contubernium. 72) Das Prämonstratenserkloster Münsterdreyß bei Alzey, die Cisterciensernonnenklöster Weidas oder Marienborn und Deimbach, das Dominikanernonnenkloster St. Lamprecht bei Neustadt an der Haardt, das Antoniterhaus zu Alzey, und das Stift des heil. Philipp von Cell bei Worms.

Weisenberger (bis 1556), und Wendelin Heylmann von Reichardshausen (1537—1561).

Trotz aller Bemühungen Friedrich's II. war der Zustand der Universität noch immer nicht befriedigend, weil die scholastische Philosophie immer noch zu viel Gewalt übte, und die Gesetze der Zeit nicht mehr genügten. Sein Nachfolger, Otto Heinrich der Großmüthige, erklärte daher gleich bei seinem Regierungsantritte: „Er wolle die Universität wieder emporbringen, und wenn es ihm auch den letzten Heller kosten sollte." Er berief daher den berühmten Rechtsgelehrten und Professor des Aristotelischen Organons von Tübingen, Christoph Ehemius, als Lehrer der Institutionen und als Rath, ließ im J. 1557 auch Melanchthon zu sich kommen, um in dessen Geiste unter Mithilfe des berühmten Humanisten Micyllus, und der gelehrten Räthe Probus und Ehem, die Verbesserung der Universität auszuführen. Nachdem diese ausgezeichneten Männer die neue Verfassung und neuen Gesetze entworfen hatten, ließ sie Otto Heinrich 1558 bekannt machen und einführen. Leider starb er, ehe sein Plan im ganzen Umfange realisirt war.

Friedrich III., der Fromme, sorgte ebenfalls für die Universität und bemühte sich, ihr berühmte Lehret zu erhalten und zu verschaffen. Er fand vor die Theologen Petr. Boquinus von Bourges (1557—1577), Tilem. Heßhus (seit 1558, aber wegen Streitsucht schon 1559 entlassen), den trefflichen Dichter und Arzt Petr. Lotichius Secundus von Schlüchtern (1558—1560), den ausgezeichneten Rechtslehrer und Philosophen Kasp. Agricola von Oppenheim (1554—1597), den weltberühmten Rechtslehrer Franciscus Balduinus von Arras (1556—1561), ferner Joh. Geyselbach, Professor der Latinität, welcher auch der erste war, der zu H. Geschichte vortrug, und den kenntnißreichen Arzt und hochsinnigen Menschenfreund Thom. Erastus (1558—1580), welcher nach Joh. Wagemann's Tode berufen wurde, und sich durch zahlreiche Schriften in den verschiedensten Fächern bekannt machte. Durch Friedrich III. erhielt diese auserlesene Lehrerschar einen tüchtigen Zuwachs, und zwar lauter Glieder der reformirten Kirche; darunter vorzüglich folgende seit 1561: Kasp. Olevianus von Trier für Theologie, welcher die erste Idee zu dem heidelberger Katechismus gab, Imm. Tremellius von Ferrara für Theologie, Hebräisch, Chaldäisch und Syrisch, Franc. Junius von Bourges für Theologie und Hebräisch, Zach. Beer von Breslau, bekannter unter dem Namen Ursinus, Verfasser des heidelberger Katechismus, für Theologie; dann Hier. Zanchius aus der Gegend von Bergamo in Italien, seit 1568 Professor der Theologie, Jak. Kimedonk, mit Ursinus Vorsteher im Collegium der Sapienz; Timoth. Mader und Jak. Christmann, beide Vorsteher des Dionysians, Barth. Stedtler, Vorsteher des Contuberniums, Victorin Strigel von Kaufbeuren, als Professor der philosophischen Moral, der Geschichte und der Theologie, Wilhelm Xylander (1558—1576) für griechische Literatur, Herm. Witikind von Nienrode in Westfalen, seit 1560 ebenfalls Professor der griechischen Sprache, später unter Johann Kasimir und dessen Nachfolger bis 1603 Professor der Mathematik, Lamb. Ludolf Helmius Pithopäus von Daventer, Lehrer der Latinität und Eloquenz, auch Annalist von H., Theoph. Maderus (erklärte seit 1574 das Aristotelische Organon), Joh. Jungnitius von Warschau für Physik, Nik. Eisnerus, erst Professor der Ethik, dann des Rechts (1559—1567); die Juristen Nik. Dobbinus von Rostock (1565—1579), Hugo Donellus von Chalons an der Saone (1573—1579) [73]), Barth. Blaurerus von Constanz, Jak. Concenatius (1561 nur einige Monate lang), Car. Hugelius (1563—1565 für Institutionen), Petr. Schaluinus Aquilius (1564—1565 für Pandekten), Berth. Redlich aus Westfalen (1565—1572), und Petr. Alostanus von Antwerpen (1568—1577). Als Ärzte und Philosophen: Sig. Melanchthon von Bretten, Lud. Gravius von Heidelberg (seit 1573), und Sim. Grynäus der Jüngere, welcher besonders in der Mathematik excellirte. Christophorus Schilling von Frankenstein in Schlesien war Rector des Pädagogiums [74]).

Unter Kurfürst Ludwig VI., einem Eiferer fürs Lutherthum, wurden sogleich (1576) die vornehmsten Theologen, und bald darauf die ganze theologische Facultät entlassen; 1580 wurde allen Lehrern und Schülern bei Verlust ihrer Rechte die Unterschrift der Concordienformel zugemuthet, was die Auflösung der Universität herbeiführte (vergl. unter B). Auch selbst Edo Hilderich, Schüler Melanchthon's, Feind aller Zänkerei, und erst 1578 an Tremellius' Stelle vocirt, wurde seines Amtes entsetzt, obgleich er der augsburg. Confession mit treuem Eifer anhing. Die Lehrstühle wurden zwar wieder mit Gelehrten ausgefüllt, welche nicht nur strenge Lutheraner waren, sondern deren Namen in der gelehrten Welt auch einen guten Klang hatten: Timoth. Kirchner, Phil. Marbach und Jak. Schopper für Theologie; Joh. Jak. Grynäus ebendafür und für Geschichte; Val. Forster für Civilrecht (1580—1585) und Michael Möstlin für Mathematik. Matth. Entzlin (1579—1585), später würtemberg. Kanzler, und Eust. Ulnerus von Marburg für Jurisprudenz; Nik. Eisnerus, seit 1567 an dem kaiserl. Kammergerichte zu Speier, wurde für dasselbe Fach wieder nach H. berufen. Das Generalstudium aber gerieth durch diese Umstände in Verwirrung. Herzog Johann Kasimir war mit diesen Veränderungen seines Bruders unzufrieden, und nahm alle von H. vertriebene Professoren, welche nicht anderwärts Anstellung erhielten, in seiner Stadt Neustadt an der Haardt auf, um sie unter dem Namen Casimirianum zu einer kleinen, aber sehr geachteten Akademie zu vereinigen, namentlich die Theologen Zach. Ursinus, Hier. Zanchius und Franc. Junius, Dan. Tossanus, Joh. Piscator, Balth. Coop und Georg Hanfeld; den Juristen Nik. Dobbinus, den

---

73) Matthäus Lanojus von Antwerpen legte im J. 1579 sein Lehramt, das er in H. bekleidete, zugleich mit Dobbinus und Donellus nieder, weil er die Zeichen der Zeit erkannte. 74) Das Stift des heil. Cyriacus bei Worms verwandelte Friedrich III. im J. 1565 in eine Vorbereitungsschule der Universität, wo bald berühmte Lehrer, ein Balth. Cobbe, Phil. Pareus, Konr. Schoppius, Friedr. Sylburg, Fortun. Crellius und Andere wirkten, und zahlreiche Schüler freien Unterricht und freien Lebensunterhalt genossen.

lands zu gewinnen, wobei er besonders Jesuiten ins Auge faßte. Schon 1703 berief er mehre derselben als Professoren für Philosophie, welche auch Disputationen hielten und akademische Würden ertheilten, ohne in den Schooß der Universität aufgenommen, oder durch irgend eine öffentliche Urkunde in ihrem Lehramte gesichert zu sein. Durch die Religionsdeclaration vom J. 1705 wurde eine doppelte theologische Facultät, eine reformirte und eine katholische, constituirt, 1706 den Jesuiten ihre Lehrstühle an der Universität feierlich bestätigt, nach erfolgtem Widerspruche der reformirten Theologen noch mehre hinzugefügt, und dem Jesuitenorden ein eigenes Collegium erbauet und übergeben. Er erhielt zwei philosophische und theologische Professuren, dann eine für kanonisches Recht, und eine für theologische Moral. An der Spitze derselben stand der Leibarzt des Kurfürsten, Joh. Konr. Brunner (s. d. Art.), welcher auch die Einführung der Philosophie des Cartesius bewirkte. Leop. v. Herissem lehrte seit 1703 Philosophie, später Physik und Ethik, und Urb. Kobert Logik und Metaphysik seit 1704, wurden aber ebenso wie Ign. Dorn erst 1706 wirkliche Mitglieder der Universität. Jetzt kamen noch hinzu Walderich Zink, Professor der theologischen Moral, Dan. Flender, erster Professor der kathol. Theologie, Ign. Zink, Professor der Dogmatik und Leonh. Roßmann, Professor des kanonischen Rechts. Ausgezeichnetere Professoren aus diesem Orden sind Melch. Kirchner, Theolog und Orientalist, Philosoph, Mathematiker und Architekt, Val. Höglein, 1713 für Physik berufen, und Matth. Hönicke, seit 1711 Professor der Theologie. In der philosophischen Facultät sind noch zu nennen: Joh. Kauer, Erh. Willer, Franz Albon, Christoph Schmitt, Jak. Antes, Ad. Elferich, Ant. Erbermann, Herm. Flender, Franz Huben und Adolf Bernard. Nur Paul Usleben, seit 1711 Lehrer des kanonischen Rechts, machte Störung und tastete in einer Dissertation 1715 nicht nur seine protestantischen Collegen, sondern auch die damalige Verfassung des teutschen Reichs an. Obschon der Reichshofrath die Verwegenheit rügte und sämmtliche protestantische Reichsstände um Absetzung und Bestrafung desselben nachsuchten, wurde er dennoch erst 1719 von H. entfernt.

Gleich nach Herstellung der Universität im J. 1700 wurde Dav. Hugunin, reformirter Confession, als Professor der hebräischen Sprache angestellt. Desselben Bekenntnisses waren: Christ. [78]) Hartsoecker, Gerh. v. Leunenschloß (seit 1704), beide für Mathematik, Phil. Lud. Pastoir (seit 1706), Professor der Kirchengeschichte und Eloquenz, Christ. Lud. Mieg, seit 1706 Primarius der protestantisch-theologischen Facultät, und sein College Joh. Christ. Kirchmaier. In der Medicin stand seit 1708 Dan. Nebel an der Spitze. Unter den Juristen machten sich Joh. Jak. Vitriarius (von 1706), Pressel (von 1708), besonders aber Joh. Barth. Busch (1710—1721) bemerklich, und in noch höherm Grade Joh. Friedr. Hertling (von 1709—1739). Der durch viele gelehrte Schriften bekannte Karl Otto Thyll, 1710 von Duisburg berufen (gest. 1733), war der letzte protestantische Professor, welcher im Laufe des 18. Jahrh. in die Juristenfacultät H.'s aufgenommen wurde.

Der Kurfürst Karl Philipp suchte bei jeder Gelegenheit das Aufblühen der Wissenschaften zu fördern, stiftete 1730 eine Bursche oder ein Collegium für Jünglinge jeglichen Faches, vorzüglich aber für philosophische Ausbildung, und übergab die Leitung den Jesuiten (das Karl'sche Convict). Unter der Regierung des Kurf. Karl Theodor 1743 wurde es auch jungen Theologen bestimmt. Als neue Lehrer kamen hinzu: für protestantische Theologie Joh. Heinr. Hottinger, Enkel des berühmten Theologen und Orientalisten gleiches Namens (1723—1750), Joh. Pet. Hermanni, Pfarrer und außerordentl. Professor der hebräischen Sprache, und Christ. Brünings (1740—1763), bekannt als Kenner der griechischen und biblischen Alterthümer. Für katholische dagegen die Jesuiten: Adam Gerich (1723—1732), Christoph Kirn (1736—1759), welcher schon 1726—1728 Professor der Philosophie zu H. gewesen, dann aber nach Mainz und Fulda versetzt worden war, Theod. Weber, seit 1718 Professor der Philosophie, 1723—1740 der theologischen Moral, und Heinr. Hillmann (1740—1746). Als neu hinzugetretene Lehrer des kanonischen Rechts erscheinen: Adolf Bernard (1719—1726), früher Professor der Philosophie, Adam Huth (1726—1736), und Adam Staudinger, welcher 1731—1733 Prof. der Philosophie in H. und dann Prof. der theologischen Moral in Würzburg gewesen war; und der übrigen Theile des Rechts: Franz Christ. Hennemann (von 1720 an), Franz Alef (seit 1733) und Gottfr. Jos. Hertling (1738—1742). Als Ärzte Jos. Ant. Thollaus (1716—1719), Kasp. Wilh. Beusser (1719—32), Bernh. Wilh. Nebel (1728—1748), Franc. Besenella (1728—1741), Karl Lughini v. Spießenhof (1741—1746), Franz Jos. Molitor (1734—1738), und Lud. Christoph Beringer (seit 1738). In der philosophischen Facultät war während der ganzen Regierungszeit des Kurfürsten Karl Philipp Pastoir der einzige protestantische Lehrer, welcher sich aber auf Kirchengeschichte und Eloquenz beschränkte; der Lehrvortrag der eigentlichen Philosophie wurde daher von dem kurpfälzischen reformirten Kirchenrathe den sogenannten Senioren in dem Sapienz-Collegium anvertraut, und diese dafür aus der reformirten Kirchencasse besoldet. Neben Pastoir lehrte Kasp. Benno Haurisius Geschichte (seit 1732), und errichtete die „Pfälzische historisch-literarische Gesellschaft," eine Art historischen Seminars, welches 1734 landesherrlich bestätigt wurde, aber mit dem Tode seines Stifters wieder einging. Die übrigen Mitglieder der philosophischen Facultät gehörten alle dem Jesuitenorden an; selten stand einer seinem Amte bei der Universität länger als zwei Jahre vor, und wurde dann entweder zu einer theologischen Professur in H. befördert, oder an eine andere Universität versetzt. Während der Regierung des Kurfürsten Karl Philipp, 1716—1742, hatte H. 30 Jesuiten als Professoren in der philosophischen Facultät. Außer den früher Genannten nämlich: Joh. Kauer, Gerh. Stock (seit 1730), Konr. Masset, Adam Hose, Professor

78) So nach den Jahrbüchern und der Matrikel H.'s; sonst Nikolaus H. genannt.

der Physik, Jodokus Eimer, Theod. Schneider, Franz Günther, Nik. Günther, Franz Schwarz, Marq. v. Rotenhan, Christ. Pyrison, Leonh. Grebner, Konr. Hertenberger, Kasp. Hoch, Adam Bihler, Ign. Benzel, Joh. Wilhelm, Friedr. Wunderlich, Ign. Fries, Jos. Geiger, Thom. Ibl, Andr. Rüdel, Joh. Sendelbach, Jak. Emerich und Adam Holzapfel. Ihre Lehrart und die Philosophie selbst, die sie vortragen mußten, war die peripatetische; in ihren Disputirübungen waren sie anmaßend, heftig, herausfodernd und lärmend; oft verschwendeten sie ihre edlen Kräfte in trockenen, unfruchtbaren, zeitraubenden, abgeschmackten Untersuchungen. Denn obgleich 1703 auf Veranlassung Brunner's von Hammerstein die Cartesische Philosophie eingeführt worden, schlich sich doch die Scholastik nach und nach wieder ein; schon um 1712 hatte Aristoteles abermals die Oberhand, und erhielt sich in Ansehen, bis um 1759 ein besserer Geschmack auf der heidelberger Hochschule einkehrte, und der philosophischen Facultät die Morgenröthe einer schönern Zeit aufging.

Diese glückliche Veränderung war dem goldenen Zeitalter der Rheinpfalz, der glänzenden Regierung des Kurfürsten Karl Theodor aufbehalten, welcher 1742 seinem Stammvetter Karl Philipp auf dem Kurstuhle der Pfalz nachfolgte. Schon 1752 errichtete er für Mathematik, Experimentalphysik und Astronomie eigene Lehrstühle, versah sie mit den nöthigen Apparaten, und ließ eine prächtige und wohlausgerüstete Sternwarte in Manheim erbauen. Das Karl'sche Convict erhielt ein neues, vortrefflich eingerichtetes Gebäude (erbauet 1750—1765). Das Unwesen mit den Wechseln in den Professuren, welches bei den Jesuiten bisher stattgefunden hatte, wurde 1769 und 1774 aufgehoben, 1769 der Grund zu einem naturhistorischen Cabinet gelegt, und die Universität erhielt eine Mineraliensammlung vom Kurfürsten zum Geschenk. Im J. 1774 folgte die Stiftung der Professuren der heil. Schrift, der morgenländischen Sprachen und der Kirchengeschichte, und 1781 der Pastoraltheologie, Liturgie und geistlichen Beredsamkeit, verordnet wurde der Vortrag des Natur- und Völkerrechts für jedes Semester. Für den Civilproceß und den Reichskammergerichtsproceß, für das teutsche Staats- und Privatrecht entstanden neue Lehrstühle. Dem Staatsrechte wurden reinere Quellen zugänglich als bisher und der Vortrag des pfälzischen Landrechts damit verbunden. Auch das Kirchenrecht erhielt ein brauchbareres System, und Vorlesungen über alle Theile der Jurisprudenz wurden vorgeschrieben. Die medicinische Facultät wurde zweckmäßig erweitert, ein botanischer Garten angelegt, für Chemie und Pharmacie ein eigener Lehrer bestimmt, der Vortrag der gerichtlichen Arzneikunde, der Chirurgie und der Entbindungskunst angeordnet, und zur Unterstützung des Unterrichts in der Anatomie die Verabfolgung von Leichnamen aus den Spitälern H.'s und Manheims befohlen. Für die philosophischen Lehrfächer, als die Grundlagen des ganzen wissenschaftlichen Gebäudes, war Karl Theodor ganz vorzüglich besorgt; denn er selbst war Philosoph, Freund und Kenner der Künste. Auch gründete er den Lehrstuhl für Baukunst, und befahl, daß auch Geographie, allgemeine Geschichte, Statistik, Diplomatik und Heraldik, Zeichnenkunst und die schönen Wissenschaften als nothwendige Theile des Generalstudiums von eigends dazu bestimmten Männern gelehrt und geübt werden sollten. Die größte Erweiterung und Vertretung eines bisher auf keiner Universität vertretenen Faches erhielt H. durch die Cameral-Hoheschule von Lautern, welche ihr Stifter, Karl Theodor, 1784 nach H. versetzte, und unter dem Namen „Staatswirthschaftshoheschule" der philosophischen Facultät einverleibte. Dieses vortrefflichen Instituts auserlesene Bibliothek, sein Naturaliencabinet, seine physikalischen Apparate und Modellensammlung, mit welchen es H. bereicherte, wurden in einem eigenen Gebäude, das ihm der Kurfürst dazu schenkte, aufgestellt; darin hielten auch die Lehrer ihre Vorlesungen. Hier wurde ihnen ein eigenes chemisches Laboratorium erbauet, und ein ökonomisch-botanischer Garten für sie angelegt. Mit diesem Institut kam auch die, längst durch ihre gemeinnützige Abhandlungen bekannte, kurpfälzische physikalisch-ökonomische Gesellschaft von Lautern nach H., und die bisher lediglich auf Ackerbau und ausübende Landwirthschaft berechnete Anstalt ging jetzt darauf aus, einzelne Theile der Staatswirthschaft zu beleuchten, und wandelte sich in eine förmliche gelehrte Gesellschaft um, welche nur die ordentlichen und außerordentlichen öffentlichen Lehrer der Staatswirthschaft zu Mitgliedern aufnahm. Sie hielt ihre Vorlesungen (gedruckt 1785—1789 in fünf Bänden) ebenfalls in dem Gebäude, und konnte nun auf dem günstigern Boden, auf welchen sie der weise Kurfürst verpflanzt hatte, mit größerer Kraft und in weiterm Kreise wirken.

Mit allem diesen begnügte sich aber der große Förderer der Künste und Wissenschaften nicht; er wandte seine Sorge auch auf Verbesserung der Lehrart. Schon war die Herrschaft des Aristoteles gebrochen, das Joch der Peripatetik abgeworfen, und durch die Bemühungen mehrer wackerer Lehrer zuerst die eklektische Philosophie, bald die Cartesianische, und nun die Newton-Boskovichianische auf den Lehrstühlen der Universität eingeführt; aber der Kurfürst half durch Verordnungen die schwerfällige Methode der Scholastik gänzlich verbannen. Er verbot das Dictiren und befahl freien Vortrag im Lehrtone, unterrichtende Erklärung zum Grunde gelegter Handbücher, Auswahl dieser Bücher nach dem allgemeinen öffentlichen Urtheile der vorgeschrittenen Zeit, richtige Ordnung im Vortrage der Wissenschaften, nach welcher eine die andere beleuchten, der Übergang von dem Einfachern zum Zusammengesetzten, vom Leichtfaßlichen zum Schwierigern das Studium dem Jünglinge erleichtern müsse. Er verbot alle Abschweifungen von der eigentlichen Wissenschaft, alle Einstreuung fremdartiger Gegenstände; verordnete, daß die Vorlesungen über jede Wissenschaft in einem halben Jahre erschöpft und geschlossen sein müßten, damit nicht durch Überhäufung und durch zu lange Ausdehnung die Auffassung erschwert werde, sondern es möglich bleibe, durch öftere Wiederholung sich gründliche Kenntniß zu verschaffen. Ebenso sorgte Karl Theodor auch für ständige und reiche Einkünfte der Universität. Was sie der Gunst der römischen Päpste, Bonifacius' IX., Paul's III. und Julius' III., und der Freigebigkeit der Pfalzgrafen

aber nach Gewohnheit des Ordens jeder nur kurze Zeit; nämlich: Pet. Eisentraut, Heinr. Kilber, Pet. Gallade, Jos. Engelmohr, Alex. Herd, Ign. Stiber, Christoph Beringer, Jak. Maciejowsky, Ign. Hartung, Christian Majer, Thom. Grebner, Adam Kropf, Barth. Röder, Jak. Hartmann, Ant. Pfister, Balth. Eschweiler, Val. Röder, Heinr. Calemberg, Heinr. Weiler, Ign. Lechner, Ign. Neubauer, Ign. Kreußler, Ant. Vogt, Geo. Franz Wiesner, Joh. Jung, Ant. Schmidt, Jos. Agricola und Joh. Schwab, vor allem aber Christ. Majer, seit 1752 Professor der Mathematik, welche nach Hartsoecker's Tode einstweilen von einem Theologen mit versehen worden war, und der Experimentalphysik, für welche es bisher zu H. keinen eigenen Lehrstuhl gegeben hatte; endlich seit 1763 auch der Astronomie. Er veranlaßte die Einrichtung eines Observatoriums auf dem Schlosse zu Schwetzingen, und 1772 die Erbauung der schönen Sternwarte zu Manheim, legte den Grund zu dem vormaligen merkwürdigen naturhistorischen Cabinet dieser Stadt, bereicherte das physikalische zu H., dem er als Director vorgesetzt war, stiftete Stipendien für arme Studenten (die Majer'schen oder Marianischen), und starb 1783 zu Manheim auf der Sternwarte. Diejenigen Jesuiten, welche in der philosophischen Facultät nach Aufhebung des Ordens fortlehrten, waren Jos. Agricola (lehrte von 1767—1777 ein Jahr ums andere Logik nebst Metaphysik, und Physik nebst Ethik), und Joh. Schwab (gest. 1795), welcher seit 1768 thätig war, aber von 1777 an Experimentalphysik und Naturgeschichte, später auch Diplomatik vortrug. Von seinen Schriften sind für die Geschichte der Universität H. mehre wichtig: **Quatuor Seculorum Syllabus Rectorum, qui ab an. 1386 ad an. 1786 in Academia Heidelbergensi magistratum academ. gesserunt etc. (Heidelb. P. I. II. 1786—1790.)** und die **Acta Sacrorum secularium, quum an. 1786 a die VI. ad IX. Novbr. fest. secul. IV celebravit Acad. Heidelb. (ib. 1787)**, worin auch seine Rede **de praecipuis epochis Facult. Philosoph. in Acad. Heidelb.** befindlich. Der Exjesuit Lor. Doller blieb in dem Besitze seiner ordentlichen Professur für Ästhetik. Da Majer meist von H. abwesend war, wurde für Astronomie Joh. Metzger als Professor beigeordnet (bis 1781). Neben diesem und Schwab lehrte auch Phil. Egell Experimentalphysik und Mathesis (bis 1782); letztere Wissenschaft versah 1782—1784 Matth. Kübel, dann bis 1785 der französische Lazarist Christoph Jerome, und nach dessen Entweichung 1785—1788 der teutsche Lazarist Pet. Ungeschick, und 1788—1805 der teutsche Priester Jak. Schmitt, welcher schon seit 1786 Logik und Metaphysik zu H. gelehrt hatte, auch später noch philosophische Vorlesungen hielt, und zu H. zuerst die Kant'sche Philosophie einführte, durch Kurfürst Karl Friedrich von Baden zum geistlichen Rathe ernannt, und 1806 als Professor der Theologie nach Freiburg versetzt wurde. Die Professur der Logik und Metaphysik wurde nach Agricola und Schwab seit 1777—1781 dem kurpfälz. Weltpriester Joh. Bapt. Kleber, 1781—1785 dem teutschen Lazaristen Joh. Zimmermann, 1785—1786 dem Weltpriester Joh. Mich. Schwoll, 1786—1788 Jak. Schmitt, 1788—1789 dem Lazaristen Jak. Koller, welcher aber wegen Vortrags der Kant'schen Philosophie von seinen Brüdern verfolgt wurde, und deshalb sich zurückzog, dann dem teutschen Lazaristen Joh. Koch zu Theil, welcher mit Schmitt der Kant'schen Philosophie mehr Eingang und Verbreitung verschaffte, 1806 aber, nach Reorganisation der Universität eine ansehnliche Landpfarrei erhielt. Von Seiten der Reformirten wurde 1771 in der philosophischen Facultät für Beredsamkeit und Kirchengeschichte dem berühmten Karl Büttinghausen sein Schüler Karl Kasimir Wund (gest. 1784) zum Nachfolger gegeben. Dieser war der erste, welcher zu H. Ästhetik und schöne Wissenschaften nach dem Geschmacke der neuern Zeit vortrug; daneben lehrte er praktische Philosophie, Geschichte, Kirchenrecht der Protestanten, und Statistik. Seine Fächer versah später Jak. Fauth (gest. 1807), und für Beredsamkeit von Seiten der Lutherischen wurde angestellt: Heinr. Friedr. Schneider (bis 1792), welcher mit der Cameralschule von Lautern nach H. versetzt worden war; letzterer lehrte auch Ästhetik, praktische Philosophie und Geschichte der Philosophie. Philosophie für Protestanten trug auch Joh. Friedr. Abegg von 1791—1794 vor. Für die Landesgeschichte erhielt Friedr. Pet. Wund (gest. 1807), auch von Lautern für H. gewonnen, 1784 eine außerordentliche Professur, für teutsche Reichs- und Staatengeschichte eine solche Pet. Wolfter seit 1788. Die allgemeine Welt- und Staatengeschichte erhielt (1789—1793) in Joh. Escher einen ordentlichen Professor. Den für Civil- und Militairbaukunst errichteten Lehrstuhl übertrug der Kurfürst 1785 dem geistlichen Administrationsrathe und Baucommissair Joh. Andr. Traitteur, welcher 1802 in Ruhestand versetzt wurde. Vor allen aber erhöhten die Lehrer der staatswirthschaftlichen Abtheilung in dieser Zeit den Ruhm der Universität; an ihrer Spitze stand Geo. Adolf Succow (gest. 1813), seit 1774 der älteste ordentliche Lehrer bei der Cameralschule zu Lautern, und seit 1784 zu H. Lehrer der reinen und angewandten Mathematik, der Naturlehre, der Naturgeschichte und Chemie; auch Civilbaukunst, Bergbau und Hüttenkunde lehrte er. Mit ihm kamen Lud. Benj. Mart. Schmid (bis 1786) und Joh. Heinr. Jung (bis 1787) von Lautern, ersterer für Polizei- und Finanzwissenschaft und Staatswirthschaft, der andere für Landwirthschaft, Technologie, Handlung und Vieharzneikunst. Ihre Nachfolger waren Joh. Lud. Erb (jedoch nur bis 1791), und der nach langer Thätigkeit noch jetzt im Ruhestande lebende Christoph Wilh. Jak. Gatterer. Neben Erb waren 1786 als außerordentl. Professoren Engelb. Mart. Semer (seit 1791 aber Erb's Nachfolger), und Joh. Adam Böllinger (gest. 1799), und 1797 Lud. Wallrath Medicus (gest. 1802), dieser besonders für Land- und Forstwirthschaft.

Im J. 1802 aber war die alte Ruperta ihrer gänzlichen Auflösung nahe; sie hatte durch die französische Besitznahme des Überrheins alle ihre Dörfer, Güter, Zehnten und sonstigen Gefälle, fast ihr ganzes Vermögen, verloren, auch ihr Gönner Karl Theodor war bereits am 16. Febr. 1799 gestorben. Sein Nachfolger, Max Joseph aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, mußte auch die diesseitige Rheinpfalz, H. eingeschlossen, an das altfürstliche

haus Baden abtreten. Der nunmehrige Kurfürst, Karl Friedrich von Baden, beschloß, die ehrwürdige Anstalt vom Untergange zu retten. Ihre unbedeutenden Besitzungen diesseit des Rheins, die jährlich nicht viel mehr als 1500 Gulden abwarfen, bestimmte er zur Tilgung der Schulden, welche sie während der französischen Revolutionskriege hatte machen müssen, und wies ihr eine sichere jährliche Rente von 40,000 Gulden an, welche er bald hernach auf 56,000 Gulden erhöhte. Dem Generalstudium gab er eine neue zeitgemäße Einrichtung, vermehrte seine Lehrstühle und sicherte deren kräftiges Wirken durch gute Dotationen, bereicherte und erweiterte die Hilfsanstalten, und gab dem Ganzen eine neue, glänzende und feste Gestalt, sodaß H. in ihm mit Recht ihren zweiten Stifter verehrt, und sich von da an, wo alle diese Verfügungen durch das 13. Organisationsedict vom 13. Mai 1803 begründet wurden, **Ruperto-Carolina**, Ruprecht-Karls-Universität, nannte. Das Rectorat der neugestifteten Universität übernahm der Kurfürst und nachmalige Großherzog selbst, ebenso seine Nachfolger; für die Verwaltung verordnete er einen Prorector, der jährlich aus der Zahl der ordentlichen Professoren und von diesen gewählt, vom Rector aber bestätigt wird, und kraft des Organisationsedicts, so lange er im Amte steht, von allen in H. angestellten Staatsdienern der Erste ist, welchen höhern Personalrang jene sonst auch haben mögen. Auch Karl Friedrich's Nachfolger im Großherzogthume widmeten der Universität ihre Pflege, erhöhten ihre Renten immer mehr, besetzten die Lehrstühle ununterbrochen mit tüchtigen Männern, erweiterten und bereicherten ihre Hilfsanstalten, und versetzten das Ganze, unter freigebiger Bewilligung der Stände, in den jetzigen blühenden Zustand.

D. **Bibliothek.** Ihr Ursprung hängt mit dem Anfange der Universität H. unmittelbar zusammen; denn schon die erste Stiftungsurkunde derselben berücksichtigt auch das Bücherwesen, erklärt alle, welche Bücherhandwerk und Bücherverkauf trieben, neben den Pedellen für die ersten und nothwendigsten Diener der Universität, und sichert ihnen gleiche Freiheiten wie den Magistern und Studenten zu. Auch geht aus handschriftlichen Acten hervor, daß schon 1386—1396 zwei Bibliotheken, eine der Artistenfacultät und eine der drei andern Facultäten vorhanden waren[79]. Als im J. 1391 die Juden aus H. vertrieben wurden, fielen der Universität durch kurfürstl. Schenkung nebst allen Gütern der Juden auch deren hebräische Bücher zu, von denen man aber nur einen Talmud behielt, und die übrigen als nutzlos verkaufte[80]. Reichlicher wurden beide Bibliotheken noch in demselben Jahrzehent aus der Hinterlassenschaft des ersten Kanzlers der Universität, des Dompropstes Konr. v. Geylnhausen (gest. 1390), und aus dem Vermächtnisse des ersten Rectors derselben, Mars. v. Inghen, vermehrt. Des Erstern Legat bestand aus 168 Bänden, von welchen, nach dem noch vorhandenen handschriftlichen Verzeichnisse, 28 Bände Physik und Naturgeschichte, 5 Logik und 51 geistliches und weltliches Recht betrafen, und 84 theologische, darunter auch verschiedenes Einzelne von Augustin, vom h. Bernhard, Bischof Anselm, Thom. von Aquino, Beda Venerabilis, und Nikolaus de Lyra. Die Sammlung des Andern umfaßte 185 Bände (70 theologische, 11 für weltliches und 6 für kanonisches Recht, 33 für Physik und Naturhistorie, 18 für Logik und Metaphysik, 36 moralische Bücher, und 11 Geschichtschreiber und Dichter)[81]. Noch 1396 kaufte die Universität auch die Bücher des Mag. Konr. von Worms, fast alle philosophischen Inhalts[82], und 1408 von dem Bischofe von Bamberg, Alb. Grafen v. Wertheim, diejenigen, welche sein Vorfahr, Lambert, dem Hospital zu Scheslitz vermacht hatte. Später vermachten bis in die Mitte des 15. Jahrh. Gerhard v. Embissa, Colinus, Kanonikus und Cantor der Stiftskirche zum h. Paulus in Worms, Matthäus v. Krakau, Bischof von Worms, die Professoren Joh. Münzinger, Heinr. v. Gouda, Joh. Noet, Nik. Prowin, Gerh. Brant v. Daventer, und ein gewisser Store, der Universität ihren literarischen Nachlaß[83]. Bald bildete sich eine dritte Bibliothek in der neuerrichteten königl. Stiftskirche zum h. Geiste, welcher der Arzt Wilh. Tenstal von Daventer 1419 seine sämmtlichen Bücher legirte. Die drei Bibliotheken enthielten in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. zusammen 924 Bände, allerdings eine beträchtliche Anzahl für jene Zeit: theologische, medicinische und philosophische (meistens scholastische), auch einige Theile des **Corpus Juris** und der lateinischen Classiker[84]. Eine vierte bildete sich in dem Dionysian, indem ihm Gerh. von Honkirchen, Lehrer der Medicin, sein Vermögen und seine ansehnliche Büchersammlung 1448 vermachte[85]. Die Stiftsbibliothek wurde von den Kurfürsten besonders gefördert. Schon Ludwig III., der Bärtige, vermachte 1421 der Universität die zahlreichen Bücher, welche sich im Residenzschlosse befanden, unter der Bedingung, sie dort aufzustellen, was auch 1438 geschah[86]. Darunter waren 152 geschriebene Bände (89 theologische, 7 kanonisches und 5 Civilrecht betreffend, 45 medicinische, 6 astronomische und philosophische). Friedrich I., der Siegreiche, sorgte ebenfalls für die Bibliothek. Privatleute folgten dem Beispiele der Fürsten; nun erschienen in den Katalogen auch Plutarch, Cicero, Quintilian, Sueton, Sallust, Persius, Plautus, Terenz, Horaz, Corn. Nepos, Valer. Maximus, Lu-

79) Geschichte der Bildung, Beraubung u. Vernichtung der alten heidelberger Büchersammlungen, v. Friedr. Wilken. (Heid. 1817). 80) Acta Univers. Heidelb. mscr. T. I. d. 45.

81) Die Titel sind in den Verzeichnissen von beiden Sammlungen nachlässig und unvollständig aufgezeichnet, z. B. Pentateuchum cum glossis et statuis pigmeis. Scholastica historia etc. Vergl. Dan. Lud. Wund, Mag. für pfälz. Kirchen- u. Gelehrten-Gesch. 3. Bd. S. 345 fg., wo aber Z. 7 v. o. gelesen werden muß „hundert acht und sechszig." 82) Act. Univ. Heid. mscr. T. I. p. 62; vergl. D. L. Wund a. a. O. S. 347, 348. 83) Die Verzeichnisse davon in Matricula Univ. Heid. in fin. Vol. I et II. Cf. Act. Univ. Heid. mscr. T. II. p. 154. *Jo. Schwab*, Syllab. Rectorum etc. T. I. p. 37 und sonst, T. II. p. 117. 84) Wilken a. a. O. ex Act. mscr. 85) *Schwab*, Syllab. Rect. etc. T. I. sub nomine. p. 50. 86) Act. Academ. Theodor. Palatin. T. I. p. 406—420. *Sohnii* Orat. de fundat. Acad. Heidelb. p. 15. *Kremer*, Act. Acad. Heid. ib. p. 383 und Fr. P. Wund's Beiträge zur Gesch. der heidelb. Univ. S. 91.

can u. a. m. Allein alle diese Sammlungen übertraf die kurfürstliche an innerm Werthe und bald auch an Zahl der Bücher. Kurfürst Philipp der Aufrichtige gründete sie 1482 auf Antrieb des berühmten Rudolf Agricola zum öffentlichen Gebrauche der Hochschule und zu allgemeiner Förderung der Wissenschaften, bestimmte für sie einen sichern Ort, vereinigte die Bücher der besondern Universitätsbibliothek damit, ließ durch Agricola und seit 1497 durch Joh. Reuchlin überall, besonders aber in Italien, lateinische und griechische Werke aufkaufen. Zu gleicher Zeit veranlaßte Agricola auch Joh. v. Dalberg, Bischof von Worms, im Schlosse Ladenburg, eine Meile von H., eine Bibliothek anzulegen, welche später mit den geschriebenen Büchern der uralten Abtei Lorsch an der Bergstraße, und mit denen Agricola's in der kurfürstlichen Bibliothek vereinigt wurden [87]. Kurfürst Friedrich II. vermehrte diese aus aufgehobenen Klöstern, und ließ um 1550 einen großen runden Thurm mit vielen Fenstern an der Ostseite des kurfürstl. Schlosses auf dem Jettenbühel erbauen, um sie darin aufzustellen [88]. Otto Heinrich der Großmüthige kaufte schon als Jüngling auf seiner Reise nach Palästina viele griechische und orientalische Handschriften. Das erste nach Europa gekommene Exemplar von Abulfeda's geographischem Werke erwarb er für 1000 Thaler; und die meisten der 289 arabischen, syrischen und hebräischen Handschriften, welche die **Bibliotheca Palatina** einst zählte, mögen eine Frucht seines wissenschaftlichen Eifers gewesen sein [89]. Nachdem er 1556 zur Regierung gelangt war, schickte er den berühmten Nik. Cisner nach Frankreich und Italien, um neue Bücherankäufe zu machen, und vereinigte die Bibliotheken der aufgehobenen pfälzischen Klöster mit der seinigen auf dem Schlosse [90]. Nachmals verordnete er ihre Vereinigung mit der Bibliothek in der Stiftskirche [91]. Der Name Stiftsbibliothek hörte nun auf, und kurfürstliche Bibliothek oder **Bibliotheca Palatina** wurde jetzt die gewöhnliche Bezeichnung. Eine reiche Erwerbung machte diese 1584 durch Ulrich Fugger, Freiherrn zu Kirchberg und Weißenhorn, welcher seine berühmte Büchersammlung, darunter allein über 1000 Manuscripte, durch seinen letzten Willen derselben schenkte, um sich dem Kurhause Pfalz für die bei demselben gefundene liebreiche Aufnahme und Schutz während seines Aufenthalts in H. erkenntlich zu beweisen [92]. Unter den Kurfürsten zeichnete sich besonders Friedrich IV. (1592—1610) als Förderer der **Bibliotheca Palatina** aus; er liebte vor allem die vaterländische Literatur und erkaufte, außer vielen andern Schriften z. B. auch Hugo von Trimberg's Renner, den merkwürdigsten Codex des Sachsenspiegels mit alten Malereien, und die berühmte Handschrift der Manesse'schen Sammlung von Minnesängern, letztere aus der Verlassenschaft des Hans Phil. von Hohensax [93]. Im J. 1601 wurde auch die weltberühmte Bibliothek des uralten Klosters Sponheim, welche nach des Abtes Trithemius Zeugnisse die seltensten Bücher in hebräischer, griechischer, lateinischer, chaldäischer, arabischer, indischer, russischer, tatarischer, italienischer, französischer, böhmischer, und in noch andern Sprachen, sowol gedruckte als auf Pergament geschriebene, enthalten hat, von Kreuznach, wohin sie seit dem bairischen Kriege geflüchtet war, in die kurfürstliche Bibliothek nach Heidelberg gebracht [94]; 1615 erkaufte man auch für H.'s Bibliothek einen Theil der damals zu Straßburg befindlichen Büchersammlung des Jak. Bongarsius [95]. Auch der damalige und letzte Vorsteher der **Bibliotheca Palatina**, Jan. Gruterus, versäumte nichts, sie mit den seltensten hebräischen, chaldäischen, arabischen, griechischen und lateinischen Büchern zu vermehren [96].

Dieser allmälig entstandene, und durch manche zum Theil auf nicht mehr bekannte Weise bereicherte Bücherschatz, aus welchem so Viele schöpften, Rud. Agricola, Joh. Reuchlin, Seb. Münster, Jak. Wimpheling, Jak. Micyllus, Joh. Posthius, Pet. Lottichius Secundus, Franz Balduin, Imm. Tremellius, Franz Junius, Wilh. Xylander, Nik. Cisner, Hugo Donellus, Joh. Leunclavius, Jos. Scaliger, Äm. Portus, Ge. Lingelsheim, Fr. Sylburg, Paul. Melissus, Jul. Pacius, Marq. Freher, Dav. und Phil. Pareus, Claud. Salmasius, Gottfr. Jungermann, Dion. Gothofredus, Is. Casaubonus und Jan. Gruterus, wurde in dem verhängnißvollen Jahre 1622, als Tilly's Kriegsheer die Stadt Heidelberg erstürmte, vier Tage lang der Plünderung und Zerstreuung preisgegeben. Indessen wurde die Raubgier der Soldaten bald auf andere als literarische Schätze gerichtet, sodaß bei weitem der größte Theil der Bücher gerettet wurde, aber nur um auf eine andere Weise verloren zu gehen [97]. Denn der

---

87) *Car. Cas. Wund*, Progr. de celeberr. quondam Bibl. Heid. p. 10, 11. *Zeiler*. Topogr. Palat. Rheni. p. 39. *Hottinger*, Hist. eccles. P. IV. p. 43. *Alting*. Hist. Eccles. Pal. in Monument. Piet. et liter. p. 134. Kaiser, Hist. Schaupl. der St. Heid. 15. Cap. S. 157, 158. *J. H. Andreae*, Riesmann rediv. p. 100 sq. 88) Th. A. Leger, Führer durch die Ruinen des heid. Schlosses, S. 42 43; aus *Hub. Th. Leod.* Vita Frider. II. und libell. de ejusd. Aedificiis, collat. cum monumentis in castro Heid. et cum traditionibus vet. de iisdem. 89) Wilken a. a. O. 90) *Alting*, Hist. Eccles. Palatin. p. 165. *W. W. de Riesmann*, Diss. de Princip. Palat. orig. eorumq. erga litt. favore, §. X. (edit. *J. H. Andreae*, p. 98 sq.) *C. Cas. Wund* l. c. p. 18. *J. H. Andreae* in Riesmanno redivivo (in notis ad eund. p. 102, 103). 91) Auszug aus seinem Testamente gab Fr. P. Wund im leipz. allgem. lit. Anzeiger, Jahrg. 1798. Nr. 77. Sp. 787 fg. Vergl. auch dessen Beitr. zur Gesch. der heidelb. Univ. S. 78, 79 und Wilken a. a. O.

92) *Car. Cas. Wund* l. c. p. 19, 20. Wilken a. a. O. 93) Wilken a. a. O. 94) *Zeiler*, Topogr. Palat. Rheni, p. 39. Iselin, Histor. Lex. 4. Th. S. 459. Kaiser, Histor. Schaupl. der St. Heid. 15. Cap. S. 160. 95) Wie Grandidier (Essai sur la Cathédrale de Strasbourg, p. 362, 363) ausdrücklich meldet; vergl. *J. Mabillon*, Praef. ad Liturg. Gallicanam. Es ist also nicht die ganze Bibliothek des Jacques Bongars, wie Einige irrig melden, nach Bern gekommen. 96) Iselin, Hist. Lex. 2. Th. S. 595. 97) Daß die Soldaten nicht nur Bücher zerrissen, wie gleichzeitige Berichte erzählen, sondern auch wirklich raubten, bestätigt das, was J. Ph. Pareus in einen jetzt zu Leyden befindlichen Codex des Non. Marcellus eingeschrieben hat: „Hic liber MS. Nonii Marcelli *in expugnatione urbis Heidelbergae ex Bibliotheca Archi-Palatina direptus fuit a milite quodam A.* 1622 *a. d. XX. Sept.*, a quo illum ego redemi dimidio floreno et quatuor integris panibus. Factum bene. Joh. Philippus Pareus, Dav. filius, m. propr." Deß

päpstliche Nuntius Karl Caraffa war grade in Regensburg anwesend, als dem bairischen Herzoge Maximilian auch auf Roms kräftige Fürsprache die Kurwürde vom Kaiser Ferdinand II. zuerkannt wurde, benutzte die günstige Gelegenheit, von dem erhöheten Fürsten die Bibliotheca Palatina als Geschenk für den Vatican zu erbitten [98]), und sorgte, sobald als dieser 1623 Kurhut und Mantel feierlich angethan hatte, für die Hinwegführung des erhaltenen Schatzes [99]). Leo Allatius, ein Grieche von Geburt, Custos der vaticanischen Bibliothek, wurde beauftragt, als päpstlicher Commissar nach Teutschland zu eilen, und ihn abzuholen [1]). Noch in demselben Monate beschäftigte er sich schon mit Verpackung derselben, und bald nachher trug eine große Anzahl Maulesel die kostbare Last über die Gebirge [2]). Leo Allatius hatte seinem Auftrage gemäß vor Allem nach den Manuscripten gegriffen, wobei er sich keineswegs nur auf die kurfürstliche Bibliothek in der Stiftskirche beschränkte, sondern auch die andern Universitätsbibliotheken ausplünderte; 431 griechische, 1956 lateinische, 289 arabische, syrische und hebräische [3]), 851 teutsche Manuscripte, und viele in Teutschland gedruckte Bücher füllten von nun an 30 verschlossene Schränke im Vatican, und waren mit geringer Ausnahme der Vergessenheit überliefert. Joh. Schmidt [4]) bejammerte diesen Verlust in folgenden Worten: „Die Mutter aller Bibliotheken, nicht nur in Teutschland, sondern auch in vielen andern Landen und Königreichen, so zu Heidelberg im obern Theile der Kirche zum h. Geiste gestanden, ist theils geraubt, theils sonst verderbt worden: ein Schatz, so nicht zu schätzen, ein Schatz, welchen das Röm. Reich nicht mehr zuwege bringen wird. Allein die Manuscripta, oder geschriebene Bücher, hat man 80,000 Cronen werth geachtet. Summa: sie hat mit Ehr den Namen geführt: Optimus Germaniae literatae thesaurus.“ Kurfürst Karl Ludwig, welcher die Universität H. glänzend wieder herstellte, ließ aus den wenigen Handschriften, welche zur Zeit der Beraubung wahrscheinlich in Händen von Privatleuten waren, und aus den sonstigen Überresten gedruckter Bücher wieder eine Bibliothek sammeln, und mit den Büchern der pfälzischen Geschichtforscher Dav. Pareus und Marq. Freher vermehren [5]). Aber alle Bemühungen, durch den gelehrten Ezech. Spanheim die Zurückgabe der Bibliotheca Palatina beim römischen Hofe zu bewirken, blieben ohne Erfolg. Wäre sie damals zurückgegeben worden, so hätten sie 1693 die Flammen mit verzehrt, welche von den Franzosen geschürt die erst mühsam zusammengebrachte neue Sammlung vernichteten.

Mit dem Anfange des 18. Jahrh. mußte also die Universitätsbibliothek wieder ganz neu geschaffen werden. Kurfürst Johann Wilhelm legte den Grund dazu, indem er die Büchersammlung des 1703 gestorbenen berühmten Humanisten J. G. Grävius [6]) für 6000 Reichsthaler kaufte, und sie (die classischen Autoren in usum Delphini, viele andere und 119 geschriebene Bücher ausgenommen) der Universität schenkte, im Ganzen 4039 Werke [7]). Dieser kleine Vorrath vermehrte sich nach und nach theils durch die Bibliothek der von Benno Haurisius 1734 gestifteten historisch-literarischen Gesellschaft, welche nach deren Auflösung hinzukam, durch die Doubleten der Hofbibliothek in Manheim, welche Kurfürst Karl Theodor 1760 nach H. bringen ließ [8]), durch Ankauf der Bücher der Exjesuiten Fr. X. Holl (gest. 1784) und Jos. Kleiner (gest. 1786) [9]), durch anderweitige Anschaffungen aus dem Universitäts-Ärar noch kurz vor dem Jubelfeste des J. 1786 für die eben wieder aus ihren abgelegenen Winkeln

---

überhaupt vieles Geschriebene und Gedruckte zerstreut wurde, schreibt der Cardinal Ang. Maria Quirini nach dem Zeugnisse Ge. Schelhorn's (Amoen. litt. Germ., edit. Ulm. 1762. T. I. p. 515). Priscian und Ausonius, vortrefflich geschrieben und mit des Kurfürsten Otto Heinrich Namen und Wappen geziert, sah J. H. Andreä zu Franecker in den Händen des berühmten Joh. Arntzenius, wie er selbst in seinem Riesmanno rediv. p. 191 erzählt. Trithemius' Chronikon, von ihm eigenhändig geschrieben, kam in die kurfürstl. Bibliothek nach München. Einige wenige gedruckte Bücher, ebenfalls mit Otto Heinrich's Namen bezeichnet, blieben in H. zurück, und wurden später in die Hofbibliothek nach Manheim gebracht. Von den arabischen Manuscripten blieben nur zwei, namentlich Elmacin's sarazenische Geschichte und des Arztes Gazal Schriften in pfälzischen Händen. Cf. *J. H. Andreae* in Riesmanno rediv. p. 192.

98) „Er wußte besser, um was er bat, als Maximilian, was er gab,“ sagt Zschokke in bairischen Geschichten. 99) „Ceremoniis peractis etc. ego impetrata a Bavariae Electore bibliotheca Heidelbergensi, quae et copia librorum et raritate manuscriptorum omnibus aliis in Germania et forsan in Europa bibliothecis antecellebat, Romam transmittendam curavi,“ sagt *Caraffa* de Germania sacra restaurata. (Colon. 1639.) p. 150.

1) Eine vorgebliche Instruction für Allatius, welche mehrmals gedruckt worden, ist, wie Wilken (Gesch. der rc. heid. Biblioth. S. 235—238) erwiesen hat, erdichtet. 2) „Jamais mulets portèrent une plus précieuse charge,“ sagt *Ezech. in Spanheim* Mémoires sur la vie et la mort de l'Electrice Louise Juliane. (Leyde 1645. 4.) p. 261. Daß aber, wie auch Baierns Geschichtschreiber in einer Note anführt, jeder Maulesel ein Täfelchen mit der Inschrift getragen habe, ist ein Misverständniß; wol aber wurde zu Rom in viele der Handschriften ein Kupferstich eingekleistert, das pfalz-bairische Wappen vorstellend, worüber der Kurhut von zwei Engeln emporgehalten wird, und die Inschrift: Sum de Bibliotheca, quam Heidelberga capta, Spolium fecit, et P. M. Gregorio XV. trophaeum misit Maximilianus Utriusq. Bavariae Dux etc. S. R. I. Archidapifer et Princeps Elector. Unten: Anno Christi CIↃ.IↃC.XXIII. Dies findet sich auch jetzt noch in vielen der heidelb. Bibliothek wieder zugekommenen Handschriften. 3) Indische Bücher, welche Zschokke erwähnt, waren nicht dabei.

4) In der dritten Predigt von der Buchdruckerei, zu Straßburg A. 1640 gehalten. Cf. *Zeiler*, Topogr. Palat. Rh. p. 39. Andere Zeugnisse von dem Ruhme und der Wichtigkeit dieser Bibliothek sind bei *J. H. Andreae* in Riesmanno rediv. p. 188—195. M. Denis, Einleit. zur Bücherkunde. 1. Th. 3. Zeitraum. §. XXXIV. S. 192, 193. (wien. Aufl.) *Adlzreuter*, Annal. B. G. P. III. L. VII. §. 27. *Khevenhiller*, Annal. Ferdinand. T. X. p. 1733 sq. 5) *J. H. Hottinger*, Biblioth. quadrip. p. 23. 6) Catal. Bibliothecae, qua usus est, dum viveret, *Graevius* (Traj. ad Rhen. 1700). 7) Jul. Lampadius, Almanach der Univ. Heidelb. auf das J. 1813. S. 192, 193, aus *Tolneri* Catal. mscp. libr. Bibl. Univ. Heid. an. 1710, collato mit dem Catal. Biblioth. Graev. *Schwab*, Syllab. Rector. P. II. p. 120. Fr. P. Wund, Gesch. u. Beschr. der St. Heid. S. 390, 391. 8) K. Büttinghausen, Beitr. zur pfälz. Gelehrten-Gesch. S. 22. 9) *J. Schwab*, Syllab. Rect. etc. T. II. p. 120 et 334.

zum öffentlichen Gebrauche hervorgezogene Universitätsbibliothek [10]), und durch die freiwilligen Geschenke, welche die Städte Worms, Speier, Frankfurt a. M., Heilbronn, die Universität zu Basel, und viele ausländische und inländische Gelehrte bei Gelegenheit der Jubelfeier 1786 machten [11]). Um diese Zeit zählte man in der Universitätsbibliothek 18,000 Bände [12]); im J. 1795 kam die bedeutende Bibliothek des Professors Joh. Schwab durch dessen Vermächtniß hinzu. Vorzüglich aber wuchs sie an durch ihren Wiederhersteller, den Großherzog Karl Friedrich von Baden, und zwar durch die 1803 erfolgte Vereinigung mit der besondern Bibliothek der staatswirthschaftlichen Hohenschule (5145 Werke in 9145 Bänden), durch die aus den aufgehobenen Klöstern Allerheiligen, Schwarzach und Lichtenthal derselben überlassenen Schriften (wenigstens 3112 an der Zahl), worunter die aus Schwarzach besonders schätzbar sind, durch das Vermächtniß des 1809 verstorbenen Professors Matth. Kübel (3000 Bände), dann 1810 durch die vormalige fürstbischöfliche Bibliothek zu Bruchsal, durch eine bedeutende Anzahl schätzbarer Werke aus der ehemaligen Reichsprälatur Gengenbach, und durch die ebenfalls 1810 erkaufte äußerst vollständige medicinische Büchersammlung des kaiserl. russischen Leibarztes Böfler, abgesehen von den jährlichen Anschaffungen aus den seit 1803 fixirten jährlichen Einkünften. So zählte die Bibliothek schon 1814 über 45,000 Bände. Die bedeutendsten Erwerbungen indessen erfolgten erst in der neuesten Zeit. Vor allem ist zu erwähnen, daß ein Theil der alten Bibliotheca Palatina wieder erlangt wurde, nach dem Befreiungskriege im J. 1815—1816. Als nämlich die teutschen Fürsten 1815 wieder zurückfoderten, was ihnen an literarischen oder Kunstschätzen gehört hatte, versäumte die Universität H. diese günstige Gelegenheit nicht, ihre Ansprüche auf jene herrliche Sammlung von Büchern, welche ihr vor beinahe 200 Jahren unter demselben Rechtstitel, nach welchem die Franzosen ihre Erwerbungen gemacht hatten, waren entzogen worden, bei den hohen Mächten in Anregung zu bringen und geltend zu machen. Man wußte aus einem bekannten Buche [13]), daß unter den 500 nach Paris gebrachten vaticanischen Manuscripten auch 38 pfälzische waren; diese wurden daher zuerst reclamirt. Der Abgeordnete der Universität H. fand nicht nur bei dem in Paris anwesenden badischen Minister von Hacke, sondern auch bei den preuß. und österreich. Ministern, von Humboldt und von Wessenberg, die freundlichste Unterstützung bei seinem Gesuche, sodaß er Muth faßte, die Reclamation auch auf die noch in Rom befindliche Bibliotheca Palatina auszudehnen. Die Franzosen hatten indessen auf das Bestimmteste erklärt, daß aus ihren Museen und Bibliotheken keine freiwillige Zurückgabe erbeuteter Gegenstände geschehen werde; worauf die Zurücknahme durch militairische Gewalt angeordnet wurde. Die 38 Nummern aus der Bibliotheca Palatina mußten indessen bis zur Entscheidung von Seiten Roms bei dem preuß. Generalmajor von Müffling deponirt bleiben; die Gewährung erfolgte jedoch um so leichter, als dort irriger Weise Heidelberg als eine preuß. Lehranstalt betrachtet worden war. Schwieriger war es, die der übrigen noch im Vatican befindlichen Bibliotheca Palatina zu erhalten; nur so viel setzte man durch, daß die teutschen Manuscripte, 848 an der Zahl, und einige die Universität selbst betreffende Handschriften in lateinischer Sprache ausgeliefert wurden. Diese nahm der Abgeordnete der Universität Heidelberg zu Rom am 13. Mai 1816 in Empfang, und besorgte deren sichere Zurückkunft zu ihrer ursprünglichen Stelle. Eine bedeutende Vergrößerung erfuhr die Universitätsbibliothek 1828 durch Ankauf der aus 60,000 Bänden bestehenden Bibliothek des vormaligen unmittelbaren Reichsstiftes Salmannsweiler. Gegenwärtig zählt sie über 1000 Manuscripte und über 110,000 Bände gedruckter Bücher, gehört also nicht zu den unbedeutenden in Teutschland. Auch sind ihr durch die liberale Regierung und durch Bewilligungen der Stände in neuester Zeit solche Unterstützungen zugegangen, daß sie mit dem Fortschreiten der Wissenschaften und Künste gleichen Schritt wird halten können. Sie ist das ganze Jahr über, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, täglich an gewissen bestimmten Stunden zum Gebrauche offen; auch erhalten auswärtige Gelehrte auf ihr Verlangen häufig und willfährig daraus Hilfsmittel zu ihren Arbeiten. Ein neu angekauftes großes und freundliches Gebäude, das von allen Seiten freisteht, nur einen Kamin und eine Feuerstätte hat, schützt sie gegen das Unglück der Flammen und gegen sonstigen Schaden, so gut, als es menschliche Fürsorge vermag [14]). (*Th. Alfr. Leger.*)

HEIDELSHEIM, Stadt im großherzogl. badischen Oberamte Bruchsal, ½ teutsche Meilen südöstlich von der Oberamtsstadt auf der Poststraße nach Stuttgart, mit 2230 Einw., die Stadt- und Landgewerbe treiben, einer bedeutenden Gemeindewaldung, zwei Kirchen (die eine im Langhause evangel.-reformirte, im Chore katholische, die andere Lutherische Pfarrkirche), drei Schulen für die verschiedenen christlichen Confessionen, einer Industrieschule für Mädchen, einem gut dotirten und gut eingerichteten Bürgerhospital, und vier Getreidemühlen an der außerhalb dem Städtchen vorbeifließenden Salzbach, der alten Salbach des Karolingischen Zeitalters. In uralten Zeiten sicherlich das Stammgut eines fränkischen Ritters, Namens Heidolf; daher im 8. und 9. Jahrh. unter dem Namen Villa Heidolfesheim im Kraichgaue wohl bekannt, in welcher damals die berühmte Abtei Lorsch im Oberrheingaue ansehnliche Güter erworben hat. Später dem Reiche unmittelbar angehörig; daher Kaiser Heinrich VII. im J. 1311 die Verpfändung genehmigen mußte, womit der Landvoigt Konrad von Weinsperg den Reichsflecken Heidolfsheim an den Grafen Konrad von Vehingen um

10) *J. Schwab*, Histor. Sacror. Acad. Heid. Secul. p. 21. *Ejusd.* Actor. Secul. (vorn) und Syllab. Rect. T. II. p. 120. 11) Ein Verzeichniß dieser Bücher findet man in *J. Schwab*, Act. Sacr. Sec. etc. p. 537—550. 12) *J. Schwab*, Syllab. Rect. T. II p. 121. 13) Recensio MSS. Codicum, qui ex universa bibl. Vatic. etc. procuratoribus Gallorum jure belli etc. traditi fuere (Lips. 1803).

14) Zum Theil nach freundlichen Mittheilungen des Oberbibliothekars Eifelein.

800 Pfund Heller und an den Markgrafen Hermann von Baden um 100 Pfund beschwert hatte. Im J. 1340 von den pfälzischen Kurfürsten Rudolf II. und Ruprecht I. durch Gelddarleihen an den Markgrafen Rudolf von Baden und an Kaiser Ludwig den Baier zur Pfalz gebracht, wobei jedoch die Ansprüche Badens auf Wiederlösung bis 1463 fortdauerten, wo Markgraf Karl von Baden nach der für den pfälz. Kurfürsten Friedrich I. den Siegreichen glücklichen Schlacht bei Seckenheim auf alle fernere Ansprüche wegen H. verzichten mußte. Unter Kurpfalz gehörte H. zu dem alten Oberamte Bretten, stieg zu großem Wohlstande, und bauete in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. seine drei Thore, und 1593 das alte Rathhaus. Aber im J. 1689 wurde es von den Franzosen geplündert und ausgebrannt; endlich 1802 kam es mit den Resten der diesseitigen Rheinpfalz wieder an das altfürstliche Haus Baden. (*Th. Alfr. Leger.*)

Heiderich, s. **Hederich**.

Heiligenband, s. **Hüft- und Heiligenbeinfuge**.

HEILIGEN GEISTES ORDEN (**Ordre du saint esprit**), stiftete König Heinrich III. von Frankreich; die Veranlassung dazu fand er im Zusammentreffen mehrer Ereignisse. Er wurde im J. 1573 zu Pfingsten zum Könige von Polen erwählt, und gelangte 1574 um dieselbe Zeit nach dem Tode seines Bruders, Karl's IX., zur Krone Frankreichs. Da nun auch sein Geburtstag auf das Pfingstfest gefallen war, so sah er dieses Fest als ein ihm besonders günstiges an, und stiftete ihm zu Ehren und zum Andenken der für ihn und für die Geschichte seiner Dynastie höchst merkwürdigen Vereinigung zweier Kronen auf einem Haupte, am 30. Dec. 1578 einen Orden, der, in Beziehung auf das Pfingstfest, den Namen des heiligen Geistes erhielt. Zugleich verband er mit dieser Stiftung die Absicht, die Gemüther des damals durch einen sogenannten heiligen Bund und die Guise'sche Faction von dem Könige abgewendeten Adels wieder an sich zu ziehen, und auch dem, in Werthe ganz gesunkenen St. Michaelsorden, einen neuen Orden an die Seite zu setzen, der durch sparsame Austheilung ein größeres Ansehen erhielte. Einige Geschichtschreiber wollen indessen behaupten, daß geheime Liebe größern Antheil, als Religion und Politik, am Entstehen des Ordens gehabt habe. Die Belege dazu entlehnen sie aus den verschiedenen Theilen und Farben der Ordenskette, wie sie anfänglich war. Die darin befindlichen doppelten M und H bezeichneten nach ihrer Angabe Heinrich's und seiner Geliebten Namenschiffre, und die angebrachte grüne, blaue, weiße und gelbe Farbe seien Lieblingsfarben der Geliebten gewesen. Auch meinen sie, daß in dem durch die Gegeneinanderstellung zweier griechischer Delta (Δ) entstandenen griechischen Phi (Φ) das Wort fidelia (Treue) verborgen ausgedrückt, sowie mit den von Feuerflammen umgebenen Lilien Heinrich's brennende Liebe bezeichnet worden sei. Eine nähere Bekanntschaft mit Heinrich's Charakter macht diese Auslegung allerdings wahrscheinlich, sowie auch der Umstand dafür spricht, daß sein Nachfolger, Heinrich IV., diese geheimen Anspielungen sogleich entfernte, und die Ordenskette, sowie sie noch jetzt ist, abänderte. Im Stiftungsbriefe erklärt übrigens Heinrich III. die Veranlassung der Stiftung in folgenden Worten: „Da wir Unser Gelübde zu Gott gethan, und all' unser Vertrauen auf die Güte Gottes gesetzt haben, von dem wir alles Glück dieses Lebens empfangen zu haben bekennen, so ist es billig, daß Wir uns dessen erinnern, daß Wir uns bemühen, ihm unendlichen Dank deshalb zu sagen, und daß wir allen Nachkommen bezeigen, was für große Wohlthaten wir von ihm besonders darin empfangen haben, daß er Uns mitten unter so vielen verschiedenen Religionsmeinungen, welche Frankreich getheilt haben, in der Erkenntniß seines Namens bei dem Bekenntnisse des einzigen katholischen Glaubens, und in der Einigkeit einer einzigen apostolischen und römischen Kirche erhalten hat: daß es ihm gefallen, durch Eingebung des heiligen Geistes, am Pfingsttage aller Herzen und Willen des polnischen Adels zu vereinigen, und die Stände dieses Königreichs und des Herzogthums Litthauen zu bewegen, Uns zu ihrem Könige zu erwählen, und Uns darauf an eben dem Tage zur Regierung des Königreichs Frankreich zu berufen, mittels dessen Wir sowol zur Erhaltung des Andenkens aller dieser Dinge, als auch zur Befestigung und mehrer Handhabung der katholischen Religion, und zu größerer Zierde und Ehre des Adels in Unserm Königreiche den Ritterorden des heiligen Geistes stiften rc."

Die Statuten des Ordens stimmen im Wesentlichen mit denen anderer Orden überein; doch enthalten sie noch das Eigenthümliche, daß der König von Frankreich, als Oberhaupt und Großmeister des Ordens, gehalten ist, an dem Tage seiner Salbung und Krönung in Gegenwart des Erzbischofs zu Rheims, die Beobachtung der Satzungen des Ordens, nach der in ebendiesen Satzungen vorgeschriebenen Art und Weise zu beschwören, ohne sich durch irgend eine Ursache dessen entziehen zu können. Diese Eidesformel ist mit in das Salbungsbuch eingerückt und zu den andern Eiden geschrieben worden, welche die Könige ablegen müssen, ehe sie gekrönet werden. Die Eidesformel (welche zu gleicher Zeit das Wesentliche der Statuten des Ordens enthält), welche Heinrich III. 1578 in der Augustinerkirche in Paris kniend aussprach, lautet folgendermaßen: „Wir Heinrich, von Gottes Gnaden König in Frankreich und Polen, schwören und geloben feierlich in eure (des Erzbischofs) Hände, Gott dem Schöpfer, daß wir in dem heiligen Glauben und der katholischen, apostolischen und römischen Religion, wie es einem allerchristlichsten Könige zusteht, leben und sterben, und viel eher sterben, als davon abweichen wollen, daß Wir den Orden des heil. Geistes, der von Uns gestiftet und errichtet ist, beständig aufrecht erhalten wollen, ohne ihn jemals verfallen, schwächen oder mindern zu lassen, soviel es in Unserer Macht stehen wird; daß Wir die Satzungen und Verordnungen des besagten Ordens völlig nach ihrer Verfassung und nach ihrem Inhalte beobachten, und sie von allen denjenigen, die in besagten Orden aufgenommen sind, und nachher noch aufgenommen werden, genau beobachten lassen, und niemals ausdrücklich dawider handeln, noch davon freisprechen, oder sie zu verändern versuchen, oder die unwiderruflichen Satzungen desselben umkehren wollen. Näm-

lich die Satzung, welche von der Vereinigung der Großmeisterwürde mit der Krone Frankreich redet; diejenige, welche die Anzahl der Cardinäle, Prälaten, Komthuren und Beamten enthält; diejenige, daß keine Anwartschaftsbriefe auf Kommenden, ganz oder zum Theil, keinem andern, er sei, wer er wolle, unter dem Vorwand einer Abfindung oder Bewilligung solle oder könne gegeben werden; wie auch diejenige, wodurch Wir Uns insoweit, als es auf uns ankommt, verbinden, die bei dem Orden aufgenommene Komthuren und Beamten niemals lossprechen zu können, an den gewöhnlichen Tagen, als am Neujahrstage und an dem Pfingstfeste zu communiciren und den Leib unsers Herrn Jesu Christi zu empfangen. Wie auch diejenige, worin gesagt wird, daß wir und alle Komthuren und Beamten keine andere als römisch-katholische Edelleute, von dreien Geschlechtern, von Vaterseite sein sollen. Wie auch diejenige, wodurch Wir alle Macht benehmen, die zu den Einkünften und zur Unterhaltung besagter Komthuren und Beamten angewiesenen Gelder anderswo anzuwenden, es sei, aus was für Ursache und Beweis für Gelegenheit es wolle, noch irgend einem Fremden, der nicht naturalisirt ist und in dem Königreiche wohnt, den besagten Orden zuzulassen; und ingleichen auch diejenige, worin die Formel der Gelübde und die Verbindlichkeit enthalten ist, den Stern täglich auf ihrem Kleide, und das goldene Kreuz an einem himmelblauen seidenen Bande um den Hals, und die an den bestimmten Tagen vorgeschriebene Kleidung zu tragen. Dieses schwören, geloben und versprechen Wir &c."

Heinrich IV. änderte jedoch schon 12 Jahre später einiges in den Statuten ab. Er verordnete, daß auch fremde, sowol fürstliche als andere Personen in den Orden aufgenommen werden dürften. Erhält ihn ein regierender Fürst, so wird ein Komthur und ein Ritter des Ordens mit den Insignien an denselben abgesendet. Dagegen muß dieser, und zwar binnen Jahresfrist, durch einen Abgesandten dem Könige selbst dafür danken lassen. Andere Auswärtige, nicht regierende Fürsten, müssen noch in dem Jahre ihrer Erwählung persönlich vor dem Könige erscheinen, um von ihm die Insignien zu erhalten und den vorgeschriebenen Eid zu leisten, wenn sie nicht ausdrücklich davon dispensirt werden. Die Erlangung des Heiligen-Geistordens setzt immer den Besitz des zweiten französischen, des Michaelsordens, voraus, daher der König auch die zu heil. Geistordensrittern Ernannten, welche diesen noch nicht haben, entweder am Tage vor dem Ritterschlage oder am nämlichen Morgen in seinem Cabinet damit bekleidet. Die Zahl der Ritter, welche den Titel führen dürfen: „Ritter der königlichen Orden," ist auf 100 bestimmt, welche nie überschritten wird. Die Stiftungsurkunde ertheilt ihnen viele Freiheiten und Vorrechte, wovon jedoch in neuern Zeiten manche verloren gegangen sein möchten. Unter andern Ehren genießen sie auch die: an Ordensfesttagen mit dem Könige an einer Tafel zu speisen. Aus den Dotationen des Ordens bezog anfänglich jeder Ritter jährlich 4000 Livres, seit 1764 aber bekommen die 20 Ältesten jährlich 8000 Livres, und jetzt erhalten die 30 Ältesten 6000 und die übrigen 3000 Livres jährlich. Ihre Verpflichtungen sind dagegen: Täglich der Messe und an Festtagen dem göttlichen Amte beizuwohnen, täglich die Zahl der Gebete und Gesänge oder die sieben Bußpsalmen herzusagen, wie es ihnen das Buch vorschreibt, das jeder Ritter bei der Aufnahme erhält, oder wenn ihnen dies zu beschwerlich fällt, so müssen sie wenigstens an Arme täglich ein Almosen geben. Sie müssen ferner, mindestens zweimal des Jahres, beichten und das heil. Abendmahl empfangen, und zwar am 1. Januar und am Pfingstfeste.

Unter der Zahl der 100 Ritter sind die Prinzen von Geblüt, die andern Prinzen der königlichen Familie, die Geistlichen und die Großofficiere als Commandeure überhaupt nur Franzosen, nicht die auswärtigen Ritter, welche auch keine Einkünfte beziehen, begriffen. Die Geistlichen sind: vier Cardinäle, vier Erzbischöfe oder Bischöfe, und der Großalmoseniter des Reichs. Sie heißen Commandeure des Ordens, und haben den Michaelsorden nicht. Außerdem hat der Orden einen Kanzler, einen Großsiegelbewahrer, einen Ceremonienmeister, einen Schatzmeister und einen Secretair, welche grands-officiers Commandeurs heißen; ingleichen einen Historiographen oder Genealogisten, einen Herold, einen Intendanten, einen Huissier und einen Zahlmeister.

Das Ordenszeichen ist von eigenthümlicher, schöner Form; ein grünes Malteserkreuz, dessen Theile durch goldene Lilien verbunden sind und auf dessen rothem Mittelschilde eine weiße, abwärts schwebende Taube liegt. Auf der Umseite ist das Bild des Erzengels Michael, wie er den Drachen niedertritt. Gewöhnlich wird es an einem breiten himmelblauen Bande, von der Rechten zur Linken, und auf der linken Brust, die Vorderseite des Ordenszeichens in Silber gestickt, getragen. Bei festlichen Tagen müssen die Ritter in einer Ordenskleidung erscheinen, die äußerst prächtig ist. Sie besteht aus einem Wams und Beinkleid von weißem Satine, einem langen, mit orangefarbenem Atlas gefütterten Mantel von schwarzem Sammet, der durchaus mit goldenen Flammen besäet, dessen Saum mit goldenen Lilien, Liebesschleifen und dem Buchstaben H. (Heinrich) gestickt, und an der linken Seite aufgeschürzt ist, sodaß ein Theil davon in der Form eines Zipfels vorn bis an die Schuhe herabhängt, auf welchem das Ordenszeichen in großer Form gestickt ist. Über diesem Mantel hängt noch ein kleines Mäntelchen von grünem Silberstoff bis auf die Brust herab, auf welchem die Ordenskette mit daran hängendem Ordenszeichen liegt. Den Kopf deckt ein schwarzes Baret mit weißen Federn, von welcher Farbe auch Schuhe und Strümpfe sind.

Die Geistlichen des Ordens tragen das Ordenszeichen, welches bei ihnen auf beiden Seiten gleich ist, an einem schmalern Bande um den Hals, und dabei auf der Linken den Bruststern. Der Huissier und der Herold ebenso, doch ohne Bruststern.

Das Ordensfest wird am 1. Januar gefeiert. Tags zuvor ist Vesper, welcher die Ritter beiwohnen müssen. Der gewöhnliche Versammlungsort ist die Kirche der Augustiner in Paris.

Der Heiligegeistorden, dessen Wahlspruch ist: duce

et auspice, blühte ununterbrochen fort bis zur Revolutionszeit, wo er von der Nationalversammlung durch ein eigenes Decret aufgehoben wurde, indem die damaligen Ansichten von Freiheit und Gleichheit solche äußere Auszeichnungen nicht zuließen. Auch unter Napoleon's Regierung blieb er unterdrückt, und erst im J. 1814, als König Ludwig XVIII. in Paris eingezogen war, trat derselbe in seine alten Rechte, und mit dem königlichen Glanze wieder hervor; indessen vergab ihn doch Ludwig XVIII. während seines Exils an mehre Personen, womit er seine Nichtanerkennung der Aufhebung desselben an den Tag legen wollte. (*F. Gottschalck.*)

Heiligenschein, s. Nimbus.

HEIME, der Hochmüthige, einer der Recken im Sagenkreise des Heldenbuchs, ein Herzog, Sohn Adelger's, nach einer andern Mythe eines Roßziehers Studas, und selbst Studas (Stute) genannt, bis man ihn mit dem vor andern Schlangen an Stärke und Gift ausgezeichneten Lindwurme Heime verglich, und nach dessen Namen nannte. Er ritt auf seinem Hengste Rispa, dem besten von allen, nach Bern, focht lange mit Dietrich im Zweikampfe, bis er sein Schwert an dessen Helm Hildegrim zerbrach, und von dem Sieger unter seine Mannen genommen wurde. Für die Dienste, welche er diesem leistete, empfing er das beste Schwert Nagelring als Geschenk. Wittich, hierüber misgünstig, entdeckte, daß Heime ihm, als sie beide gegen fünf Männer ritten, nicht beigestanden. Da verließ Heime, erbittert über Dietrich's Scheltworte, Bern, und verband sich mit dem mächtigen Räuber Ingram, der im Fasturwalde zwischen Sachsenland und Dänemark lag. Bitterolf und sein Sohn Dietlieb erschlugen die Räuber bis auf Heime, der nach heftigem Kampfe nach Bern floh. Als Dietrich gegen den König Isung gezogen, kämpfte H. mit des Letztern jüngstem Sohne, ward besiegt und an dessen Speerschaft gebunden. Im Rosengarten zu Worms bezwang H. nach fürchterlichem Kampfe den Riesen Schruthan, und erhielt von Chriemhild einen Rosenkranz und Kuß. Mit Etzel und Dietrich, um Dietlieb zu rächen, war H. vor Worms gezogen, verlor sein Schwert Nagelring im Kampfe mit Siegfried und gewann es nach tapferm Streite wieder. Durch Ermenrich, dem er, ungeachtet er ihn groß gemacht, zürnend seine schändlichen Handlungen vorhielt und seinen Rathgeber Sibich mishandelte, übernahm er die Botschaft, dem Berner zu widersagen, griff mit Wittichen zugleich den jungen Alphart, der auf der Warte viele Helden Ermenrich's im Einzelkampfe erschlagen, wider alles Recht an, und ermordete ihn. In der Schlacht vor Ravenna kämpfte er mit Rüdiger und floh besiegt in die Stadt. Vier Elnbogen werden Heime'n beigelegt, wahrscheinlich, um seine Kampffertigkeit bildlich auszudrücken, sowie von Siegfried gesagt wird, er habe 12 Schwerter geführt. Zum Wappen hatte H. einen blauen Schild, und darauf ein Roß mit bleicher Farbe gemalt, welches auch auf seiner ganzen Rüstung abgebildet war. Die blaue Farbe bedeutete kalte Brust und grimmes Herz, und das Roß deutete auf die Beschäftigung seiner Verwandten, und daß er der beste Reiter sei. Deutet man die Helden von Göttern, die in Menschen umgewandelt, so vertreten Wittich und Heime die Stelle Loki's und Hödr's *). (*Ferdinand Wachter.*)

HELENA *Risso* (Crustacea). Gattung der Isopoden (*Risso*, Hist. nat. de l'Europ. mérid. V.), zwischen Olympia und Linmoria eingeordnet. Der Körper langgewölbt, hinten abgesetzt schmäler, der Körper fast dreieckig, vorgestreckt, hinten dreilappig, mit zugerundeten Ecken, die Augen groß, eiförmig, netzartig vorragend, die obern Fühler achtgliederig, kurz, dick, die untern borstig, vielgliederig, die Glieder verloschen; der Thorax siebengliederig, 14 gleichförmige Füße, von denen nur die hintern etwas länger sind, die Klauen spitzig, schwach gekrümmt, der Hinterleib sechsgliederig, das letzte Glied eiförmig, hinten scharf abgesetzt, zugespitzt, die Anhängsel ungleich, blätterig, die äußern doppelt so lang als die innern.

H. Spinolae. Der Körper sehr glatt, stark glänzend, durchscheinend, bräunlich, die Segmente blaß gesäumt, Fühler und Füße von gleicher Farbe, die Augen schwarz. Länge 14 Millimeter, im Winter und Frühjahre bei Nizza zwischen Algen. (D. *Thon.*)

HELFENSTEIN. In diesem durch einige Druckfehler entstellten Art. (5. Th. S. 87) lies Z. 9 ff.: „das Schloß Helfenstein lag am Rheine der Moselmündung gegenüber — — und das Schloß Spurkenburg (Sporkenburg) in der Nähe von Ems." (*R.*)

HELIANTH nennt Fr. v. Köpken ein weinartiges Getränk, das er aus den Wurzelknollen der knolligen Sonnenblume (Helianthus tuberosus *L.*, Erdapfel) (s. d. Art.) bereiten lehrt. Es unterscheidet sich wesentlich vom Weine und vom Biere, und verdient eine allgemeinere Anwendung, gleich den Wurzelknollen zu Gemüse und sowol diesen, als den Blättern und Stengeln der Pflanze zu Viehfutter. Vergl. Helianth, ein weingeistiges Getränk aus Erdäpfeln (Helianthus tuberosus *L.*), zuerst bereitet und bekannt gemacht von Fr. v. Köpken ꝛc. (Halle 1827). (*Th. Schreger.*)

HELIOLITH, HELIOLITHES nannte Guéttard (Mém. sur diff. parties des sciences et arts) Sternkorallen mit runden Sternzellen. (*H. G. Bronn.*)

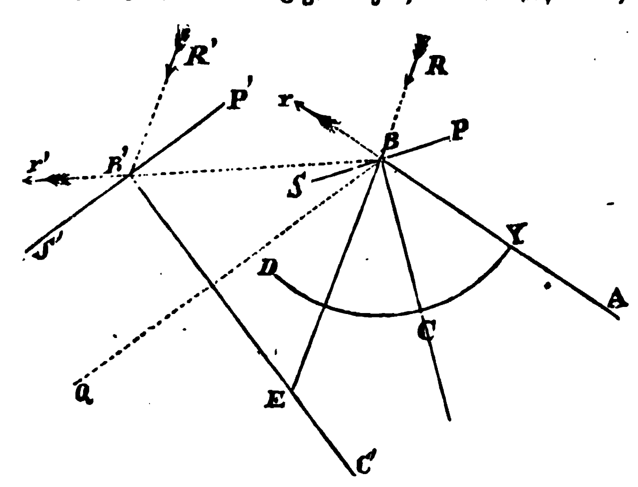
HELIOSTAT (Nachtrag zu Theil V. S. 130). Seit der Zeit, wo jener Artikel geschrieben wurde, sind die Untersuchungen über die Modificationen, welche die Lichtstrahlen unter verschiedenen Umständen erleiden, mit größerm Eifer verfolgt worden, als dieses früher der Fall war, und verschiedene Physiker und Künstler haben sich bemüht, dem Heliostaten eine größere Vollkommenheit zu geben. Es würde jedoch hier zu weitläufig werden und mehre Tafeln von Abbildungen erfodern, wenn ich diese Apparate im Detail beschreiben wollte, deshalb mögen hier wenige Andeutungen genügen.

Einen trefflichen, von Gambey verfertigten Heliostaten

*) Die Wilkina- und Niflunga-Saga, die Einleitung in das Heldenbuch, die Lieder vom Rosengarten zu Worms, Alphart's Tod, Dietlieb und Bitterolf, die Schlacht vor Raben (Ravenna); Mone's Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa.

beschreibt Hachette in **Poggendorff's Annalen der Physik** Bd. XVII. S. 72. Dieser hat vor dem oben Th. V. beschriebenen nach Hachette mehre Vorzüge, denn 1) kann der Beobachter, bevor er denselben gebraucht, die respective Lage der beweglichen Theile, aus denen er besteht, genau prüfen; 2) ist das Instrument durch bloße Kenntniß der Breite des Beobachtungsortes und der der Beobachtungszeit entsprechenden Declination der Sonne leicht zu orientiren; 3) ist der Regulator nicht wie bei dem von Fortin ein freischwebendes Pendel, welches der Wind im Gange stören kann, sondern in der Uhr befindlich. Ein Apparat dieser Art, welchen ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, war so trefflich gearbeitet, daß kaum etwas zu wünschen übrigblieb. Jedoch dürfte der hohe Preis des Instruments wol manchen Physiker abhalten, sich ein solches anzuschaffen, und ich will daher hier noch in der Kürze die Grundsätze angeben, auf denen der Th. V. S. 130 erwähnte Heliostat von Prandi beruht.

Die Linie AB der Figur bezeichne eine Axe, welche



mit der Weltaxe parallel ist, an ihr befinde sich eine Uhr, welche der Sonne bei ihrer täglichen Umdrehung folgt; es fallen die Sonnenstrahlen nach der Richtung RB ein; ein Spiegel, dessen Durchschnitt SP angibt, ist durch ein Charnier mit AB verbunden, und trägt an seiner Rückseite einen auf ihm senkrecht stehenden Stiel, welcher den Winkel ABE, welchen die Sonne mit dem Pole bildet, halbirt, der Lichtstrahl RB wird dann nach Br, der Verlängerung von AB, reflectirt. Bleibt dann die Ebene ABE in Folge der Drehung AB stets parallel mit derjenigen, in welcher die Strahlen einfallen, so werden die Strahlen ohne Änderung nach Br reflectirt. Dadurch jedoch wird die Richtung, nach welcher die Strahlen gehen, für viele Versuche sehr unbequem. Um nun den Strahl nach einer andern willkürlichen Richtung reflectiren zu lassen, stellt Prandi den Spiegel mit seinem hinreichend verlängerten Stiele in ein besonderes Gestell, auf welchem er durch zwei Axen bewegt werden kann, von denen die eine einen Durchmesser des Spiegels bildet, die andere dagegen durch seinen Mittelpunkt geht, auf der ersten senkrecht steht, und beliebig gegen die Ebene des Spiegels geneigt werden kann. Ein Stiel BE, welcher um den Punkt B in der Ebene der Figur beweglich ist, ist parallel mit den einfallenden Strahlen RB aufgestellt, und dient dazu, auf dem Bogen YD das Complement der Declination der Sonne zu messen; seine Länge ist gleich der Entfernung des Mittelpunktes B' des Spiegels in seiner neuen Lage vom Punkte B. Dieser Stiel führt mit sich in seinen Bewegungen den Schwanz B'C' des Spiegels S'P'; der reflectirte Strahl liegt dann beständig in der Verlängerung von BB' nach r'. Da ferner ein Perpendikel BQ auf die Basis B'E des gleichschenkeligen Dreiecks B'BE den Scheitelwinkel B'BE halbirt, so halbirt auch die mit BQ parallele Linie S'P' den Winkel R'B'B und es liegt mithin B'r' in der Verlängerung von BB'.

Bei dem nach diesen Principien construirten Heliostaten lassen sich die Stiele BA und BE so stellen, wie es die Declination der Sonne und die Polhöhe des Ortes erfodern; BE trägt bei E ein ringförmiges Charnier, welches sich auf B'C' verschieben läßt, sodaß dieser Stiel stets dadurch seine passende Lage erhält. Die Uhr dreht dann den Stiel AB um seine Axe, und indem damit auch zugleich BE um letztere gedreht wird, erhält der Spiegel die erfoderliche Bewegung.

Einen ebenfalls sehr einfachen Heliostaten beschreibt R. Poller im London and Edinburgh philosophical Magazine and Journal of Science, T. II. p. 6. Mehres bei Poggendorff, Annalen XVII, 73. (*L. F. Kämtz.*)

HELM (Ant. Zach.), 5. Th. S. 179, ist Helms, s. das. S. 388. (*R.*)

HEMORRHOIS *Boie* (Reptilia). Unter diesem Namen erhob Boie zuerst in seiner Generalübersicht der Familien und Gattungen der Ophidier (Isis 1826. 982) Coluber Hippocrepis *L.* zur Gattung. Später (ebendas. 1827. 538) zählt er aber diese Art wieder zu Coluber, und will Col. trabalis *Pallas*, nebst andern zu dieser Gattung gezogen wissen, welche übrigens nicht weiter charakterisirt ist, und welche Wagler (System der Amphibien) zu seiner Gattung Periops zieht. (D. *Thon.*)

HENCKEL VON DONNERSMARCK (Graf Erdmann Heinrich), geb. am 21. Sept. 1681 und gest. 1. Sept. 1752, ein nicht sowol durch Theilnahme an großen Ereignissen, als durch stille, einfache Größe des Privatlebens ausgezeichneter Mann. Er erscheint von Jugend auf als Muster einer redlichen, frommen und wohlwollenden Gesinnung in allen Verhältnissen, war allerdings dem Pietismus ergeben, ohne aber in den gewöhnlichen Fehler desselben, auf Andersdenkende mit Geringschätzung herabzusehen, zu verfallen, und hütete sich, über der Beschäftigung mit religiösen Gegenständen die Sorge für das Irdische zu vernachlässigen. Er war der jüngste Sohn des Grafen Elias Andreas H. (s. den genealogischen Art. im 5. Th. S. 391), kam im zehnten Jahre von Oderberg in Oberschlesien, wo er geboren war, mit seinen Ältern nach Pölzig im Altenburgischen, wurde durch Hauslehrer zur Universität vorbereitet, worauf er

seit 1698 in Leipzig [1]) studirte, und bereits damals neben Eifer und Fleiß im Studiren eine ungewöhnliche Stärke und Gediegenheit des Charakters bewies. Nachdem sein Vater bereits im J. 1700 verstorben war, ging er mit seinem Bruder Wenzel Ludwig auf Reisen nach Frankreich, England und Holland, und widmete sich nach seiner Rückkunft dem Landleben, wahrscheinlich weil ihm die Ruhe desselben besonders zusagte. Zwar fanden sich einige vorübergehende Aussichten zum Eintritt in dänische und sächsische Staatsdienste, sie zerschlugen sich aber bald wieder. Mit den Grafen Reuß Heinrich II. von Greiz und XXIV. von Köstritz stand er in naher Berührung, überkam daher auch im J. 1722 für Heinrich XI. von Greiz die Mitvormundschaft, der er sich mit treuem Eifer und Gewandtheit unterzog. Seit 1734 war er auch Vormund seines Neffen Ludwig Bernhard H. und später des Grafen Johann Christian II. von Solms-Baruth, des Enkels seiner Schwester, hatte aber dabei viel Mühe, Unruhe und namhafte Verluste. Der erstere dieser beiden Mündel wünschte eine Tochter desselben, Henriette Helene, zu heirathen; als aber wegen seiner Jugend (er war kaum 19 Jahre alt) die Verbindung erst nach Vollendung seiner Studien und einer Reise zu seiner Ausbildung verheißen wurde, versuchte er sich zu erschießen, wurde zwar erhalten, starb aber schon den 19. Jan. 1739 an einem dazu gekommenen hitzigen Fieber. Die Geliebte desselben entfloh nach seinem Tode nach Prag, trat zur katholischen Kirche über, und bereitete dem Vater dadurch großen Kummer. Dazu gesellte sich noch die schändliche Verleumdung Übelwollender, der junge Graf sei um der Herrschaft Oderberg willen vergiftet, welche seit 1743 ganz an Grafen Erdmann Heinrich gelangte. Die Tochter näherte sich indessen später dem tiefgekränkten Vater wieder. Der Besitz von Oderberg war für den Grafen nicht so ersprießlich, als sich erwarten ließ; denn im Kriege litt diese Herrschaft um so mehr, da sie halb unter österreichischer und halb unter preußischer Hoheit stand. Die Wiederherstellung des Schadens kostete viel und H. mußte sich deswegen in Schulden stürzen, ein Umstand, welcher neben der verdrießlichen baruthschen Vormundschaft wie ein Wurm an der Gesundheit des braven und edeln Mannes nagte. Er war von mittler Statur und wohlgebildet, und nahm schon durch Stimme, Bewegung und Miene für sich ein; im geselligen Umgange heiter und belebt, ließ er von den zahlreichen Sorgen, die ihn drückten, nicht das Mindeste ahnen. In seiner ersten Ehe mit Luise Sophie, Gräfin von Solms zu Sonnenwalde (seit 1714), erzeugte er einen Sohn und eine Tochter; jener aber starb schon 1725 und diese wurde späterhin durch ihre Trennung von der Familie der Grund vieler Unannehmlichkeiten. Nach dem im J. 1717 erfolgten Tode seiner trefflichen Gemahlin blieb Graf H. längere Zeit Witwer; erst 1727 ging er eine neue Verbindung ein mit der Gräfin Charlotte Marie Albertine von Leiningen-Dachsburg, welche ihn fast 31 Jahre überlebte, und in jeder Beziehung die große Liebe verdiente, welche er gegen sie hegte. Diese zweite Ehe wurde mit einem Sohne, Johann Erdmann (geb. 1728), beglückt und mit einer Tochter, Johanne Charlotte (geb. 1731), welche sich 1756 mit dem königl. preuß. Oberhofmarschall, Grafen Otto Leopold von Bees, vermählte. Das Rittergut Pölzig sollte seiner Gemahlin zu Theil werden, da aber während der Krankheit die sonst gewöhnliche Vorsicht unterlassen worden, den darüber auszustellenden Kaufbrief wirklich zu vollziehen, so entstand für sie daraus die größte Verlegenheit. Um sich über den Verlust seiner ersten Gemahlin zu trösten, schrieb der Graf ein Werk in vier Theilen: Die letzten Stunden einiger der evangel. Lehre zugethanen und in diesem und den nächstverflossenen Jahren —— verstorbenen Personen —— aus gewissen und wohlgeprüften Nachrichten zusammengetragen (Halle 1720 fg.). Die drei ersten Theile sind mehrfach gedruckt und im Ganzen werden 51 Personen besprochen; beim ersten Theile befindet sich eine Vorrede vom halle'schen Professor Anton. Außerdem legt Adelung [2]) ihm bei: Schatzkästlein mit Sprüchen und Gedichten (Grätz 1715. 16.), dann: Allerunterthänigste Gratulation, als sich Friedrich, König in Preußen, salben ließ, in einer solennen Rede (Halle 1701. Fol.) und eine Vorrede zu dem Respons. einer theol. Facultät: Ob, da — — den Richtern untersagt ist, Geschenke zu nehmen, solches Verbot auch die Parteien verbinde, keine Geschenke anzubieten (Berl. 1722) [3]). (*A. G. Hoffmann.*)

Henke (Georg Johann), s. Hencke.

HENNE (Eberhard Siegfried), war geb. am 27. Jul. 1759 und lebte zu Ende des vergangenen Jahrhunderts zu Berlin. Die mannichfaltigen Vignetten und Kalenderkupfer, welche er ausführte, sind mit Geschmack behandelt; auch verstand er den Geist der Chodowiecki'schen Zeichnungen in seinen Stichen am treuesten wiederzugeben. Das einzige große in Kupfer gestochene Blatt, welches ich von ihm kenne, ist der Tod des Königs Friedrich II., nach einem Gemälde von Bernhard Rode. Diese verdienstliche Arbeit ist aber beim Leben des Künstlers nicht viel im Publicum verbreitet worden, und nach seinem Tode wurde die Platte nebst einigen 60 Abdrücken aus seiner Hinterlassenschaft in der Auction von einem Kunstfreunde für 11 Thaler erstanden. Sowie Henne sich überall als bescheidener Künstler zeigte, so anspruchslos war auch sein übriges Leben. Er starb zu Berlin als Inspector der königl. Kunstakademie am 5. December 1828 *). (*A. Weise.*)

HERAKLIT (*Ἡράκλειτος*) von Ephesus, der dunkle (*σκοτεινός*) oder der Physiker genannt, dessen Blüthezeit in die 69. Olympiade (500 J. v. Chr.) fällt [1]), gehört zu den tiefsten und originellsten Denkern der vorsokrati-

1) Nach Adelung (Fortf. zu Jöcher's Gelehrtenler. 2. Bd. Col. 1912) soll er auch zu Halle studirt haben, wogegen aber Büsching (Beiträge zur Lebensbeschreib. merkwürd. Personen. 4. Th. S. 8) bemerkt, daß er im Album dieser Universität nicht stehe.

2) a. a. O. 3) Vergl. A. F. Büsching a. a. O. S. 1—50. Adelung a. a. O. und F. C. G. Hirsching, Historisch-liter. Handb. 3. Bd. S. 103.

*) Vergl. Allgem. liter. Zeitung. 1829. Int.-Bl. Nr. 20.

1) *Diog. Laert.* L. IX, 1.

schen griechischen Philosophie. Von seinen Lebensumständen ist uns sehr wenig bekannt. Daß er aus einem vornehmen Geschlecht in Ephesus stammte, läßt sich theils aus seiner aristokratische Gesinnung verrathenden übermüthigen Geringschätzung der großen Volksmasse [2]), theils aus dem hohen Ansehen schließen, das ihm in den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes zugeschrieben wurde, vermuthen. Beides ist aus folgendem Umstande sichtbar: die Ephesier sollen ihm den Auftrag ertheilt haben, ihrem Staate eine neue Verfassung zu geben; er aber lehnte ihn ab, weil sie in ihrer Grundlage schon zu sehr verdorben und seinen Ansichten widersprechend sei [3]). Als aber die Ephesier, dem Grundsatze einer blinden und schroffen Demokratie folgend, Keinen unter sich zu dulden, der sich in irgend einer Weise vor ihnen auszeichnete, seinen Freund Hermodoros aus der Stadt verbannten, da brach sein aristokratischer Unmuth in dem Ausspruche der tiefen Verachtung gegen seine Landsleute aus, „daß die Ephesier verdienten alle zu sterben, und die Stadt den Unmündigen überlassen zu werden [4])." Nach einem andern Berichte soll er sogar die Königswürde von Ephesus von sich gewiesen und seinem Bruder überlassen haben [5]), woraus seine hohe Geburt sowol als seine Geringschätzung des Volkes sichtbar wird. Heraklit wich daher darin von der damaligen Sitte griechischer Philosophen ab, welche meistens zugleich Staatsmänner, Gesetzgeber und Volksführer waren, daß er von aller Theilnahme an dem öffentlichen Leben zurückgezogen, in stiller Einsamkeit nur der Wissenschaft lebte. Aus diesen äußern Verhältnissen und Äußerungen Heraklit's ebenso sehr als aus den Überresten seiner Lehrsätze leuchtet unverkennbar sein vorherrschend ernster und strenger Charakter, seine düstere und finster-stolze Gemüthsart hervor [6]). Nicht weniger als gegen seine Landsleute sprach er auch häufig gegen die Welt und die große Menge der Menschen überhaupt eine oft bittere Verachtung aus. „Der edle Heraklit," berichtet Proklus von ihm [7]), schalt das Volk als unverständig und gedankenlos. Was ist denn, sagt er, ihr Verstand oder ihre Besonnenheit? die Meisten sind schlecht, Wenige gut." Und mit derselben stolzen Verachtung wie hier über die große Menge der Menschen, äußerte er sich auch über andere Denker vor ihm, indem er von keinem derselben etwas gelernt, sondern Alles aus eigener Forschung gewonnen zu haben behauptete. Diese ernst düstere Gemüthsart Heraklit's mag dem Juvenal [8]) Veranlassung gegeben haben, ihn als den immer weinenden Philosophen dem Demokrit, als dem immer lachenden, gegenüber zu stellen.

Diese stolz verachtende Denkart sowol, als die Originalität und der Tiefsinn, wodurch sich sein Philosophem über seine Vorgänger und Zeitgenossen erhob, läßt allerdings schon im Voraus vermuthen, daß er seine Lehre keinem Lehrer verdankte, sondern daß das wahr sei, was er von sich rühmt, daß er alles, was er wisse, von sich selbst gelernt habe [9]). Als seine Lehrer werden zwar von den Alten hauptsächlich Hippasos von Metapont [10]), ein Pythagoräer und Xenophanes [11]), Stifter der eleatischen Schule, genannt. Was aber zuerst den Xenophanes betrifft, so widerstreitet dieser Meinung, die ohnehin nur auf dem Berichte von Ungenannten bei Diogenes beruht, zu entschieden die geringschätzende Weise, in welcher sich Heraklit über ihn äußert, wie er es unmöglich über einen Lehrer konnte. Nur Vielwisserei (πολυμαθίη) nämlich gesteht er dem Xenophanes zu, aber nicht wahre Bildung der Vernunft oder Weisheit [12]). Die Lehre des Hippasos aber hat, so weit sie uns bekannt ist, nur eine ganz äußerliche und zufällige Verwandtschaft mit der des Heraklit, und ist, als Pythagorische, in ihrem Wesen weit von dieser verschieden [13]). Wahrscheinlich hat auch nur der Umstand zu dieser Sage Veranlassung gegeben, daß Aristoteles [14]) den Hippasos bisweilen in Verbindung mit Heraklit anführt, ohne jedoch damit ein Verhältniß des Lehrers zum Schüler näher anzudeuten. Mehre andere Vermuthungen, z. B. daß er seine Lehren aus Orphischen Dichtungen [15]) oder aus den Mysterien der Artemis, oder aus orientalisch-religiösen Philosophemen geschöpft habe [16]), verdienen noch viel weniger Glauben und ermangeln alles sichern historischen Grundes, sowie aller innern Wahrscheinlichkeit. Daß hingegen Heraklit völlig abgeschlossen gewesen sei von allem Einflusse der Philosophie vor ihm, darf darum keineswegs behauptet werden. Heraklit kannte die Lehren vieler seiner Vorgänger, er selbst erwähnt in den Bruchstücken seiner Schrift den Thales, Pythagoras, Xenophanes, Pittakos, Bion, Homer, Hesiod, Archilochos, Hekatäus. Und wenn er auch der Lehren dieser Männer meistens tadelnd und geringschätzend gedenkt und im Gefühle seiner Selbständigkeit der Hingebung an fremde Lehren gewiß widerstrebte, so läßt sich doch nicht denken, daß sie ohne allen Einfluß auf ihn geblieben sein sollten. Namentlich aber schloß er sich unläugbar zunächst an die Lehren der ionischen Schule an. In welchem Grade dies geschehen sei und wie er auch hier noch seine Originalität bewahrte, wird unten näher aus einander gesetzt werden.

So viel uns bekannt ist, hat Heraklit nur Eine phi-

---

2) Er wurde ὀχλολοίδορος genannt bei *Diog.* L. IX, 6. 3) Ib. IX, 2. 4) Ib. 5) Ib. IX, 6. 6) *Theophrast.* ap. *D.* L. I, 1. 7) *Fabricius* ad *Sext. Emp.* adv. Math. VII. §. 127. *Procli* opp. ed. *Cousin.* T. III. p. 115, 116. 8) *Juv.* Sat. X, 29, 30.

9) *Diog.* IX, 5. αὐτὸν ἔφη διζήσασθαι καὶ μαθεῖν πάντα παρ' ἑαυτοῦ. 10) *Suid.* s. v. Ἡράκλειτος. 11) *Diog.* IX, 5. 12) Ib. IX, 1. 13) Auch die Lehre des Pythagoras, also implicite auch die des Hippasos, nannte Heraklit eine πολυμαθίη κακοτεχνίη. *Diog.* VIII, 6. 14) *Arist.* met. I, 3. 15) *Clem. Alex.* Strom. VI, 2. p. 746 et 752. 16) Diese letztern Ansichten beruhen nur auf einer Hypothese Creuzer's (Symb. II. S. 189), und haben gar keine Zeugnisse der Alten für sich. Creuzer gründet die Verbindung Heraklit's mit dem Cultus der Artemis hauptsächlich darauf, daß er sein Werk in dem Tempel der Artemis niedergelegt haben soll (*Diog.* IX, 6). Allein dieses unwesentliche Factum allein weder durch andere äußere Autoritäten unterstützt, noch durch eine Nachweisung einer nähern Beziehung der Heraklit'schen Schrift auf den Dienst der Artemis, oder einer innern Verwandtschaft seiner Lehren mit orientalischen Philosophemen bewährt, kann unmöglich zur Begründung dieser Hypothese zureichen. Vergl. Ritter, Gesch. der Phil. I. S. 267 fg.

losophische Schrift verfaßt, die den in der vorsokratischen Periode, namentlich der ionischen Schule, für philosophische Werke gebräuchlichen Titel: Über die Natur, trug[17]. Was sonst noch von andern, auch poetischen Schriften Heraklit's, oder von andern Namen jener Einen Schrift, z. B. Die Musen, oder Von dem Staate, berichtet wird[18], ist unbegründet. Auch stimmt die von Diogenes[19] erwähnte Eintheilung der Heraklitischen Schrift über die Natur in drei Theile: *Περὶ τοῦ παντός, πολιτικόν, θεολογικόν*, nicht wohl mit dem zusammen, was uns über den Inhalt derselben und über das Wesen seiner Lehren bekannt ist. Unläugbar ist das Heraklitische Philosophem seinem Wesen nach kosmophysisch, weshalb er auch mit dem Beinamen des Physikers von den Alten bezeichnet wird; eine systematische Trennung des Ethischen und Theologischen von dem Physischen lag gar nicht in dem Charakter jenes Standpunktes der Philosophie, und die Eintheilung rührt wahrscheinlich von den spätern Commentatoren Heraklit's aus der stoischen Schule her, welche ihre eigene Eintheilung der Philosophie dieser ältern Schrift aufnöthigten. Jedenfalls genoß diese Schrift des Heraklit schon bei den Alten eines großen Ansehens, fand mehre Erklärer und Anhänger, und wir finden Spuren von der Existenz einer Heraklitischen Schule, Herakliteer genannt, unter welche unter andern der berühmte Hippokrates gezählt wird[20]. Die Schrift selbst jedoch ist uns leider nicht erhalten worden, sondern wir kennen sie blos aus zwar zahlreichen, aber nur kurzen und abgerissenen Fragmenten, die uns nur ein sehr unvollkommenes und schwankendes Bild von dem Ganzen geben[21]. Dies ist um so mehr der Fall, da das Verständniß derselben durch die fast berühmt gewordene Dunkelheit Heraklit's, die ihm schon im Alterthume den Beinamen des **Dunkeln** (*σκοτεινός*) zuzog[22], sehr erschwert wird. Die Klagen über die Dunkelheit der Heraklitischen Schrift sind schon bei den Alten ganz allgemein[23], und unsere eigene Kenntniß der Bruchstücke aus ihr, die größtentheils aus kurzen, paradoxen und räthselhaften Sprüchen bestehen, bestätigt die Gerechtigkeit dieser Klagen. Über die Ursache dieser Dunkelheit kommen bei den Alten mancherlei ungegründete Vermuthungen vor. Die meisten behaupten, Heraklit habe absichtlich dunkel geschrieben, und zwar aus Eitelkeit oder Hochmuth, um von der Menge nicht verstanden zu werden und vor dieser in einen geheimnißvollen Nimbus sich zu hüllen[24]. Wenn wir auch eine wirkliche Absichtlichkeit dieser Dunkelheit als eine Albernheit Heraklit's durchaus zurückweisen müssen, da er ja dann seinen Zweck am besten erreicht haben würde, wenn er gar nicht geschrieben hätte, so liegt doch wol die Wahrheit in jener Meinung, daß Heraklit bei der stolzen Verachtung der großen Menge wenig Mühe darauf verwendet haben mag, sich der Denkart der Menschen zu nähern, und daß er, bei seinem in sich verschlossenen Charakter, wol nicht schrieb, um sich den Menschen mitzutheilen und auf sie einzuwirken, sondern mehr aus eigenem innern Triebe und Bedürfnisse, sodaß es ihm also gleichgültig bleiben mußte, in welchem Grade er von Andern verstanden werde, wenn er nur sich selbst genügte. Andere glauben die Dunkelheit Heraklit's nur als eine grammatische betrachten zu dürfen[25], und wenn dieser Erklärungsgrund auch keineswegs, wie so eben gezeigt wurde, für sich allein zureicht, so ist damit doch allerdings richtig angedeutet, daß die damals noch neue und unausgebildete philosophische Sprache, die sich so eben erst aus der Poesie zur Prosa herausgearbeitet hatte, den Gedanken häufig nur unbeholfen und roh, in dunkle poetisch mythische Hülle eingekleidet darzustellen vermochte. Bedenken wir endlich, daß Heraklit's Philosophem die äußersten Höhen der damals erreichbaren Abstraction erstieg und sich mit den höchsten, der Sprache jederzeit schwer erreichbaren Gegenständen der Speculation in durchaus selbständiger, aus der Tiefe des eigenen Geistes hervorgehender Bewegung zuwandte, so wird man es vollkommen begreiflich finden, wie er oft in dunkel andeutender und orakelmäßig geheimnißvoller Darstellung sich aussprach und dem allgemeinen Verständnisse häufig verschlossen blieb.

Außer jenen Bruchstücken selbst liegen uns als Quellen zur Ermittelung der Heraklitischen Lehren noch mancherlei Zeugnisse und Berichte der Alten über ihn vor, deren Gebrauch jedoch viel kritische Vorsicht erfodert, da sie von sehr verschiedener Glaubwürdigkeit sind. Denn nur selten haben fremde Berichterstatter die Lehren ganz rein von ihren eigenen Philosophemen aufzufassen vermocht, wie denn namentlich die Stoiker, die sich am meisten mit der Commentation von Heraklit's Lehre beschäftigt haben, gar oft ihre spätern stoischen Auffassungen in die ursprüngliche Heraklitische Lehre hineintragen; aus diesen Commentatoren aber mehr als aus der Schrift Heraklit's selbst haben wahrscheinlich die spätern Berichterstatter geschöpft. Unter den frühern Berichterstattern aber sind ohne Zweifel Platon und Aristoteles die zuverlässigsten, aber ihre Berichte sind arm; denn sie scheinen den Heraklit nicht sehr vollständig gekannt zu haben. Am nächsten steht ihm Platon, auf den die Heraklitischen Lehren unverkennbar großen Einfluß gehabt haben, sodaß man ihn sogar Heraklit's Schüler genannt hat. Aus dem Allen

17) *Diog*. IX, 6. *Clem. Alex*. Strom. V, 8. p. 676. 18) *Suid*. s. v. *Ἡράκλειτος*. *Diog*. IX, 11. 19) Ib. IX, 5. 20) Ib. IX, 11. *Arist*. met. IV, 5. 21) Die hauptsächlichsten Bewahrer dieser Fragmente sind Plutarch, Sextus Empirikus, Clemens Alexandrinus, Diogenes Laertes. Eine fast vollständige Sammlung derselben nebst kritischer Sichtung und geistvoller Erläuterung und Anordnung besitzen wir von Schleiermacher in Wolf's und Buttmann's Museum der Alterthumswissenschaft. 1. Bd. 4. Abhandl. 22) *Diog*. IX, 6. *Arist*. met. IV, 5. 23) Auch Sokrates gesteht sie zu, bei aller Achtung gegen das Buch. „Was er davon verstanden," sagte er, „sei vortrefflich, und was er nicht verstanden habe, von dem glaube er, daß es ebenso beschaffen sei; aber es erfodere einen delischen (tüchtigen) Schwimmer, um durchzukommen." *Diog*. II, 22. IX, 11, 12. 24) *Tatianus* orat. ad Graec. ed. Oxon. p. 11. *Diog*. IX, 6. *Plotin*. Enn. IV, 8, 1. *Cic*. de fin. II, 5. de nat. deor. I, 26. III, 14.

25) So behauptete Aristoteles (Rhet. III, 5), sie rühre nur von der Schwierigkeit der Interpunction her, und Schleiermacher (a. a. O. S. 322) hält sie ausschließlich für eine grammatische, im ersten Anfange der philosophischen Prosa höchst natürliche und verzeihliche.

wird die Schwierigkeit einer vollständig zusammengreifenden Darstellung der philosophischen Lehren Heraklit's, der sich ebenso viele äußere als innere Hindernisse entgegenstellen, so einleuchtend, daß eine allgemein befriedigende Vollendung wol nicht erwartet werden kann.

Wenn wir als den gemeinsamen Charakter der ionischen Philosophie ansehen, daß sie von der Frage ausging, woraus Alles entstanden sei, und daß sie diese Frage, ganz befangen in der natürlichen Weltansicht, so zu beantworten suchte, daß sie ein Grundwesen zu entdecken suchte, aus dem sich alle Erscheinungen der Welt natürlich ableiten lassen, so leidet es gar keinen Zweifel, daß auch Heraklit sich dieser Richtung der Philosophie am nächsten anschloß. Wie die übrigen Philosophen dieser Schule, faßte auch er die Welt als ein Naturganzes, stellte auch er ein natürliches Grundwesen an die Spitze, entwickelte auch er aus diesem Grundwesen auf physikalische Weise seine Lehre, als ein physiko-kosmologisches System. Heraklit steht insofern in gleicher Reihe mit Thales und Anaximenes, als er mit jenen ein natürliches Element als Urwesen betrachtete. Wie Thales als den Urgrund alles Daseins das Wasser, Anaximenes die Luft aufstellte, so Heraklit das Feuer. Nichtsdestoweniger aber hat er in anderer Beziehung sich wesentlich über den Standpunkt der ionischen Philosophie erhoben und seine Selbständigkeit gegen sie behauptet. Um nämlich das eigentliche Wesen der Heraklitischen Lehre richtig zu fassen, ist es sehr nöthig, den zu Grunde liegenden G e d a n k e n von der s i n n l i c h e n D a r s t e l l u n g desselben zu unterscheiden. Diese Scheidung ist für die richtige Beurtheilung der Philosopheme jener Zeit darum so nothwendig, weil die philosophische Sprache noch zu wenig ausgebildet war, um den philosophischen Gedanken selbst rein für sich darzustellen, sondern ihn zum großen Theile nur in sinnlicher und bildlicher Form klar zu machen wußte. Von diesem Gesichtspunkte aus nun muß behauptet werden, daß Heraklit mehr in der Form der sinnlichen Darstellung seiner Lehre der ionischen Naturphilosophie angehörte, als in dem Gedanken selbst, durch den er, obgleich mit ihr nahe verwandt, doch auch wesentlich darüber hinausgeschritten war. Dies gilt im Allgemeinen darin, daß er über den empirischen Standpunkt dieser Schule sich zu einem freieren rationalen Standpunkt erhoben hatte und von da aus sein Philosophem aus allgemeinen Vernunftgesetzen entwickelte, während jene fast ganz an empirische Beobachtungen der Natur gebunden waren.

Nach Ritter (Gesch. d. Phil.) können wir den Charakter des Heraklitischen Philosophems darin näher bezeichnen, daß wir es in die Reihe der d y n a m i s c h e n Ionier stellen. Die m e c h a n i s c h e ionische Naturphilosophie ging von ursprünglichen beharrlichen Materien mit bleibenden Eigenschaften aus, und erklärte daraus auf mechanische Weise durch blos räumliche Veränderung, durch äußere Verbindung und Mischung der verschiedenen Urstoffe die Entstehung aller Dinge. Die dynamische Naturphilosophie hingegen läßt aus Einem Urwesen auf dynamische Weise, vermittels einer lebendigen Kraft, durch Verwandlung alles Sein sich entwickeln. Diese dynamische Erklärungsweise ist dem Heraklit durchaus wesentlich. Der Grundgedanke dieser ganzen dynamischen Richtung der ionischen Philosophie ist der, daß die Welt als ein lebendiges Ganzes unter dem Bilde eines durch ein belebendes Princip bestimmten Organismus gedacht wurde. So mußte also die Forschung nach dem Grunde und Wesen der Welt nothwendig auf den Begriff des L e b e n s, einer L e b e n s k r a f t, hingeführt werden. Da man aber doch nicht an dem bloßen Begriffe des Lebens den Unterschied von dem Stoffe festzuhalten vermochte, so suchte man in der Materie selbst das Leben zu fassen, oder vielmehr man suchte irgend eine Materie, in der sich das Leben am vollkommensten darstellte, als Leben oder lebendige Kraft hinzustellen. So zeigt sich uns der Begriff des Lebens bei den Joniern immer nur in der Hülle eines sinnlichen Schema's, indem man diejenigen Erscheinungen der Natur, die sich am nächsten mit dem Leben vergleichen lassen, oder aus denen sich die meisten Äußerungen des Lebens in der Natur erklären lassen, als das Leben selbst, mithin als Urgrund und Urwesen alles Seins, festhielt. Das Bild eines lebendigen Organismus aber, unter dem sie sich das Weltganze vorstellten, lenkte ihre Beobachtung zunächst auf die einzelnen organisirten und belebten Wesen in der Natur hin, und worin sich hier am meisten das Leben darstellt, was hier die Lebensäußerungen am meisten bedingt, das wendeten sie nun auf den gesammten Weltorganismus an, das dachten sie sich als allgemeines belebendes Princip der Welt, als Urgrund alles Seins. So führte den Thales die Beobachtung, daß die Ernährung aller organischen Wesen in der Natur wesentlich durch die Feuchtigkeit bedingt und daß der Same aller Dinge feucht sei, oder doch die Entwickelung aus dem Keime Feuchtigkeit erfodere, dahin, das W a s s e r oder das Feuchte als das Urwesen aller Dinge anzusehen. Anaximenes ferner, diejenige Erscheinung, worin sich das thierische Leben vorzüglich offenbart, das Athmen betrachtend, und somit die eingeathmete Luft für das belebende Princip im thierischen Organismus haltend, wurde dadurch veranlaßt, die L u f t für das Leben, also für den Urgrund alles Seins, zu halten. Und ähnliche Beobachtungen von der belebenden Kraft der Wärme, wie das Wachsthum und die organische Lebensthätigkeit wesentlich durch Wärme bedingt ist, wie namentlich das thierische Leben sich in der Wärme des Körpers offenbart und der leblose erkaltet, mochten auch den Heraklit geleitet haben, indem er das F e u e r als Leben und Urprincip der Welt aufstellte. Unverkennbar zeigt sich uns in diesen drei Principien ein Fortschritt zu allmälig vollkommnerer Ausbildung des Begriffes von dem Leben. Thales, am meisten in der empirischen Betrachtungsweise befangen, hatte durch sein Princip des Wassers das Leben noch nicht in seiner Erscheinung und Wirklichkeit selbst erfaßt, sondern sein Feuchtes war ihm vielmehr ein Zustand v o r dem Leben, a u s welchem es erst hervorgehen sollte, ein Zustand, der chaosähnlichen Unbestimmtheit mit der bloßen Möglichkeit einer Entwickelung zu bestimmten Gestalten, gleichsam ein Weltkeim oder Weltsame, der noch alles wirkliche Dasein in sich verbirgt. Hier ist also das Ur-

wesen nur der zeitliche Anfang der Weltentwickelung. Anaximenes dagegen ergriff durch sein Princip der Luft die Erscheinung des Lebens selbst in seiner Wirklichkeit, nicht blos in seinem Anfange; unter der Luft dachte er sich ein wirklich Lebendiges, nicht blos einen Keim des Lebens, der noch nicht selbst Leben ist. Aber wenn auch die Luft, namentlich als Athem, insofern dem wahren Begriffe des Lebens sich nähert, als sie das Beweglichste, und von der Masse des Stofflichen Freiste in der Körperwelt darstellt, so spricht doch das Feuer oder die Wärme diesen Begriff insofern noch richtiger aus, als darin nicht blos ein leicht Bewegtes, sondern ein Bewegendes, Thätiges selbst anschaulich wird, und so der von allem Stofflichen freie Begriff der bloßen Thätigkeit und Kraft reiner hervortritt. Allein in dem Allen steht Heraklit immer noch auf gleicher Stufe mit den übrigen dynamischen Joniern, da er wie sie ein materielles Element als Urwesen suchte. Aber in dem Allen haben wir auch nur die sinnliche Darstellung seines Gedankens. Entkleiden wir diesen von seiner sinnlichen Hülle, so zeigt sich uns ein wesentlicher Fortschritt, nämlich der Fortschritt von der materiellen Bestimmung des höchsten Weltprincips zu der rein dynamischen. In dem Wasser oder dem Feuchten haben wir noch ganz die rohe materielle, nur unbestimmte und gestaltlose Masse. Später suchte man das Princip immer mehr von dem Stofflichen zu entleeren; man dachte sich das Leben als dünnere, feinere, unsichtbare Materie, als Luft, oder nach Diogenes von Apollonia, der den Übergang zu Heraklit's Princip bildete, als erwärmten Dunst, dann als Wärme oder Feuer, bis man endlich gar keinen Stoff mehr übrig behielt, und das Leben nur als leere Form, oder als Proceß, nämlich als Bewegung, Thätigkeit, Fluß, auffaßte. Ebendies aber war der eigentliche Grundgedanke des Heraklitischen Systems, durch den er sich über die Empirie der Jonier, denen die anschauliche Materie das Wesen der Dinge war, zu dem reinen Begriffe davon erhob. Das Leben ist nach Heraklit kein Ruhendes, kein Stoffliches, sondern nur Bewegung, Verwandlung, ewiger Fluß der Dinge. Damit vernichtete er die Realität der empirischen Wirklichkeit und erhob ein nicht sinnlich Wahrnehmbares, nur Gedachtes, den Begriff der Bewegung oder der Thätigkeit, zum wahren Wesen der Dinge. Aber wenn er sich hierdurch auch in Ansehung des Princips selbst über den empirischen Standpunkt der ionischen Philosophie erhob, so vermochte er sich doch nicht in der Ausführung und Anwendung auf diesem höhern Standpunkte zu erhalten und sich ganz von der stofflichen Bestimmung des Urwesens loszureißen. Er suchte doch wieder ein einzelnes materielles Element, worin sein Begriff des Lebens Realität finden sollte, und glaubte dieses in dem Feuer, als dem thätigsten, lebendigsten Element, zu finden. Inwiefern er unter seinem Urfeuer aber nicht das empirisch wirkliche Feuer, die Flamme, verstand, sondern nur die in dieser sich offenbarende Kraft und Thätigkeit meinte, das Feuer selbst also mehr nur in bildlicher Bedeutung zur Veranschaulichung seines Begriffes genommen habe, werden wir unten genauer erörtern. Aus diesen Bemerkungen aber ergibt sich, daß wir in der Darstellung des Systems des Heraklit nicht von dem Begriffe des Feuers, der nur der sinnlichen Darstellung gehört, sondern von dem zu Grunde liegenden Begriffe der Bewegung oder Thätigkeit ausgehen müssen, als dem eigentlichen Kerne seiner Lehre.

In sehr verschiedenen Wendungen spricht Heraklit diesen Begriff der Bewegung und Thätigkeit auf das Entschiedenste als den Grundgedanken seines ganzen Systems aus. Er drückte ihn gewöhnlich und sehr treffend unter dem Bilde eines ewigen Flusses aller Dinge aus. Nichts, sagt er, bleibt oder beharrt, sondern Alles befindet sich in einem unaufhörlichen Flusse, in welchem in jedem Moment Alles anders ist, in welchem nichts **ist**, sondern immer nur **wird**[26]). „Daher kann man," wie sich Heraklit ausdrückte, „nicht zweimal in denselben Fluß steigen, denn immer andere Gewässer strömen herzu[27])." Er wollte damit sagen, wie in dem Flusse nichts bleibt als die Bewegung des Fließens selbst, so beharrt auch in dem Sein der Dinge nichts; immer neue Stoffe, Elemente, Zustände, Eigenschaften treten auf und verschwinden, und das Bleibende, Beharrende, das Wesen der Dinge ist nichts als die Bewegung, der Fluß der Verwandlungen selbst[28]). Und so konnte von Heraklit gesagt werden, daß er die Ruhe und den Stillstand aus dem Ganzen hinweggenommen oder vernichtet habe[29]); denn allerdings, da nur Bewegung oder Fluß das Wesen der Dinge ist, so hat das Ruhende keine Realität für sich, sondern nur als wechselnde Erscheinung an dem ewigen Flusse. Ruhe ist Tod, Nichtsein; Wesen ist allein das Leben, das Werden, der Proceß der Verwandlung. Es war nur eine andere Wendung ebendieses Gedankens der Bewegung oder des Flusses aller Dinge, wenn Heraklit sagte: „Alles ist und ist auch nicht," oder „das Sein ist nicht mehr als das Nichtsein[30])." Denn da Alles in beständigem Flusse und in unaufhörlicher Bewegung begriffen ist, so kann man nie von irgend einem bestimmten empirischen Dinge sagen: es ist, sondern indem es uns als Seiendes erscheint, ist es auch schon ein Anderes geworden, also als so Seiendes vergangen. Das wahre Sein ist ihm allein der Proceß des Werdens, der Verwandlung aus dem Einen in ein Anderes. Nur muß man auch bei diesem scheinbar freiern dialektischen Ausdrucke seines Grundgedankens nicht vergessen, daß Heraklit mit seinem Princip des Flusses oder des Werdens nur ein physikalisches Princip der Weltentwickelung ausdrücken wollte, und daß bei seinem Stand-

26) *Platon.* Theaet. 160, d. Cratyl. p. 401, 402. *λέγει που Ἡράκλ., ὅτι πάντα χωρεῖ, καὶ οὐδὲν μένει.* *Arist.* met. I, 6. Cf. *Alexandros* in *Arist.* Top. p. 43. ed. *Ald.* *Diog.* IX, 8. *ῥεῖν τὰ ὅλα ποταμοῦ δίκην.* 27) *Plut.* de Ei ap. *Delph.* p. 392. *ποταμῷ γὰρ οὐκ ἔστι δὶς ἐμβῆναι τῷ αὐτῷ καθ' Ἡράκλειτον, οὔτε θνητῆς οὐσίας δὶς ἅψασθαι καθ' ἕξιν.* Ein Nachfolger Heraklit's setzte verbessernd hinzu, auch nicht Einmal könne man durch denselben Fluß gehen, denn während des Durchgehens sei er schon ein anderer. *Platon.* Cratyl. p. 267. 28) *Arist.* de coelo III, 1. *ἓν δέ τι μόνον ὑπομένειν, ἐξ οὗ ταῦτα πάντα μετασχημάζεσθαι πέφυκεν κ. τ. λ.* 29) *Stob.* ecl. phys. I. p. 396. *Ἡράκλ. ἠρεμίαν καὶ στάσιν ἐκ τῶν ὅλων ἀνήρει.* *Plut.* plac. philos. I. c. 13. 30) *Arist.* metaph. IV, 7. I, 4. IV, 3.

…ilosophie durchaus nicht an…
…eutung zu denken ist, wel…
…er seinen dialektischen …
…und des Nichts in dem…
…jedes Begriffs in sein Ge…
…eraklit, die Welt als ein leb…
…wollte mit seinem Princip …
…aufstellen von der die Wel…
…nicht daran, das Absolute i…
…ein Gesetz des dialektischen …
…ussprechen.

…es nun aber, wie oben ge…
…Charakter der Heraklitisch…
…daß er für den reinen Ge…
…Veranschaulichung in der mat…
…so ist leicht begreiflich, da…
…rielles Element geeigneter war,
…in den organisirten Wesen …
…Das belebende und wirkende …
…in der ganzen Natur trat i…
…kräftigste, beweglichste, und…
…Element entgegen. Heraklit …
…Dinge hat weder ein Go…
…sondern sie war immer und…
…Feuer, nach Maß sich entzünd…
…32)." Wohl zu beachten …
…Heraklit's selbst, daß er nicht…
…Daseins nennt, aus welch…
…sei, sondern die Welt sei…
…Wesen nach, und alles…
…dieses Urfeuers. Nicht ge…
…es daher, wenn manche Be…
…Ursprung (ἀρχή) aller Dinge …
…dagegen Andere den H…
…sie sagen, Alles sei nur „Ve…
…ἀμοιβή), hervorgegangen …
…Verlöschen und Ent…
…34). Daß nun aber Hera…
…nicht das materielle Ele…
…das als Flamme empirisch…
…nur die in diesem wirkend…
…bar werdenden Proceß der …

31) Hegel, Vorlesungen üb…
Bd. S. 327 fg. So sagt He…
…aklit: „Dieser kühne Geist …
…Sein ist nicht mehr als das …
…dasselbe. Das Wahre ist nu…
Das Absolute (?) ist die …
…S. 333: „Es ist ein…
…überzugehen. Es ist…
…ihr Princip ist wesentlich…
…Anfange, gleich nach dem …
336 setzt er hinzu: „Daß…
…dirimirt (?), seinen So…
…crete ist in dieser Bestimm…
…rom. V, 14. p. 599.
…304. Simplic. in Ar…
…Ausdruck ἀρχή bemerk…
…Simplic. l. c. Diog.

Allein wenn wir hier auch alle Jonier ihr materielles Princip mehr oder weniger nur in bildlicher Bedeutung zur Bezeichnung ihres Begriffes vom Leben gebrauchen sehen, so müssen wir doch behaupten, daß sich Heraklit mehr als die andern, oder wol auch allein, dieser nur bildlichen Bedeutung bewußt war. Denn dahin mußte ihn nothwendig sein Princip der Bewegung oder des Flusses aller Dinge führen, der ihn nöthigte, das Verhältniß der einzelnen Dinge zu dem Urwesen ganz anders zu fassen, als die andern Jonier. Bei diesen nämlich verhielt sich das Urwesen zu den Dingen wie der Grund zu den Folgen oder die Ursache zu den Wirkungen, bei Heraklit hingegen wie das Wesen zu den Erscheinungen. Das Wasser des Thales ist der Anfang, der Keim, aus welchem die Welt hervorwächst; die Luft des Anaximenes ist die Ursache, aus welcher die andern Elemente erzeugt werden; aber nie hat Heraklit das Feuer in diesem Verhältnisse der Ursache der andern Dinge gefaßt. Er sagt nicht: aus Feuer wird alles Andere, sondern: Alles ist seinem Wesen nach Feuer, und alle Erscheinungen sind nur Verwandlungen des Feuers (nicht aus Feuer) d. h. wechselnde Gestalten desselben. Denn da Heraklit davon ausging, daß nichts wahrhaft ist, als das Werden oder der Fluß der Dinge, alles Ruhende und empirisch Seiende aber nur wechselnde Erscheinungen an dem Fluß, ohne wahrhaftes Sein für sich, so mußte ihm auch das Feuer als empirisch Seiendes, sei es das gröbere der Flamme, oder das feinere des trockenen Dunstes, ein Ruhendes, Bleibendes sein, also nur eine wechselnde Erscheinung an dem ewigen Flusse der Dinge; und so läßt sich kaum anders denken, als daß ihm sein Urfeuer nur als Bild für den Begriff der Bewegung oder des Lebens gegolten habe, weil sich in ihm der Naturproceß des Werdens und des Lebens am reinsten der Anschauung darstellt. Unentschieden möge es übrigens bleiben, in wie weit er sich der bildlichen Bedeutung wirklich bewußt geblieben sei, gewiß ist wenigstens, daß sich nur diese mit dem klar ausgesprochenen Princip vereinigen läßt. Manche spätere Berichterstatter scheinen indessen wirklich diese Bedeutung des Heraklitischen Feuers verstanden zu haben. So sagt Simplicius [39]): „Heraklit habe dabei gesehen auf die lebenerzeugende und bildende Kraft des Feuers," und Cicero [40]) bezieht das Princip Heraklit's auf die „feurige Kraft" oder die „Wärme." Sie betrachten also das Feuer als ein Nichtmaterielles, als bloße Kraft.

Wie entwickelte nun aber Heraklit aus diesem Princip das Sein der Dinge? Wenn er als wahres Wesen der Dinge nur das Leben selbst, dessen Begriff die Bewegung und dessen sinnliche Darstellung das Feuer sei, anerkannte, so entstand nun die Aufgabe für ihn, zu erklären, warum wir nicht Alles auf gleiche Weise als Wesen, d. h. als Bewegung, erkennen, sondern ein Mehr oder Weniger derselben, bis zum völligen Verschwinden und Übergehen in die Ruhe und den Stillstand; oder, wann von dem Feuer ausgegangen wird und Alles Feuer sein soll, warum wir doch auch andere Elemente außer dem Feuer erkennen. Hätte Heraklit seinen wahren Grundgedanken, daß Bewegung oder Werden allein das Wesen der Dinge sei und alles Ruhende nur Erscheinung dieses Wesens, streng festgehalten, so hätte er gar nicht nöthig gehabt, sich darauf einzulassen, zu erklären, wie aus dem Urwesen die einzelnen Dinge entstanden seien; ja diese Ableitung steht eigentlich im Widerspruche mit dem Princip, weil nach diesem die Dinge nicht aus dem Urwesen erst werden, sondern dieses Urwesen selbst sind, als verschiedene Erscheinungen und Gestaltungen desselben. So wäre also nur zu erklären gewesen, wie es komme, daß uns dieses Wesen selbst, die Bewegung, das Leben oder das Feuer, nicht überall auf gleiche Weise sichtbar sei, sondern in einigen Erscheinungen mehr, in andern weniger und in manchen fast gar nicht erkannt werde. Mithin hätte die Erklärung nicht eine objective, der Dinge aus dem Urwesen, sondern eine subjective sein müssen, da der Unterschied zwischen dem Wesen und seiner Erscheinung nur ein subjectiver, der mehr oder weniger vollkommenen Erkenntniß ist. Allein damit hätte das ganze Philosophem Heraklit's eine subjectiv-kritische Wendung nehmen müssen, die es nach dem damaligen Zustande der Philosophie unmöglich nehmen konnte. Vielmehr mußte die kosmologisch-physikalische Richtung der Philosophie ihn nothwendig auf eine objective und zwar physikalische Erklärung der einzelnen Dinge aus dem Princip hintreiben; er mußte anschaulich machen, wie aus dem Feuer die andern Elemente gebildet werden.

Indessen finden wir doch auch bei Heraklit die Elemente, aus denen jene subjective Erklärung aus der Theorie der Erkenntniß möglich gewesen wäre, nur daß diese bei ihm nicht grade in dieser Beziehung geltend gemacht und näher ausgeführt werden. Da nämlich sein Princip, der ewige Fluß der Dinge, nicht ein Gegenstand der Sinneswahrnehmung sein kann, sondern nur des denkenden Verstandes, die Wahrnehmung uns vielmehr die Dinge als ruhend oder doch als mehr oder weniger sich bewegend, also als nicht wahrhaft seiend zeigt, so mußte er der Sinneswahrnehmung die Gültigkeit für die Erkenntniß des Wesens der Dinge absprechen und konnte diese nur der Vernunfterkenntniß zugestehen. Und für die Unvollkommenheit und Trüglichkeit der Sinneserkenntniß finden wir sehr bestimmte Aussprüche Heraklit's. „Schlechte Zeugen," sagt er, „sind dem Menschen die Augen und Ohren, wenn sie ungebildeten Seelen gehören [41])," und „auch das Gesicht trügt [42])" u. a. Auf der andern Seite bestimmt er die Weisheit oder wahre Erkenntniß immer als eine solche, die über die Sinne hinaus nur der Vernunft angehört. So stellt er das Vielwissen (πολυμαθία) als der Vernunft angehörig dem Wissen des Einen, als der wahren Weisheit, entgegen. „Eins ist das Weise, zu verstehen den Gedanken (γνώμη), welcher Alles und Jedes

39) *Simplic.* in *Arist.* phys. f. 8. 40) *Cicero* de nat. Deor. III, 14. Omnia vestri (sc. stoici) solent ad *igneam vim* referre, Heraclitum sequentes, vos autem dicitis, omnem vim esse ignem — id vivere, id vigere, quod *caleat.*

41) *Sext. Emp.* adv. Math. VII, 126. *Stob.* Serm. IV. p. 55. 42) *Diog.* IX, 5. καὶ τὴν ὅρασιν ψεύδεσθαι.

lenkt [43])." Die Erkenntniß des Vielen aber gehört den Sinnen, die des Einen, des weltbeherrschenden Gedankens, der Vernunft. Ferner heißt es: „Die Weisheit ist nichts anderes, als die Erklärung der Art, wie das All angeordnet ist," also die Erkenntniß des Gesetzes, der Form, des Processes der Weltentwickelung [44]). Auch hier wird die Weisheit als Erkenntniß des wahren Wesens, der gemeinen trüglichen Sinnenerkenntniß als der bloßen Scheinerkenntniß gegenüber gestellt. Doch diese ganze Theorie der Erkenntniß kommt nur als Theil des physikokosmologischen Systems vor, wo wir sie wiederfinden werden. Wollen wir hingegen den Gang der Heraklitischen Speculation weiter verfolgen, so müssen wir zu der physikalischen Entwickelung der Dinge aus dem Urwesen zurückkehren.

Die Form, in der die einzelnen Dinge aus dem Urwesen hervorgehen, wird durch verschiedene Begriffe dargestellt. Am meisten stimmt mit dem Princip überein der Begriff der „Verwandlung," den wir schon oben als charakteristisch dafür fanden [45]); nur darf derselbe nicht so genommen werden, wie es von Einigen der Alten genommen wurde, daß das Feuer sich in die andern Elemente verwandle, sondern so, daß die übrigen Elemente nur in verschiedenen Gestalten verwandeltes, auf verschiedene Weise sich darstellendes Feuer sind. Als gleichbedeutend und näher erläuternd werden von denselben Berichterstattern auch die Ausdrücke der „Verdünnung und Verdichtung" gebraucht [46]), und allerdings tritt hier die Bedeutung klarer hervor, daß nicht das Feuer in andere Elemente übergehe, sondern daß alle Mannichfaltigkeit der Erscheinungen nur dadurch bedingt sei, daß die belebende Kraft des Urfeuers in größerer oder geringerer Intensität vorhanden ist, um bald stärker, bald schwächer sichtbar zu werden. Daher konnte auch Aristoteles [47]) damit ganz übereinstimmend das „Mehr oder Weniger" des Urfeuers als den Grund der Dinge angeben. Und so führen alle diese Bestimmungen auf das dem Bilde des Feuers am unmittelbarsten entsprechende Bild hin, daß alle Dinge entstehen durch ein theilweises „Verlöschen und Wiederentzünden des Urfeuers [48])." Noch näher aber bestimmt Heraklit die Form der Weltbildung durch den Begriff der „Ausdünstung" (ἀναθυμίασις); denn da er nach unserer obigen Erklärung sein Urfeuer sich als einen feinen, warmen, äußerst flüchtigen Dunst dachte, so konnte er sich nun leicht näher ausmalen, wie dieser ätherartige Feuerstoff allen andern Elementen sich mittheilt, in allen lebt als das gestaltende und belebende Princip [49]). Alle diese Begriffe von der Form der Entwickelung der Dinge aus dem Urwesen sind jedoch nur zur Erläuterung von Andern gebraucht, und es mag zweifelhaft bleiben, inwiefern sie nur aus andern physikalischen Systemen auf Heraklit übergetragen worden sind. Von Heraklit selbst finden wir keine ausdrückliche Bestimmung des Begriffes der Entwickelungsweise aus seinem Princip, und er mag wol die angeführten Ausdrücke abwechselnd als bildliche Bezeichnung dafür gebraucht haben. Der Grundgedanke in ihnen ist immer der, daß wir in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen nur ein mehr oder weniger vollkommenes Hervortreten des Einen Urlebens, eine Vermehrung oder Verminderung der ewigen Bewegung und Thätigkeit, anzuerkennen haben, sodaß sich uns also in der ganzen Erscheinungswelt ein unaufhörlicher Wechsel des relativen Übergangs aus dem Leben zum Tode und aus dem Tode zum Leben darstellt [50]). Als wesentlich ist nur der Gedanke immer festzuhalten, daß in allen Erscheinungen das Eine Urwesen ist und keine andere Realität außer ihm. Im Widerspruche mit diesem Gedanken stehen die Ausdrücke der „Mischung und Scheidung," die zur Bezeichnung der Entwickelungsweise aus dem Heraklitischen Princip gebraucht werden [51]); denn diese setzen eine Mehrheit ursprünglicher Stoffe voraus, was völlig unvereinbar mit dem Heraklitischen Grundgedanken ist.

In der Reihe dieser Verwandlungen des Feuers oder der Entwickelung der Dinge aus dem Urwesen werden die einzelnen Elemente von Heraklit als bestimmte Entwickelungsstufen oder Daseinsformen unterschieden. In der nähern Bestimmung dieser Stufen und der Reihenfolge derselben sind die Zeugnisse der Alten nicht einstimmig. Namentlich schwanken sie darin, daß sie den Heraklit bald drei Elemente, Feuer, Wasser und Erde, bald vier, Feuer, Luft, Wasser und Erde, feststellen lassen. So heißt es bei Simplicius [52]): „Aus dem Feuer wird Luft und aus der Luft Wasser, und aus dem Wasser Erde und wiederum Feuer," und ebenso nennen Maximus Tyrius und Plutarch die Luft als ein besonderes Element in der Heraklitischen Physik [53]). Indessen ist höchst wahrscheinlich diese Meinung nur durch Übertragung der später allgemein angenommenen vier Elemente auf das Heraklitische System entstanden, und nach den zuverlässigern Zeugnissen, welche uns eigene Worte des Heraklit überliefern, treten sehr klar nur drei Daseinsformen als besondere Elemente hervor: Feuer, Wasser oder Meer (θάλασσα) und Erde. So gibt uns Diogenes folgende Beschreibung des Entwickelungsganges der Natur [54]): „Das verdichtete Feuer wird Feuchtes, welches, wenn es sich sammelt (συνιστάμενον), Wasser wird. Das Wasser aber, wenn es erstarrt (πηγνύμενον), wird in Erde verwandelt. Die Erde wird dann wieder flüssig, und so geht aus ihr das Wasser hervor, und dieses geht dann nach zwei Seiten in Ausdünstung (ἀναθυμίασις) über, welche, als trockene und helle Ausdünstung sich zum Feuer entzündet, als feuchte und finstere wieder zur Erde erstarrt."

43) *Diog.* IX, 1. 44) *Sext. Emp.* adv. Math. VII, 133. *Plut.* de Isid. et Osir. 76. 45) *Simplic.* ad *Arist.* phys. f. 6, a. *Diog.* IX, 8. 46) *Simplic.* ib. *Diog.* ib. 47) *Arist.* phys. I. c. 6. 48) *Clem. Alex.* Strom. IV. p. 530. 49) *Arist.* de anima. I, 3.

50) *Sext. Emp.* hyp. Pyrrh. III, 230. *Max. Tyr.* XLI. p. 489. ed. *Davis.* 51) *Simplic.* in *Arist.* phys. f. 310, a. 52) *Simplic.* in *Epict.* enchir. ed. Venet. 1528. f. 72. 53) *Max. Tyr.* Diss. XLI. ed. *Markl.* p. 489. ζῇ πῦρ τὸν γῆς θάνατον, καὶ ἀὴρ τὸν πυρὸς θάνατον· ὕδωρ ζῇ τὸν ἀέρος θάνατον, γῆ τὸν ὕδατος. *Plut.* de Ei ap. *Delph.* II. p. 392 (18). πυρὸς θάνατος ἀέρι γένεσις, καὶ ἀέρος θάνατος ὕδατι γένεσις κ. τ. λ. 54) *Diog.* IX, 9.

In demselben Sinne heißt es bei Clemens[55]): „Die Verwandlungen des Feuers sind zuerst Meer, die des Meeres aber halb Erde und halb strahlendes, blitzartiges Feuer (χρηστήρ)." Hier finden wir deutlich nur drei Entwickelungsstufen, mit Auslassung der Luft als besonderes Element. Das Meer aber ist dem Heraklit nicht blos das empirische Meer, noch blos Wasser überhaupt, sondern er begreift darunter auch die mit Feuchtigkeit erfüllte Atmosphäre. Er faßt also in diesem Begriffe das Wasser und einen Theil der Luft (nämlich die feuchte) zusammen, oder vielmehr er verstand darunter ein Mittelwesen zwischen Wasser und Luft, während die trockene und warme Luft als sogenannte trockene Ausdünstung oder πρηστήρ dem Elemente des Feuers angehört. Eine zu scharfe Absonderung der einzelnen Elemente aber lag überhaupt nicht im Geiste Heraklit's, dem Alles in stetigem Übergange begriffen erscheinen mußte. Das Meer war ihm so der Mittelpunkt und der Zustand des Gleichgewichtes zwischen den beiden Endpunkten der Entwickelungsreihe der Natur, des Feuers und der Erde. Dem Feuer, als dem relativ höchsten Entwickelungspunkte des Lebens, steht die Erde als der dem Tode relativ nächste Punkt entgegen. Aus dem Meere aber sehen wir die Dinge nach beiden Endpunkten hin sich entwickeln. Durch Verdichtung, Erstarrung und Niederschlag aus den wäßrigen Theilen des Meeres wird die Erde gebildet, aus der Verdünnung und Verflüchtigung der luftigen Theile desselben entwickelt sich das Gebiet aller trockenen und feurigen atmosphärischen Erscheinungen bis zur Flamme hinauf. Und wie so aus dem Meere durch Auflösung und Theilung der Elemente Feuer und Erde gebildet werden, so bildet sich wieder das Meer immer von Neuem durch Vereinigung jener, sodaß es sich also durch Anziehung theils feuerartiger Dünste, theils erdiger Bestandtheile in gleichem Maße wieder ergänzt, wie es sich durch Ausströmung derselben verzehrt[56]). In diesem Sinne konnte Heraklit das Meer „den Samen der Weltbildung" nennen[57]), weil alle andere Elemente darin als Keime verborgen liegen; ein Ausdruck, der zu deutlich an Thales' Princip erinnert, als daß man nicht vermuthen sollte, Heraklit habe dadurch auf dieses hindeuten wollen, um diesem seine untergeordnete Stelle innerhalb seines Systems anzuweisen, und den Unterschied zwischen seinem Princip des Wesens und dem Thales'schen des Anfangs oder des Samens hervorzuheben. Daß nun Heraklit außer diesem stufenweisen allmäligen Übergange aus dem Feuer in Meer und aus diesem in Erde, auch noch einen unmittelbaren und plötzlichen Übergang aus dem Feuer in Erde oder umgekehrt annahm, ist nicht unwahrscheinlich. Manche nahe liegende Naturbeobachtungen, wie aus dem Starresten (Erdigen) das Feuer hervorbricht (z. B. Reibung von Metall und Stein) als Wärme, Funke oder Flamme in mancherlei Selbsterhitzungen und Selbstentzündungen (Vulkane), oder aus der Flamme sich das Erdige (Asche) niedersetzt, mußten den Heraklit wol darauf hinführen. Und manche Beschreibungen der Alten bestätigen auch diese Vermuthung[58]).

Wichtig aber ist es, noch auf die doppelte Richtung aufmerksam zu machen, welche die Naturentwickelung Heraklit's nimmt, „den Weg nach Oben" (ἡ ἄνω ὁδός) und „den Weg nach Unten" (ἡ κάτω ὁδός), dieser von dem Feuer gegen die Erde, von dem Flüchtigen, Warmen, Lebendigen gegen das Starre, Kalte, Ruhende, Todte, und jener von der Erde gegen das Feuer, von dem Tode gegen das Leben hin[59]). Aus dieser entgegengesetzten Richtung des Naturprocesses werden wir bald das allgemeine Naturgesetz Heraklit's hervorgehen sehen.

Auch in diesen Vorstellungen von dem Gange und den Stufen des Entwickelungsprocesses der Natur unterscheiden wir leicht eine tiefere, reiner dynamische Bedeutung von einer mehr äußerlichen, bildlichern, räumlich oder kosmisch gedeuteten. Nach der tiefern und eigentlichen Bedeutung ist darin der Wechsel des Verhältnisses der Erscheinungen zu dem Wesen der Dinge dargestellt, indem sich uns alle Dinge in einem gleichmäßigen Steigen und Fallen, Anschwellen und Herabsinken der ewigen Urkraft oder des Alles bewegenden Princips darstellen. Hier also ist der ganze Proceß dynamisch bestimmt, indem die eine Kraft in dem ewigen Proceß der Bewegung mehr oder weniger sichtbar wird. Allein zugleich hatte dieser Naturproceß, wenigstens bildlich, eine räumliche Bedeutung, nach der die bleibende Gestaltung des Weltalls darin dargestellt werden sollte. Das Urfeuer oder der ätherartige Wärmestoff nimmt, als das vollkommenste Wesen, den höchsten, vollkommensten Ort ein; die höhern Regionen sind ihr Wohnsitz, es bildet den Stoff des Himmels, welcher die Welt umgibt, oder das Allumfassende (περιέχον). Ihm entgegen bildet den räumlichen Mittelpunkt der Welt und die niedern Regionen die Erde; zwischen Erde und Himmel aber liegt das Meer mit dem Gebiete der feuchten Atmosphäre. Indem das Feuer von seiner Höhe herniedersteigt nach den tiefern Regionen der Welt, verliert es in demselben Grade immer mehr von seiner Natur, nämlich an Geschwindigkeit der Bewegung, an Lebendigkeit, Flüchtigkeit, Wärme, und an den äußersten entgegengesetzten Grenzen der Erde werden diese Eigenschaften fast ganz unsichtbar[60]). Auch in dieser räumlich-kosmischen Weltansicht hat sich Heraklit an eine allen Joniern gemeinsame Vorstellung angeschlossen. Allgemein nämlich war bei diesen die Vorstellung, daß das Urelement zugleich das die Welt Umfassende, Umgebende sei, daß die Welt von ihm eingefaßt sei. So dachte sich Thales die Erde als umgeben von dem Wasser oder Meere, als schwimmend in dem Meere; nach Anaximenes hatte die Erde die Gestalt eines Blattes, welches in der Luft schwebt, oder von der Luft getragen wird, und auch Apollonius von Ephesus umgab die Welt mit der Luft, denn diese ist ihm der Himmel,

55) *Clem. Alex.* Strom. V. p. 599 (711). 56) Ib. — *Platon.* Sophist. p. 242. e. *διαφερόμενον γὰρ ἀεὶ ξυμφέρεται.* 57) *Clem. Alex.* l. c.

58) *Stob.* ecl. phys. I. p. 304. *Plut.* de plac. phil. I, 3. 59) *Diog.* IX, 8, 9. *Max. Tyr.* XLI. p. 489. ed. *Davis.* *Jamblich.* ap. *Stob.* ecl. I. p. 906. Vergl. auch die doppelte Entwickelungsrichtung aus dem Meere. 60) *Stob.* ecl. I. p. 560. *Sext. Emp.* adv. Math. VII, 127.

der die Erde umgibt. So nun stellte auch Heraklit sein Urfeuer, seinen ätherischen Feuerdunst, als den Stoff der Himmelsräume, als Weltumfassendes (*περιέχον*) dar. Und diese Vorstellung hat ihren psychologischen Grund. Das sinnlich Wahrnehmbare, Wirkliche, Irdische stellte man sich in die nächste Umgebung, weil man es hier fand, weil es sich am nächsten der Erfahrung darbot. Aber für dieses sinnlich Wahrnehmbare suchte man einen Grund, den man also nicht wieder unmittelbar wahrnehmen konnte, den man also in eine über die Erfahrung hinausliegende Sphäre stellte. Allein man vermochte sich dafür nicht in dem Gebiete des bloßen Gedankens zu halten, und so schematisirte man ihn räumlich, indem man ihn in die größte, nicht wahrnehmbare Entfernung, an die Grenzen der Welt setzte. Wie das Urelement das letzte Glied in der Reihe der Gedanken war, so stellte man es auch räumlich an die äußerste Grenze alles Daseins, und verwies es in das Grenzenlose, unbestimmte Unendliche, und wie man in der Reihe der Gedanken aus dem Princip immer näher das Wirkliche oder Wahrnehmbare ableitete, so ließ man auch räumlich in immer engern Kreisen das unbestimmte unendliche Urelement in das Bestimmte und Endliche bis in unsere nächsten Umgebungen sich entwickeln. So grenzen zunächst an das Urfeuer, welches die unendlichen, die Welt umfassenden Räume des Himmels erfüllt, die Himmelskörper, enger dann umgibt die Erde die dunkle und feuchte nebelartige Luft der Atmosphäre, dann, nach der geographischen Vorstellung der Alten das Meer, bis endlich am entferntesten von dem Urwesen und am nächsten an uns die Erde selbst gedacht wird.

Neben dieser räumlichen Schematisirung des Begriffes der Entwickelungsweise finden wir aber auch noch eine zeitliche Schematisirung, welche die Entwickelungsstufen der Zeit nach auf einander folgen läßt. Wenn mithin der vollständige zeitliche Ablauf der Weltentwickelung nach der doppelten Richtung des Entwickelungsprocesses in der durchgängigen Verwandlung des Feurigen durch Wasser hindurch in Erdiges und in der Rückkehr aus dem Erdigen in das Feuer besteht, so muß hiernach das Feuer ebenso wol als Anfang wie als Ende in der Entwickelungsreihe erscheinen, und wie alles aus Feuer wird, so muß auch Alles wieder Feuer werden [61]). Dies sollte nun wol eigentlich bei Heraklit nur die Bedeutung haben, daß jedes Quantum Materie, die Reihe der Verwandlungen durchlaufend, sich auch einmal als Feuer darstellen werde. Allein die Alten haben es so verstanden, als sollte irgendwann die Gesammtheit der Dinge zugleich in Feuer aufgehen. Daß die Stoiker, wahrscheinlich sich stützend auf das Heraklitische Philosophem, solche periodische Weltverbrennungen annahmen, ist ausgemacht [62]). Dieselbe Ansicht aber schreiben fast einstimmig alle spätere Berichterstatter auch dem Heraklit zu [63]). Schleiermacher (a. a. O. S. 461 fg.) sucht diese ganze Vorstellung als nicht Heraklitisch darzustellen und nur aus Übertragung späterer, besonders stoischer, Lehren, gestützt auf materielle Misdeutung Heraklitischer Ausdrücke, abzuleiten. Eine völlige Auflösung aller Dinge in das eine Element des Feuers, sagt er, würde den ewigen Fluß oder Verwandlungsproceß der Dinge aus Entgegengesetztem hemmen; denn das Feuer würde dann das Eine, Bleibende, Ruhende sein, was dem Grundprincip widerspräche. Gewiß ist auch, daß man die Auflösung der Welt in Feuer nicht als letztes Ziel und Endpunkt der ganzen Weltentwickelung denken darf, denn dann müßte in ihr die Bewegung zur Ruhe kommen, also das Princip der Bewegung würde ihre eigene Vernichtung zum Ziele haben, also sich selbst widersprechen. Ebendeswegen darf man diese Auflösung aller Dinge in Feuer nicht als eine absolute denken, weil dann kein Gegenstreben der Elemente mehr möglich wäre, also kein wirkliches Sein. Denkt man sich hingegen die Weltverbrennung nur als einen Übergangspunkt zu einer neuen Weltbildung in einem neuen Kreislaufe des Bildungsprocesses, also den Zustand des allgemeinen Feuers auch nur als Zustand des relativen Übergewichtes des Feuers über die andern Elemente, so ist sie nicht allein wol vereinbar mit dem Princip des Heraklit, sondern sie scheint auch aus ihm fast mit Nothwendigkeit hervorzugehen. Wenn jedes Einzelne in der Welt dem Heraklit nur ein vorübergehender Moment in dem Proceß der Weltentwickelung, nur eine dahinschwindende Erscheinung an dem allgemeinen Leben oder dem Urfeuer ist, so war es natürlich und nothwendig, daß er sich auch das Ganze der einzelnen erscheinenden Dinge, die Welt als einen solchen vorübergehenden Moment des allgemeinen Entwickelungsprocesses dachte, das nur vorhanden ist, um zu vergehen und einer andern Erscheinung der Welt zu weichen. Heraklit nahm zur Erklärung der einzelnen Erscheinungen der Dinge ein relatives Vorherrschen des Feuers vor den übrigen Elementen an; ebenso konnte er also auch ein solches Vorherrschen in dem Ganzen annehmen, und wie er einen Wechsel des Übergewichts des Feuers und der andern Elemente in dem Weltganzen in kleinern Perioden anerkannte, woraus er den Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, von Wachen und Schlafen erklärte, so konnte er einen gleichen Wechsel auch in größern Weltperioden zugeben. Nur ist dabei nie an eine völlige Aufhebung der übrigen Elemente, noch an einen Stillstand in der Bewegung zu denken, sondern es ist nur der Endpunkt der Bewegung des Ganzen nach Oben gegen das Feuer, von wo aus dann die Bewegung im Ganzen nach Unten hin umkehrt zu einer neuen Bildung einer Welt. Es ist nur der Zustand des erscheinenden Feuers, der Flamme, in welchen die Welt versetzt werden soll, und diese ist ja, als Erscheinung, selbst dem

61) *Arist.* de coelo I, 8. *Ej.* phys. III, 5. *Ἡράκλ. φησιν, ἅπαντα γίνεσθαί ποτε πῦρ.* *Euseb.* praep. XIV, 8. *ὁ δὲ Ἡράκλ. ἀρχὴν τῶν πάντων ἔφη εἶναι τὸ πῦρ, ἐξ οὗ τὰ πάντα γίνεται καὶ εἰς ὃ ἀναλύεται.* 62) *Euseb.* praep. XV, 18. *Simplic.* in *Arist.* phys. V, f. 207. b.

63) *Alex. Aphrod.* in meteor. I. f. 90. *Simplic.* in *Arist.* de coelo. f. 68. b. *Ej.* phys. f. 6. a. *Euseb.* praep. XIV, 3. *Diog.* IX, 8. *γεννᾶσθαί τε αὐτὸν ἐκ πυρὸς καὶ πάλιν ἐκπυροῦσθαι κατά τινας περιόδους ἐναλλὰξ τὸν σύμπαντα αἰῶνα.*

Gesetze der Bewegung und des Gegensatzes unterworfen. Wäre Auflösung der Welt in Flamme im Widerspruche mit dem Princip Heraklit's, so müßte auch ebenso theilweise Auflösung des Einzelnen in Flamme ein theilweiser Widerspruch mit dem Princip sein.

Die bisherige Beschreibung des Entwickelungsprocesses der Welt zeigte nur die Form, in der die Erscheinungen der Dinge sich von dem Wesen absondern, aber sie gibt noch keine Erklärung davon, daß uns nicht Alles auf gleiche Weise seinem Wesen nach, als Bewegung und Fluß sichtbar ist, sondern daß uns die Bewegung in vielen Gegenständen ganz verschwindet, oder warum wir bleibende Zustände und Eigenschaften an den Dingen wahrnehmen. Diese Erklärung gibt erst das Gesetz der Entgegensetzung, das Heraklit aus der doppelten Richtung des Entwickelungsprocesses nach Oben und nach Unten ableitet. Wenn nämlich der Entwickelungsproceß der Dinge zu gleicher Zeit von dem Feuer aus abwärts gegen die Erde hin und auch wieder von der Erde aufwärts gegen das Feuer geschieht, so müssen diese entgegengesetzten Richtungen in einem Punkte zusammentreffen, worin sie sich neutralisiren und so als scheinbare Ruhe oder Stillstand erscheinen, indem soviel als der Zustand durch die aufwärtsgehende Bewegung an erdartiger Beschaffenheit verliert, ebenso viel durch die Bewegung nach Unten ersetzt wird. So wurde oben von dem Meere gesagt, daß es immer in gleichem Maße erhalten werde, indem ebenso viel, als es z. B. nach der Feuerseite durch Ausströmung von Dünsten verliert, von der Seite der Erde ihm an Feuchtigkeit wieder zugeführt wird, und ebenso, was es durch Erstarrung gegen die Erde hin absetzt, in gleichem Maße von dem Feuer her durch Dünste angezogen wird [64]). Dies gilt jedoch nicht blos von dem Meere; denn da an jedem Punkte der Natur diese entgegengesetzte Richtung der Bewegung auf gleiche Weise stattfindet, so muß auch an jedem Punkte dieses Zusammentreffen und Ausgleichen der entgegengesetzten Eigenschaften stattfinden. Und so konnte Heraklit vermittels dieses Gesetzes der Entgegensetzung der Bewegungen sein Princip der ewigen Bewegung in Übereinstimmung bringen mit der Erscheinung der Dinge in Ruhe und mit bleibenden Eigenschaften. Was uns an den Dingen als Stillstand und feste Gestalt erscheint, das ist nur die gegenseitige Ausgleichung entgegengesetzter Bewegungen, also wesentlich doch nur Bewegung und Leben. Und so war ihm die Entgegensetzung oder der Widerspruch der Grund alles bestimmten Daseins und das Gesetz der Harmonie der Welt [65]), oder, wie er dies bildlich, etwas paradox ausdrückte: „Der Krieg ist der Vater und König und Herr aller Dinge [66]). Er tadelte daher den Homer wegen des von ihm ausgesprochenen Wunsches, daß der Streit unter Göttern und Menschen verschwunden sein möchte: „denn," sagte er, „es würde keine Eintracht und Zusammenstimmung mehr geben, wenn nicht Hohes und Tiefes, und kein Lebendiges, wenn nicht Männliches und Weibliches sich entgegenständen [67])." Denn aus „entgegengesetzter Spannung (παλίντονος) bestehe die Harmonie der Welt, wie die der Leier und des Bogens [68])," und, als wollte er die Regel aussprechen, nach der alle einzelnen Dinge gebildet werden, sagte er: „verbinde das Ganze und das Nichtganze, das Zusammengehende und Auseinandergehende, das Übereinstimmende und Widersprechende, und aus Allem wird Eins und aus Einem Alles [69])." Daher konnte Heraklit auch diesem Grundsatze gemäß die sophistisch scheinende Behauptung aussprechen, daß alles Entgegengesetzte dem Wesen nach dasselbe sei: „dasselbe ist das Lebende und das Todte, das Wachende und das Schlafende, das Junge und das Alte [70])," und ebenso im Ethischen: „gut und bös und nicht gut und gut sei dasselbe [71]), daher sei es nicht besser, daß den Menschen geschehe, was sie begehren, denn Krankheit macht erst die Gesundheit angenehm und gut, der Hunger die Sättigung und die Ermüdung die Ruhe [72])." Wenn aber Aristoteles diese und ähnliche Sätze so versteht, als ob Heraklit damit dem logischen Satze des Widerspruchs entgegenhandele und sophistisch lehre, Alles sei und sei auch nicht, oder Alles sei wahr und Alles sei falsch, so hat er, was Heraklit nur physikalisch meint, irrig logisch verstanden. Denn wenn Heraklit behauptet, das Todte sei zugleich das Lebende, so soll dies nur heißen, jede Erscheinung könne als todt betrachtet werden in Beziehung auf die Bewegung nach Unten, insofern das Niedere, Starrere immer todt ist im Verhältnisse zu dem Höhern, Lebendigern, aber auch als lebendig, im Verhältnisse zu dem Niedern, Starren. So wenn er sagt [73]): „der Tod des Feuers ist die Geburt (das Leben) der Luft, und der Tod der Luft die Geburt des Wassers rc." Aus demselben Grunde aber irrt auch Hegel (a. a. O.), wenn er dieses Gesetz der Weltbildung aus der Entgegensetzung, das Heraklit nur im physikalischen Sinne nimmt, auf sein dialektisches Gesetz der Einheit aus den entgegengesetzten Begriffen umdeutet.

Diesem Gesetze der entgegengesetzten Bewegung gemäß ist nicht allein die Weltbildung im Ganzen, sondern auch jedes einzelne Wesen, und jeder Zustand in der Welt mit Nothwendigkeit bestimmt, und diese Nothwendigkeit nannte Heraklit mit einem mehr mythologischen als philosophischen Namen das Geschick oder Verhängniß (εἱμαρμένη) [74]). Diesen Begriff einer dunkeln und un-

64) *Clem.* Strom. V. p. 599. *θάλασσα διαχέεται καὶ μετρεῖται εἰς τὸν αὐτὸν λόγον, ὁποῖος πρῶτον ἦν, ἢ γένεσθαι γῆν.* 65) *Diog.* IX, 7. *διὰ τῆς ἐναντιοτροπῆς ἡρμόσθαι τὰ ὄντα.* *Stob.* ecl. I. p. 60. *Sext. Emp.* hyp. Pyrrh. I, 210—212. *Arist.* met. III, 6. Eth. Nicom. VIII, 1. 66) *Plut.* de Is. et Osir. 48 (p. 370). *Diog.* IX, 1. *Procl.* in *Tim.* p. 54. *Arist.* eth. Nic. VIII, 1.

67) *Arist.* eth. Eudem. VII, 1. *Plut.* l. c. *Simplic.* in *Arist.* Praedic. f. 104. b. 68) *Platon.* conviv. p. 187. a. *Plut.* de Isid. et Osir. 45 (II. p. 369). Nämlich, wie Schleiermacher (a. a. O. S. 413) erläutert: „das bald Auseinandergehen und Gespanntwerden nach irgend einer Seite, bald wieder Zurücktreten in den vorigen Stand und Nachgelassenwerden, muß, wie die ganze Thätigkeit der Lyra und des Bogens, so auch das ganze Leben der Welt ausmachen." 69) *Arist.* de mundo. 5. 70) *Plut.* consol. ad *Apoll.* p. 106. 71) *Arist.* Top. VIII, 3 Phys. I, 2. 72) *Stob.* Serm. tit. III. p. 48. 73) *Plut* de Ei Delph. II. p. 392. 74) *Diog.* IX, 7. *πάντα τε γι-*

begreiflichen Nothwendigkeit wählte Heraklit auch vielleicht, weil er selbst sich bewußt war, daß er aus seinen Gesetzen zwar in größern Maßen die Hauptformen des Daseins nach ihren Stufen der Entwickelung begreiflich machen konnte, dagegen die ganze Mannichfaltigkeit der Gestaltungen innerhalb dieser Hauptformen unerklärt ließ. Denn seiner entschieden rationalen Richtung nach konnte er in Beziehung auf diese nicht bei einer empirischen Zufälligkeit stehen bleiben, er mußte auch sie einer unabänderlichen Nothwendigkeit unterworfen denken; aber diese Nothwendigkeit, als eine unbegriffene, wurde ihm die geheimnißvolle, dunkle eines Verhängnisses. Insofern aber doch das Unbegreifliche uns immer als Zufälliges erscheint, konnte er auch wieder die ganze Weltbildung ein „Spiel des Weltbildners" (d. i. des Urwesens) nennen [75]. Auf der andern Seite aber bewahrte er seinen Begriff der weltbildenden Nothwendigkeit, den er mehr in physikalisch-kosmologischem Sinne als Verhängniß ausgedrückt hatte, nach der ethischen Seite hin gegen alle Zufälligkeit eines blinden Schicksals, indem er sie zugleich als das weltbeherrschende allgemeine Vernunftgesetz auffaßte [76]).

Zur Erklärung der einzelnen Erscheinungen der Natur aus seinem Princip finden wir bei Heraklit nur wenig. Wahrscheinlich ist er seiner vorherrschend rationalen Richtung nach mehr bei dem Allgemeinen stehen geblieben, wie ihm dies schon von den Alten zum Vorwurfe gemacht wurde. Eine nähere Erklärung finden wir nur von den Himmelskörpern. Diese nämlich sind ihm nicht für sich bestehende Weltkörper, in welchen sich, wie in der Erde, der ganze Verwandlungsproceß wiederholt, sondern nur vorübergehende feurige Erscheinungen, welche, im Gegensatze gegen die Erde, als der äußersten Gegend des Starren und Harten, die äußerste Grenze des Feuers und des Beweglichen bilden. Von der Sonne sagte er daher: „daß sie sich immer wieder entzündet und verlischt [77])," oder: „daß sie alle Tage neu wird [78])," d. h. jeden Tag von Neuem entsteht; denn sie ist ihm nur eine täglich wiederkommende meteorologische Erscheinung. Die Regelmäßigkeit der Wiederkehr der Sonne nach der Tagesordnung und der Zunahme und Abnahme ihrer Kraft nach den Jahreszeiten konnte Heraklit aus keinem besondern Naturgesetz erklären; er ließ sie daher durch die Macht seines Verhängnisses festhalten. Er sagte: „die Sonne überschreitet nie ihr Maß, sonst würden sie sogleich die rächenden Göttinnen (die Erinnyen), die Dienerinnen der Gerechtigkeit (d. i. der Naturordnung) treffen [79])." Dasselbe, was er von der Sonne lehrte, das lehrte er auch von den Sternen [80]). Alle Gestirne sind nach ihm Flammen, welche sich aus glänzenden Dünsten sammeln, die Sonne aber ist die glänzendste. Die übrigen Sterne nämlich sind weiter von der Erde entfernt, daher weniger glänzend als die Sonne. Der Mond ist zwar näher als die Sterne und die Sonne, aber er bewegt sich durch eine minder reine, durch finstere, feuchte Nebelluft getrübte Gegend, und hat darum ein schwächeres Licht. Die Ansammlungen der feurigen Dünste geschehen aber dadurch, daß sich an dem Himmelsraume nachenförmige Höhlungen befinden, welche diese Dünste in sich aufnehmen und concentriren [81]). Das Verlöschen der Sonne und der Gestirne geschieht dadurch, daß das Feuer aus ihnen immer mehr den Weg herabwärts gegen die Erde ausströmt. In diesem Ausströmen wird die Sonne die Ursache der Erleuchtung und Erwärmung, die Quelle des Wachsthums und der Erzeugung auf der Erde [82]). Abends hat die Sonne alles ihr Feuer ausgeströmt und verlöscht. Anders erklärt er die Sonnen- und Mondfinsternisse. Sie rühren daher, daß sich die hohlen Behälter, worin sich die Flamme befindet, umdrehen, sodaß ihre Öffnungen nicht mehr gegen die Erde zu gerichtet sind [83]). Das Wiederentzünden der Sonne am Morgen und der Sterne in der Nacht geschieht durch Anziehung neuer Dünste, der „Nahrung der Gestirne," welche durch Concentrirung zur Flamme sich entzünden. Diese Dünste aber ziehen sie nach Einigen aus der Erde an sich (*ἐκ τῆς ἐπιγείου ἀναθυμιάσεως*) [84]), nach Andern sind es die Ausdünstungen aus dem Meere, wovon sie sich nähren [85]). Jedenfalls sind nur die trockenen und glänzenden Dünste gemeint, denn nur diese gehen in Feuer über, die feuchten und finstern (Nebel) werden Wasser, Meer. Beide aber gehen sowol aus dem Meere als aus der Erde hervor, die Gestirne erhalten also aus beiden ihre Nahrung [86]). Wie nun Heraklit aus dem abwechselnden Überhandnehmen bald der glänzenden und trockenen, bald der feuchten und finstern Dünste an dem Himmelsgewölbe den Wechsel von Tag und Nacht und von Sommer und Winter erklärt, dies bedarf keiner weitern Erläuterung [87]).

Eine ethische Bedeutung gewinnt diese ursprünglich physikalische Lehre Heraklit's dadurch, daß er das physikalische Princip, das Urfeuer, in seiner reinsten und vollkommensten Darstellung im Himmel zugleich als Geist und Vernunft faßt. Eigenthümlich ist nämlich dieser ganzen Richtung der Philosophie, daß die Gegensätze des Natürlichen und Vernünftigen, des Körperlichen und Geistigen, des Weltlichen und Göttlichen noch nicht in ihrer Schärfe herausgebildet sind, sondern daß beide Seiten aus einem und zwar physikalischen Princip abgeleitet werden. So nun sehen wir auch hier das Wesen der Seele aus dem allgemeinen physikalischen Princip abgeleitet. Die Bewegung oder das Feuer ist Leben, die Ruhe, das Starre Tod. Die Bewegung aber zeigt sich in der Seele, in dem Körper hingegen Starrheit und Be-

---

γενέσθαι καθ' εἱμαρμένην. *Stob.* ecl. phys. I. p. 58 et 178. *Plut.* de plac. phil. I, 28. *Simplic.* in *Arist.* phys. f. 6. a.

75) *Clem.* paedag. I, 5. p. 111. *Procl.* in *Tim.* p. 101. 76) *Plut.* de Is. et Osir. 76. *Sext. Emp.* adv. Math. VII, 27. 77) *Platon.* Rep. VI. p. 498 b. 78) *Arist.* meteor. II, 2. *Alex. Aphrod.* in meteor. f. 93. a. 79) *Plut.* de Is. et Osir. p. 270. 80) *Plut.* de fortuna. p. 98. *Ej.* de plac. phil. II, 28. *Theodoret.* ed. Hal. Vol. IV. p. 798.

81) *Diog.* IX, 9. *Stob.* ecl. phys. I, 26. p. 524. *Plut.* de plac. phil. II, 22. 82) *Plut.* quaest. *Plat.* p. 1007. 83) *Diog.* l. c. *Stob.* l. c. 84) *Plut.* plac. phil. II, 17. *Stob.* ecl. phys. I. p. 510. 85) *Stob.* l. c. I, 26. p. 524. 86) *Diog.* IX, 9—11. 87) *Diog.* l. c. *Plut.* de fortuna p. 98. *Ej.* aquae et ignis comp. p. 957. *εἰ μὴ ἥλιος ἦν, εὐφρόνη ἂν ἦν.*

wegungslosigkeit. Leben aber und Seele, Selbstbewegung und Bewußtsein, Erkenntniß und Vernunft waren den Alten wesentlich Eins als ψυχή. Wenn nun dem Heraklit der Sitz des reinsten Feuers oder der freiesten Bewegung der Himmel (περιέχον) war, so muß auch ebendaselbst der Geist und die Vernunft seinen Sitz und seinen Ursprung haben; das reine ätherische Himmelsfeuer oder die trockene Ausdünstung wird ihm zugleich die vollkommenste Vernunft und Seelenkraft, und wie alle physische Bewegung und alles physische Leben sich von dort aus in die ganze Natur verbreitet, so muß auch alles Geistige und Vernünftige in den einzelnen Wesen von dort ausgehen. So wurde das Himmelsfeuer in dem sogenannten περιέχον dem Heraklit zu einer allgemeinen Vernunft oder Weltseele, das sogenannte περιέχον φρενῆρες, der später stoische κοινὸς λόγος [88]). Von dort also muß auch die menschliche Seele als vernünftiges Wesen ihren Ursprung haben. In der menschlichen Seele offenbart sich am reinsten unter den Naturerscheinungen die Selbstbewegung und Vernunft, in ihr stellt sich daher die höchste Stufe der Naturentwickelung auf dem Wege nach Oben dar; da nun diese höchste Stufe nach dem Obigen sich am reinsten in der trockenen Ausdünstung darstellt, die auch die Gestirne bildet, so muß das Wesen der Seele trockene Ausdünstung, d. i. ungebundene Bewegungskraft, sein. Daher Aristoteles, die reine Erscheinung des Feuers als trockenen Dunst mit dem Wesen desselben verwechselnd, die Seele selbst als Ausdünstung das Princip (ἀρχή) aller Dinge nannte [89]). Daher auch wol mit der Heraklitischen Denkart vereinbar ist, was Einige ihn sagen lassen, daß auch in den Gestirnen etwas Vernünftiges (νοερόν) sei, da sie ja wie die Seele aus dem trockenen Dunste gebildet sind [90]). In der menschlichen Seele aber ist dieses reine Element der Bewegung oder des Feuers zum Theil gebunden durch den Körper, mit dem sie sich vereinigt hat. Denn der Körper für sich, in welchem das Starre und Wäßrige herrscht, hat kein Leben ursprünglich in sich, sondern er empfängt es erst von Oben. Der Leib als solcher, getrennt von der Seele als Leichnam, ist dem Heraklit nichts als „Unflat" (κόπρον) [91]). Leben, Seele, Vernunft kommt in den Leib erst hinein, durch Einsaugung oder Einathmung der trockenen Dünste aus dem vernünftigen Himmel oder der allgemeinen Weltseele. Die trockenen Dünste concentriren sich in dem menschlichen Leibe, entzünden sich dadurch und schlagen nun als Leben, Seele, Vernunft, aus [92]). Die menschliche Seele ist also nur ein ausgewanderter Theil des allgemeinen Feuers oder der allgemeinen Vernunft. Allein auch nach diesem Eingehen in den Körper lebt die Seele nicht als selbständiges Wesen fort, sondern sie besteht nur durch fortwährende Anziehung neuer Dünste aus dem Himmelsraume, vermittels des Athmens und der andern Sinnesorgane. Diese Verbindung des feurigen Dunstes mit dem Leibe ist für jenen ein Herabsteigen aus dem Beweglichen und Lebendigen gegen das Starre und Todte hin, für diesen eine Erhöhung aus dem Starren und Todten gegen das Bewegliche und Lebendige hin. Daher konnte Heraklit den paradoxen Satz aussprechen [93]): „Sowol das Leben als das Sterben ist beides in unserm Leben und in unserm Tode," d. h. unser Leben ist zugleich ein theilweises Sterben, Erstarren für die Seele, und unser Sterben zugleich ein Befreitwerden und Rückkehren zum freiern Leben. Ebenso konnte er auch die Körper „die Gräber der Seelen" nennen [94]). Wahrscheinlich war nach Heraklit die Vereinigung des feurigen Dunstes mit dem Leibe nicht nur an die eine Form der menschlichen Seele gebunden, sondern, wie im Physischen das feurige Element alles durchdringt, so mochte er auch überall, bald in niedern thierischen, bald in höhern göttlichen Wesen, Seele und Geist anerkennen: „Alles ist von Seelen und Dämonen (göttlichen Wesen) voll [95])," sagte er, und darauf bezieht sich der Ausspruch: „Tretet ein, denn auch hier sind Götter [96])."

Aus dieser Ansicht von dem Wesen der Seele geht die Heraklitische Theorie der Erkenntniß mit Nothwendigkeit hervor. Wir haben oben gesehen, wie er die Vernunfterkenntniß über die Sinneserkenntniß stellt. Hier nun wird diese Ansicht dadurch mit dem allgemeinen Princip in engern Zusammenhang gebracht, daß das Wesen der Vernunft nicht dem einzelnen menschlichen Individuum zugeschrieben wird, sondern nur der allgemeinen Weltseele in dem Himmelsraume; die einzelne Menschenseele aber ist nur insofern vernünftig, als sie mit der allgemeinen Weltvernunft zusammenhängt, oder aus dieser Nahrung schöpft. „Menschliches Gemüth hat nicht vernünftige Einsicht, göttliches aber hat sie [97])." Daher ist dem Heraklit nur dasjenige das wahre Wissen, was rein aus jenem allgemeinen Sitze der Erkenntniß abgeleitet und aufgenommen ist, „die allgemeine göttliche Vernunft, durch deren Theilnahme wir vernünftig werden," ist ihm das „Kriterium der Wahrheit [98])." Da also alles Vernünftige in der menschlichen Erkenntniß für Alle aus derselben Quelle fließt, das, was den einzelnen eigenthümlich ist, hingegen nicht aus dieser gemeinsamen Quelle fließt, so ist das Allen gemeinsame Erkennen das wahre und gewisse, das aber, was dem Einzelnen allein wahr erscheint, ist trüglich oder irrig [99]). „Das Vernünftigsein (φρονεῖν) ist Allen gemein. Die aber mit Vernunft reden wollen,

---

88) *Sext. Emp.* adv. Math. VII, 126 sq. *Plut.* de Is. et Osir. p. 76 (382). 89) *Arist.* de anima. I, 2. 90) *Stob.* ecl. phys. I, 26. p. 524. *Plut.* de plac. phil. II, 22. *Diog.* VII, 145. 91) *Plut.* sympos. IV. p. 669. 92) *Nemes.* de nat. hom. II. ed. Ox. p. 58. *Plut.* de plac. phil. IV, 3. Daher mag die Meinung einiger Spätern rühren, daß die Seele nach Heraklit Luft sei. *Tert.* de anima, c. IX et XIV. Die allerdings luftartigen trockenen Dünste sind, wie wir oben gesehen haben, doch etwas ganz Anderes als unsere atmosphärische Luft.

93) *Plut.* de Is. et Osir. 76. 94) *Sext. Pyrrh.* III, 230. 95) *Diog.* IX, 7. *πάντα ψυχῶν εἶναι καὶ δαιμόνων πλήρη.* 96) *Arist.* de part. anim. I, 5. 97) *Orig.* adv. Cels. VI. p. 698. 98) *Sext.* adv. Math. VII, 129 sq. *τοῦτον δὴ τὸν κοινὸν λόγον καὶ θεῖον, καὶ οὗ κατὰ μετοχὴν γινόμεθα λογικοί, κριτήριον ἀληθείας φησὶν Ἡράκλ.* 99) *Sext.* l. c. *ὅθεν τὸ μὲν κοινῇ πᾶσι φαινόμενον, τοῦτ' εἶναι πιστόν, τῷ κοινῷ γὰρ καὶ θείῳ λόγῳ λαμβάνεται· τὸ δέ τινι μόνῳ πρόσπιπτον, ἄπιστον ὑπάρχειν διὰ τὴν ἐναντίαν αἰτίαν.*

es heißt, Heraklit habe gelehrt, daß sowol das Leben als das Sterben zugleich in unserm Leben und in unserm Sterben enthalten sei; denn wenn wir leben, so seien unsere Seelen gestorben und in uns (d. i. unsern Leibern) begraben, wenn wir aber gestorben sind, so leben unsere Seelen wieder auf[22])." Dessenungeachtet darf man dem Heraklit auf keine Weise die Lehre von einer eigentlichen Unsterblichkeit, nämlich einer Fortdauer der einzelnen Persönlichkeit, zuschreiben. Diese ist ihm vielmehr ebenso wie jedes andere individuelle Dasein auch nur eine wechselnde Erscheinung an dem ewigen Flusse der Dinge. Die Verwandlung der Menschen in Götter und der Götter in Menschen stellt auch nur jene allgemein entgegengesetzte Bewegung nach Oben und nach Unten in der psychischen Sphäre dar, wie oben in der materiellen[23]); und was er von dem Leben und Sterben sagt, das hat immer nur relative Bedeutung im Verhältnisse zu der bald höhern, bald tiefern Stufe der Entwickelung. Das wahre Leben der Menschenseele ist dem Heraklit nur, wie wir gesehen haben, das allgemeine Leben der Weltseele, was Individuelles an ihm ist, das ist nur Hemmung des Lebens, also relativer Tod. Wie konnte also eine andere Unsterblichkeit der Seelen von ihm gedacht werden, als eine Rückkehr derselben in die allgemeine Weltseele, nachdem ihre irdische Hülle abgestreift ist[24])? Nur in diesem Sinne konnte er den Tod als den Eingang zum wahren Leben preisen und das irdische Leben als Tod betrachten.

Nachdem uns so das ganze System Heraklit's, so weit es sich aus den unvollkommenen Überresten ausführen läßt, vor Augen steht, läßt sich die allgemein aufgeworfene Frage, ob es nicht aus orientalischen Philosophemen geschöpft sei, leicht beantworten. Sowie man nämlich den Pantheïsmus Heraklit's auf die pantheïstischen Religionssysteme des Orients leicht zurückbeziehen konnte, so lag es noch näher, das Heraklitische Princip des Feuers aus der persischen Religionslehre herzuleiten. Sobald man hingegen über diese nur äußern Ähnlichkeiten hinaus auf das innere Wesen der Heraklitischen Lehre sieht, so tritt uns hier so entschieden die dem Orientalismus völlig fremde griechische Art und Weise zu philosophiren, die freie Reflexion und die griechische praktische Sinnesart entgegen, daß die von äußern historischen Zeugnissen ohnehin entblößte Vermuthung des orientalischen Ursprungs alle Wahrscheinlichkeit verliert. Wir können uns der nähern Begründung dieser Ansicht dadurch überheben, daß wir auf die ausführlichere Erwägung dieser Frage bei Ritter[25]), verweisen, der sehr überzeugend den echt griechischen Ursprung und den griechischen Charakter des Heraklitischen Philosophems dargethan hat.

Von den Wirkungen der Heraklitischen Lehre auf die spätere griechische Philosophie ausführlicher zu sprechen, liegt außerhalb der Grenzen dieser Monographie. Unverkennbar hat sie sehr bedeutend in die folgende Entwickelung der griechischen Philosophie eingegriffen. Von den unmittelbaren Schülern Heraklit's wird uns zwar nur sehr Weniges und Dunkeles berichtet, und das Wenige, was wir erfahren, deutet nur auf grobe Übertreibungen und Misdeutungen derselben hin[26]). Wenn jedoch als der Bedeutendste unter diesen Kratylos genannt wird, so weist uns dieser, als Lehrer des Platon, auf den Einfluß hin, den die Heraklitische Lehre auf diesen Heros unter den griechischen Philosophen ausgeübt haben mag. Am bedeutendsten aber und am sichtbarsten ist der Einfluß auf die stoische Philosophie, die ihrer Grundlage nach ganz auf dem Heraklitischen Princip ruhte, und ihre Eigenthümlichkeit fast nur in der ethischen Wendung dieses Princips hatte. Das Heraklitische Urfeuer des *περιέχον* wurde in den stoischen *κοινὸς λόγος* umgewandelt, der ebenso als das ethische weltbeherrschende Wesen von den Stoikern gedacht wurde, wie das Urfeuer von Heraklit als das physische.

Als literarische Hilfsmittel für die Lehre Heraklit's sind folgende zu nennen: *Bonitii* diss. de Heraclito Ephes. (Schneeberg 1695. 4), vier Abh. *Olearii* diatr. de principio rerum naturalium ex mente Heracliti Physici. (Lips. 1697. 4). *Ejusd.* diatr. de rerum naturalium genesi ex mente Heracl. Phys. (Lips. 1702. 4.) *Upmarki* diss. de Heraclito Ephesiorum philosopho. (Ups. 1710.) *Eichhoff* disputt. heracliteae. (Mogunt. 1824. 4.) 1. Abh. Eine Sammlung seiner Bruchstücke s. im Anhang zu *Stephan.* poes. philos. Eine vollständigere Zusammenstellung und Erläuterung aller Bruchstücke und Zeugnisse der Alten s. Schleiermacher, Herakleitos der Dunkle von Ephesos, dargestellt aus den Trümmern seiner Werke und den Zeugnissen der Alten, in Wolf's und Buttmann's Museum der Alterthumswissenschaft, 1. Bd. S. 315 fg. In allgemeinen Geschichten der Philosophie ist vorzüglich zu vergleichen: Tennemann, 1. Bd. S. 209 fg. Reinhold, 1. Bd. S. 25 fg. Hegel, 1. Bd. S. 327 fg., hauptsächlich aber die vorzüglich gelungene Darstellung bei Ritter, 1. Bd. S. 235 fg. (*H. Schmid.*)

Herzsteine, s. unter Herz u. Herzkrankheiten.

HESS (Joh. Jakob), einer der bedeutendsten Theologen der reformirten helvetischen Kirche, dessen Wirksamkeit durch Schriften und durch mannichfaltige ausgebreitete Verbindungen sich nicht nur auf die protestantische Kirche in der Schweiz, Teutschland, Holland, England und Dänemark, sondern auch auf sehr viele katholische Geistliche, und selbst auf Juden erstreckte. Er wurde geb. zu Zürich den 21. Oct. 1741, im nämlichen Jahre mit seinem ebenso merkwürdigen Mitbürger, Joh. Kaspar Lavater. Sein Vater war ein geschickter Uhrmacher. Einige Nachrichten über seine Jugendzeit hat Leonhard Meister erhalten, ein dritter züricher Theolog, der in eben demselben Jahre geboren wurde, und sich durch viele geistreiche, historische und philosophische Schriften be-

22) *Sext. Pyrrh.* hypoth. III, 230. 23) *Stob.* ecl. I. p. 906. *Ἡράκλ. μὲν γὰρ — ὁδόν τε ἄνω καὶ κάτω τὰς ψυχὰς διαπορεύεσθαι ὑπείληφε.* 24) *Theodoret.* T. IV. p. 822. *Ἡράκλ. τὰς ἀπαλλαττομένας τοῦ σώματος (ψυχὰς) εἰς τὴν τοῦ παντὸς ἀναχωρεῖν ψυχὴν ἔφησεν, οἷα δὴ ὁμογενῆ τε οὖσαν καὶ ὁμοούσιον.* 25) Ritter, Geschichte der Philosophie. 1. Bd. S. 267 fg.

26) *Plat.* Theaet. p. 181. a. *Arist.* met. IV, 5.

kannt gemacht hat [1]). Der Knabe wurde, weil die Mutter früh starb und der ältere Bruder zu der Kunst des Vaters bestimmt war, einem mütterlichen Oheim anvertraut, der zu Affoltern, eine Stunde von Zürich, als Landprediger lebte. Nur mit vieler Mühe gelang es diesem, die Neigung des Knaben zu blos tändelnder Beschäftigung allmälig zu besiegen und ihm einigen Geschmack am Lesen beizubringen; daß er jemals ernsten und ausharrenden Fleiß im Studiren zeigen werde, ließ sich kaum hoffen. Historische Schriften und Reisebeschreibungen waren ihm noch am willkommensten; die alten Sprachen, in deren Anfangsgründen ihn der Oheim unterrichtete, lernte er hingegen nur mit Widerwillen. Da er keine Schule besuchte, nahm er in dem einsamen Dorfe ein leutescheues Wesen an, dessen Besiegung ihm nachher viele Mühe kostete. Dagegen wurde wol hier der Grund gelegt zu der Selbständigkeit und der Unabhängigkeit von fremden Ansichten und Meinungen, die sich in seinem spätern Leben und in allen seinen Schriften zeigt. Große Vorliebe für die Einsamkeit und für das Landleben, sowie inniges Gefühl für die Schönheiten der Natur blieb ihm durchs ganze Leben. Der Aufenthalt zu Affoltern dauerte indessen nicht so lange, daß jenes leutescheue Wesen allzutiefe Wurzeln hätte schlagen können, und der Tod des Oheims führte ihn in das väterliche Haus zurück. Ein geschickter Candidat der Theologie, Rudolf Freitag [2]), ertheilte ihm und einigen andern Knaben nun Privatunterricht, vorzüglich in den alten Sprachen. Dann trat H. 1755 in die obern Classen des Gymnasiums ein. Hier entwickelte er sich nun schnell. Unter des berühmten Breitinger's Leitung gewann er Geschmack für das Griechische und machte sehr glückliche Fortschritte. Auch Bodmer nahm sich seiner an. Mehre seiner Altersgenossen (Heinr. Füßli, der 1825 zu London als Präsident der Akademie der Künste starb, Joh. Kasp. Lavater, Leonhard Usteri, geb. 1741, der 1789 als Professor der Theologie zu Zürich starb, Leonhard Meister u. A.), die ihre schriftlichen Arbeiten Bodmer'n und Breitinger'n zur Beurtheilung vorzulegen pflegten, regten Wetteifer bei ihm an, der jedoch bald in leidenschaftlichen Ehrgeiz ausartete. Der zuletzt glücklich bestandene Kampf gegen diese gefährliche Richtung übte ihn aber in der Beherrschung seiner selbst. Indessen war auch noch jetzt wenig Ordnung und Plan in seinen Studien; wozu ihn grade eine Neigung oder ein Zufall führte, das ergriff er mit Eifer. Bald warf er sich auf die Geschichte, besonders Schweizergeschichte; bald las er Reisebeschreibungen; bald ergab er sich den Genüssen der Dichtkunst. Allmälig gewann er zwar auch Geschmack an der Philosophie, und studirte mit Eifer Leibnitz, Wolf rc., doch überwog geraume Zeit die Neigung für Dichtkunst und schöne Wissenschaften überhaupt. Wol mögen, neben seiner eigenen Neigung, auch die Schriften von Bodmer und Breitinger dazu beigetragen haben, obgleich diese Männer nicht unterließen, ihn zu ernstern Studien zu leiten und ihm besonders die Philosophie empfahlen. Heß äußerte selbst in spätern Jahren, daß er damals in Gefahr gestanden habe, über dem Belletristischen den Sinn für ernstere Studien, sowie für das Christenthum, zu verlieren, und sein Vater hegte wirklich Besorgnisse dieser Art, die er seinem Schwager, Hans Georg Schultheß, dem Übersetzer Arrian's, Epiktet's rc. (geb. 1724, gest. 1804) mittheilte. Mit diesem mütterlichen Oheim unterhielt Heß damals und später einen Briefwechsel über Gegenstände der Philosophie und der schönen Wissenschaften, der für Bildung seines Geschmacks sehr wohlthätig war, und viel beitrug, daß seine Studien nach und nach eine ernstere Richtung nahmen. Ebenso wohlthätig wirkten auf ihn einige ältere Freunde, wie der Philolog Joh. Jak. Steinbrüchel (geb. 1729) und der Theolog Johannes Tobler (geb. 1732). An ihrem Beispiele lernte er vorzüglich, wie auch vielseitige Studien auf einen Hauptzweck gerichtet sein können. Nach Vollendung seines akademischen Cursus in Zürich erhielt er im Frühjahre 1760 die Ordination zum Predigtamte. Nur kurze Zeit hatte er noch den Unterricht des berühmten Theologen J. J. Zimmermann (geb. 1695, starb 1756) genossen, der zuerst in Zürich die Fesseln der kirchlichen Orthodoxie sprengte; aber immer sprach Heß von ihm mit der größten Hochachtung. Jetzt sollte er auf Reisen gehen; England zog ihn besonders an, sowie er auch später für dieses Land und seine Literatur große Neigung behielt. Der Plan wurde indessen nicht ausgeführt. Heß begab sich als Gehilfe zu seinem väterlichen Oheime, Kaspar, der zu Neftenbach (vier Stunden von Zürich) Landprediger war. Der Aufenthalt bei diesem, durch seinen Geschmack und ausgebreitete Belesenheit nicht weniger als durch Schärfe des Denkens und durch gründliche Studien, besonders der Leibnitzisch-Wolf'schen Philosophie, sich auszeichnenden und dabei liebreichen Manne war für Heß sehr wohlthätig [3]). Der Oheim leitete seine Lectüre, und so verlor sich allmälig das Übergewicht, welches die Neigung für das Belletristische um so eher noch behauptet hatte, weil „Zwei Elegien zum Andenken eines Jünglings," die Heß auf dem Gymnasium verfertigte, vielen Beifall fanden. Doch entsagte er poetischen Versuchen nie ganz; auch während seines Aufenthalts zu Neftenbach setzte er sie fort, und 1768 erschien von ihm, in Bodmer'scher Manier, „Der Tod Moses." Er lernte dort auch Klopstock kennen, der einige Male von Zürich aus H.'s Oheim besuchte und Stellen aus seinem Messias vorlas. Wegen des tiefen Eindrucks, welchen er auf H. machte, ist auch folgendes Ereigniß aus dieser Zeit zu erwähnen: Ein Knecht, dem er begegnete, suchte ihn zu überreden, sich zu ihm aufs Pferd zu setzen, um über den angeschwollenen Tößstrom zu gelangen. Heß weigerte sich beharrlich,

1) S. Meister's berühmte Züricher. (1782). 2. Bd. S. 146.
2) Im Museum Helveticum finden sich von ihm Animadverss. critico-theologicae in Job. XX, 17. Auch sind einige Predigten von ihm im Drucke erschienen. Er wurde 1756 zweiter, und 1778 erster Prediger bei St. Peter in Zürich, und starb 1786.

3) Dieser Pfarrer Kaspar Heß ist der Verf. der „Zufälligen Gedanken über das Heldengedicht: Der Messias." (Zürich 1749) und einer „Recension der neuen kritischen Briefe." (Freimüthige Nachrichten. 20. St. 1749.)

wählte den längern Weg über die Brücke, und sah von Weitem den Knecht in den Fluthen umkommen.

Mit großem Eifer setzte H. das Studium der alten Classiker und der heil. Schriften fort. Auch der Briefwechsel mit Schultheß wurde nicht unterbrochen. Da er schon früher Neigung für historische Studien gehabt hatte, so mußte die Predigtmethode seines Oheims, der die evangelischen Erzählungen sehr geschickt und mit mehr Geschmack, als damals gewöhnlich war, in seinen Predigten behandelte, für den eifrig forschenden Jüngling viel Anziehendes haben. Dies und hierauf das Lesen von Middleton's Leben des Cicero führte ihn auf den Gedanken, das Leben Jesu darzustellen. Der Oheim, welchem er eine Probe vorlegte, munterte ihn zur Fortsetzung und Bekanntmachung auf. Bis gegen Ende seines siebenjährigen Aufenthalts im Hause desselben vollendete er das erste Bändchen der „Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu;" es erschien 1768. Bis zum J. 1773 war das Ganze in sechs Bändchen vollendet, und im nämlichen Jahre erschien auch die „Jugendgeschichte Jesu."

Während seines Aufenthalts in Neftenbach (1765) starb sein Vater, dessen thätiger Fürsorge er theils die für seine Bildung so günstigen Verhältnisse, theils die erfoderlichen Hilfsmittel für seine Studien verdankte. Zwei Jahre nachher vermählte er sich mit einer Mitbürgerin von gutem Hause, Anna Maria Schinz. Mit dieser geistreichen, ihm an Charakter und Frömmigkeit völlig ähnlichen Gattin lebte er 44 Jahre in glücklicher, aber kinderloser Ehe. Er brachte nun drei Jahre in ländlicher Einsamkeit, einige Stunden von Zürich, zu, um ganz ungehindert seinen Studien zu leben. Dann kehrte er in die Nähe von Zürich zurück, fortwährend mit seinen biblischen Forschungen und der Geschichte Jesu beschäftigt. Die große Menge junger, auf ein Amt harrender Geistlichen verzögerte auch seine Anstellung, sodaß er ungestört seine ganze Zeit dem Studiren widmen konnte. Im Januar 1777 wählte ihn die asketische Gesellschaft, deren Verdienste um Verbesserung aller Zweige der Geschäftsführung der Geistlichen bald auch in Teutschland anerkannt wurden, zu ihrem ersten Vorsteher. Er bekleidete diese Stelle bis 1795 und hat in derselben sehr viel für die Zwecke der Gesellschaft gewirkt. Im nämlichen Jahre wurde er zum Diakon an der Fraumünsterkirche in Zürich gewählt. Diese Stelle, bei einer sehr wenig zahlreichen Gemeinde, ließ ihm freie Muße für seine literarischen Arbeiten, obgleich er auf die Ausarbeitung seiner Predigten große Sorgfalt und viele Zeit verwendete. Dies beweisen die vielen Correcturen in seinen Handschriften. Seine Predigten enthalten immer etwas tief Gedachtes, das klar entwickelt wird, wenn auch der Plan nicht immer gleich in die Augen springt. Rednerischer Schmuck fehlt ihnen jedoch größtentheils, und er besaß lange nicht das glänzende Rednertalent Lavater's, der ihm aber in Rücksicht auf Gründlichkeit des theologischen Wissens weit nachstand. Außer diesen beiden vorzüglichen Kanzelrednern predigte damals zu Zürich auch der Antistes Joh. Rud. Ulrich (geb. 1728, gest. 1795), der zuerst einen bessern Geist im Predigen verbreitete, und dessen ohne seinen Namen erschienene „Predigten zur Beförderung des thätigen Christenthums" (2 Bde. 1773) auch in Teutschland damals als nachahmenswürdige Muster betrachtet wurden. Im J. 1784 trat noch ein vierter trefflicher Prediger, Salomon Klauser, auf (geb. 1745, gest. 1796), von welchem man eine „Auswahl von Predigten" hat, welche Niemeyer herausgab (Leipz. 1798). Daß Heß dennoch, und trotz eines ungünstigen Organs, immer ein zahlreiches Publicum behielt, zeugt für den Inhalt seiner Predigten. Ganz besonders zeichnen sich seine Casualpredigten aus durch schlagende Anwendungen der biblischen Geschichte und Lehre auf den vorliegenden Fall. Neben solchen zerstreut im Druck erschienenen Predigten hat man von ihm aus der Zeit seines Predigtamtes am Fraumünster drei Sammlungen. Die erste, „Der Christenlehrer, oder Predigten über die Entstehungsgeschichte der Gemeinde Jesu" (Zürich 1781—1788), enthält 50 Predigten historischen Inhalts über die Apostelgeschichte. Die zweite, „Christliches Übungsjahr, oder Geschichte des Menschen, wie ihn die Religion mittels gewisser Übungen durch alle Hindernisse glücklich zum Ziele führt" (Zürich 1791, und neu aufgelegt 1829), besteht aus einer Reihe von 63 Predigten, welche er im J. 1788 hielt, und die zusammen ein Ganzes bilden. Auf eine eigenthümliche Weise wird in denselben nach freigewählten Texten der Satz durchgeführt: Der Mensch ist dazu bestimmt, durch Gottseligkeit glücklich zu werden. Das Ganze hat gleichsam eine historische Form. Er betrachtet den Menschen und seine Entwickelung von den ersten Lebensanfängen an bis zum Tode durch alle Altersstufen und Verhältnisse, nach den mancherlei Versuchungen, denen er in jeder Lage ausgesetzt ist, nach den Beförderungsmitteln oder Hindernissen der Tugend, die er in derselben findet, und was für Religions- und Tugendübungen jeder solchen Lage oder Zustande am angemessensten seien, sodaß die Anwendung durch die Zuhörer auf sich selbst unausbleiblich erfolgen mußte. Er stellt dabei kein Ideal auf, sondern Alles ist aus dem wirklichen Leben genommen; er läßt den Menschen auf Abwege kommen, sich weit verirren und doch wieder zur Tugend zurückkehren. So zeichnet er die Schicksale des Menschen, der die Religion bis an sein Lebensende zur Führerin behält. Diese eigenthümliche Idee ist mit der dem Verf. eigenen Kunst und großer Menschenkenntniß ausgeführt. Der Plan ist so geschickt angelegt, daß auch die an den Festen gehaltenen Predigten die Entwickelung ohne Unterbrechung fortführen, und doch wirkliche Festpredigten sind, indem grade auf jedes Fest eine Situation trifft, die für die Festbetrachtung paßt. Sowie er in diesem Jahre die Geschichte des religiösen Tugendfreundes darstellte, der auf seinem Wege zum glücklichsten Ziele gelangt, so schilderte er dann im J. 1789 auf ähnliche Weise in einer fortgesetzten Reihe von Predigten, die er aber nicht dem Drucke übergab, die Geschichte dessen, welchen immer weitere Abweichungen je länger je unglücklicher machen. Die dritte der oben angeführten Sammlungen enthält unter dem Titel: „Über die Volks- und Vaterlandsliebe Jesu" (Zürich 1793) zwölf Predigten, die Heß vom 6. Sept. bis 2. Dec. 1792) hielt. Sie

beziehen sich auf die damaligen Ereignisse in Frankreich, und seine Absicht dabei gibt er so an: „Aus Christi Reden und Handlungen herauszuheben und unter gewisse Gesichtspunkte zu bringen, was auf die Vaterlandsliebe Beziehung hat, und dabei zugleich zu zeigen, wie nach eben diesen Grundsätzen und in Übereinstimmung mit seinem Beispiele, der Christ immer noch, und insbesondere auch in einer Lage, wie die gegenwärtige ist, sich zu benehmen habe, wenn er sich als ein echter Volks- und Vaterlandsfreund bezeigen, und auf keinen der Abwege hinaus verirren will, zu welchen die eine oder andere herrschen wollende Denkart unsers Zeitalters zu verleiten droht." Scharfsinnige Nachweisung der innern Ähnlichkeit mancher Erscheinungen, bei großer Verschiedenheit der äußern Form, gibt diesen Predigten einen bleibenden Werth; denn die Leidenschaften der Menschen sind zu allen Zeiten die nämlichen, nur die äußere Gestaltung ihrer Wirkungen wechselt nach den Umständen und Verhältnissen.

In einen ausgebreitetern Wirkungskreis wurde Heß versetzt, als durch Ulrich's Tod (7. Febr. 1795) die Stelle des Antistes oder ersten Vorstehers der züricher Kirche erledigt wurde. Mit großem Eifer suchte eine Partei Lavater'n zu derselben zu erheben; allein diejenigen einsichtsvollen Männer der Regierung siegten, welche nicht das Haupt einer religiösen Partei, sondern einen Antistes, der in Ulrich's Fußtapfen trete, suchten, der besonnen, weise und gemäßigt sich über den Parteikämpfen erhalte. Heß wurde gegen seinen Wunsch gewählt. Ungern entriß er sich dem einsamen Studirzimmer, um in einen so ausgebreiteten praktischen Wirkungskreis einzutreten. Einige Vorübung hatte ihm zwar die Geschäftsführung der asketischen Gesellschaft gegeben und ihm besonders auch Kenntniß der Personen verschafft; doch war manches Verhältniß ihm durchaus unbekannt. Aber unerwartet schnell entwickelte er ein großes, praktisches Geschick und eine bei solcher Zurückgezogenheit seltene Gewandtheit in Leitung aller kirchlichen Angelegenheiten. Wie in seinen Schriften, so zeigte sich auch in dem praktischen Wirkungskreise jene tiefe Kenntniß der Welt und des Menschen, welche die Mittel zu entscheidendem Einflusse darbietet. Der eiserne Fleiß, mit welchem er sogleich das reichhaltige Kirchenarchiv durchforschte, machte ihn auch bald mit allen frühern Verhältnissen bekannt, und die Gewissenhaftigkeit, womit er sich z. B. für jede Sitzung des Kirchenrathes auf jedes einzelne Geschäft vorbereitete, gab ihm in den Berathungen eine Sicherheit, die sonst nur die Frucht langer Erfahrung ist. Natürlich wurden nun aber seine literarischen Arbeiten unterbrochen, und namentlich die „Bibliothek der heiligen Geschichte" nicht fortgesetzt. Daß er aber neben der Last von Amtsgeschäften, neben einer sehr ausgebreiteten Correspondenz und unter den bald so störend eingreifenden politischen Ereignissen doch immer noch Zeit fand, seine auf die Bibel bezüglichen Studien fortzusetzen, und auch mit allem Neuen, was mittelbar oder unmittelbar damit im Zusammenhange stand, bekannt zu bleiben, dies beweisen die von ihm sogenannten „Tagesregister," worein er täglich mit der größten Pünktlichkeit nach den Rubriken „Amtsgeschäfte" und „Privatgeschäfte" Alles eintrug, was er den Tag über gethan. Die Amtsgeschäfte theilen sich dann wieder in diejenigen der Antistesstelle und der ersten Predigerstelle an der Großmünsterkirche. Die Privatgeschäfte zerfallen in die Rubriken „für Andere" und „für mich." Unter der letzten erscheint, was er gelesen und worüber er meditirt hatte. Indessen ist Alles nur eigentliches Register; sehr selten wird mit zwei Worten irgend ein Resultat angegeben. Unter der Rubrik „für Andere" kommen alle, auch die unbedeutendsten Besuche vor, sodaß man sieht, er gab sich täglich mit der größten Genauigkeit Rechenschaft von der Verwendung einer jeden Minute. Auch an denjenigen Tagen, wo Zürich von den größten Gefahren bedroht war (wie den 3. bis 6. Jun. 1799, als die Österreicher nach zweitägigem Kampfe die Franzosen zum Rückzuge nöthigten, und den 25. und 26. Sept. desselben Jahres, als Zürich von den Franzosen wieder eingenommen wurde), finden sich die Titel „biblische Lectur" und „Schriftstudium" in dem Register. Bei aller Theilnahme an den Ereignissen fand er doch immer wieder die nöthige Ruhe, um seinen Hauptzweck zu verfolgen. Den 10. Sept. 1802, nachdem Zürich von Morgens vier bis sechs Uhr durch die Truppen der helvetischen Regierung mit Granaten war beschossen worden, besorgte er nicht nur einige kirchliche Angelegenheiten, schrieb die Predigt für den folgenden Sonntag, sowie einige Briefe, und empfing mehre Besuche, sondern das Register enthält überdies noch „Biblische Lectur: Psalm 46—50, hebräisch und griechisch. Schriftstudium: Meditation über ὁ ὤν, καὶ ὁ ἦν, καὶ ὁ ἐρχόμενος, in Bezug auf den Begriff Jehova." Den 12. Sept., wo zwar keine Thätlichkeiten vorfielen, aber die Anstalten zu einer neuen gefährlichern Beschießung ganz deutlich gesehen wurden, enthält das Register doch folgende Stelle: „Nachforschung und Meditation über ὄνομα θεοῦ, inwiefern es dem Messias zukommt. Ὄνομα θεοῦ ist das Wesentliche, Eigenthümliche, aber (dem Sohne) Mittheilbare der Gottheit; Vergleichung mehrer Schriftstellen des alten und neuen Testaments." Als dann um Mitternacht die Beschießung wieder mit Heftigkeit begann, im Laufe des Morgens dann matter wurde, aber doch bis Abends noch einzelne Kugeln in die Stadt geworfen wurden, fing er doch an diesem Tage „einen Aufsatz an über ὄνομα θεοῦ, inwiefern es sich auf Christus bezieht." Nur bei solcher gewissenhafter Benutzung jedes Augenblicks, und der dazu nöthigen, aus unerschütterlichem Vertrauen auf Gott hervorgehenden Gemüthsruhe, war es möglich, unter der Last von Amtsgeschäften, unter den damit auch in ruhigen Zeiten verbundenen Störungen, und unter den Stürmen der Revolutionsperiode, auch wissenschaftliche Bestrebungen und Forschungen ununterbrochen fortzusetzen. Sein kerngesunder, wenngleich dem äußern Anscheine nach schwächlicher Körper hielt alle Anstrengungen des rastlosen Geistes aus, und von öffentlichen, für Andere oft ermüdenden, Geschäften kehrte er immer unmittelbar zu seinen Studien zurück.

Bald nach seiner Übernahme der neuen Würde begannen die Unruhen im Canton Zürich, die zwar wieder unterdrückt wurden, sich dann aber im J. 1798 mit der allgemeinen helvetischen Revolution verschlangen. Während

dieser Zeit, besonders während der eigentlichen Revolutionsperiode, zeichnete sich Heß durch Klugheit und Gewandtheit, aber auch durch Freimüthigkeit, Festigkeit und durch den scharfen Blick aus, womit er das Getreibe und die Plane der Führer durchschaute. Es gelang ihm, manchen Angriff auf das Kirchenwesen abzuwenden oder zu besiegen, und wenigstens den völligen Umsturz zu verhindern. Wohlthätigen Eindruck machten zwei Hirtenbriefe, die er auf Ostern und Pfingsten 1798 im Druck erscheinen ließ, zu Beförderung von Eintracht, Versöhnung, Sittlichkeit und Religiosität. Später, auf Weihnachten 1801, nachdem sich die politischen Verhältnisse verändert hatten, ließ er einen dritten folgen. Bemerkenswerth ist seine Äußerung im zweiten dieser Hirtenbriefe, „daß seine Kräfte erschöpft seien, daß diese Zeit aber eines geist- und kraftvollen Kirchenvorstehers bedürfe;" er nimmt daher Abschied mit der Erklärung, „er erwarte nur einen Wink von Gott oder Menschen, um abzutreten." Allein seine Kräfte schienen sich in dem fortgesetzten Kampfe eher zu stärken, und der erwartete Wink erfolgte nicht, so verhaßt sich auch Heß bei den Machthabern besonders durch seine Predigten machte. Wirklich war seine Deportation einst schon beschlossen; die Vollziehung aber unterblieb aus unbekannten Gründen. Diese merkwürdigen Predigten sind unter dem Titel: „Der Christ bei Gefahren des Vaterlandes" (3 Bde. Winterthur 1799 und 1800) im Druck erschienen. Sie beginnen mit dem letzten Sonntage 1797 und schließen mit Mai 1800. In der historischen Einleitung, welche Heß diesen Predigten beigefügt hat, bezeichnet er seinen Zweck näher. Er sah sich berufen, auf alle Weise der einbrechenden Religionsverachtung und Unsittlichkeit zu widerstehen. Indem er das Benehmen der Tongeber, die schrankenlose Ungebundenheit, den Verfall von Zucht und Ordnung mit der größten Kühnheit darstellte, hoffte er durch seine Warnungen die Zuhörer von der Theilnahme abzuhalten. Auch in der Vorrede zu den Tagsatzungspredigten des Jahres 1807 sucht er die Betrachtung politischer Gegenstände in ihrem Verhältnisse zu Religion und Christenthum, und die Verbindung des „Christlichwichtigen mit dem Bürgerlichwichtigen" auf der Kanzel zu rechtfertigen. Abgesehen aber von der Frage über den Nutzen oder Schaden jener in der Revolutionszeit gehaltenen Predigten zeigen dieselben wirklich bei allem Anscheine der Einfachheit eine nicht leicht zu erreichende Kunst. Mit seltener Klugheit und Behutsamkeit, man möchte sagen Schlauheit, wird Alles, was dem Redner als tadelnswürdig in den Ereignissen jener Zeit erschien, durch Anwendung und Ausführung passender Bibelabschnitte in seiner ganzen Blöße und mit seinen verderblichen Folgen aufs Lebhafteste, und doch immer so dargestellt, daß, so unverkennbar auch die Beziehungen waren, doch nur ein ganz willkürlich sprechender Richter ihn eines wirklichen Angriffs gegen bestehende Einrichtungen, oder gegen die Maßregeln der Regierung hätte schuldig erklären können. Mit diesen Predigten ist noch die Schrift zu verbinden: „Helvetiens neue Staatsverfassung von Seite des Einflusses der Religion und Sittlichkeit auf das Glück des Freistaates betrachtet" (Zürich 1798). Sie entwickelt die Gefahren, welche aus Irreligiosität und Sittenverfall für die Verfassung selbst entstehen, deren gefährlichste Feinde Religionsverächter und Sittenverderber seien, wenn sie auch der neuen Ordnung der Dinge schmeicheln sollten. Übrigens trug grade die ausschließend historische Richtung seines Bibelstudiums dazu bei, daß er in der Revolution das Religiöse immer so innig mit dem Politischen verband. In seiner Ansicht vom A. und N. T., als einer zusammenhängenden theokratischen Führung, lag eben diese Verbindung; etwas Ähnliches erblickte er in dem Gange der Ereignisse seiner Zeit. Wie nun dort gegen das Verderbliche jeder Art von den Lehrern kühn gekämpft wurde, wie dann später Zwingli und die übrigen Reformatoren politische Verderbnisse ebenso entschlossen als die kirchlichen angegriffen hatten, so glaubte auch Heß sich zu ähnlichem Kampfe berufen und verpflichtet. Eben dadurch werden aber auch die tiefen Blicke des nicht zum Politiker gebildeten Mannes in den ganzen Zusammenhang, in das Treiben der Parteien und in die Wirkungen der Leidenschaften ganz begreiflich. Sehr richtig sagt er daher in der Vorrede zu den Revolutionspredigten: „Zu Revolutionszeiten läßt sich ein ungewöhnlich reicher Schatz von Menschenkenntniß sammeln; aber nie ist es auch schwerer und doch nöthiger, eine unparteiisch-gutmüthige Anwendung davon zu machen."

Mit großem Zeitaufwande sammelte und ordnete er auch während und nach der Revolutionszeit für das, vom Antistes Breitinger im 17. Jahrh. angelegte, und von den meisten seiner Nachfolger bereicherte, Kirchenarchiv, was immer zur Beleuchtung der schweizerischen, besonders der züricher Geschichte seit der Mitte des 18. Jahrh. dienen kann. Zwei und dreißig Bände solcher Zeitschriften und einzelner Blätter (unter dem Titel: „Sammlung zur einheimischen, besonders zürcherischen moralisch-politischen und religiösen Zeitgeschichte vor, während und nach der Revolution") umfassen die Zeit von 1751—1804, und Materialien für die folgenden bis auf Hessens Todesjahr liegen ebenfalls in dem Archiv. Nach Wiederherstellung der Ruhe durch die Mediationsverfassung vom J. 1803 beschäftigte ihn zunächst die neue Organisation des Kirchenwesens. Die dafür erlassenen Gesetze und Verordnungen wurden alle von ihm selbst entworfen, und zeugen nicht weniger von seinem Eifer als von seiner Klugheit. Aus der Zeit der Mediationsverfassung hat man noch von ihm zwei kleine Sammlungen von Predigten, die er in den Jahren 1807 und 1813 während des Aufenthalts der eidgenössischen Tagsatzung zu Zürich hielt. Die erstere unter dem Titel: „Tagsatzungspredigten, oder christliche Betrachtungen über die Grundsätze, die Pflichten und das Glück eines brüderlichen Bundesstaates" (Zürich 1807) enthält sechs Predigten, die ein Ganzes bilden, und worin er „das vaterländische Thema aus dem religiösen Gesichtspunkte betrachtet." Die zweite Sammlung hat den Titel: „Einheit im Mannichfaltigen, oder das Christenthum, betrachtet als ein Vereinigungsmittel für Wahrheitsfreunde, bei sonst auch noch so großer Verschiedenheit ihrer Denkart, Lage, Sitten und Gebräuche" (Zürich 1813). In sieben Predigten wird mit Anwendung

auf den eidgenössischen Bund die Idee entwickelt, daß, auch bei noch fortbestehender Verschiedenheit der äußern Formen, zwischen Anhängern der verschiedenen Kirchen vermittels dessen, was sie als Christen gemein haben, ein brüderliches Zusammenstimmen und Zusammenwirken zu Erreichung der Zwecke des Christenthums, oder die Bildung einer innern Kirche stattfinden solle und werde. Eine Menge anderer Predigten bei glücklichen oder unglücklichen öffentlichen Ereignissen sind einzeln im Druck erschienen; alle zeichnen sich durch die treffende Wahl dessen aus, was für Zeit und Ort paßte. Den nämlichen Vorzug haben die Gebete, die er während 30 Jahre auf den jährlichen Buß- und Bettag verfertigte, sowie die Circularschreiben, die er theils bei diesen Gelegenheiten, theils bei jeder schwierigen Lage der Dinge, besonders während der Revolution, an die Geistlichkeit erließ, um sie bei jedem Wechsel auf den richtigen Standpunkt zu stellen.

Es waren übrigens nicht die im Auslande weniger bekannten Verdienste um seine vaterländische Kirche, sondern diejenigen um die theologische Literatur, besonders um eine bessere Richtung des Bibelstudiums, was ihm bei der Jubelfeier der Reformation in Teutschland die ehrenvolle Auszeichnung verschaffte, daß drei Universitäten, Jena, Tübingen und Kopenhagen, ihm gleichzeitig das theologische Doctordiplom übersandten. Schon viele Jahre früher hatte Münter in Kopenhagen ihm diese Würde angeboten; damals aber lehnte sie Heß aus Bescheidenheit ab. Jetzt hingegen sah er in diesem von Lutheranern gegebenen Beweise der Hochachtung zugleich ein Zeichen der von ihm so sehr gewünschten Annäherung der kirchlichen Parteien. Den leisen Wunsch, an der Jubelfeier der helvetischen Reformation noch thätigen Antheil nehmen zu können, dessen Erfüllung weder er selbst, noch seine Mitbürger jemals für wahrscheinlich gehalten hatten, gewährte die Vorsehung dem 78jährigen Greise. Schon die Anordnung und Vorbereitung der Feier schien ihn zu verjüngen, und am Vorabende (31. Dec. 1818) trat er mit einer lateinischen Rede (**Emendationis Sacrorum beneficium immortale nostris non minus et posterorum quam majorum usibus inserviens** [Turici 1819. 4.]), dann an dem feierlichen Tage selbst (1. Jan. 1819) als Prediger auf eine Weise auf, daß sich die ungeschwächte Geisteskraft auf überraschende Weise zeigte. Die Lebhaftigkeit und Kraft, womit er beide Reden vortrug, entfernte jeden Gedanken an den drohenden Verlust des theuern Lehrers. Allein wenige Tage nach der Feier überfiel ihn eine Krankheit, wahrscheinlich Folge einer Erkältung. Zwar wurde er bald hergestellt; doch hinderte ihn zurückgebliebene Schwäche, auf der Kanzel aufzutreten, und seit jener Feier der Reformation hat er dieselbe nicht mehr bestiegen. Die Amtsgeschäfte des Antistes verrichtete er noch durchs ganze Jahr 1819 und leitete im September auch noch die Synode der Geistlichkeit. Ein neuer Krankheitsanfall im Anfange des J. 1820 hatte zur Folge, daß er von da an dem Kirchenrathe nicht mehr beiwohnen konnte. Dennoch entsagte er der Leitung der Geschäfte noch nicht, und was er immer in seiner Wohnung besorgen konnte, blieb in seiner Hand. Denn noch immer behielt der stets rege, für das Wohl der Kirche unaufhörlich wirksame Geist seine volle Klarheit und seinen Scharfsinn. Noch einmal trat er öffentlich auf bei der Versammlung der Bibelgesellschaft im Julius 1820. Dies war das letzte Mal. In dieser Zeit arbeitete er auch noch sein „Leben Jesu" für die achte Ausgabe um, und vollendete dasselbe 1823. Zwar schwächten nun wiederholte Krankheitsanfälle die Körperkräfte; aber auf den Geist hatte dies keinen Einfluß, und selbst der Körper behielt doch so viel Kraft, daß er in seinen letzten Tagen oft stehend oder sitzend das Blatt, auf welchem er seine Gedanken niederschrieb, mit freischwebender Hand hielt. Merkwürdig war es, wie schnell er sich immer von diesen Krankheitsanfällen erholte; die Arzneien äußerten eine bei so hohem Alter seltene Wirksamkeit, was nur bei einem Körper möglich war, dessen gesunde Anlage, durch strenge Mäßigkeit und geordnete Lebensweise unterstützt, der Arzneien früher niemals bedurft hatte. Heß wurde das seltene Glück zu Theil, daß er bis an sein ungewöhnlich spätes Lebensende mit hellem Geiste sein theures Bibelstudium fortsetzen, mündlich und schriftlich sich mit Bekannten und Vertrauten über Alles, was dem Menschen wichtig ist, unterhalten und mit der tiefsten Überzeugung von der Wahrheit seiner Ansicht, nach seinem Wahlspruche, *οἶδα ᾧ πεπίστευκα*, seiner Auflösung entgegensehen konnte. Sie erfolgte den 29. Mai 1828, nachdem er sein 87. Lebensjahr mehr als zur Hälfte zurückgelegt hatte. Ein neuer Krankheitsanfall war zwei Tage vorher eingetreten, aber bis zum letzten Augenblicke blieb das helle Bewußtsein, und Heß ist eins der merkwürdigern Beispiele, die den Wahn widerlegen, daß anhaltende und angestrengte Geistesthätigkeit die Lebenskraft verzehre.

Ganz begreiflich ist es, daß ein Geist von so überlegener Kraft, der die Verhältnisse im Ganzen und im Einzelnen mit so scharfem Blicke durchschaute, eine seltene Selbständigkeit und Festigkeit beweisen mußte, sodaß er auch bei wichtigen Entschlüssen und Handlungen nicht leicht den Rath Anderer suchte. Nur die ausgezeichnete Klugheit und die Angewöhnung, jeden Entschluß wiederholt zu überlegen, und genau dessen Folgen zu berechnen, konnte das Gefährliche, das hierin lag, unschädlich machen. Das Streben nach Unabhängigkeit von den Ansichten und Meinungen Anderer, das ihm für seine Studien unerläßliche Regel blieb, trug er auch auf seine praktischen Verhältnisse über, und hieraus, sowie aus seiner Überzeugung von der unmittelbaren göttlichen Einwirkung im Einzelnen erklärt sich der eigenthümliche Gang, den er in Vielem befolgte.

Seine amtliche Stellung, besonders seit er die Antisteswürde bekleidete, war in höchstschwierige Zeiten gefallen, und während der acht bis zehn ersten Jahre derselben konnte in der That nur ein Charakter sich behaupten, in welchem solche Festigkeit mit der tiefsten Kenntniß aller Verhältnisse, mit der größten Klugheit, mit unerschütterlichem Vertrauen auf Gott und mit einer Reinheit der Sitten sich vereinigte, an welche sich nie der leiseste Verdacht gewagt hat. Ebenso merkwürdig, oder, wenn die Ausdehnung des Wirkungskreises hierüber entscheidet, noch merkwürdiger ist Heß durch eine zusammenhängende Reihe von Schriften, die er nicht in amtlicher Stellung, son-

dern als Früchte seines Bibelstudiums bekannt gemacht, und bei immer fortgesetztem Studium wiederholt, während eines halben Jahrhunderts, vervollkommnet hat. Seiner Neigung für die Poesie entsprangen ein Zuruf an die helvetische Centralregierung unter dem Titel: „Die vaterländische Kirche an die Gesetzgeber Helvetiens" (Zürich 1800); ferner: „Lieder zur Ehre unsers Herrn, sammt einem Schweizerpsalm und andern kleinen Gedichten" (3. Ausg. Zürich 1821) und der Gesang: „Meine Bibel" (1815), welcher den Hauptinhalt der biblischen Geschichte besingt. Ausgezeichnetes poetisches Talent gibt sich zwar in diesen Gedichten nicht kund; auch hat die Sprache nicht immer angemessene Erhabenheit, noch die erforderliche Biegsamkeit. Dagegen drückt sich tiefes Gefühl und innige Überzeugung aus. Die historischen Gesänge haben daher den Vorzug; doch finden sich auch in der Sammlung kleine lyrische Gedichte voll Empfindung und erhabener Begeisterung, und der Schweizerpsalm zeugte von warmer Vaterlandsliebe und tiefem Gefühle für die Naturschönheiten.

Bei der Darstellung von Hessens religiösen Ansichten nach denjenigen Schriften, worin er dieselben niedergelegt hat, müssen wir von jener frühern Zeit ausgehen, welche er, nach Vollendung seines akademischen Cursus, bei seinem Oheim in Neftenbach zubrachte. Wie gewöhnlich denkende Jünglinge, denen ein umfassender Überblick des Ganzen noch unmöglich, deren Geistesthätigkeit daher noch mehr auf das Einzelne gerichtet ist, eben deswegen aber auch oft auf anscheinende Widersprüche trifft, so hatte auch Heß seine Zeit des Zweifels an der Wahrheit der christlichen Religion. Er gedenkt selbst verschiedentlich dieser Zeit in seinen Schriften, unter andern in den Gedanken eines Geistlichen über die beste Art, das Christenthum zu vertheidigen, in der Vorrede zum dritten Bande der Apostelgeschichte, und in derjenigen zu dem Werke vom Reiche Gottes. Hier sagt er, wie nach manchem vergeblichen Versuche, dieser Zweifel los zu werden, ein ernsthaftes Studium der biblischen Geschichte ihm die gewünschte Überzeugung verschafft habe. Das Beispiel und der Rath seines Oheims leitete ihn dabei. Er habe sich nämlich entschlossen, „für einmal vorauszusetzen, diese Geschichte sei wahr, und wenn ihm auch etwas Anstößiges vorkomme, es für einmal „als wahr vorauszusetzen;" mit dieser Voraussetzung nun die biblischen Bücher ganz von Neuem zu lesen, nicht um irgend ein System darin zu finden, oder ein eigenes daraus herzuleiten, sondern in dem einfachsten Gesichtspunkte eines Lesers, dem es einzig um den Geist des Inhalts zu thun ist, und sich dabei diejenige Wahrheitsliebe, womit eine jede Geschichte, und wenn sichs fände, daß es mit dieser mehr als mit keiner andern auf sich habe, die Wahrheitsliebe, womit eine Geschichte göttlicher Führungen will gelesen sein, zur heiligen Pflicht zu machen." Daß dies jedoch nicht bloße „Voraussetzung," sondern daß sie mit dem Wunsche oder der Neigung verbunden war, wirklich von demjenigen überzeugt zu werden, was die gelesenen Schriften enthalten, kann kaum geleugnet werden. Wie leicht sich aber bei solcher Stimmung die Ereignisse, dem Leser unbewußt, vor seinen Augen so gestalten, daß der Wunsch oder eine vorgefaßte Ansicht Befriedigung findet, zumal, wenn er Scharfsinn genug besitzt, die etwa fehlenden Verbindungsglieder zu ergänzen, zeigt unbefangene Geschichtsforschung überall. Heß sagt selbst (Bibliothek der heil. Gesch. I. S. 16): „Das gute Vorurtheil und der Wunsch, daß es wahr sein möge, kann leicht zu viel Einfluß haben." Daher konnte der Erfolg auch kein anderer sein, als derjenige, welchen Heß selbst angibt: „Ob ich nun gleich Anfangs beim Lesen nur vorausgesetzt hatte, das wäre eine wahre Geschichte, so konnte ich jetzt am Ende an ihrer Wahrheit eben darum nicht länger zweifeln, weil die Natur und der Zusammenhang der Begebenheiten selbst sich als göttlich anpries." Heß äußerte sich zuerst näher öffentlich in einer kleinen Schrift: „Gedanken eines Geistlichen über die beste Art, das Christenthum zu vertheidigen" (Zürich 1769), worin die Frage, wie die Geistlichen nicht blos zum Kanzelgebrauche, sondern überhaupt zu besserer Kenntniß und Aufklärung des Christenthums die heiligen Schriften studiren sollen, behandelt wurde. Als die Schrift nach wenigen Jahren vergriffen war, bearbeitete er den Gegenstand neu, und machte die Schrift bekannt: „Über die beste Art, die göttlichen Schriften zu studiren, in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage des Evangeliums" (Zürich 1774). Zugleich war die Absicht des Verfassers, „einige vorläufige Gedanken, die der angekündigten Abhandlung vom Reiche Gottes in verschiedenen Rücksichten zur Einleitung dienen können, bekannt zu machen." In dieser Schrift stellt er die Foderung auf, daß man die Bibel nur als Geschichte studire, die sich dann aber von jeder andern Geschichte dadurch unterscheide, daß Alles nach einem genau bestimmten Plane erfolge. Daher soll sie auch ohne Unterbrechung und mit steter Rücksicht auf den Zusammenhang der größern Theile gelesen werden; die nicht eigentlich historischen Schriften betrachtet er als Beilagen, welche dazu dienen, sich desto besser in den Geist dieser Schriftsteller zu versetzen. Jede Bemühung aber, ein System der Schrifttheologie zu bilden, die sich nicht auf anhaltendes Studium der biblischen Geschichte gründet, muß, nach Heß, wo nicht ganz fehlschlagen, doch sehr unvollkommen sein. Er warnt vor jeder Entscheidung, die durch das Vorurtheil des Ansehens eines Lehrgebäudes bewirkt wird, und erklärt sich bestimmt gegen den Wahn, daß die Bibel ein Buch sei, das nach andern Regeln der Sprachkunde und der Vernunftlehre ausgelegt werden müsse, als andere Bücher. Noch entschiedener erklärte er sich in einer kleinen Schrift: „Pastoralvorlesung über die Schrifttheologie" (1777), über den „Unfug, den die Herrschaft theologischer Systeme in der Christenwelt angerichtet habe," indem dadurch Denkens- und Interpretationsfreiheit, ja selbst „die Freiheit, mit eigenen Augen zu lesen," gehemmt wurde. Durch diese Unabhängigkeit von kirchlichen Dogmen bewies sich Heß gleich am Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn als wahren Protestanten, gedachte daher auch immer dankbar Breitinger's als seines Lehrers einer freien und prüfenden Auslegung der heil. Schriften. In der Vorrede zum eilften Bande der Israelitengeschichte sagt er: „Ich danke der Vorsehung, daß sie schon meine Lernjahre in Zeiten

fallen ließ, wo Denkens- und Schreibensfreiheit ihre Rechte zu behaupten anfingen, und daß ich das Glück hatte, Lehrer zu finden, welche sie zu schätzen wußten." Diesen Grundsätzen blieb Heß durch sein ganzes Leben getreu. Daher misbilligt er auch in der „Bibliothek der heiligen Geschichte" (2. Bd. S. 372) ganz offen den Geist der Kirchenversammlung von Nikäa, die zuerst einen für ausschließend rechtgläubig erklärten Lehrbegriff aufstellte. Aber ebenso sehr hütete sich Heß vor den Irrwegen, auf welche das nicht von Vernunft und unbefangener Forschung geleitete Gefühl in Religionssachen oft hinleitet, und auch dagegen erklärt er sich in jener Pastoralvorlesung. Durch seine entschiedenen Äußerungen mußte er aber nothwendig in übeln Geruch kommen, sowol bei den Hütern der sogenannten Orthodoxie, als bei einer damals in Zürich nicht unbedeutenden Classe von jüngern Geistlichen, welche, wie Heß sich ausdrückt, „in Predigten und Schriften in einen unstäten, fieberischen Empfindsamkeitston fielen, der immer nur aufs Rühren, Erschüttern, Betäuben ausgeht." Indessen hatte früher Zimmermann, dann Breitinger, Bodmer und Andere, schon so wohlthätig gewirkt, daß Verdächtigungen der Rechtgläubigkeit das Verdienst nicht mehr unterdrücken konnten. Heß wandelte unabhängig und selbständig auf seiner Bahn fort, und erhielt die Beruhigung, daß er in spätern Jahren, wegen des Festhaltens an der durch eigenes Forschen gewonnenen Überzeugung, ebenso unbegründet als steifer Orthodox verschrieen wurde, wie ihn jene frühere Zeit als Freigeist verdächtigt hatte.

Von diesem Grundsatze völliger Unabhängigkeit von den Meinungen und Lehrsystemen Anderer ging also Heß bei seiner Interpretation der biblischen Schriften aus. Die eigentlich hermeneutischen Regeln, die er in den schon angeführten Schriften, besonders aber in der Bibliothek der heiligen Geschichte aufstellt, folgen aus demselben ganz consequent. Da er die Bibel ihrem größern Theile nach als ein Geschichtsbuch betrachtete, und sich überall gegen die unrichtige Ansicht erhob, als ob sie ein dogmatisches Lehrbuch sei, so mußte sein Auslegungsprincip das reinhistorische sein, d. h. er foderte, daß überall, mit Benutzung aller Hilfsmittel, welche Sprachkunde, Alterthümer, Geschichte rc. darbieten, erforscht werde, was der Schriftsteller bei seiner Erzählung, und wie er sich das Erzählte gedacht habe; daß man sich daher so viel möglich in diese Zeiten versetze, und alle neuern Vorstellungen möglichst vergesse. Daher äußerte Heß auch im J. 1820, als ihn der große Philolog F. A. Wolf besuchte, der eben durch diese reinhistorische Interpretation ein so helles Licht über die ganze Alterthumskunde verbreitet hat, „wäre man den Grundsätzen der Auslegung, welche Sie bei den Classikern befolgen, auch bei den biblischen Schriften treu geblieben, so wären nicht so viele verfehlte Deutungen und gezwungene Auslegungen zu Tage gefördert worden." So unleugbar dies ist, so konnte Heß doch nur bis zu einem gewissen Punkte der nämlichen Bahn folgen. Die Frage, ob denn wirklich Alles sich so ereignet habe, wie die Schriftsteller sich dasselbe dachten, also eine philosophische Beurtheilung dessen, was als wahrer Sinn ihrer Erzählung ausgemittelt war, verwarf er zwar nicht, und er sagt (Vorrede zum Leben Jesu): „die Freiheit, selbst zu urtheilen über die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der alten Erzählung, bleibt unbestritten;" aber was bei andern Geschichtschreibern die historische Kritik als unerläßlich fodert, die Prüfung der Zeugen in Rücksicht auf ihre Einsichten und Kenntnisse, konnte er nach seiner Vorstellung von den biblischen Schriftstellern, als Werkzeugen Gottes zu Ablegung von Zeugnissen über seine Führungen des Menschengeschlechts, auf sie nur in sehr beschränkter Beziehung anwenden, obgleich er die ältere Inspirationslehre unverholen verwarf. Eben deswegen unterschied er zwar zwischen dem, was eigentlich und was uneigentlich zu verstehen sei; aber Erzählungen, wie z. B. die von den Erscheinungen der Engel in der Geschichte von Abraham und von Moses, mußte er eigentlich verstehen; auch die Erzählung vom ersten Fehltritte ist ihm der Hauptsache nach historisch, und die Heilungen der Dämonischen versteht er nicht als Accommodation zum jüdischen Aberglauben. Nach diesen Grundsätzen studirte Heß nun die biblischen Schriften als eine zusammenhängende Geschichte und bearbeitete sie in seinen historischen Schriften, die mit dem Werke vom Reiche Gottes ein Ganzes ausmachen. Wenige haben die Bibel so ununterbrochen und dabei mit so gründlicher Kenntniß und Benutzung aller gelehrten Hilfsmittel erforscht. Seine historischen Schriften waren in ihrer Art die ersten, und Heß hat um die Belebung der biblischen Geschichtsforschung ein um so wichtigeres Verdienst, da dieselbe ganz vorzüglich zur Sprengung der Fesseln beitrug, welche durch dogmatische Lehrsysteme dem Forscher aufgelegt waren. Das erste dieser Werke war die „Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu" (6 Bde. 1768—1773), wozu auch die (ebenfalls 1773) erschienene „Jugendgeschichte Jesu" gehörte. Im Februar 1762 hatte er die Bearbeitung begonnen, im folgenden Jahre einigen Freunden eine Probe mitgetheilt, dieselbe 1765 in eine Zeitschrift eingerückt, und dann 1768 das erste Bändchen erscheinen lassen. Sein Zweck war weder bloße Erläuterung der Evangelien, noch Bearbeitung derselben nur für die Erbauung; sondern er wollte die evangelische Geschichte „pragmatisch und als eine in ihrer Art ganz eigene, höchst lehrreiche und interessante Geschichte behandeln, und zwar in demjenigen localen Gesichtspunkte, in welchem diese Geschichte damals ein unparteiischer und von der Hauptabsicht der Sendung Jesu schon einigermaßen unterrichteter Zuschauer betrachtet haben müßte;" denn die Hauptabsicht der Evangelien ist nach Heß nicht, ein unmittelbar auf aller Menschen Beruf und Lage anwendbares Muster der Tugend darzustellen, sondern es muß auch der Hauptzweck von Christi Geschichte berücksichtigt werden, „die Darstellung des Unnachahmlichen in seinem öffentlichen Leben und Lehramte, und in der Reihe göttlicher Führungen, durch welche er stufenweise auf die höchste Würde in der Schöpfung und zu einer gottähnlichen Herrlichkeit emporstieg." Das Werk machte bald Aufsehen, und der Verfasser wurde wegen seiner in dogmatischer Hinsicht, wie man glaubte, allzufreien Behandlung in Anspruch genommen. Allein im J. 1772 erschien Münter's Bekehrungsgeschichte des Grafen von Struensee,

worin sich ein Brief des Letztern an Münter findet, der die Versicherung enthält, daß hauptsächlich das Lesen dieser Lebensgeschichte Jesu ihn von seinen Vorurtheilen gegen die Offenbarung zurückgebracht habe. Dies vermehrte den Credit des Werkes: Man sah es als ein Verwahrungsmittel gegen Zweifelsucht an, und eine ganze Auflage wurde in einer einzigen Messe abgesetzt. Schon im J. 1774 erschien zu Kopenhagen eine dänische Übersetzung, welche drei Auflagen erlebt hat. Über die Behandlungsweise selbst verdient das Urtheil, welches Reinhard später in seinen Geständnissen (S. 133) fällte, angeführt zu werden: „Unter den neuern Schriftstellern hat dem Prediger, dem um interessante Bemerkungen über die evangelische Geschichte zu thun ist, Niemand besser vorgearbeitet, als Heß in seinen bekannten hierher gehörigen Werken. Für das Zusammenhängende, Absichtsvolle, Lehrreiche, Rührende und Gotteswürdige dieser Geschichte hat dieser Verfasser einen ganz eigenen Takt, der ihn ungemein glücklich leitet, und ihn oft in den kleinsten Umständen eine wichtige Entdeckung machen läßt." Daher erschien zu Leipzig (1799) eine Erklärung aller Sonn- und Festtagsevangelien nach Hessens Leben Jesu von Teller. Aber auch in der katholischen Kirche fand das Werk großen Beifall. Es wurde (1784) zu Wien zum Gebrauche der Römisch-katholischen und Griechen, zu Münster (1788) zum Gebrauche der Katholiken nachgedruckt, und von katholischen Predigern nicht weniger benutzt als von protestantischen. Ebenso finden sich noch mehre andere Nachdrücke. Das Werk hat acht verschiedene Auflagen erlebt, in der letzten, „Lebensgeschichte Jesu" (3 Bde. Zürich 1822—1823), ist es ganz neu bearbeitet. Der Beifall, den es vom Anfange an fand, munterte den Verfasser auf, auch den ganzen übrigen historischen Inhalt der Bibel so zu bearbeiten. Schon im J. 1775 erschien „Geschichte und Schriften der Apostel" (2 Theile), wovon 1778 eine neue Ausgabe herauskam; hierauf ganz umgearbeitet und bis zum Tode des Apostels Johannes fortgesetzt (1808), und dann in der vierten Ausgabe (1820—1822). Das Werk enthält, neben den Thaten und Schicksalen der Apostel, auch ihre Schriften, die als Beilagen betrachtet werden, theils auszugsweise, theils vollständig, sodaß sich die Geschichte und die Schriften gegenseitig beleuchten. Sehr sorgfältig wird dabei auf die gleichzeitige Weltgeschichte Rücksicht genommen, um sowol die Grenzlinien des Göttlichen und Menschlichen, als auch das Ineinanderlaufen derselben richtiger darzustellen, und der Verfasser tadelt entschieden die Vernachlässigung der mitwirkenden natürlichen Ursachen der Begebenheiten. Hierauf folgte in zwölf Theilen von 1776—1788 die „Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu," die einzelnen Theile aber auch unter besondern Titeln. Theil 1 u. 2. Geschichte der Patriarchen. Die wirkliche Geschichte beginnt mit Abraham's Berufung, die Bruchstücke aus der frühern Geschichte sind als Einleitung benutzt. Theil 3 u. 4. 1777. Geschichte Moses. Theil 5 u. 6. 1779. Geschichte Josua und der Heerführer. Theil 7 u 8. 1785. Geschichte David's und Salomon's. Die Psalmen und auszugsweise auch die Schriften Salomon's sind, wie bei der Apostelgeschichte die Briefe, als Beilagen eingerückt. Diese Theile sind aber nicht, wie man nach dem Titel vermuthen könnte, bloße Biographien dieser Könige, sondern, wie die vorigen, Volksgeschichte. Theil 9 u. 10. 1787. Geschichte der Könige Juda und Israel. Sie umfaßt auch die Zeiten des Exils, und die Propheten sind theils ganz, theils stückweise mit aufgenommen. Theil 11 u. 12. 1788. Geschichte der Regenten von Juda nach dem Exil, bis zur Erscheinung des Messias. Damit war die Darstellung des ganzen Inhalts der biblischen Geschichte des A. und N. T. vollendet, und durch das Einrücken der poetischen und prophetischen Bücher des A. T. in die Israelitengeschichte, und der Briefe in die Apostelgeschichte auch der Inhalt der Lehre dargestellt. Eben dasselbe hatte er für die Geschichte Jesu noch durch ein besonderes Werk geleistet, das zuerst 1782, dann stark vermehrt 1806 in zwei Bänden, und wieder 1817 in einer dritten verbesserten Ausgabe erschien unter dem Titel: „Lehre, Thaten und Schicksale unsers Herrn." Es enthält, als Anhang zur Lebensgeschichte Jesu, eine Reihe historischer Abhandlungen, wodurch theils gewisse Hauptseiten des Geschichtstoffes, die im Leben Jesu dem Leser nicht auf ein Mal dargestellt werden konnten, beleuchtet, theils die Lehre selbst entwickelt wird.

Alle diese historischen Schriften, die Israelitengeschichte, das Leben Jesu und die Apostelgeschichte, bilden nun zusammen ein Ganzes, für dessen Bearbeitung Heß sich als Grundsatz aufgestellt hat, „nach dem erweislichen Sinne der Urkunde den Inhalt derselben, im Lichte der jedesmaligen Zeit und Lage und des Zusammenhanges der verschiedenen Theile, in ein großes Ganzes vereinigt, entwickelnd und pragmatisch darzustellen." Durch dieses Ganze ist die Ansicht streng durchgeführt, „daß der biblische Geschichtstoff eine zusammenhangende Reihe göttlicher Führungen sei, welche auf Einen Hauptzweck zielend, sich nach und nach entwickelten und ein Ganzes darstellen, das den Beweis seiner Glaubwürdigkeit sowol als seines göttlichen Ursprungs in sich selbst hat, und seinesgleichen in dem ganzen Umfange der Welt- oder Religionsgeschichten nicht kennt." Diese Ansicht findet sich schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe des Lebens Jesu, dann in den Gedanken eines Geistlichen über die beste Art, das Christenthum zu vertheidigen, und nach derselben ist ein Leitfaden für den Religionsunterricht abgefaßt, „Kurzer Inbegriff der biblischen Geschichte und Lehre," welche Heß im J. 1773 ohne seinen Namen herausgab, und der vier Mal aufgelegt wurde [4]). Um nun aber die Übersicht der ganzen, mehre Jahrtausende umfassenden, Geschichte in ihrem Zusammenhange schon im Voraus zu erleichtern, machte er 1771—1774 (unter dem Titel: „Von dem Reiche Gottes. Ein Versuch über den Plan der göttlichen Anstalten und Offenbarungen") in zwei Bänden ein Werk bekannt, das er selbst als einen Realauszug der Israelitengeschichte, des Lebens Jesu und der Apostelgeschichte be-

---

4) Häfeli, der später so sehr von Heß abwich, schrieb im J. 1785 an einen Freund, seine Absicht sei, diesen Leitfaden in den Schulen zu Dessau einzuführen; damals ertheilte er dem Erbprinzen von Dessau Religionsunterricht nach demselben.

zeichnet; indem diese historische Schriften die Geschichte ausführlicher erzählen, beleuchten und mit historischen Beweisen aller Art bestätigen, in dem Werke vom Reiche Gottes hingegen nur der Geist der Geschichte, d. h. der theokratische Gang und Zusammenhang, die Zusammenstimmung auf einen großen Zweck gezeigt werden soll. Die Absicht des Verf. ist daher nicht, ein Lehrsystem aufzustellen, „sondern eine Folge von Reflexionen über den Zusammenhang und die Absichten der Begebenheiten, welche als Theile eines großen göttlichen Entwurfs vor uns liegen." Daher betrachtet er auch die biblische Geschichte nicht blos als Religionsgeschichte, sondern vorzüglich „als eine höchst planmäßige Reihe von Führungen oder Anstalten zur Gründung, Anbahnung und wirklichen Darstellung eines ewigen Reiches der Glückseligkeit für die Verehrer Gottes." Er erklärt auch (in der Vorrede zur dritten Auflage), „dieses Werk sei ihm in gewisser Rücksicht das wichtigste seiner Producte," und es enthalte sein Glaubensbekenntniß über den Plan der Vorsehung. Wol finden sich in jeder Privat- und Völkergeschichte einzelne Spuren der göttlichen Vorsehung; hier aber sei eine Geschichte, welche uns die Vorsehung in einer Reihe von Führungen wirksam zeige, die sich sowol auf den gegenwärtigen als auf den zukünftigen Zustand des Menschen beziehen, und zwar nach einem bestimmten, überschaubaren Entwurfe, der die Befriedigung unserer wichtigsten Bedürfnisse zum Zwecke habe. Diese Geschichte zeige uns zugleich, wie dieser Entwurf nach und nach ausgeführt worden, und wie bei Ausführung desselben auch selbst die natürlichen und zufälligen Weltbegebenheiten immer mit vorher angezeigten göttlichen Absichten haben mitwirken müssen. In einer Darstellung der Ansichten dieses einflußreichen Theologen muß daher vorzüglich dieses Werk berücksichtigt werden. Neben den drei verschiedenen und jedesmal vermehrten Ausgaben ist dann noch besonders Rücksicht zu nehmen auf seine Schrift: „Kern der Lehre vom Reiche Gottes. Nach Anleitung des biblischen Geschichtsinhalts" (Zürich 1819, und zweite Ausgabe 1826). Dieselbe ist indessen nicht als ein bloßer Auszug des größern Werkes vom Reiche Gottes zu betrachten. Verschiedenes wird hier aus einander gesetzt, was sich in jenem nicht so klar und bestimmt ausgesprochen findet. Dem Verfasser ist nun Reich Gottes „eine uns wirklich bekannt gewordene göttliche Regierungsgeschichte, wiefern sie aus den heiligen Büchern der Israeliten und Christen erkennbar ist." Was nämlich von andern Schriftstellern auf dem Wege der Philosophie oder der allgemeinen Weltgeschichte versucht worden ist, die Entwickelung der Bestimmung des Menschengeschlechts und seines Fortschreitens zu diesem Ziele, das suchte Heß auf dem Wege der biblischen Geschichte. Der Zweck seines Forschens war also eine auf diese Geschichte gegründete Theodicee. Er gibt zwar zu, daß es eine göttliche Erziehungsanstalt gebe, welche sich auf das Universum der vernünftigen Wesen erstrecke, und ihre Ausbildung oder Annäherung zur Vollkommenheit zum Zwecke habe; allein er erklärt, daß diese göttliche Erziehungsweise, in so allgemeinem, für die ganze vernünftige Schöpfung geltendem Sinne nicht sein Augenmerk sein konnte, da er blos einen historischen Gesichtspunkt, und zwar den, aus welchem grade diese Reihe von Thatsachen betrachtet sein will, im Auge habe. Ungeachtet dieser Beschränkung liegt der ganzen Ansicht doch ein großer Gedanke zum Grunde, nach welchem die Theile nur als einzelne Perioden oder Stufen erscheinen, der Gang des Ganzen aber im Großen überblickt und allmälig eben jene Ausdehnung der göttlichen Erziehungsanstalt auf das Menschengeschlecht überhaupt erreicht wird. Darum geht er von dem Hauptgedanken aus: „Gott hatte beschlossen, auf die Grundlage lebendiger Erkenntniß und würdiger Verehrung seiner das Wohl des Menschengeschlechts auf ewige Zeiten hin fest zu gründen. Dies sollte mittels einer Veranstaltung geschehen, welche, durch alle Zeitalter fortwirkend, den Fähigkeiten sowol als den Bedürfnissen angemessen, der Willensfreiheit nicht zu nahe träte, sondern den Verirrungen, selbst den Verführungen, einstweilen freien Spielraum ließe, um, wenn erst Alles angebahnt und zubereitet sein würde, desto vollkommener den Zweck zu erreichen." Was nun die biblischen Schriften von der zusammenhängenden Reihe göttlicher Führungen zur Erreichung dieses Zweckes lehren, nennt Heß die Lehre vom Reiche Gottes. Er unterscheidet dabei die vorbereitenden Anstalten, welche das Reich Gottes einleiten, die Hauptanstalten, welche es anfangen und fortsetzen, und das Resultat von beiden oder die Vollendung desselben. Ein Hauptbegriff, der sich durch die ganze Darstellung hinzieht, ist der Gegensatz zwischen wahren Gottesverehrern und theils abgöttischen, theils sonst die wahre Gottesverehrung verwerfenden Menschen, sowie die durch Gottes Führung bewirkte Sonderung der Erstern, als des Kerns, von den Letztern.

Als entschiedener Vertheidiger des Vernunftgebrauchs in religiösen Dingen konnte sich Heß unmöglich mit der Lehre von der sogenannten Gnadenwahl befreunden [5]). Über die Rechte der Vernunft äußert er sich (im Leben Jesu 2. Bd. S. 547) so: „Man muß wahrlich die Denkungsart unsers Herrn gänzlich miskennen, wenn man der Vernunft das Recht abspricht, Alles, was sich für Offenbarungslehre ausgibt, zu prüfen und zu beurtheilen. Nicht nur hat sie dies Recht, sondern sie ist dazu verpflichtet. Die ganze Tendenz, der ganze Inhalt der Religions- und Tugendlehre Jesu nimmt den gesunden Menschenverstand ebenso unverkennbar, wie das sittliche Gefühl, in Anspruch;" und an einem andern Orte (Lehre, Thaten und Schicksale 1. Bd. S. 119): „Bei der Prüfung seiner

5) „Jene so oft misverstandene Stelle: der Berufenen sind viele, der Auserlesenen wenige, läßt sich wol überall nicht so verstehen, als wenn überhaupt nur Wenigen zum Besitze der Seligkeit Hoffnung gemacht würde. Da Jesus mehr als einmal von Vorzügen oder ausgezeichneten Ehren und Würden in seinem Reiche geredet hat, so konnte er, ohne die Seligkeit selbst auf Wenige einzuschränken, immer sagen: Der Geladenen sind viele, aber der Vorsitz ist für wenige. Diese Stelle beweist sonach eher das Gegentheil von dem, was man nach einer gewissen allzubefangenen und ängstlichen Ansicht der Sache daraus folgern wollte." Lehre, Thaten und Schicksale unsers Herrn. 1. Bd. S. 187. Was unter diesem „Vorsitze" zu verstehen sei, ergibt sich aus jener Schilderung des Reiches der tausend Jahre.

selbst, bei Allem, was zu richtiger Beurtheilung des Sittlichen und Unsittlichen, zu sicherer Unterscheidung des Scheins vom Wesen gehört, wollte unser Herr den Verstand gebraucht, das Nachdenken geübt wissen. Seinen Jüngern besonders ließ er das Unterlassen des Nachdenkens nie ungeahndet hingehen."

Höchst wichtig ist dann aber zu Vervollständigung des Vorhergehenden seine Ansicht von der menschlichen Natur. Am klarsten in der Abhandlung „Geist der Lehre Jesu" (s. Lehre, Thaten und Schicksale unsers Herrn, 1. Bd.), und zwar auf eine Weise, daß Heß bei den Anhängern der neuesten theologischen Schulen den Namen eines Pelagianers erlangen dürfte. Nicht von Verdorbenheit der menschlichen Natur, nicht von einer vermeintlichen Erbsünde geht nach Heß die Sitten- und Tugendlehre Jesu aus, sondern von der sittlichen Würde der menschlichen Natur [6]). Zu dieser sittlichen Menschheitswürde, welcher Jesu Lehre ganz angepaßt war, gehört aber, nach Heß [7]), „freier Wille und Denkensfreiheit" wesentlich mit. Deswegen fügt er auch (S. 218) der Behauptung, „der Hauptzweck der Lehre Jesu sei die möglichste Befriedigung der sittlichen Bedürfnisse des Menschengeschlechts," die Worte bei: „Ich sage die möglichste, weil doch immer des freien Willens, und alles dessen, was auf denselben Einfluß hat, Rechnung getragen werden mußte." Indem er also die sittliche Würde der Menschennatur als Grundlage der Tugendlehre Jesu und das Gefühl derselben als die Grundlage jeder rein tugendhaften Handlung [8]) bezeichnet, äußert er sich da [9]), wo von der Strenge der sittlichen Foderungen, namentlich von Selbstverleugnung, die Rede ist, unter Anderm so: „Jesus konnte und durfte um deswillen, daß Manchem die Ausübung des Sittengesetzes durch die Herrschaft der Sinnlichkeit so schwer wird, diesem Gesetze selbst nichts vergeben."

Aus den Interpretationsgrundsätzen, welche Heß befolgte, mußte nothwendig auch seine Ansicht von einem Urheber und Anstifter des Bösen in der Welt, von einem Wahrheitsfeinde und Lügner, oder vom Satan, als einem wirklich existirenden Feinde, hervorgehen. Nach ihm muß der Gegensatz zwischen etwas, das die wahre Gottesverehrung von jeher förderte, und etwas, das sich ihr widersetzt, historisch aufgefaßt werden, aber er macht darauf aufmerksam, daß nirgends von einem zwingenden Einflusse desselben auf des Menschen sittliches Gefühl und Willensfreiheit die Rede sei. Auch ist ihm der Satan nicht, wie den Manichäern, ein böses Grundwesen, sondern nach der Schrift ein Wesen, welches seine Abhängigkeit von Gott aus den Augen setzt, und auch Andere dazu zu verführen sucht. Daher sieht Heß auch in der Erzählung von der Versuchung Jesu vor dem Antritte seines Lehramtes eigentlich zu verstehende Geschichtswahrheit, und erinnert daran, daß Jesus und die Evangelisten bei der Heilung der Dämonischen sich wirkliche, unter einem Oberhaupte stehende, Plagegeister dachten. Von diesen verführenden unterscheidet er nach eben denselben Grundsätzen auch die Gott treugebliebenen Geister, die Engel, und sieht in der Erwähnung derselben bei Christi Leiden, Auferstehung und Himmelfahrt wirkliche Geschichtswahrheit, sowie er annimmt, daß auch sonst oft Engel Jesus unsichtbar zur Seite gestanden haben.

Besondere Vorsehung besteht ihm darin, „wenn in einem eingeschränktern, für Menschen überschaubaren Zusammenhange oder Wirkungskreise, die absichtliche Leitung einer höhern Macht und Weisheit auffallender und anschaulicher, als aus dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zu erkennen ist; es sei nun, daß dabei mehr oder weniger Eigentlichwunderbares mit unterlaufe." Die Idee des Wunderbaren ist ihm daher nicht dieselbe mit dem Begriffe einer besondern Vorsehung, in welcher er vorzüglich das findet, „daß aus einem gegebenen Zusammenhange von Begebenheiten die höhere Leitung gewisser Umstände, als Mittel zu gewissen Absichten, sinnlicher erkennbar und anschaulicher wird, als aus dem für uns unübersehbaren großen Weltall," diese besondere Vorsehung ist daher der allgemeinen subordinirt. Sie wählt sich einen Gegenstand, eine Person, eine Familie, eine Nation, an welchem sie sich anschaulicher in einem eingeschränktern Wirkungskreise äußern will, und die Natur einer solchen Herablassung wird es mit sich bringen, daß sie den Bedürfnissen, den Verhältnissen, der Lage dieses besondern Gegenstandes angemessen sei. Die Anwendung dieser Ansichten auf die Lehre vom Reiche Gottes ergibt sich von selbst. Auf eben dieselbe gründete sich auch die kleine Schrift: „Das Vorsehungsvolle der immer weitern Bibelverbreitung in unsern Tagen" (Zürich 1817), worin Heß nicht eine Erzählung des Ganges der Bibelverbreitung selbst, sondern „einen Beitrag zur Vorsehungsgeschichte unsers Zeitalters" geben will. Die besondere Vorsehung wird zwar immer an etwas Außerordentlichem im Gange der Dinge erkannt, aber es findet dabei nicht eben alle Mal eine unmittelbare Dazwischenkunft der Gottheit statt; dagegen ist das Wunderbare etwas „Sinnlichgöttliches," und die Wunderwerke sind Handlungen, aus denen sich mit Sicherheit schließen läßt, daß der, welcher sie verrichtet, wirklich von Gott bevollmächtigt sei.

Man würde Heß Unrecht thun, wenn man seine Darstellung von dem Zustande der Welt in den letzten tausend Jahren, wo Christus nach seiner Wiederkunft dieselbe unmittelbar regieren soll, mit dem jüdischen Wahne von einem nur irdisches Glück bezweckenden Messiasreiche, oder mit den, eben daher entstandenen, Auswüchsen eines schwärmerischen Chiliasmus verwechseln wollte, so viel Anthropomorphisches auch in seiner Entwickelung des Plans vom Reiche Gottes liegt. Er verwirft entschieden ein solches tausendjähriges Reich, wie Irdischgesinnte es in der Darstellung der Apokalypse zu finden glauben, und erkennt in dieser durchaus nichts Niedrigsinnliches, noch ein Messiasreich an, das mit Gewalt der Waffen müßte erobert, oder auf Reichthum, Volksgunst rc. gegründet werden. Über seine Ansicht von der Veranlassung und dem nächsten Zwecke der Apokalypse hat sich Heß im dritten Bande

6) Lehre, Thaten und Schicksale unsers Herrn. 1. Bd. S. 110. (Ausg. von 1817.) 7) Ebend. S. 231. 8) Ebend. S. 151. 9) Ebend. S. 112.

der Apostelgeschichte (9. Buch, Cap. 3) ausgesprochen; die Erklärung des Inhalts, wie er dieselbe in einer Reihe von Briefen einer teutschen Dame mittheilte, ist jedoch nur im Manuscript vorhanden. Heß war völlig überzeugt, daß diese Schrift den Evangelisten Johannes zum Verfasser habe. Er hält dieselbe für eine diesem Freunde des Herrn, von ihm selbst zur Ermunterung der damaligen Christenheit, geöffnete Aussicht in die letzten entscheidenden Kämpfe, die seiner Wiederkunft nächst vorgehen und die Epoche der Regierung des Messias herbeiführen werden. Die Veranlassung war die Christenverfolgung in den beiden letzten Jahren von Domitian's Regierung. Johannes hielt sich damals zu Ephesus auf; die Verfolgung traf vorzüglich das proconsularische Asien, und die Verweisung des Apostels nach der benachbarten Insel Pathmos gehörte mit zu derselben. Schon früher hatten die Apostel in Verfolgungszeiten als einen Hauptbeweggrund zum Ausharren den herrlichen Ausgang vorgestellt, den es mit diesen Prüfungen einst nehmen werde. Der öftere Gebrauch dieses Trostgrundes hatte natürlich die Sehnsucht nach der Wiederkunft des Herrn unterhalten, und durch die Verfolgung Domitian's war dieselbe neuerdings aufgeregt worden. Diese Verfolgung konnte aber auch den Glauben Vieler erschüttern, besonders, weil sie seit der Zerstörung von Jerusalem die Wiederkunft Christi für sehr nahe gehalten hatten. Sehr passend fiel daher in diesen Zeitraum eine Prophezeiung, die nicht nur wieder jene Erwartung unterhielt, sondern über den Gang, den es einst mit diesem Ereignisse nehmen werde, über die Vorboten desselben, über den dannzumaligen Welt- und Kirchenzustand in so weit Aufschluß gab, als es nöthig war, um theils die ungeduldige Erwartung auf einen gelassenern Ton zu stimmen, theils derselben eine höhere, geistigere, ganz an den Plan der göttlichen Veranstaltungen sich haltende Richtung zu geben. Der Zweck der Apokalypse ist also kein anderer, als zum Ausharren in den frühern, spätern und spätesten Kämpfen zu ermuntern, die das Christenthum gegen das Heidenthum, und besonders gegen das Antichristenthum zu bestehen hat. Die Richtigkeit dieser Ansicht von dem Zwecke des Buches suchte Heß aus seinem Inhalte zu beweisen. Weit das Meiste, was den Gang der letzten, entscheidenden Auftritte betrifft, war damals noch ein versiegeltes Buch. Und grade unter diesem Bilde wird es von dem Leser vorgestellt. Er bekommt eine siebenfach versiegelte Schriftrolle zu sehen, welche zu öffnen Niemand im Stande ist, als der, der durch seine Verdienste um die Menschen sich würdig machte, ein Offenbarer auch dieser verborgenen Tiefen zu sein. Mit seiner Wiederkunft selbst konnte der Herr die bedrängte Christenheit jetzt noch nicht erfreuen; wol aber mit einer neuen, vollständigen, Alles, wenn schon unter Bildern, doch in hellem, theokratischem Zusammenhange darstellenden Vergegenwärtigung derselben. Was der Seher in den fünf ersten Capiteln zu sehen und zu hören bekommt, hat schon Beziehung auf das, was ihm dann aus der Schriftrolle näher gezeigt wird. Der Hauptgedanke wird Cap. 1, 7 aufgestellt. Ebenso kommt in jedem der sieben Briefe an die asiatischen Gemeinden am Ende etwas vor, was auf des Herrn Wiederkunft Bezug hat. Diese sieben Briefe betrachtet Heß als Zueignungen der Apokalypse an jede dieser Gemeinden, die, wie sich aus dem Inhalte ergibt, nicht nur gegen Verfolgung, sondern auch gegen innere Versuche, ihre Glaubenstreue wankend zu machen, Stärkung bedurften. Sie werden unter dem Bilde von sieben Leuchtern, ihre Vorsteher als Sterne vorgestellt. Einzelnes, was in den Briefen vorkommt, erhält weiterhin Aufschluß (z. B. Cap. 2, 7 vergl. mit XXII, 2. Cap. 2, 11 = XX, 14 und XXI, 8. Cap. 3, 5 = XX, 12. Cap. 3, 12 = XXI und XXII); und ebenso läßt die prachtvolle Einleitung des Eröffnungsactes der Schriftrolle (Cap. IV und V) etwas erwarten, das auf die letzte glorreiche Darstellung des Herrn als Königs und Weltrichters und auf das Mitregieren der Seligen Bezug habe (vergl. V, 5, 10, 12, und XXII, 16). Ein vorläufiger Blick auf den Inhalt der Schriftrolle zeigt nun zu noch näherer Beleuchtung des eigentlichen Zweckes dieser Offenbarung Folgendes: „Diese ganze Repräsentation, von Lösung des ersten Siegels bis zu Ende, schildert einen letzten Kampf um die dem Messias beschiedene, ihm aber theils von der Weltmacht, theils von einer höhern geistigen Macht (des Drachen) streitig gemachte Königswürde, den auf diesen Kampf folgenden Sieg, sein wirkliches Regieren auf Erden, und dann noch weiter sein und der Seinen endloses Weltregieren mit Gott." Dieser simple Plan des geöffneten Buches schließt Alles aus, was man sonst aus der Kirchengeschichte zur Erklärung desselben herbeigezogen hat, insofern es nicht Beziehung hat auf diesen letzten Kampf, Sieg und Triumph. Man hat also die Apokalypse als einen Endaufschluß des ganzen Planes der theokratischen Führungen anzusehen. So weit hat Heß seine Ansichten in der Apostelgeschichte mitgetheilt; die weitere Entwickelung des Inhalts ist nicht gedruckt, sondern nur in Handschrift vorhanden. Der Verfasser unterscheidet vom Anfange des sechsten Capitels an, wo die Eröffnung der Siegel beginnt, fünf Abschnitte. Der erste geht bis zu Ende des eilften Capitels; der zweite (XII, 1 bis XV, 4) enthält mehre Visionen, die zur Ergänzung und Beleuchtung des im ersten Abschnitte Erzählten dienen. Erst im dritten Abschnitte (XV, 5 bis XIX, 21) wird der Faden der Ereignisse wieder angeknüpft, und bis auf die Wiederkunft des Messias und den Beginn des Reiches der tausend Jahre fortgesetzt. Dieses tausendjährige Reich (XX, 1—10), an welches sich unmittelbar das Weltgericht (XX, 11—15) anschließt, bildet den vierten Abschnitt. Der letzte enthält dann die Schilderung des neuen Jerusalem, das in Folge des Weltgerichts erscheint, und den Schluß des Ganzen.

Daß auf die gehörige Schätzung des Inhalts der Apokalypse ein hoher Werth gesetzt wird, deutet nach Heß auch an, daß ihre Tendenz auf etwas für die ganze Christenheit Wichtiges gehe; also nicht auf eine mühsam zu entziffernde Kirchengeschichte. So nahe, wie wenn sie schon vor der Thüre wäre, sollte sich die Christenheit des Herrn Wiederkunft immer denken, und dieser Erwartung gemäß Alles so behandeln, wie wenn es keine Zwischen-

zeit gäbe, ohne dennoch weder den Tag noch die Stunde wissen zu wollen. Der Schluß der Erklärung lautet so: „Nochmals hört man aus des Herrn Munde das so oft wiederholte: Ja, ich komme bald (V. 20). Nochmals ruft die Freundin und der Seher ihm entgegen: Komme. So sehen wir den Hauptgedanken von Anfang bis zu Ende durchgeführt. So faßt sich zuletzt Alles noch in den Gebetswunsch zusammen: Ja, komm Herr Jesus. Der Vorhang fällt. Dem Seher ist Alles gezeigt, was der Geist der Wahrheit, den Gang der Zukunft betreffend, ihm, dem Lieblingsjünger unsers Herrn, zu Handen der Christenheit enthüllen sollte."

Wie abweichend nun auch die Ansichten von dem Ursprunge, Zwecke und der Bedeutung der Apokalypse sein mögen, so läßt sich doch Hessens Auslegung nicht absprechen, daß sie aus der ganzen Ansicht, welche er von der Bibel hatte, nothwendig folgt, und wie er selbst sagt, den Schlußstein zu dem von ihm gezeichneten Plane Gottes mit dem Menschengeschlechte bildet. Der Scharfsinn und die geschickte Combination des Verfassers, zugleich aber auch gewisse Lieblingsansichten, z. B. von der aus Christen aller Confessionen sich bildenden veredelten Gemeinde 2c., treten auch hier überall hervor. Einzelnes in dem immer consequenten Ideengange des merkwürdigen Mannes wird in der That erst aus dieser Schrift ganz klar. Es läßt sich nun zwar im Einzelnen nicht immer genau bestimmen, was er als Bild, was hingegen als wirklich zu erwartende historische Thatsache betrachtete; ja vielleicht unterschied er dies selbst nicht immer genau bei jedem einzelnen Zuge des großen Gemäldes. So viel aber erkennt man immer, und er versichert es selbst wiederholt, daß er in der Hauptsache, in der allmäligen Entwickelung und Folge der verschiedenen Auftritte des großen Drama wirklich historische Wahrheit erkennt; daß er also die aus den Visionen der Propheten durch die verschiedenen Jahrhunderte fortgebildeten mythischen und poetischen Vorstellungen, die auch in verschiedenen Stellen des N. T. wieder erscheinen, als eigentliche Darstellung der letzten Weltereignisse betrachtet. Ebenso wird man darin eine gewisse politische Richtung seines Ideenganges, welche in dem Begriffe von der Theokratie ihren Ursprung hatte, zugleich aber auch diejenige auf praktisches Christenthum und den hohen Werth, welchen er auf sittliches Handeln im Gegensatze von müßigem, beschaulichem Leben legte, nicht verkennen [10]). Neben diesen Vorzügen kommen einzelne Misgriffe, die in der unmittelbaren Anwendung einiger Stellen auf politische Ereignisse seiner Zeit bestehen, nicht in Betrachtung. Sie werden vielmehr sehr begreiflich, wenn das Zusammentreffen dieser Ereignisse mit andern berücksichtigt wird, die für Heß von ganz besonderer Wichtigkeit sein mußten. Dahin gehört vor Allem auch die außerordentliche Ausdehnung und Wirksamkeit der Bibelgesellschaften. Das Zusammenwirken dieser Gesellschaften, ihre Bildung aus Mitgliedern, die sich sonst in ihren religiösen Ansichten so sehr von einander unterscheiden, sogar aus ganz entgegengesetzten Secten, wie bei der großen brittischen Bibelgesellschaft, dies schien ihm ein bedeutender Fortschritt zu Realisirung seiner Lieblingsidee von der innern Kirche, die endlich wie ein zur Reife gediehener Kern die Hülse der äußern, confessionellen Kirche zersprengen werde. Mit der größten Thätigkeit und in unmittelbarer Correspondenz mit der großen Bibelgesellschaft beförderte er daher auch diese Bestrebungen der Bibelverbreitung, die ihn natürlich noch um so mehr ergriffen, weil er sein ganzes Leben der Erforschung der Bibel geweiht hatte. Da er indessen nicht blos Verbreitung der Bibel, sondern auch mündliche Belehrung über ihren Inhalt für nothwendig hielt, so beförderte er mit dem nämlichen Eifer auch das Missionswesen. Er sah darin ebenfalls eine merkwürdige Erscheinung unserer Zeiten, einen neuen Zweig jener innern Kirche, so wenig auch der ekelhafte, füßliche Ton dieser Vereine und ihrer Berichte seinen nüchternen Sinn ansprechen konnte. Dies betrachtete er als gleichgültige Form, wodurch das Wesen, der Kern seinen Werth nicht verliere. Nicht weniger sah er auch in andern ältern und neuern religiösen Vereinen Keime jener innern Kirche, jener veredelten Christengemeinde der Apokalypse. Was auch immer ihre Meinungen, ihre Form, ihre ganze Entwickelung, sogar ihr pharisäischer Stolz, ihre Geringschätzung derjenigen, die nicht zu ihrer Brüderschaft gehörten, Tadelhaftes enthalten mochte, so lag doch, nach seiner Ansicht, ein ursprünglich reiner Sinn für wahre Gottesverehrung zum Grunde, der bei zweckmäßiger Leitung schöne Früchte tragen und zur Verwirklichung der Idee von der innern Kirche benutzt werden könnte. Daher dann das hohe Interesse, das er an allen diesen Erscheinungen nahm, und sein zuvorkommendes Benehmen gegen Mitglieder solcher Verbindungen, die oft nicht ahnten, was Heß eigentlich suchte, und in seinem freundschaftlichen Entgegenkommen ein Einstimmen in ihre Meinungen zu erkennen wähnten. Daß Heß hinwieder oft von Solchen getäuscht wurde, war unvermeidlich; aber an der Idee selbst, die einen Theil von seinem Plane des Reiches Gottes ausmachte, hielt er unerschütterlich fest.

Neben dem Antheile, welchen Heß an den von der asketischen Gesellschaft 1772—1774 in zwei Bänden herausgegebenen „Biblischen Erzählungen," sowie an der zu Zürich im J. 1772 erschienenen verbesserten Ausgabe der teutschen Bibelübersetzung hatte, die wegen vermeintlicher Abweichungen von der echten reformirten Kirchenlehre durch die berner Theologen heftig angegriffen wurde, muß noch erwähnt werden seine „Bibliothek der heil. Geschichte. Beiträge zur Beförderung des biblischen Geschichtstudiums, mit Hinsicht auf die Apologie des Christenthums" (2 Bde. Zürich 1791 und 1792). Der Zweck des Werkes, dessen Fortsetzung durch die Last von Geschäften, die Heß bald nachher als Antistes übernehmen mußte, verhindert wurde, ist Beförderung und Anleitung zur biblischen Geschichtskunde. Er legt zuerst die Grundsätze und Regeln dar, nach denen er den Versuch vom Reiche Gottes, die Israe-

10) In der Abhandlung „Geist der Lehre Jesu" sagt Heß, wo er von der Liebe zu Gott und Christus spricht: „Es ist nicht nur von seliger Empfindungsfülle, sondern von praktisch wirksamen Gesinnungen die Rede." S. Lehre, Thaten und Schicksale. 1. Bd. S. 236.

litengeschichte, das Leben Jesu und die Geschichte der Apostel bearbeitet hat. Was er über Erforschung des Sinnes, Beurtheilung der Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit der Nachrichten und Ereignisse sagt, kann als treffliche Anleitung für das Geschichtstudium überhaupt gelten. In andern Abhandlungen werden mit großer Gelehrsamkeit einzelne Gegenstände der biblischen Geschichtkunde erläutert. Von hohem bleibendem Werthe für die gelehrte Theologie ist die „Revision des biblischen Geschichtstudiums, oder Übersicht dessen, was in der biblischen Geschichtkunde und ihrer Anwendung auf die Apologie des Christenthums, von desselben Entstehung an geleistet worden." Sie gibt eine gründliche und mit großer Unbefangenheit verfaßte Darstellung und Beurtheilung der Apologeten des Christenthums, inwiefern sie historische Beweise geltend machen, und leistet in der That mehr, als der Titel ankündigt, indem sie eine Geschichte der biblischen Geschichte ist. Auch die Entstehungsart, der Zweck und die Beschaffenheit der Evangelien, sowie dann des Kanon, wird unbefangen und mit Einsicht dargestellt. Leider geht aber diese Revision nur bis ins 15. Jahrhundert. Die Absicht des Verfassers war, dieselbe in den neuern Zeiten mit größerer Ausführlichkeit zu behandeln, was aber aus den angeführten Gründen unterblieb.

Endlich darf auch die ausgebreitete Privatcorrespondenz nicht vergessen werden, die er neben einer nicht weniger zeitraubenden amtlichen führte. Wir erwähnen hier nur die Correspondenz mit Niemeyer, Morus, den beiden Rosenmüller, Reinhard, Keil, Flatt, G. Müller, und den Katholiken Brentano, Sailer, Sandbüchler, Hug. Der Anblick dessen, was Heß geleistet hat, setzt in Erstaunen; und, wie abweichend auch immer die Ansichten sein mögen, so scheidet man doch mit hoher Achtung von dem seltenen Vorbilde unermüdlichen Wirkens für das, was nach innigster Überzeugung allein das wahre Wohl der Menschheit befördern kann. Nicht unfruchtbare dogmatische Speculation, noch entmuthigende Herabwürdigung des Guten, was im Menschen liegt, fand er in der Lehre Jesu. Eine heitere Lebensansicht gewann er durch sein unablässiges Forschen, und die Überzeugung, daß ein thätiges Christenthum, Gesinnungen, aus welchen tugendhafte Handlungen entspringen, die wahren Foderungen Jesu an den Menschen seien; daß der Wille und der Entschluß dazu von dem Menschen selbst abhangen; und daß Jesus diesem Willen, diesem Entschlusse, aber nicht dem schlaffen und müßigen Erwarten göttlicher Gnade, wirksame Hilfe von Oben zugesichert habe [11]). (*Escher.*)

HESSE heißt in der Jagdterminologie das Kniegelenke des Hinterlaufes beim Haarwilde, und

HESSEN, das Abhauen der starken Sehnen über den Knieen der Hinterläufe, mittels des Hirschfängers, um den bei der Parforcejagd durch die Hunde gestellten Hirsch an fernerer Gegenwehr zu hindern und das Abfangen desselben gefahrlos zu machen. (*Benicken.*)

11) Zu einer ausführlichern Darstellung des merkwürdigen Mannes und seiner eigenthümlichen Ansichten macht der Verf. dieses Artikels Hoffnung. (*R.*)

HESSEN. In diesem Art. 7. Th. S. 199. Sp. 2. Zeile 10 fg. ist der Satz zu streichen: „sodann das Städtchen Ottweiler mit einem alten Schlosse und 1500 Bewohnern." (*R.*)

HETEROPUS *Fitzinger* (**Reptilia**). Eine Gattung Eidechsen aus der Familie **Scincoidea** (Fitzinger, Classification der Rept. S. 23) auf eine von Ehrenberg aus Arabien mitgebrachte Art gegründet. Sie hat vier Füße, keine Schenkelporen und keine erweiterten Zehen, an den Vorderfüßen vier, an den hintern fünf Zehen. (D. *Thon.*)

HETEROTIS (**Pisces**). Eine, vor der Hand, nur dem Namen nach bekannte Fischgattung, deren weitere Beschreibung in Ehrenberg's **Symbolis physicis** noch nicht erschien. Cuvier (**Règne animal ed.** 2) stellt die einzig namhaft gemachte Art **H. niloticus** unter **Sudis** und sagt von derselben, daß Ehrenberg an ihr ein sonderbares, spiralförmig gewundenes Rohr entdeckt habe, das an der dritten Kieme hängt. Der Übersetzer des Thierreichs, Voigt, hat vergessen, dieser Art das Ehrenbergische Synonym beizufügen, welches sich aus Humboldt's Bericht über diese Reise ergeben haben würde. (D. *Thon.*)

Hetodis ist Druckfehler statt **Helodes** (s. d. Art).

Hevelius, s. **Hoevelke**.

HEVES, ein Marktflecken in der gleichnamigen Gespanschaft im Kreise diesseit, d. i. am rechten Ufer, der Theiß in Oberungern, im untern Theile des erlauer Bezirkes in ebener Gegend, an der von Jász-Berény nach Poroszló führenden Straße gelegen, mit 802 Häusern und 4277 meist magyarischen Einwohnern, welche Feldbau treiben und unter welchen sich 3940 Katholiken, 112 Reformirte, 42 Lutheraner und 183 Juden befinden; mit schönen herrschaftlichen Gebäuden und dem freih. von Orczy'schen Gestüte, einer katholischen Pfarre, Kirche und Schule. Diese Pfarre, welche im untern heveser Vicearchidiakonats-District des erlauer Erzbisthumes liegt und zu welcher die Filialen Atány, mit einem Bethause der Reform und das Prädium Csász gehören, bestand schon im J. 1332 und wurde im J. 1718 wieder hergestellt. Das Patronatsrecht über dieselbe steht den Nachkommen des Grafen Thomas Berényi de Karancs-Berény zu. Im J. 1834 lebten im pfarrherrlichen Sprengel 4254 Katholiken, 1982 Reformirte, 42 Lutheraner und 214 Juden. Die Kirche hat den heiligen Johann den Täufer zum Patron. (*G. F. Schreiner.*)

HEVESER GESPANSCHAFT, ungrisch **Heves Varmegye**, slawisch **Hewesea Stolica**, eine im Kreise diesseit der Theiß, zu beiden Seiten dieses Flusses gelegene, in einer Länge von 9—10 Meilen und darüber und in einer wechselnden Breite von 2, 4, 6 bis 8 Meilen sich ausdehnende Gespanschaft Oberungerns, welche von dem Markte Heves den Namen führt, grenzt auf einer kurzen Strecke im Norden an die gömörer, und gegen Nordost längs des Eger- oder Erlauflüßchens bis zu seiner Mündung in die Theiß, an die borsoder Gespanschaft; im Osten berührt es das szabolcser Comitat und im Südosten Großkumanien, und die bekescher Gespanschaft. Im Süden berührt sie einen kleinen Theil des csongrader

Comitats. Am rechten Theißufer grenzt sie im Südwesten an die pesther Gespanschaft, im Westen an Jazygien und im Nordwesten an das neograder Comitat. Sie bildet mit dem am linken Theißufer gelegenen äußern Szolnok (ung. Küssö Szolnok) ein Ganzes und ist (bei einem Flächenraume nach Lipszky von 1207 geogr., 115 österr. □M. nach der Angabe des Generalstabes) eine der größern Gespanschaften des Königreichs, ebenso, wie sie auch zu den gesegnetern des Landes gehört. Das Gebiet dieses Comitats ist nicht geschlossen und arrondirt, denn mehre große und kleine Parzellen sind, von dem Haupttheile ganz getrennt, von Jazygien eingeschlossen oder von Großkumanien und der bekeser Gespanschaft umfangen. Während der nördliche Theil gebirgig ist, dehnt sich der südliche und überhaupt bei weitem größte Theil des Comitats in weite Flächen aus. Das Matragebirge, der südlichste Vorsprung der Karpathen zwischen der Donau und Theiß, ein ungefähr 7—8 Meilen langes Porphyrgebirge, welches, in der neograder Gespanschaft sich erhebend, die große ungrische Ebene in N. begrenzt, bedeckt den über Gyöngiös hinausgelegenen nördlichen Theil der Gespanschaft mit seinen reichbewaldeten Bergen, die fast nirgends die Höhe von 3500 Fuß übersragen. In den nordöstlichsten Theil streichen aus dem borsoder Comitat mehre Äste der Gebirgskette Tsérhát herein. Bewässert werden die meisten Gegenden reichlich durch die träge, schlangenförmig von NO. gegen SW. durch diese Gespanschaft sich dahin windende Theiß, welche fast ihren ganzen Lauf durch Sümpfe und Moräste bezeichnet; durch die Erlau und den Zagyvafluß, die sich am rechten Ufer in die erstere ergießen, durch die Körös und den Berettyó, welcher Fluß einen kleinen Theil dieses Comitats in der Gegend von Mezö-Tur durchfließt. Das Klima ist im Ganzen mild und gemäßigt, kälter im Norden, wo die Berge der Matra sich erheben, wärmer in den südlichen Flächen an der Theiß, die Luft meist rein und gesund, jene Gegenden ausgenommen, wo sich an der Theiß, an Berettyó und am Körösflusse die Sümpfe anhäufen, welche in diesem Comitat noch gegen 15 □M. bedecken sollen. Der Boden, hier und da sandig, ist zwischen den Gebirgen minder ergiebig, als in den Ebenen, wo er sich durch eine seltene Fruchtbarkeit auszeichnet. Die landwirthschaftlich benutzte Oberfläche belief sich im J. 1790 auf 942,370 Joche, worunter auch 11,798 Joche solcher Moräste begriffen waren, die noch einigermaßen benutzt werden konnten. Von diesem Flächenraume nahmen die Äcker 444,243 J., die Wiesen und Weiden 81,635 J., die Weingärten 20,402 J. und die Obst- und Küchengärten 9872 J. ein. Diese Gespanschaft ist vor Allem reich an Getreide (besonders schön ist hier der Weizen), an Mais und Gartenfrüchten; an Wein, worunter sich vorzüglich der köstliche rothe erlauer auszeichnet, Tabak, Kürbissen, Gurken und Obst. Der gelbe, höchst schmackhafte debröer nimmt unter den vielen guten Tabaksorten Ungerns einen der ersten Plätze ein. Sehr geschätzt sind auch die vezsenyer Zwiebeln. Mit Ausnahme der Gegenden vor und in dem Matragebirge leidet die Gespanschaft Mangel an Holz; einen desto größern Reichthum hat sie an Weiden und fetten Triften. Die Theiß ist überreich an Fischen, besonders an Hausen und Welsen, welche aus dem schwarzen Meere heraufsteigen. In den Morästen der Theiß sind viele Schildkröten. Ebenso bedeutend ist auch die Viehzucht; besonders werden Schweine in Menge gemästet und verhandelt. Pferde werden auch in mehren Gestüten gezogen. Das Mineralreich liefert Alaun, silberhaltigen Bleiglanz bei Droszi, Schwefel und Bergöl hinter Paráb; trefflichen Töpferthon und schönen Marmor, Chalkedone, Onyre, Jaspisse, Achate und Granate finden sich in mehren Bächen. Im Matra sollen auch Gold- und Silberspuren sich zeigen. Zwischen den Bergen dieser Gespanschaft finden sich auch mehre heilkräftige Mineralwässer. Bei Paráb, auf der nördlichen Seite der Matra, gibt es schwefelige Säuerlinge, ein Stahlwasser und alaunhaltige Wasser; zu Erlau sind auch in der Vorstadt zwei vortreffliche Bäder, deren Wasser kohlensaure Kalkerde, alkalische Erde &c. enthält. Die heveser Gespanschaft bewohnten nach Rohrer im J. 1825 232,706 Seelen (wornach 1939 Menschen auf eine □M. kamen), und im J. 1832 wurde das Comitat nach einer amtlichen Schätzung von 276,437 Menschen bewohnt. Es kommen mithin 2404 Seelen auf eine □M. Diese lebten in einer (erzbischöfl.) Stadt (Erlau), 15 Märkten (worunter Gyöngyös mit 14,426 Einw., Mezö-Tur mit 15,736 Einw., Szolnok mit 10,979, Miklós mit 9101 Einw. die bedeutendsten sind), 131 Dörfern, 142 Prädien und Diverticula (nach Lud. Nagy's Notitiae Politico-Geographico-Statisticae inclyti Regni Hungariae, partiumque eidem adnexarum. [Budae 1828]. 1. Bd. S. 163. Nagy gibt die Volkszahl auf 254,323 Seelen an). In der: Neuesten statistisch-geographischen Beschreibung des Königreichs Ungern, Kroatien und Slavonien und der ungrischen Militairgrenze. 2. Ausg. (Leipzig 1834.) S. 348 wird die Volksmenge nach Csaplovics offenbar zu gering mit 200,880 Menschen in 17 Marktflecken, 127 Dörfern und 105 Prädien angegeben. Die Einwohner sind, mit Ausnahme der Schwaben, in fünf und der Slowaken in sechs Ortschaften und 1646 Juden, durchaus Magyaren, welche in Hinsicht des Dialekts zu jenen Ungern gehören, die man Palóczen nennt. Was das Verhältniß der Geschlechter anbelangt, so gehört diese Gespanschaft zu jenen 16, in welchen die Zahl des männlichen Geschlechts größer ist als jene des weiblichen. Der Religion nach gibt es hier 208,896 Katholiken, 63,149 Reformirte, 2610 Juden, 1043 nicht unirte Griechen und 739 Evangelische. Die Einwohner sind meist mit dem Feld- und Weinbaue und der Viehzucht beschäftigt. Besonders stark wird die letztere getrieben. Pferde werden auf den ausgedehnten Pußten sehr viele gezogen. Einzelne Gemeinden dieses Comitats lieferten oft schon 40—60 brauchbare Remonten. Auch größere Gestüte gibt es hier und zwar jenes des Baron Brudern zu Gyöngyös, des Frhrn. von Orczy und Heves und Örs; des Baron Büttler zu Erdö-Telek und einigen andern Orten *). Der Weinbau liefert auch

*) s. Mich. v. Erdélyi, Beschreibung der einzelnen Ge-

um Gyöngyös einen vortrefflichen Wein. Die hatvaner schönen, sehr großen Wassermelonen sind auch weit und breit bekannt. Neben dem Betriebe der Landwirthschaft wird aber auch die Gewerbsindustrie nicht ganz vernachlässigt. Das Spinnen der Schafwolle macht einen Hauptzweig der häuslichen Nebenbeschäftigung der Bewohner dieses Comitats aus und wird von ihnen im Großen betrieben; hier und da macht man auch einfachen und doppelten Flanell von vorzüglicher Güte. Kotzen werden zu Erlau und in der Fabrik des Frhrn. Joseph von Orczy zu Gyöngyös von verschiedener Größe und Farbe (jährlich gegen 1000 Stück) verfertigt. Zu Erlau und an einigen andern Orten erzeugt man weiße, gefärbte und gedruckte Leinwand. Die zu Erlau übliche Verfertigung der sogenannten Pulya Vászony, einer Leinwandsorte, welche aus oberungrischem Flachse $\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{4}$ wiener Ellen breit gewebt und von den Raitzen in Niederungern zu Betttüchern, Hemden und andern Kleidungsstücken benutzt wird, soll, der Sage nach, ein von den Türken zurückgelassener Industriezweig sein. Zu Erlau, Gyöngyös und bei Hatvan verfertigen die Tuchmacher meist licht- und dunkelblaues Tuch, Pokowertuch genannt, welches in der Wolle gefärbt und fest gearbeitet wird. In diesem Comitat werden in mehren Orten verschiedene Sorten von Schnürmacherarbeiten, welche hier meist aus freier Hand gearbeitet werden, auch Bouillons und Kettenarbeiten aus Gold, Silber, Seide und Wolle, und insbesondere zu Erlau mittelfeine und feine Wagenborten aus Seide und Wolle verfertigt. Die Töpfer zu Mezö-Tur verfertigen sehr viele beliebte Waaren. Die Glashütten erzeugen zwar Hohl- und Tafelglas, allein beides nur von geringer Qualität. Die Seifen- und Potaschensiederei wird hier auch in einer der Erwähnung würdigen Ausdehnung betrieben. Zu Parad besteht eine ansehnliche, dem Frhrn. von Orczy gehörige Alaunsiederei, und in ihrer Nachbarschaft ein zweites einer Privatgesellschaft gehöriges Alaunwerk, welche jährlich gegen 1500 Centner Alaun erzeugen. Außer den allgemein verbreiteten städtischen Gewerben, welche sich in allen größern Märkten und Dörfern des Comitats vorfinden, gibt es insbesondere in Erlau Strumpfwirker, welche viele wollene und baumwollene Strümpfe und Fußsocken für gemeine Leute verfertigen, Bürstenmacher, Gürtler, Gelbgießer, welche sich das Messing selbst bereiten und daraus Schnallen, Leuchter, Mörser u. dergl. machen, Zinngießer, Wachszieher, Drechsler, Perückenmacher. In Parad ist ein Künstler, der aus verschiedenen Steinen und Petrefacten Tabaksdosen und andere Sachen verfertigt. Der Handel ist von keiner großen Bedeutung, und wird meist von Landkrämern und den Gewerbsleuten getrieben, welche ihre Erzeugnisse auf den Jahrmärkten verhandeln, deren die bedeutendsten zu Erlau, Gyöngyös, Szolnok und Mezö-Tur abgehalten werden. Zur Erleichterung des Verkehrs dient die von Pesth über Hatvan und Gyöngyös nach Erlau und Miskolcz führende Hauptstraße; eine andere geht von Pesth, Pásztó, Törok, Szilliklós, Kardsay über Szolnok nach Debreczin; eine dritte auch von Pesth über Arok Szállás, und Szillszó nach Mezö-Kövesd. Zwei andere führen von Szolnok und Czegléd nach Szarvas. Mit den Wissenschaften befassen sich das erlauer erzbischöfliche Archi-Lyceum, welchem nur der Name einer Akademie fehlt, mit einer Sternwarte; das erlauer kath. Gymnasium, an welchem die Cistercienser lehren; das gyöngyöser kath. Gymnasium der PP. Franziskaner, die erlauer Hauptnormalschule und zahlreiche Trivialschulen. Das ganze Comitat wird in die vier Bezirke (Processus) von Erlau, Gyöngyös, Matra und in jenen der Theiß getheilt, und hat 126, die Stadt Erlau 13 Porten. Die Würde eines immerwährenden Obergespans bekleidet stets der jeweilige Erzbischof von Erlau, der in der Person eines andern vom Adel einen Administrator hat. Das ganze amtliche Personal des heveser Comitats besteht aus 53 Personen, und zwar befinden sich darunter: ein Vice-Comes Ordin., ein Substitutus, zwei Notarii Ordin., ein Vice-Notar, ein Archivar, ein Generalcasse- und vier Vice-Perceptores, sieben Judices Nobilium rc. Das contribuirende Volk zahlt in die Kriegscasse 98,640 Fl., Erlau 10,177 Fl. In kirchlicher Hinsicht ist das Comitat dem Erzbisthum Erlau und dem Bisthum Weitzen zugetheilt. Der ganze kath. Klerus mit dem Nachwuchse zählte 1832 272 Köpfe, und darunter 124 kath. Seelsorger in 81 kath. Pfarreien. In dem erzbischöfl. Seminarium zu Erlau waren 1833—1834 65 Alumnen. Klöster der Franziskaner sind zu Erlau, Gyöngyös, der Minoriten, Serviten und barmherzigen Brüder zu Erlau, der Cistercienser ebendaselbst. (*G. F. Schreiner.*)

HEXONA *Risso* (Crustacea). Krebsgattung aus der Familie Lematipodes, von Risso (Hist. natur. de l'Europ. mérid. V.) nach Pycnogonum eingeordnet, mit folgenden Kennzeichen: Der Körper eiförmig, hinten plötzlich zugespitzt, der Thorax sechsgliederig, der Schwanz fast dreieckig, fünfringelig, die sechs Füße gleich lang, mit gekrümmten spitzigen Krallen. Eine Art: H. parasitica. Der Körper lackroth, in der Mitte mit einer weißen Längsbinde und drei schmalen Querlinien, der Kopf dreieckig, die Segmente des Thorax gleich groß, rundlich, getrennt, an den Seitenrändern mit einer Spitze versehen, die Füße an der Wurzel angeschwollen, spitzig auslaufend, der Schwanz kurz, weißlich, zwei Millimeter lang, $\frac{1}{4}$ breit. Lebt im Sommer parasitisch auf Bostryus bei Nizza. (D. *Thon.*)

Hibat Allah, s. Hebat Allah.

Hicetas, s. Hiketas.

Hidolph, s. Hildulf.

Hieratische Schrift, s. den folgenden Art.

HIEROGLYPHEN oder heilige Schriftzüge nennen wir insbesondere eine Schriftart der alten Ägypter, welche wir in sehr zahlreichen Aufzeichnungen theils eingehauen, oder farbig gemalt finden an den Wänden der ägyptischen Tempel, Obelisken und Grabgewölbe, von Niederägypten an bis an die Grenze Abyssiniens hin, theils geschrieben oder mit dem Pinsel aufgetragen in Papyrusrollen und auf Mumiensärgen. Neben dieser ägyptischen Schriftart zeigen sich aber, besonders auf den Papyrusrollen, noch zwei andere Arten, die mit jener ver-

---

stitte des österr. Kaiserstaates, nebst Bemerkungen über die Hornviehzucht, Schafzucht und Ökonomie (Wien 1827). S. 235.

wandt sind, jedoch auch wieder viel Eigenthümliches haben. Wir müssen also, um die für die Entzifferung der alten ägyptischen Schrift geleisteten Arbeiten gehörig darstellen und beurtheilen zu können, sogleich folgende drei Arten der alten ägyptischen Schrift unterscheiden:

1) Die hieroglyphische Schrift, welche sich auszeichnet durch die vielen darin vorkommenden Abbildungen sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände, z. B. die Abbildungen von Menschen, Vögeln, Pflanzen, Geräthschaften, Gliedern, als Männern und Frauen in verschiedener Stellung, Löwen, Geiern, Eulen, Gänsen, Schlangen, Eiern, Händen, Füßen, Blättern, Näpfen, Töpfen, Haken. Bisweilen sind die Geräthschaften für uns schwer zu erkennen. Man rechnet die Anzahl aller solcher einzelnen in dieser Schriftart vorkommenden Zeichen auf ungefähr neunhundert.

2) Die hieratische Schrift, welche besonders in den Papyrusrollen, die die Mumien bei sich führen, gefunden wird. Sie enthält auch noch manche Abbildungen sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände, z. B. Bilder von Menschen und Vögeln, doch meistens nur in flüchtigen Umrissen angedeutet, sodaß man oft die eigentliche Gestalt der Bilder nur aus der Vergleichung mit dem deutlichern hieroglyphischen Bilde erkennt. Die meisten Schriftzeichen der hieratischen Schrift erscheinen aber schon als willkürliche Bezeichnungen, ähnlich unsern Buchstaben; nur ist die Zahl derselben wiederum viel größer, als die der Buchstaben unserer Alphabete.

3) Die enchorische Schrift, welche von Einigen auch die demotische oder Volksschrift, von Andern wiederum die epistolographische oder Briefschrift genannt wird. Der Name enchorische Schrift, oder Landesschrift, d. h. wahrscheinlich allgemein übliche, currente Schrift, wird ihr in alten ägyptischen Inschriften, die griechisch abgefaßt sind, gegeben. Aus ihr sind jene Abbildungen sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände fast ganz verschwunden, und nur durch Vergleichung mit ähnlichen hieratischen und hieroglyphischen Schriftzeichen läßt sich bisweilen noch erkennen, daß ein enchorisches Schriftzeichen hervorgegangen sein möge aus allmäliger Verflüchtigung, Abbreviatur oder Tachygraphie eines hieroglyphischen Schriftzeichens. Das Ganze der enchorischen Schrift gleicht daher noch in höherm Grade, als die hieratische Schrift, unserer Buchstabenschrift. Nur sind auch in der enchorischen Schrift viel mehr einzelne Zeichen, als in unsern Alphabeten Buchstaben zu sein pflegen. Einzelne enchorische Schriftzeichen sind hieratischen sehr ähnlich. Bisweilen erscheinen auch enchorische Texte mit einzelnen Gruppen hieratischer oder hieroglyphischer Schrift vermischt, etwa wie man in unsern Texten gewöhnlicher Schrift bisweilen ein Wort oder mehre in Fracturschrift einmischt. Die enchorische Schrift findet sich hauptsächlich in Papyrusrollen und auf kleinen Steintäfelchen, welche bürgerliche Angelegenheiten betreffen, als Käufe, Verträge, Quittungen, angewendet, und scheint im eigentlichen Sinne die currente Schrift des gewöhnlichen Lebens gewesen zu sein.

Die große Anzahl der vorhandenen ägyptischen Schriftreste, und die eigenthümliche Beschaffenheit, welche die darin gebrauchten Schriftarten auf den ersten Anblick zeigen, reizten schon früh die Gelehrten zu Versuchen, diese Texte zu entziffern. Allein, da das Alterthum selbst uns nur sehr dürftige Nachrichten über die Einrichtung der ägyptischen Schriftarten überliefert hat, so war das Unternehmen der Entzifferung einer so ungewöhnlich beschaffenen Schrift mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Zweifelhaft und unbekannt war aber bei diesen ägyptischen Texten nicht nur die Beschaffenheit der Schrift, sondern auch die Beschaffenheit der Sprache, und hierdurch besonders ward die Schwierigkeit der Entzifferung noch erhöht. Man wußte nicht sicher, welche Sprache man wol in diesen Texten zu vermuthen habe; wir kennen freilich die ägyptische Sprache aus einer spätern Zeit, nämlich seit der Einführung des Christenthums in Ägypten im 2. und 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung; allein ob diese spätere ägyptische Sprache, welche wir die koptische nennen, auch schon unter den Ptolemäern, unter der persischen Herrschaft, und unter den einheimischen, alten ägyptischen Königen, die dortige Landessprache gewesen, konnte wenigstens in Frage gestellt werden. Die Meinungen über diesen Punkt waren verschieden. Indessen, wenn wir die alten ägyptischen Worte und Namen, die uns Griechen, Römer und Hebräer gelegentlich mittheilen, genauer untersuchen, so müssen wir bald zu der Vermuthung gelangen, daß schon in den ältern Zeiten Ägyptens diejenige Sprache dort üblich war, welche wir die koptische nennen, einzelne Veränderungen abgerechnet, die natürlich im Laufe der Jahrhunderte eingetreten sein können.

Erhob man nun die Frage, welcher Art die ägyptische Schrift sei, so konnte man vorzüglich eine der folgenden drei Arten in ihr suchen:

a) Bilderschrift, welche durch Hinzeichnung der Gestalt des Gegenstandes den Gegenstand bezeichnet, und also z. B. ein kleines Haus hinmalt, um den Begriff Haus anzudeuten, eine Hand, um den Begriff Hand anzudeuten. Diese Art Schrift ist eine Begriffsschrift; d. h. sie deutet durch das von ihr gesetzte Zeichen unmittelbar den Begriff an, nicht aber den Laut des Wortes, welches in einer einzelnen Sprache den Begriff bezeichnet. Es ist also diese Schriftart von der Sprache ganz unabhängig, oder eine sogenannte Pasigraphie, welche jedes Volk in seiner Sprache unmittelbar lesen, aussprechen und verstehen kann. Der Teutsche spricht, indem ihm in dem Schrifttexte das gezeichnete Haus vorkommt, welches den Begriff Haus bezeichnen soll, sogleich das Wort Haus aus, der Franzose hingegen das Wort maison, der Italiener das Wort casa. Der Gebrauch solcher Bilderschrift lag dem ersten Anfange der Schreibekunst vielleicht sehr nahe; wenigstens die Mexikaner scheinen mit der Bilderschrift sich begnügt zu haben, und die Chinesen in den frühesten Zeiten von der Bilderschrift ausgegangen zu sein. Doch behält die Bilderschrift, ohne weitere Beihilfe gebraucht, natürlich immer große Unvollkommenheit; sie ist außer Stande, blos geistige Begriffe und Verhältnisse, wie Verstand, Haß, grammatische Verhältnisse, zu bezeichnen, da diese Begriffe keine sinnlich wahrnehmbare Gestalt haben, wenn sie in einiger Ausdehnung gebraucht werden

soll, jederzeit gezwungen, wenigstens die symbolische Schrift zu Hilfe zu nehmen.

b) Symbolische Schrift, welche durch ein willkürlich gewähltes, oder wegen einer gewissen Beziehung angenommenes, Zeichen den Gegenstand bezeichnet, und also z. B. nicht mehr ein kleines Haus hinmalt, um den Begriff Haus anzudeuten, sondern statt dessen irgend ein beliebiges Zeichen setzt, wie etwa zwei über einander stehende Punkte. Auch diese symbolische Schrift ist blos Begriffsschrift, und deutet die Begriffe unmittelbar an, nicht aber die Worte, mit welchen irgend eine bestimmte Sprache die Begriffe ausdrückt. Doch ist die symbolische Schrift schon viel vollkommener, als die Bilderschrift, weil es ihr nie an Material zur Bezeichnung der Begriffe fehlen kann, es mögen nun die Gegenstände sinnlich wahrnehmbare oder rein geistige sein; denn willkürliche Zeichen lassen sich unzählige erdenken. Beschwerlich aber wird die symbolische Schrift durch die große Menge der Zeichen, welche sie anwenden muß, und die daher zu erlernen und im Gedächtnisse zu behalten ist; denn jeder Begriff erfodert ja sein eigenes Zeichen. Die gegenwärtige chinesische Schrift kann man größtentheils zur symbolischen Schriftart rechnen, und wir finden daher auch in ihr mehre Tausende von Zeichen üblich; bei componirten Begriffen werden diese Zeichen freilich auch unter sich componirt, und noch einige andere Erleichterungen für das Lesen, und um die Aussprache anzudeuten, haben die Chinesen allmälig ihrer symbolischen Schrift hinzugefügt.

c) Buchstabenschrift, welche nicht mehr den Begriff unmittelbar bezeichnet, sondern nur den Laut oder das Wort, mit welchem die Sprache den Begriff bezeichnet; sie zerlegt zugleich die Worte in ihre einzelnen Laute, aus welchen sie bestehen, und bezeichnet durch die einzelnen Buchstaben jene einzelnen Laute, deren es nur eine beschränkte Anzahl im Sprachorganismus gibt. Daher ist die Buchstabenschrift oder Lautschrift die einfachste unter allen, d. h. diejenige, welche mit der geringsten Anzahl von Zeichen ausreichen kann, und doch wieder die vollkommenste, weil sie, bei einigermaßen guter Einrichtung, ohne Mühe allen Begriffen nachkommen und sie deutlich bezeichnen kann. Die Buchstabenschrift ist natürlich fest an die Sprache gebunden; sie kann nur gelesen und verstanden werden, wenn man auch die einzelne in dem Schrifttexte gebrauchte Sprache kennt.

Sehen wir nun zuvörderst auf die Nachrichten, welche die alten Schriftsteller über die Einrichtung der ägyptischen Schrift mittheilen, so äußern Herodot und Diodor sich blos dahin, daß die Ägypter zwei Arten von Schriftzügen gebrauchten, nämlich heilige und demotische; Diodor fügt hinzu, die heiligen seien fast nur den Priestern bekannt, die demotischen seien, wie schon der Name andeutet, im allgemeinen Gebrauche des Volkes. Aber eine richtigere, und mit den neuern Entdeckungen in vollkommenem Einklange stehende, Nachricht gibt uns Clemens Alexandrinus im fünften Buche seines Werkes Stromata. Einige Ausdrücke dieser Stelle sind verschieden erklärt worden. Die richtigste Erklärung des Ganzen hat unstreitig Dulaurier geliefert in seiner kleinen Schrift: **Examen d'un passage des stromates de St. Clément d'Alexandrie, relatif aux écritures égyptiennes (Paris 1833).** Clemens unterscheidet zuvörderst drei Hauptarten der ägyptischen Schrift, nämlich 1) die epistolographische, welche die Schüler zuerst lernten; sie ist ohne Zweifel dieselbe, welche Herodot und Diodor die demotische nennen; 2) die hieratische, deren sich die Tempelschreiber bedienten; 3) die hieroglyphische, bei welcher man wiederum mehre Untergattungen unterscheiden müsse. Diese Untergattungen der hieroglyphischen Schrift zählt Clemens nun folgendermaßen auf:

a) Die kyriologische *διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογική*, d. h. die durch die ersten Gestalten eigentlich bezeichnende. Es ist dies die oben unter dem Namen: Bilderschrift, von uns bezeichnete, welche z. B. den Begriff: Haus, durch die Hinzeichnung der Gestalt eines Hauses, den Begriff: Baum, durch die Hinzeichnung eines Baumes andeutet. Das griechische Wort *στοιχεῖον* ist hier in dem Sinne: Umriß, Gestalt genommen, wie Dulaurier in seinem **Examen d'un passage des stromates de saint Clément d'Alexandrie (Paris 1833)** zuerst nachgewiesen hat. Früher hatte man das Wort *στοιχεῖον* in dieser Stelle gewöhnlich in dem Sinne: Buchstaben, genommen.

b) Die symbolische. Sie bezeichnet die Begriffe theils mimetisch, d. i. durch Nachahmung, z. B. wenn man die Sonne durch einen Kreis andeutete; theils tropisch, z. B. wenn man die Eigenschaften, Titel und Thaten der Könige durch Zeichen und Ausdrücke, welche sich eigentlich auf die Götter bezogen, andeutete; theils änigmatisch, z. B. wenn man die Sonne durch einen Käfer andeutete, weil dieser eine Kugel aus Rinderdung mit abgewendetem Antlitze fortwälzt.

Diese Bemerkungen des Clemens Alexandrinus lehren uns verschiedene Classen kennen, in welche die hieroglyphischen Schriftzeichen zerfallen, und geben uns dadurch eine allgemeine Ansicht von der Einrichtung der hieroglyphischen Schrift; aber sie liefern uns nicht die Erklärung der einzelnen Zeichen. Auch übergeht Clemens in dieser Aufzählung eine wichtige Classe der hieroglyphischen Schriftzeichen, nämlich diejenigen, welche man in neuerer Zeit die phonetische genannt hat, das heißt: lautbezeichnende, oder alphabetische, welche wie Buchstaben einen Laut bezeichnen. Vielleicht überging Clemens diese deswegen, weil sie ihrer Natur nach eigentlich nicht mehr zu den Hieroglyphen gehörten, insofern man hierunter im Allgemeinen nicht Lautschrift, sondern Sinnschrift verstand. Von einem andern ägyptischen Schriftsteller, Horapollon, ist uns in griechischer Sprache eine Schrift: **Hieroglyphica**, aufbewahrt, welche den Sinn einzelner hieroglyphischer Schriftzeichen angibt. Diese Zeichen gehören in die Classe derjenigen, welche Clemens die mimetischen und die änigmatischen nennt; z. B. die Fliege soll den Zudringlichen bezeichnen; die Biene das dem Herrscher gehorsame Volk. Endlich findet sich bei dem römischen Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus die von dem Ägypter Hermapion gelieferte Übersetzung der Inschrift eines ägyptischen Obelisk; welche Übersetzung bei der Er-

klärung anderer ähnlicher hieroglyphischer Inschriften in neuerer Zeit mit Vortheil benutzt worden ist. Diese im Ganzen nur unbeträchtlichen, und für specielle Erklärungen durchaus ungenügenden Nachrichten sind es, welche das Alterthum uns über die Beschaffenheit der hieroglyphischen Schrift hinterlassen hat.

1) Frühere Erklärungsversuche.

Der Mangel vollständiger Nachrichten über die hieroglyphische Schrift verleitete lange Zeit die europäischen Gelehrten zu den willkürlichsten und unbegründetsten Erklärungsversuchen. Fast allgemein ging man hierbei von der Vorstellung aus, daß die hieroglyphische Schrift durchweg Begriffsschrift oder symbolische Schrift sei, und daß jedes einzelne Zeichen darin einen Begriff andeute; zur Auffindung dieser Begriffe hatte man keine historisch gegebene Hilfsmittel, sondern legte sich dabei, jeder nach seiner individuellen Vermuthung von dem möglichen Inhalte der Inschriften, auf ein willkürliches Rathen. Der bekannte Pater Kircher behandelt in mehren seiner Werke hieroglyphische Inschriften. Er nimmt an, daß sie mythologische, metaphysische, kabbalistische Lehrsätze enthalten, welche mit einer von ihm selbst erdachten Dämonologie zusammenhängen. Er überredet sich sehr leicht, die rechten Entzifferungen gefunden zu haben, mag er nun mit dem Beginnen, oder zufällig mit dem Ende einer Zeile seine Lesung anfangen. Auf dem berühmten pamphilischen Obelisk steht unter andern eine kleine hieroglyphische Gruppe, welche, wie Champollion's Untersuchungen gelehrt haben, phonetisch oder alphabetisch das griechische Wort Autocrator, d. i. römischer Kaiser, bezeichnet. In dieser Gruppe findet Kircher, in seinem Werke Obeliscus Pamphilius, folgenden Sinn: „Der Urheber der Fruchtbarkeit und aller Vegetation ist Osiris, dessen zeugende Kraft aus dem Himmel gezogen wird in seinem Reiche durch den heiligen Mophtha."

Der hier erwähnte Mophtha ist angeblich ein von Kircher entdeckter ägyptischer Genius der Schöpfung. Eine andere Gruppe desselben Obelisken enthält den Titel des Kaisers Domitianus, und bezeichnet die drei Worte Caesar Domitianus Sebastus. In dieser Gruppe fand Kircher folgenden Sinn: „Generationis beneficus praeses, coelesti dominio quadripotens, aerem per Mophtha beneficum humorem aereum committit Ammoni inferiora potentissimo, qui per simulacrum et caerimonias appropriatas, trahitur ad potentiam exercendam."

Der Schwede Palin lieferte: Lettres sur les hiéroglyphes (1802) und Essai sur les hiéroglyphes (Weimar 1804) und Analyse de l'inscription en hiéroglyphes du monument trouvé à Rosette (Dresde 1804). Er wollte aus den Emblemen anderer Völker die Hieroglyphen enträthseln, bemerkte aber bei seiner angeblichen Entzifferung der rosettischen Inschrift nicht einmal, daß die erste Hälfte der hieroglyphischen Zeilen durch Zerbrechung des Steines fehle.

Der Abbé Pluche in seiner Histoire du ciel folgte dagegen der Vorstellung, daß alle hieroglyphische Aufzeichnungen Kalendernotizen enthielten; er fand daher in den einzelnen Zeichen immer Sonnenstand, Mondwechsel, Sternconstellationen, Wetterbeobachtungen angedeutet.

Der Verfasser des Werkes: De l'étude des hiéroglyphes (Paris 1812) nahm die bei andern Völkern gebräuchlichen Symbole zur Erklärung der hieroglyphischen Schriftzeichen zu Hilfe, und glaubte in den ägyptischen Inschriften hebräische Hymnen zu entdecken; die Inschrift über dem Porticus des Tempels von Dendera schien ihm den hundertsten Psalm zu enthalten.

Der Verfasser der im J. 1821 zu Genua erschienenen Übersetzung der Inschriften des pamphilischen Obelisken glaubte, darin werde geschildert ein Triumph der Anbeter der Dreieinigkeit über die Gottlosen im 6. Jahrh. nach der Sündfluth.

Der Verfasser des Essai sur les hiéroglyphes égyptiens (Bordeaux 1821) hielt die Hieroglyphen für Buchstaben, welche hebräische Worte und biblische Phrasen ausdrückten.

Der englische Bischof Warburton dagegen versuhr auf eine verständige Weise, indem er in einem Werke die verschiedenen Äußerungen der alten Schriftsteller über die Einrichtung der Hieroglyphen sammelte und zu erläutern suchte. Zu großen Resultaten konnte dies freilich nicht führen, und Warburton irrte auch darin, daß er glaubte, jede der von Clemens Alexandrinus aufgeführten Arten der hieroglyphischen Zeichen bilde ein für sich bestehendes Schriftsystem. Diese Arten werden vielmehr in einem und demselben Texte unter einander gemischt.

Der bekannte dänische Archäolog Zoega sammelte in seinem großen Werke De origine et usu obeliscorum die bisherigen Versuche zur Erklärung der Hieroglyphen, unterschied auf eine verständige Weise verschiedene Arten derselben, und gebrauchte den Ausdruck phonetische Hieroglyphen für solche, welche vielleicht Buchstabenwerth hätten. Auch machte er die wichtige und richtige Bemerkung, daß die in den elliptischen Ringen eingeschlossenen hieroglyphischen Gruppen vielleicht Eigennamen oder besonders heilige Formeln ausdrückten.

Abenteuerlicher war wieder die Theorie des Consistorialraths Sickler zu Hildburghausen, die er vortrug in seinem „Auflösungs- und Erklärungsversuch der zehn hieroglyphischen Gemälde auf einem ägyptischen Mumienkasten in dem kaiserl. königl. Antikencabinet zu Wien" im Jahrg. 1821 der Zeitschrift Isis. Er nahm an: 1) die Ägypter hätten in hebräischer Sprache geschrieben, oder vielmehr in einem Gemische von Hebräischem, Chaldäischem, Syrischem, Arabischem und Äthiopischem, welches Sickler sich zu diesem Ende bildete, ohne alle Berücksichtigung der Sprachgesetze jener Semitischen Mundarten. 2) Die Ägypter schrieben die hebräischen Wörter mit Bilderschrift nach einem System von Paronomasie, sodaß ein Begriff bezeichnet ward durch das Bild eines zweiten Begriffes, dessen hebräisches Wort ungefähr ebenso lautete, wie das hebräische Wort jenes ersten Begriffes. Z. B. Sickler findet ein Perseablatt gemalt, und sagt: dieses Blatt heißt arabisch Lebak (eigentlich Lebacha); das gleichlautende arabische Verbum lebacha bedeutet:

getödtet werden (eigentlich: tödten; denn es ist ja die active Form); folglich bezeichnet das Perseablatt den Begriff: Tod. Sickler findet einen Honigkuchen gemalt, und sagt: der Honig heißt hebräisch Debasch; das ähnlich lautende arabische Verbum Debasha (debbasa) bedeutet: verhüllt sein (eigentlich: verhüllen; denn es ist eine active Form); folglich bezeichnet der Honigkuchen den Begriff: Verhüllung. (Woher erkennt Sickler, daß der gemalte Kuchen grade ein Honigkuchen sei?) Sickler findet eine Feder gemalt, und sagt: die Feder heißt hebräisch Eber; das ähnlich lautende arabische Verbum Abara bedeutet: sprechen; folglich bezeichnet die Feder den Begriff: sprechen. Wenn die Teutschen nach dieser Methode schreiben wollten, so würden sie etwa folgendermaßen verfahren. Um den Begriff Pein zu schreiben, würde man ein Bein malen, weil Bein ungefähr wie Pein lautet; um den Begriff Rath zu schreiben, würde man ein Rad malen, weil Rad ungefähr wie Rath lautet. Diese Art zu schreiben, welche die Franzosen Rébus nennen, ist die undeutlichste und unbrauchbarste, welche es geben kann, zumal wenn die Semitischen Sprachen dabei zum Grunde gelegt werden, welche für die meisten Begriffe viele verschiedene Wörter haben, und bei welchen die meisten Wörter viele verschiedene Begriffe bezeichnen. Die Ägypter hätten alle mehr als Ödipus sein müssen, wenn sie mit einer solchen Art zu schreiben hätten auskommen können. Sickler nimmt an, die Feder Eber drücke das arabische Verbum abara, sprechen, aus; allein das arabische Verbum abara, mit dem Buchstaben Ain geschrieben, bedeutet auch 1) hinübergehen, 2) weggehen, 3) sterben, 4) lesen, 5) untersuchen, 6) weinen, 7) gewarnt werden; und, mit dem Buchstaben Alef geschrieben, in welcher Gestalt es mit dem Worte Eber, Feder, noch genauer übereinstimmt: 8) stechen, 9) verleumden, 10) befruchten, 11) verbessern, 12) wohlbefinden; und als Substantiv: 13) Brunnen, abâr, 14) Blei, abâr, 15) Flöhe, abbâr. Wie hätte man nun wissen können, welcher dieser vielen verschiedenen Begriffe, deren Worte dem Worte Eber ähnlich sind, durch die Feder, Eber, angedeutet werden sollte? Und wie war es möglich, nach diesem Princip ein festes und verständliches, genau bezeichnendes Schreibsystem einzuführen? Unternimmt man es vollends in unserer Zeit, nachdem Jahrtausende seit dem Gebrauche der hieroglyphischen Schrift verflossen sind, die hieroglyphischen Inschriften nach jenem Princip zu erklären, so bleibt diese Erklärung völlig willkürlich, und man kann von jedem hieroglyphischen Texte ohne Mühe hundert verschiedene Übersetzungen liefern, deren jede ebenso möglich wie die andere ist. Die von Sickler gegebenen Übersetzungen enthalten philosophisch-mythologische Sätze in einer sehr wortreichen Sprache, z. B. folgenden: „Gewogen wird von dem Osirisdiener der Wage Gottesfurcht gegen das Verderben menschlicher Einsicht, und es wendet sich der Wagbalken auf die Seite der Wagschale der Gottesfurcht; weshalb die beiden vorstehenden Lichter der Welt, die das Innere des auf dem Recht fest beruhenden Eingeweihten kennen, die Vergebung sprechen; denn aus der Kenntniß des innern Rechtthuns des Eingeweihten kommt der Richtspruch, die Eröffnung der Vergebung, und die Entlassung vom Kampfe in der Finsterniß zum Lichtesaufgang."

Der Prof. Pfaff zu Erlangen schrieb im J. 1824: „Hieroglyphik, ihr Wesen und ihre Quellen," nebst einer Beilage, worin er sich in ganz allgemeinen, unbegründeten Betrachtungen über die Natur der hieroglyphischen Schrift hält, und dabei die damals beginnenden Forschungen Champollion's verspotten zu dürfen glaubte. Schriften ähnlichen Gehaltes über die Hieroglyphik gibt es viele; doch lohnt es nicht die Mühe, sie hier weiter zu erwähnen.

2) Arbeiten Young's und Champollion's.

Endlich trat der Zeitpunkt ein, in welchem verständigere und glücklichere Schritte zur Erklärung der alten ägyptischen Schriftarten gethan wurden. Das Hauptverdienst dabei gebührt dem Engländer Thomas Young und dem Franzosen Champollion dem Jüngern, welchen beiden auf der von ihnen betretenen Bahn nachher manche andere Gelehrte, wie Salt, Kosegarten, Reuvens, Peyron, Rosellini, Ideler, folgten. Das wichtigste Hilfsmittel für diese Entdeckungen ward die berühmte rosettische Inschrift, weil sie zwei gleichlautende ägyptische Texte mit griechischer Übersetzung darbot.

Diese Inschrift befindet sich auf einem Steine, welcher während der französischen Expedition in Ägypten bei der Stadt Rosette oder Raschid gefunden, später von den Engländern in Besitz genommen, und in das britische Museum zu London gebracht ward. Die Inschrift, welche seitdem durch Kupferstiche und lithographirte Abbildungen bekannt gemacht worden ist, hat drei Abtheilungen. Die obere, leider stark beschädigte, Abtheilung enthält hieroglyphische Schrift; die mittlere enthält eine andere Art ägyptischer Schrift, gleichsam Currentschrift, welche auch auf Papyrusrollen häufig vorkommt, und seitdem enchorische oder demotische Schrift genannt worden ist; die untere Abtheilung enthält griechische Schrift. Diese griechische Abtheilung meldet, daß dem Könige Ptolemäus Epiphanes im neunten Jahre seiner Regierung, ungefähr ao. 197 a. Chr., von der ägyptischen Priesterschaft gewisse Ehrenbezeugungen bewilligt worden seien, und daß diese Bewilligung auf diesen Stein geschrieben sei mit heiliger Schrift, und mit Landesschrift ἐγχώρια γράμματα, und mit griechischer Schrift. Hieraus ergab sich also, daß die beiden obern Abtheilungen in ägyptischer Schrift denselben Sinn ausdrückten, welchen die griechische Abtheilung enthielt, und man hatte nun einen festen Punkt, von welchem man bei Erklärung der obern Abtheilungen ausgehen mußte. Hierzu kam noch der günstige Umstand, daß der Anfang der Inschrift eine Menge Eigennamen enthält, welche, da sie auch in bedeutend verschiedenen Sprachen wenig verändert zu werden pflegen, in noch unbekannten Schriftarten immer am leichtesten wiedergefunden werden, und so die Kenntniß einzelner Buchstaben liefern, welche dann zu dem Lesen anderer Worte forthilft.

a) Erklärung enchorischer Schriftgruppen.

Zuerst wagte man sich an die mittlere Abtheilung

der rosettischen Inschrift, welche nach Aussage der griechischen Abtheilung mit Landesschrift geschrieben sein sollte, und auf den ersten Anblick den Anschein einer Buchstabenschrift hatte. Sylvestre de Sacy in seiner **Lettre au Citoyen Chaptal au sujet de l'inscription égyptienne du monument trouvé à Rosette (Paris 1802)** entzifferte fünf Eigennamen, besonders die Namen Ptolemäus und Alexander, und zeigte, daß sie mit Zeichen ausgedrückt seien, welche einzelne Buchstaben bezeichneten. Er wies nämlich nach, daß in der Inschrift der Name Ptolemäus in folgender Gestalt erscheine:

und daß, von der Rechten zur Linken gelesen, das erste Zeichen ein p, das zweite ein t, das dritte ein l, das vierte ein o, das fünfte ein m, das sechste, aus drei senkrechten Strichen bestehend, ein i, das siebente, aus zwei geraden und einem gebogenen Striche bestehend, ein s sei; woraus sich also die Lesung **ptlomis** ergab. Der Schwede Akerblad setzte diese Entdeckung fort, und es gelang ihm bereits eilf Eigennamen und mehre Appellativa zu entziffern, worüber er in seiner **Lettre sur l'inscription égyptienne de Rosette, adressée au citoyen Silvestre de Sacy (Paris 1802)** berichtete. Man vergleiche über diese ersten Schritte auch Hartmann's Oluf Gerhard Tychsen, oder Wanderungen durch die mannichfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Literatur, 2. Bd. 3. Abtheil. S. 222—237 (Bremen 1820). Im J. 1814 begann Thomas Young, ein gelehrter englischer Arzt, welcher sich durch viele physikalische und mathematische Schriften bekannt gemacht hat, seine Forschungen über die enchorische Schriftart. Er untersuchte ganz genau den enchorischen Abschnitt der rosettischen Inschrift, wies die sämmtlichen darin vorkommenden Eigennamen nach als mit Buchstabenschrift geschrieben, ferner einige Appellativa, welche mit Worten der koptischen Sprache übereinstimmten, z. B.

ior Fluß.

Indem er auf die regelmäßige Wiederkehr der einzelnen ägyptischen Schriftgruppen in Verhältniß zum griechischen Texte sorgfältig achtete, lieferte er in dem **Museum criticum, No. 6 (Cambridge 1816)** eine muthmaßliche Übersetzung des ganzen enchorischen Abschnittes, welche bis jetzt noch nicht übertroffen worden ist. Es ergab sich, daß der ägyptische Text hin und wieder von dem griechischen etwas abweicht, indem z. B. das Datum den ägyptischen Text eröffnet, im griechischen aber etwas später kommt, und daß der ägyptische Text etwas ausführlicher als der griechische ist. Aus den alphabetisch geschriebenen Eigennamen ließ sich ein ziemlich vollständiges enchorisches Alphabet zusammenstellen. Allein, wenn man nun mit diesem Alphabet auch die meisten übrigen Wörter der Inschrift auflösen und lesen wollte, so stellten sich noch große Schwierigkeiten entgegen. Es blieb noch eine Menge Schriftzeichen übrig, deren Werth und Bedeutung nicht erhellte. Von vielen Schriftgruppen konnte durch den Zusammenhang die Bedeutung vollkommen sicher angegeben werden, z. B.

Gott. Gold.

Allein wie diese Gruppen ägyptisch auszusprechen seien, und welche Function die darin stehenden einzelnen Zeichen eigentlich hätten, blieb zweifelhaft, weil man die aus den entzifferten Eigennamen bereits bekannten Buchstaben darin nicht wiederfand. Young faßte daher bald die Ansicht, daß ein großer Theil der enchorischen Schrift nicht aus Buchstaben, sondern aus symbolischen Schriftzeichen bestehe, welche aus abgekürzten oder cursiv geschriebenen Hieroglyphen beständen. Er hatte nämlich auch die in der großen französischen **Description de l'Égypte** abgedruckten Papyrusrollen studirt, und darin die dritte Art ägyptischer Schrift, welche wir jetzt die hieratische nennen, bemerkt. Er nahm wahr, daß diese hieratischen Texte häufig mit ähnlichen hieroglyphischen correspondirten, dergestalt, daß die hieroglyphischen Gruppen sich in derselben Ordnung in den hieratischen Texten wieder zeigten, nur flüchtiger, gleichsam cursiv, gezeichnet, und daß also die hieratischen Schriftzeichen nur Abkürzungen der hieroglyphischen Schriftzeichen seien. Ein ganz ähnliches Verhältniß zeigte sich zwischen vielen hieratischen Schriftzeichen und enchorischen Schriftzeichen, indem letztere wiederum Abkürzungen der hieratischen zu sein schienen, zum Theil aber auch noch mit den hieratischen ganz übereinstimmten. Diese Beobachtungen machte Young bekannt im **Museum criticum, No. 7 (1816)**, welches Heft aber erst im J. 1821 in den Buchhandel kam. Young unterschied nun also drei Hauptarten der alten ägyptischen Schrift: 1) hieroglyphische, 2) hieratische, 3) enchorische; unter welchen die beiden letztern durch Tachygraphie aus der erstern entstanden; er nahm ferner an, daß in allen drei Arten einige Worte durch phonetische Zeichen oder Buchstaben, andere durch symbolische Zeichen ausgedrückt seien. Dieses Hauptresultat ist denn auch seitdem immer mehr bestätigt worden, und in diesem Umstande, daß die alten ägyptischen Schriftarten aus Buchstaben und symbolischen Zeichen gemischt sind, liegt die Hauptschwierigkeit einer vollständigen Entzifferung der einzelnen Texte. Ein Beispiel der Correspondenz der hieroglyphischen, hieratischen und enchorischen Gruppen untereinander geben wir hier in einer symbolischen Schreibung des Namens Osiris, welche in allen drei Schriftarten vorkommt:

hieroglyphisch:

hieratisch:

enchorisch:

Man bemerkt an diesen drei Gruppen ziemlich deutlich, wie aus der vollständigern hieroglyphischen Gruppe durch flüchtigere Zeichnung, die nur die Umrisse der hieroglyphischen Zeichen beibehielt, die beiden andern Gruppen hervorgingen.

Young beschäftigte sich darauf seit 1819 auch mit der speciellen Erklärung hieroglyphischer Schriftgruppen, sie theils als alphabetisch zusammengesetzt, theils als symbolisch gebildet, betrachtend. Doch versparen wir das Nähere hierüber für die unten folgende Darstellung der Entdeckungen über die eigentlich hieroglyphische Schrift, und verfolgen jetzt den Gang der Arbeiten über die enchorische Schrift weiter.

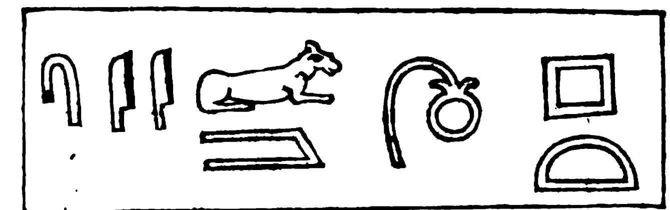
Über den Inhalt mancher enchorischen Papyrusrollen, welche in neuerer Zeit nach Europa gebracht waren, erhielt man jetzt nähere Aufschlüsse durch den Umstand, daß sich theils dergleichen Papyrus fanden, welche neben dem enchorischen Texte auch noch griechische Beischriften führten, theils auch ganz griechisch geschriebene Papyrus gefunden wurden, die sich mitunter als Übersetzungen ägyptischer Originale bezeichneten. Es ergab sich daraus, daß viele dieser enchorischen Papyrus Kaufbriefe über verkaufte Grundstücke oder sonstige Gegenstände waren, die griechischen Beischriften enthielten Steuerquittungen über den von dem Kaufe an den Staat bezahlten Stempel, und zwar, wie aus der griechischen Sprache dieser Beischriften von selbst zu erachten war, aus den Zeiten der Ptolemäer. Dies ward zuerst gezeigt von Boeckh zu Berlin, in seiner „Erklärung einer ägyptischen Urkunde auf Papyrus in griechischer Cursivschrift vom J. 104 vor der christlichen Zeitrechnung" (Berlin 1821). Sehr interessante Mittheilungen dieser Art, welche die Erklärung der enchorischen Papyrus bedeutend förderten, machte Young in seinem „Account of some recent discoveries in hieroglyphical literature" (London 1823). Er hatte von Mr. Grey mehre, theils enchorische, theils griechische Papyrus zur Durchsicht erhalten, und bemerkte darunter eine griechische, welche sich als Antigraphum oder Übersetzung einer in Paris befindlichen, von Young schon früher untersuchten, enchorischen Rolle, enthaltend einen Verkaufsbrief über gewisse Priesterhebungen, zu erkennen gab. Dies führte natürlich zur sichern Erklärung vieler enchorischer Schriftgruppen; man vergl. hierüber Kosegarten's Artikel in der Zeitschrift „Hermes" 23. Bd. Buttmann zu Berlin gab im J. 1824 die „Erklärung der griechischen Beischrift auf einem ägyptischen Papyrus" heraus, welche die Quittung über entrichtete Stempelsteuer enthielt. Der Papyrus, welcher diese Beischrift führte, ward zu Berlin mit der Nr. 36 bezeichnet. Im Herbste des Jahres 1824 kam Kosegarten nach Berlin, und untersuchte den enchorischen Text dieses Papyrus. Er bemerkte bald, daß es ein zweites Exemplar desjenigen Verkaufsbriefes war, dessen Inhalt Young aus dem griechischen Antigraphum des Mr. Grey kennen gelernt, und in seinem eben erwähnten Account bekannt gemacht hatte. Kosegarten schrieb hierüber seine „Bemerkungen über den ägyptischen Text eines Papyrus aus der Minutoli'schen Sammlung" (Greifswald 1824). Immer mehr Papyrus wurden jetzt aus Ägypten nach Europa gebracht, und in den Bibliotheken und Museen zu Berlin, Paris, Turin, London, Leyden niedergelegt, durch deren Hilfe die Entdeckungen Young's allmälige Erweiterungen erhielten. Young selbst gab in der großen Sammlung: „Hieroglyphics" (London 1823) manche Denkmäler dieser Art heraus, sowie eine vollständige, mit Interlinearversion begleitete, Darstellung der rosettischen Inschrift. Peyron zu Turin lieferte im J. 1824: „Untersuchungen über Papyrusrollen, koptische Handschriften und eine Stele mit dreifacher Inschrift im Museum zu Turin." Petrettini gab in seinen „Papiri Greco-egizj" (Vienna 1826) mehre griechische Papyrusrollen heraus. Kosegarten gab in der „Commentatio prima de prisca Aegyptiorum litteratura" (Weimar 1828) eine geordnete Übersicht des bisher Entdeckten, mit specieller Beziehung auf die zu Berlin befindlichen Papyrusrollen. Peyron lieferte in seinen „Papyri graeci regii Taurinensis musei aegyptiaci" (Turin 1826—1828) höchst schätzbare Übersetzungen und Erläuterungen der griechischen Papyrus zu Turin, nebst gelegentlichen Bemerkungen über den Inhalt der dortigen enchorischen Papyrus. Die Engländer Yorke und Leake berichteten über die zu London befindlichen Steindenkmäler und Papyrusrollen in den „Monumens égyptiens du musée britannique expliqués d'après le système phonétique" (London 1827) und Reuvens über die zu Leyden aufbewahrten Papyrusrollen in den „Lettres à Mr. Letronne sur les papyrus bilingues et grecs du musée d'antiquités de l'université de Leyde (Leyden 1830). Thomas Young selbst gab kurz vor seinem Tode ein „Egyptian dictionary" (London 1831) heraus, in welchem er alles bis dahin mit einiger Sicherheit entzifferte, vorzüglich in Betreff der enchorischen Schrift, zusammenstellte.

b) Erklärung hieroglyphischer Schriftgruppen.

Schon im J. 1819 beschäftigte sich Young, wie oben bemerkt worden, auch mit der Erklärung einzelner hieroglyphischen Schriftgruppen. In einem Supplement zu dem Artikel Egypt in der Encyclopaedia Britannica lieferte er ein Verzeichniß von 200 hieroglyphischen Gruppen aus der rosettischen Inschrift mit der muthmaßlichen Bedeutung dieser Gruppen, und traf auch bei vielen derselben die wahre Bedeutung, z. B.

Götter. Schrift.

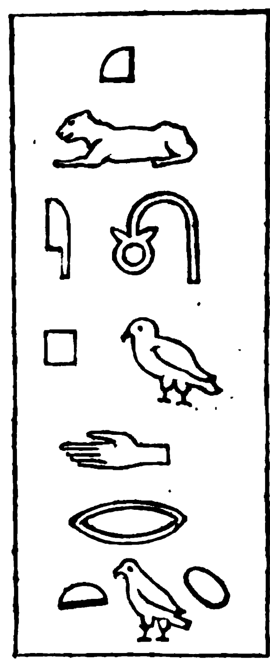
Young betrachtete diese Gruppen mit Recht als symbolische Zeichen. Dabei aber trug er auch die richtige Bemerkung vor, daß hieroglyphische Eigennamen, welche durch Ringe eingeschlossen zu sein pflegen, Zeichen alphabetischen Werthes zu enthalten scheinen. Young wies dies nach an dem Namen Ptolemäos, welcher in der rosettischen Inschrift sehr häufig vorkommt, und an dem Namen Berenike, welcher sich mit großer Wahrscheinlichkeit in einem Deckengemälde des Tempels zu Karnak, wo er zweimal vorkommt, vermuthen ließ. Der Name Ptolemäus zeigt sich gewöhnlich in folgender Gestalt:



Young bemerkte nun richtig, das Viereck scheine öfter den Buchstaben p anzudeuten; der Löwe den Buchstaben l; die verbundenen Parallellinien den Buchstaben m; die beiden Federn, oder vielmehr Perseablätter, den Vocal i; der Haken den Buchstaben s. Die Bedeutung des Halbkreises, welcher den Buchstaben t bezeichnet, und die Bedeutung der Schlinge oder Blume, welche den Vocal o bezeichnet, entdeckte Young noch nicht. Ähnlich erklärte er sich über die einzelnen Zeichen im Namen Berenike; etwas schwankend blieb er noch, ob diese einzelnen Zeichen einzelne Laute, wie p und l, oder ganze Sylben, wie pi und lo bezeichneten. Siehe „Übersicht der wichtigsten bis jetzt gemachten Versuche zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen; nach dem Engl. des Brown im Edinburgh Review (1826) von Moritz Fritsch (Leipz. 1828). S. 34, 35.

Diese Bemerkungen Young's enthielten den Keim zu den folgenden Entdeckungen über die alphabetischen Hieroglyphen, und würden sich sogleich sehr vervollkommnet haben, wenn man außer jenen zwei hieroglyphischen Namengruppen Ptolemäus und Berenike noch irgend eine andere hieroglyphische Namengruppe gehabt hätte, deren Bedeutung mit Sicherheit bekannt gewesen wäre. Denn dann konnte man die in den drei Gruppen befindlichen einzelnen Zeichen vergleichen mit den in den Namen enthaltenen einzelnen Lauten, und es mußte sich daraus noch entschiedener ergeben, in welchem Verhältnisse die einzelnen Laute und Zeichen zu einander ständen. Am nützlichsten mußte eine solche neue Namengruppe dann werden, wenn ihr Name mehre Laute oder Buchstaben enthielt, die auch in den Namen Ptolemäus und Berenike vorkommen. Doch vergebens sah man sich Anfangs nach einer neuen Namengruppe um, deren Bedeutung als mit Sicherheit ermittelt sich betrachten ließ. Ein ganz besonderes Misgeschick hatte in dieser Hinsicht über die rosettische Inschrift gewaltet. Denn ihr hieroglyphischer Theil mußte, ebenso wie der griechische und der enchorische, eine Menge Eigennamen enthalten haben, z. B. Alexander, Arsinoe, Pyrrha, Diogenes, welche man, durch den griechischen Text geleitet, leicht erkannt haben würde. Allein dieser ganze, jene Eigennamen enthaltende, Theil der hieroglyphischen Abtheilung war leider von dem Steine abgebrochen. Blos der Name Ptolemäus war noch übrig geblieben. Hätten außer diesem nur ein Paar der andern Eigennamen sich erhalten gehabt, so würde ohne Zweifel die vollständige Entdeckung der alphabetischen Hieroglyphen sogleich durch Young erfolgt sein.

Doch der Franzose Champollion gelangte nach einiger Zeit in den Besitz einer neuen hieroglyphischen Namengruppe, die ihn denn auch sofort zu den bedeutendsten Fortschritten auf dem von Young betretenen Wege führte. Die Sache war diese: Auf der Insel Philä in Ägypten ward ein Obelisk gefunden, mit einer hieroglyphischen Inschrift versehen, in welcher zwei von Ringen eingeschlossene Zeichengruppen vorkamen. Die eine dieser Gruppen war der bereits bekannte, oben abgebildete Name Ptolemäos. Die zweite Gruppe hatte folgende Gestalt:



Diese Gruppe mußte aller Wahrscheinlichkeit nach den Namen Kleopatra bezeichnen. Denn unter diesem Obelisk befand sich, wie man berichtete, ein Fußgestell mit einer griechischen Inschrift, gerichtet an einen König Ptolemäus und seine Schwester Kleopatra und seine Gattin Kleopatra, welche Letronne bekannt gemacht hat in seiner Schrift: Eclaircissemens sur une inscription grecque, contenant une pétition des prêtres d'Isis, dans l'isle de Philae, à Ptolémée Evergète second (Paris 1822). Daß die obige Namengruppe den Namen Kleopatra ausdrücke, ward noch wahrscheinlicher dadurch, daß diese Gruppe mit zwei Zeichen schließt, einem Oval und einem Halbcirkel, welche, wie schon aus andern Vergleichungen bekannt geworden war, das weibliche Geschlecht der Personen bezeichnen; daher also die obige Gruppe auf den Namen einer Frau aus dem Geschlechte der Lagiden zu beziehen war. Die Namen Ptolemäus und Kleopatra enthalten mehre ihnen gemeinschaftliche Laute oder Buchstaben, und es mußte sich nun bald zeigen, ob die beiden hieroglyphischen Namengruppen auch einige gleiche Schriftzeichen enthielten, und ob diese an den Stellen ständen, welche die gemeinschaftlichen Laute in den Namen Ptolemäus und Kleopatra einnehmen.

Vergleicht man in dieser Absicht die beiden Namengruppen, so ergibt sich Folgendes. In der Kleopatragruppe erscheint:

Erstens das Viertheil eines Cirkels, welches also möglicherweise den Buchstaben K bezeichnen könnte. Der Name Ptolemäus enthält den Buchstaben K nicht, und in der Ptolemäusgruppe erscheint denn auch das Viertheil des Cirkels nicht.

Zweitens der liegende Löwe, welcher also den zweiten Buchstaben L bezeichnen könnte. Der Name Ptolemäus enthält auch den Buchstaben L, und in der That steht auch in der Ptolemäusgruppe als viertes Zeichen der liegende Löwe.

Drittens ein Perseablatt, welches also das E des Namens Kleopatra bezeichnen könnte. In der That zeigt auch die Ptolemäusgruppe ein doppeltes Perseablatt an der Stelle des Diphthonges AI oder AE.

Viertens ein gekrümmter Blumenstengel mit der Blume, welcher das O in Kleopatra ausdrücken würde. Wirklich findet sich auch in der Ptolemäusgruppe diese Blume wieder, und zwar da, wo das O des Namens Ptolemäus stehen muß, das heißt, als drittes Zeichen.

Fünftens ein Quadrat, welches das P in Kleopatra sein müßte. In der That eröffnet dieses Quadrat auch die Ptolemäusgruppe, sodaß es höchst wahrscheinlich wird, es bezeichne hier den Anfangsbuchstaben P des Namens Ptolemäus.

Sechstens ein Habicht, und zwar in der Stelle des ersten A in Kleopatra. In der Ptolemäusgruppe erscheint kein Habicht, und es war auch für Ptolemäus kein A zu bezeichnen, da der Diphthong AE oder AI schon durch die zwei Perseablätter ausgedrückt worden.

Siebentens eine Hand, und zwar in der Stelle des T in Kleopatra. Diese Hand müßte man als zweites Zeichen auch in der Ptolemäusgruppe suchen, da ja in Ptolemäus der zweite Buchstab T ist. Doch zeigt sich dort statt der Hand ein Halbcirkel. Dieser Umstand erklärt sich aber daraus, daß weitere Untersuchungen gelehrt haben, daß in der Hieroglyphenschrift Hand und Halbcirkel gleichbedeutende Zeichen waren, wie denn überhaupt in jener Schrift für jeden einzelnen Buchstaben mehre Zeichen in Gebrauch kamen. Über die Veranlassung dieses Gebrauches mehrer Zeichen für einen und denselben Buchstaben werden wir weiter unten etwas bemerken.

Achtens ein Mund, und zwar an der Stelle des R in Kleopatra. In der Ptolemäusgruppe kommt kein Mund vor, und der Name Ptolemäus enthält auch kein R.

Neuntens ein Habicht, in der Stelle des zweiten A in Kleopatra. Dasselbe Zeichen vertrat auch schon in der sechsten Stelle das erste A in Kleopatra.

Zehntens das Oval und der Halbcirkel, welche, wie andere Vergleichungen lehrten, das weibliche Geschlecht der Person andeuten. Hiernach würden also die einzelnen Zeichen unserer Kleopatragruppe genau Folgendes ausdrücken:

K L E O P A T R A fem.

Untersuchen wir nun noch einmal die Ptolemäusgruppe nach denselben Grundsätzen und Annahmen, so finden wir darin, von der rechten Seite beginnend, diese Zeichen:

Erstens das Quadrat, welches in Kleopatra das P bezeichnete.

Zweitens den Halbcirkel, welcher das T als zweiten Buchstaben des Namen Ptolemäus ausdrücken könnte.

Drittens die Blume, welche in Kleopatra für O stand.

Viertens den liegenden Löwen, welcher in Kleopatra das L bezeichnete.

Fünftens ein offenes Parallelogramm, welches hier an der Stelle des M stehen würde.

Sechstens die zwei Perseablätter, welche als den Vocal E, oder einen diesem ähnlichen Diphthongen, bezeichnend schon aus dem Namen Kleopatra bekannt sind.

Siebentens ein Haken, welcher die Stelle des Schlußbuchstaben S im Namen Ptolemäus einnimmt.

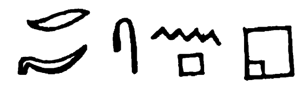
Nach diesen Annahmen würden also die einzelnen Zeichen der Ptolemäusgruppe Folgendes ausdrücken:

P T O L M E S

Diese Analyse der beiden Namengruppen mußte bei Champollion nothwendigerweise die Ansicht hervorrufen, daß wirklich in ihnen die beiden Namen Ptolemäus und Kleopatra mit Buchstabenschrift ausgedrückt seien. Er nannte diese Buchstaben-Hieroglyphen daher phonetische Hieroglyphen, d. h. solche, die nicht einen Begriff, sondern einen Laut bezeichnen. Nachdem er hierbei den alphabetischen Werth mancher Schriftzeichen erkannt hatte, konnte er schon besser ausgerüstet zur Analyse anderer Namengruppen fortschreiten, vorzüglich solcher, in welchen mehre der bereits entzifferten Zeichen vorkamen. Ihm fiel in dieser Beziehung eine Namengruppe auf, welche sich auf den Trümmern zu Karnak befindet, und nach ähnlicher Analyse die Buchstaben ALKSENTRS zu geben schien; er erkannte leicht, daß dies der Name Alexandros sei. Er wendete sich hierauf zu andern Namengruppen, und fand in ihnen durch dieselbe Analyse die Namen Berenike, Vespasianus, Domitianus, Adrianus, Antoninus, Kaisar, Autokrator, Sebastos, und andere Namen aus der Ptolemäischen und aus der römischen Zeit. Als Champollion bis zu diesem Punkte in seiner Entdeckung fortgeschritten war, machte er sie bekannt in seiner Lettre à Mr. Dacier, relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques (Paris 1822). Er fügte noch folgende Bemerkungen hinzu. Das Princip, nach welchem die Ägypter für die einzelnen Buchstaben die Zeichen wählten, scheint dieses gewesen zu sein, daß sie einen Buchstaben bezeichneten durch das Bild eines Gegenstandes, dessen Name oder Wort in der ägyptischen Sprache anfing mit dem zu bezeichnenden Buchstaben. Zum Beispiel, zur Bezeichnung des K nahm man eine Schale, weil das ägyptische Wort Kelol, Schale, mit K anfängt; ferner nahm man für das K auch eine Mütze, weil das ägyptische Wort Klaft, Mütze, gleichfalls mit K anfängt. Auf diese Weise konnten also mehre Zeichen für einen und denselben Buchstaben in Gebrauch kommen. Die Phönikier scheinen bei der Bildung ihrer Buchstaben auf eine ähnliche Weise verfahren zu sein, indem sie z. B. den Buchstaben W durch einen Pflock bezeichneten, weil das Wort Waw, Pflock, mit W anfing. Bei der Ana-

lyse der hieroglyphischen Namen zeigte sich ferner, daß Vocale in der hieroglyphischen Schrift öfter übergangen wurden, wie dies in den meisten alten morgenländischen Schriftarten der Fall ist. Auch zeigte sich, daß für die Buchstaben D und T ein und dasselbe Zeichen, sowie für R und L gleichfalls ein und dasselbe Zeichen, gebraucht werde; welches denn in Einklang mit der Natur der koptischen Sprache steht, da diese häufig D und T mit einander zusammenwirft, ingleichen R und L bisweilen unter einander vertauscht.

Diese Entdeckung Champollion's, betreffend den Buchstabenwerth der phonetischen Hieroglyphen in den griechischen und römischen Namengruppen, erkannte Young als richtig an, in seinem Account of some recent discoveries (Lond. 1823). Nur bezweifelte er, daß auch die ägyptischen Namengruppen, wie Psammes, Ramesses, Sesonchis, alphabetisch ausgedrückt seien, oder mit Hilfe der Champollion'schen Entdeckung sich entziffern ließen. Indessen zeigte Champollion bald, daß dieser Zweifel Young's ungegründet sei. Seine Untersuchungen fortsetzend fand er, daß dieselbe hieroglyphische Buchstabenschrift, welche zur Bezeichnung der griechischen und römischen Fürstennamen gebraucht worden, gleichfalls angewendet sei zur Schreibung der Namen römischer, griechischer und ägyptischer Privatpersonen, ägyptischer Götter und ägyptischer Könige der ältesten Zeit, deren Namen aus rein ägyptischen Wörtern bestanden; ja auch zur Schreibung sonstiger Worte der ägyptischen oder koptischen Sprache; daß jedoch auch andere hieroglyphische Zeichen nicht alphabetischer, sondern symbolischer Art seien, und daß beide Gattungen der hieroglyphischen Zeichen unter einander gemischt worden bei der Darstellung größerer Texte. Diese erweiterten Entdeckungen machte Champollion bekannt in seinem Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens (Paris 1824). Darauf besuchte er die große Sammlung ägyptischer Alterthümer im königl. Museum zu Turin, und fand dort viele merkwürdige Statuen und Denkmäler mit Inschriften, ingleichen Papyrusrollen, welche, mit genauer Datirung versehen bis in die Zeiten des Königs Sesostris hinaufzureichen schienen; er machte Bemerkungen darüber bekannt in seinen Lettres à Ms. le duc de Blacas d'Aulps (Paris 1824—1826). Auch lieferte er ein Verzeichniß der zu Rom aufbewahrten Papyrusrollen, welches von Mai und Bachmann herausgegeben ward; s. Die ägyptischen Papyrus der vaticanischen Bibliothek; aus dem Italienischen des Angelo Mai von Ludwig Bachmann (Leipz. 1827). In Italien entdeckte Champollion damals auch aus einigen ihm aus Ägypten zugekommenen Zeichnungen den größten Theil der Zahlzeichen sowol in der hieratischen, wie in der enchorischen Schrift, welche Kosegarten darauf in seiner oben angeführten Commentatio de prisca Aegyptiorum litteratura bekannt machte; die hieroglyphischen Zahlzeichen waren schon etwas früher durch den Franzosen Jomard entdeckt worden. Der Engländer Salt in Ägypten wendete Champollion's Entdeckungen auf manche dortige Inschriften an, bestätigte Cahmpollion's Ansichten, und fügte manche neu entzifferte Namen hinzu, wie Arsinoe, Philippus, Nero, Commodus, Sabako, Psamitik, Imuth; cf. *Salt*, Essay on Dr. Young's and M. Champollion's Phonetic System of hieroglyphics (Lond. 1825) und Fritsch, Übersicht der wichtigsten bis jetzt gemachten Versuche zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen; nach Brown (Leipz. 1828). Eine zweite Ausgabe des Précis lieferte Champollion 1828. Endlich machte Champollion in den letzten Jahren seines Lebens, nämlich 1831 und 1832, eine Reise nach Ägypten und Nubien, zeichnete die merkwürdigsten hieroglyphischen Inschriften an Ort und Stelle ab, und erweiterte seine Kenntniß der Hieroglyphen dadurch beträchtlich. Allgemeine Berichte über seine dortigen Entdeckungen liefern jedoch ohne gelehrte Begründung seine Lettres écrites d'Égypte, welche nach seinem Tode (Paris 1833) erschienen. Zeichnungen der von Champollion auf seiner Reise untersuchten Denkmäler sind geliefert in *Rosellini*, Monumenti dell' Egitto e della Nubia (Pisa 1833 sq.) und in Monumens de l'Égypte et de la Nubie d'après les dessins exécutés sur les lieux sous la direction de *Champollion le Jeune* (Paris 1835 sq.). Das von Champollion nachgelassene Hauptwerk: Grammaire égyptienne ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée par *Champollion le Jeune* (Paris 1836) gibt den Inhalt des frühern Précis vielfach erweitert und vervollständigt. Die darin herrschenden Hauptansichten sind, daß die Sprache der hieroglyphischen Inschriften die koptische ist, daß die hieroglyphische Schrift theils alphabetische, theils symbolische Zeichen enthält, und daß diese Zeichen unter einander gemischt zusammengestellt werden, und daß häufig ein und derselbe Begriff der Deutlichkeit wegen auch zweimal hinter einander bezeichnet wird, einmal alphabetisch, und einmal symbolisch. So finden wir z. B. in den griechischen Inschriften zu Dakke, oder dem alten Pselkis in Nubien, welche durch Gau bekannt geworden sind, daß der Tempel dem Hermes, genannt Pythnybis, geweiht gewesen. Es zeigt sich dort denn auch eine hieroglyphische Zeile, deren Sinn ist: Hermes Gott dreyfach gross Vorsteher des Tempels zu Pselk. Der Name Pselk ist nun erst alphabetisch ausgedrückt, und zwar also:

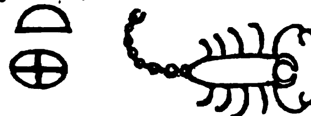


Das große Viereck zur Rechten ist, wie vielfache Beispiele gezeigt haben, ein symbolisches Zeichen, welches Behausung bedeutet, und in den Namen der Städte häufig vorkommt. Die dann folgende gebrochene Linie bezeichnet den Buchstaben n, und daher auch den ägyptischen Artikel n. Das kleine Quadrat darunter ist der Buchstabe p, und daher auch der männliche Artikel p in der koptischen oder ägyptischen Sprache. Der Haken bezeichnet das s; das Oval ist r und l, da beide Buchstaben im Koptischen häufig mit einander wechseln; die darunter stehende gehenkelte Schale ist k. Nehmen wir also an,

daß das erste symbolische Zeichen für Behausung etwa durch das ägyptische Wort ma, Ort, ausgesprochen worden, so erhalten wir folgende Aussprache der Gruppe:

ma — n — pselk

welche Worte bedeuten: locus scorpionis. Denn Selk bedeutet: der Skorpion; im neuern Koptischen wird das Wort seli und seri geschrieben, mit der gewöhnlichen Vertauschung von r und l. Die Griechen hätten daher, nach ihrer Weise die ägyptischen Städtenamen zu übersetzen, die Stadt Pselk auch Skorpionopolis nennen können, sowie sie auch Heliopolis, Diospolis und andere Namen dieser Art gemacht haben. Auf jene alphabetisch geschriebene Namen der Stadt Pselkis folgt nun in der hieroglyphischen Zeile derselbe Name unmittelbar noch einmal geschrieben, aber dieses Mal symbolisch, und zwar also:



Diese Gruppe bedeutet wiederum: locus scorpionis. Der Halbkreis und der gekreuzte Kreis sind ein Zeichen, welches regio bedeutet, und in den Ortsnamen häufig vorkommt; s. *Champollion,* Précis pl. 14. No. 240, 244. Der Begriff Skorpion ist durch das Bild des Skorpions angedeutet.

Die hieratische Schrift ist auch nach Champollion's Grammaire nur eine Verflüchtigung oder Currentschrift der hieroglyphischen Schriftzeichen, und aus der hieratischen Schrift ist durch noch größere Flüchtigkeit der Züge ebenso die enchorische oder demotische Schrift entstanden.

Überschauen wir die von Champollion gelieferten Resultate, so finden wir, daß er eine bedeutende Anzahl einzelner hieroglyphischer Gruppen mit Zuverlässigkeit erklärt hat. Dahin gehören die Namen altägyptischer Könige, wie Amenophis, Thutmosis, Ramses, Meiamon, Sesonchis, Osortasen, Nephereus, Akoris, Psammetichus; die Namen späterer Beherrscher Ägyptens, wie Xerxes, Alexander, Philippos, Ptolemaeos, Berenike, Arsinoe, Kleopatra, Caesar, Autokrator, Tiberius, Nero, Sebastos, Traianus, Sabina; die Namen ägyptischer Privatpersonen, wie Petamon, Tentamon, Amonmai, Amonset, Sotimes, Petarpre, Petosiris, Petisis, Horamon, Horsiesis; die Namen fremder Privatpersonen, wie Antinous, Lucillus, Sextus, Africanus, Rufus; die Namen ägyptischer Götter, wie Amon, Isis, Osiris, Horus, Phtah, Amonra, Anubis, Aroeris, Sokaris, Suchis, Thoth, Imuthes; die Bezeichnungen vieler Begriffe, wie Gott, Göttin, Götter, König, Königin, Welt, Himmel, Sonne, Mond, Land, Ort, Tempel, Kind; die Namen mancher ägyptischer Städte, wie Memphis, Thebe, Pselkis, Hermopolis, Ombos, Aphroditopolis, Philae; manche Ehrentitel der Götter und der Fürsten, wie: von Chnubis geliebt, liebend den Phtah, von Phtah geliebt, Sohn der Sonne, die ihn liebt; manche grammatische Partikeln, wie den männlichen Artikel, den weiblichen Artikel, die Bezeichnung des Plural, Flexionen der Verba; der alphabetische Werth vieler einzelner Hieroglyphen, die als phonetische Hieroglyphen, d. h. als Buchstaben gebraucht werden; ferner die Bezeichnungen der verschiedenen Monate, die Zahlzeichen in allen drei ägyptischen Schriftarten, wobei sich der Umstand ergeben hat, daß für das Datiren der Monatstage eine besondere Zahlweise gebraucht wird. Die Beweise für die Richtigkeit dieser Erklärungen liegen vornehmlich in entsprechenden griechischen Inschriften. Blicken wir dreißig Jahre zurück, so war damals von allem hier so eben aufgeführten nichts bekannt oder erklärt. Daß die von Champollion gegebenen, zuverlässigen Erklärungen, ungeachtet sie meistens nur zerstreute Einzelnheiten betreffen, uns dennoch schon wichtige historische Aufklärungen verschafft haben, über das verschiedene Alter und den Zweck vieler ägyptischer Tempelruinen und ägyptischer astronomischer Denkmäler, über die Benennungen und die Genealogie der ägyptischen Könige, über die Einrichtung der ägyptischen Schrift, und der alten ägyptischen Sprache, liegt klar am Tage. Die Entzifferungen der hieroglyphischen Gruppen lehren, welche alte Denkmäler Ägyptens aus den Zeiten der einheimischen Fürsten stammen, welche andere unter den Ptolemäern entstanden oder wiederhergestellt sind, und welche andere aus den Zeiten der Römerherrschaft sind. Die aus den hieroglyphischen Gruppen sich ergebenden Genealogien der einheimischen ägyptischen Fürsten, neben deren Namen auch die Namen ihrer Gattinnen, Kinder und Geschwister erscheinen, bieten die wichtigsten Vergleichungen und Bestätigungen für die in Manetho's ägyptischen Königsverzeichnissen aufgeführten Dynastien dar. Es zeigt sich in den Fürstennamen, welche auf den nubischen Denkmälern sich finden, daß in Nubien einst eine Dynastie herrschte, deren Namen von den Namen der ägyptischen Könige gänzlich abwichen, und die daher wahrscheinlich aus einem nicht ägyptischen Geschlechte war; wiewol übrigens die Namen dieser nubischen Fürsten nach denselben Schriftprincipien ausgedrückt sind, wie die ägyptischen, und auch mit denselben Attributen und Beinamen begleitet werden. Die hieroglyphischen Gruppen, welche den großen Schlachtgemälden und den Darstellungen feierlicher Aufzüge an den ägyptischen Tempelwänden beigefügt sind, lehren die Länder und Völker kennen, gegen welche jene Kriegszüge unternommen wurden. Die Mythologie der Ägypter erhält aus den bisherigen Entzifferungen hieroglyphischer Gruppen bedeutende Aufklärung; wir lernen daraus die wahren ägyptischen Benennungen der Landesgötter, ihre Attribute, Titel und Genealogien kennen.

Es versteht sich von selbst aber, daß eine vollständige Erklärung großer zusammenhängender hieroglyphischer Texte noch immer den größten Schwierigkeiten unterliegt, da die Zeichen bald alphabetisch, bald symbolisch sind, und die daraus entstehende Schwierigkeit durch unsere geringe Bekanntschaft mit der alten Sprache erhöht wird. Auch können nicht alle Erklärungen und Muthmaßungen Champollion's als gesichert betrachtet werden; er selbst

hat manche wieder verworfen und öfter verändert. Dieser Umstand kann bei einem mit so vielen Schwierigkeiten umringten Gegenstande dem wahren Gelehrten nicht auffallen; doch ist er von Champollion's Gegner, namentlich Klaproth, auf eine sehr ungebührliche Weise zur Herabsetzung und Verdächtigung der Forschungen Champollion's überhaupt gemisbraucht worden.

Der D. Ideler zu Berlin, welcher den Ansichten Champollion's folgt, hat unter dem Titel **Hermapion** ein neues Werk über die Erklärung der Hieroglyphen angekündigt. Bemerkenswerth ist auch: *Thilorier*, **Examen critique des principaux groupes hiéroglyphiques** (Par. 1832). Weniger erheblich ist: *Robiano*, **Études sur l'écriture, les hiéroglyphes et la langue de l'Égypte** (Par. 1834), worin wieder die Meinung vorgebracht wird, daß die Sprache der alten Ägypter Semitisch gewesen; vergl. die Recension von D. Ideler in den berliner Jahrbüchern. 1836. April.

3) Schriften von Spohn, Seyffarth, Klaproth.

Seit 1819 beschäftigte sich auch der in der classischen Philologie rühmlich bekannte Professor Spohn zu Leipzig mit der Entzifferung der enchorischen Abtheilung der rosettischen Inschrift und der enchorischen Papyrusrollen. Er ging von richtigen Anfängen aus, indem er nach Anleitung des griechischen Textes die **Nomina propria** in der enchorischen Abtheilung ebenso las und alphabetisch analysirte, wie Young. Allein mit dem daraus erhaltenen Alphabet glaubte er nun auch alle übrigen enchorischen Gruppen alphabetisch lesen und analysiren zu können, und gerieth dadurch auf eine Masse falscher Erklärungen, die ihn immer weiter vom rechten Wege abführten. Sein frühzeitiger Tod hinderte ihn, seine Resultate selbst herauszugeben. Sein Freund, Prof. Seyffarth, lieferte das von Spohn Nachgelassene in der Schrift: **De lingua et literis veterum Aegyptiorum** (Lips. 1825—1831), worüber zu vergleichen die Recension von Kosegarten in der Halleschen Lit.-Zeitung 1826. Zur Entzifferung der Hieroglyphen war Spohn noch nicht fortgeschritten.

Durch Spohn's Forschungen angeregt, unternahm nun auch Seyffarth selbständige Forschungen über die alten ägyptischen Schriftarten, besonders über die Hieroglyphen. Er lieferte 1826 seine „**Rudimenta Hieroglyphices**" (Lips.), worin er sein kalligraphisches System, nämlich die Meinung vortrug, die enchorischen Schriftzeichen seien die ältesten ägyptischen, und aus der phönikischen Schrift entlehnt; dann habe man sie durch Kalligraphie zu den hieratischen Schriftzeichen ausgebildet, und aus diesen seien durch abermalige Kalligraphie die hieroglyphischen Schriftzeichen entstanden, und sie seien alphabetischer Natur. Seyffarth gab auch in seinen „Beiträgen zur Kenntniß der Literatur, Kunst, Mythologie der Geschichte des alten Ägypten" (Leipz. 1826) einige Übersetzungen hieroglyphischer Texte, deren Richtigkeit höchst problematisch blieb. Champollion verwarf die Seyffarth'schen Ansichten als unhaltbar, und Seyffarth trat nun wieder als Gegner Champollion's auf. Er machte dann eine große wissenschaftliche Reise zu den ägyptischen Museen in Italien, Frankreich und England, und lieferte darauf ein „**Systema astronomiae aegyptiacae quadripartitum**" (Lips. 1833), worin er über die Natur der Hieroglyphen wieder eine andere Ansicht vortrug, nämlich das astrologische System, welches behauptet, die Hieroglyphen als alphabetische Zeichen seien gewählt nach Maßgabe der astrologischen Meinungen der Ägypter, welche alle Gegenstände, und so auch die Töne der Sprache, unter den Einfluß bestimmter Planeten stellten. Man vergleiche die sehr ausführliche Beurtheilung dieses Systems vom D. Ideler in den berliner Jahrbüchern. 1835. März.

Der teutsche Orientalist Klaproth in Paris wollte 1827 auch an der Erklärung der Hieroglyphen Theil nehmen, und gab in diesem Jahre zwei „**Lettres sur les hiéroglyphes acrologiques**" heraus. Diese akrologischen Hieroglyphen sollte eigentlich Klaproth's Freund, der Russe Goulianof, entdeckt haben, und sie sollten darin bestehen, daß ein hieroglyphisches Bild einen andern Begriff bezeichnete, dessen Wort mit demselben Anfangsbuchstaben wie das Wort jenes hieroglyphischen Bildes begann; z. B. wie wenn man zur Bezeichnung teutscher Sprache einen Kopf malte, um dadurch den Begriff König auszudrücken, weil Kopf und König mit demselben Anfangsbuchstaben beginnen. Man vergleiche über das Unzuverlässige dieser Theorie den Artikel von Kosegarten in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1828. Champollion verwarf diese akrologischen Hieroglyphen. Hierauf erklärte Klaproth erzürnt, er werde jetzt Champollion's System angreifen, und dessen Unhaltbarkeit aufdecken. Er lieferte daher eine erste Kritik des Champollion'schen Systems als Vorrede zur „**Collection d'antiquités égyptiennes recueillies par Mr. le chevalier** *Palin*, **publiées par** *Dorow* **et** *Klaproth*" (Paris 1829); vergleiche die Recension in den Berliner Jahrbüchern. 1830. September; und nach Champollion's Tode noch eine zweite Kritik: „**Examen critique des travaux de feu Mr. Champollion sur les Hiéroglyphes** (Paris 1832); vergleiche die Recension in den berliner Jahrbüchern. 1835. Mai. Obgleich Klaproth einzelne Erklärungen Champollion's, die dieser zum Theil selbst mehrmals änderte, mit Recht als unzuverlässig bezeichnen konnte, so verfuhr er doch in seiner gesammten Kritik durchaus einseitig, erkannte zwar stillschweigend die Richtigkeit vieler Erklärungen Champollion's an, und benutzte diese selbst, wollte aber dennoch dem Entdecker Champollion fast alles Verdienst absprechen. (*J. G. L. Kosegarten.*)

HILFSWINKEL nennt man Winkel, welche man zur Vereinfachung der Rechnung in analytische Formeln einführt. Beispiele: 1) Sind nicht die Zahlen a und b unmittelbar, sondern deren Logarithmen $\text{Log}\,a$ und $\text{Log}\,b$ gegeben, und soll $\text{Log}\,(a+b)$ gefunden werden, so würde man, wenn man keine andern als die gewöhnlichen Logarithmentafeln zu seiner Disposition hat, drei, oder wenn man $a+b$ in $\left(1+\frac{b}{a}\right)a$ umformt, wenigstens zwei Mal aufschlagen müssen. Da nun die meisten Logarithmen ir-

rational und daher nur bis auf eine gewisse Anzahl Decimalstellen genau in den Tafeln angegeben sind, so ist man bei jedem Aufschlagen einem kleinen Irrthume ausgesetzt, wozu noch kommt, daß der fertige Rechner an Zeit gewinnt, wenn er so selten als möglich durch eine Nebenoperation, wie das Aufschlagen der Tafeln ist, unterbrochen wird. Im vorliegenden Falle läßt sich durch Einführung eines Hilfswinkels das Verfahren bedeutend verkürzen und sicherer machen. Setzt man nämlich $\frac{b}{a} = tg^2\varphi$ (welches erlaubt ist, da die Tangenten alle Zahlwerthe von $-\infty$ bis $+\infty$ durchlaufen), so ist $1 + \frac{b}{a} = 1 + tg^2\varphi = sec^2\varphi = \frac{1}{cos^2\varphi}$, also $a + b = a\left(1 + \frac{b}{a}\right) = \frac{a}{cos^2\varphi}$, mithin $Log\,(a+b) = Log\,a - 2\,Log\,cos\,\varphi$. Man hat also nur nöthig, da jetzt $tg\varphi = \sqrt{\frac{b}{a}}$ ist, den $Log\,tg\,\varphi = \frac{1}{2}(Log\,b - Log\,a)$ in den Tafeln aufzuschlagen, so findet man entweder sogleich dicht daneben den $Log\,cos\,\varphi$, oder, wenn $Log\,tg\,\varphi$ nicht in den Tafeln steht, so erhält man doch durch eine leichte Interpolation, ohne daß man nöthig hat, den Winkel φ selbst zu berechnen, aus dem $Log\,tg\,\varphi$ sogleich den $Log\,cos\,\varphi$. Der $Log\,(a+b) = Log\,a - 2\,Log\,cos\,\varphi$ ist somit durch einmaliges Aufschlagen bestimmt.

2) Sind wieder nicht a und b selbst, sondern deren Logarithmen gegeben, und soll $Log\,(a-b)$ gefunden werden, so muß $b < a$ sein, weil sonst $a-b$ negativ und daher $Log\,(a-b)$ imaginair wäre (s. Logarithmus). Es ist also $\frac{b}{a}$ ein positiver echter Bruch, und man kann, da die Sinus alle Zahlwerthe von -1 bis $+1$ durchlaufen, $sin^2\psi = \frac{b}{a}$ setzen, wodurch $a-b = a\left(1-\frac{b}{a}\right) = a(1-sin^2\psi) = a\,cos^2\psi$ wird. Schlägt man also $Log\,sin\,\psi = \frac{Log\,b - Log\,a}{2}$ in den Tafeln auf, so erhält man entweder sogleich oder durch eine leichte Interpolation den $Log\,cos\,\psi$ und daraus $Log\,(a-b) = Log\,a + 2\,Log\,cos\,\psi$.

3) Aus Nr. 1 und 2 folgt leicht, wie man die Logarithmen von Ausdrücken, wie $\sqrt{a+b}$, $\sqrt{a-b}$, $a+b+c-d\ldots$ durch Einführung von Hilfswinkeln schneller berechnen kann, wenn a, b, c, d ... blos durch ihre Logarithmen gegeben sind. In der That erhält man dann $Log\,\sqrt{a+b} = Log\,\frac{\sqrt{a}}{cos\,\varphi} = \frac{1}{2}\,Log\,a - Log\,cos\,\varphi$, $Log\,\sqrt{a-b} = Log\,(\sqrt{a}\,cos\,\psi) = \frac{1}{2}\,Log\,a + Log\,cos\,\psi$. Für $Log\,(a+b+c-d\ldots)$ berechne man erst $Log\,x = Log\,(a+b)$, alsdann $Log\,y = Log\,(x+c)$, darauf $Log\,z = Log\,(y-d)$ rc.

4) Um $Log\,\frac{a-b}{a+b}$ oder $Log\,\frac{a+b}{a-b}$ zu finden, wenn a und b nur durch ihre Logarithmen gegeben sind, müßte man, beim Gebrauche der gewöhnlichen Tafeln, ohne Hilfswinkel vier oder wenigstens drei Mal aufschlagen; durch Einführung eines Hilfswinkels wird dies auf zweimaliges Aufschlagen vermindert. Nämlich so: $\frac{a-b}{a+b} = \frac{1-\frac{b}{a}}{1+\frac{b}{a}}$, also wenn $\frac{b}{a} = tg^2\varphi = \frac{sin^2\varphi}{cos^2\varphi}$ gesetzt wird, $\frac{a-b}{a+b} = \frac{cos^2\varphi - sin^2\varphi}{cos^2\varphi + sin^2\varphi} = \frac{cos2\varphi}{1}$. Man suche also, nachdem man $Log\,tg\,\varphi = Log\,\sqrt{\frac{b}{a}} = \frac{1}{2}\,(Log\,b - Log\,a)$ in den Tafeln aufgeschlagen oder interpolirt, und dadurch den Winkel φ berechnet hat, den $Log\,cos\,2\varphi$, so ist dieser $= Log\,\frac{a-b}{a+b}$, daher auch $Log\,\frac{a+b}{a-b} = Log\,\frac{1}{cos\,2\varphi} = -Log\,cos\,2\varphi$. Oder, wenn man $\frac{b}{a} = tg\,\psi$ setzt, so ist $\frac{1-\frac{b}{a}}{1+\frac{b}{a}} = \frac{1-tg\,\psi}{1+tg\,\psi}$, d. i. (da $tg\,45° = 1$ ist) $= \frac{tg\,45° - tg\,\psi}{1 + tg\,45°\,tg\,\psi} = tg\,(45° - \psi)$. Man braucht also, wenn man nach dieser Formel rechnet, nur den durch die Formel $Log\,tg\,\psi = Log\,b - Log\,a$ bestimmten Hilfswinkel ψ aufzuschlagen, und denselben von 45° abzuziehen, so hat man durch ein zweites Aufschlagen $Log\,\frac{a-b}{a+b} = Log\,tg\,(45°-\psi)$, und $Log\,\frac{a+b}{a-b} = -Log\,tg\,(45°-\psi)$.

5) Bei der Auflösung der quadratischen Gleichung $x^2 + px = q$ leistet die Einführung eines Hilfswinkels ebenfalls sehr ersprießliche Dienste, besonders wenn p und q vielzifferige Zahlen, oder wenn sie beide nicht unmittelbar, sondern durch ihre Logarithmen, gegeben sind. Es sind nämlich die beiden Wurzeln jener Gleichung bekanntlich $x = -\frac{p}{2} \pm \sqrt{\frac{p^2}{4} + q}$ d. i. entweder $x = -\frac{p}{2}\left(1 - \sqrt{1 + \frac{4q}{p^2}}\right)$ oder $x = -\frac{p}{2}\left(1 + \sqrt{1 + \frac{4q}{p^2}}\right)$. Ist nun q positiv, so setze man $\frac{4q}{p^2} = tg^2\varphi$. Dadurch wird $\sqrt{1 + \frac{4q}{p^2}} = sec\varphi = \frac{1}{cos\varphi}$ und $\frac{p}{2} = \frac{\sqrt{q}}{tg\varphi} = \frac{\sqrt{q}\,cos\varphi}{sin\varphi}$, folglich werden die beiden Wurzeln $x = -\frac{\sqrt{q}\,cos\,\varphi}{sin\,\varphi}\left(1 - \frac{1}{cos\,\varphi}\right) = \frac{\sqrt{q}\,(1 - cos\,\varphi)}{sin\,\varphi} = \sqrt{q}\,\frac{2\,sin^2\frac{1}{2}\varphi}{sin\,\varphi} = \sqrt{q}\,\frac{2\,sin^2\frac{1}{2}\varphi}{2\,sin\frac{1}{2}\varphi\,cos\frac{1}{2}\varphi} = \sqrt{q}\,tg\frac{1}{2}\varphi$ und $x = -\frac{\sqrt{q}\,cos\varphi}{sin\varphi}\left(1 + \frac{1}{cos\varphi}\right) = -\frac{\sqrt{q}\,(1 + cos\varphi)}{sin\,\varphi}$

$= -\frac{2\sqrt{q}\cos^2\frac{1}{2}\varphi}{\sin\varphi} = -\sqrt{q}\cot\frac{1}{2}\varphi = -\frac{\sqrt{q}}{\operatorname{tg}\frac{1}{2}\varphi}$. Ist hingegen q negativ, etwa $q = -r$, so sind die beiden Wurzeln der Gleichung $x^2 + px = -r$ offenbar $x = -\frac{p}{2}\left(1-\sqrt{1-\frac{4r}{p^2}}\right)$ und $x = -\frac{p}{2}\left(1+\sqrt{1-\frac{4r}{p^2}}\right)$. Setzt man also dann $\frac{4r}{p^2} = \sin^2\psi$, so wird $\frac{p}{2} = \frac{\sqrt{r}}{\sin\psi}$ und $\sqrt{1-\frac{4r}{p^2}} = \sqrt{1-\sin^2\psi} = \cos\psi$. Daher ist dann entweder $x = -\frac{\sqrt{r}}{\sin\psi}(1-\cos\psi) = -\frac{\sqrt{r}\,2\sin^2\frac{1}{2}\psi}{\sin\psi}$ $= -\sqrt{r}\,\frac{2\sin^2\frac{1}{2}\psi}{2\sin\frac{1}{2}\psi\cos\frac{1}{2}\psi} = -\sqrt{r}\operatorname{tg}\frac{1}{2}\psi$ oder $x = \frac{-\sqrt{r}}{\sin\psi}(1+\cos\psi) = \frac{-\sqrt{r}}{\sin\psi}\,2\cos^2\frac{1}{2}\psi =$ $-\sqrt{r}.\cot\frac{1}{2}\psi = \frac{-\sqrt{r}}{\operatorname{tg}\frac{1}{2}\psi}$. Ist p nicht positiv, sondern negativ, so sind nur die Vorzeichen der hier angegebenen Wurzeln in die entgegengesetzten zu verwandeln.

6) Welchen Nutzen die Einführung von Hilfswinkeln bei der Auflösung cubischer Gleichungen gewährt, ist schon in dem Art. **Cubische Gleichung** gezeigt worden.

7) Auch trigonometrische Formeln lassen sich oft durch Einführung von Hilfswinkeln für die Rechnung bequemer machen. Ist z. B. $x = a\cos y \pm b\sin y$, so setze man $a = n\cos\varphi$ und $b = n\sin\varphi$, also $\frac{b}{a} = \operatorname{tg}\varphi$ und $n = \frac{a}{\cos\varphi} = \frac{b}{\sin\varphi}$, so erhält man $x = n(\cos\varphi\cos a \pm \sin\varphi\sin a) = n\cos(\varphi \mp a) = n\cos(a \mp \varphi)$ $= \frac{a}{\cos\varphi}\cos(a \mp \varphi)$, oder man setze $a = n\sin\varphi$, $b = n\cos\varphi$, also $\frac{a}{b} = \operatorname{tg}\varphi$ und $n = \frac{a}{\sin\varphi} = \frac{b}{\cos\varphi}$, so ist $x = n(\sin\varphi\cos y \pm \cos\varphi\sin y) = n\sin(\varphi \pm y)$ $= \frac{a}{\sin\varphi}\sin(\varphi \pm y)$. Dieser Fall tritt unter andern ein, wenn in einem sphärischen Dreiecke zwei Seiten b und c, und ein der einen gegenüber liegender Winkel C gegeben sind, und man nun den von b und c eingeschlossenen Winkel A nach der Formel $\cot C \sin A + \cos b \cos A = \sin b \cot c$ berechnen will. Setzt man hier $\cot C = n\cos\varphi$ und $\cos b = n\sin\varphi$, also $\frac{\cos b}{\cot C}$ $= \cos b \operatorname{tg} C = \operatorname{tg}\varphi$ und $n = \frac{\cot C}{\cos\varphi} = \frac{\cos b}{\sin\varphi}$, so erhält man $\sin(A+\varphi) = \sin\varphi \operatorname{tg} b \cot c$.

8) Jede imaginaire Größe $p + q\sqrt{-1}$ kann durch Einführung eines reellen Winkels t und eines reellen Coëfficienten r auf die Form $r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)$ gebracht werden, indem man $r = \sqrt{p^2+q^2}$ und $\operatorname{tg} t = \frac{q}{p}$ setzt. Über diese höchst wichtige Umgestaltung s. d. Art. **Imaginäre Grössen**. (*Gartz.*)

Himmelsbaum, s. **Adenanthera**.

HINZERATH, kleines Dorf im Kreise Berncastel, Regierungsbezirk Trier, liegt in einer rauhen und waldigen Gegend des Hundsrücken, und ist in antiquarischer Hinsicht merkwürdig. In der Nähe zog sich eine Römerstraße, an welcher, 1773 Fuß über dem Meere, ein alter runder Thurm, bekannt unter dem Namen des stumpfen Thurmes, steht, der aus hier gewöhnlichen, durch einen gewaltigen Kitt verbundenen Schiefersteinen erbaut, auf der einen mehr hervorragenden Seite 35, auf der andern aber nur 22 Fuß hoch ist, und 20 Fuß im Durchmesser hat. Auf den umliegenden Feldern werden in einem weiten Kreise Trümmer von Gebäuden angetroffen, die zu der Annahme führen, daß hier die Tabernae des Ausonius (Mosella v. 7, 8) mögen gestanden haben, denen später der auf der Peutinger'schen Tafel vorkommende Name Belginum beigelegt wurde *). (*Wyttenbach.*)

HISTOLOGIE. Soll der individuelle Organismus als solcher bestehen und sich entwickeln, so muß er sich durch auf sich selbst Contrahiren, Condensiren aus dem Flüssigen festbilden, und dadurch bestimmt umgrenzen. Bei der automatischen oder Urzeugung erfolgt diese Sonderung aus dem Wasser der Erde, bei der Fortpflanzung aus dem Nahrungssafte (dem Blute) der Mutter; bei der Erhaltung des gebildeten Organismus aber zeugt sich dieser aus der aufgenommenen Speise, einer allgemeinen Nahrungsflüssigkeit (Blut), aus der sich das Feste bildet. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Lehre von der Bildung und von den Eigenschaften dieser Nahrungsflüssigkeiten vorzutragen, sondern wir setzen diese, soweit sie es ist, als bekannt voraus. Wenn ein anorganischer Körper entsteht, so ordnen sich seine Atome in geraden Linien nach der Richtung entstandener Pole; der entstandene, ruhende sich nicht entwickelnde Krystall ist in der Regel unserm Maße und unserm Calcul vollkommen erreichbar. Der vegetabilische Bildungssaft, welcher erstarrt, zeigt uns oft Gestalten, die uns an die Krystalle der anorganischen Natur erinnern, diese starren Zellen und Kanäle sind aber auch gleichsam nur die Herbergen des Lebens, wie das Schneckenhaus die der Schnecke. Im thierischen Körper erinnern uns nur wenige, vollkommen ausgeschiedene Theile des Hautsystems an jene krystallinischen Formen der genannten Körper; der übrige Körper erstarrt nie so vollkommen, sondern alle seine Atome sind in einem fortwährenden Wechsel begriffen.

Betrachten wir die im thierischen Körper auftretenden Differenzen seiner Materie, und suchen die Eigenschaften und gegenseitigen Unterschiede dieser differenten Theile seiner Materie aufzufassen, ohne ihre Gesammtgestalt und ge-

---

*) Die Sache ist ins Klare gestellt in folgenden Werken: Röhde, Muthmaßliche Gedanken über den Ort Tabernae :c. (Frankf. a. M. 1784). Hetzrodt, Nachrichten über die alten Trierer (Trier 1822). Böcking, Anmerkungen zu seiner Übersetzung der Mosella. (Berlin 1828. 4.) Troß, Anmerkungen zu seiner Übersetzung der Mosella. (Hamm 1824.) 2. Aufl.

genseitige Lage im Organismus zu berücksichtigen, so erhalten dieselben den Namen Gewebe, telae, ἱστοί, und die Wissenschaft, welche sie uns kennen lehrt, die Gewebslehre oder Histologie.

Je einfacher das Thier ist, um so weniger zahlreich, um so weniger von einander verschieden sind dessen Gewebe; je höher das Thier in dem Thierreiche steht, um so zahlreicher, um so differenter sind dessen Gewebe. Ebenso je jünger das Thier ist, um so weniger zahlreich, um so indifferenter sind seine Gewebe. Die Hauptgewebe werden wir also ziemlich alle in dem Körper des ausgebildetsten Thiers, des Menschen, vereinigt finden, wenn wir vergleichend die Veränderungen durchgehen können, die diese in dem Thierreiche erleiden.

Der Hauptweg bei der Darstellung der Gewebslehre ist leicht vorgezeichnet; es muß, wie überall in den Naturwissenschaften, der genetische sein. Das jedem Naturforscher bekannte Harvey'sche Entwickelungsgesetz lehrt, das individuelle Thier entwickelt sich wie das Thierreich, wir könnten also, um das allmälige Auftreten und die Bedeutung der verschiedenen Gewebe kennen zu lernen, entweder die Entwickelungsstufen der Thierreiche, oder diejenigen irgend eines höhern Thieres, am besten aber beide vergleichend benutzen. So werden sich eine Anzahl Hauptgewebe allerdings leicht ergeben, aber bei der weitern Entwickelung des Thieres treten so zahlreiche Modificationen der Gewebe auf, daß nun der Willkür des Beobachtens in der Annahme gewisser Hauptgewebe mancher Spielraum gelassen ist; woher es denn kommt, daß die Schriftsteller eine so verschiedene Anzahl von Geweben angenommen haben, indem dem Einen der Unterschied, dem Andern die Ähnlichkeit bedeutender erschien.

Bei einer aufmerksamen Betrachtung der Entwickelungserscheinungen finden wir: 1) Zuerst ist ein indifferenter, von den Umgebungen sich individuell sondernder Stoff, ohne alle wahrnehmbare Differenz in demselben vorhanden; da in und aus diesem Urgewebe alle übrigen Gewebe entstehen und sich bilden, so wird es passend den Namen des Bildungsstoffes oder des Bildungsgewebes erhalten; 2) dieser individuell gewordene Bildungsstoff des werdenden Thieres grenzt sich von den Umgebungen, auch von dem freien Nahrungsstoffe, aus dem er entstanden sein mag, ab, ohne sich dem Einflusse der Umgebungen entziehen zu können, dieser Conflict hat die Bildung fester Scheidewände zu Folge, die aber nicht allein an den freien Flächen den Organismus von der Außenwelt scheiden, sondern auch die im Organismus entstehenden Organe grenzen sich auf ähnliche Art von einander ab; so entsteht das Hautgewebe; 3) wo heftigere Reize gegen diese Grenzen wirken, entweder äußere, z. B. an der äußern Haut, oder innere, wie das anprallende Blut an den Gefäßwänden, die Bewegungsorgane an den Gelenken u. s. w., da entsteht auch eine stärkere Reaction, es tritt eine Verstärkung des ursprünglichen Hautgewebes ein durch das sogenannte Fasengewebe; die genannten zwei Gewebe sind sehr einfache Modificationen des Bildungsstoffes, derselbe bleibt auch 4) da, wo bei dem reinern Auftreten der sensibeln und irritabeln Verrichtungen aus ihm sich Nerven- und Muskelgewebe differenzirt haben, gleichsam als Matrix oder als polarisirende Schicht in besonders großem Maße und vorzüglich indifferenter Art angehäuft, und veranlaßt hier die Entstehung des Knorpel- und Knochengewebes; 5) die sensiblen Verrichtungen zeigen sich in dem Nervengewebe, die irritabeln 6) in dem Muskelgewebe verkörpert. Dieses sind sechs einfachere Hauptgewebe, zu denen sieben Producte der Haut kommen, welche zwar unter dem Einflusse des Lebens gebildet, aber vollkommen ausgeschieden und der äußern Natur auch ihrem Stoffe nach schon halb hingegeben sind; wir fassen diese Producte unter dem Namen der Horngewebe zusammen.

1) Von dem Bildungsstoffe oder Bildungsgewebe.

Das Bildungsgewebe oder der Bildungsstoff (tela formativa), von den Anatomen auch unter dem Namen Schleimstoff, Thierstoff, Zellgewebe beschrieben, erscheint in dem Körper des Menschen als ein weicher, graulichter, halbflüssiger, zäher, dehnbarer Stoff, der sich leicht in Fäden ziehen läßt. Er saugt Wasser, besonders warmes, leicht ein, und dieses ist dann in kleinen Tröpfchen darin enthalten. Gelangt zufällig oder absichtlich durch Einblasen Luft in diesen zähen Stoff, so bildet sie darin Blasen, und man kann auf diese Art an Stellen, wo dieser Stoff in Menge angehäuft ist, denselben durch Einblasen der Luft in eine Masse, wie Seifengischt verwandeln, trocknet man ihn dann, so stellt er eine zellige Masse dar, sodaß das ganze Gewebe aus lauter Fäden und Blättchen zu bestehen scheint, was aber im frischen Zustande durchaus nicht der Fall ist. Unter dem Mikroskop betrachtet zeigt sich der ganze Stoff aus lauter rundlichen, aber in einander verfließenden Körnern (meinetwegen möchte man sie rundliche Flocken nennen) bestehend. An manchen Stellen des Körpers wird der Bildungsstoff trockener, weißer, fester, und scheint so fast in das Fasergewebe überzugehen; an andern Stellen (an den Dartos des Hodensacks, die doch offenbarer, unmittelbarer Fortsatz des Unterhautbildungsstoffs ist) wird er zäher, röthlicher, gewinnt auch beim Ziehen leicht ein faserartiges Ansehen, und dabei gewinnt er das Vermögen sich bestimmter zusammenzuziehen. Dieses Gewebe ist am allgemeinsten und weitesten im Körper verbreitet, es bildet eine Schicht unter der ganzen Haut, zwischen den Muskeln um die Gefäße, ja es dringt in das Innere aller Eingeweide; durch den ganzen Körper steht es in Verbindung. Durch Kochen im Wasser zieht es sich zusammen, gerinnt, wird fest und faserig, im weich gekochten Fleische ist es oft noch ganz deutlich zwischen den Muskeln zu erkennen; durch lange fortgesetztes Kochen erweicht es aber und scheint sich in Gallerte aufzulösen.

In den niedern Thieren finden wir im Allgemeinen verhältnißmäßig mehr Bildungsstoff, als in den höhern, in denen es durch die differentern Gewebe mehr zurückgedrängt ist; in den Wasserthieren im Allgemeinen mehr, als in den Landthieren; in dem weiblichen Geschlechte mehr, als in dem männlichen, wovon sich ein jeder bei einer

Vergleichung der von uns zur Nahrung benutzten Fleischarten leicht überzeugen kann. Der Körper des jüngern Thieres enthält immer viel mehr Bildungsstoff, als der des erwachsenen, was vorzüglich auffallend sich im Muskelfleische zeigt (man vergleiche z. B. nur Kalbfleisch und Ochsenfleisch). Ja bei der Entwickelung des thierischen Körpers zeigt sich unverkennbar an der Stelle, wo in der Folge differentere Gewebe (Muskelgewebe, Knochengewebe u. s. w.) auftreten, Bildungsstoff, und die erste Bildungshaut, das Blastoderma im Eie besteht aus einem Stoffe, der die größte Ähnlichkeit mit dem Bildungsstoffe an vielen Stellen des erwachsenen Thieres zeigt.

Der Bildungsstoff ist aber allerdings an verschiedenen Stellen des thierischen Körpers sehr verschieden, sodaß er auffallende Übergänge in andere Gewebe erkennen läßt: z. B. an manchen Stellen ist er so zart, dünn und homogen, daß man kaum Flocken (umgrenzte, in der Mitte dunkelere, gegen den Umfang durchsichtigere Massen) unterscheidet, an andern dagegen werden die Körner so rund, dicht und umgrenzt, daß man an Blut- und andere Körner erinnert wird; nicht allein während der ersten Entwickelung schiebt sich der Bildungsstoff zusammen, und verdichtet sich, wenn Knorpel und Knochen entstehen, sondern auch noch im Skelet mehrer Fische, sowie mancher Mollusken zeigen sich allmälige Übergänge des Bildungsstoffs in Knorpelsubstanz. Der Bildungsstoff, der als äußere Hülle manche Organe überzieht, bildet eine so glatte, gleichmäßige, in Hautform zu trennende Schicht, daß er eine große Ähnlichkeit mit dem serösen Gewebe zeigt, und manche Gelehrte haben in der That das sogenannte **Perimysium** zu den serösen Häuten gezählt; ja wo der Bildungsstoff Serum und Fett in Tröpfchen aufnimmt, die freilich in ihm nur enthalten sind, wie Öltröpfchen in Eiweiß, da bildet er um sie herum Hüllen, die, freilich gegen unsere Überzeugung, von vielen Anatomen für feste, constante, absondernde Häute oder Zellen gehalten werden; wenigstens bilden sie den Übergang zum serösen Hautgewebe, und die große Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher sich Synovialsäcke in dem Bildungsstoffe bilden, wo der Körper einen Druck erleidet, beweist ebenfalls die Leichtigkeit dieses Übergangs. An vielen Stellen des Körpers (in den Dartos, an manchen Stellen unter der Haut, auf manchen Häuten u. s. w.) enthält der Bildungsstoff Fasern, die zuweilen sehr kurz und einzeln, zuweilen wieder dicht und verwebt liegen und so den Übergang auf jeden Fall in das Fasergewebe, aber wol auch in das Muskelgewebe bilden; denn in manchen Thieren z. B. in Mollusken, zeigen diese Fasern im Bildungsstoffe den offenbaren Übergang in eigentliche Muskelfasern. Eben weil sich dieser Stoff, sowol bei der ersten Entwickelung als später als die wahre Bildungsstufe aller Gewebe zeigt, haben wir ihn Bildungsstoff genannt.

2) Von dem Hautgewebe.

Wenn das vorgenannte Gewebe als Grenzgebilde von Organen oder Flüssigkeiten scheidend und trennend auftritt, so wird es dichter, consistenter und stellt festere Platten dar, deren Eigenschaften von dem Bildungsstoffe um so mehr abzuweichen scheinen, je differenter die zu scheidenden Gewebe oder Flüssigkeiten sind; man pflegt sie dann Häute zu nennen. Daß diese an manchen Stellen so einfach sind, daß man sie schwer vom Bildungsstoffe unterscheiden kann, wurde eben erwähnt; ja manche als solche allgemein anerkannte seröse Häute, z. B. das Bauchfell, gehen an manchen Stellen in manchen Thieren, indem sie feiner werden und große Öffnungen bekommen, in Bildungsstoff über; auch in der serösen Haut des Gehirns ist dieser Übergang schon in dem Menschen, besonders bei Vergleichung niederer Thierclassen (der Fische), wol sehr deutlich. Wenn man den Menschen vorzüglich im Auge behält, so gehören hierher folgende Häute: seröse Häute, Synovialhäute, Gefäßhäute, Schleimhäute.

Seröse Häute. Die serösen Häute bilden in sich geschlossene Blasen oder Säcke. In dem menschlichen Körper gehören hierher zunächst das Bauchfell, die Brustfelle, der Herzbeutel, die Spinnewebenhaut, die eigene Scheidenhaut des Hoden. Während des Lebens enthalten diese Häute einen dem Blutwasser ähnlichen Dunst, der sich nach dem Tode, wie zuweilen auch während des Lebens, krankhaft, zu einer Flüssigkeit verdichtet. Die innere Fläche dieser Häute ist spiegelglatt, sodaß sie auch unter starken Vergrößerungen nur unbedeutende Erhabenheiten und keine Öffnungen erkennen läßt, ihre äußere Fläche ist immer mit Bildungsstoff bedeckt und gewöhnlich durch diesen auf andere Organe oder Gewebe festgeheftet; in diesem Bildungsstoffe liegen besonders zahlreiche Gefäße, welche die seröse Feuchtigkeit absondern. Versucht man diesen Bildungsstoff (der also Gefäße, Fasern, Fett enthält) zu trennen, so findet man, daß er gegen die glatte Fläche hin immer dichter wird und daß diese endlich durchaus nur der dichteste und reinste Theil desselben (der keine Gefäße, Fasern, Fett mehr enthält) ist, der sich durch Einwässern auch ganz in Bildungsstoff auflockert.

Synovialhäute. Die Schleimbeutel unter der Haut, welche sehr feinhäutig sind, sowie die Synovialhäute der Gelenkkapseln, wo sie auf den Knorpeln liegen, bilden durch Glattheit und Feinheit den Übergang von den serösen Häuten zu den dickern Synovialsäcken der Gelenke und Schleimbeutel der Sehnenscheiden. Sie enthalten eine dickere, eiweißreichere Flüssigkeit, als die serösen Häute, die Synovia. Sie bilden ebenfalls vollkommen geschlossene Blasen. Ihre innere Fläche ist ohne Öffnungen, häufig so glatt, wie die der serösen Häute, aber, besonders in größern Gelenken, doch mehr sammetartig, und dann zeigen sich unter Vergrößerung auch Erhabenheiten, die an die Erhabenheiten der Schleimhäute erinnern und so den Übergang zu diesen bilden; auch legen sie sich schon häufig in Falten. Gewöhnlich läßt sich die äußere Fläche reiner von dem äußern Bildungsstoffe darstellen, als die serösen Häute, in ihre dickere Substanz dringen die Gefäße auch tiefer ein, als in den serösen Häuten. Übrigens ist aber doch das Gewebe von beiden Häuten gleich.

Schleimhäute. Die Schleimhäute bilden einen Überzug auf der innern Fläche der nach Außen geöffneten Kanäle, nämlich der Respirations-, Verdauungs- und Geschlechtsorgane; sie haben also, wie die serösen Häute,

eine befestigte und eine freie absondernde Fläche, die letztere hat ebenfalls eine sehr große Ausdehnung, denn sie ist viel größer als die äußere Haut. Die Schleimhäute falten sich an manchen Stellen, besonders im Verdauungskanal, und diese Falten ragen von der freien Fläche in den Kanal hinein; werden diese Falten so groß, daß sie den Kanal verschließen können, so nennen wir sie Klappen, z. B. an dem Übergange des Magens in den Darm, des Dünndarms in den Dickdarm. Diesen Klappen ähnlich sind die Scheidenklappe und das Gaumensegel u. s. w. Sind diese Hervorragungen kürzer, so nennen wir sie nur Falten. Diese Falten sind bleibend; außerdem legen sich aber die Schleimhäute auch vielfältig in Runzeln, die wieder ausgeglichen werden, wie die Runzeln des leeren Magens, der Scheide u. s. w. Die Farbe der lebendigen Schleimhäute wechselt vom Weißen bis in das Rothe, indessen sind sie allgemein röthlicher, als die serösen Häute. Sie haben eine sehr verschiedene Dicke; an manchen Stellen werden sie ziemlich dick, sehr viel dicker, als die serösen Häute, an andern werden sie so fein, daß sie den Übergang zu den serösen Häuten bilden. Sie sind viel weicher, schwammiger, als die serösen Häute, und unter dem Mikroskop zeigt ihr Gewebe deutlichere, begrenztere Körner. In diese sonst weiche homogene Substanz treten viele Pulsadern, Blutadern und Lymphgefäße ein, und mit ihnen feine Nervenzweige. Auf der freien Fläche der Schleimhäute sieht man Vertiefungen und Erhabenheiten, nach den verschiedenen Stellen von verschiedener Größe, Gestalt und Anzahl. Die Vertiefungen nennen wir, wenn es bloße Eindrücke sind, Schleimhöhlen; wenn ein etwas längeres Kanälchen erst unter der Schleimhaut sich zu einem Bläschen erweitert, einfache Schleimbalge; wenn ein Ausführungsgang zu mehren solchen Bläschen führt, zusammengesetzte Schleimdrüsen (Peyer'sche Drüsen, Tonsillen, Cowper'sche Drüsen, Thränendrüse u. s. w.); zu diesen Bläschen oder Drüschen gelangen dann sehr viele kleine Gefäße, und die Absonderung ist in ihnen besonders stark. Die Erhabenheiten auf der innern Fläche der Schleimhaut führen die Namen Papillen und Zotten. An vielen Stellen der Schleimhäute, z. B. in den Lungen, den Geschlechtstheilen, fehlen diese Erhabenheiten ganz, oder sie sind doch nur mikroskopisch; größer sind sie schon auf der Schleimhaut der Nase, die dadurch ein sammetartiges Ansehen bekommt. In dem Magen und in dem Dickdarm erheben sie sich wenig und stehen mit einander in Verbindung, sodaß sie Räumchen wie Bienenzellen umschließen, und die ganze Schleimhaut dieser Theile bekommt dadurch ein sammetartiges Ansehen; viel länger werden sie aber im Dünndarme, wo sie eigentlich den Namen Zotten führen, und dem unbewaffneten Auge in Gestalt unzähliger, dicht stehender, fadenförmiger Hervorragungen erscheinen, wodurch die Schleimhaut ein pelzartiges Ansehen bekommt; betrachtet man diese Zotten mit bewaffnetem Auge, so sieht man sie sich mit einer unendlichen Basis aus der Substanz der Schleimhaut erheben, sich dann aber blattförmig ausbreiten, sodaß sie den schmalen lanzetförmigen Blättern mancher Pflanzen gleichen; gegen die Spitze hin sind sie verdünnt und rundlich abgestumpft geendigt, ihre Oberfläche ist glatt; an keiner Stelle zeigen sich Öffnungen oder Anschwellungen, wie sie ältere Zergliederer beschrieben haben; die Zotten sind durchscheinend, und haben unter dem Mikroskop betrachtet ganz das Ansehen eines zarten Bildungsstoffs. Durch gelungene Injectionen werden in ihnen Blutgefäße gefüllt, sodaß man die Übergänge der Arterien in Venen erkennt, ja man erkennt sogar im lebendig geöffneten Thiere in ihnen das laufende Blut, so leicht fast, wie im Schwanze von Tritonlarven; wenigstens bis in ihre Basis lassen sich Lymphgefäße verfolgen. Diese Erhabenheiten der Schleimhaut nehmen schon im Schlunde, mehr noch an der Eichel des männlichen Gliedes, dann im Munde auf der Zunge und in den Zähnen eine andere Gestalt an, und führen den Namen Papillen. Papillen sind rundliche, warzenförmige Erhabenheiten, die viel dicker, aber gewöhnlich kürzer sind als die Zotten, doch zuweilen auch länger; sie bestehen ebenfalls außer dem Bildungsstoffe aus kleinen Arterien und Venen, die in einander übergehen; in der Mitte dieser Schlingen liegen, besonders deutlich in den Zahnpapillen und Zungenpapillen, ziemlich starke Nervenfäden, die hier ihr Neurilemm abzulegen, und ihr Nervenmark auszubreiten scheinen. Die freie Fläche der Schleimhäute ist mit Schleim bedeckt; in den höhern Thieren liegt darüber nur an einigen Stellen ein der Oberhaut ähnliches Blatt, das sogenannte Epitelium, welches sich in dem Menschen z. B. von den Lippen durch den Mund und Schlund in den Magen fortsetzt, aber in verschiedenen Thieren verschieden weit, in niedern Thieren bis zum After. Besonders auf den Zungenpapillen verdickt sich dieses Epitelium, sodaß es in manchen Thieren harte, hornartige Spitzen bildet. Die Zahnpapillen sind immer mit den Zähnen bedeckt.

Seröse und Schleimhäute ähneln in ihren Molekülen dem Bildungsgewebe, und sind nur als dichtere, mehr gesonderte Ausbreitungen desselben zu betrachten, die an manchen Stellen so weich werden, daß sie ihm fast ganz gleich stehen. Durch Aufnahme von Fasern geht die Schleimhaut in Lederhaut über.

Drüsenhäute. So eben wurde bemerkt, daß sich in den Schleimhäuten Einsackungen oder Ausstülpungen bilden, durch welche die absondernde Oberfläche derselben vergrößert wird, nämlich die Schleimbälge. Diese sind aber in der That das Vorbild aller eigentlichen Drüsen, die ursprünglich alle als Ausstülpungen der innern oder äußern Häute des Körpers erscheinen, welche sich aber sehr vielfach und jede eigenthümlich verzweigen, an ihren Enden gewöhnlich mit eigenthümlich modificirtem Bildungsstoffe umgeben sind, der so in ihre Enden übergeht, daß oft ein Zweifel entstehen kann, ob sie außer ihm noch eine feste Haut haben. Um und in diesem Bildungsstoffe verlaufen eigenthümlich vertheilte Gefäße und (ebenfalls häufig, z. B. in Leber, Nieren, eigen modificirte) Nerven. Die wesentlichen Unterschiede der Drüsen bestehen daher 1) in der Länge ihrer Ausstülpung; so sind die Schleimbälge sehr kurz, die Gallengefäße, die Hodengefäße sehr lang; 2) vorzüglich in der Art ihrer Verzweigung; manche theilen sich dichotomisch, andere sternförmig ꝛc.; 3) in der

Gestalt ihrer Enden; manche stellen Zellen, andere Bläschen, noch andere längere Blinddärmchen rc. dar; 4) in der Beschaffenheit der Haut selbst, die bald mehr den Schleimhäuten, bald mehr den serösen ähnlich ist; z. B. in den Lungen ist es eine Schleimhaut, in der Leber ist es eine Schleimhaut rc.; 5) in dem Gewebe, welches die stärkern Stämme umgibt, welches Knorpel-, Fasergewebe sein kann; 6) in der verschiedenen Menge und Anordnung des ihre Enden umgebenden Bildungsstoffs; dieser ist z. B. sehr reichlich im Verhältniß zu den Gallengefäßen in der Leber, dagegen sehr unbedeutend im Verhältnisse zu den Luftgefäßen (Bronchien) in den Lungen rc.; 7) ganz vorzüglich in der Menge und Vertheilungsart der Blutgefäße. In dem menschlichen Körper kommen folgende Drüsen vor: 1) die Schleimbälge und einfachen und zusammengesetzten Schleimdrüsen; 2) die Fettbälge und Haarbälge; 3) die Thränendrüse; 4) die Speicheldrüsen und Bauchspeicheldrüse; 5) die Hoden; 6) die Lunge; 7) die Leber; 8) die Nieren; 9) die Milchdrüsen. Als unvollkommene Drüsen erscheinen die Eierstöcke, in denen sich Zellen bilden, die aber nur temporair und vorübergehend mit ihren Ausführungsgängen in Verbindung treten; noch unvollkommener die Milz, in der zwischen den Blutgefäßenden ein Bildungsstoff erscheint, in welchem sich aber keine Drüsengefäße entwickelt haben; dieser wieder ähnlich die Schilddrüse.

Blutgefäßhäute. Die Ähnlichkeit zwischen den eben abgehandelten Drüsengefäßhäuten und den Blutgefäßhäuten ist unverkennbar. Bei der ersten Entstehung des Blutes sind seine sich aus dem Bildungsstoffe bildenden Körner von anderm Bildungsstoffe begrenzt, und in dem Verhältnisse, in welchem das Blut sich mehr ausbildet, bildet sich auch der umgebende Bildungsstoff mehr und mehr zu einer eigenen Haut aus; aber auch an gar manchen Stellen älterer Thiere, z. B. in dem Schwanze von Batrachier- und Fischlarven, sind die kleinsten Strömchen des Bluts so in dem Bildungsstoffe enthalten, daß man streiten kann, ob sie von bloßem Bildungsstoff eingeschlossen sind oder von einer eigenen Haut, die in allen feinern Gefäßen, Arterien, wie Venen, nur eine einfache ist und zwar die innerste, die daher als die wesentlichste zu betrachten ist. Diese innerste Haut der Gefäße hat im Allgemeinen die meiste Ähnlichkeit mit den serösen Häuten, aber sie unterscheidet sich, wo sie anatomisch darstellbar ist, durch größere Sonderung und Selbständigkeit, sonst ist sie aber ebenso homogen ohne Gefäße und ohne Nerven. Am meisten den serösen Häuten ähnlich, fein, biegsam, zäh ist sie in den Lymphgefäßen und Venen, auch im Innern des Herzens; in den Arterien dagegen, vorzüglich in den größern Stämmen, ist sie gelblich, wenig elastisch, selbst brüchig, aber sehr homogen, fast dem Epitelium der Schleimhäute ähnlich, und zugleich scheint sie eine Schleim oder Synovia ähnliche Flüssigkeit abzusondern. Um diese Haut herum liegen nun in größern Gefäßstämmen andere Schichten, in den Hauptgefäßen eine Schicht von Bildungsstoff (die Zellhaut), in den Venen eine Schicht von dickerm Bildungsstoff (Zellhaut), in welcher in größern Stämmen röthliche Fasern entstehen, welche eine Art von mittlerer Haut andeuten. In den Arterien die unten zu erwähnende mittlere Faserhaut, und um diese ebenfalls eine Zellhaut.

3) Von dem Knorpel- und Knochengewebe.

Wo in dem Fötus Knorpel entstehen, da befindet sich zuvor eine sich allmälig verdichtende Masse von Bildungsstoff. In niedern Thieren finden wir noch gallertartigen Bildungsstoff an Stellen und in Organen, in denen höher stehende Thiere Knorpel-, Faserknorpel- oder Knochengewebe haben, sodaß sich die allmäligen Übergänge dieser Gewebe sehr leicht nachweisen lassen.

Das eigentliche reine Knorpelgewebe, wie es sich z. B. an den Ohrknorpeln, Nasenknorpeln, Luftröhrenknorpeln zeigt, ist frisch und ohne Anwendung zerstörender und umändernder Mittel sehr einfach und homogen, zusammendrückbar, elastisch, halbdurchsichtig, gefäßlos (wenigstens ohne rothes Blut führende Gefäße in der Regel), unempfindlich, ohne Blättchen oder Fasern. Sie bestehen vorzüglich aus einem thierischen Bestandtheile, den man der Gallerte vergleicht, und etwas phosphorsaurer Kalkerde und kohlensaurer Kalkerde. Doch ist der von den Chemikern als Gallerte bezeichnete Stoff überall sehr verschieden, er möchte daher auch hier lieber als eigener Knorpelstoff zu bezeichnen sein.

Faserknorpelgewebe, wie es sich in den Zwischenwirbelbändern rc. findet, besteht aus Fasergewebe und Knorpelgewebe in verschiedenem Verhältnisse, sodaß man manche der hierher gehörigen Organe mehr zum Fasergewebe, andere mehr zum Knorpelgewebe rechnen möchte. Entweder findet man abwechselnde Schichten von Fasergewebe und Knorpelgewebe, wie in den Zwischenwirbelbändern, oder das Fasergewebe bildet Maschen, welche mit Knorpelgewebe ausgefüllt sind, wie in den Zwischengelenkknorpeln des Unterkiefers, des Knies rc. Sie sind äußerst fest, schwer zerreißbar und sehr elastisch.

Das Knochengewebe ist das härteste Gewebe in dem Körper der höhern Thiere. Indessen ist die Härte desselben nicht an allen Stellen des Knochens gleich, man theilt daher die Knochensubstanz in die dichte (substantia compacta) und in die schwammichte (s. spongiosa). Die dichte Substanz liegt mehr nach Außen, die schwammichte mehr nach Innen. Die dichte Substanz zeigt oft dem unbewaffneten Auge keine Zwischenräume, aber das bewaffnete erkennt bald, daß sie doch auch von vielen sehr kleinen Gefäß- und Markkanälen durchbohrt ist; diese kleinen Kanäle stehen mit einander und mit dem Markorgan in Verbindung, nach Außen sind sie kleiner, nach Innen größer. Die schwammichte Substanz besteht aus einer großen Anzahl Blättchen und Fasern, welche sich mannichfach mit einander verbinden, und auf diese Art zellige Räume umschließen, die eine sehr verschiedene Größe haben. In den breiten Knochen finden sich zwei Blätter von dichter Substanz, zwischen welcher schwammichte Substanz liegt. In den langen Knochen liegt nach Außen dichte Substanz, nach Innen und vorzüglich an beiden Enden schwammichte Substanz. Beide Substanzen sind in der That nicht so sehr von einander verschieden, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, sondern die Räume, die wir in der dichten Substanz kennen gelernt haben,

werden nur nach Innen immer größer, und so entsteht die schwammige Substanz; zwischen beiden Substanzen findet daher ein allmäliger Übergang statt. Wir unterscheiden in dem Knochen zwei wesentlich verschiedene Stoffe, nämlich: 1) Knorpelstoff, der durch Kochen in Gallerte verwandelt werden kann; 2) Kalksalze, welche in jener Knorpelsubstanz enthalten sind, und dem Knochen seine Härte geben. Auf welche Art beide Substanzen mit einander verbunden sind, ist mit Bestimmtheit zwar noch nicht nachgewiesen, betrachtet man aber die Knochen verschiedener Fische, und die Entstehung der Knochen im Fötus, so wird es nicht wahrscheinlich, daß sie chemisch mit einander verbunden sind, sondern die Kalksalze scheinen mechanisch in der Knorpelsubstanz zu liegen, und zwar findet man entweder unregelmäßige kleine Knochenkörner in der Knorpelsubstanz, oder die Körner sind zu Fasern an einander gereiht, oder zu Blättchen und Schuppen (die aber vielleicht regelmäßigere krystallinische Gestalten zeigen) verbunden. Die Knochen aller Thierclassen, wie die Knochen in verschiedenen Lebensaltern, sind chemisch untersucht, und die Analysen in allen Handbüchern der Anatomie ꝛc. zu finden.

4) Das Fasergewebe.

Das Fasergewebe besteht aus linienförmigen, dichten Elementartheilen, die wir Fasern nennen, die aber verschiedene Eigenschaften haben, und auf verschiedene Art mit einander und mit andern Geweben verbunden sind. So unterscheiden wir:

Die Faser des Bildungsstoffes. Schon früher wurde erwähnt, daß im Bildungsstoff höherer Thiere und des Menschen an gar manchen Stellen Fasern entstehen; gewöhnlich liegen sie einzeln, wenig vereinigt, gehören zu den dicksten und kürzesten aller Fasern, und haben eine röthliche Farbe. Wo sie erscheinen, machen sie den Bildungsstoff mehr contractil. In den Mollusken kommt man oft in Verlegenheit, ob man Fasern zu ihnen oder zum Muskelgewebe rechnen soll. Sie reihen sich wol an die Muskelfasern der unwillkürlichen Muskeln an. Sie lassen sich nicht in Fäden theilen.

Das Sehnengewebe. Hierher gehören schon die Fasern, deren Auftreten wir eben in den Faserknorpeln bemerkten, zum Theil, zum Theil gehören sie aber zum folgenden Gewebe; dann gehören hierher die Sehnen, die faserigen Überzüge, die Faserbänder und Faserhäute. Die Sehnenfaser hat eine eigene bläulich-weiße, perlmutterartig schillernde Farbe, sie ist sehr elastisch, sehr fest und sehr fein. Die einzelnen Fasern sind zu keinen regelmäßigen Bündeln vereinigt. Diese Eigenschaften haben die Fasern der Sehnen. Die Fasern der Faserhäute sind platter, dicker und mehr gelblich-weiß. In chemischer Hinsicht scheinen sie sich, wie der Bildungsstoff zu verhalten. In Wasser geweicht fängt dieses Gewebe erst nach längerer Zeit an aufzuschwellen und sich aufzulockern, erst sehr spät erweicht es so, daß sich seine Fasern trennen lassen, und sehr spät erst verwandelt es sich in einen Brei. Das Gewebe erhält wenige Gefäße und keine Nerven. Es ist unempfindlich.

Das elastische Gewebe besteht aus Fasern, die härter und brüchiger sind, als die Sehnenfasern, eine eigene gelbe Farbe haben, und sehr elastisch sind; sie scheinen auch mehr platt als die Sehnenfasern; vorzüglich unterscheiden sie sich von den Sehnenfasern dadurch, daß sie durch Kochen keine Gallerte geben, auch sind sie viel trockener. Man rechnet hierher verschiedene Bänder, vorzüglich aber die mittlere Haut der Arterien, wie sie vorzüglich in den größern Stämmen erscheint; denn in den feinern Zweigen wird sie immer dünner und röthlicher, und verschwindet endlich ganz. Sie besteht hier größtentheils aus Kreisbündeln; nur zu innerst auf der serösen Haut liegen einzelne Längsbündel. In den Thieren muß man wol noch mehre von den vorigen verschiedene Faserarten annehmen.

Das Lederhautgewebe reiht sich theils an das Schleimhautgewebe, theils an das Fasergewebe an. Die Lederhaut liegt mit ihrer innern Fläche an den meisten Stellen auf einer starken Schicht von Bildungsstoff und Fett, an manchen Stellen unmittelbar auf Muskelfasern, seltener unmittelbar auf Knochen. Die äußere Fläche wird von der Oberhaut bedeckt. Wir unterscheiden an der Lederhaut: a) ihr unteres Blatt, welches ihre Grundlage bildet; b) in diesem liegende Vertiefungen; c) von ihr ausgehende Erhabenheiten; d) eine darüber liegende dünne Schicht. Das untere Blatt, auch Lederhaut vorzugsweise genannt, besteht aus sich in mannichfaltigen Richtungen durchkreuzenden Fasern, die den Fasern der Faserhäute gleichen; diese lassen zwischen sich Öffnungen, Maschen, welche mit dichtem Bildungsstoff und Fett ausgefüllt sind. Die Vertiefungen in der Lederhaut bestehen aus kleinen Säckchen, Fett und Haarbälgen, welche Fett oder Haare absondern (sie sind den Schleimbälgen der Schleimhäute zu vergleichen). Von der Lederhaut erheben sich, aber nicht an allen Stellen gleich deutlich, kleine Erhabenheiten, die man Papillen nennt; an der menschlichen Haut sind sie am meisten entwickelt, vorzüglich an den Fingern und an den Lippen; in den Säugthieren sind sie vorzüglich nur an der Schnauze stärker entwickelt. Sie sind den Papillen der Schleimhäute, besonders der Zunge, ähnlich gebildet. Über diesem Papillarkörper liegt eine dünne Schicht von einer schleimartigen Substanz, der sogenannte Malpighi'sche Schleim, und wenn die Haut, wie in den meisten Fällen, gefärbt ist, so liegt in ihm das Pigment in Gestalt kleiner Kügelchen. Über dieser Schicht liegt dann die dem Horngewebe angehörende Oberhaut.

Die Lederhaut erleidet aber in den Thieren so große Modificationen, wie vielleicht kein anderer Theil des Körpers. Sie gehört den in der That ganz verschiedenen Geweben an. In dem Menschen und den meisten Säugthieren dürfte aber wol die eigentliche Lederhautschicht hier ihre passendste Stelle finden.

Das Muskelgewebe ist von den bisher beschriebenen Fasergeweben allerdings sehr verschieden; allein es fehlt doch nicht an Übergangsformen. Es finden sich, besonders in den Mollusken, Fasern, von denen es schwer wird, zu entscheiden, ob man sie dem Muskelgewebe oder den

Bildungsstofffasern, ja in Insecten selbst den Arterienfasern rc. zuzählen soll.

Ein Muskel ist nach Außen mit einer Schicht von etwas verdichtetem Bildungsgewebe umgeben, die den Namen Muskelscheide, **Perimysium**, führt, und die ihn von benachbarten Organen abgrenzt. Die Muskelscheide ist nach Außen glatt, nach Innen aber setzt sie sich in das Innere des Muskels fort, und theilt so den Muskel in Abtheilungen, die den Namen Bündel führen, und deren jedes mit einer Fortsetzung der Muskelscheide umgeben ist; diese Hülle des Bündels setzt sich wieder nach Innen fort und theilt so das Bündel in die feinsten, mit unbewaffnetem Auge wahrnehmbaren Abtheilungen, die wir Muskelfasern nennen; diese sind nicht vollkommen rund, sondern eckig, sie sehen wie gegliedert aus, weil die Fasern stellenweise eingeknickt und eingeschnürt sind; die Einschnürungen verschwinden, wenn man die Fasern ausdehnt. Werden aber Muskelfasern gekocht oder eingewässert, oder nur mit einem Pinsel in Wasser gewaschen, oder bedient man sich auch der frischen Muskeln eines kaltblütigen Thieres, so sieht man mit bewaffnetem Auge bald, daß die Fasern noch nicht die feinsten Abtheilungen sind, sondern, daß sie aus viel feinern Abtheilungen bestehen, die man Muskelfäden genannt hat; diese Fäden sind dicht, nicht hohl; sie haben ein gegliedertes Ansehen, wie die Muskelfasern. Werden die gekochten Fäden in Wasser macerirt, so lösen sich die einzelnen Glieder sehr leicht von einander los, sodaß der Faden aus an einander gereihten Kügelchen zu bestehen scheint. Es ist dieses zwar ein gewaltsames Zerlegungsmittel, aber in andern Fasern gelingt wenigstens diese Zerlegung nicht. Auch in chemischer Hinsicht unterscheiden sich die Muskeln von allen andern Fasern; sie enthalten vorzüglich vielen Faserstoff, außerdem Eiweißstoff, Gallerte, Osmazom und verschiedene Salze, nach Chevreul einen eigenthümlichen Stoff, das Kreatin. In den meisten Thieren ist die Muskelfaser roth, auch oft in sogenannten weißblütigen Thieren ist sie sehr roth, z. B. in Insekten. In manchen Thieren, z. B. Fischen und Mollusken, finden sich häufig zweierlei Muskeln, weiße und rothe. Unter den gewöhnlichen Körpermuskeln finden wir die Fäden, wie Muys, Prochaska und Andere schon bemerkten, in den Vögeln und Säugthieren sehr fein, in den Amphibien gröber, in den Fischen noch gröber, aber die Insekten und selbst Infusorien haben äußerst feine Fäden; in vielen Fischen gibt es auch, wie in manchen Mollusken, zweierlei Fäden; überhaupt sind aber die Verschiedenheiten sehr groß, und bieten vieles Merkwürdige dar. Die Muskeln erhalten viele Blutgefäße und Nerven, die letztern inseriren sich immer rechtwinkelig an die Muskelfasern.

5) Das Nervengewebe.

Zum Nervengewebe rechnen wir das Gehirn, die Nerven und die Ganglien. Gehirn und Ganglien bestehen aus zweierlei Substanz, nämlich der weißen oder Marksubstanz, und der grauen oder Rindensubstanz. Die weiße Substanz erscheint auf dem Schnitte homogen, an mehren Stellen erscheint sie indessen ohne weitere Präparation faserig; diese faserige Textur zeigt sich indessen noch deutlicher, wenn man das Gehirn einige Zeit in Weingeist, Sublimatauflösung oder geschwächte Säuren legt, dann erkennt man leicht die feinen, parallel neben einander liegenden Fasern von glänzend weißer Farbe. Die graue Substanz unterscheidet sich nicht allein durch ihre graue, wahrscheinlich vom Blute herrührende Farbe, sondern sie ist auch viel weicher und durchscheinender, als die weiße. Unter dem Mikroskop erblickt man die graue Substanz in Gestalt runder Kügelchen in Verbindung mit einer flüssigen Substanz; in der Marksubstanz zeigen sich diese Kügelchen noch viel deutlicher, sie sind in ihr zahlreicher und liegen in Reihen an einander. Die Nerven sind außen mit einer faserigen Haut, der sogenannten Nervenscheide, umgeben; diese zeigt in verschiedenen Nerven eine verschiedene Stärke; von ihr setzen sich feinere, nicht faserige, Fortsätze nach Innen fort, die feinere Abtheilungen der Nerven umgeben, und den Namen Neurilemm führen; die meisten Nerven zerfallen nämlich in Abtheilungen, die den Namen Nervenbündel führen; die Nervenbündel sind mit dem Neurilemm umgeben, welches sich in das Innere derselben fortsetzt, und die Nervenfäden, als die feinen Abtheilungen, in welche die Bündel zerfallen, umgibt; in diesen liegt nun das Nervenmark, welches der Marksubstanz des Gehirns ähnlich ist; es besteht aus kleinen, runden, an einander gereihten Kügelchen. Fäden und Bündel desselben und verschiedener Nerven verbinden sich häufig mit einander; wenn diese Verbindungen besonders zahlreich sind, so nennen wir sie ein Nervengeflecht. Die Ganglien zeigen mehr Verschiedenheit, die Marksubstanz tritt in ihnen sehr zurück, und die graue Substanz wird fast knorpelartig, die einzelnen Ganglien zeigen aber auch unter einander bedeutende Verschiedenheiten.

Das Gewebe der Nerven zeigt in allen Thierclassen eine außerordentlich große Übereinstimmung, ja es ist in den niedern Thierclassen besonders deutlich und unter dem Mikroskop leicht zu unterscheiden, überall bestehen die feinsten Fäden aus Reihen kleiner Kügelchen, die nur in manchen Nerven und in manchen Thieren dichter stehen, als in andern. Sonst ist es eins der Gewebe, welche in dem ganzen Thierreiche die größte Gleichförmigkeit zeigen.

Die chemische Analyse der Hirnsubstanz weist sie auch als höchst eigenthümlich nach. Bei einer sehr großen Menge Wasser ist der Stoff, der in größter Menge vorhanden ist, ein sehr eigenthümlich modificirter Eiweißstoff, den daher Einige auch als Käsestoff betrachten, dann zwei sehr eigenthümliche Fettarten, Schwefel, Phosphor und mehre Salze.

Nerven, Gehirn und Ganglien erhalten eine sehr große Menge Blut. Die Blutgefäße verzweigen sich auf den Nerven im Neurilemm, auf den Ganglien in einem fetthaltigen Bildungsstoff, auf dem Gehirn in der Gefäßhaut. Die feinen Gefäßzweige laufen zuerst parallel mit den Bündeln und senden von da aus rechtwinkelig (?) sehr feine Gefäßpinsel auf die Nervenfäden. Bei der mikroskopischen Untersuchung dieser Gefäße gibt man sich aber leicht mancher Täuschung hin.

Diese bisher betrachteten Gewebe sind einem beständigen Stoffwechsel unterworfen, sie gehorchen dem ewigen

Formenwechsel im Mikrokosmos, ewig sagen wir in derselben Bedeutung, wie wir dieses Wort für den Makrokosmos gebrauchen können; es gibt aber am Organismus noch andere Gebilde, welche zwar noch unter seinem Einflusse stehen, aber doch als ausgeschieden, und den äußern Einflüssen hingegeben erscheinen. Wir fassen diese Gebilde unter dem Namen des Horngewebes zusammen:

Von dem Horngewebe.

Dieses Gewebe kommt auf der äußern Fläche des Thierkörpers, und auf den nach Außen sich öffnenden Theilen der Schleimhäute vor. Das Horngewebe ist sehr gleichförmig und einfach; es besteht entweder aus harten Zellen, oder aus einfachen oder übereinanderliegenden Blättern, die sich oft wieder in Fasern spalten lassen. In den Zellen oder in den Zwischenräumen der Blätter werden oft Faden und Pigmente abgelagert. Es enthält als charakteristischen Bestandtheil einen eigenthümlich modificirten Eiweißstoff, der aber sehr verhärtet ist, und den wir Hornstoff nennen können. Es ist als aus dem thierischen Körper ausgeschieden zu betrachten, es findet in ihm kein Stoffwechsel statt. Wir betrachten zuerst die verschiedenen Gebilde des Horngewebes der äußern Haut, dann diejenigen der Schleimhäute.

Die Oberhaut ist das im Thierreiche am allgemeinsten verbreitete Horngewebe; sie bildet die äußerste Grenze des Körpers, und hat eine vorzüglich homogene Textur. An den meisten Stellen des menschlichen Körpers besteht die Oberhaut im normalen Zustande aus einem einzigen dünnen Blatte, welches sich im frischen Zustande durchaus nicht in mehre Blätter theilen läßt, ebenso wenig läßt sie sich in Schuppen oder Fasern theilen; sie ist weich, doch nicht sehr ausdehnbar; sie ist durch den Malpighi'schen Schleim fest auf der Lederhaut befestigt, und hat daher alle Ungleichheiten der letztern. Ihr Gefüge ist nicht zellig, sondern homogen, viel homogener als z. B. die Haare. Sie enthält keine Gefäße und keine Nerven. Betrachtet man ihre äußere Oberfläche mit einem Vergrößerungsglase, so sieht man viele kleine Öffnungen, diese sind aber keine Löcher oder Poren, die nirgends in der Haut existiren, sondern kleine Einsackungen oder Bälge, welche entweder Fett (die Hautschmiere) oder Haare absondern. Diese kleinen Fett- und Haarbälge ragen auf der innern Fläche der Oberhaut hervor und setzen sich in die Lederhaut fort, und tragen so zur Verbindung der Oberhaut mit der Lederhaut bei.

In den meisten Säugthieren ist die Oberhaut wie in dem Menschen beschaffen. Auch in den meisten Vögeln finden wir sie ebenso, nur ist sie trockener, und wird mehr in Schuppen abgestoßen. In den Amphibien und Fischen zeigt sie eine sehr ungleiche Stärke. Ebenso in den wirbellosen Thieren. Bei den im Wasser lebenden Thieren zeigt sie oft mehr Ähnlichkeit mit dem Epitelium der Schleimhäute.

Mit dem Namen der Schwielen bezeichnen wir die Horngebilde, welche aus mehrfach übereinanderliegenden Blättern von Oberhaut zu bestehen scheinen. Dieses ist schon der Fall in den Händen und Füßen des Menschen. In vielen Säugthieren ist aber dieses Gebilde weiter über den Körper verbreitet. Auch in andern Thierclassen kommen sie vor.

Die Oberhaut bildet Schuppen, wenn ihre übereinanderliegenden Blätter sehr hart und fest werden, den gleich zu erwähnenden Nägeln ähnlich. So z. B. die Schuppen der Schuppenthiere, die Schuppen an den Füßen der Vögel, einzeln an Amphibien und Fischen, wie an wirbellosen Thieren. (Die gewöhnlichen Schuppen der Fische gehören aber mehr zum Schalengebilde.)

Das Nagel- und Horngebilde kommt in fast allen Thierclassen vor, ungeheuer groß oft in Säugthieren, mikroskopisch klein, aber ganz gleich in vielen wirbellosen Thieren. Eigentliche Nägel von der Gestalt der menschlichen kommen auch mehren Thieren zu. Diese Nägel sind hornichte Platten, welche auf der Rückenfläche der letzten Fingerglieder die Stelle von Oberhaut und Haaren vertreten. Die Oberhaut setzt sich an allen Rändern unmittelbar in den Nagel fort, und unter ihm ist die ihn absondernde Lederhaut eigenthümlich modificirt. Der Nagel besteht aus übereinanderliegenden Blättern, von denen das oberste das älteste, das unterste das neueste ist, indem die Lederhaut fortwährend neue Blätter absondert und unter die ältern legt. Die Krallen sind nur in der Gestalt, nicht im Gewebe, von den Nägeln verschieden. Mehr verschieden sind dagegen die Hufe und Klauen, die aber mit einander im Gewebe wieder übereinstimmen. Der Huf umgibt das letzte Glied des Fingers der Einhufer, das Hufbein wie ein Schuh. Dieses Glied ist mit einer eigenthümlich modificirten Lederhaut umgeben, welche das Absonderungsorgan des Hufs ist. Diese gefäßreiche Haut, welche auch der fleischige Huf genannt wird, hat an den verschiedenen Stellen des Hufs ein verschiedenes Ansehen, und hat darnach verschiedene Namen erhalten. Der von ihr abgesonderte Huf selbst besteht auch wieder aus verschiedenen Stücken, von denen aber das eigentlich dem Nagel entsprechende, die Hornwand, deutlich faserig ist und offenbar den Übergang in die Haarbildung macht. Vgl. Heusinger, Vergleichende Physiologie S. 36, wo eine weitläufige Beschreibung gegeben ist. Die hohlen Hörner sind den Nägeln vollkommen ähnlich gebildet. Das Horn des Rhinoceros besteht aber wieder aus hohlen Fasern und bildet den Übergang zur Haarbildung.

In den Schalen und Fischschuppen ist entweder der Hornstoff innig mit Faden und Pigmenten verbunden, oder es sind einzelne Blätter von Hornsubstanz, zwischen denen Kalksalze (oft krystallisirt) und Pigmente liegen.

Die Haare niederer Thiere sind gewöhnlich Verlängerungen der Oberhaut; doch bieten sie bedeutende Verschiedenheiten dar.

An den Haaren der Säugthiere unterscheiden wir: 1) das eigentliche Haar oder den Haarschaft, der entweder gerade oder abwechselnd von einer Seite zur andern gebogen, oder spiralförmig gewunden ist; die Dicke und die Länge desselben ist sehr verschieden; ebenso verschieden ist seine Gestalt, an den meisten Thieren mehr oder weniger rund, an manchen platt, oft gerieft oder ungleich,

an der Spitze oder Basis stark verschmälert, besonders die Basis oder sogenannte Wurzel hat eine sehr verschiedene Gestalt, immer ist sie hohl und enthält den Haarkeim; in den meisten Haaren besteht das Gewebe des Haarschaftes aus einer Zellenmasse; in einigen Haaren ist es eine dichte Hornmasse, die in der Mitte einen Kanal enthält. 2) Der Haarkeim, das Absonderungsorgan des Haars, ist ein weiches, sehr gefäß- und nervenreiches Wärzchen, welches auf dem Boden des Balges und der Höhle der Haarwurzel liegt, wie der Zahnkeim in der Zahnwurzel. 3) Der Balg, auf dessen Boden der Keim mit der Wurzel des Haars liegt, ist immer ein rundliches Bläschen, welches auf der Haut eine Öffnung hat, durch welche das Haar heraustritt, sonst zeigt er aber große Verschiedenheiten. Zwischen Balg und Wurzel des Haars liegt häufig noch eine zähe Substanz, und in dieser oder um diese herum eine Flüssigkeit, zuweilen rothes Blut. Nach den angeführten Verschiedenheiten kann man mehre Arten von Haaren unterscheiden:

1) Hornborsten. Diese erscheinen auf Quer- und Längsdurchschnitten vollkommen glatt, wie ein sehr dichtes Horn, höchstens in ihrer Mitte ist ein Kanal vorhanden. Es gehören hierher die Borsten der Schweine und verwandter Thiere, die Haare im Schweife der Pferde, des Elefanten, die Tasthaare an der Schnauze der Robben. Die letztern sind besonders ausgezeichnet; sie sind weiß, durchscheinend und bestehen aus homogener Hornsubstanz; in der Mitte verläuft ein feiner Kanal, der an der Basis des Haars etwas stärker ist, und im trockenen Haar eine schwarzrothe Substanz, vielleicht Blut, enthält; diese Bartborsten sind spiralförmig um ihre Achse gedreht; der Balg, in welchem diese Borsten befestigt sind, besteht aus einer dicken, harten, hornartigen Substanz; die innere Fläche desselben ist glatt, und dicht um die Basis des Haars herum liegt eine zähe Substanz, welche Blutgefäße und Nerven von einem Zweige des fünften Paars erhält. Die Borsten der Schweine sind diesen ähnlich gebildet; ihre Oberfläche ist oben eben, nicht ungleich, auch sind sie nicht um ihre Achse gedreht, ihr Umfang ist rund, und sie nehmen von der Wurzel, die eine unmerkliche Anschwellung bildet, bis zur Spitze sehr allmälig an Dicke ab; die Borsten, besonders die größern, spalten sich gewöhnlich an der Spitze in zwei, drei bis vier und mehre Fäden, die sich etwas umbiegen, und in ihrer Mitte ist die Markröhre der Borste geöffnet; diese ist ein feiner Kanal, der, wie in den eben beschriebenen Bartborsten der Robben, an der Wurzel offen ist, und hier den Haarkeim enthält; der übrige Theil dieses Kanals ist nicht ganz hohl, sondern er enthält unregelmäßige Querwände; er ist aber auch nicht so deutlich und regelmäßig zellig, wie in den Stacheln. Von den Fäden aus, in welche die Spitze der Borsten springt, läßt sie sich in Fasern theilen, was darauf hindeutet, daß eine regelmäßige Anordnung stattfinden möge, wie ich sie aus den Stacheln gleich beschreiben werde; allein man kann nicht sagen, daß der Bau der Borste eigentlich faserig sei.

2) Schuppenförmige Haare oder wahre Schuppen. Die Haare mancher Säugthiere sind in ihrem Gewebe den Borsten ähnlich, aber zugleich platt und schuppenartig; dieses ist z. B. der Fall an den Borsten des Pecari, auf den Füßen des Igels und des Stachelschweins, auf manchen Ratten rc.; häufig finden sich auf dem Schwanze der Säugthiere Schuppen anstatt der Haare; auf den Schuppenthieren endlich finden sich anstatt der Haare nur breite, ganz hornige Schuppen, die aber an der Basis (Wurzel) eine kleine Keimhöhle enthalten.

3) Stacheln. Einige Säugthiere (Igel, Stachelschweine) sind statt der Haare mit Stacheln versehen. Diese sind harte, spitzige, nicht biegsame Haare, die in ihrem Gewebe den eigentlichen Haaren viel ähnlicher sind, als den Hornborsten. Am deutlichsten und am leichtesten zu erkennen ist das Gewebe der Igelstacheln. An diesen ist der Balg aus einer feinen, weißen, trockenen Haut gebildet, er umgibt die Wurzel, ist aber nur auf dem Boden mit ihr verwachsen; die Wurzel ist ein fast kreisrundes, nur nach Oben abgestumpftes Kügelchen, welches an seiner untern Fläche, wo es mit dem hier ebenfalls durchbohrten Balge verwachsen ist, ein Loch hat zur Aufnahme des Keims, zu dem sich Gefäße, Nerven und Muskelfasern aus dem Hautmuskel fortsetzen (durch die letztern kann dann der Stachel bewegt werden); nach Oben geht die Wurzel in den fein aus ihr hervortretenden Schaft der Stachel über; durchschneidet man die Wurzel der Länge nach, so unterscheidet man leicht die pyramidenförmige Höhle, worin der Keim liegt; sie fängt weit mit der untern Öffnung an und endigt spitz oben im Halse über der Wurzel. Der Schaft der Stachel fängt an der Wurzel dünn an, wird dann schnell dick, und fast cylindrisch bis zur Spitze, wo er schnell abnimmt und mit einer harten Spitze endigt. Der Schaft ist in seinem ganzen Umfange fein gerieft, d. h. zwischen dunklern, schmälern Hervorragungen oder Leisten finden sich hellere, vertiefte Rinnen, in denen regelmäßig über einander Löchern ähnliche, sehr verdünnte Stellen sind, die Reihen von Zellen entsprechen. Durchschneidet man nämlich die Stachel nach der Länge, so sieht man, daß sie aus dreierlei Substanzen besteht, zu innerst liegt eine lockere aus wechselsweise übereinanderliegenden großen Zellen bestehende Masse. Diese Zellen bestehen aus einer harten, gefäßlosen, weißen, trockenen Haut und sind im Innern mit Luft gefüllt; diese Zellen fangen über der Höhle des Keims an, und setzen sich bis in die Nähe der Spitze fort. Nach Außen liegen um diese größern Markzellen herum, in regelmäßigen Reihen über einander, kleinere, aber aus einer ähnlichen Haut bestehende und ebenfalls mit Luft gefüllte Rindenzellen, die ebenfalls über der Wurzel neben der Keimhöhle anfangen, und sich bis in die Nähe der Spitze fortsetzen. Noch deutlicher zeigt sich dieser Bau auf Querdurchschnitten. Diese lockere, brüchige Zellensubstanz ist nach Außen mit einer sehr harten, homogenen Hornsubstanz umgeben, die aber an einer jeden Rindenzelle eine Öffnung oder wenigstens eine sehr verfeinerte Stelle hat. Die harte, stechende Spitze besteht nur aus dieser homogenen Hornsubstanz. Die Wurzel mit ihrem Balg umgeben liegt unter der Lederhaut

mit Fett umgeben, der Balg setzt sich in die Oberhaut fort, mit der er sich an der Öffnung des Balgs verbindet.

4) Die gewöhnlichsten Körperhaare der Säugthiere kommen in ihrem Gewebe mit den menschlichen Haaren überein; allein wenn die Haare der Thiere des Hirsch- und Antilopengeschlechts diejenigen sind, an denen das Gewebe am deutlichsten ist, so muß man zugeben, daß allmälige Übergangsstufen von den Hornborsten bis zu diesen führen. Man kann einem Jeden, der einen Begriff von dem Baue dieser Haare im Allgemeinen zu haben wünscht, das Rehhaar zur Untersuchung empfehlen. Die Wurzeln der meisten Haare sind oval, in manchen Haaren sind sie aber mehr rundlich, in manchen unten platt gedrückt. In etwas dickern Haaren unterscheidet man den Haarkeim in der Höhle der Wurzel, zu dem Gefäße und ohne Zweifel auch Nerven treten, die man indessen nur an den größern Tasthaaren mit Bestimmtheit nachweisen kann. Gewöhnlich ist die Wurzel ungefärbt, wenn auch die Haare noch so stark gefärbt sind. Der Haarschaft ist gerade oder gebogen, die Haut der Wurzel geht unmittelbar in ihn über; das Rehhaar ist an dieser Stelle verschmälert und bildet einen Hals; dann nimmt es aber eine ziemlich gleichmäßige Stärke an, ist cylindrisch bis gegen die Spitze; ein Paar Linien lang geht der Schaft des Rehhaars ziemlich grade fort, dann ist er aber bis zur Spitze regelmäßig scheinbar von einer Seite zur andern gebogen, ich sage scheinbar, denn bei genauer Betrachtung findet man bald, daß diese abwechselnden Bogen nur daher rühren, daß sich das Haar während seines Wachsens regelmäßig spiralförmig um seine Achse gedreht hat, wie viele Pflanzen. Betrachtet man das Rehhaar mit unbewaffnetem Auge, so erscheint es glatt; unter einer schwächern Vergrößerung schon erblickt man aber ein netzförmiges Gewebe erhabener Leisten, welches in der nächsten Beziehung zu dem innern Zellengewebe steht; ähnliche, oft aber viel stärkere, Erhabenheiten zeigen viele Haare, an dem menschlichen Haare sind sie denen des Rehhaars ähnlich. Das Zellengewebe im Innern des Rehhaars erkennt man deutlich an Längs- und Querabschnitten; auf dem Querabschnitte sieht man um den ganzen Umfang des Schafts herum sich eine Reihe kleinerer Rindenzellen von den etwas größern Markzellen abgrenzen; die Wände dieser Zellen bestehen aus weißen, trockenen, sehr brüchigen Häuten; daher stoßen sich auch die Spitzen der Rehhaare leicht ab; die sämmtlichen Zellen sind zusammengedrückt, eckig, oft sehr regelmäßig, sodaß sie dem Pflanzenzellengewebe auffallend ähnlich sind. Das Zellengewebe ist in vielen Haaren, z. B. der Kaninchen, Ratten, Aguti, deutlich wahrnehmbar, und Rinden- und Markzellen scheinen sich nicht sehr von einander zu unterscheiden. In manchen Haaren dagegen sind Rinden- und Markzellen sehr von einander verschieden. In manchen Haaren ist das Zellengewebe dichter und weniger leicht zu unterscheiden; besonders dicht erscheinen dunkle, harte Haare, z. B. aus dem Barte; am lockersten ist das Gewebe in hellen Frauen- und Kinderhaaren. Die Bälge dieser Haare sind sehr fein, liegen in der Lederhaut, mit ihrer Basis auf dem Unterhautfettgewebe, mit ihrer Mündung gehen sie in die Oberhaut über, sodaß das Haar ganz frei heraustritt.

5) Seidenhaar und Wolle. Seidenhaare sind sehr feine, weiche, biegsame, aber gerade Haare; sonst unterscheiden sie sich nicht von den eben beschriebenen. Die Wolle unterscheidet sich von den Seidenhaaren dadurch, daß sie nicht gerade, sondern abwechselnd von einer Seite zur andern gebogen ist; bei einer Vergleichung mit andern Haaren scheint es aber wahrscheinlicher, daß diese Biegungen daher rühren, daß das Haar spiralförmig um seine Achse gewunden ist.

Merkwürdig ist die bereits anderwärts (s. meine Histologie Heft 2. und vergl. Physiologie S. 45) erläuterte Stellung der Wollhaare zu dem Stammhaare. Auch stehen die Haare in der Haut der Thiere oft in sehr regelmäßiger Stellung truppweise; dieses ist besonders in einigen Thieren sehr auffallend (z. B. in der Maus von Cahiro; s. Berichte von der zool. Anstalt zu Würzburg S. 45 in dem Stachelschweine rc.).

Von der Haarbildung finden Übergänge in die Federbildung statt.

Die Horngebilde auf den Schleimhäuten sind folgende:

1) Das Epitelium, ein der Oberhaut ähnlicher Überzug der Schleimhäute, der an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Thieren eine sehr verschiedene Dicke und Festigkeit hat.

2) Auf den Schleimhäuten finden sich auch in vielen Thieren der meisten Thierclassen, besonders im Magen, Verdickungen des Epiteliums, die man innere Schwielen nennen kann.

3) Auch hornige Schuppen und Überzüge finden sich auf den Schleimhäuten der Thiere, z. B. häufig auf der Zunge, im Schlunde, Magen, dem männlichen Gliede rc.

4) An diese reihen sich dann die Zähne an, den Übergang bilden die Barten und Faserzähne.

In den Schuppen, Schalen und Krusten der niedern Thierclassen wird entweder der Hornstoff innig mit Faden und Pigmenten gemengt abgesondert, oder es werden abwechselnde Lagen von Hornstoff und Pigmenten und Kalksalzen abgesondert, die letztern dann häufig krystallinisch. (*C. F. Heusinger.*)

Hochgolling, s. Golling.

Hochteutsch, s. Teutsche Sprache.

Hochwildstelle, s. Sölk.

HODGES (C. H.), ein Engländer, von Vielen zu den holländischen Künstlern gezählt, weil er sich über 50 Jahre lang in Holland aufhielt, ist einer der berühmtesten Portraitisten, indem er sowol in Kreidemanier als auch in der Ölmalerei dafür Vortreffliches lieferte. Besonders geachtet wird das Bildniß des berühmten holländischen Rathspensionair Schimmelpenninck, sowie der sehr angesehenen holländischen Schauspielerin Ziesenis (geborenen Wattier). In der Kupferstecherkunst zeigte er besonders viele Fertigkeit für die Schwarz- oder Schabkunst, und lieferte herrliche Blätter, z. B. den Schiffsbaumeister nach Rembrandt, Christus am Kreuze nach van Dyk, die Heringsfrau nach Gabr. Metzu, und mehres andere Ausge-

zeichnete. Hodges war Mitglied des königl. niederländischen Instituts und gehörte zu der von den Niederlanden nach Paris zur Reclamation der dorthin geschafften Kunstwerke abgesendeten Commission; von Amsterdam wendete er sich nach dem Haag. (*Frenzel.*)

HOHENLOHE (Geschichte). Das Haus Hohenlohe, eins der ältesten und edelsten Dynastengeschlechter Teutschlands, führt den Namen von seinem in Franken belegenen Stammschlosse, welches in frühern Zeiten wie das Geschlecht Hollo oder Holach genannt wurde, aus welchem der Name Hohenlohe entstanden ist, der auch auf die Grafschaft überging, die in dem östlichen Francien (dem fränkischen Kreise) gelegen, einen beträchtlichen Umfang hatte und in frühern Zeiten das beträchtlichste Reichsland dieses Kreises war. Der Ursprung der alten Grafen von Hohenlohe verliert sich in dem Dunkel ferner Zeiten und es herrschen verschiedene Angaben darüber, denen jedoch keine beglaubten Beweise zum Grunde liegen. Wie von den meisten teutschen gräflichen und fürstlichen Geschlechtern wurde auch von diesem behauptet, daß es römischen Ursprungs und ein Zweig der alten Flaminier sei. Nach Andern galt Herzog Eberhard von Franken, ein Bruder König Konrad's I., für den Stammherrn der Grafen von Hohenlohe. Nach einer dritten Angabe war Graf Kraft oder Crato, der zu Ende des 9. Jahrhunderts gelebt und mit seiner Gemahlin Luitgard von Helfenstein vier Söhne gezeugt haben soll, der Stammherr. Sein Sohn gleiches Namens hatte zwei Söhne, Gottfried und Konrad, von welchen nur der Letztere durch seinen Sohn Hermann den Stamm fortpflanzte, dessen Gemahlin Adelheit, die zugleich eine Mutter Kaiser Konrad's II. in ihrer ersten Ehe mit Heinrich von Franken war, ihm vier Söhne gebar, von welchen der zweite, Kraft, und der vierte, Siegfried, besondere Linien stifteten. Siegfried, der um 1042 lebte, zeugte mit seiner Gemahlin Adelheid von Borberg zwei Söhne, Konrad und Heinrich, die 1129 die Herrschaft Brauneck an sich brachten [1]). Heinrich starb ohne Erben; Konrad hinterließ einen Sohn, Kraft, mit dessen beiden Söhnen Albrecht, der 1182 als Besitzer der Grafschaft, und Gottfried, der 1198 als Bischof von Würzburg starb, die jüngere Linie der Hohenlohe erlosch. Die ältere Linie von Hermann's Sohne Kraft wurde durch dessen Sohn Siegfried nach Italien verpflanzt; dieser soll 1083 Kaiser Heinrich IV. dahin begleitet und von ihm in der Landschaft Romandiola die Grafschaft Altaflamma erhalten haben. Sein Nachfolger Otto brachte mit seiner Gemahlin Mathilde aus dem Welfischen Stamme wichtige Güter an sein Haus, wodurch sein Sohn Theobald und sein Enkel Bonifacius zu großer Macht gelangten. Des Letztern Sohn Gottfried der Ältere wurde, weil er ein Anhänger der Gibellinen war, von den Welfen 1180 von seinen Erbgütern verdrängt, worauf er sich nach Teutschland begab und von Kaiser Friedrich I. einige Lehnsgüter erhielt, dann aber theils durch Ankauf, theils durch Erbschaft nach dem Aussterben der jüngern Linie seines Stammes alle die Gebiete zusammenbrachte, welche zur Grafschaft Hohenlohe in ihrer weitesten Ausdehnung gehörten, wozu ihm besonders die Gunst Kaiser Heinrich's IV. förderlich war, der ihn auch zum Vollstrecker seines Testamentes und zum Vormunde seines Sohnes Friedrich ernannte [2]). Ihn beerbte sein Sohn Gottfried der Jüngere, der 1230 starb. Von seinen fünf Söhnen, die er mit der Gräfin Anna von Leuchtenberg gezeugt hatte, starben der zweite, Heinrich, und der dritte, Friedrich, als teutsche Ordensritter, ersterer auch Hochmeister, von ihm s. den besondern Artikel, und der vierte, Otto, als Johanniter. Der älteste, Konrad, der 1241 einige Lehen von König Konrad II. erhielt [3]), stiftete die Linie Brauneck, der jüngste, Gottfried, die zu Hohenlohe. Mit Konrad's viertem Nachfolger Konrad erlosch die Linie Brauneck wieder und die Allodialgüter, wozu damals auch ansehnliche Besitzungen in Thüringen gehörten, fielen, da auch der jüngere Bruder Gottfried ohne männliche Erben starb, an die beiden Töchter des Erstern, Margaretha, Gräfin von Schwarzenberg, und Elisabeth, Herzogin von Sachsen-Lauenburg, die Reichslehen aber an die jüngere Hohenlohe'sche Linie. Gottfried, der Stifter der Linie Hohenlohe, lebte bis 1331. Von seinen fünf Söhnen pflanzte allein der älteste, Heinrich, den Stamm fort, der vierte, Gottfried, wurde teutscher Ordensritter und veranlaßte seine Brüder zu großen Schenkungen an den teutschen Orden, wozu auch die berühmte Ordenscomthurei Mergentheim gehört. Bemerkenswerth ist die große Vorliebe des Geschlechtes von Hohenlohe für den teutschen Orden, in welchem beinahe während seiner ganzen Dauer stets jüngere Söhne dieses Hauses Mitglieder waren und ihn durch große Schenkungen bereicherten. Auch Heinrich's drei Söhne, Heinrich, Albrecht und Andreas, waren teutsche Ritter, und Letzterer, der 1269 starb, Comthur zu Mergentheim. Kraft, Heinrich's Nachfolger, starb 1300. Von seinen Söhnen stifteten Konrad II., der 1330 starb, und Kraft, der Hofmarschall Kaiser Ludwig's V. war, besondere Linien; der dritte, Gottfried, war von 1297—1302 Hochmeister des teutschen Ordens. Von ihm wird in einem besondern Artikel die Rede sein. Konrad's männliche Nachkommenschaft erlosch schon mit seinen Enkeln Wilhelm 1327 und Albrecht 1328; ihre Güter fielen, insoweit sie Reichslehen waren, an die jüngere von Kraft gestiftete Linie. Dieser hatte, noch ehe er in Kaiser Ludwig's Dienste trat, im J. 1314 von dem Gegenkönige Friedrich Honard in Schwaben zu Lehn [4]). Von Kurpfalz erhielt er 1331 Gerertsheim und Lare zu Lehn [5]). Die Schirmvoigtei über das Kloster Camburg erwarb er 1333 [6]). Er starb 1340 und von seinen fünf Söhnen starben der zweite, Konrad, der dritte, Ludwig, der vierte, Gottfried, ohne männliche Nachkommen, der älteste aber, Kraft, und der jüngste, Ulrich, stifteten die beiden besondern Linien Hohenlohe-Hohenlohe und Hohenlohe-Speckfeld. Kraft hatte mit Elisabeth von Nassau

1) *Ludwig*, Reliq. Mss. Diplom. Tom. VIII. p. 52.

2) Hanselmann, Von der Hohenloh. Landeshoheit. 1. Bd. S. 360. 3) Reliq. Mss. Diplom. ap. *de Ludwig*. Tom. II. p. 247. 4) Cod. Diplom. ap. *de Ludwig*. Tom. II. p. 265. 5) *Tolneri* Hist. Palat. Cod. Diplom. No. 131. 6) Diplom. ap. *Mencken*. Tom. I. p. 423.

drei Söhne, wovon der älteste, Gottfried, der 1385 starb, den Stamm fortpflanzte, Gerlach, der zweite, mit Hedwig, Kaiser Ludwig's des Baiern Tochter, vermählt war, mit welcher er seinem Hause reiche Erbgüter zuwendete, der dritte, Kraft, von dem Könige Johann von Böhmen 1341 das Schloß Seldeneck zu Lehn erhielt, doch ebenso wie Gerlach ohne männliche Nachkommen starb. Mit Gottfried's Sohne Johann starb 1412 die ältere Linie Hohenlohe aus und alle reichen Allodialgüter derselben fielen an die Häuser Castell und Limburg, in die Gottfried's Töchter Anna und Elisabeth vermählt worden waren [7]). Ulrich, Stifter der Speckfeld'schen Linie, hatte in seiner Ehe mit Anna von Hohentrudingen zwei Söhne, Gottfried, der 1374 ohne Nachkommen starb, und Kraft den Ältern, der 1344 starb und von dessen drei Söhnen Friedrich, der älteste, Bischof zu Bamberg, Albrecht, der jüngste, Bischof zu Würzburg war, Kraft der Jüngere aber allein den Stamm fortpflanzte. Er scheint in großem Ansehen gestanden zu haben, denn er kommt in den Urkunden öfter als Obmann in den Streitigkeiten teutscher Fürsten vor; auch schloß er 1368 im Namen des Reichs einen Vertrag mit den schwäbischen Städten. Von seinen sieben Söhnen war der älteste, Georg, erst Bischof von Passau, dann Erzbischof von Gran und Kanzler Kaiser Sigismund's. Kraft, Ulrich, der eine Tochter König Friedrich's III. von Sicilien zur Gemahlin hatte, Gottfried, Hermann und Friedrich starben ohne Erben, Albrecht der Ältere, der 1429 starb, pflanzte allein den Stamm fort. Er ist oft mit seinem Sohne, Albrecht dem Jüngern, verwechselt worden, der 1448 als Bundesgenosse Markgrafen Albrecht's von Brandenburg gegen Nürnberg zu Felde zog. Letzterer erwarb dem Hause Hohenlohe durch seine Gemahlin Elisabeth von Hanau ein Recht auf die Hälfte der Grafschaften Ziegenhain und Nidda. Von Albrecht's sieben Söhnen setzte nur Kraft den Stamm fort, der ebenfalls sieben Söhne hinterließ, von welchen zwei, Gottfried und Kraft, zwar zwei besondere Linien stifteten, doch die ältere mit Gottfried's Sohne Johann 1509 erlosch. Kraft, der schon 1503 starb, zeugte in seiner Ehe mit Helene von Würtemberg eilf Söhne, von denen jedoch nur allein der sechste, Georg, männliche Nachkommen hinterlassen hat und der Stammvater aller noch bestehenden Linien geworden ist. Er stiftete 1511 mit seinem Bruder Albrecht eine Erbeinigung, die später 1587 ergänzt und verpflichtend für alle Zweige des Hauses Hohenlohe geworden ist. Die drei überlebenden Söhne Georg's theilten 1551 seine Lande; von ihnen starb aber Georg 1581 ohne Erben, der ältere, Ludwig Kasimir, an den nach dem Tode Georg's auch Weikersheim fiel, stiftete die Neuensteinische oder Lutherische, Eberhard, der auch Schillingsfürst erhielt, die waldenburgische oder katholische Linie. I. Die neuensteinische Hauptlinie wurde am 4. April 1764 von Kaiser Franz I. in den Reichsfürstenstand, das Neuensteinische zu einem Reichsfürstenthume erhoben. Mit den Enkeln des Stifters Ludwig Kasimir, Kraft († 1671) und Philipp Ernst († 1629) theilte sich diese Hauptlinie in zwei Nebenlinien: Neuenstein-Öhringen, deren erster Ast (Weikersheim) aber schon 1756 mit dem Stifter erlosch, und deren zweiter Ast (Öhringen) mit dem Fürsten Ludwig Friedrich Karl am 26. Jul. 1805 abstarb; und Neuenstein-Langenburg, welche die Besitzungen der neuenstein-öhringer Nebenlinie geerbt hat. Diese letztere Nebenlinie (Neuenstein-Langenburg) theilte sich nach den drei Enkeln ihres Stifters Albrecht Wolfgang († 1715), Christian Kraft († 1743) und Friedrich Eberhard († 1737) in drei Äste, a) den langenburgischen, welcher das Amt Langenburg, die Hälfte der Ämter Künzelsau und Weikersheim und einen Theil an der Grafschaft Gleichen, b) den ingelfingischen (jetzt öhringischen), welcher die Ämter Öhringen, Langenbeutingen, Neuenstein, Forchtenberg, Niedernhall, Ingelfingen und Schrotzberg im Königreiche Würtemberg, auch die Majoratsherrschaft Schlawentschitz und Lasowitz in Oberschlesien und die Majoratsherrschaft Oppurg in Sachsen besitzt, und c) den Kirchbergischen, dessen Besitzthum die Ämter Kirchberg, Dettingen, einen Antheil an Weikersheim und Künzelsau, wie an der Grafschaft Gleichen begreift. II. Die waldenburgische Hauptlinie zerfiel mit zwei Söhnen Georg Friedrich's († 1635) in zwei Nebenlinien. Der ältere, Christian († 1675), stiftete die Linie zu Bartenstein; der jüngere, Ludwig Gustav († 1687) die Linie zu Schillingsfürst. Kaiser Karl VII. ertheilte dieser Hauptlinie am 21. Mai 1744 die reichsfürstliche Würde und Kaiser Franz I. erhob ihre Lande am 17. August 1757 zu einem Reichsfürstenthume. a) Die Nebenlinie Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein zerfiel mit den Söhnen des Fürsten Ludwig Karl († 14. Jun. 1799), Ludwig Aloys und Karl in zwei Äste: 1) zu Hohenlohe-Bartenstein, dessen Landesantheil die Ämter Bartenstein, Pfedelbach, Meinhardt und Sindringen begreift, indem die Herrschaft Gröningen 1804 an den Fürsten von Colloredo verkauft ward; 2) zu Hohenlohe-Jagstberg, welcher 1803 für die Herrschaft Oberbronn im Unterelsaß mit den Oberämtern Jagstberg, Haltenbergstetten und Laudenbach, dem Amte Braunsbach und einem Theile an dem Orte Neuenkirchen entschädigt wurde. b) Die Nebenlinie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst zerfällt dadurch, daß der Fürst Karl (geb. 1776) seinem Bruder Franz Joseph (geb. 1787) am 5. April 1807 die Herrschaft Schillingsfürst abgetreten hat, in zwei Äste, von denen 1) die Nebenlinie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, die unter würtembergischer Oberhoheit die Ämter Waldenburg, Kupferzell, Adolzfurt und Ohrenthal besitzt, und 2) die Unterlinie Schillingsfürst unter bairischer Landeshoheit.

(*Rauschnick.*)

HOHENLOHE (Heinrich von), der dritte Sohn des Grafen Gottfried von Hohenlohe, des Günstlings Kaiser Heinrich's VI. und Annen's, gebornen Landgräfin von Leuchtenberg, wurde 1198 geboren. Schon in seinen Jünglingsjahren dachte er stets daran, in den teutschen Ritterorden zu treten, für den sein Stamm zu allen Zeiten eine große Vorliebe bewiesen hat, und nachdem sein Vater gestorben war und er das zur Aufnahme in den Orden gesetzliche Alter erreicht hatte, verpflichtete er sich mit seinem jüngern Bruder Friedrich und seinem Brudersohne Andreas

7) Spangenberg's henneberg. Chron. V, 16. S. 203.

zum Eintritte [1]). Deshalb schenkten sie 1219 mit Bewilligung ihrer ältern Brüder und unter Bestätigung Kaiser Friedrich's II. [2]), dessen Beifall sie dadurch erwarben, dem Orden alle ihre Besitzungen, übergaben ihm auch Mergentheim und traten darauf die nach den Ordensvorschriften damals erfoderliche Wallfahrt nach dem Morgenlande an. Nach ihrer Rückkunft im J. 1220 legten sie das Ordensgelübde ab, und Heinrich erwarb sich die Liebe und Achtung des berühmten Hochmeisters Hermann von Salza in dem Grade, daß derselbe ihn schon 1231 oder 1232 mit der Würde eines Meisters in teutschen Landen (Teutschmeister) bekleidete. In diesem Amte, welches er 12 Jahre lang unter Regierung dreier Hochmeister verwaltete, bewies er eine solche Reife des Urtheils, Gewandtheit des Geistes, dabei aber auch eine Biederkeit des Charakters und Bescheidenheit und Demuth der Gesinnung, daß er sich dadurch bei dem Kaiser, dem Papste, bei Königen und Fürsten hohe Gunst und Vertrauen, bei fernen Ordensbrüdern aber Liebe und Verehrung erwarb. Als im J. 1244 nach Gerhard von Malberg's Abdankung der Hochmeisterstuhl erledigt war, wurde Heinrich von Hohenlohe durch einstimmige Wahl zum Oberhaupte des teutschen Ordens erhoben [3]). Er übernahm die Regierung in einer verhängnißvollen Zeit, in welcher der Orden durch den Krieg mit dem Pommernherzoge Swantepolk, durch die Anfälle der noch freien und Empörungen der besiegten Preußen, endlich durch die Anfeindungen des Erzbischofs von Riga hart bedrängt wurde und hauptsächlich der Gewandtheit und der rastlosen Thätigkeit dieses Hochmeisters verdankt der teutsche Orden seine Erhaltung in jenen gefahrvollen Zeiten. Er begab sich 1245 selbst nach Italien, um von dem Papste Innocenz IV. und von dem Kaiser Friedrich II. Beistand für den Orden auszuwirken, und beide bewilligten ihm alles, warum er bat; ersterer eine allgemeine Kreuzpredigt gegen die heidnischen Preußen und einen Ablaß für die gegen sie Kämpfenden, der andere eine Bestätigungsurkunde auf den Besitz von Livland, Kurland, Lithauen und Semgalen [4]). Nachdem Heinrich dieses erlangt, begab er sich, der erste von allen Ordensmeistern, die in dem neuerworbenen Lande erschienen, im J. 1246 nach Preußen, um daselbst einen Streit des Ordens mit den Lübeckern wegen eines Landgebiets zu schlichten und die nöthigen neuen Einrichtungen im Lande zu treffen. Er vertheidigte den Orden siegreich gegen die harten Anklagen des Erzbischofs Albrecht von Riga und niederer Geistlichen bei dem Papste, schloß im J. 1247 Frieden mit dem Herzoge von Pommern und suchte mit großem Eifer die teutschen Fürsten zur Theilnahme an den Kreuzzügen gegen die heidnischen Preußen zu bewegen. Als einen Beweis seiner großen Achtung gegen diesen Hochmeister ertheilte König Ludwig IX. von Frankreich ihm für sich und seinen Nachfolger das Recht, in den vier Ecken des hochmeisterlichen Kreuzes die französischen Lilien zu setzen [5]). Heinrich von Hohenlohe hielt sich gewöhnlich zu Mergentheim auf, wo er auch am 16. Jul. 1249 starb [6]).

(*Rauschnick.*)

1) Voigt, Geschichte Preußens. 2. Bd. S. 521. 2) Voigt a. a. O. S. 522. 3) Pauli, Preußische Staatsgeschichte. 4. Bd. S. 77. 4) Reichsfama. 23. Th. S. 449. 5) Pauli a. a. O. S. 87 u. 88.

6) Voigt, Geschichte Preußens. 3. Bd. S. 9.

HOHENLOHE (Gottfried Graf), dritter Sohn des Grafen Kraft und Willburgis von Wertheim, und Brudersohnessohn des ehemaligen Hochmeisters Heinrich von Hohenlohe, theilte die Anhänglichkeit seiner Vorfahren zu dem teutschen Orden, von der besonders sein Vater durch reiche Schenkungen mehre Beweise gab, und legte wahrscheinlich noch im frühen Jünglingsalter das Ordensgelübde ab. Er wurde seiner guten Sitten und Tapferkeit wegen für eines der geachtetsten Mitglieder des Ordens gehalten und deshalb auch schon frühe zu den wichtigsten Ämtern gewählt. Er bekleidete einige Jahre hindurch die Würde eines Landcomthurs von Österreich und Steiermark, wobei er sich die Gunst und Freundschaft des damaligen Erzherzogs, nachmaligen teutschen Königs Albrecht I., erwarb, die ihm und dem Orden später zum großen Nutzen gereichte. Darauf erhielt er im J. 1290 das Amt eines Teutschmeisters, dem er sieben Jahre lang vorstand und sich darin durch Eifer und Diensttreue das unbegrenzte Vertrauen seines Ordens erwarb. Vorzüglich zeigte er viele Klugheit in den wichtigen Verhandlungen, die er im Auftrage des Ordens mit dem Papste Bonifaz VIII. führen mußte [1]). Nach des Hochmeisters Konrad von Feuchtwangen Tode wurde Gottfried von Hohenlohe am 3. Mai 1297 in dem Generalcapitel zu Venedig zum Hochmeister gewählt. Er rechtfertigte diese Wahl sogleich durch viele zweckmäßige, die Ordensregierung betreffende, Gesetze, die er noch auf dem Generalcapitel veranlaßte [2]). Dann aber vermittelte er eine Auseinandersetzung zwischen Gottfried von Brauneck und Kraft von Hohenlohe [3]), worauf er, als er Nachricht von einer Niederlage der Ordensritter gegen die Lithauer erhielt, mit 50 Ordensbrüdern im J. 1298 nach Preußen aufbrach. Er rüstete daselbst ein Heer aus, welches die Lithauer und die mit ihnen verbundenen Bürger der Stadt Riga aufs Haupt schlug und den mit den Ordensfeinden verbündeten Erzbischof von Riga gefangen nahm, worüber der Hochmeister aber mit dem Papste Bonifaz VIII. in verdrüßliche Streitigkeiten gerieth, wobei aber der teutsche König Albrecht auf seiner Seite stand. Wahrscheinlich begab sich Gottfried 1299 selbst zum Papste, um seine Sache gegen den Erzbischof zu führen [4]). Obgleich nach dem Verluste von Akkon der Hauptsitz des teutschen Ordens in Venedig war, so verleidete das Mistrauen des Senats dieses Freistaats dem Hochmeister doch den Sitz daselbst und er hielt sich meistens in Teutschland, bald in Marburg, bald in Mergentheim auf. Da er aber über den verwirrten Zustand in Teutschland und wahrscheinlich auch über die verwickelten Angelegenheiten des Ordens bekümmert war, so verfiel er in eine tiefe Schwermuth, in welcher er eine un-

1) Ebendas. 4. Bd. S. 136. Anm. 2) Henneberger, Erklär. d. gr. preuß. Landtafel. S. 132. 3) Hanselmann, Hohenlohesche Landeshoheit. Beil. S. 426. 4) Pauli, Allgem. preuß. Staatsgeschichte. 4. Bd. S. 144.

ablösbare Sündenschuld auf seinem Gewissen lastend glaubte [5]). Als er sich endlich dieser entschlug, faßte er den Gedanken, den festen Wohnsitz des Hochmeisters für immer nach Preußen zu verlegen. Sicher wollte er durch eine regere Theilnahme an den Regierungsgeschäften sich dem Geiste des Trübsinns entreißen und durch angestrengte Thätigkeit den verlorenen Gleichmuth wieder finden. Dieses war der Hauptzweck einer abermaligen Reise nach Preußen, die er im Sommer des Jahres 1302 dahin antrat. Nachdem er in Livland den Streit mit dem Erzbischofe Isarn geschlichtet, versammelte er ein Ordenscapitel zu Memel [6]) und suchte darauf dem eingerissenen Sittenverderbnisse der Ritterbrüder durch Schärfung der Ordensgesetze und Anordnung strengerer Strafen abzuhelfen. Zugleich machte er den Vorschlag zur Verlegung des hochmeisterlichen Sitzes nach Preußen. Da er aber einen heftigen Widerstand gegen seine Anträge erfuhr, erklärte er, daß er, weil er keinen Gehorsam bei dem Orden finde, sein Amt freiwillig niederlege, welches er ohnehin schon vor zwei Jahren zu thun Willens gewesen sei Wiewol seine Abdankung vorläufig angenommen wurde, so beriefen die Ritter doch noch im Sommer des Jahres 1303 ein zweites Ordenscapitel nach Elbing, auf welchem Gottfried von Hohenlohe abermals erklärte, daß er freiwillig die Ordensregierung niederlege. Ganz im Widerspruche damit versammelte er aber, nachdem er sich zurück nach Teutschland begeben hatte, mehre mit der Wahl des neuen Hochmeisters unzufriedene Ordensritter, bediente sich des hochmeisterlichen Titels wieder und foderte im J. 1304 in einem Schreiben die vornehmsten Ordensbeamten auf, ihm den schuldigen Gehorsam zu leisten. Auch brachte er den römischen König Albrecht und mehre teutsche Bischöfe und Grafen auf seine Seite; doch fand er in dem Orden selbst so wenig Anhänger, daß er nie wieder die Regierung an sich zu reißen vermochte, nach deren Wiedererlangung er in seinen letzten Lebensjahren unablässig trachtete. Er starb in der ersten Hälfte des Jahres 1309, wahrscheinlich zu Marburg. (*Rauschnick.*)

HOHENLOHE (Georg Friedrich Graf von), ein Sohn Graf Wolfgangs aus dem weikersheimer Zweige und Magdalenens, geborenen Gräfin von Nassau-Dillenburg, geboren am 6. Dec. 1569, trat noch sehr jung in niederländische Kriegsdienste, aus denen er sich aber 1599 zurückzog, als er Oberster des fränkischen Kreises wurde; in dieser Eigenschaft machte er auch einige Feldzüge gegen die Türken, darauf aber trat er 1608 der Union zu Hall bei und übernahm 1610 nach seines Vaters Tode die Regierung seines Gebiettheils Weikersheim. Er stand bei dem Kaiser Matthias in besonderer Gunst, der ihn 1612 zu seinem Obersten und Kriegsrath ernannte, 1615 aber ihm die Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig und der Stadt Braunschweig übertrug. Durch seine Vermählung mit Eva von Wallenstein 1607 erwarb er die Herrschaften Kosmanos, Jungenbunzel und Krulich, und wurde dadurch böhmischer Standesherr. Als solcher trat er 1618 auf die Seite des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, entsetzte 1619 die von den Kaiserlichen belagerte Stadt Tabor und nahm Theil an der Schlacht auf dem weißen Berge, nach deren Verlust er vergeblich neuen Waffenstillstand für Friedrich von der Pfalz zu vermitteln strebte. Als ein Anhänger dieses unglücklichen Fürsten wurde er von Kaiser Ferdinand mit der Reichsacht belegt, die jedoch 1623 wieder aufgehoben wurde, nachdem er Friedrich's Partei verlassen hatte. Als König Gustav Adolf von Schweden den Kampf gegen die katholische Partei in Teutschland begann, trat Georg Friedrich zu ihm über und wurde von ihm 1632 zum Statthalter des schwäbischen Kreises ernannt. Er bewies sich nun sehr thätig für die Evangelischen und wurde deshalb 1634 von dem Kaiser abermals in die Acht erklärt, der ihm auch seine Herrschaft Weikersheim nahm und sie dem teutschen Orden zu Sequestration übergab; auch blieb er von dem prager Frieden ausgeschlossen. Zwar erlangte er 1637 die Verzeihung des Kaisers, nicht aber die verlorene Herrschaft wieder, die dem Hause Hohenlohe erst im westfälischen Frieden zurückgegeben wurde. Er starb am 7. Jul. 1645 ohne männliche Nachkommen. (*Rauschnick.*)

HOHENLOHE (Wolfgang Julius), aus der weikersheimer Linie, Sohn des Grafen Siegfried und Mariens, einer geborenen Gräfin von Kaunitz, geboren am 3. August 1622, trat schon in seinem 15. Jahre in schwedische Kriegsdienste, die er aber, weil er schon bei dem ersten Gefechte schwer verwundet wurde, auf Verlangen seines Vaters wieder verließ. Er begab sich nach der damaligen Sitte des hohen Adels nach Paris zu seiner weitern Ausbildung, doch war seine Neigung zu dem Kriegerstande so groß, daß er nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt in Frankreichs Hauptstadt heimlich entwich und unter einem falschen Namen als gemeiner Reiter Dienste in dem Regimente des General Grafen von Ranzau nahm. Er zeichnete sich dabei so aus, daß er zum Hauptmanne einer Escadron ernannt wurde. Seine Bravour zog die Aufmerksamkeit des Herzogs von Orleans auf sich, der ein Regiment teutscher Reiterei errichtete und den Grafen Wolfgang Julius, der nun sein Incognito ablegte, zum Obersten darüber machte. Auch erhielt dieser Gelegenheit, sich in den Schlachten bei Raitet, bei Paris und bei dem Canal de Briar einen großen Waffenruhm zu erwerben, weshalb er denn auch 1650 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt wurde. Als solcher ging er unter dem Prinzen von Condé nach den Niederlanden, woselbst er zwar wiederum großen Heldenmuth bewies, doch in Gefangenschaft gerieth und nach Arras gebracht wurde, woselbst es ihm aber gelang, zu entkommen. Die Feindschaft des Prinzen von Condé bestimmte ihn, seinen Abschied zu fodern, und da ihm derselbe verweigert wurde, so verfiel er aus Verdruß darüber in eine Krankheit. Als er nach seiner Wiederherstellung noch auf seine Verabschiedung bestand, wurde er zu Antwerpen verhaftet und nur nach einer siebenmonatlichen Einkerkerung auf die dringenden Vorstellungen der teutschen Fürsten entlassen. Er übernahm darauf 1658 die Stelle eines Generallieutenants der kaiserlichen Truppen gegen Frank-

5) Voigt, Geschichte Preußens. 4. Bd. S. 168, 169. 6) Voigt a. a. O. S. 170 fg.

reich und darauf den Oberbefehl über die Reichstruppen in Ungern, woselbst er einen glänzenden Theil an dem großen Siege bei St. Gotthard 1664 hatte. Nachdem er die Reichsvölker wieder zurück nach Teutschland geführt hatte, entsagte er, mit dem Titel eines kaiserlichen Feldmarschalls belohnt, dem Kriegsdienste und lebte von da an bis zu seinem Tode 1698 auf seiner Herrschaft Neuenstein. Er hinterließ keine Nachkommen. (*Rauschnick.*)

HOHENLOHE-INGELFINGEN (**Friedrich Ludwig Fürst von**), geboren den 31. Jan. 1746, trat noch minderjährig in preußische Kriegsdienste und erlangte darin schon 1788 den Grad eines Obersten und Commandeurs im Regiment Tauenzien, im J. 1792 wurde er Generalmajor und befehligte in dem Rheinfeldzuge eine Brigade, mit welcher er sich 1793 in den Treffen bei Oppenheim, Pirmasens und bei der Erstürmung der weißenburger Linien auszeichnete. Darauf erhielt er aber ein eigenes Armeecorps unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Möllendorf, mit welchem er nicht weniger ausgezeichnet focht und besonders zum Gewinn der dritten Schlacht bei Kaiserslautern am 20. Sept. 1794 beitrug. Ein wichtiger Zeuge seiner kriegerischen Tüchtigkeit ist der Fürst Blücher von Wahlstadt, der in seinem eigenhändig geschriebenen Tagebuche dieser Feldzüge ihn einen Heerführer nennt, auf den das preußische Heer stolz sein kann*). Nach Beendigung dieser Feldzüge erhielt er den Rang als Generallieutenant und den Befehl des Neutralitätscordon an der Ems. Im J. 1796 gelangte er durch den Tod seines Vaters zur Regierung des Fürstenthums Ingelfingen, eines Theils von Öhringen und der Majoratsherrschaften Schlawentzitz und Lassowitz in Oberschlesien und der Majoratsherrschaft Oppurg in Sachsen. Er blieb aber in preußischem Kriegsdienste und genoß das Wohlwollen Königs Friedrich Wilhelm III., der ihm 1800 das Gouvernement der fränkischen Fürstenthümer und den Generalbefehl über die breslauische Inspection anvertraute und ihn auch zum General der Infanterie ernannte. Im J. 1805 befehligte er den Theil des preußischen Heeres in Franken, der aus den preußischen und schlesischen Regimentern bestand. In dem preußisch-französischen Kriege 1806 war er Oberfeldherr des preußischen Heeres, welches bei Jena am 14. Oct. 1806 von Napoleon geschlagen wurde, worauf er die Reste seines Heeres gegen die Oder zurückführen wollte, aber schon am 23. Oct. bei Prenzlau sich mit 17,000 Mann den Siegern kriegsgefangen ergeben mußte. Schon im August 1806 hatte er die Regierung seines Fürstenthums seinem Sohne Friedrich August Karl abgetreten, weil er nicht als mediatisirter Fürst unter Würtembergs Hoheit stehen wollte. Die Franzosen zwangen ihn als Kriegsgefangenen in Frankreich zu leben; nach dem Frieden begab er sich auf seine schlesischen Standesherrschaften, deren Besitz er sich vorbehalten hatte. Gleich nach der Capitulation zu Prenzlau legte er alle seine militairischen Würden nieder, und lebte, nachdem er aus Frankreich entlassen worden war, auf seinem Schlosse Schlawentzitz in Schlesien, woselbst er am 15. Febr. 1818 starb. (*Rauschnick.*)

*) Preußens Helden (Weimar 1830). 2. Bd. S. 105.

Holt (Inselgruppe), s. **Jermoloff.**

Hombaum, s. **Hom.**

Hont (de), s. **Hondius.** (Th. X. S. 380 steht fälschlich Hondenius.)

HOPLISTES *Macquart* (**Insecta**). Eine Dipterengattung aus Sargus gesondert, zur Familie Stratiomydes gehörig (*Macquart*, Diptères. 1834. p. 254). Als Kennzeichen sind angegeben: Körper länglich, das dritte Fühlerglied linsenförmig aus vier Theilen bestehend, der Griffel an der Wurzel des vierten eingefügt, das Schildchen mit zwei Spitzen, in den Flügeln eine einzige Submarginalzelle. Als Arten gehören hierher:

1) H. **bispinosus.** (**Sargus bispinosus**, Wiedemann's außereuropäische Zweiflügler, Taf. 7. Fig. 6.) Drei und eine halbe Linie lang, braun. Gesicht und Fühler ockergelb. Die Stirn gelb, an jeder Seite ein brauner Punkt, das Brustschild mit gelben Schultern und zwei dergleichen Binden, das Schildchen und seine Spitzen gelb. Der Hinterleib breit, mit gelbem Rande, der erste Ring mit großen gelben Flecken, die Schenkel gelb, die Schienbeine braun, die Tarsen weiß, die Flügel glashell. Vaterland Brasilien.

2) H. **hortulanus.** (**Sargus hortulanus**, Wiedemann ebendas. Nr. 9.) Drei und eine halbe Linie lang, das Gesicht gelb, der obere Stirntheil gelb, die Fühler mit gelblicher Wurzel, das Brustschild mit zwei grünen oder gelben Binden, eine andere Binde vor der Flügelwurzel, das Schildchen gelb, der Hinterleib mit gelbem Rande und gelben Binden, die Füße gelb, die Flügel mit gelbem Randmale. Es ist nur das Weibchen bekannt, welches aus Brasilien kam.

3) H. **pomaceus.** (**Sargus hoplistes**, Wiedemann Nr. 6.) Vier Linien lang, schwarz, das Gesicht oben gelb, der Scheitel auf jeder Seite mit einem gelben Flecke, das Brustschild mit zwei Linien, die Ecken und das Schildchen apfelgrün, die zwei Spitzen des letztern am Ende schwarz, der Hinterleib mit Ockergelb gerandet, der erste Ring hinten mit einer grünen Binde, die Schenkel gelb, die Schienbeine braun, die Tarsen weiß mit braunem Ende, die Flügel etwas gelblich. Es ist ebenfalls nur das Weibchen bekannt, welches sich in Wiedemann's Sammlung findet. (D. *Thon.*)

HORCH, 1) **Christoph**, geb. 1667 zu Berlin, wo sein Vater, Andreas H., als Chirurg bei der Leibgarde angestellt war, empfing theils durch Hauslehrer, theils am cöllnischen Gymnasium seine Schulbildung, wurde daneben aber schon von seinem in seinem Fache ausgezeichneten Vater in der Chirurgie unterwiesen. Im J. 1684 bezog er die Universität Königsberg, und schenkte besonders dem Unterrichte des Anatomen Phil. Jak. Hartmann seine regste Theilnahme, beschäftigte sich aber daneben auch viel mit dem philosophischen System des Descartes, kehrte nach drei Jahren in seine Vaterstadt zurück, begab sich aber bald darauf nach Breslau, wo er nicht nur Gelegenheit hatte, mit den dortigen tüchtigen Ärzten bekannt zu werden, sondern sich auch unter des geschickten Chirurgen Purmann's Leitung in chirurgischen Operationen zu versuchen. In Folge einer Reise, welche er nach Bern, der

dortigen Lazarethe wegen machte, erhielt er im J. 1690 die Stelle eines Feldchirurgen in der schweizerischen Armee, und namentlich bei den Truppen der Cantone Uri und Luzern und hatte dadurch Gelegenheit, auch viele bedeutende Hospitäler Italiens zu sehen, gab sie jedoch bald wieder auf, um sich in gleicher Weise bei den würtembergischen Truppen anstellen zu lassen. Der Tod seines Vaters veranlaßte ihn, seinen Abschied zu nehmen; da er aber nur als Doctor zurückkehren wollte, begab er sich nach Padua, um dort zu promoviren, da er mit den dortigen Lehrern schon in Briefwechsel stand, zog er zu Patin ins Haus und disputirte unter dessen Vorsitze am 15. und 18. Februar 1692, zuerst für den Doctorat in der Chirurgie, und dann für denselben Grad in der Philosophie und Medicin. In Berlin, wohin er durch die Schweiz zurückkehrte, verweilte er nicht lange, sondern ging noch 1692 mit dem Generalfeldmarschall Grafen von Flemming als Feld- und Lazaretharzt nach Brabant, und benutzte diese Gelegenheit, nach Beendigung des Krieges die wichtigsten Städte in den Niederlanden kennen zu lernen. Im J. 1693 wurde er königl. preuß. Oberchirurg und Inspector aller Militairärzte, 1696 Hofmedicus, und begleitete den damaligen Kurprinzen auf einer Reise nach den Niederlanden, welcher ihn zu seinem Leibarzte erwählte, und wurde vom Könige Friedrich I. 1703 zum Hofrath und Leibmedicus gemacht. Bei König Friedrich Wilhelm I. fand er dieselbe Anerkennung, und wurde von ihm 1716 in allen Ämtern und Würden bestätigt. Obschon er sich vom Hofe späterhin ganz zurückgezogen hielt, wurde er doch 1734 neben Eller und Friedr. Hoffmann bei einer schweren Krankheit des Königs zu Rathe gezogen, und nach Herstellung desselben zum geheimen Rathe ernannt. Er starb erst am 20. April 1754, 86 Jahre alt, war auch Senior des Obercollegii medici, Mitglied des Sanitätscollegii zu Berlin und Mitglied der kaiserl. Akademie der Naturforscher. Noch ehe er die Universität besucht hatte, unternahm er schon eine Übersetzung von Muy's **Praxis medico-chirurgica rationalis** ins Teutsche, gab sie aber erst später (Berl. 1688) heraus. Die Vorurtheile gegen die Cartesische Philosophie, welche in Berlin herrschte, bestimmten ihn, nach vollendeten Studien ihren Nutzen für die Theorie der Medicin durch seine Abhandlung: **Nutritio microcosmi non per humoristas sed per chymistas rationalis et experimentalis**, zu zeigen. Seine zahlreichen Geschäfte hinderten ihn, sich oft als Schriftsteller vernehmen zu lassen; doch legte er in den **Ephemerides Acad. Naturae Curios.** einige seiner Beobachtungen nieder. Von neidischen Collegen hatte er Vieles zu ertragen, besonders im J. 1704, sodaß er sich sogar in einer kleinen Schrift: C. H., Bescheidene Ablehnung der wider ihn einige Jahre her divulgirten Verkleinerungen, vertheidigen zu müssen glaubte. Mit Friedr. Hoffmann stand er in genauem Vernehmen, sah sich daher aber, gleich diesem, von Gundelsheimer verfolgt. Da die Hämorrhoiden damals als wohlthätig betrachtet und oft durch Kunst dem Körper abgezwungen wurden, bezeichnete H. sie als eine Krankheit, und erklärte das Übel der Philister 1 Sam. 5, 6—12 damit für einerlei, fand aber hartnäckigen Widerspruch. In zwei Ehen erzeugte er mehre Töchter, aber nur einen Sohn, Friedrich Wilhelm H., Verfasser einiger kleinen Schriften, naturhistorischen, medicinischen und physischen Inhalts, welcher aber schon vor ihm, nämlich am 18. März 1744, als königl. preuß. Hof- und Kirchenrath starb [1]. (*R.*)

2) **Johann Heinrich** [2]), geb. am 1. Dec. 1652 zu Eschwege in Hessen, und gest. am 5. August 1729 zu Kirchhain in der Nähe von Marburg, ein durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine traurigen Schicksale unter den Anhängern des Chiliasmus besonders bemerkenswerther Mann, welcher in einer tolerantern Zeit und wenn man den guten Kern in seiner Lehre mehr von der harten Schale unterschieden hätte, wahrscheinlich den Irrthümern, in welche er verfallen war, zeitig entsagt und sein reiches Talent, was unter diesen Umständen der Welt verloren ging, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft und der christlichen Kirche verwendet haben würde. Fand die Schwärmerei ohnehin schon in seiner Organisation einen empfänglichen und günstigen Boden, so mußte sie bei ihm um so tiefere Wurzeln schlagen, da er frühzeitig mit solchen Personen traulich verkehrte, welche durch ein warmes Herz und lebhafte Phantasie getrieben, von den dürren Gefilden einer starren Glaubensform sich in das Reich der Gefühle geflüchtet hatten und sich nach etwas Besserm sehnten. Die Familie Horch's stammte wahrscheinlich aus den Niederlanden, von wo sie während der Unruhen des 16. Jahrh. nach Hessen ausgewandert sein mochte, und war der reformirten Kirche zugethan. Nachdem er in seiner Vaterstadt die erfoderliche Schulbildung erhalten hatte, bezog er im J. 1670 die Universität Marburg, begab sich aber schon 1671 von dort hinweg, um in Bremen die Leitung des Theologen H. Flockenius genießen zu können, disputirte dort 1672 über eine Dissertation: **De peccato in spiritum sanct.**, und hörte nach seiner im J. 1674 erfolgten Rückkehr auf die marburger Universität medicinische Collegien, vertheidigte daselbst eine medicinische Dissertation, disputirte als Präses 1675: **De natura insomniorum**, und gab als Beweise seiner Gelehrsamkeit **Disputt. philosoph. III. exhibentes aliquot fragmenta ethica** (Marb. 1679) heraus. Als Hofmeister eines jungen Adeligen ging er im J. 1679 nach Danzig, 1680 nach Frankfurt an der Oder, arbeitete ungemein viel und untergrub dadurch seine Gesundheit, sodaß er eine beabsichtigte Reise nach Leyden aufgeben mußte. In Marburg, wo er die Magisterwürde schon früher erhalten hatte, fing er nach Herstellung sei-

1) J. Chr. Strodtmann's Gesch. jetztlebender Gelehrten. 10. Th. S. 296—300. Dess. Neues gelehrtes Europa. 5. Th. S. 227—228. Adelung, Fortsetz. u. Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2136 fg. Biographie medical. T. V. p. 288.

2) So *Scheppius* in der Vita Horchii. Gewöhnlich schreibt der Mann selbst seinen Namen Henrich Horche oder latinisirt Horchius, doch findet man daneben zuweilen auch Horch (s. Beilagen zu seiner Lebensbeschreib. von Haas S. 375), wie er auch von seinen Collegen und Bekannten, in fürstlichen Erlassen rc. (s. a. a. O. S. 321 fg., 361, 373, 378 fg., 383, 402) genannt wird. Bei den Literarhistorikern heißt er daher Horch.

ner Gesundheit an, Vorlesungen zu halten, besonders über Descartes' Philosophie. Aber schon 1683 stellte ihn der Kurfürst von der Pfalz, bei welchem er sich durch eine Predigt empfohlen hatte, als ersten Diakonus in Heidelberg an; zwar kam H. 1685 als Prediger nach Creuznach, wo er zugleich Hofprediger der Herzogin von Simmern war, kehrte aber 1687 als dritter Prediger an der heil. Geistkirche nach Heidelberg zurück, nachdem er 1686 daselbst Doctor der Theologie geworden war, wobei er Elementa charitometriae ad investiganda gratiae divinae dimensiones comparata vertheidigte. Eine von den Jesuiten gegen den heidelberger Katechismus herausgegebene Schmähschrift [3]) veranlaßte ihn hier, die Lehre seiner Kirche zu vertheidigen [4]), wodurch er freilich sich in eine verdrüßliche und selbst gefährliche Lage versetzt sah, nachdem Heidelberg von den Franzosen occupirt worden war [5]). Zu seinem Glücke erhielt er in dieser Zeit der Spannung und Bedrängniß einen Ruf nach Frankfurt a. M. als reformirter Prediger, welchem er 1688 folgte. Doch bald nachher bemühte man sich, ihn als dritten Professor der Theologie für Herborn zu gewinnen, und mit dem Monate Mai 1690 eröffnete er hier seine Vorlesungen, erhielt bald darauf die zweite Professorstelle, bekleidete 1694 das Rectorat und rückte 1696 nach Lent's Tode auch in die ordentliche Professur der Kirchengeschichte und morgenländischen Literatur ein. Bisher hatte man nur Ursache gehabt, seine Gelehrsamkeit und sein wissenschaftliches Streben hochzuachten, was sich auch durch den großen Beifall, den seine Predigten und akademischen Vorträge fanden, und durch Anerkennung desselben im In- und Auslande deutlich aussprach. Allein allmälig entwickelte sich in ihm die Stimmung, welche ihn in die unangenehmsten Händel verwickelte, und um sein ehrenvolles Amt, ja eine Zeit lang in das Irrenhaus brachte.

Die ersten Keime der Schwärmerei, welche eine Zeit lang sich zu einer furchtbaren Höhe in Horch steigerte, hat man wol von der Verbindung herzuleiten, in welche derselbe während seines Aufenthalts zu Bremen mit Theodor von Undereyck in seiner Jugend gestanden hatte; doch blieb er entweder lange unentschieden über die Wahrheit seiner vermeintlich tiefern Einsicht, oder wagte es nicht, damit hervorzutreten, weil er wol wußte, daß er bei dem herrschenden Eifer für Rechtgläubigkeit jede Aussicht auf Anstellung sich dadurch abschneiden würde. Daß jener Verkehr mit Undereyck schon einen Verdacht gegen ihn erregt hatte, erfuhr er ja schon bei seiner ersten Anstellung in Heidelberg, wo ihn erst dann keine weitern Hindernisse in den Weg gelegt wurden, als er den Chiliasmus für Irrthum erklärte. Erscheinungen und Offenbarungen will er übrigens schon zu Heidelberg erhalten haben [6]), doch war zu viel tüchtiger Kern in dem übrigens lebhaften, heftigen und leidenschaftlichen Manne, welcher ihn noch geraume Zeit im richtigen Geleise erhielt. In Frankfurt zeigte sich seine Neuerungssucht wenigstens darin, daß er vorschlug, daß das Abendmahl nach Gewohnheit der ältesten Kirche sitzend genossen werde, ließ den Vorschlag aber doch leicht wieder fallen, als er nicht annehmbar befunden wurde. Nach einer Mishelligkeit mit seinem Collegen Hildebrand im J. 1693 verhielt sich Horch auch in Herborn ruhig, obschon er 1695, wie aus spätern Angaben desselben erhellt [7]), von Visionen heimgesucht wurde, deren Grundton Untergang alles dessen, was ist, und Herstellung einer neuen Schöpfung war. Es ist Thatsache, daß der lange in Horch schlummernde Funke erst dann in helle Flammen ausbrach, als durch Austausch seiner Träumereien mit Balth. Christoph Klopfer aus Greifenstein, welcher sich mit allem Ungestüm eines Enthusiasten für berufen hielt, als Prophet die böse Welt zu bekehren, und mit dem Inspector Joh. Heinr. Reitz zu Braunfels die nur mit Mühe bisher im Zaume gehaltene Phantasie gar bald das Übergewicht gewann und ihn von einer Unüberlegtheit und Albernheit zur andern taumeln ließ. Den ersten Anstoß zum Ausbruche der Unruhen gaben Horch's Zusammenkünfte mit Klopfer, welche nicht geduldet werden sollten, und für ihn, da er auf Verwarnungen nicht achtete, den unangenehmen Ausgang hatten, daß die Regierung der Grafschaft Solms ihn durch Soldaten bis an die nassauische Grenze schaffen ließ. Durch diesen Vorfall fanatisirt, meinte er nun zur Ausführung der längst gehegten Verbesserungsplane schreiten zu müssen. Der Anfang davon war die wiederholte Verweigerung, an dem gewöhnlichen Examen Theil zu nehmen, in einer groben, den Verhältnissen unangemessenen Form und unter Vorbringung ganz nichtiger Gründe [8]). Durch eine Commission wurde die Sache untersucht; zum Unglück aber befand sich in derselben auch Hildebrand, mit welchem Horch schon früher in Irrung gewesen war, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß H. eben dadurch erst recht gereizt wurde. Indessen milderte und beschränkte er im Verhöre Manches, was er früher unvorsichtig geäußert hatte, oder nahm es auch wol ganz zurück [9]). Doch blieb noch immer genug Irriges ihm vorzuwerfen, und man verfehlte nicht, in dem zu erstattenden Berichte dies in das gehörige Licht zu setzen. Zugleich gab die Commission an, daß Horch durch allerlei unrechtmäßige Mittel sich einen großen Anhang zu verschaffen suche, und

3) Actio injuriarum instituta a veritate contra calumniam in dicasterio nudae et simplicis rationis ob doctrinam catholicis in respons. ad quaest. 80. Catech. Heidelb. falso imputatam. 4) Die auf den Streit bezüglichen Schriften sind betitelt: Genius missae; Justitia causae; richtige Erklärung der 80. Frage des heidelb. Catechismi wider D. Kunkel; endlich die bedeutendste: Sacerdotium Romanum una cum ejus sacrificio (Amst. 1690). Der jesuitische Gegner hatte nicht sogleich geschwiegen, sondern erst Calumnia inter sacrum et saxum, dann Naseus cereus, außerdem Kunkel in Mainz einige Streitschriften: Lilium inter spinas; Übel ärger; Verus genius missae und Separatio pretiosi a vili herausgegeben. 5) Ein Büschlein Myrrhen — — in acht Predigten von H. Horch, in der Zuschrift und S. 165.

6) Lebensbeschreib. von Haas S. 68 fg. 7) a. a. O. S. 69. 8) Vergl. den Brief in H.'s Sendschreibin an seine hinterlassenen Zuhörer und in der Lebensbeschreib. von Haas S. 317 fg. 9) Fragen u. Antworten sind gedruckt (Herb. 1701. 4.) und in Haas' Lebensbeschreib. S. 324 fg.

durch seine Schwärmerei der Universität auswärts einen bösen Leumund mache, und da er zu keiner der im teutschen Reiche anerkannten christlichen Confessionen gehöre, seine Duldung im Schooße der Hochschule dieselbe wirklich gefährde. Auf Vergleichsvorschläge, welche der Fürst von Dillenburg durch den Hofprediger Schacht that, ging H. nicht ein. Es erfolgte daher zunächst am 10. Nov. 1697 seine Suspension vom Predigtamte, zwei Tage später von seiner Professur, und als eine zweite Commission bei ihm durchaus keine größere Bereitwilligkeit sah, seinen Irrthümern zu entsagen und sich der reformirten Kirche wieder völlig anzuschließen, die völlige Entlassung am 15. Febr. 1698. Etwas später (28. März) verließ H. Herborn unter einer zahlreichen Begleitung von Studenten und Bürgern, und begab sich nach Offenbach, wo er ein ziemlich gemäßigt abgefaßtes Sendschreiben an seine hinterlassenen Zuhörer in der Kirche und hohen Schule zu Herborn herausgab, um sich zu rechtfertigen. Natürlich schwieg man in Herborn dazu nicht, und es erfolgte ein unerfreulicher Schriftwechsel zwischen Horch und Hildebrand [10]. Am 10. Dec. 1698 kam jener wieder nach Herborn und verging sich so weit, daß er von seinem Stande auf einer Emporkirche zu predigen anfing. Auch hielt er Conventikel, trotz des Verbotes von Seiten der Staatsregierung, und man verfuhr nichtsdestoweniger mit so viel Schonung gegen ihn, daß man ihm den längern Aufenthalt in Herborn nicht verbot, sondern kleine Versammlungen von wenigen Personen verstattete, was aber sehr gemisbraucht wurde. Im J. 1699 bezeigte H. Verlangen nach einer Aussöhnung mit der reformirten Kirche, wahrscheinlich in der Hoffnung, seine Stelle als Professor bei der Universität wieder zu erhalten; wenigstens betrieb er die Angelegenheit nicht nur sehr lässig, als man im Allgemeinen zwar Willigkeit zeigte, aber von seiner Wiederanstellung nichts verlautete, und machte sogar im Mai desselben Jahres zu Offenbach die Schrift: „Beruf, Glaube und Wandel in der Gemeine Gottes, fürnehmlich zu Herborn ꝛc." bekannt, welche zunächst gegen Hildebrand's polemisches Werk „Rettung seiner Antwort" ꝛc. gerichtet war. Natürlich war jede Aussöhnung auf diese Weise wieder abgeschnitten und Hildebrand hielt sich verpflichtet, auch wieder in die Schranken zu treten [11]). So überzeugte sich H. nun nothwendig davon, daß in Herborn für ihn nichts mehr zu erlangen sei, er zog sich daher im Juni 1699 nach Eschwege zurück, und dachte sein Wesen hier ebenso zu treiben, ließ sich auch den Bart wachsen, um den ersten Lehrern des Christenthums ähnlicher zu werden. Allein hier war man nicht geneigt, ihn gewähren zu lassen, untersagte ihm ernstlich das Lehren; da er Gegenvorstellungen machte, in ziemlich dreister Weise, so bekam die theologische Facultät zu Marburg Auftrag, seine Sache zu untersuchen, welche durch eine höchst milde Behandlung desselben nur so viel erreichte, daß er Anfangs sich bescheiden zeigte, aber im Übrigen beharrte er bei seiner Ansicht und betrug sich sogar ungezogen, als ihm die Auslieferung des Protokolls abgeschlagen wurde, weil dazu die Einwilligung des Landesherrn erfoderlich sei. Da er alle Schonung mit Drohungen vergalt und seine hartnäckige Widersetzlichkeit sich als unverbesserlich auswies, publicirten die Commissarien ihm den für diesen Fall schon gefaßten Beschluß des Landesherrn, welcher wahrscheinlich darin bestand, daß er bei längerer Fortsetzung seiner Unfertigkeiten das Land verlassen solle. Schon im Sept. 1699 war H. daher wieder in Herborn, machte es ärger als je, zog Alles, was wegen Schwärmerei unstät und flüchtig geworden war, an sich (z. B. Reitz, Sam. König) und hielt allem strengen Befehle zum Trotz Versammlungen, weshalb er endlich sammt allen Gleichgesinnten entfernt wurde. Marburg ersah er sich nun zum Tummelplatze. Allein schon am 4. Nov. 1699 arretirte man ihn dort, wahrscheinlich weil er neue Bewegungen unter den Laien veranlaßt hatte. Anfangs ertrug er seine Gefangenschaft mit Gelassenheit, aber nur zu bald überfiel ihn Irresein. Unstreitig lag der Grund seiner Unordnungen großentheils in seinem dicken Blute, wozu Verschleimung, die Folge angestrengter und anhaltender Beschäftigung, und ein hoher Grad von Hypochondrie sich gesellte. Das unfreiwillige Sitzen, zu welchem er sich verdammt sah, erhöhte jenen krankhaften Zustand und bereits im Junius 1700 war er in völlige Tobsucht verfallen, erkannte jedoch in hellern Momenten seine Thorheit und betete auf wahrhaft rührende Weise. Die Krankheit wurde gehoben, schon im Juli wurde er also entlassen und begab sich abermals nach seinem noch immer sehr geliebten Herborn. Die ungestüme heftige Streitsucht H.'s hatte sich durch sein Unglück großentheils verloren; er hatte es, und zwar, wie es scheint, ganz aufrichtig bereuet, daß er durch sein Betragen so viel Störung angerichtet habe. In dem „Echo oder Gegenschall auf die groben Irrthümer, welche ihm nachgerufen werden und schriftlich in vieler Händen seiend," welches er 1700 herausgab [12]), suchte er manche ihm gemachte Beschuldigungen abzuwehren; doch sieht man daraus, wie aus mehren seiner spätern Bücher, daß er gewisse Lieblingsvorstellungen nicht ganz aufgegeben habe. Er begab sich noch 1700 zu seiner Familie nach Eschwege, scheint aber dort einen neuen Anfall von Wahnsinn gehabt, jedoch wiederum ihn glücklich überstanden zu haben. Er betrachtet dieß nach einem an Hildebrand geschriebenen Brief als Strafe für die Verwirrung, welche er in der Kirche eine Zeit lang hervorgebracht habe und bittet deswegen die

10) Auf des Letztern „Antwort auf das Horchi'sche Sendschreiben" (Frankf. 1698. 4.) ließ H eine heftige folgen im: „Kampf mit dem Thiere, im Geheimniß der Ungerechtigkeit verborgen und ans Licht gezogen ꝛc." (Offenb. 1698. 4.), und Hildebrand verfaßte hingegen wieder eine „Rettung" seiner Antwort. 11) Er that dies in seinem „Rechtmäßigen Unterricht von denen Sacramenten, vom Lehramt, vom Beruf der Lehrer, vom Stand der weltlichen Obrigkeit, von denen Offenbarungen in den letzten Zeiten, von den Schulen, vom herrlichen Reich Christi, auch jüngsten Tage" (Herb. 1699. 4.). Die angegebenen Gegenstände waren eben durch Horch zu Controverspunkten zwischen beiden geworden.

12) Wieder abgedruckt in seiner Lebensbeschreib. von Haas S. 403—432.

theologische Facultät um Vergebung. Allmälig besserte sich sein Befinden; nach längerm ruhigen Aufenthalte in Eschwege wandte er sich am 6. Januar 1702 nach Dillenburg und fühlte das Bedürfniß, seine Wiedervereinigung mit der reformirten Kirche durch die Communion an den Tag zu legen. Bei alle dem gab er seine Verbindung mit solchen Personen nicht auf, welche seiner frühern Denkart zugesagt hatten, z. B. mit Petersen und Reitz, und als 1703 eine Schiffbrücke über die kleine Fulda einbrach und viele Menschen dadurch ums Leben kamen, erklärte er sich in einer solchen Weise, daß der Landgraf Befehl gab, ihn ins Hospital zu Haina zu sperren. Nur durch Flucht entging er der ihm zugedachten Einsperrung. Seit dieser Zeit muß der Krankheitsstoff aus seinem Körper als entfernt betrachtet werden; er beschäftigte sich wieder mit wissenschaftlichen Gegenständen und die früher erworbenen Kenntnisse thaten jetzt ihre guten Dienste. Schon der 1705 erschienene **Praeco salutis ad obstetricandum spei Israelis — — Specimen hebraeolatine**, spricht für seine Herstellung; Stellen der Evangelien, welche sich auf die Juden beziehen, werden darin erläutert. Seit 1708 hielt er sich zu Kirchhain bei Marburg auf, beschäftigte sich auf eine nützliche Weise und wußte sich die Achtung Anderer wieder zu gewinnen; 1709 zeigte sich eine Hoffnung, in Herborn wieder eine Professur zu erhalten, und als sich diese zerschlug, setzte ihm der Landgraf ein Jahrgehalt aus. Einige Zeit lebte H. in Marburg, suchte durch Umgang mit den dortigen Theologen und Besuchen der Collegien seinen Geist mehr zu stärken, ja hielt selbst Vorlesungen daselbst. Schon von 1713 an scheint er Kirchhain zu seinem beständigen Wohnorte erwählt zu haben. Wie viel er von seinen frühern Vorstellungen in diese ruhigere Periode seines Lebens mit herüber genommen habe, ist nicht zu bestimmen; Vorliebe zu allegorischen und typischen Erklärungen und Neigung zum Separatismus leuchtet auch aus seinen zahlreichen spätern Büchern hervor, welche nicht blos Haas in H.'s Lebensbeschreibung, sondern auch Adelung [13]) und Scheppe [14]) verzeichneten. Die Lehre vom tausendjährigen Reiche gab er nie auf [15]); dagegen ließ er die sonst behauptete Endlichkeit der Höllenstrafen fallen und bekämpfte Petersen [16]), der sie vertheidigte.

Horch war, wie ihn Haas [17]) charakterisirt, ein Mann von großen natürlichen Gaben, hatte einen durchdringenden Verstand, eine lebhafte Phantasie und tüchtige Urtheilskraft; dabei war er gewissermaßen ein Original. Mit einer großen Bekanntschaft in der damals gültigen Philosophie verband er nicht gewöhnliche Kenntniß der Mathematik [18]), der biblischen Grundsprachen, der hebräischen Alterthümer und Belesenheit in den rabbinischen Schriften; auch in den verwandten Semitischen Sprachen war er nicht unbewandert. Den damals vernachlässigten Gebrauch der Muttersprache hat er dringend empfohlen und besaß selbst eine große Gewandtheit in derselben. Die damals noch herrschende Überschätzung des Lateinischen befehdete er heftig und ungestüm. Sein Fleiß war ungemein groß, auch verstand er es, einen Reichthum von Gedanken in systematischer Verbindung zu entwickeln. Das Vertrauen auf seine Combinationsgabe und seinen Witz verleitete ihn zu vielen gezwungenen Deutungen der Bibel, und zahlreiche Vorurtheile verdunkelten oft seinen sonst hellen Blick. Von Gesinnung war er heftig, besonders in seiner Jugend; dabei war er ungemein ehrgeizig. Seine Verirrungen gingen zuletzt von dem rühmlichen Streben aus, der Unsittlichkeit zu steuern, überall Rechtschaffenheit und Frömmigkeit hervorzurufen. Zu diesem Ende meinte er auch den Cultus umgestalten zu müssen, um durch denselben für jenes Ziel wirken zu können. Löscher [19]) setzt ihn in die Classe der groben Pietisten, womit jedoch seine theologische Richtung keineswegs hinlänglich charakterisirt ist.

Seine Ansichten, welche sich in seinem Schriftchen „Echo oder Gegenschall" am leichtesten überblicken lassen, sind sich zwar während seines langen Lebens nicht ganz gleich geblieben, auch hat er sie nach den Umständen bald greller, bald milder gefaßt; im Wesentlichen sind sie aber folgende. Er glaubt, daß auch noch jetzt besonders dazu Ausersehenen göttliche Offenbarungen zu Theil würden, und versicherte, selbst dergleichen erhalten zu haben, und sucht diesen Glauben vorzüglich durch Joel 2 zu rechtfertigen. Die bestehenden kirchlichen Einrichtungen findet er mangelhaft und zwar hauptsächlich deswegen, weil nur Einer rede, die andern schweigen müßten, zieht daher auch das Zusammenkommen in Privathäusern vor, wie solches in den ersten Jahrhunderten der christl. Kirche Sitte gewesen. Die Reformation ist nach ihm nicht vollendet; daher bezeichnete er die reformirte Kirche als ein Afterpapstthum, als eine ihrer Mutter sehr ähnliche Tochter, als Babel, wovon man ausgehen müsse [20]). Glaubensbekenntnisse misbilligte er ebenfalls, sobald Jemand durch einen Eid darauf verpflichtet werden solle. Das äußere Wort der Offenbarung verwirft er nicht, sondern ehrt es als Erkenntnißquelle, aber nur als solche; alles Übrige wirke Gott innerlich im Menschen. Die Gewalt der Obrigkeit, kirchliche Gebräuche einzusetzen, leugnete er, jedoch oft wieder mit verschiedenen Restrictionen; sich selbst legte er in Folge seiner Salbung das Recht bei,

13) Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2139. Vergl. auch Geschichte der menschl. Narrheit. 4. Th. S. 252 fg. 14) Vita Horchii in Biblioth. Hagana. T. I. p. 376 sq. 15) Oft schärfte er in frühern Zeiten seinen Zuhörern ein: Non esse theologum, qui non sit propheticus. (*Scheppius* vita J. H. Horchii in Bibl. Hag. T. I. p. 364.) 16) In der „Filadelfischen Versuchungsstunde in Ansehung des sogenannten ewigen Evangeliums" (Marb. 1715. 4.) und „Gegensatz des ewigen Lichts u. der ewigen Finsterniß" (das. 1716. 4.) Gegen denselben ehemaligen Freund ist auch „Der unter dem Zeugniß Jesu verstellete Weissagungsgeist" (das. 1718. 4) und „Ja Nein und Nein Ja des ewigen Evangeliums" (das. 1721. 4.) gerichtet. 17) a. a. O. S. 211 fg.

18) Seine „Anfangsgründe einer Vernunft- und Buchstab-Rechenkunst, deren diese sonst Algebra heißt" (Leipz. 1695.) schätzte selbst der berühmte Wolf. 19) Timotheus Verinus. T. II. p. 73. 20) Sie sei zwar, wie er sagt, durch die Reformation aus Ägypten geführt worden, habe aber, wie Loth's Weib, sich nach dem Orte umgesehen, von welchem sie ausgegangen und den Rückweg dahin wieder eingeschlagen. *Scheppius* l. c. p. 372.

gottesdienstliche Versammlungen anzustellen. Das tausendjährige Reich und die persönliche Ankunft Christi erscheint ihm als nahe bevorstehend. In der Kindertaufe wollte er zwar nichts ändern, indessen hielt er das Untertauchen, als die älteste Form, für vorzüglicher; aus ähnlichem Grunde erschien ihm das Sitzen beim Abendmahl angemessener, als das Stehen. Den Unterricht in Sprachen und Künsten schien er zuweilen, in der Hitze des Streits, durchaus zu verachten und zu verwerfen; allein bei ruhigerm Blute tadelte er nur den todten Mechanismus, das geistlose Auswendiglernen von Regeln und Formen, und den Unfug, welchen der Pedantismus seiner Zeit mit den alten Sprachen trieb. Seine irenischen Versuche für die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen wußte seine Zeit nicht gehörig zu würdigen; sie flossen bei ihm aber aus der festen Überzeugung, daß der Anbruch des sichtbaren Reiches Christi vor der Thür sei. Für diesen seinen löblichen Zweck verfaßte er das nicht ohne Scharfsinn geschriebene und recht wackere Buch: Wahrheit und Friedensschule oder heil. Eintracht der Evangelischen in der göttlichen Gnadenlehre (Herborn u. Frankf. 1695), dann **Noctium Nassovicarum semestre primum, exhibens elementa charitometrias ad investigandas gratiae divin. dimensiones** (ib. 1695); **Philadelphia** oder Bruderliebe unter den rechtschaffenen Gläubigen in den sogenannten Lutherischen und reformirten Gemeinden ungeachtet der Streitfragen, welche diese unter einander haben, zur ersten Probe vom heiligen Abendmahl fürgestellet; und Philadelphia ꝛc. zur andern Probe von der Gnadenwahl und zugehörigen Fragen fürgestellet (beide Marburg 1712). Gegen Spinoza und die Anhänger seiner Philosophie kämpfte er in mehren seiner Bücher lebhaft und nicht ungeschickt; dahin gehören **Investigatt. theol. circa origines rerum ex Deo** (Herb. 1692. 4.); **Archetypus s. scrutinium naturae spiritualis et corporeae generaliter spectatae ex consideratione Dei** (Marb. 1713. 4.) und **Invisibilia Dei in rebus ab ipso factis visibilia** (ib. 1719. 4.). In dem letztern Werke bestrebte er sich zugleich, den zwischen Jak. Wittich und Ant. Driessen über des erstern Dissertation **de natura Dei** entstandenen Streit zu vermitteln.

Horch ist sehr häufig als Schriftsteller aufgetreten, zum Theil dazu durch seine äußern Lebensverhältnisse veranlaßt. Die meisten davon haben nur einen geringen Umfang und für unsere Zeit kein Interesse. Außer den schon gelegentlich genannten verdienen etwa folgende noch besonders hervorgehoben zu werden: **Apparatus ad demonstrationem epist. Pauli ad Romanos** (Herb. 1694. 4); herbornsche Bibelübung d. i. Christus im Schatten und Körper nach gewissen Zeitläuften (das. 1691. 2. Ausg. 1702); **Textura sacrorum fasciculus I.** (Marb. 1708. 4.); das hohe Lied mit Paraphrase und Analyse, auch Bemerkungen über Hiob enthaltend und dazu bestimmt auf seine beabsichtigte neue teutsche Bibelübersetzung aufmerksam zu machen; **de jure primogenitorum inprimis domini nostri Jesu Christi** (Herb. 1694. 4.); **Structura templi ab Ezechiele visi cap. XL et sq.** (ib. 1709. 4.), woraus „der von Ezechiel gesehene Tempels Grundriß" (das. 1709. 4.) ein bloßer Auszug ist; Schriftmäßige Untersuchung der Sendschreiben an die sieben Gemeinen in Asia (Herb. 1693. 4. ursprünglich lat. Disputationen); **Patmus, h. e. Apocalypsis Jesu Christi, quae vulgo dicitur, s. Joh. elucidata** (ib. 1709. 4.); **Cyclus magnae mundi hebdomadis in prima adumbratus** (ib. 1709. 4.); Mystische und prophetische Bibel, d. i. die ganze heilige Schrift nach dem Grund verbessert (das. 1712. 4.); Prophetischer Uhrzeiger des Muhammed. Reiches (das. 1717. 4.; 2. Ausg. Winterthur 1774.). Eine Auswahl seiner Kanzelvorträge bei wichtigen Vorfällen enthält „ein Büschlein Myrrhen oder Predigten über auserlesene Stellen der heil. Schrift" (Hanau 1690.). Auf Bildung tüchtiger Prediger sind seine **praecepta methodica formandae concionis** (Herb. 1692) berechnet [21]). (*A. G. Hoffmann.*)

Hornyaken, s. unt. Slowaken.

HORST (Georg Konrad), geboren im Jahr 1769 zu Lindheim in der Wetterau, verdankte den ersten Unterricht seinem Vater, einem dortigen Prediger, der früher halle'scher Missionair gewesen war und eine große Vorliebe für die orientalischen Sprachen besaß. Nach seinem eigenen Geständnisse in spätern Jahren lernte Horst schon in der Wiege Hebräisch. „Was ich irgend von meinem Vater verlangte," sagt er selbst [1]), „mußte ich hebräisch verlangen, vor und nach Tische hebräisch beten u. s. w. Ja, was noch einziger, und ohne allen Zweifel ganz einzig in seiner Art ist, ich ward in einer hochteutschen, evangelisch-lutherischen Kirche größtentheils hebräisch confirmirt." Schon in früher Jugend las Horst mehre Schriften der Rabbinen: Kimchi, Abarbanel, Maimonides u. a., besonders des Letztgenannten Schrift: **De existentia Dei.** Als er späterhin Zögling des Gymnasiums zu Hanau geworden war, widmete er sich mit großem Eifer den übrigen Semitischen Dialekten. Zu Hanau genoß Horst besonders Arnoldi's Unterricht. Unter der Leitung dieses gründ-

---

21) Vergl. über ihn: Lebensbeschreib. des berühmten D. Henrich Horchens aus Hessen, ehemaligen öffentlichen Lehrers der Gottesgelahrtheit zu Herborn — — herausgegeben von C. F. L. Haas (Cassel 1769). Unschuldige Nachrichten auf das J. 1707. S. 380—886. Heinsius, Fragen aus der Kirchenhistorie, fortgesetzt von Stockmann. 9. Th. S. 516 fg. *Jac. Scheppius*, Vita J. Henr. Horchii in der Bibliotheca Hagana. Tom. I. p. 357 sq. Adelung, Fortsetzung von Jöcher's Gelehrtenlex. 2. Bd. Col. 2138 fg. Geschichte der menschlichen Narrheit. 4. Th. S. 220 fg. (Auszug aus Haas.) J. G. W. Dunckel, Histor. kritische Nachrichten von verstorb. Gelehrten. 1. Th. S. 95. 2. Th. S. 558. Horch's Bild befindet sich vor der 2. Aufl. seines „Prophet. Uhrzeig. des Muhammed. Reiches." Nach Haas' Vorrede sollte man es auch vor der Lebensbeschreib. desselben erwarten, allein vor dem mir zu Gebote stehenden Exemplar derselben findet es sich nicht. J. L. v. Mosheim's Kirchengesch. des N. T. — — bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt von J. R. Schlegel. 6. Bd. S. 1071. Walch's Religionsstreitigk. in der Luth. Kirche. 2. Th. S. 748. Henke, Allgem. Gesch. der christl. Kirche. 4. Th. S. 532, 533. W. D. Fuhrmann, Handwörterb. der christl. Religions- u. Kirchengesch. 2. Th. S. 849, 350.

1) In seiner Mysteriosophie (Frankf. a. M. 1817). 1. Th. S. XXIV fg.

lichen Kenners der orientalischen Literatur machte er rasche Fortschritte, sodaß er bald sowol die arabische, als die syrische Chrestomathie von Michaelis, die **Historia Joctanidarum**, Stücke aus *Haririi* **Consess.**, aus Assemani's orientalischer Bibliothek u. s. w. mit Fertigkeit lesen konnte.

Zu Gießen eröffnete Horst in den achtziger Jahren seine akademische Laufbahn. Er setzte dort, während eines dreijährigen Aufenthaltes das früh begonnene Studium der orientalischen Sprachen fort, doch in Verbindung mit der Theologie, die er nach dem Wunsche seines Vaters zu seinem künftigen Berufe wählen sollte. Nur kindlicher Gehorsam führte ihn nach Lindheim zurück, zu einer Zeit, wo Schulz und Hezel, seine Hauptführer im Gebiete der morgenländischen Literatur, ihn in Gießen zu fesseln wünschten und ihm die Laufbahn eines akademischen Docenten von einer lockenden Seite darstellten. Nachdem er einige Monate sich in Hanau bei seinem Jugendlehrer Arnoldi aufgehalten und einige Reisen unternommen hatte, ward er in seinem 22. Jahre Pfarrer zu Lindheim. Diese Stelle legte er im J. 1819 nieder, und lebte seitdem in ländlicher Abgeschiedenheit den Wissenschaften und seiner Familie. Bereits im J. 1809 hatte er den Charakter eines hessen-darmstädtischen Kirchenraths erhalten. Im J. 1823 ward er zum geistlichen Geheimenrath ernannt, und 1824 verlieh ihm die theologische Facultät zu Gießen die Doctorwürde. Er starb den 20. Januar 1832.

Horst war ein vielseitig gebildeter Mann, der sehr gründliche Kenntnisse besaß, nicht blos in der Theologie und Philologie und vorzüglich in den orientalischen Sprachen, sondern auch in mehren andern scientifischen Fächern. Unbegrenzt war seine Liebe zu den Wissenschaften, und sie gewährten ihm fast den einzigen Trost, als ihn manche häusliche Unfälle und widrige Schicksale trafen, die seinen frühern Frohsinn trübten und ihn zuletzt dem Mysticismus in die Arme warfen. Er konnte mit Plinius sagen: **Et gaudium mihi et solatium in literis; nihilque tam laetum quod his laetius: nihil tam triste, quod non per has sit minus triste.** Doch widmete er sich in den verschiedenen Perioden seines Lebens den Wissenschaften blos aus reiner innerer Stimmung, ohne einem bestimmten Plane zu folgen. In den ersten acht bis zehn Jahren, die er als Pfarrer zu Lindheim verlebte, beschäftigte er sich, lebhaft angeregt durch die damaligen politischen Ereignisse, viel mit historischen Studien und besonders mit der Betrachtung der neuesten Zeitbegebenheiten. In jene Periode seines Lebens (1792) fällt seine „Geschichte des schwedisch-russischen Kriegs in den Jahren 1788—1790." Ermuntert durch das Lob, welches Posselt in seiner „Geschichte Gustav's III." jenem ersten schriftstellerischen Versuche zollte, gab Horst mehre ähnliche Arbeiten, größtentheils anonym, heraus, die, nach ihren wiederholten Auflagen zu schließen, viele Leser gefunden zu haben scheinen.

Zu diesen Schriften gehören seine „freimüthigen Bemerkungen über den unglücklichen Feldzug des Herzogs von Braunschweig in der Champagne" [2]), die „Blicke auf Europa's gegenwärtige Lage" [3]) und zahlreiche größere und kleinere Aufsätze historischen und politischen Inhalts in Journalen und Zeitblättern. Weniger in geschichtlicher Hinsicht, als ihrer moralischen Tendenz wegen ist die im J. 1797 zu Leipzig von Horst herausgegebene Schrift: „Gustav's III. Tod" bemerkenswerth, indem dieses Werk auf die Gefahren des politischen Enthusiasmus und der Leidenschaften in einer wirklichen schauderhaften Thatsache von dem höhern psychologisch-philosophischen Standpunkte aus aufmerksam macht.

Bald nach der Erscheinung jenes Werkes kehrte er jedoch wieder zu den theologischen Wissenschaften zurück, indem er (1798) von den Visionen des Habakuk eine neue Übersetzung veranstaltete, begleitet von historischen und exegetischen Anmerkungen, und einer Abhandlung über den Prophetismus der alten Welt, besonders aber über die biblischen Propheten. Nach den Grundsätzen der Interpretation der heiligen Urkunden, schrieb er, zunächst zum Handgebrauche für Prediger und Schullehrer, gemeinschaftlich mit Rullmann, Scherer und andern Gelehrten, einen Bibelcommentar in sieben Bänden, von denen der erste bis vierte das Alte, der fünfte bis siebente das Neue Testament enthielt [4]). Zugleich beschäftigte ihn längere Zeit die Idee einer Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, für welche er in seiner Schrift: „Religion und Protestantismus" [5]) manche zweckmäßige Rathschläge gab. Die Religion in ihrer erhabenen Würde darzustellen, war die Tendenz, die er seiner „Eusebia" [6]) und der Schrift: „Für Religion, Christenthum und Menschengeschichte" gab [7]). Zum Gebrauche für Stadt- und Landschulen schrieb er einen „Katechismus der Glaubens- und Pflichtenlehre des Christenthums" [8]), während er Lesern aus den höhern und gebildeten Ständen von allen Confessionen in seiner „Siona" [9]) ein werthvolles Andachtsbuch in die Hand gab. Die zuletzt genannte Schrift ist ein wichtiger Beitrag zur Apologetik des Christenthums, mit vorzüglicher Berücksichtigung der christlichen Feste.

Sehr am Herzen zu liegen schien ihm die Veredlung des protestantischen Gottesdienstes. Durch ein mehrjähriges Nachdenken war ihm die Überzeugung geworden, daß dem protestantischen Cultus ein innerer Act fehle, der gleichsam die Mitte halte zwischen der Predigt und dem Sacrament, und der dem religiösen Gefühls- und Anschauungsvermögen auf gleiche Weise Befriedigung gewähre. In einem Aufsatze in Henke's neuem Magazin [10]) hatte Horst zuerst jene Ideen mitgetheilt, und das Bedürfniß eines Rituals darzuthun gesucht, welches für die Protestanten das wäre, was den Katholiken die Messe ist. Eine weitere Ausführung gab er jenen Ideen in seiner dogmengeschichtlichen Untersuchung über das heilige Abend-

2) Frankf. a. M. 1792. 3) Ebend. 1794. 4) Altenb. 1799—1809. 5) Frankf. a. M. 1803. 6) Ebend. 1806. 2. Aufl. Ebend. 1822 7) Ebend. 1811—12. 2 Bdchn. 8) Gießen 1812. 9) Mainz 1819. 2 Thle. 3. Aufl. Ebend. 1826. 2 Thle. 10) 6. Bd. 3. St. S. 489 fg.

mahl [11]), und besonders in seiner Mysteriosophie [12]). Er scheint jedoch die mannichfachen Schwierigkeiten, die sich der Anwendbarkeit jener Idee im Protestantismus entgegenstellten, lebhaft gefühlt zu haben. „Faßte ich," sagt Horst [13]), „den Act zu mysteriös auf, so kam er der Messe zu nahe, und widerstrebte dem Geiste des Protestantismus; schaute ich ihn als einen bloßen reinen liturgischen Act an, so schien er mir dem Bedürfniß nicht abzuhelfen, dem er nach meiner Idee abhelfen sollte. Im Sommer 1815, auf einer Reise in die Niederrheingegenden, trat diese Idee, während eines Hochamts, dem ich in der Castorkirche zu Coblenz beiwohnte, von Neuem mit solcher Lebhaftigkeit vor meine Seele, daß ich mich noch in der Kirche entschloß, den Versuch zu wagen, meine Gedanken darüber niederzuschreiben und dem Publicum zur Prüfung und weitern Ausbildung vorzulegen. Als ich im August von meiner Reise zurückkehrte, fing ich an, die reichen Materialien, die ich über das Abendmahl, die Messe u. s. w. seit vielen Jahren gesammelt hatte, zu durchblättern und zu ordnen, und über die Einrichtung meines Werks im Einzelnen nachzudenken. Im October fing ich an zu schreiben, hatte aber kaum die ersten Bogen aufgesetzt, als ich durch einen schweren Krankheitsfall in meiner Familie auf eine sehr schmerzhafte Weise an der Arbeit verhindert ward. Erst in der Mitte des Decembers kehrte ich wieder zu meinem Pulte zurück. Ich hatte seit Jahr und Tag eine solche Menge Materialien gesammelt, daß mir eher die Arbeit dadurch erschwert ward. Sie besteht so vielmehr recht aus Einem Guß, und da mir die Eile, mit der ich arbeitete, nicht erlaubte, viel zu corrigiren, auszustreichen und hinzuzusetzen, so dürfte selbst dieses dem Werke nichts geschadet haben, weil ich so nicht aus „dem ersten Feuer der Ausarbeitung" kam. Nur die dritte Abtheilung eines Werks würde vielleicht bei längerer Muße gewonnen haben. So viel von der Entstehung des Buches; nun noch einige kurze allgemeine Bemerkungen. Strenge Protestanten werden mir vielleicht, trotz der höchsten Liebe und Werthschätzung des Protestantismus, die ich überall in diesem Werke auf das Allerbestimmteste ausgesprochen, eine gewisse Vorliebe für den Katholicismus vorwerfen. Die habe ich auch — nämlich für den wahren Katholicismus, für die Idee der katholischen Kirche. Denn daß ich den Katholicismus in meiner Schrift, besonders in der allgemeinen Einleitung, ideal, als unverwerfliche Symbolik für das Gefühl aufgefaßt habe, brauche ich kaum zu bemerken. Andere, die ein Dämmerlicht sehen, und doch nicht zur Klarheit kommen können, werden gar etwas von Neigung zum Ethnicismus entdecken wollen. Es ist mir wenigstens schon früher nicht besser ergangen. Diese will ich grade in ihrem Argwohne bestärken, und ihnen zum Überfluß hier noch einmal sagen, daß in der höchsten Verklärung des Christenthums das „Leben, das wirkliche, in seiner Weihe und Verknüpfung mit der Natur an sich" wieder mehr hervortreten wird und muß. Nur müssen sie sich über das Helldunkel, das ihnen flimmernd vorschwebt, zum klaren Licht erheben."

In diesen Worten scheint zugleich Horst's Glaubenssystem zu liegen. Den entschiedenen Anhänger der Gefühlsreligion, der sich mit verstandesmäßiger Auffassung durchaus nicht befreunden konnte, lernt man aus der nachfolgenden Stelle in seiner unlängst erwähnten Mysteriosophie [14]) kennen: „Auf Dogmen als solche lege ich keinen Werth. Meine Meinung ist, die Dogmen des Katholicismus, wie des Protestantismus, müssen, mit der nöthigen Ehrfurcht gegen das Bestehende, immer mehr und mehr in das Reich des Idealen erhoben, als Symbole, als körperliche Hüllen ewiger Ideen im religiösen Cultus benutzt, nicht zu Verstandesbegriffen herabgezogen, sondern zu idealen, Geist, Herz und Leben heiligenden Menschheits-Anschauungen hinauf gesteigert und vergeistigt werden. Wo sich dann das Gute, das Menschliche, das Christliche findet, es sei in der katholischen oder protestantischen Kirche, da muß es anerkannt und benutzt werden. Es ist einseitig, sich in Lehren und Gebräuchen, welche im Geist des Christenthums liegen, vor einer Annäherung an die katholische Kirche gleichsam zu fürchten; es ist unverständig, denn die protestantische Ansicht des Katholicismus, als einer immer weitern und weitern Entfernung von dem, was wir erstes Christenthum heißen, ist geschichtswidrig; endlich es ist undankbar, denn die katholische Kirche ist unser aller Mutter, ohne welche keine protestantische, und keine reformirte, keine englische und selbst keine griechische Kirche sein würde."

Weit weniger aus dem eigentlichen Doctrinalen als aus der mystischen Grundlage des Christenthums glaubte Horst dessen hohe und liebenswürdige Eigenthümlichkeit zu erkennen, die aber nur vom idealen Standpunkte aus richtig aufgefaßt und gewürdigt werden könnte. Darauf gründete er auch seine Ansichten über Homiletik. Die christliche Predigt, meinte Horst, solle kein Raisonnement, keine bloße Auseinandersetzung von Begriffen, keine das Gefühl tödtende dumpfe Vorlesung sein; sie solle vielmehr den Charakter der Contemplation haben. „Wie kann sie aber," sagt Horst [15]), „wenn sie sich blos im Gebiet des Scientifischen und Doctrinalen hält, diesen Charakter behaupten, grade wenn von jenen höhern eigenthümlichen Ansichten und Wundergeschichten des Christenthums die Rede ist, wie z. B. an unsern hohen Festen, besonders am Himmelfahrtsfeste? Hier muß sie das Ideale im Menschen contemplativisch anregen und bearbeiten, oder sie wird in grellen, unserm Zeitalter wenig zusagenden Dogmatismus oder in ideenlose poetische Blümelei oder in eine das Tiefste verwässernde, flache moralisirende Aufklärerei ausarten. Ein Drittes gibt's nicht. Daß dies geschehen könne, in ernster Verbindung mit dem Geschicht-

11) Gießen 1815. S. 74 fg. 12) Frankf. a. M. 1817. 2 Thle. 13) a. a. O. 1. Th. S. X fg.

14) 1. Th. S. 87 fg. Vergl. den von Horst im Schriftforscher 1. Bd. 1. St. befindlichen Aufsatz: Ist die Religion allein aus dem Gesichtspunkte einer Scienz oder des Gefühls und der Phantasie zu betrachten? 15) s. Horst's Mysteriosophie. 2. Th. S. 609 fg.

lichen und ohne dem Volk Ärgerniß zu geben, meine ich in meinem Aufsatze in Horn's göttingischen Museum[16]) genügend bewiesen zu haben. Die Aufgabe ist freilich schwer, und kann ohne Wissenschaftlichkeit und eigene innerliche religiöse Lebendigkeit nicht gelöst werden. Denn die Predigt als Contemplation ist freilich etwas ganz anderes, als das jetzt grade an solchen Festen vorzugsweise gewöhnliche Moralisiren, das den Glauben tödtet und die Sittlichkeit schwächt."

Fast in allen Vorschlägen, die Horst zur Veredlung des Cultus that, erkennt man den Mann wieder, bei dem eine lebhafte Phantasie eine entschiedene Herrschaft behauptete über die ruhigen Verstandeskräfte. Auch die Wiedereinführung der Vigilien in den protestantischen Gottesdienst hielt er für wünschenswerth, lebhaft dafür begeistert durch einen frühern Jugendeindruck. „Ich versetze mich," schreibt er[17]), „ungefähr vierzig Jahre in meinem Leben zurück, sehe die Straßen von Lindheim mit Laternen, Lichtern, Kerzen, goldpapiernen Leuchtern bedeckt, höre in feierlicher Nacht mit dem Schlage zwölf zu Mitternacht die Thurmglocke ertönen, sehe den frommen Vater in der Versammlung von Erweckten und Begnadigten, wie sie genannt wurden, welche sich vor dem Gottesdienste bei ihm zum Gebet einfinden, freudig bewegt, auf die Knie niedersinken, sehe mich selber die schweren hundertjährigen messingenen Altarleuchter mit innerlicher Behaglichkeit vor ihm hertragend, an seiner Seite zur Kirche gehen, sehe die bunten gemalten Fenster der gothischen Kirche[18]) in hellen Flammen stehen, sehe auf den Straßen und vor den Kirchthüren ein frohes Gewühl von Menschen, sehe die Kirche selber bis zum Erdrücken von Einheimischen und Fremden angefüllt, höre aus tausend Kehlen mit heller Stimme: Vom Himmel hoch, da komm' ich her u. s. w. anstimmen — und so kann ich mir ungefähr eine anschauliche Vorstellung von der Feier der Vigilien im Urchristenthume machen. Diese Christmette, die Nachts um zwölf Uhr gehalten wurde, hat mich von Kindesbeinen an so begeistert, daß ich als ein Kind von sechszehn Jahren vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung meine erste Predigt gehalten habe. Nach meines Vaters Tode hab' ich solche noch etliche und zwanzig Jahre gehalten und kann versichern, daß auch nicht eine einzige Unordnung — und so könnten ja die Vigilien auch wol ohne Störung gefeiert werden — jemals dabei vorgefallen ist. Und wenn die Kirche so gedrängt voll war, daß Wachen ausgestellt werden mußten, so herrschte die größte Stille und Andacht. Nach der Kirche sah man keine Seele mehr auf den Straßen. Nur von zehn Uhr an, da das erste Zeichen geläutet ward, bis zum Anfange des Gottesdienstes um zwölf Uhr, war Alles in reger Lebendigkeit. Es war ein wahres Volksfest, wobei die Mädchen besonders ihre eigene Kleidertracht hatten, und sich schon ein Paar Monate zuvor darauf vorbereiteten. Da an andern Orten Unordnungen vorfielen, sind die Metten im Darmstädtischen bereits vor mehren Jahren abgeschafft worden. So verlieren sich, wie wir selbst im Leben vorschreiten, die verschiedenen frühern Erscheinungen desselben, die uns einst so freudig bewegten, weil sie die Zeit dahin nimmt, so schwindet von Jahr zu Jahr etwas von dem früher Bestandenen im Strome der Zeit dahin, daß uns nach dreißig, vierzig Jahren von so vielen lieblichen Bildern aus dem Paradiese der Kindheit nur noch die Erinnerung durch's Leben begleitet. Wohl uns, wenn uns diese frisch und heiter bleibt, bis wir im Wirbel so vieler Veränderungen des Vergangenen und Neuaufkommenden endlich selber dahin schwinden. Ich kann mich nicht enthalten, folgenden, in seiner Art einzigen, homiletischen Fall hier noch zu erzählen. Einmal war in der Christnacht — mitten im Winter — ein starkes Gewitter. Es donnerte und blitzte, als der selige Vater auf der Kanzel stand. Hört, rief er da hoch bewegt, wie Gott sein Kind Jesus verherrlicht! Seht, wie die Klarheit des Herrn uns umleuchtet, wie der Blitz die dunkle Nacht erhellt u. s. w., und die Rührung erreichte den höchsten Grad. Ich selber kann mich dieser Mette nicht mehr erinnern — mein seliger Vater war etliche vierzig Jahre hier Pfarrer — aber ich habe noch mehrmals von alten Leuten davon reden hören."

Am unzweideutigsten gab sich Horst's schwärmerische Vorstellungsweise und die Herrschaft, welche sinnliche Eindrücke auf ihn ausübten in dem Vorschlage kund, selbst einen Märtyrer- Heiligen- und Heroencultus in den protestantischen Gottesdienst einführen zu wollen[19]). Die bei seiner eigenthümlichen Geistesrichtung wachsende Vorliebe für das Wunderbare, außer der Sphäre der realen Welt Gelegene, führte ihn zu der Idee, eine Übersicht des Zauberglaubens zu geben von den ältesten Zeiten an durch alle christliche Jahrhunderte. Dies für die Theo-

16) Über die Himmelfahrt Jesu als Geschichte und Dogma, nach praktisch idealen Ansichten a. a. O. 1. Bd. 1. St. S. 1—70. Hierher gehört auch der in Henke's Museum (1. Bd. 3. Heft. S. 446 fg. 4. Heft. S. 685 fg.) befindliche Aufsatz: Über die beiden ersten Capitel im Evangelium des Lucas, in historisch-kritischer und exegetisch-dogmatischer Hinsicht. Ein Beitrag zur Geschichte der Bildung des Kanons und der Dogmen in der katholischen Kirche. Vergl. besonders S. 685—702 und den Schluß von S. 750 an.

17) s. Horst's Mysteriosophie. 2. Th. S. 628 fg.

18) „Haben diese gemalten Glasscheiben," heißt es an einer andern Stelle des eben angeführten Werks (2. Th. S. 667 fg.), „denn eine magische Kraft, das Gemüth anzuregen und zu begeistern? Ich kann mich des Entzückens noch wie heut' erinnern, womit ich vor vierzig und mehren Jahren in der hiesigen alten gothischen Kirche diese geheimnißvollen, dunkel-schauerlichen Glasfenster, mit ihrem schneidenden Roth, ihrem einzigen Blau, wie ich solches außerdem nie gesehen habe, ihrem brennenden Hochgelb ꝛc. betrachtet, wie ich hier das Jesuskind im Stalle, die Hirten, den himmlischen Stern, die Weisen aus Morgenland ꝛc. mit höchlicher Bewunderung angestaunt habe. Endlich mußten sie der Zeit weichen (zumal da der Aberglaube bisweilen von Weitem her Leute herbeiführte, welche sich nicht selten bei Nacht Scheiben aushoben, oder sich solche auch, oft flehentlich, vom Kirchenvorstand erbaten), und nun sieht man kaum noch eine Spur davon. Es wäre zu wünschen, daß die Kunst der Glasmalerei, in deren Besitze nun wieder zu sein man sich rühmt, von Neuem gehörig ausgebildet, und alsdann bei unsern Kirchenfenstern, wenigstens im Chor oder Allerheiligsten, erneuerter Gebrauch davon gemacht würde."

19) s. Horst's Mysteriosophie. 2. Th. S. 621 fg.

logie und Religionsphilosophie, besonders aber für die Dogmengeschichte wichtige Werk erschien unter dem Titel: „Dämonomagie" [20]). Verwandte Ideen boten ihm den Stoff zu seiner Theurgie [21]), in welcher er das Bestreben der Menschen nach einer unmittelbaren realen Verbindung mit der Geisterwelt schilderte. Mit seiner Schrift: „Von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte" [22]) kündigte er eins seiner umfangreichsten Werke über diese Gegenstände an. Es erschien unter dem Titel: „Zauberbibliothek" [23]), handelte von Theurgie und Mantik, Hexen und Hexenprocessen, Dämonen, Gespenstern und Geistererscheinungen.

Gegen den ihm gemachten Vorwurf, daß er durch Werke dieser Art den Aberglauben befördere, glaubte er sich rechtfertigen zu müssen. „Ich wiederhole," schrieb er [24]), „was ich mit innigster Überzeugung bereits an einem andern Orte gesagt habe [25]), daß ich glaube: grade die öffentliche Bekanntmachung dieser finstern und mit Finsterniß bedeckten Literatur ist das beste und sicherste Mittel, dem unersetzlichen Schaden und Aberglauben, der in Städten und auf dem Lande bis zu dieser Stunde bei angeblichen Geisterbeschwörungen und Schatzgräbereien damit getrieben wird, entgegen zu wirken und solchem zu steuern, indem dergleichen Schriften nothwendig ihren Werth verlieren müssen, wenn sie aus ihrer mysteriösen Dunkelheit hervorgegangen und in ihrer Nichtigkeit dem Publicum vorgelegt werden. Dagegen, wenn ich bei Fortsetzung der Zauberbibliothek, in Beziehung auf eine höhere Magie, Andeutungen und Aufgaben, oder mit einem Worte Ideen mir erlauben sollte, die dem strengen Rationalisten vielleicht unerweislich oder parador vorkommen könnten, so hoffe ich, daß solche nicht mit dem gemeinen Beschwörungs-Aberglauben, oder jedwedem andern Aberglauben, der den Rechten der Vernunft zu nahe zu treten wagt, verwechselt werden dürften. Niemand kann die heiligen und unverlierbaren Rechte der Vernunft mehr ehren, als ich, und was im weiten Gebiete alles menschlichen Forschens und Wissens nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft besteht, dessen Werth, Dauer und Wirksamkeit kann nur vorübergehend sein. Eben darum aber verwechsle — nicht der Skeptiker und nicht der Mystiker, nicht der Schwergläubige und nicht der Übergläubige seine individuelle Vernunft mit der allgemeinen Menschenvernunft, und ehre Anderer Meinung, wie er das Recht hat, zu fodern, daß man die seinige ehre, sobald das, was Jeder will oder meint, sei es denn auch anscheinend über die Vernunft, nur mit Vernunft gewollt oder gemeint, und demgemäß vorgetragen wird."

Eins von Horst's letzten Werken, von welchem jedoch nur der erste Band erschien, war seine „Deuteroskopie" [26]), in welcher er merkwürdige physische und physiologische Erscheinungen und Probleme aus dem Gebiete der Pneumatologie schilderte, hauptsächlich für Religionsphilosophen, Physiologen und denkende Ärzte. Außer den bereits erwähnten Abhandlungen hat Horst einige andere in Journalen drucken lassen: „Über die Religion, Mythologie und Christenthum [27]); „über das Abendmahl des Herrn" [28]); „über einige anscheinende Widersprüche in dem Evangelium des Johannes in Absicht auf den Logos oder das Höhere in Christo" [29]); „über die Echtheit des Johanneischen Evangeliums, ob sie sich aus hinlänglichen Gründen bezweifeln lasse, und welches der wahrscheinlichste Ursprung dieser Schrift sei" [30]), u. a. m. [31]).

(*Heinrich Döring.*)

HORVÁTH, 1) Adam von Pulócz, Beisitzer der Gerichtstafeln mehrer Comitate, Kircheninspector der äußern schimegher und obern baranyaer evang. Gemeinden helv. Confession, Assessor des Georgikons zu Keszthely, gest. zu Nagy Bajom in der schimegher Gespanschaft am 28. Jan. 1820, 61 Jahre alt, an einer Kopfentzündung. Er war der älteste Sohn des reformirten Predigers Georg v. H.; vom 6. bis zum 12. Jahre wurde er in Dorfschulen der komorner und stuhlweißenburger Gespanschaft gebildet. Im 12. (1773) ging er nach Debreczin in das reformirte Collegium. Der Professor der Philosophie und Mathematik, Hatvani, schätzte ihn sehr, aber der Professor der Theologie, Varjas, konnte ihn nicht leiden und strafte ihn oft, theils weil er keine Lust zur hebräischen Sprache bezeigte, theils wegen kleinerer und größerer Ungezogenheiten. Zu Anfange des J. 1780 hatte er den theologischen Curs beendigt und verließ Debreczin. Weil ihm aber die Theologie verleidet war, so gab er dieses Studium auf und widmete sich der Rechtswissenschaft und der Feldmeßkunst. Zu Miskolcz war er Patvarist (Advocats-Amanuensis), und zu Eperjes wurde er an einem Tage und in einer Stunde als Advocat und Feldmesser vereidigt. Im J. 1782 heirathete er Juliana von Droszi, von der er sich aber 1793 scheiden ließ; auch mit seiner zweiten Gattin lebte er seit 1808 nicht beisammen, heirathete aber nach deren Tode 1818 eine dritte: Clara von Kazinczy und führte mit dieser eine glückliche Ehe, bildete sie auch zur magyarischen Dichterin. Er selbst war ein verdienstvoller magyarischer Dichter und Schriftsteller, nicht nur vielseitig, sondern auch gründlich gebildet. Er trat auch als Philosoph, Mathematiker,

20) Oder Geschichte des Glaubens an Zauberei und dämonische Wunder, mit besonderer Berücksichtigung des Hexenprocesses in Teutschland seit den Zeiten Innocentius' VIII. (Frankf. a. M. 1817). 2 Bde. Mit Kpfrn. 21) Mainz 1820. 22) Ebend. 1820. 23) Ebend. 1820—1826 6 Bde. Mit Kpfrn. 24) In seiner Zauberbibliothek 2. Th. S. 111 fg. 25) In der Schrift: Von der alten und neuen Magie. S. 69 fg.

26) Frankf. a. M. 1830. 27) In Henke's neuem Magazin. 6. Bd. 3. St. 28) In Schuderoff's Journal zur Veredlung des Prediger- und Schullehrerstandes. 2. Bd. 1. St. S. 70 fg. 29) In Henke's Museum für Religionswissenschaft 1. Bd. 1. St. S. 20 fg. 30) a. a. O. 1. Bd. 1. St. S. 47 fg. 31) Vergl. Horst's Mysteriosophie. 1. Th. S. XXIV fg. Journal von und für Teutschland (1784). 1. Bd. S. 612 fg. Scriba's biograph.-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 1. Abth. S. 151 fg. Ersch, Literatur der Theologie. Nr. 370, 763, 1375. Raßmann's Pantheon teutscher jetztlebender Dichter. S. 150. Den neuen Nekrolog der Teutschen. 10. Jhrg. 2. Th. S. 918 fg. Meusel's gel. Teutschl. 3. Bd. S. 426. 9. Bd. S. 615. 14. Bd. S. 190 fg. 18. Bd. S. 215 fg. 22. Bd. 2. Lief. S. 849 fg.

Physiker, Historiker, Statistiker, Theolog, Philolog und Kritiker mit mehr oder weniger Glück auf, und seine Schriften haben etwas Originales. Außer der magyarischen Sprache war er nur mit der lateinischen, griechischen und deutschen (die er jedoch sehr vernachlässigte und gering schätzte) [1], bekannt. Kant's kritische Philosophie verdammte er, ohne sie hinlänglich zu kennen. Als magyarischer Dichter war er ein Geistesverwandter von Vitéz Csokonay, aber mehr originell als dieser, welcher teutschen, französischen und italienischen Mustern folgte. Zu dichten und schreiben war er stets bereit und erbot sich 1790 für die magyarische Schauspielergesellschaft wöchentlich ein Schauspiel zu verfertigen. (Dies wäre über Kotzebue gewesen!) Bald nach seinem Tode wurde, am 23. März 1820, in Pesth seiner philologischen Abhandlung über die magyarischen Dialekte der Marczibányische Preis von 200 Gulden W. W. zuerkannt (gedruckt ist sie mit andern Preisschriften Pesth 1821). In dem forstbotanischen Garten des Georgikons zu Keszthely ist zu seinem Andenken ein Baum gepflanzt. In Gesellschaft war er aufgeweckt, lebhaft, witzig, und wenn er im Disputiren gereizt wurde, oft schneidend. Sein im J. 1791 von Siegmund Kóré gemaltes Bildniß ist getroffen.

Von den im Druck erschienenen Schriften sind außer der erwähnten Preisschrift folgende die wichtigsten: **Hunnias vagy Magyar Hunyadi etc.** (Hunnias oder der ungrische Hunyadi, in der Form der Äneis von Virgil, in vierzeiligen magyarischen Strophen) Györ (Raab) 1787. **Holmi, külömbkülömbféle dolyokról irtt külömbféle versek.** (Allerlei, über verschiedene Gegenstände geschriebene verschiedene Gedichte.) Drei Theile. Pesth 1788—1792. **A' lélek halhatatlansága felöl etc.** (Über die Unsterblichkeit des Geistes rc.) Pápa 1788. 4. **A' Magyar Asszonyok prókátora.** (Der Advocat der ungrischen Frauen.) Pesth 1790. **A' férjfiak felelete az Asszonyokhoz** (Antwort der Männer an die Frauen.) Pesth 1790. **A' vallásdolga Szala Vármegyeben.** (Die Religionssache in der szalader Gespanschaft.) 1791. **Leg rövidebb nyári éjtszaka etc.** (Die kürzeste Sommernacht rc.) Preßburg 1791. Ein astronomisches Gedicht. **Psychologia, az-az a' lelekröl való tudomány.** (Psychologie oder Seelenlehre.) Pesth 1792. **Quadratura circuli et ejus defensa.** Budae 1807. **A' Tetényi leány, Mátyás Királynál.** (Das Mädchen von Teteny bei dem Könige Matthias.) Pesth 1816. **A' Magyar, Magógtól fogva Elsö Istvanig.** (Der Magyar, von Magóg bis Stephan.) Pesth 1817. **Kis Magyar Statistika, az oskolák számára.** (Kleine ungrische Statistik für Schulen.) Weßprim 1817. **Rudolphias.** (Rudolphias.) Wien 1817. Eine Epopoe.

Einiges von ihm steht auch in magyarischen Zeitschriften. Vieles hinterließ er blos handschriftlich, fast alles magyarisch, z. B: Die neueste Philosophie oder Betrachtungen eines alten Mannes über alle Theile der Philosophie rc.; Arion's Gebet in der Morgenröthe mit einigen moralisch-philos. Reflexionen; den 4. Theil von **Holmi** (Allerlei); ferner Magyarische Sprüchwörter. Allgemeine, die ganze Welt betreffende Satyre von den Zeiten des Herkules bis jetzt. Geschichte der Reformation, aus Originalquellen. Zaláд und Barragone. Ein wissenschaftlicher Roman. **Magyar Arion; Enekes poesis.** (Liederdichtung.) Physikalisch-mathematische, philosophische, historische, literarische Dissertationen und algebraische Rechnungen. Zwei Bände in Fol.; Briefwechsel mit seiner Dichterin; Der Gymnosophist und der König; Eska, die magyarische Sibylla, oder die ins Kurze gezogene Kabale. Magyarisches Universallexikon, vermischt mit encyklopädischen Anmerkungen. Unvollendet und zu weit ausgesponnen. Ein Lexikon über die Bibel, das von jedem Wort auf dieselbe verweist. (Unvollendet.) Der lateinische Schmetterling aus einer griechischen Raupe, oder Berechnung, wie viele Wörter in der lateinischen Sprache aus der griechischen herstammen [2]. (*Rumy.*)

2) **Gregor Stansich von Gradecz**, hatte den ausgezeichneten Helden Marcus zum Vater, der von einem altadeligen Geschlechte in Kroatien herstammte, sich tapfer gegen die Türken vertheidigte und 1561 starb. Gregor, der bei diesem Verluste noch jung war, bekam den Bischof Georg Draskowich in Siebenbürgen und andere angesehene Männer zu Vormündern, die für seine Erziehung und Geistesbildung sorgten, bis er die Universität zu Wittenberg beziehen konnte. Nach seiner Rückkunst in sein Vaterland widmete er sich auf seinen Gütern der Dichtkunst und andern Wissenschaften, vertheidigte Luther's Lehre vom Abendmahle gegen Sebast. Lamius *), stiftete auf seinem Gute Rehre Schulen, legte eine gute Bibliothek an und berief geschickte Lehrer aus Teutschland zum Unterrichte der Jugend. Mitten in diesen seinen edlen Bemühungen übereilte ihn der Tod am 15. Jan. 1597 **).

3) **Joh. Baptist**, Exjesuit und Abt der Jungfrau Maria von Egres zu Pesth, früher Professor auf der Universität zu Tyrnau, bekannt durch lateinische Lehrbücher über Philosophie, Mathematik und Physik, starb am 20. Oct. 1799 in einem Alter von 68 Jahren. (*Rotermund.*)

4) **Michael**, Doctor der Theologie, Propst von Graba, emeritirter Professor der Pastoraltheologie an der Universität zu Ofen, geb. zu Güns, gest. zu Preßburg, wo er privatisirte, am 9. März 1810, ein fleißiger Schriftsteller im theologischen, historischen, statistischen und politischen Fache und lateinischer Dichter. Er machte außer verschiedenen lateinischen Gelegenheitsreden und Gelegen-

1) So urtheilte er z. B. über Geßner's herrliche Idyllen sehr absprechend.

2) Ad. v. H. schrieb im J. 1818 zu Petri-Keresztur eine kurze Selbstbiographie, die Kazinczy im Tudományos Gyüjtemény 1822. 2. Heft. S. 68 fg. mitgetheilt und mit Zusätzen begleitet hat. Ein Nekrolog von ihm steht in der Hazai Tudósitások 1820, Nr. 15, im Tudományos Gyüjtemény 1820, Februar, in den Vaterländischen Blättern 1820. (Der erste von Kulcsár, der zweite von Kazinczy, der dritte von Rumy.)

*) Er schrieb **Responsio ad Sebast. Lamii criminationes. P. I—III. (Bartphae 1597 sq.)** Der letzte Theil ist von Nikol. Erhardt nach des Verfs. Tode ebendas. herausgegeben. **) Cf. *Horanyi* **Memoria Hungarorum. P. II. p. 157.**

heitsgedichten, im Drucke bekannt: Introductio ad Histor. Ungariae critico-politicam (Vienn. 1770.) eine lat. Übersetzung von des Grafen Schmettau's Mémoires secrets de la guerre d'Hongrie durant les campagnes de 1737 etc. (Francfort 1772.) Theologiae pastoralis pars prior, complectens praedicationem verbi Dei. (Vindob. 1780) Chrestomathia pastoralis. P. I. et II. (Pest. et Budae 1782 et 1783) Historia Prudentiae Pastoralis. (Vind. 1783.) Poecile. (Posonii 1785.) Hist. Ungariae politica. Partes II. (ib. 1792.) Statistice Regni Hungariae. Partes II. (ib. 1794, 1795.) Statistices Regni Hungariae Supplementa. (ib. 1796.) Die zweite Ausgabe der Statistik (1802) wurde für die pesther Universität und die königl. Akademien in Ungarn vorgeschriebenes Lehrbuch; benutzt ist darin Schwartner's treffliches Werk über Ungern. Ferner schrieb H. Otia poetica. (Posonii 1797.) Notitiae commercialis rei praeliminares, aus dem Französischen übersetzt. (ib. 1806.) Specimen oeconomiae politiae, legibus ac moribus Hungariae et regnorum sacrae coronae haereditariorum accommodatum. (Budae 1806.) (*Rumy.*)

HOTZE (David), im Jahre 1739 zu Bülach im Canton Zürich geboren, widmete sich zu Genf dem Studium der Theologie, flüchtete, um den Folgen eines in Thätlichkeiten ausgearteten Zwistes auszuweichen, nach Würtemberg, und trat, auf Veranlassung des Herzogs Karl, an den er sich gewendet, in dortige Kriegsdienste. Zum Contingent der gegen Friedrich II. aufgebotenen Reichsarmee gehörend, ward er in der Schlacht bei Roßbach (5. Nov. 1757) gefangen, trat in preußische Dienste (in das Dragonerregiment Meinecke) über, gerieth in der Schlacht bei Kunnersdorf (12. August 1759) verwundet in russische Gefangenschaft, ward auf Befehl des Feldmarschalls Soltikow, dem seine Jugend und Bildung auffiel, sorgfältig gepflegt, und nach seiner Herstellung durch diesen Feldherrn zum Übertritt in die russische Cavalerie bewogen, wo er, als Officier angestellt, sich bis im J. 1787 zum Major hinauf diente. Bei dem Besuche, den Joseph II. der Kaiserin Katharine II. im gedachten Jahre zu Cherson abstattete, lernte der Kaiser den Major Hotze kennen, bot ihm eine Stelle in dem österreichischen Heere an, erwirkte die Genehmigung seines Dienstwechsels von der Kaiserin und übertrug ihm die Errichtung eines Ulanenregiments. Von diesem Regimente, dessen Commando ihm mit dem Charakter als Oberstlieutenant 1788 verliehen war, ward Hotze im J. 1791 als Oberst und Commandeur zum Regimente Hohenzollern Cuirassiere versetzt, machte in diesem Verhältnisse den Feldzug 1792 gegen die Franzosen bei der Armee des Feldmarschalls Wurmser und avancirte 1793 zum Generalmajor. Die größte Unternehmung der Armee im Feldzuge dieses Jahres war die Einnahme der weißenburger Linien am 23. October; wobei jedoch durch den Rückzug des Prinzen von Waldeck, der, mit 10,000 Mann bei Selz über den Rhein gegangen, dem Feinde im Rücken stand, und durch die Nachlässigkeit der gegen Lauterburg vorgerückten Colonne des linken Flügels die Gelegenheit unbenutzt blieb, dem flüchtigen Feinde eine Niederlage zu bereiten. General Hotze befehligte an diesem Tage die von Bienwalde aus angreifende Colonne, welche das feindliche Centrum sprengte, die Bastion St. Remi eroberte und dadurch den leider nicht benutzten Sieg vorbereitete. Durch dies Unterlassen ward auch Hotze, der im Elsaß vordrang, vor Elsaß-Zabern aufgehalten und zum Rückzuge genöthigt. Fruchtlos war sein siegreiches Gefecht am 1. Dec. bei Guntershofen gegen den General Hatry und seine mehrtägige tüchtige Vertheidigung der Position von Niederbrunn gegen den überlegenen Feind unter Taponnier. Die vereinigten Rhein- und Moselarmeen der Franzosen unter Hoche und Pichegru ergriffen die Offensive, siegten bei Reichshofen und Hagenau, und durchbrachen die Linien an der Motter (22. und 23. Dec.). Hotze, der für seine Waffenthat am 23. Oct. mit dem Ritterkreuze des Theresienordens belohnt worden, vertheidigte bei diesen Gefechten die Verschanzungen bei Werth und den Liebfrauenberg, mußte jedoch der ihn zugleich in Front und Rücken angreifenden Übermacht weichen und sich auf den Geisberg bei Weißenburg zurückziehen, wo er bis zum 26. Dec. sich hielt, dann aber mit Wurmser den (fast übereilten) Abzug über den Rhein ausführte, mit dem die Früchte dieses Feldzugs verloren waren. Die Winterrast benutzte Hotze, um in einer mit vielem Scharfsinne, doch einseitigem Urtheile verfaßten Schrift (Geschichte des Feldzugs der Wurmser'schen Armee am Oberrhein im J. 1793) die Ursachen dieses unglücklichen Resultats aufzudecken. Der Feldzug von 1794 am Rheine war von geringer Bedeutung und ohne entscheidende Waffenthaten; nur auf den Vorposten, wo Hotze befehligte und in kleinen Abtheilungen in Verbindung mit den Preußen kam es zu Gefechten. Im Herbste commandirte Hotze den Cordon gegen die Schweiz, ward im December nach Heidelberg berufen, um im dortigen Hauptquartier den Berathungen über Mannheim und Mainz beizuwohnen, ging jedoch bald auf seinen Posten zurück. Ebenso wenig entscheidend waren die Ereignisse des Feldzugs von 1795. Hotze, vor Anfang desselben zum Feldmarschall-Lieutenant avancirt, stand bei dem Corps, das Latour dem Grafen Clairfayt im October nach Mainz zuführte und zur Vertreibung Jourdan's wie zur Eroberung von Mainz kräftig mitwirkte. Bedeutender ward der Feldzug von 1796. Hotze stand bei der Armee des Erzherzogs Karl, nahm bei der Offensivbewegung derselben auf dem rechten Rheinufer Theil an dem Treffen bei Eltringen (21. Jul.) und half den darauf erfolgenden Rückzug gegen die Donau decken, wobei er während seines Durchzugs durch das Filsthal den Feind unter Gouvion St. Cyr erfolgreich von sich abhielt, und bei Heidenheim an der Brenz mit seiner Arrièregarde sich gegen den Verfolger tüchtig schlug (4. Aug.), doch zuletzt vor der Überlegenheit weichen mußte. In dem Treffen bei Neresheim (11. Aug) führte Hotze das Centrum der Armee, folgte dann mit der Arrièregarde der Bewegung des Erzherzogs Karl gegen die feindliche Maas- und Sambrearmee, focht bei Teiningen, Amberg und Neumarkt (22—26. Aug.), erreichte mit 8 Bataillons und

13 Escadrons am 1. Sept. Würzburg, und zwang die französische Besatzung sich in die Citadelle zu werfen. Am 3. Sept. half er Jourdan bei Würzburg schlagen; Moreau's Rückzug in Folge dieses Sieges machte das rechte Rheinufer frei und endigte den Feldzug. In dem Feldzuge von 1797, den bald die Friedenspräliminarien zu Leoben endigten, befehligte Hotze das Reservelager bei Ulm, und erhielt dort das Großkreuz des Theresienordens.

Beim Wiederausbruche des Kriegs 1799 commandirte Hotze ein von der Hauptarmee des Erzherzogs Karl detaschirtes Corps von 25,000 Mann (18 Bat. 7 Escadr.) in Vorarlberg und Graubündten, als linke Flankendeckung der vorrückenden Armee, und erwartete den Ausbruch der Feindseligkeiten in dem verschanzten Lager bei Feldkirch, wo er am 7. März sich gegen den Angriff des Generals Oudinot siegreich behauptete, und am 23. März den Angriff Massena's ebenso tapfer zurückwies. Nicht so glücklich war sein Versuch der Wiedereroberung des Luciensteiges am 1. Mai. Er wurde abgeschlagen, und erst als die ihm gegenüberstehende Division Lecourbes abmarschirte, und nur eine Macht von etwa 8000 Franzosen, unter dem General Menard von Feldkirch aufwärts in Graubündten vorhanden war, gelang es ihm mit Hilfe einer Abtheilung des Corps von Bellegarde, diese am 14. Mai zu schlagen, den Luciensteig zu erobern und das Rheinthal zu reinigen. Die Trophäen dieses Tags waren 15 Geschütze, 22 Munitionswagen und 3000 Gefangene. Am 15. Mai erreichte Hotze Chur, suchte von dort aus seine Vereinigung mit dem Erzherzoge, der am 23. Mai bei Kloster Paradies über den Rhein ging, während Hotze nach St. Gallen, am 25. nach Frauenfeld rückte und am 26. dort rastete, und nach einem Gefechte mit der französischen Avantgarde am 27. bei Winterthur mit dem Erzherzoge sich vereinigte. In der ersten Schlacht bei Zürich (4. Juni) sollte Hotze bei Schwamendingen mit 7 Bataillons und 12 Escadrons die Limmath überschreiten, er konnte aber dort den Übergang nicht erzwingen, ging daher über Dübendorf und hatte die größte Mühe, die 2 bis 3000 Schritte vor der eigentlichen Stellung des Feindes liegenden Dörfer Stettbach und Schwamendingen zu nehmen. Er selbst wurde dabei verwundet und mußte das Schlachtfeld verlassen, übernahm jedoch nach der Räumung von Zürich am 6. Jun. das Commando der Stadt und der Vorposten gegen den Berg Albis, den die Franzosen besetzt hielten. Nachdem in der Mitte Augusts, bis wohin die beiderseitigen Armeen in ihren Stellungen blieben, der Erzherzog aus der Schweiz abgezogen war und Hotze mit 25,000 Mann dort gelassen hatte, um den linken Flügel der Russen unter Korsakow vom zürcher See bis gegen Italien zu bilden, von woher Suwarow heranzog, nahm der Feldmarschalllieutenant eine Stellung hinter der Linth, detaschirte die Generale Jellachich und Linken gegen Einsiedeln, und befand sich mit etwa 8000 Mann zwischen dem zürcher- und dem wallenstädter See bei Kaltenbrunn, Grünen und Schännis, als am 25. August der General Soult diese Stellung überfiel und den Übergang auf mehren Punkten erzwang. Hotze, der auf den ersten Lärm mit zwei Bataillonen aus seinem Hauptquartier Kaltenbrunn gegen Schännis vorrückte, brachte dort das Gefecht zwar zum Stehen, wurde aber bei dem Angriffe der Franzosen auf dies Dorf zugleich mit dem Chef seines Generalstabes, Oberst Plunkett, erschossen. Sein Fall entschied das Gefecht zu Gunsten der Franzosen. Er hinterließ den Ruf eines höchst biedern, gebildeten, tapfern, aber dabei sehr leidenschaftlichen Mannes. (S. Gesch. der Kriege in Europa 1. B.; Grundsätze der Strategie 2c, von Clausewitz 2c. 5. u. 6. B.; handschriftliche Nachrichten.) (*Benicken.*)

Hülfswinkel s. Hilfswinkel (in den Nachträgen).

HÜTTER (Leonhard) [1]), einer der namhaftesten Lutherischen Theologen in der letzten Hälfte des 16. und im Anfange des 17. Jahrh., dessen mannichfaltige literarische Thätigkeit, da sie sich in den Glaubenskämpfen jener Zeit aufs Tapferste erging, für uns freilich von ihrer einst so hoch gepriesenen Wichtigkeit [2]) ungemein verloren hat, und mit wenigen Ausnahmen nur noch ein historisches Interesse gewähren kann. Möge aber auch

1) Er hieß, wie es scheint, ursprünglich Hütter (so nennt auch die Fortges. Sammlung von alten u. neuen theol. Sachen auf das J. 1727, S. 296, seinen Vater), wandelte aber, wahrscheinlich zunächst nur, wenn er lateinisch schrieb, seinen Namen in Hutter, Hutterus um. Denn nicht allein auf dem Titel einiger seiner Schriften, z. B. der Disputt. de persona Christi (Witteb. 1607—1608. 4.), der Loci communes theologici ex sacr. liter. diligenter eruti (ib. 1619. fol.), des Compendium theologicum (a *Cundisio* edit. ed. 2. Jen. 1652), sondern auch auf dem Titel der Oratio parentalis, welche sein Specialcollege Balth. Meisner bei Gelegenheit seines Begräbnisses hielt und drucken ließ (Wittenb. 1617. 4.), und auf dem Programm, welches Ambr. Rhode auf diese Veranlassung schrieb (wieder abgedruckt in *Witte*, Memoriae theologg. Decas I. p. 89 sq.), und selbst in den beiden letztern wird er einige Male Hütter genannt. Noch mehr spricht für meine Annahme H.'s „Beständige u. gründliche Widerlegung des heillosen u. verworrenen Gesprächs Harminii de Mosa" (Wittenb. 1615). Denn auf ihrem Titel und unter der Vorrede steht Hütter, ebenso bezeichnet sich der Verf. in derselben ganz gewöhnlich, selbst in einem Zusammenhange, wo er die Vorwürfe seiner ihn meistens Hutterus (doch auch zuweilen Hütter) nennenden Gegner beantwortet, z. B. S. 186, 187, 194, 234, 237, 239; nur S. 236 behält er in seiner Antwort Hutterus bei. Auf dem Titel der „wohlgegründeten Widerlegung der schweren — — Bezüchtigung 2c." (Wittenb. 1597. 4.) steht dagegen Hutterus. 2) Man bildete aus seinem Namen anagrammatisch redonatus Lutherus; ah tu noster Lutherus, notus arte Lutherus; tantus ero Lutherus, betrachtete und nannte ihn Lutherus redivivus, und setzte ihn überhaupt dem großen Reformator gern zur Seite, wie in den Versen auf seinen Tod:

Lutherum Hutterumque, sacri duo lumina coetus,
Attulit hoc saeclum; sustulit hoc itidem.
Scilicet his tantis nec digna fuere priora,
Nec tales poterunt ferre futura Viros.

Cf. *Freher*, Theatr. viror. eruditt. p. 386. *Spizelii* Templ honor. reserat. p. 36. Meisner (a. a. O. S. 4) sagt: „*Lutheri virtutes* Hutterus noster, *veluti Lutherus alter*, imitari sedulo allaboravit nec infeliciter expressit," und S. 3: „Extrema primi saeculi Lutherani *εἴσοδον καὶ ἔξοδον* considerate mecum: ecce! *biga theologorum clarissima* in conspectum prodit. Dicam ego paucissimis? *Lutherus incepit, Hutterus finiit.*" Josua Stegmann, welcher in seiner Oratio funebris de vita et obitu Georg. Weinrichii (Lips. 1617. 4.) p. 50 erzählt, daß Weinrich bei der Nachricht von Hutter's Tode sich der Thränen nicht habe enthalten können, nennt Hutter theologum nostri seculi facile principem.

die theologische Richtung der Mehrzahl unserer Zeitgenossen von seinen Bestrebungen gewaltig abweichen und also ein wirklicher Hutterus redivivus als fremdartige Erscheinung weder Eingang erhalten, noch sich in der anders gewordenen Welt zurecht zu finden wissen: unter den rüstigen Vertheidigern Lutherischer Orthodoxie in ihrer ganzen Starrheit und unter den geachteten Darstellern der protestantischen Glaubenslehre, sowie sie sich durch die sogenannte Eintrachtsformel gestaltet hatte, wird H. stets mit Auszeichnung zu nennen sein[3]). Für jene Seite seiner Thätigkeit wäre ihm freilich mehr Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, mehr Achtung gegen seine Gegner[4]), und mehr unparteiisches Eingehen auf ihre Vorstellungen und Einreden, auf dieser aber weniger Eingenommenheit für die einzelnen Worte der formula concordiae, an welchen er sklavisch hängt, und größere Freiheit in der Entwickelung der Lehre, wozu ihn seine völlige Hingebung an das jüngste symbolische Buch seiner Kirche nicht gelangen läßt, und Entfesselung von scholastischer Methode, auch wol zuweilen mehr Concentration im Ausdrucke zu wünschen gewesen. Allein jene Mängel finden wie ihre Erklärung in H.'s Charakter, seinem Studiengange, seiner äußern Stellung auf einer in Zionswächterei sich vorzugsweise gefallenden Universität, und in der Entstehungsweise mehrer seiner Bücher (aus Collegienheften oder im Auftrage des Hofes), so auch einige Entschuldigung in der Richtung und in den Ansichten seiner Zeit, welche ruhige, unparteiische Polemik weder zu üben noch zu würdigen verstand, und bei dem geringsten Abweichen vom Buchstaben, beim Gebrauche einer andern Wendung und Formel in Angst und Verlegenheit gerieth. Auch ist er für seine hitzige und daher nicht selten auffallende Blößen darbietende Streitart von Andern gehörig bedacht worden, und hatte viele Verdrießlichkeiten und Verfolgungen, welche er sich dadurch zuzog, als Strafe seines groben, ungeschliffenen, ganz rücksichtslosen Verfahrens gegen Andersdenkende zu ertragen[5]). Geboren ist diese Stütze des Lutherthums im Januar 1563[6]), also in demselben Jahre, wo das langdauernde Concilium zu Trient endlich geschlossen wurde, und zwar zu Nellingen, welches damals zum ulmer Gebiete gehörte[7]), und woselbst sein Vater, ebenfalls Leonhard heißend, als Prediger angestellt war[8]). Noch in früher Jugend kam er durch Versetzung seines Vaters nach Ulm, bezog im J. 1581 nach erlangter Schulbildung in seinem 18. Jahre *) die Universität Strasburg[9]), und ergab sich dem Studium der Theologie. Um aber in dieser Wissenschaft nicht auf der gewöhnlichsten Stufe stehen zu bleiben, beschäftigte er sich in den ersten Jahren seines dortigen Aufenthaltes mit den alten Sprachen, und nahm an solchen Übungen Theil, welche auf Entwickelung rednerischen Talentes abzweckten, unter der Leitung von Melchior Junius. In der Logik, Physik und Ethik waren Ludw. Havenreuter und Gottlieb Golius seine Lehrer; auch machte er in diesen Disciplinen solche Fortschritte, daß er bereits am 10. Oct. 1583 aus Joh. Pappus' Händen das Magisterium erhielt. Dem Bibelstudium widmete er hierauf vorzugsweise seinen Fleiß; den meisten Einfluß auf ihn hatten Pappus' Vorlesungen[10]). Nach zehnjährigem[11]) Verweilen zu Strasburg besuchte H. einige andere Universitäten, namentlich Leipzig von 1591 an[12]), dann 1593 kurze Zeit Heidel-

3) J. L. v. Mosheim, Vollständ. Kirchengesch. des N. T. 4. Bd. S. 316 (der teutschen Übers. von J. R. Schlegel). Schröckh, Christl. Kirchengesch. seit der Reformation. 4. Bd. S. 439 fg. Pet. Bayle, Historisch. u. krit. Wörterb. unter dem Art. Hutterus. 4) Wie ließ sich diese aber von einem Manne erwarten, der nicht einmal Melanchthon's Bild im theologischen Auditorium an der ihm früher verliehenen Stelle duldete? (G. Arnold's unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie. 3. Th. S. 292.) 5) Bayle's unter dem Artikel Hospinian u. Hutterus ausgesprochenes ziemlich scharfes Urtheil über Letztern läßt sich nicht wohl entkräften, wenn auch an dem nicht gezweifelt werden mag, was Balduin in seiner Leichenpredigt sagte, daß H. im gewöhnlichen Leben ein milder und freundlicher Mann gewesen sei, und sich gern dazu hergegeben habe, unter seinen Collegen, wenn sie in Streit geriethen, den Vermittler zu machen und sonst Frieden zu stiften. In seinen Schriften, wenigstens sogar da, wo er sanfte und schonende Zurechtweisung beabsichtigt, ist von jenen gerühmten Eigenschaften nichts zu entdecken. Über die ihm von seinen Gegnern zugefügten Retorsionen pflegte er sich mit Augustin's Worten zu trösten: Quisquis volens detrahit famae meae, nolens addit mercedi meae. Nec malam conscientiam sanat praeconium laudantis nec bonam vulnerat opprobrium conviciantis. Vergl. (Colerus) Auserles. theolog. Biblioth. 26. Th. S. 129.

6) Bayle a. a. O. (wenigstens in der teutschen Übers.) gibt irrig 1562 als Geburtsjahr H.'s an; vergl. dagegen Meisner's Oratio parentalis. p. 19. *Ambros. Rhodii* Programma in funere L. H. edit. in *Witte*, Memoriae theologg. p. 90. *Freher* l. c. *Spizelii* Templum honor. reserat. p. 33. Leben der berühmtesten Kirchenlehrer — — von Erdm. Uhsen. S. 747. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. Col. 1790. Sam. Baur, Neues historisch-biographisch-literar. Handwörterb. 2. Bd. S. 850. 7) So Meisner a. a. O. S. 20, *Dan. Frid. Jani*, De Leonh. Huttero ejusque compendio theologico commentatio brevis, vor der von ihm besorgten Ausgabe des Hutter'schen Compendium loc. theolog. (Lips. 1727), (Joh. Christoph Colerus) Auserles. theolog. Biblioth. 26. Th. S. 124, u. Baur a. a. O. Die übrigen Quellen, namentlich Ambros. Rhode (a. a. O. S. 90), und daher Freher, Spizel, Uhse, Bayle (a. a. O.), Jöcher (im Gelehrtenlex. 2. Th. Col. 1790) bezeichnen Ulm als Geburtsort. Der Irrthum erklärt sich leicht daher, daß Hutter sich Ulmensis nannte, was er auch nicht blos im weitern Sinne des Wortes war, da seine Ältern später in Ulm selbst wohnten. 8) Gebürtig war dieser aus Gredingen, bekleidete von 1558 an ein Schulamt in Ulm, wurde zwei Jahre nachher Pfarrer in Nellingen und 1565 in Ulm, wo er am 20. August 1601 gestorben ist. Vergl. Fortges. Samml. von alten u. neuen theol. Sachen auf das J. 1727. S. 296. Weyermann's Nachrichten von ulmer Gelehrten. S. 335, 336. *) Meisner a. a. O. S. 25, 26. 9) Diese Stadt und Ulm achtete er stets sehr hoch. „Ulmam," sagt die theologische Facultät zu Wittenberg in ihrer Dedication der Loci communes theologici H.'s, „quasi dulcem patriam, Argentoratum informatricem fidam, illam corporis, hanc animi matrem nunquam non veneratus fuit, utrique sua omnia deberi gratus agnovit, utrique totum se consecravit." 10) Unter andern rühmte H. beständig, daß er durch ihn bibelfest geworden sei. Cf. *Jani*, De L. Huttero — — commentatio l. c.; s. auch (Colerus) Auserles. theol. Biblioth. 26. Th. S. 126. 11) Jedoch mit einiger Unterbrechung, indem er nämlich einer Epidemie wegen 1582 nach Heidelberg sich begab, und erst 1588 nach Strasburg zurückkam. Vergl. Weyermann a. a. O. S. 336. 12) *Rhode* l. c. in *Witte*, Memor. theologg. p. 91. *Freher* l. c.

berg und seit 1593 Jena. An letzterm Orte disputirte er unter Georg Mylius von der Gnadenwahl [13]), war eine Zeit lang Hofmeister, und empfing, nachdem er die erfoderlichen Beweise seiner gründlichen Gelehrsamkeit abgelegt hatte, am 15. Jan. 1594 den theologischen Doctorat, und begann darauf Privatvorlesungen und Disputatorien zu halten. Aber bereits 1596 berief man ihn, vorzüglich auf Polyk. Leyser's Betrieb, an Volckmar's Stelle zum vierten ordentlichen Professor der Theologie nach Wittenberg [14]), wo er auch bis zu seinem, am 23. Oct. 1616 erfolgten, Tode geblieben ist [15]). In dieser ihm angewiesenen wichtigen Sphäre entwickelte er eine ungemeine Thätigkeit, und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen als akademischer Lehrer und theologischer Schriftsteller; daneben zeichnete er sich als Mensch durch Aufrichtigkeit, Wohlthätigkeit gegen Hilfsbedürftige, Frömmigkeit und Mäßigkeit vortheilhaft aus [16]). Seine mit einer Ulmerin von angesehener Familie im J. 1599 geschlossene Ehe war kinderlos, sonst aber glücklich. Neben seiner Professur hatte er auch das Amt eines Inspectors der kurfürstlichen Alumnen, sowie eines Schulvisitators und Assessors im Consistorio [17]). Bei seinem Tode bekleidete er zum vierten Male das Prorectorat, welches er kurz vorher [18]) angetreten hatte. Eine damals grassirende Fieberepidemie hatte auch ihn ergriffen, das Übel ging nach längerer Dauer in ein viertägiges Wechselfieber über und raffte wider alles Erwarten den kräftigen, erst 53jährigen Mann hinweg [19]). Friedrich Balduin hielt ihm über 2 Kön. 2, 1 fg. die Leichenrede [20]). H.'s Schriften beziehen sich fast alle auf den polemischen Gegensatz des strengen Lutherthums gegen die reformirte und die katholische Kirche, oder auf eigentliche Dogmatik. Mehre derselben können mit gleichem Rechte polemisch und dogmatisch genannt werden, da Abwehr alles dessen, was von dem Lutherischen Lehrbegriffe in irgend einer Weise abweicht, oder die Erhaltung desselben in seiner Reinheit irgendwie zu bedrohen scheint, mit der Feststellung dieses Lehrbegriffes selbst sich öfters innig durchdringt und damit aufs Engste verbunden wird. Gründliche Erklärung der symbolischen Bücher lag ihm sehr am Herzen; daher er die Reihe seiner zahlreichen größern Schriften mit der Analysis methodica Augustanae Confessionis articulorum XXIV. disputt. comprehensa (Witeb. 1594. 4. und 1602. 8.) eröffnete [21]). Ihr ähnlich nach Inhalt und Form ist das Collegium theologicum s. XL. disputt. de articulis conf. August. et libri christianae Concordiae (ib. 1610. 1616). Ferner gehören dahin: Disputatt. XX, quas ex Augustanae Confessionis articulis proposuerunt studiosi juvenes (ib. 1601. 4.) [22]). Zur Concordienformel lieferte er einen Commentar von ansehnlichem Umfange in libri christianae Concordiae — — explicatio plana et perspicua (ib. 1608. 1609 und 1611) [23]), veranlaßt und hervorgegangen aus akademischen Vorträgen darüber. Nach einer kurzen Darstellung des Ursprunges und der Geschichte dieses symbolischen Buches, nebst Widerlegung der dagegen erhobenen Bedenken und Tadel verbreitet sich H. kürzlich über die Norm, wornach alle Dogmen zu beurtheilen sind, und geht dann den Inhalt desselben in eilf Artikeln durch, und zwar so, daß bei jedem erstlich der Controverspunkt deutlich entwickelt, dann die darüber in der Eintrachtsformel enthaltenen Bestimmungen mitgetheilt und begründet (durch Schrift und Entscheidung der ältern Zeit), und endlich die entgegenstehenden Meinungen vorgelegt und bestritten werden. Den meisten Ruf aber erwarb er sich als Dogmatiker durch sein Compendium locorum theologicor. ex script. sacris et libro concordiae — — collectum (ib. 1610. [24]) 1618. 1624. [25]) 1629. 1666 mit Vorrede von Joh. Meisner, und 1696. 12. 1709; Ulm. 1613. [26]); dann von Junker besorgt Lips. 1712 und von Janus ib. 1727 und 1736), obschon er bei Ausarbeitung desselben nur im Auftrage des Kurfürsten Christian II. von Sachsen handelte, und durch dessen Vorschriften selbst in der Ausführung gebunden war. Denn diese kurze, dem Schulunterrichte gewidmete, Auseinandersetzung der Lutherischen Glaubenslehre sollte, so viel es anging, die Worte der

13) De praedestinatione disputat. IV scripta pro defensione articuli IV. in visitatione Misnica propositi adversus ea, quae eidem articulo nuper Dan. Tossanus — — opposuit. (Jen. 1593. 4.) 14) *Jani*, Commentatio de Leonh. Huttero l. c.; s. auch (Colerus) Auserles. theolog. Biblioth. 26. Th. S. 127. 15) Alle diese Lebensumstände berichtet am ausführlichsten Meisner a. a. O. S. 21 fg. und *Jani*, Commentatio de L. Huttero. Vergl. auch (Colerus) Auserles. theolog. Biblioth. 26. Th. S. 127 und Weyermann a. a. O. S. 336. 16) *Jani*, Commentat. p. 28. 17) Meisner a. a. O. S. 32, 33. 18) Die übernahme des Prorectorats geschah auf dem Krankenbette; s. *Jani*, Comment. und Fortges. Samml. von alten u. neuen theolog. Sachen auf das J. 1727. S. 297. Meisner a. a O. S. 38 sagt: „Rectoratus quarti axiomate recens insignitum — — coelestis Imperator — — evocavit;" und Rhode a. a. O. S. 91: „ipsum quartum Rectoratum — — auspicanti, quid aliud adstruere fortuna poterat." Freher a. a. O. dagegen bestimmter: „quartum (Rectoratum) *octiduo* ante obitum auspicatus est." 19) Meisner a. a. O. S. 38, besonders aber Rhode a. a. O. S. 91. 20) Rhode a. a. O. S. 92, und nach ihm Spizel a. a. O. S. 36.

21) Weyermann (Nachrichten von ulmer Gelehrten. S. 336) erwähnt überhaupt vor dieser Analysis nur noch die Disp. de praedestinatione und eine Disp. pro asserendo integro sacramento coenae dominicae contra Jesuitas. (Wittenb. 1593. 4.) 22) Nach *Buddei* Isagoge historico-theologica in univers. theolog. (Lips. 1727. 4.) p. 521; in den übrigen mir vorliegenden Quellen, auch in Weyermann's Nachrichten, wo doch ein sehr vollständiges Schriftenverzeichniß geliefert wird (S. 336—343), finde ich dieses Werkes nicht gedacht. Wahrscheinlich ist es ein Generaltitel von Dissertationen, die bei andern unter verschiedenen Titeln vorkommen. 23) *J. G. Walchii* Biblioth. theolog. selecta. T. I. p. 368. Weyermann a. a. O. S. 368. In Witte's Memor. theologg. Dec. I. p. 93 sind nur die beiden letzten Ausgaben angeführt. Zur Empfehlung der Eintrachtsformel schrieb er auch Disputt. pro formula concordiae. (Vit. 1605. 4.) 24) Cf. *Jani*, De L. Huttero l. c. p. 49. Vergl. auch (Colerus) Auserles. theolog. Biblioth. 26. Th. S. 131. Schröckh, Christl. Kirchengesch. seit der Reform. 4. Bd. S. 410. Ambros. Rhode a. a. O. (bei *Witte*, Memor. theologg. Dec. I. p. 93) gibt irrig 1609 an. 25) Spizel a. a. O. S. 37. Rhode a. a. O. 26) *J. G. Walchii* Biblioth. theolog. T. I. p. 37. Weyermann a. a. O. S. 339.

Concordienformel bei den einzelnen Lehrgegenständen beibehalten [27]), wurde den theologischen Facultäten zu Leipzig [28]) und Wittenberg zur Prüfung übergeben, auch von den Lehrercollegien sämmtlicher kursächsischer Fürstenschulen begutachtet [29]), und dann, nachdem einiges auf Vorschlag jener Collegien geändert oder weggelassen war [30]), durch kurfürstlichen Befehl allgemein eingeführt [31]). Da H. sowol Anfängern, als Vorgerückten und ganz Erwachsenen genügen wollte [32]), so hat er das für die beiden letztern Classen Bestimmte durch Zeichen unterschieden. Obschon über seine Schreibart meist sehr günstig geurtheilt wurde [33]), muß jeder Unparteiische doch Schröckh's [34]) Behauptung als wahr unterschreiben, daß, abgesehen von einer ziemlich guten Ordnung [35]) und Deutlichkeit, welche sich dem Compendium locc. theoll. nicht absprechen lassen, doch auf die Fassungskraft und das Bedürfniß der Jugend nicht die erfoderliche Rücksicht genommen wurde. Der Zusammenhang des Einzelnen müßte sich leichter überblicken lassen, als es bei der gewählten Eintheilung in 34 loci und Zerlegung derselben in Fragen und Antworten möglich ist; auch ist die Darstellung für Anfänger zu weitläufig [36]), und die Erörterungen leiden nicht selten an zu großer Subtilität [37]), z. B. über die Vereinigung der beiden Naturen in Christus und über die communicatio idiomatum, oder an zurückstoßender Härte. Überhaupt ist die christliche Lehre viel zu wenig vom praktischen Gesichtspunkte, was grade für das kindliche Alter so lehrreich und wirksam ist, in diesem lange Zeit so hoch geschätzten Lehrbuche, diesem Kern der symbolischen Bücher [38]), aufgefaßt und behandelt. Zum Theil rühren diese Mängel von dem Bestreben her, Jung und Alt zu befriedigen, sowie von dem Zwange, sich möglichst an die Worte der Concordienformel zu halten. Indessen hat H., wie er selbst in der Vorrede erzählt, wenigstens in solchen Fällen, wo die symbolischen Bücher das Erfoderliche nicht darboten, die Schriften Luther's und anderer angesehener Theologen mit Auswahl benutzt. Da Melanchthon einmal in Miscredit gekommen war [39]), bedurfte man allerdings eines Handbuches, worin die ihm und den Krypto-Calvinisten zugeschriebenen und in jener Zeit als wichtig erachteten Irrthümer vermieden wurden. Auch ist dieser Zweck im Ganzen von H. recht wohl erreicht; weshalb es nicht auffallen kann, daß viele, zum Theil sehr angesehene Theologen bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. das Buch nicht blos wieder herausgaben, sondern sogar mit Anmerkungen und Commentar ausstatteten. Unter letztern verdienen Erwähnung die jena'schen Theologen Gottfr. Cundisius [40]), Salomon Glassius [41]) und Friedr. Bechmann [42]), und aus späterer Zeit Christoph Wilhelm Schneider, Rector zu Saalfeld [43]). Außerdem ist die theologische Literatur ziemlich reich an anderweiten Werken, welche den Gebrauch dieses Compendii zu erleichtern bestimmt sind [44]). Um es auch für die nützlich

27) Vergl. den Befehl des Kurfürsten, wie er sich vor den Ausgaben dieser Schrift abgedruckt findet. 28) Weyermann a. a. O. S. 339 spricht irrig von einer dresdener theol. Facultät. 29) *Jani*, De L. Huttero ejusque Compendio theolog. commentat. brevis vor der Ausgabe des Hutter'schen Compendiums (Leipz. 1727), enthält S. 38 fg. die darauf bezüglichen kurfürstlichen Befehle, das Bedenken der wittenberger Theologen und Gutachten der Fürstenschulen. Nur das Bedenken der leipziger Theologen ist weggelassen, weil es nicht mehr aufzufinden war. 30) Weyermann a. a. O. S. 339. 31) Beginnen sollte der Religionsunterricht mit Luther's Katechismen, dann Hutter's Compendium folgen: „Posthabitis aliis libellis methodicis," heißt es im Befehle des Kurfürsten, „hoc *unicum* Compendium theologicum *ediscendum* proponant et quantum fieri potest, *haud prius ad altiores illas scholas*, quas vulgo Academias nominant, *cuipiam ex discipulis aditum patefaciant, quam hoc Compendium memoria et quidem tenacissima apprehenderit sibique cognitum ac perspectum reddiderit.*" Vor Hutter war Sal. Geßner mit Bearbeitung eines solchen Lehrbuches beauftragt worden, aber sein, auch gedruckter, Entwurf (Compendium doctrinae coelestis) genügte nicht. Vergl. Weyermann a. a. O. S. 339. 32) Vergl. die Vorrede H.'s zu dem Compendium. 33) So betrachtet *Jani*, De L. Hutt. commentat. p. 24, 25 (vgl. [Colerus] Auserles. theolog. Biblioth. 26. Th. S. 128) die Schriften dieses Theologen als über alle Maßen deutlich, geordnet, nett und bündig, und Spizel (a. a. O. S. 34) bemerkt darüber: „Quod si — — illud opus laudatissimum est, in quo simul et ars materiam commendat, et materia vicissim artem: *utrumque certe punctum in cunctis suis operibus — hic — ita exacte tulit*, ut quo te cunque vel ad materiae sublimitatem vel ad artis accuratiorem trutinam vertas, scripta vere theologica re et nomine sis reperturus." 34) a. a. O. 4. Bd. S. 440 fg. 35) L. Reinhard (Institutt. theol. dogm. [Vinar. 1733] p. 255) findet jedoch bereits hierin Änderung nöthig; Vertheidigung H.'s unternimmt die Fortges. Samml. von alten u. neuen theol. Sachen auf das J. 1734. S. 286 fg. 36) Und dabei fehlt doch Einiges zur vollständigen Kenntniß des Christenthums Gehörige (cf. *Buddei* Isagoge p. 390). 37) Weil man besonders beabsichtigte, wie Buddeus a. a. O. bemerkt, „Ut Calvinianorum non minus, quam Romanensium erroribus obviam iretur."

38) *Jani*, Commentat. p. 49. Vergl. (Colerus) Auserles. theolog. Biblioth. 26. Th. S. 131. 39) In der ersten Ausgabe der Loci theologici Melanchthon's fand Hutter eine einzige Äußerung zu tadeln (vergl. über diese V. L. Seckendorf in der Hist. Lutheranism. L. III. sect. 21. §. 79. addit. 19. not. 1), welche außerdem in der Ausgabe vom J. 1533 geändert war, diese letztere Ausgabe selbst findet er im Ganzen erträglich, dagegen wimmeln nach seiner Meinung die vom J. 1543 und die derselben folgenden von Irrthümern. S. seine Loci communes. Prolegom. cap. III. Cf. *Buddei* Isagoge p. 384, 385. Eine gleiche Ansicht herrschte wol überhaupt damals bei denen, welche in Luther wie den Anfänger, so den Vollender der Reformation zu sehen gewohnt waren. 40) Notae et observationes, quibus compendium theologicum — — L. Hütteri — — illustratur, augetur et suppletur (Jen. 1648. 1652. 1660. et Lips. 1705). Der Verf. hat nicht blos Kinder und Gymnasiasten, sondern auch angehende Studirende und Informatoren im Auge. H.'s Frage mit ihrer Antwort wird vorangestellt. Die dazu gehörigen Noten folgen in Paragraphen nach. Christ. Chemnitz gab Praelectiones in locos theologicos Huttero-Cundisianos (Jen. 1670) heraus. 41) Für die gothaischen Schulen zuerst Gotha 1656 u. dann öfter, z. B. 1661 (*Witte*, Memor. theologg. Dec. IX. p. 1224), 1670 (*Fabricii* Hist. biblioth. P. VI. p. 496) und Erfurt 1736 (Weyermann a. a. O. S. 340) unter d. Titel: Compendium theologiae Hutterianum scholiis necessariis atque utilibus instructum. 42) Adnotationes uberiores in compendium Hutteri (Longosal. 1690. Francof. et Lips. 1696, und mit einer Vorrede von Hebenstreit, Jen. 1703. 4.) 43) Seine im J. 1735 erschienene Ausgabe enthält gelehrte Anmerkungen, corollaria und usus practici bei jedem Capitel. Vergl. hamburg. Berichte von gelehrten Sachen vom J. 1735. Nr. 57 und Weyermann a. a. O. S. 339, 340. 44) Dahin gehören *Georg Leuschner*, Analysis loca.

zu machen, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig waren, übersetzte es der lübeck'sche Prediger Kasp. Holsten ins Teutsche [45]), und da seine Arbeit nicht genügte, erhielt Hutter selbst vom Kurfürsten Johann Georg die Auffoderung zu einer solchen Übersetzung [46]). In Sachsen wurde es allgemeines Schulbuch, auch hier und da anderwärts. Man legte es bei akademischen Vorträgen zum Grunde; in Wittenberg geschah dies, bis Quenstedt König's theologia positiva statt dessen einführte [47]), man wagte selbst von „einigem symbolischen Ansehen" desselben zu reden [48]). Bei aller Achtung aber, welche dem Hutter'schen Lehrbuche erwiesen wurde, fehlte es doch auch schon früherhin nicht an einzelnen Stimmen, welche sich gegen seine Überschätzung verwahrten. Marcus Friedr. Wendelin [49]), welchen G. Möbius in seinem Examen censurarum M. Fr. Wendelini, quibus Hutteri compendium perstringere conatus fuit (Lips. 1672. 4.), zu widerlegen suchte, wollte aus demselben den Beweis führen, daß Lutheraner und Reformirte meist in der Lehre übereinstimmten [50]). Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wurde Tadel dieses Werkes übel aufgenommen, wie Christ. Gottlob Kändler erfahren hat [51]); auch erhellt aus manchen andern Anzeichen, daß es noch immer geschätzt wurde [52]); und in der neuesten Zeit ist durch den Namen, welchen K. Hase seinem dogmatischen Repertorium für Studirende [53]) gegeben hat, wenigstens die Erinnerung daran geweckt worden [54]). Ungeachtet seiner feindseligen Gesinnung gegen Melanchthon hat H. doch im Compendium dessen Methode und Anordnung befolgt, gibt in jedem locus erst eine Definition des abzuhandelnden Glaubenssatzes, hierauf eine weitere Erklärung und endlich den Beweis aus heil. Schrift und den Symbolen. Wirkte er auch durch diese Schrift mit zur Herabsetzung Melanchthon's und seiner Anhänger, und trug er demnach reichlich bei, eine freiere Entwickelung des Lutherischen Systems zu verhindern, so hat doch sein Compendium darin auch genützt, daß es keine sklavische Anhänglichkeit an das dogmatische Werk des Mitreformators aufkommen ließ, und man sich an den Wechsel der Lehrbücher gewöhnte [55]). Außer diesem einfachen und con-

---

theologg. in compendio Hutteriano comprehensorum perpetuis tabulis instituta (Lips. 1625. 4.); *Tob. Seyfart*, Anatome logica compendii Hutteriani (Altenb. 1636); *Jo. Ebart*, Enchiridion theologicum positivo-polemicum — — in comp. Hutteri (Jen. 1662 et 1665); *Jo. Deutschmann*, Compendium theologiae Hutteri analytico-exegeticum (Vitemb. 1665. 1672); *Godofr. Olearius*, Brevis summa compend. Hutteri (Hal. 1672); *Casp. Heunisch*, Epitome analytica locorum theologg. in compend. Hutteri comprehensorum (Norimb. 1674); *Sam. Schelwig*, Hypomnemata Hutteriana (Gedani 1690. 12.); *Jo. Frid. Koeber*, *Ταμεῖον* sacrosanctum s. dicta utriusque testamenti ad confirmandum potiores fidei articulos in aureo Hutteri compendio adducta aut eó pertinentia (Jen. 1692. 12.); *Jo. Christoph. Meurer*, Tabulae synopticae, quibus thetica praecipue locorum theologg. compendii Hutteriani ὡς ἐν τύπῳ exhibentur (Helmst. 1705. 4.); *Jo. Schulze*, Examen catecheticum compendii locorr. theologg. Leonh. Hutteri (Hamb. 1706. 12.); *Jo. Frid. Treiber*, Hodegus Hutterianus ulterior una cum Huttero in digitis usum compendii Hutteriani et via ad ulteriorem notitiam theologicam monstrans (Arnst. 1707); *Jo. David Schreber*, Lineae doctrinae fidei h. e. articuli theolog. theticae ex compendio Hutteriano (Lips. 1714. 1735); Joh. Christ. Weidner's teutsche theologia biblica (Lips. 1722. 4.), welche der Anordnung des Hutter'schen Lehrbuches folgt. Vgl. *Walchii* Biblioth. theolog. T. I. p. 37 sq. Weyermann a. a. O. S. 340. J. S. Semler, Einleitung in die dogmatische Gottesgelehrsamkeit. S. 67. 45) Compendium theologicum, das ist, kurzer Begrif der furnehmsten artikul christlicher Religion (Lübeck 1611). 46) Compendium locorum theologicorum, das ist, kurzer Begriff aller artikul christlichen Glaubens aus heiliger göttlicher Schrift und dem christlichen Concordienbuch (Wittenb. 1613, wiederholt 1635; mit dem lateinischen Urterte zusammen 1666 durch Joh. Meisner herausgegeben; auch Witt. 1628). Joh. Fabricius hat demnach Unrecht, wenn er (Histor. Biblioth. Fabric. P. II. p. 174) angibt, das Hutter'sche Lehrbuch sei zuerst teutsch erschienen. Einen genauen Abdruck der teutschen Übersetzung Hutter's veranstaltete Ernst Sal. Cyprianus (Gotha 1735). Vgl. Fortges. Samml. von alten u. neuen theolog. Sachen auf das J. 1735. S. 377. 47) *Jani*, De L. Huttero commentatio p. 55. (Colerus) Auserles. theolog. Biblioth. 26. Th. S. 131. 48) Frühaufgelesene Früchte zur Fortges. Samml. von alten u. neuen theolog. Sachen auf das Jahr 1735. S. 305. 49) Weyermann (a. a. O. S. 340) führt diesen Gelehrten irrig unter den Vertheidigern des Compend. Hutterian. auf. 50) Cf. *Buddei* Isagoge p. 390.

51) Er hatte in einer Einladungsschrift (Ausführliche Beschreibung der Lehrart, nach welcher die Sprachen und Wissenschaften — — vorgetragen werden. 1. St. S. 4), welche er als Rector zu Sangerhausen im J. 1741 herausgab, blos bemerkt, H.'s Lehrbuch sei nicht fehlerfrei (unter andern missfiel ihm das schlechte, unclassische Latein), wurde aber deshalb in den Frühaufgeles. Früchten der theolog. Samml. vom Alten u. Neuen auf das J. 1742, S. 81 fg., zurechtgewiesen, vertheidigte sich zwar sofort (Beantwortung einiger ungegründeten Erinnerungen wider sein Progr. von der Lehrart, 1742. 4.), fand aber nicht blos in der Fortges. Samml. von alten u. neuen theolog. Sachen (vom J. 1742. S. 736 fg.) neue Opposition, sondern sollte nebst andern ungünstigen Beurtheilern Hutter's abgethan werden in *Christ. Gottl. Klugii* Vindiciae Hutterianae s. dissert. apologetica, qua L. Hutt. a Petri Baelii, Godofr. Arnoldi et novelli censoris (hiermit ist eben Kändler gemeint) criminatione vindicatur (Vitemb. 1743. 4.). Inzwischen schwieg auch er nicht, sondern antwortete in einer Epistola ad C. G. Klugium (Francohus. 1743. 4.) ziemlich heftig. Vergl. Fortges. Samml. rc. auf 1743. S. 278 u. 323 fg., 911 fg. Über diesen Streit s. auch *Walchii* Biblioth. theol. T. I. p. 38 und Weyermann a. a. O. S. 341. 52) Dahin gehören die in jener Zeit erneuerten Ausgaben des Buches und der Vorschlag, welcher in den Frühaufgeles. Früchten zur fortges. Samml. von alten u. neuen theolog. Sachen auf das J. 1735 S. 305 gemacht wird, in einem Supplement zu Hutter's Compend. theolog., die nach des Verf.'s Zeit entstandenen Streitigkeiten kurz und der jugendlichen Fassungskraft angemessen darzustellen, den Zusammenhang der Lehren mit frommem Wandel nachzuweisen und überhaupt alles Fehlende nachzutragen, und dadurch den Gebrauch anderer Lehrbücher zu verhüten oder doch zu beschränken. Auch erschienen noch 1754 *W. Vollandi* Quaestiones XXI de utilitate et praestantia compendii Hutteri, und in (Colerus) Auserles. theolog. Biblioth. 26. Th. S. 131 heißt es ausdrücklich: man habe alle Ursache, bei diesem Compendium zu bleiben. 53) Hutterus redivivus, oder Dogmatik der Evangelisch-Lutherischen Kirche (Leipz. 1828. 3. Ausg. 1836). 54) Über die Geschichte des Hutter'schen Compend. theolog. vgl. *Jani*, De L. Huttero commentatio, p. 37 sq. vor der von ihm besorgten Ausgabe des lateinischen, und E. S. Cyprian in der Vorrede zu seiner Ausgabe des teutschen Textes; *J. G. Walchii* Biblioth. theolog. select. T. I. p. 36; Weyermann a. a. O. S. 339 fg. 55) Christ. Gottfr. Heinrich, Versuch einer Geschichte der verschied. Lehrarten der christl. Glaubenswahrheiten. S. 308.

eisen Entwurfe der Glaubenslehre [56]) besitzen wir von H. ein größeres dogmatisches Werk: *Loci communes theologici* ex sacris literis diligenter eruti, veterum Patrum testimoniis passim roborati et conformati, ad methodum locorum Phil. Melanchthonis, d. i. seine Vorlesungen über Melanchthon's loci theologici, die von der theologischen Facultät zu Wittenberg nach seinem Tode herausgegeben wurden. Rühmlich anzuerkennen ist die darin zu Tage gelegte Gelehrsamkeit und der sichtliche Eifer in Vertheidigung der evangelischen Glaubenslehre [57]); aber große Weitläufigkeit und unnütze Breite der Darstellung, überwiegende Neigung zum Polemisiren, selbst über geringfügige Behauptungen seiner Gegner, Mangel an Genauigkeit und Gründlichkeit in der exegetischen Begründung der Dogmen und in Darlegung ihrer Geschichte mindern den Werth des Werkes [58]). Melanchthon's loci communes zu commentiren ist der eigentliche Zweck, welchen H. vor Augen hatte, weshalb er auch dessen Anordnung und Methode beibehält; nebenbei wird das Vorbild auch berichtigt, wo es dessen bedürftig schien [59]). Der Erklärung und dem Beweise der einzelnen Glaubenslehren werden die Ansichten der Kirchenväter und Scholastiker beigegeben, vorzüglich aber die Streitigkeiten seit der Reformation beachtet, welche einen verhältnißmäßig großen Theil des Buches einnehmen. Außer diesen mehr oder weniger Aufsehen erregenden Werken dogmatisch-symbolischen Inhalts hat Hutter auch in akademischen Gelegenheitsschriften den einen oder andern Lehrsatz der Lutherischen Kirche in feiner Weise dargelegt und bewiesen, meistens mit apologetischer Absicht und mit Bestreitung der Gegensätze [60]).

Bei der großen Wichtigkeit, welche Hutter den Unterscheidungslehren der beiden protestantischen Kirchen beilegte [61]), war es sehr erklärlich, daß er allen Vereinigungsversuchen abhold war, und in der notorisch mildern Verfahrungsweise der reformirten Theologen gegen die Lutherischen schlaue Hinterlist erblickte, welche darauf ausgehe, unter dem Scheine des Friedens ihre Ansichten allmälig geltend zu machen. Aus dieser Stimmung ging das Irenicum vere Christianum s. tractatus de Synodo et unione Evangelicorum non fucata conciliandа (Vit. 1616. 4. und 1618. fol.) [62]) hervor, welches gegen eine Schrift des heidelberger Theologen David Pareus (gest. 1622) von gleichem Titel [63]) gerichtet war und ihr Schritt für Schritt folgte. Pareus behauptete eigentlich nichts weiter, als die Abweichung der Reformirten und Lutheraner sei keine fundamentale, man könne daher sich in Frieden vereinigen, wie auch schon früher geschehen sei, und das Streiten über die Abendmahlslehre bringe beiden nur große Nachtheile. Zum Danke für seine rühmlichen Bestrebungen schreibt ihm Hutter „consilia callida, lubrica, insidiosa" zu, und warnt vor dem Synkretismus, welchem man durch Befolgung solcher Rathschläge nothwendig in die Hände falle [64]). Wenn H. in dieser Streitschrift sich aller Mäßigung, soweit er ihrer fähig war, zu befleißigen suchte, so machte er bei andern Gelegenheiten seinem Unwillen gegen die Reformirten desto mehr Luft. So in dem „Calvinista Aulico-Politicus eigentliche Entdeckung und Widerlegung etzlicher Calvinischen politischen Rathschlägen, welche Johann von Münster fortzupflanzen und die verdammte Calvinisterey in das Herzogthum Holstein einzuschieben sich bemühet" (Wittenb. 1610), und als der Kurfürst Johann Siegmund von Brandenburg sich im J. 1614 als Mitglied der reformirten Kirche öffentlich bekannte und durch die daraus entspringende Begünstigung derselben zu neuen Reibungen zwischen den beiden protestantischen Parteien Veranlassung gab, war Hutter einer der ersten, welche sich gegen ihn aussprachen, und zwar in dem überaus heftigen „Calvinista aulico-politicus alter, oder christlicher und nothwendiger Bericht von den fürnehmsten politischen Hauptgründen, durch welche man die verdammte Calvinisterei in die Chur- und Mark-Brandenburg einzuschieben sich stark bemühet, samt einem An-

---

56) Wenn K. Hase (Hutterus redivivus, ed. 2. p. 49) auch sagt, es sei „ohne Polemik," so ist dies nur so zu verstehen, daß den damals herrschenden Gegensätzen weniger Platz eingeräumt ist, als man nach H.'s sonstiger Weise erwarten sollte, aber widerlegt werden die der orthodox-lutherischen Ansicht entgegenstehenden Meinungen, wie denn auch schon Buddeus (Isagog. in univers. theolog. p. 391) bemerkt: „*Controversiarum*, sui praesertim temporis, in iis (locis theologg.) *habuit rationem, aeque ac in compendio suo theologico*. 57) Schröckh, Christl. Kirchengesch. seit der Reformat. 4 Th. S. 441. Christ. Gottfr. Heinrich, Versuch einer Geschichte der verschied. Lehrarten der christl. Glaubenswahrheiten. S. 809. 58) Heinrich a. a. O. 59) Cf. Locc. theologg. communn. Prolegom. cap. IV. *Buddeus* l. c. p. 391. Heinrich a. a. O. 60) Dahin gehören Disputatt. XXII de praecipuis et nostro hoc seculo maxime controversis relig. christ. articulis (Vit. 1597); Ἐξέτασις theol. de voluntate Dei circa aeternum praedestinationis salvandorum decretum (ib. 1605. 4.); Disputt. de verbo Dei scripto et traditionibus non scriptis (ib. 1606 et 1610. 4.); Disp. de libro vitae et quaestionibus inde dependentibus (ib. 1605); De persona Christi in zehn Disputationen, deren jede einzelne wieder einen speciellen Titel nach dem Inhalte hat (ib. 1607. 1608 4.); De peccato mortali, veniali et irremissibili (resp. *Joh. Lippio*, ib. 1610. 4.); De vero et religioso cultu adorationis (ib. 1606. 4.); Ἐξέτασις ἐλεγκτικὴ errorum tum vet., tum recent. — — de poenitentia (ib. 1613. 4.); De orali et indignorum manducatione corporis Christi in sacramento coenae (ib. 1616. 4.); Wohlgegründete Widerlegung der schweren, aber doch unwahrh. Bezüchtigung wider der luth. Kirche Confession neulich in öffentl. Druck ohn des Autoris Namen boshaftig ausgesprengt (Witt. 1597. 4.) &c.

61) Bei einem so eifrigen Lutheraner, welcher sogar von der Eintrachtsformel behauptete (Explicat. plana et perspic. libri christ. concord. in prolegom. cap. I. p. 1): „Auctorem libri concordiae primarium sive αἴτιον κύριον constituimus non hominem aliquem sive theologum sive politicum, sed ipsum Deum spiritum sanctum, fontem et largitorem omnis boni usque adeo, ut θεόπνευστον, divinitus inspiratum, ipsum adpellare minime dubitemus," ist dies gar nicht unerwartet, sondern vielmehr ganz in der Ordnung. 62) In *Witte*, Memor. theologg. Dec. I. p. 94 falsch: „Rost. 1616. 4. u. 1619. fol." 63) Irenicum s. de unione et synodo Evangelicorum concilianda lib. votiv. (Heid. 1614. 4. u. in teutscher übers. 1615). 64) In dieses Urtheil einer befangenen Zeit stimmt selbst noch ein Joh. Fabricius (Historia biblioth. Fabric. P. II. p. 174) und Joh. G. Walch (histor. u. theolog. Einleitung in die Religionsstreitigkeiten. 3. Th. S. 1067). Anders dagegen G. Arnold (Unparteiische Kirchen- u. Ketzerhistorie. 2. Th. B. XVII. Cap. 7. §. 13).

vange wider Sal. Fincken, Apostatam zu Berlin" (Wittenb. 1614). Als ein gewandter Reformirter seinen Ausfall nicht ruhig hinnahm, suchte er ihn mit einer Duplik und Triplik niederzuhalten [65]), mußte sich aber auch gefallen lassen, daß man aus seinen und Matth. Hoe's Schriften viele Stellen auszog, welche das „zum Theil freiwillige, zum Theil mit Gewalt der heil. Schrift ihnen ausgepreßte Bekanntnuß, daß der reformirten Kirchen in Deutschland, nämlich zu Frankfurt an der Oder anderweit gedruckte Confession just und recht sey" (Frankf. a. d. O. 1615. 4.) enthalten sollten [66]). Als ein Hauptwerk H.'s gilt die Concordia concors s. de origine et progressu formulae concordiae ecclesiarum Augustanae confessionis (Vit. 1614. 1616. fol. u. 1622. 4.), bei welcher er die Absicht hat, den Eindruck von Rud. Hospinian's im J. 1607 erschienener Schrift Concordia discors etc. zu schwächen, da diese die Concordienformel und die Umstände ihrer Einführung in sehr ungünstigem Lichte erscheinen ließ. Wenn J. G. Walch [67]) der Hutter'schen Gegenschrift das Lob der Gründlichkeit und Nützlichkeit ertheilt, so wird derselben die letztere nicht abgesprochen werden können, so einseitig und parteiisch sie auch nicht selten verfährt [68]). Wegen der vielen Urkunden, welche sie darbietet, bleibt sie immer eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des letzten symbolischen Buches der Lutherischen Kirche. Doch darf bei Benutzung derselben nicht vergessen werden, daß H. gar Manches hinwegließ, was nicht entschuldigt, geschweige denn vertheidigt werden konnte. Als eine Art Anhang zu dieser Hauptschrift kann man betrachten die Epist. apologet. et monitoria de loco quodam ex annalibus Belg. Em. a Metern in concordia concorde R. Hospiniani nugis et crimin. falsi nuper opposita a se citato (ib. 1615. 4.) [69]). Dem reformirten Theologen Ant. Sadeel (Chandieu) trat er entgegen in dem Buche: Sadeel elenchomenus s. tractatio pro majestate humanae naturae Christi (Vit. 1600 und 1607.) [70]). Nicht minder eifrig bekämpfte er Katholiken, als Rob. Bellarmin, Jak. Gretser u., oder vertheidigte einzelne von ihnen angefochtene Lehrsätze der Protestanten [71]). Sein „Bericht vom ordentl. u. apostol. Beruf, Ordination u. Amt der luth.-evangel. Prediger" (Wittenb. 1608. 4.) sollte die Würde protestantischer Geistlichen ins rechte Licht stellen, und die dagegen gemachten Einwendungen niederschlagen.

Zur Schriftstellerei in andern Zweigen der Theologie behielt H. wenig Muße; noch dazu war die allgemeine Stimmung der Lutherischen Theologen nicht eben geeignet, dazu anzulocken. Für seine Beredsamkeit zeugen einige Denkreden auf verstorbene Gelehrte und Fürsten [72]); für sein Interesse an der praktischen Theologie

---

65) Sein Hauptgegner, nach Hutter's Angabe (Beständige und gründliche Widerlegung u. Vorrede Bl. 4 und 7) ein Pfarrer, M. Hermann Schmidt (latinisirt Fabrus, Fabronius oder Fabricius) zu Eschwege in Niederhessen, trat pseudonym auf als Harminius de Mosa mit einem recht gut angelegten Dialog: „Vom polit. Hofcalvinisten D. L. Hutter's über d. churf. brandenb. Reformation christlich Gespräch u." (Eisenstadt [Schmalkalden] 1615), und als ihm Hutter seine „Beständige u. gründl. Widerleg. des heillosen u. verworrenen Gesprächs Harminii de Mosa und Gregorii Brandenburgers u." (Witt. 1615) entgegenschleuderte, ließ er seinerseits „Responsa eucharistica, hundert Argumente u. Antwort der Lutheraner u. Calvinisten vom h. Abendmahl vor die churf. brandenb. Reformation" (Eisenst. 1615) ausgehen, ebenfalls in dialogischer Form. J. G. Walch (a. a. O. 3. Th. S. 497) führt statt dessen auch vom J. 1615 als Gegenschrift an: „Concordia Lutherano-Calvinistica, oder Vereinigung der Luther. u. Calvinisten, darin zugleich enthalten eine Wiederantw. auf H.'s Widerleg. des Harm. de Mosa;" allein die von mir bezeichnete Schrift ist nach eigener Angabe des Verf.'s gerichtet „wider D. L. Hutter's ander Buch genannt gründl. nothwendige Antwort u." und verräth sich überhaupt überall als nothgedrungene Fortsetzung des ersten Gesprächs. Wahrscheinlich gibt Walch den Titel nicht wörtlich, sondern nur dem Sinne nach, wie dies z. B. auch in der fortges. Samml. von alten u. neuen theolog. Sachen auf das J. 1727. S. 296 mit dem Hutter'schen Calvinista aulico-politicus der Fall ist. Denselben Gegner berücksichtigt H. auch noch in einer gegen mehre Vertheidiger der kirchlichen Veränderung im Brandenburgischen gerichtete Streitschrift „Erhebliche u. wohlgegründete Motiven oder Ursachen, um welcher Willen er mit den Berl. u. andern Calvin. Dialogisten — — in Schriftwechslung u. einiges Disputat sich einzulassen groß Bedenken trägt u." (Witt. 1615), ohne jedoch denselben dadurch zum Schweigen zu bringen; denn dieser stellte unmittelbar darauf eine „Bescheidene Abweisung der u. Motiven H.'s u." ans Licht. 66) Auf Veranlassung der religiösen Bewegung im Brandenburgischen entstanden auch Hutter's „Gründl. Antwort auf die ausgesprengte neue berlinische Zeitungen od. Gespr. Hans Knorren u. Bened. Haberechten, wie auch die zween Sacramentspiegel Sal. Fincken" und das „Examen oder gründl. Bericht v. d. zu Frankf. a. d. O. gedruckten Glaubensbek. d. reform. evang. Kirche" (beide Wittenb. 1614). Die reformirte Lehre ist auch noch angefochten in der Ἔξέτασις theolog. de praedestinatione (ib. 1605) u. 67) Einleit. in die Religionsstreitigk. 3. Th. S. 498.

68) Wer Belege dafür sucht, findet sie schon in G. J. Planck's Gesch. der Entstehung, der Veränderung u. der Bildung unsers prot. Lehrbegr. 6. Bd. S. 386, 424, 481, 544, 548, 563, 573, besonders aber S. 789. 69) Wenn nach Schröckh (Kirchengesch. seit der Reform. 5. Th. S. 118) ihm auch die Schrift „Calvinista judaizans" zugeschrieben wird, so ist dies blos Versehen, da sie von Ägid. Hunnius herrührt. Vergl. *Buddei* Isag. p. 1221. *Walch*, Bibl. theol. selecta. T. IV. p. 413. *Watt*, Bibl. Brit. T. I. p. 526. 70) Auch ist er beschuldigt worden (z. B. von *Heidegger*, Vit. Hospiniani p. 22), unter dem Namen Christ. Wilh. a Vallo die „Histor. Consignation aller Acten des Sacramentsstreites" (Gera 1611) herausgegeben zu haben; andere glauben indessen, Christoph Wilhelm Walpurger habe sich darunter versteckt. 71) Vergl. Disp. de sacrificio Romanensium Missatico ejusque horrenda abominatione (Vit. 1603); Disp. de transsubstantiatione et processionibus Pontificiis (ib. 1599. 4.); Refutatio duorum librorum Rob. Bellarmini de Missa (ib. 1604.); *Ἀπόδειξις ἀνασκευαστική*, confut. argumentt. quibus sacrificium papale Missat. falso stabiliri solet (ib. 1622); Disp. pro asserendo integro sacramento coenae dominicae contra Jesuitas (ib. 1593. 4.); Triumphus de regno Pontificio tract. scholastico-theologicus (ib. 1607. 4.); Ilias malorum regni Pontificio-Romani s. historica dissertatio de injustissimo Pontificis Romani in ecclesia Dei dominatu (ib. 1609. 4.); Controversiae duae theol. de verbo Dei scripto et non scripto et de persona Christi contra Bellarminum (ib. 1610); Controv. duae gener. de sacra scriptura contra Jesuitas et de persona Christi contra Calvinistas (ib. 1611. 4.); Actio in J. Gretserum de Imperat. Reg. et Princip. christ. in sedem Apostatico-Romanam munificentia (ib. 1613. 4.); Abfertigung zweier Bedenken, so von dem Leben, Wandel, Sitten u. Lehr Hn. D. Georgii Mylii durch e. päpst. Sykophanten in Druck verfert. worden (das. 1608. 4.). 72) Orat. parent. in obitum Aeg. Hunnii, Sal. Gesneri, G. Mylii (Vit. 1603.

die Meditatio crucis Christi s. homiliae acad. in historiam Passionis et mortis Christi (Vit. 1612) und die Formulae concionandi (ib. 1635). Welchen Werth er dem Studium der Bibel beilegte, lehrt sein Consilium de studio theol. recte inchoando feliciterque continuando, welches auch in J. Hülsemann's methodus concionandi (Lips. 1656. ed. IV. p. 391 sq.) enthalten ist; indessen sind die Früchte, welche er daraus gewann, außer in den dogmatischen Schriften nur kärglich mitgetheilt in der „Epitome biblica kurzer Begriff aller und jeder Capitel der ganzen heil. Schrift" (Wittenb. 1609) und der „Succincta explicatio epist. Pauli ad Galatas" (Lips. 1635. 12.). Rhodius [73]) erwähnt auch die Lectiones evangeliorum et epist. anniversariae ebr., graec. lat. germ. harmonice et symmetrice (Arnst. 1615. 4.). Die Tabellae duae haereseologicae sollten den Überblick der verschiedenen vom orthodoxen Lehrbegriffe abweichenden Ansichten erleichtern, erschöpften aber den Gegenstand natürlich nicht [74]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HYBOMA *St. Fargeau* et *Serville* (Insecta). Eine Gattung Käfer aus der Familie der Blätterhörner, welche Latreille (*Cuvier* règne animal ed. 2. IV. 535) mit seiner Gattung Coprobius vereinigt. (Dr. *Thon.*)

HYGROMIA *Risso* (Mollusca), eine aus Helix gesonderte Gasteropodengattung von Risso (Hist. nat. de l'Europe mérid.) aufgestellt, welcher derselben folgende Kennzeichen gibt. Die Schale ist platt gedrückt, die Windungen sind wenig erhaben, die Naht breit und tief, der Nabel offen, tief, eng; die Mündung eiförmig, nach der rechten Seite nach und nach verschmälert, buchtig, der Mundsaum vorn rechts und links sehr dünn, vollkommen und ausgebogen. Es gehört hierher als Art Helix Cinctella, von welchem Thiere Risso folgende Beschreibung liefert. Es ist gelblich weiß, der Rücken schwarz punctirt, der Leib kastanienroth, die Tentakeln violett und die Augen schwarz, der breite, spitzige, hinten auslaufende Fuß schmuzig weiß; es lebt auf Kastanienbäumen und Zaunwinden.

Eine andere, von Risso aufgeführte Art ist H. folliculata. Die Schale glatt, glänzend, etwas durchscheinend, sechs Windungen, die Epidermis gelblich grau, mit dunklern Höckern, der Mundsaum blaß fleischfarben. Länge sieben Millimeter. Aufenthalt im Frühjahr und Herbst an schattigen Orten und in Thälern. (Dr. *Thon.*)

HYNNIS *Burmeister* (Insecta), eine Gattung der Rhynchoten, aus der Familie der Leuchtzirpen (Fulgorina). Sie theilt den Charakter mit Anotia, aber die so stark zusammengedrückte Stirn, daß sie nur ein an der Kante tief gefurchtes Blättchen bildet, ragt noch weiter, besonders nach Oben gegen den Scheitel hin hervor, wodurch die Wangen eine ganz besondere Breite bekommen. Ein anderer, sehr hervorspringender, Charakter besteht in der Bildung der Fühler, welche weit unter den Augen stehen und sehr kurz sind, besonders das dicke runde, am Ende vertiefte zweite Glied. Die Flügel sind ungleich, die obern am Hinterrande ausgeschweift, am Ende breit abgestutzt, derber gebaut, als die sehr zarten hintern. Der Leib klein und schmächtig, die Beine einfach, schlank, dünn, die Hinterschienen ohne Endstachel. Burmeister (Handbuch der Entomologie II, 1. S. 153) erwähnt zwei Arten aus dem südlichen Nordamerika im königlichen Museum zu Berlin, und beschreibt davon H. rosea: Vier Linien lang, die Füße, der Stirnkiel, die hintern Flügel weiß. Die scharfen weißen Ränder des Kopfs neben den Wangen, welche die schmale Stirn einschließen, schwarz punctirt. Die Oberflügel sind blutfarben, besonders die Adern, die untern milchfarben, die Adern gelblich. Aus Georgien. (Dr. *Thon.*)

HYPERA *Germar* (Insecta). Eine Gattung Rüsselkäfer, welche Schönherr in seiner großen Monographie der Curculioniden mit Phytonomus (s. d. Art.) vereinigt hat. (Dr. *Thon.*)

HYPERA (Paläont.) Fossil-Reste dieses Käfergeschlechtes finden sich im Gypse zu Nimes vor (s. Hydrobius). Marcel de Serres unterscheidet wenigstens zwei Arten, welche die Formen von solchen Species hätten, die im südlichen Frankreich leben *). (*H. G. Bronn.*)

HYPHANTUS *Germar* (Insecta). Eine Rüsselkäfergattung aus der Ordnung Gonataceri, in der Abtheilung Otiorhynchides. Die Kennzeichen derselben sind: die Fühler lang, dünn, die ersten Glieder der Geisel länglich, die übrigen kürzer, alle keulenförmig, die Keulen länglich eiförmig. Der Rüssel wenig lang, an der Spitze dick, die Rüsselspitzen sperrig, die Fühlergrube an der Spitze länglich, tief. Die Augen rund, etwas vorstehend. Das Brustschild kugelig, staubig. Die Flügeldecken verwachsen, eiförmig. Die vordern Füße länglich, die vordern Schienen inwendig gezähnelt, an der Spitze gebogen, mit einem starken Haken bewaffnet. Der Körper ist länglich stark gewölbt, hart, körnig, flügellos. Die Fühler haben die halbe Körperlänge, sind gegen die Rüsselspitze eingefügt und zwölfgliederig; das erste Glied, welches das Brustschild erreicht, ist gerade, das zweite und dritte länglich, das vierte bis achte nach und nach kürzer, die Keule viergliederig. Der Rüssel ist ungefähr noch einmal so lang als der Kopf, niedergebogen, rundlich, die Fühlergrube liegt nach der obern Seite. Die Augen stehen seitlich, das Brustschild ist kürzer als die mittlere Breite, an der Wurzel gleichsam gestielt, unten an der Kehle ausgerandet. Das Schildchen fehlt. Die Flügeldecken sind nicht breiter, als die Mitte des Brustschildes, aber doppelt länger, oben, besonders gegen die Spitze, stark gewölbt, an den Seiten gerundet, nach der Spitze verdünnt, mit dem eingebogenen Seitenrande den Unterleib eng umschließend. Die Füße sind stark, die

---

1605. 1607. 4.); Laudat. funebr. Pol. Lyseri, Augusti Duc. Sax., Christ. II. Duc. Sax. (ib. 1610. 1611. 1616. 4.).

73) a. a. O. S. 94. 74) Vergl. auch *Buddei* Isag. p. 918.

*) Curtis bei Murchison und Lyell in Jameson's Edinb. Journ. 1829. Nr. XIV. S. 287—298. *Marcel de Serres*, Géognos. de terr. tert. du midi de la France (Paris 1829). p. 224.

Schenkel keulenförmig, die vordern unten vielleicht nur bei einem Geschlechte mit einer kleinen Zehe bewaffnet, die Tarsen sind länglich, unten schwammig, die zwei Wurzelglieder dreieckig, das vorletzte breiter, zweilappig, das letzte keulenförmig, doppelklauig. Nur eine Art H. baccifer *Germar*. (Dr. *Thon*.)

HYPOCAELUS *Eschholz* (Insecta). Noch nicht charakterisirte Gattung der Elateriden, von Dejean in die neue Ausgabe seines Catalogue aufgenommen und nur die beiden Arten H. Buprestoides *Rossi*, und Filum *Fabricius* enthaltend. (Dr. *Thon*.)

HYPOCHTHON *Merrem* (Reptilia), eine der merkwürdigsten Thiergattungen in der Reihe der Reptilien, welche lange Zeit die Naturforscher durch räthselhafte Erscheinung beschäftigte und deren Naturgeschichte noch immer nicht ganz aufgehellt ist, gehört nach dem System in die Ordnung der Batrachii. Sie ward früher von Laurenti Proteus genannt, welcher Name ihr eigentlich eher als dem Infusionsthierchen bleiben müßte, da er der ältere ist, indessen ist der obige jetzt ziemlich der allgemein angenommene. Merrem hat als pseudo-teutschen Namen Kordyl angenommen, der indessen verworfen werden muß, da Aristoteles *κορδύλος*, woher die Ableitung, nach Michahelles' Auseinandersetzung (Isis 1829. S. 1270) keineswegs dieses Thier, sondern ein Triton ist. Im Teutschen herrscht übrigens ziemlich allgemein der frühere lateinische, den wir deshalb auch beibehalten wollen. In Krain heißt das Thier in jenen Gegenden, wo es gefunden wird, bela riba, d. h. weißer Fisch.

Zuerst machte es Laurenti bekannt in seiner meisterhaften, noch jetzt als Codex der Reptiliologie bekannten Synopsis reptilium (1768). Die Beschreibung, die er lieferte, war indessen sehr kurz, und Scopoli ergänzte dieselbe in seinem Annus quintus Hist. natur. Gmelin nahm das Thier in seine neue Ausgabe des Linné'schen Systems auf, auch der strasburger Herrmann erwähnte es, sowie Schneider in seinen amphibiologischen Schriften, ohne indessen sich darum zu bekümmern, ob der Proteus ein unvollkommenes Thier (eine Kaulquappe) oder ein vollkommenes sei. Ritter von Schreibers in Wien war der erste, welcher eine Zerlegung des Thieres in den Philosophical Transactions 1801 bekannt machte. Cuvier setzte in den Beiträgen, welche er zu dem zoologischen Theile der v. Humboldt'schen Reise lieferte, Mehres zu diesen Zergliederungen hinzu, namentlich in Beziehung auf das Skelett, und schloß aus den aufgefundenen weiblichen Zeugungstheilen, daß der Proteus ein vollkommenes Thier sei. Rudolphi machte 1817 in der Isis bekannt, daß er die Zeugungstheile aufgefunden habe, indessen war das schon früher v. Schreibers geglückt, ohne daß er die desfallsigen Ergebnisse bekannt gemacht hatte.

Die genauere Kenntniß vom Proteus erschwert sehr sein Aufenthalt; denn er lebt einzig und allein in unterirdischen Gewässern, und kommt zufällig blos durch plötzliche Gewalt des Wassers an das Tageslicht. Man gab früher an, daß er sich in dem cirknitzer See finde, was sich jedoch als unbegründet erwiesen hat. Woher jedoch Laurenti sein Exemplar hatte, ist unbekannt; ob er gleich angibt, daß das Thier zur Frühlingszeit in dem genannten See lebe, so ist es doch wahrscheinlich, daß es aus dem Bache stammte, der die Magdalenengrotte durchfließt. Die später in die Sammlung gekommenen Exemplare stammten aus dem Bache Vier bei Verch (in Krain), später entdeckte Consigliachi das Thier in der adelsberger Höhle. Ein dritter Fundort ist Weißenstein hinter Blattu, doch findet es sich daselbst nur selten. In der adelsberger Grotte selbst lebt der Proteus nicht, ebenso wenig in den tiefen Cisternen der Magdalenengrotte, sondern nur in dem Bache, der in ihrer untersten Tiefe fließt. Es ist dabei wahrscheinlich, daß dieses Thier, da die unterirdischen Flüsse Krains vielfach mit einander in Verbindung zu stehen scheinen, manchmal noch an andern unbekannten Orten, durch Wassergewalt an das Tageslicht gerissen wird.

Die adelsberger Grotte, eine kleine halbe Stunde von Adelsberg (Postoina) schildert Martens (Reise nach Venedig. I, 199) kurz, aber gut: Der kleine Fluß Poigk oder Pinka, welcher vom Palskusee bei Steinberg herab, durch ein breites Thal einen Weg von drei deutschen Meilen zurückgelegt hat und noch wenige Schritte vor der Höhle eine Mühle von vier Gängen treibt, stürzt sich durch eine tiefe Öffnung mit lautem Getöse in die Hölle des Kalkgebirges, kommt bei Malimgradu (Kleinhäusel) mehre Stunden davon als Unze wieder hervor, durchfließt das Thal von Planina, verschwindet in den Höhlen von Laase abermals und tritt endlich bei Oberlaibach als mächtiger Quell der sogleich schiffbaren Laibach wieder an das Tageslicht. Das oft 10 bis 16 Klaftern hohe Gewölbe der Höhle ist mit prächtigen Tropfsteincylindern behangen. Ein steiler schlüpfriger Weg führt in eine prächtige Halle, in welcher sich eine natürliche Felsenbrücke dicht über den schwarzen Abgrund wölbt, aus welcher das Brausen der Pinka dumpf heraufstönt. In der Magdalenengrotte, etwa eine Stunde von dem Adelsberge, fangen die Bewohner der Gegend vorzugsweise den Proteus. Sie ist ganz voll großer Tropfsteine und das Wasser sickert überall sich durch. Erst weit in dem Innern findet man die Thiere. Das Wasser hielt, als Consigliachi die Grotte besuchte, 9° R., die Temperatur der Grotte war 10°, die der äußern Luft 12°. Die Adelsberger verkaufen die Thiere bis nach Triest, das Stück für zwei bis drei Lire. Das Thier, welches Scopoli beschrieb, war aus einem Tümpel in der Nähe des Klosters Sittich. Über den Fundort Vier bei Verch gibt Michahelles Auskunft (Isis 1831. 501). Am Fuße eines Bergabhanges bei Sittich befindet sich eine große Wiese, durch deren Mitte sich die Viererquelle, die aus den Kalksteinen desselben Berges springt, hinschlängelt. Diese Wiese scheint ganz hohl zu sein, da nach jedem Winter zwei bis vier Klaftern lange Strecken einsinken, und diese Erdfälle durch emporquellendes Wasser, in Bassins verwandelt werden. Zuweilen bilden sich kleinere Erdfälle von ein bis vier Schuh im Durchmesser und zwei bis vier Schuh Tiefe oft unter dem Tritt von Menschen oder Vieh, sodaß vor einigen Jahren plötzlich ein Ochse versank, und nur mit vieler Mühe herausgezogen werden konnte. In

diese Bassins, welche der Landmann Mörser (Moschnarje) nennt, kommen zuweilen Proteuse. Eines der bedeutendsten dieser Bassins hat zwar nur drei bis 3½ Klafter im Durchmesser, ist aber von unergründeter Tiefe und aus ihm hört man stets ein durch die Bewegung des Wassers verursachtes dumpfes Tönen wie vom fernen Donner. Das größte Bassin, dem stets Wasser entquillt, ist sechs Klafter lang, ½—2½ Klafter breit und ein bis vier Schuh tief, und ergießt seinen Abfluß in den Bach Lier. In diesem Bassin werden die meisten Proteuse gefangen. Am Berge Kuppe bei Schweinsdorf nächst Sittich ist ein kaum zwei Schuh breites und tiefes Loch, aus dem oft nach vorhergegangenen Regengüssen plötzlich Wasser hervorbricht und Proteuse herausspült, dann aber plötzlich wieder versiegt. Dies ist derjenige Ort, woher von Zois die Exemplare bekam, welche er später an Schreibers lieferte, und welche Letzterer beschrieben hat. Aus einem ähnlichen Loche werden zuweilen Proteuse bei Weißenstein ausgeworfen. Alles deutet auf weite zusammenhängende unterirdische Seen. So stürzte 1790 der halbe Berg Koppreinik ein und eine Fluth aus seinem Innern soll dabei eine solche Menge ganz schwarzer Fische ausgestoßen haben, daß sie, als sie verwesten, weit umher die Luft verpesteten. Da kein Sachkundiger damals zugegen war, so könnten vielleicht auch dies durch die unterirdische Revolution gefärbte Proteuse gewesen sein.

Der Proteus ist im Leben ein hübsches Thier, besonders schön sind seine Kiemen. Er hat eine lange aalförmige Gestalt, zwischen den Vorder- und Hinterfüßen fast gleich dick, der Kopf ist dicker, vorn abgesetzt, platt, fast wie ein Hechtskopf, aber fast rechtwinkelig abgestutzt. Die Oberlippe ragt über die Unterlippe hervor, die Mundspalte ist ziemlich klein. Die Nasenlöcher sind zwei längliche mit dem Rande der Oberlippe parallel liegende Spalten. Fast in der Mitte des flachen Kopftheils ziemlich über dem Mundwinkel liegen seitlich die kleinen unter der Haut versteckten Augen. Sie sind bei den Jungen deutlich größer, als bei ältern Individuen. Kurz vor den Vorderfüßen ist der Kopf etwas eingeschnürt, und hat zu beiden Seiten einen schrägen Kiemenspalt, über welchen drei Kiemenstämme, die doppelt verästelt sind, stehen, und welche Kiemen bei dem lebenden Thier um das Doppelte der Kopfgröße vorragen. Das Thier pflegt sie bei einer Reizung an den Leib anzulegen, außerdem stehen sie frei, und sind etwas über den Kopf zusammengebogen, die untersten Kiemenästchen haben zwei paarige und ein unpaariges Blättchen, die folgenden ein paariges und ein unpaariges, die übrigen sind paarig und das letzte ist paarig und unpaarig. In dem Kiemenspalt unter dem Kiemenbusch unterscheidet man deutlich drei Abtheilungen der Kiemenbogen. Die Vorderfüße sind kaum länger als der Leib, stark und dreizehig, ohne Klauen, die hintern von fast gleicher Länge, haben nur zwei Zehen. Der Leib ist fast cylindrisch bis an die Hinterfüße und hat an den Seiten zwei Reihen Poren, von denen jedoch nur die zwei erstern deutlich sind. Hinter den Hinterfüßen läuft der Leib plötzlich spitzig zu in den Schwanz, der etwa die Hälfte der Leibeslänge beträgt und oben und unten eine senkrechte Flosse hat, sodaß er von der Seite spatel-lanzettförmig aussieht. Vor der untersten befindet sich in einer länglichen Erhöhung der After wie bei den Molchen. Die größte Länge, welche der Proteus zu erreichen scheint, beträgt ein Fuß drei Zoll, die größte Dicke ein Zoll. Die gewöhnliche Farbe ist röthlich gelblich weiß; an den Seiten, besonders nach dem Schwanze zu, etwas in das Violette spielend, dabei ist die Haut gleichsam durchscheinend. Diese Farbe ist jedoch nicht beständig und wird, wenn das Thier dem Licht ausgesetzt ist, dunkler und mehr violett, die Gegend über und unter dem Ellenbogen und Knie, die Seiten des Leibes und einzelne Partien des Kopfes sind mit einer Partie äußerst feiner blauschwarzer Punkte besetzt, die allmälig so zunehmen, daß sich nach einem Jahre der weißgelbe Proteus in einen blauschwarzen verwandelt hat. Doch tritt diese Färbung bei allen nicht gleichmäßig ein, indem manche fast unverändert bleiben. Alle in der Magdalenengrotte gefangene sind ursprünglich weißgelb, anders verhält es sich mit denen von Berch. Hier kommen nach von Stratill's Beobachtungen milchweiße mit dunkeln Flecken, lichtgelbe, braungelbe und dunkelrothe vor; Michahelles glaubt aber, daß dies wol daher rühren möge, daß sie eine Zeit lang der Sonne ausgesetzt gewesen. Die blaßrothen Kiemen röthen sich beim Einflusse des Lichtes und jedem äußern Reize bis zum schönsten Purpur, überhaupt wird das Thier bei Einwirkung des Lichtes und wenn es sich bewegt, dunkler.

Die Haut sondert in ihren unzähligen kleinen Schleimdrüsen eine bedeutende Menge Schleim ab, sodaß der Proteus auf trockenem Boden gleich fest klebt, wodurch diejenigen, welche etwa in der Gefangenschaft aus dem Gefäße schnellen, zu Grunde gehen. Auf todten steht der Schleim oft eine Linie dick. Übrigens ist die Haut einigermaßen durchsichtig, sodaß man durch sie Herz, Eingeweide, Schwanzwirbel rc erkennen kann.

Das Skelett ist im Allgemeinen weniger knöchern, als das vom Wassersalamander, weshalb es beim Trocknen seine Form verliert. Der Unterkiefer und die Kiemenbogen sind die härtesten Stücke davon, dann folgen die Wirbel, die Schädelknochen, die vier Füße, das Becken, endlich die Schulterblätter. Schreibers soll früher der Meinung gewesen sein, der Proteus sei nur ein durch das Leben in unterirdischen Gewässern veränderter Molch, welche Oken in der Isis (1817) sehr kräftig und gründlich widerlegt hat. Am Schädel ist weder eine Schläfengrube, noch ein Jochfortsatz, noch eine Augenhöhle; alle Knochen sind durchsichtig. Die Schläfenbeine haben zwei Fortsätze, welche gegen den Unterkiefer herabsteigen; die beiden Stirnbeine sind ziemlich lang, beide Scheitelbeine sind niedriger. Beide Kiefer sind voll Zähne, je in einer Reihe, im Zwischenkiefer aber sind zwei. Alle sind kegelförmig, im Unterkiefer sind 50, im Oberkiefer 60, außerdem 20 andere in zwei Reihen in dem Zwischenkiefer. Ein besonderer Quadratknochen ist nicht da; seine Stelle vertritt der Fortsatz des Schläfenbeins. Das Zungenbein mit seinen Ästen ist klein. Kiemenbogen finden sich jederseits drei,

welche eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Zungenbeine des Salamanders haben, sodaß man glauben könnte, der Proteus sei nur eine Salamanderlarve, was jedoch nun bereits hinlänglich widerlegt ist. Es sind 59 Wirbel vorhanden, alle knöchern, ausgenommen der letzte; sie haben im Allgemeinen vier Gelenkfortsätze, zwei nach Vorn, zwei nach Hinten und überdies noch Querfortsätze. Die Stachelfortsätze der Schwanzwirbel bilden unter dem Schwanze einen Kanal, dem die Blutgefäße folgen. Der erste Wirbel scheint aus dem Atlas und dem Epistropheus verwachsen zu sein. Die Rudimente der Rippen articuliren nur mit einem einzigen Wirbel, statt daß sie bei den Salamandern mit zweien articuliren. Das Hüftbein verbindet sich an seinem Ende mit einem Querfortsatz des 30. Wirbels, dagegen bei dem Salamander diese Verbindung mittels eines Zwischenknochens geschieht und nicht unmittelbar mit der Wirbelsäule. Übrigens hat der Wassersalamander nur zwei Wirbel als Kreuzbein, der Proteus dagegen vier. Die Muskeln sind nicht besonders untersucht, sind aber sehr schwach, und selbst durch das Galvanisiren in abgeschnittenen Stücken, nach den Versuchen von Rudolphi (Isis 1817), sehr wenig erregbar. Rusconi vergleicht die Bewegung des Proteus mit der der Lampreten, und meint, ob er gleich sich als vierfüßiges Thier, als Schlange und Fisch bewegen könne, so sei er doch dazu bestimmt, beständig im Wasser zu leben, wie sich auch aus der genauern Betrachtung der Stellung seiner Beine, der Schwäche derselben und der Gestalt der Schwanzwirbel ergebe; auch liege er fast immer auf dem Grunde des Wassers und bediene sich seiner Glieder nicht, was Alles bei den Salamandern anders sei.

Die Zunge ist klein und fleischig und die sehr kurze Speiseröhre hat Längsfalten, welche gegen die Mitte des Magens verschwinden. Der Darmcanal ist in einer Verdoppelung des Bauchfelles enthalten, die sich seiner ganzen Länge nach fortsetzt. Den Magen hat Rusconi im Sommer mit einer schwarzen Materie, die sägemehlähnlich, im Winter leer gefunden; andere dagegen, wie Rudolphi, sagen, daß man den Darmcanal, wenn er frisch untersucht werde, mit den Überresten von kleinen Schnecken und andern Thierchen strotzend angefüllt finde. Rusconi will durch Hineinblasen in den After zugleich die Urinblase und den Darm aufgeblasen haben. Die Leber ist rothbraun mit schwarzen Flecken und hat eine Gallenblase. Die Milz ist querfingerslang, die Speicheldrüse ist halb so groß und hängt ihrer ganzen Länge nach am Darmcanal. Im Allgemeinen sind alle Verdauungsorgane des Proteus denen des Salamanders ähnlich, nur ist bei diesem letztern der Magen etwas quer gekrümmt, und die in dicke und dünne getheilten Gedärme haben einige fettige Anhängsel, welche beim Proteus fehlen. Bezüglich der Länge des Darmcanals waren Schreibers und Cuvier im Widerspruch, indem jener behauptete, der Darm mache gar keine Windungen, dieser aber das Gegentheil sagt. Dies kommt daher, daß Cuvier einen entweder lebend oder gleich nach dem Tode in Branntwein gesetzten Proteus secirte. Wenn man nämlich einen lebenden Proteus in freier Luft öffnet, so bemerkt man, ob er gleich sehr geschwind, eine Viertelstunde lang, ganze Mäuler Luft mit starker Bewegung der Zunge und des Zungenbeins einschluckt, doch keine Bewegung in den Blasen (Lungen), und sie füllen sich nicht mit Luft, vielmehr bewirkt endlich die äußere Luft, daß sie sich zusammenziehen und wie ein kleines Knötchen von der Größe eines Weizenkorns werden. Die Luft geht durch die Kiemenlöcher heraus. Bei diesem Versuche sieht man den Darmcanal, der Anfangs durchsichtiger und ohne Windungen war, sich zusammenziehen und nach und nach verdichten, sodaß er zuletzt undurchsichtig wird. Legt man das Thier in das Wasser, so nimmt der Darmcanal seine Länge und Durchsichtigkeit wieder an. Bringt man also unter dem einen oder dem andern von diesen Umständen das Thier in Branntwein, so wird man im ersten Falle den Darmcanal in Windungen und im andern Falle ganz gerade finden.

Auch über die Circulation hat Rusconi Manches berichtigt. Das Herz liegt in dem durch die Kiemenbogen gebildeten dreieckigen Raume, ist etwas kleiner als bei den Fröschen und besteht aus einer Herzkammer und einem Herzohre; rechts von dem Grund aus geht ein sehr kurzer Kanal, der gerade nach Vorn läuft, und wenn er über das auf dem Herzen liegende und etwas gezähnelte Herzohr hinausgegangen ist, sich in einen Knollen verwandelt. Der Kanal besteht aus einem weichen, völlig dem des Herzens, aus dem er entspringt, ähnlichen Gewebe, dagegen der Knollen aus starken, undurchsichtigen, sehnigen Wänden besteht, die im blutvollen Zustande perlweiß sind, indessen die andern Gefäße roth bleiben. Sein hinteres Ende ist aber so gezähnelt, als das Herzohr. Aus diesem Knollen entspringen zwei große Arterien, welche sich von einander entfernen und jederseits zu den Kiemenbogen gehen, welche man die Hauptstämme nennt. Jeder wirft sogleich einen Ast ab zum ersten Bogen, und wenn er demselben seiner ganzen Länge nach gefolgt ist, so gibt er zwei Arterien ab, eine für die ersten Kiemen und die andere für die Muskeln, welche das Zungenbein bewegen; nachdem er den Kiemenbogen versehen hat, geht dieser Ast zum Hinterhaupte; er entspricht der Haupt- oder gemeinen Carotis. Der Hauptstamm geht darauf unter den zweiten oder den Mittelbogen, und wenn er dahin kommt, wo dieser Bogen mit dem dritten Bogen vereinigt ist, so liefert er einen zweiten Ast, der, dem dritten Bogen folgend, die dritte Kieme bildet. Der Hauptstamm setzt indessen seinen Lauf längs des Mittelbogens fort, und ehe er an das hintere Ende dieses Bogens kommt, gibt er eine dritte Arterie ab für die mittlere Kieme; darauf biegt er sich nach Oben und Innen auf einem kurzen Wege zum Hinterhaupt, dicht bei dem zweiten Wirbel biegt er sich nach Hinten zurück und geht nach Hinten bis zum vierten Rückenwirbel unter dem Rückgrathe, wo er den Ast der entgegengesetzten Seite findet, vereinigt sich mit demselben und bildet so die herabsteigende Aorte. Die Unterabtheilung dieser Arterie ist grade sowie bei dem Salamander. Der Hauptstamm gibt, ehe er sich hinten zurückbiegt und zum

Schwanze läuft, drei Zweige ab, und bildet übrigens noch eine Anastomosis mit der Hauptcarotis; der erste von diesen Zweigen geht zu den Lungen und Eierstöcken oder Hoden, der andere zu den Theilen, die dem Schlafbeine nahe liegen, und die dritte ist die Wirbelarterie, welche ehe sie in den Kanal dieses Namens eintritt und gegen den Schwanz läuft, eine kleine Arterie abgibt, die zum Hinterhauptloche geht. Kaum sind die drei zu Kiemen bestimmten Arterien die erste aus der gemeinen Carotis, und die beiden andern aus dem Hauptstamme, hervorgetreten, so verlassen sie auch die Bogen und verlängern sich über den Kopf hinaus, theilen sich in verschiedene Äste, die sich wieder theilen, sodaß die drei Kiemen wie drei Pflänzchen aussehen, die in den Seiten des Hinterhauptes eingewurzelt sind. Um sich eine Idee von den Kiemen des Proteus zu machen, muß man sich eben ein Pflänzchen vorstellen, dessen Blättchen alle nach Unten hängen, stiellos am untern Rande der Zweige so stehend, daß sie sich schuppenartig decken, deren Rippen ferner nicht in der Mitte, sondern an beiden Rändern laufen und sich nach Innen netzförmig verzweigen. Man sieht diese Theilung nur deutlich am todten Thiere und nicht am lebendigen, selbst wenn sie vom Blute strotzen, und zwar wegen der allgemeinen Durchscheinlichkeit aller Theile. Die Kiemenvenen entfernen sich von ihren Arterien sogleich an der Wurzel der Kiemen und laufen zum Anfang des Rückgrathes; die von der ersten Kieme geht zwischen dem hintern Ende des ersten und mittlern Bogens durch und öffnet sich in die gemeine Carotis, die beiden andern Venen hingegen laufen zwischen dem Ende des mittlern und dritten Bogens durch, vereinigen sich dann in einen einzigen Kanal, welcher in den Hauptstamm, der aus dem Herzen entspringt, mündet, etwas früher als diejenige Arterie abgeht, welche in die Luftblase und in die Zeugungsorgane sich verzweigt. Der Hauptvenen des Leibes sind drei, zwei entsprechen den Drosseladern und die dritte der Hohlader. Die beiden erstern nehmen alles Blut, das vom Kopfe zurückströmt, auf, und öffnen sich in die Hohlader da, wo diese eine Art von Erweiterung bildet. Die Hohlader hingegen nimmt das Blut auf, welches aus dem ganzen Rumpfe, dem Schwanze, den Nieren, den Zeugungsorganen und aus den beiden blasigen Lungen kommt. Das Blut, das aus dem Rumpfe kommt, sammelt sich, ehe es in die Hohlader geht, in zwei dicken Venen, die in der Gegend des Ursprungs des Rückgrathes entstehen, und längs den Nieren hinlaufen; sie nehmen nach und nach alle kleinen Rückenvenen auf, welche verschiedene Anastomosen bilden. Diese beiden dicken Venen laufen am untern Drittel des Rumpfes in die Hohlader aus. Das Blut, welches aus der Lunge, aus dem Testikel oder Eierstock aus derselben Seite zurückkommt, vereinigt sich in eine einzige Vene, die gegen die Mitte der Nieren in die Hohlader endigt. Außer diesen drei Hauptvenen ist noch eine vierte da, welche alles aus den Därmen kommende Blut aufnimmt, es ist die Gekrösvene; sie läuft zwischen den Blättern des Gekröses, und in der Nähe des Magens nähert sie sich der Leber, wo ihr Stamm, den man Pfortader nennt, sich gänzlich in der hohlen Fläche dieses Eingeweides zertheilt. Das in die Leber sich verbreitende Blut sammelt sich in eine Vene, die längs dem Ende des linken Lappens geht und darauf in die Hohlader läuft, die ihren Weg zum Herzohre fortsetzt. Diese Vertheilung der Circulationsorgane ist ganz der bei den Salamandern und Fröschen ähnlich. Die Blutkügelchen sind beim Proteus grade so, wie bei den Vipern, Fröschen und Salamandern, besonders bei den zwei erstern, elliptisch und zweimal so groß, wie bei andern Reptilien, und Rudolphi (Isis 1817) bemerkt, daß er bei keinem Thiere, selbst auch bei keinem unserer Amphibien, so große Blutkügelchen gesehen habe. Von der Glottis, einer kleinen, nicht erhabenen, aber jederseits von einem Muskelbande begrenzten Spalte, kommt ein kleiner Kanal, welcher, ehe er über das darunter liegende Herz hinausgeht, sich durch ein halbmondförmiges Loch, mit knorpeligen Rändern in eine Höhlung öffnet, die breiter ist, als diejenige, von der sie die Fortsetzung ausmacht. Aus dieser Höhle kommen zwei kleine Kanäle, die zwischen sich den Magen halten und beim hintern Drittheile des Rumpfes nach und nach weiter werden und Blasen bilden, wovon die linke etwas weiter nach Hinten geht als die rechte. Diese Kanäle sind an das Rückgrath befestigt, und zeigen keine Spur von Zellen, sondern sind glatt und häutig. Übrigens haben sie, die Gestalt abgerechnet, viel Ähnlichkeit mit den Lungen der Salamander. Der Kanal dieser Blasen ist immer außerordentlich eng und bei den Proteen, die in Weingeist gesetzt sind, so verschlossen und verschwunden, daß man ihn nicht aufblasen kann.

Über die Geschlechtstheile ist man noch nicht ganz unterrichtet. Schreibers fand in seinen Thieren keine, was vielleicht daher kam, daß sie erst zu lange in der Gefangenschaft gelebt hatten. Rudolphi bemerkte zuerst in einem ganz frisch gefangenen Exemplar große Ovarien, deren Gänge in die Cloake sich öffneten, sowie er in einem andern auf jeder Seite einen großen Testikel mit einem kleinen Nebenhoden gefunden haben will. Später berichteten Rusconi und Configliachi Folgendes über diesen Gegenstand. Bei den drei ersten Proteen, welche sie zerlegten, fanden sie an den Seiten des Rückgrathes hinter den Luftblasen zwei weiße längliche Körperchen, deren vorderer Theil an den Luftblasen hing, deren Übriges mittels einer Haut am Rückgrathe befestigt war, und welche vom Bauchfelle kamen. Durch eine Glaslinse angesehen, zeigte sich die Oberfläche dieser Körperchen ganz glatt, aber wie aus der feinsten Mosaik gearbeitet; es war nichts als ein Haufen kleiner Kügelchen, und da die Hoden des Wassersalamanders ebenso gebaut sind, so vermutheten sie, jene weißen Körper dürften dasselbe sein. Zwei andere im Mai ihnen gesendete Proteen hatten so entwickelte Geschlechtstheile, daß sie sogleich erkannten, welches die männlichen und welches die weiblichen waren. Die eben erwähnten weißen Körperchen waren wirklich die Hoden, sie endeten aber nicht nach Hinten in eine Spitze, sondern waren sackförmig. Was vorher wie Kügelchen aussah, zeigte sich jetzt als ein Haufe der feinsten geschlängelten, neben einander liegenden Gefäße. Von Samenbläschen und Ruthe war keine Spur, auch die Samenleiter konnten sie nicht bemerken, dagegen fanden sie in der Cloake eine kreisför-

mige Erhöhung. Auch fanden sie nicht die aus zwei Gefäßen zusammengewickelten Körperchen, welche sie bei dem männlichen Wassersalamander an der Harnblase angetroffen haben. Die Eierstöcke liegen in dem Bogen, welchen die Nieren bilden, in einer Verdoppelung des Bauchfelles, längs des Mastdarmes, auch an das Rückgrath und die Luftblasen geheftet, der linke etwas weiter hinten. In frisch Gestorbenen sehen sie aus wie zwei längliche Massen von Eiweiß, welches voll Eierchen steckt, wovon Rusconi und Configliachi Anfangs keine größere als ein Mohnkorn sahen. Rusconi gab indessen im Jahre 1826 die Abbildungen eines von Brocchi erhaltenen weiblichen Proteus (Isis 1827), in welchem die Eierstöcke so entwickelt waren, daß die Eier fast die Größe von Pfefferkörnern haben. Dieser war im November gestorben, und es ist daher zu vermuthen, daß die Fortpflanzung im Herbste statthabe. Die Eiergänge fangen nicht, wie bei Molchen und Fröschen, in der Nähe des Herzens an, sondern gegen das vordere Drittel des Rumpfes, laufen am Rückgrathe nach Hinten, dann am äußern Rande der Nieren weiter, und vereinigen sich in eine gemeinschaftliche Mündung in die Cloake. Cuvier will die Eiergänge sehr lang und gewunden, wie bei den Molchen gesehen haben, sie sind aber in allen Zuständen gerade. Schreibers hat auch gefunden, daß die Hoden aus zwei, drei, und selbst aus vier Knoten bestehen, und Rusconi schließt daraus, daß der Hode sich mit dem Alter verändere, wie dieses auch bei den Salamandern der Fall ist.

Der Bau der Nieren ist ganz wie bei den Salamandern, sowie auch die Lage der Harnleiter. Bei dem Männchen beider Gattungen machen beide Kanäle am vordern Theile der Nieren und selbst vor demselben viele Windungen, und vereinigen sich da, wo sie in den Darm gehen, in dem sie in eine gemeinschaftliche Öffnung enden. Beim Weibchen hingegen machen die Harnleiter ungleich weniger Windungen, und fangen sehr kurz vor den Nieren an, weshalb Rusconi glaubt, daß die Harnleiter der Männchen noch eine andere Bestimmung haben, als den Harn zu führen. Die Blase der Salamander ist zweitheilig, die des Proteus ist lang und einfach, sodaß sie mehr eine Art Darmanhängsel, als eine Blase zu sein scheint. Ihr Ende steht dem der Harnleiter entgegen, so daß diese sich nicht in die Blase, sondern in den Darm unmittelbar öffnen, wie es auch bei Salamandern und Fröschen der Fall ist. Schreibers ist der Meinung gewesen, es diene diese Blase dazu, Wasser durch den After einzuziehen, dagegen sie Rusconi für eine wahre Blase hält. In der neuern Zeit hat man solche Organe allerdings bei den Schildkröten und bei dem Krokodile gefunden, die dazu dienen, den Sauerstoff für das Blut, beim Mangel des Zutritts äußerer Luft, diesen Thieren zuzuführen; indessen würde bei dem Proteus ein solcher Apparat überflüssig sein, da er durchaus nur im Wasser lebt, und seine Kiemen hinlänglich entwickelt sind, um das Blut genügend zu erfrischen.

Das Gehirn gleicht sehr dem der Wassersalamander, ist aber im Allgemeinen kleiner, die Hemisphären sind fast cylindrisch, die beiden sehr großen Seitenhöhlen enthalten an ihrem hintern Ende die gestreiften Körper; von den beiden Comissuren, die am hintern Ende des Ventrikels sind, ist die hintere die deutlichste. Hinter dieser und über dem Grunde des Sylvi'chen Wasserganges bemerkt man die beiden Sehhügel, die äußerst klein und etwas länglich sind. Die Augen sind kümmerlich und ganz von der Haut bedeckt, Rusconi glaubt indessen kleine, fadenförmige Sehnerven gesehen zu haben; die Krystallinse ist gleichfalls sichtbar, ziemlich groß und sphärisch, die Sklerotika nicht weiß, sondern schwarz.

Das Gehörorgan hat weder Paukenfell noch Höhle, sondern blos eine weite, in den Schädelknochen eingegrabene Höhle, in deren Grunde der kleine Sack befindlich ist, welcher das stärkenmehlartige Steinchen enthält. Diese weite Höhle hat ein ovales Fenster, welches durch ein kleines Knochenblättchen verschlossen ist, das man leicht mit einer Nadelspitze wegnehmen kann. Wenn man den Sack aufhebt, sieht man die halbcirkelförmigen häutigen Kanäle. Überhaupt scheint dieses Organ darin etwas abzuweichen, daß das ovale Fenster ziemlich länglich, und an den Seiten des Schädels, beim Salamander aber rund und zur Seite des Hinterhauptes gelegen ist.

Das Geruchsorgan weicht gänzlich von dem des Salamanders, sowie jedes andern Thieres dieser Familie, ab, und muß in Vergleich damit feiner sein, als bei allen andern Reptilien. Die äußere Öffnung der Nasenlöcher ist nicht das Ende eines theils knochigen, theils knorpeligen Kanals, wie bei jenen Thieren, sondern sie bildet ein kleines dreieckiges Loch, das einem der ganzen Länge nach gleichen Kanal entspricht. Zieht man das Fell des Kopfes von Vorn nach Hinten so ab, als wenn man die Augen entblößen wollte, so entdeckt man auch die beiden Nasenkanäle, welche da anfangen, wo der vordere Theil der Masseteren abwärts zu steigen beginnt, um sie am Unterkiefer zu befestigen; sie laufen neben einander vorwärts, bis an den äußersten Rand der Schnauze. Zuerst erkennt man diese beiden Kanäle nicht, weil sie in einer fettartigen Masse liegen, läßt man diese aber etwas vertrocknen, so erscheinen die beiden Kanäle sogleich in der Gestalt kurzer Fäden. Schließt man einen dieser Kanäle auf, so zeigt sich die innere Haut quer und längs gefaltet. Um das äußere Nasenloch sieht man viele Poren, welche wahrscheinlich einen öligen Saft aus dem schon erwähnten Fett ausschwitzen.

Die Riechnerven sind ziemlich stark und laufen auf dem Boden der Hirnschale nach Vorn; etwas über die Augen hinaus treten sie aus der Hirnschale, und nun theilen sie sich sogleich in viele Fasern von verschiedener Länge, welche sich in die weiche Substanz der Nasenkanäle begeben, die kürzesten hinten und die längsten vorn. Sie bilden nämlich inwendig in dem Munde, wie bei andern luftathmenden Thieren, eine Art von kleinem Pinsel. Auch bemerkt Rusconi, daß der erste Ast des fünften Nervenpaares durch ein besonderes Loch am Schädel geht, einen Zweig abgibt, der sich in die Seitentheile des Oberkiefers verbreitet, dann gegen das Auge läuft, sich in zwei Zweige theilt, welche den Augapfel zwischen sich lassen, und ihm einige Fädchen geben, dann auf der Fettsubstanz, worin die Nasenkanäle liegen, gegen das vordere Ende

des Kopfes laufen, wo sie sich in die Schnauze und die ganze Oberlippe verzweigen, worin der Proteus einigen Fischen gleiche, und daher in diesem Theile viel Gefühl haben müsse, was bei den andern Reptilien umgekehrt der Fall ist. Das innere Nasenloch öffnet sich nicht in den Mund, wie bei den andern Reptilien, sondern unter der Oberlippe.

Unter den Sinnen scheint das Gehör und das Gesicht beim Proteus sehr schwach zu sein, das Gefühl dagegen ziemlich fein, besonders an den Seiten des Maules, und ebenso fein der Geruch. Rusconi erzählt, er habe in das Gefäß, worin der Proteus war, kleine, einen Zoll lange Fischchen gethan und gesehen, wie jener das Maul gedreht habe, um sie wegzuschnappen (?), (wogegen Andere Anderes beobachteten,) obschon die Fische in einer tiefern Lage waren als seine Augen.

Die Beobachtungen über das Naturell des Proteus stimmen nicht ganz überein. Rusconi erzählt, wenn das Thier in Ruhe und in einem bedeckten Gefäße sich befindet, so bleibe es fest am Boden liegen, sobald man aber das Gefäß aufdeckt, bewege sich der Proteus und suche immer die dunklen Stellen auf. Bei diesen Bewegungen werden seine Kiemen immer nach und nach röther und die Haut verliert ihre Weiße und wird violettroth. Nach demselben Naturforscher lebt es von Würmern, kleinen Muscheln und Schnecken, fast so wie die Salamander, nur mit dem Unterschiede, daß es zwei Jahre lang ohne Nahrungsmittel zubringen kann, was bei jenem nicht der Fall ist. Dagegen sagt Michahelles, daß er seinen Proteusen die kleinsten Süßwasser-Conchilien und Crustaceen (z. B. Paludina viridis) vorgesetzt habe, aber vergebens, und daß er kein einziges sicheres Beispiel habe, daß überhaupt der Proteus in der Gefangenschaft fresse; denn daß er mit der Schnauze nach vorgeworfenen Würmern tappe, sei zufällig, gefressen habe er gewiß keine. Auch Oken bemerkt, daß er Limneus und Planorbis in das Gefäß zu den Proteusen gethan habe, um zu sehen, ob jene nicht den Laich oder die Jungen der Schnecken fräßen, was aber nie geschah, obschon Dutzende von Laichwalzen herumhingen, und Hunderte von Jungen, kaum wie ein Stecknadelkopf groß, herumkrochen. Sie müssen aber doch nothwendig in der Gefangenschaft Etwas fressen, denn es ist kaum denkbar, daß sie so lange Jahre ganz ohne alle Nahrung leben sollten. So erzählt z. B. Professor Necker aus Genf, daß er einen Proteus sechs Jahre in einem offenen Brunnen gehabt habe, daß derselbe gewachsen, aber dunkler geworden sei, und der Erzherzog Johann von Österreich ließ mehre Proteuse in einem Garten eines seiner Landhäuser in Steiermark in eine unterirdische Grotte setzen, worin sie acht Jahre lebten und weit größer wurden, als sie gewöhnlich sind. Hinsichtlich der Lebensweise sagt Rusconi, daß der Proteus im Winter, ebenso wie andere Reptilien, erstarre; wenigstens wenn er außerhalb seiner Höhle sich befindet, wird er träge, frißt nicht mehr und läuft auch nicht davon, wenn er aus dem Wasser genommen wird, sondern bewegt sich je nach der Wärme mehr oder weniger rasch, und stirbt, wenn er eine Zeit lang auf dem Trocknen gewesen ist. In demselben Wasser lebt er länger als die Fische, bei übrigens gleichen Umständen, d. h. er bedarf seltner frisches Wasser, als jene. Rusconi führt mehre Erfahrungen an, die es deutlich machen, daß der Proteus nicht allein im Wasser athmet, sondern daß er auch wie die Fische von Zeit zu Zeit an die Oberfläche heraufkommt, um Luft zu schnappen. Frösche und Salamander thun dasselbe, ziehen aber die Luft durch die Nasenlöcher ein und halten den Mund geschlossen, dagegen sperrt der Proteus diesen so weit als möglich auf, und treibt die Luft zugleich wieder zu den Kiemenlöchern hinaus, die Luftblase bleibt eine Zeit lang an der Kiemenwurzel hängen. Der Proteus ist gezwungen auf der Oberfläche des Wassers Luft zu schöpfen, im geraden Verhältnisse der Temperatur und im umgekehrten Verhältnisse mit der Menge desselben. Auch bei einer Wassertemperatur von 14 Grad, und öftern Erneuerungen des Wassers von halben zu halben Stunden oder ganzen, braucht das Thier nicht so oft an die Oberfläche heraufzukommen, besonders wenn das Wasser in großer Menge vorhanden und langsam fließend ist. Bei fallender Temperatur bleibt der Proteus auf dem Grunde des Wassers liegen. Einer wurde in einer durchlöcherten Schachtel 3½ Monate lang unter Wasser gehalten und doch befand er sich nach dieser Zeit sehr wohl, obschon das Wasser fast immer 15 Grad war; ein Beweis, daß er also nicht nöthig hatte von Zeit zu Zeit Luft zu schöpfen, was er auch wirklich nicht thut, wenn das Wasser kalt ist. Zwei davon lebten vier Monate lang in einem nicht erneuerten Wasser von 5 bis 6 Grad. Wenn man das Wasser, worin der Proteus ist, abgießt und kälteres, als das vorige zuschüttet, so werden die ganze Haut und Kiemen blaß; diese Veränderung ist besonders im Sommer sehr merklich. Im Dunklen und bei vollkommner Ruhe sind die Kiemen immer blaß, zusammengezogen und sehr klein, und selbst, wenn er gereizt wird, werden sie nie so ästig und lebhaft roth, als bei einer Temperatur von 16 — 18 Grad; denn dann sind Haut und Kiemen immer in einer Art von Erection. Wird die Temperatur des Wassers auf 20, 25, bis 30 Grad erhöht, so entstehen wirklich convulsivische Bewegungen, und Rusconi sah dann den Proteus mehrmals die Farbe wechseln.

Oken bemerkt über die Lebensweise und das Luftschnappen des Proteus Folgendes. Seine Exemplare waren immer unter Wasser, außer wenn dieses anfing zu verderben, was im Sommer nach etwa acht, im Winter nach 14 Tagen der Fall war; dann schwammen sie an die Oberfläche und schnappten nach Luft, welches sie in der Zwischenzeit wieder als Blasen von sich gaben. Sobald sie frisches Wasser bekamen, hörte das Luftschnappen auf und sie athmeten blos durch die Kiemen, welche plötzlich größer und röther wurden, sobald man sie beunruhigte. Auf ein schiefes Bret in ihrem Kübel legten sie sich nie, um etwa den Kopf herauszustrecken, sondern suchten sich immer darunter zu verbergen, thaten dies aber am liebsten unter Klumpen von Wasserfäden.

Michahelles, welcher den Proteus vielfach und lange beobachtete, gibt von dem Naturell desselben folgende Notizen. Er hält die Thiere in einem großen Kübel, der zur Hälfte mit Tuffsteinen gefüllt ist; bei Tage sitzen sie

ruhig und ausgestreckt auf dem mit Flußsande bestreuten Boden des Schaffes, oder kriechen zwischen den Steinen und schauen mit den Köpfen hervor. Einer nach dem andern schwimmt zuweilen an die Oberfläche, streckt die Schnauze über das Wasser, sperrt, um zu respiriren, das Maul auf und gibt dabei durch den Mund ein eigenthümliches, im ganzen Zimmer vernehmbares Stöhnen oder Gähnen, das man jedoch keinen Kehlton nennen kann, von sich, bleibt manchmal auf dem Rücken liegend an der Oberfläche des Wassers, sodaß man ihn für todt hält, dann schwimmt er hinab, aus der Kiemenöffnung steigt zugleich gewöhnlich exspirirte Luft in kleinen Bläschen in die Höhe. Frisch gefangene muntere Proteuse haben einen durchdringenden, widerlichen Ton und schreien besonders Nachts förmlich wie Triton taeniatus, welcher widerliche Töne, wenn er gefangen und gereizt wird, hören läßt.

Bei Tage wähnt man oft, die ganze Proteuscolonie sei todt, mit der Dämmerung aber zeigt sich reges Leben. Man darf aber deshalb die Proteuse nicht nächtliche Thiere nennen. In dem Aufenthalte, den ihnen die Natur verliehen, ist kein Unterschied zwischen Tag und Nacht, und wenn sie gefangen mit Anbruche der Nacht munter werden, so geschieht dies blos deshalb, weil sie der für sie unangenehme Lichtreiz nicht mehr belästigt und das ihnen von der Natur auf immer angewiesene Lichtmedium eintritt. Sie lassen ihr quakendes Gähnen beim Respiriren, indem sie lustig das Faß durchschwimmen und alle Augenblicke die Schnauzen herausstrecken, zu jeder Stunde der Nacht bis zum Anbruche des Morgens hören, und man sieht, wie sie sich im Scherz jagen, wenn man schnell Licht macht. Sie werden aber dann gleich ruhig, bis dies wieder ausgelöscht ist. Die kleinern Individuen sind die trägern, von Stratil, im Besitz der größten Lebendigen, versicherte, daß sie sich zuweilen mit dem Vorderarme umschlingen, sich beim Verfolgen mit den Schwänzen schlügen, bissen, und überhaupt Neckereien ausübten. Er beobachtete auch an seinen großen Proteusen, daß sie mit ihrer Schnauze oft zwei bis drei Pfund schwere Steine aufheben, wenn sie unter solche kriechen wollen. Mit den Füßen sind sie unbehilflich. Während sie kriechen, schleift der Körper auf der Erde nach; schlangenförmige Bewegungen machen sie jedoch durchaus beim Kriechen nicht, sondern helfen sich mit ihrem schwachen Füßchen fort. Beim Schwimmen ziehen sie die Füße an den Körper, und man sieht hieraus, daß sie ihnen hierbei durchaus gar nichts nützen, bewegen aber dabei desto lebhafter den Schwanz und sind im Stande pfeilschnell zu schwimmen. Wenn sie auf Steine, die über das Wasser ragen, kriechen wollen, so reichen sie, wenn die Steine hoch sind, mit der Kraft ihrer Füßchen nicht aus, helfen sich aber nicht vermittels Anstemmens ihres Schwanzes, der dazu zu zart ist, sondern ähnlich den Wallrossen und einigen Seevögeln mit dem Kopfe fort. Sie stützen nämlich den Unterkiefer fest gegen den zu erklimmenden Stein und heben das Hinterhaupt dadurch in die Höhe, sodaß dies mit dem Rumpf einen stumpfen Winkel bildet. Dadurch wird der Leib in die Höhe gezogen und sie setzen zugleich ihre Füßchen fest, und ziehen sich auf diese Art immer weiter empor. Der in Weingeist geworfene Proteus legt sich todt nicht auf den Rücken, sondern streckt die Füße unterwärts. Michahelles hatte zwei gestorbene in Weingeist zu setzen vergessen, und als er sie nach drei Tagen wiederfand, waren sie nicht gefault, sondern die Haut war durchsichtig zusammengeschrumpft. Alle einzelne Knochen des Skeletts waren sichtlich und hervorragend, es war grade, als habe er die Skelette mit sehr dickem weißgelbem Firniß überzogen.

Ob der Proteus Reproductionsvermögen besitzt, scheint noch nicht ganz entschieden. Rusconi mißglückten die desfallsigen Versuche, indem die Thiere abstarben, dagegen scheint es, als seien andere Versuche gelungen, wenn man dieß aus folgenden wenigen Worten in der Isis vom Jahre 1833 S. 423 schließen darf: „Professor Czermack sprach über die Reproduction der Kiemen und des Schwanzes bei Proteus anguinus und zeigte ein lebendiges Exemplar dieses Thieres vor.“ Die Fortpflanzung des Proteus ist bis jetzt nur ein Einziges Mal beobachtet worden und zwar nicht grade von einem Naturforscher, sondern nur von einem Landmanne, dem indessen dieses Thier genügend bekannt war. Bei der Wichtigkeit der Sache hat von Stratil, k. k. österreichischer Beamter in Laibach, der sich sehr mit Beobachtungen des Proteus abgegeben hat und die meisten Naturforscher mit Exemplaren dieses Thieres versah, ein Protokoll über den Vorgang aufgenommen und zwar in aller Form Rechtens, fast sogar bis zur eidlichen Erhärtung, weshalb die Thatsache wol nicht zu bezweifeln ist. Das Protokoll selbst findet sich in der Isis 1831. p. 505. und wir geben aus demselben folgenden Auszug. Johann Geck von Verch brachte in das Kloster Sittich einen Proteus von 10 Zoll Länge zum Verkaufe, der ganz den übrigen ähnlich, und erzählte, daß derselbe während seiner Gefangenschaft im Glase Junge geboren habe. Geck, ein anerkannt rechtlicher Mann und Gemeinderichter, sagt darüber Folgendes aus. Der Proteus ist von seiner Frau im Bächlein Vier gefangen worden und in einer ordinairen Trinkglasflasche nach Hause gebracht worden. Geck fiel an demselben auf, daß zwischen den Hinterfüßen an der Öffnung eine kleine weißgraue Erhabenheit in Gestalt einer kleinen Erbse befindlich war, auch sich der Leib des Thieres ungewöhnlich und unproportionirlich dick zeigte, weshalb die Weiber im Scherz sagten, der Fisch sei schwanger, und ihn öfter betrachteten. Nachmittags um vier Uhr wurde der Fisch sehr unruhig und machte allerlei Anstrengungen und Bogen, nach welchem am geschwollenen Hintertheil eine größere und zwei oder drei kleinere, sehr blaß zinnoberrothe Blasen durch Fäden zusammenhängend hervortraten, und gleich darauf sich noch an diesen anhaltend, ein kleines lebendiges, 1½ Zoll langes, ganz der Mutter ähnliches Thierchen jenen nachfolgte. Dieses vor seinem und den Augen mehrer Zuschauer geborene lebendige Thierchen fiel sammt der ganzen Last seiner Um- und Einhüllung auf den Boden der Flasche und blieb ruhig liegen, die Mutter aber wandte sich nach ihm zu und suchte es mit den Vorderfüßen an sich zu drücken und seiner Hülle zu entledigen, welche dann aufwärts schwamm. Kaum

war dies geschehen, nahm sie ihre frühere bogenförmige Stellung wieder ein und es kam in gleicher Weise und ebenso umhüllt, ein zweites Junge zum Vorscheine. Dieses ward auf gleiche Weise von der Mutter enthüllt, die dann ihre Stellung wieder einnahm. Da aber durch diese verschiedene Bewegungen die Kleinen aus einander gekommen waren, so eilte die Mutter wieder zu ihnen, suchte sie mit den Vorderfüßen zusammenzubringen, hielt sie mit denselben umklammert, legte ihren Kopf auf beide und blieb einige Secunden in dieser Stellung, begab sich aber dann wieder in ihre Geburtslage. Da die Kleinen aber wieder getrennt waren, so versuchte die Mutter zu wiederholten Malen, sie nach der vorigen Weise zusammenzubringen. Dies dauerte bis in die Nacht, worauf die Zuschauer schlafen gingen, Geck am andern Morgen aber noch ein neues Junges bemerkte. An den Kleinen unterschied er deutlich an der Stelle der Augen zwei kleine mohnsamengroße, schwarze Körner und also, wie er sich ausdrückt, freie Augen, da sie doch bei den Alten verwachsen wären! Späterhin, des Nachmittags, fand er das Wasser trübe und unrein, am Boden der Flasche ein Adergehäute und gallertartiges Netz von mehr als hundert, hirsenkorngroßen, durchsichtigen, wasserhellen Kügelchen, die durch blaßrothe Fäden oder Äderchen an einander hingen, die Mutter nicht mehr dick und geschwollen und nicht mehr in der gebärenden Lage, sondern am Boden herumgehend und mit Vereinigung und Liebkosung der sehr schwachen und beinahe leblosen Jungen beschäftigt. Da die Jungen sehr wenig Leben zeigten, so äußerten die weiblichen Geschwister Geck's, sie würden sie wegwerfen und thaten dies auch ungeschickter Weise während Geck's Abwesenheit. Er fand nach diesem Verluste die Mutter sehr unruhig im Glase und überall erst am Boden und dann auch in der Höhe herumsuchend, sodaß sie fast aus dem Glase heraussprang.

Noch haben wir zu bemerken, daß Michahelles der Meinung ist, es gebe zwei Arten Proteus, wie man auch aus den Abbildungen erkennen könne, indem namentlich Rusconi's und Laurenti's Abbildungen sehr von denen Schreibers' und Oken's abweichen. Die letzten sind nach Exemplaren von Verb gemacht. Der Proteus von daher zeichnet sich durch einen viel kürzern Kopf, kürzere Schnauze, einen kürzern, höhern, hinten zugerundeten Schwanz aus und durch die Seitenporen, während der Proteus aus der Magdalenen-Grotte einen sehr verlängerten Kopf und Schnauze, einen nicht sehr erhöhten lanzettförmigen, hinten mäßig zugespitzten Schwanz habe. Die Zukunft muß hierüber näher entscheiden. Michahelles hat, unseres Wissens, seit seiner ersten Andeutung in der Isis (1830) Nichts wieder darüber bekannt gemacht.

In Beziehung auf Vergleichung mit verwandten Thieren, namentlich mit der Sirene, den Wassermolchen und den Fischen, fügen wir noch die interessanten Mittheilungen Wagler's (natürliches System der Amphibien) bei, soweit sie den Kopf betreffen und im Obigen noch nicht berührt wurden. Der Kopf ist sehr sonderbar und eigenthümlich gebaut und dem der Sirenen in vieler Beziehung ähnlich. Eine seiner vorzüglichsten Eigenheiten, welche den Olm der Sirene sehr nahe bringt, besteht in dem gänzlichen Mangel der Oberkieferbeine und in der dadurch verursachten Erweiterung und Verlängerung des Zwischenkieferbeines, dessen beide seitlichen Apophysen, wie fast bei allen Fischen mit stacheligen Rückenflossern, frei auslaufen, und welches fast den ganzen Oberkieferrand bildet, sowie darin, daß die Gaumenbeine fehlen und die Nasenlöcher, wie bei der Sirene, auf ihrer Unter- und Außenseite keine knöcherne Umgebung haben und zwischen den Lippen und den Vomern in den Mund dringen. Sowol auf dem Rande des Zwischenkieferbeines als des Unterkiefers stehen zahlreiche gleichartige kegelförmige, etwas zurückgeneigte Zähnchen und auf dem äußern Rande der beiden Vomer eine andere einfache Reihe von Zähnen (also der Länge nach wie die Zähne der Wassermolche), welche sich zwischen die des Zwischenkieferbeines hinziehen. Das Zwischenkieferbein ist, wie bemerkt, sehr lang und zeigt das Besondere, daß es sich wie beim Krokodil und bei der Sirene mit der Außenseite der Nasenbeine verbindet, welche außerordentlich klein sind. Seine aufsteigende Apophysen sind es, die mit den beiden ebenso langen Vomern die ganze Schnauze bilden. An das hintere Ende der zuletzt genannten Knochen befestigt sich ein schmales Flügelbein, welches bei den Wassermolchen vorn frei ist und bei der Sirene gänzlich fehlt. Mit seinem hintern Ende schmiegt es sich dem hintern Rande des Trommelbeines an, aber zwischen seiner innern Randseite und der Grundfläche des Schädels läßt es einen kleinen Raum frei. Auf seinem vordersten Theile stehen gleichsam einige kleine Zähnchen. Die ganze übrige Unterseite des Kopfes wird aus dem schildförmigen platten Keilbeine gebildet, welches bei den Sirenen allein die ganze untere Seite des Kopfes einnimmt und sich vom Hinterhauptsloche bis zum Zwischenkieferbeine erstreckt. Das Trommelbein, welches bei den Wassermolchen kurz und bei der Sirene am untern Ende stark, fest, trompetenförmig erweitert ist, besteht hier aus einem ziemlich langen, an beiden Enden etwas verdickten gegen den Unterkiefer, wie bei den Doppelschleichen (Amphisbaena), sehr schräg herabsteigenden Knochen. Das eiförmige Fenster liegt, wie bei der Sirene, ganz in Felsenbeinen. Der Unterkiefer weicht in seiner Gestalt von dem der Sirene gänzlich ab und ist dem Unterkiefer der Salamander ähnlich.

Es sind zu dieser Gattung mehre Thiere gezählt worden, welche man theils jetzt in andere Gattungen gebracht hat, oder die nicht vollkommene Thiere sind. **Laurenti Proteus tritonius** ist die Larve **Triton's**; ebenso verhält es sich mit **Green's Proteus neocaesariensis (Journ. Ac. sc. Philad.). Proteus tetradactylus** *Lacép.* **Mém. du Mus. d'hist. nat. X. c. fig. (Triton lateralis Say. James Trav. 1. p. 303 et Journ. of nat. sc. Philad. 3. Menobranchus lateralis Harl. Ann. of the Lyc. of nat. hist. of New-York. t. 16)** bildet jetzt die Gattung **Necturus** *Rafinesque* oder **Phaenerobranchus** *Fitzinger*.

Zu der oben beschriebenen einzigen Art gehören folgende Synonyme. **Proteus anguinus** *Laur.* **Rept. p. 37. t. 4. f. 3.** *Schneid.* **h. amph. I. p. 45.** *La-*

treille, Rept. II. p. 306. *Daudin*, Rept. VIII. p. 266. *Cuvier* in *Humboldt* et *Bonpl.* Obs. de Zool. I. p. 119. t. 13. f. 5—10. r. a. II. p. 102. *Configl.* et *Rusconi* De Proteo anguino. (Pavia 1819.) *Cuv.* Recherch. sur les oss. fossil. T. s. P. 2. t. 27. Siren anguinus. *Shaw*, Gen. Zool. III. p. 608.

Man hat in Wien den Proteus sehr schön in Wachs nachgebildet. Nach einer solchen Wachsfigur und mit Zuziehung von Weingeist-Exemplaren hat Oken in der Isis 1817 eine schöne Abbildung geliefert, außerdem in dem Jahrgange 1820 einen Auszug aus Rusconi's Schrift mit Beifügung von Figuren gegeben. Die andern Jahrgänge der Isis, welche noch Originalaufsätze u. s. w. über dieses so merkwürdige Thier enthalten, sind von uns bereits oben angeführt worden. (D. *Thon.*)

HYPOCYPTHUS *Schüppel* (Insecta). Von Dejean in der neuen Ausgabe seines Catalogue aufgeführte Käfergattung aus der Familie der Brachelytra (Staphylini), nicht charakterisirt, von bekannten Arten enthaltend granulum *Gravenhorst*, longicornis *Gyllenhal*, außerdem noch zwei französische globulus und flavicornis *Dejean.* (D. *Thon.*)

Hypoderma, s. Hypogea.

HYPOLITHUS *Eschholz* (Insecta). Gattung der Elateriden (Thon's entomol. Archiv. II, 1. S. 33) mit folgenden Kennzeichen: Palpi lati securiformes; Scutellum latum, antice truncatum; Antennae crassae subperfoliatae. Alle Arten leben auf der Erde, meist unter Steinen, und gehören hierher von bekannten E. riparius und repustulatus *Fabricius*, rivularius und quadrum *Gyllenhal*, musculus *Eschholz*, minutissimus *Peyrous.*, exiguus *Dejean.* Am angeführten Orte beschreibt Eschholz noch folgende neue, nocturnus, olivareus, bicolor und planatus bis auf eine Art von Kamtschatka. (D. *Thon.*)

HYPOMECES (Insecta), eine von Schönherr aufgestellte Rüsselkäfergattung aus der Ordnung Gonatoceri und der Division Brachyderides. Kennzeichen: Die Fühler sind ziemlich kurz, die Wurzelglieder der Geißel kurz, verkehrt kegelförmig, die übrigen kreiselförmig, nach und nach breiter werdend, die Keule länglich spitzig. Der Rüssel kurz, oben flach, mit tiefer Rinne. Die Augen etwas kugelig, stark vortretend. Das Brustschild etwas kegelförmig, auf dem Rücken eingedrückt, die hintern Ecken spitzig. Die Flügeldecken lang, auf dem Vorderrücken etwas platt, am Ende etwas zugespitzt, die Schultern stumpfeckig. Der Körper ist länglich, meistens mit Schuppen bestaubt. Die Fühler reichen bis zur Mitte des Brustschildes und sind unterhalb der Rüsselmitte eingefügt, ziemlich stark, zwölfgliederig, das erste Glied lang, keulenförmig, die Augen erreichend, das zweite und dritte kürzer, fast verkehrt kegelförmig, das vierte bis achte kreiselförmig, die äußern dicker, die Keule länglich, fast eiförmig, zugespitzt, viergliederig. Der Rüssel kurz, fast horizontal, eckig, oben etwas flach, an der Spitze ausgerandet; die Fühlergrube tief, linienförmig, etwas bogig, unterhalb der Augen auslaufend. Die Augen seitlich. Das Brustschild mehr lang, als breit, vorn verschmälert, gestutzt, an den Augen nicht lappig, an der Wurzel doppelt buchtig, die Ecken zugespitzt, oben ungleich, eingedrückt, unten an der Kehle kaum ausgerandet. Das Schildchen deutlich, fast dreieckig, an der Spitze zugerundet. Die Flügeldecken länglich, eiförmig, fast viermal länger, als das Brustschild und etwas weniges breiter, den After verdeckend. Die Füße stark, die vordern kaum länger, die Schenkel verdickt, unbewaffnet, die Schienen etwas rund, fast gerade, die vordern an der Spitze innen eckig, zahnig, die Tarsen unten schwammig, das erste und zweite Glied dreieckig, das vorletzte breiter, zweilappig, das letzte keulenförmig, zweiklauig.

Typus der Gattung ist Curculio squamosus *Fabricius*, grün beschuppt, in China einheimisch.

Demnächst hat Schönherr (Curculionidum dispositio methodica, p. 125) noch eine Untergattung gebildet: Dereodus mit folgender Charakteristik. Die Fühler etwas kurz, stark, der Schaft keulenförmig, die Augen kaum erreichend, die Wurzelglieder der Geißel kurz, verkehrt kegelförmig, das dritte bis siebente kurz, an der Spitze gestutzt, etwas durchblättert, zusammengedrängt, an Dicke zunehmend, die Keule länglich, eiförmig, spitzig. Der Rüssel kurz, dick, die Furche auf demselben, bis auf den Scheitel verlängert. Die Augen länglich, etwas platt, ziemlich groß. Das Brustschild etwas cylindrisch, an der Wurzel schwach doppelt buchtig, mit unterm Auge stark verlängerten Lappen, oben wenig gewölbt, kreuzförmig eingedrückt, unten an der Kehle breit ausgerandet. Die Flügeldecken lang, kaum etwas breiter, als das Brustschild, am Schildchen etwas eingedrückt, am Ende zugespitzt, die Schultern stumpfeckig. Nur eine Art aus Sierra Leona — H. (Dereodus) denticollis. (D. *Thon.*)

HYPOPHTHALMUS *Spix* (Pisces), Fischgattung aus der Familie der Siluroiden, aufgestellt in Piscium species novae etc., von Cuvier zu Bagre gezogen. Kennzeichen: Der Kopf sehr klein, stark zusammengedrückt, die Schnauzenspitze platt, daher von der Seite gesehen dreieckig, durchaus nackt. Das Maul nicht sehr weit, der obere Maulrand durchaus von dem innern Maxillarknochen gebildet. Keine Lippen. Sechs Bartfäden, wovon zwei an dem Oberkiefer, vier an dem Unterkiefer. Die Zähne sehr klein, sammetartig und Wärzchen gleichend, nur dem bewaffneten Auge sichtbar. Die Augen groß, am untersten Seitenrande des Kopfes gelegen. Vier Nasenlöcher, davon die beiden vordern am Rande des Maules, die hintern über dem Winkel desselben. Die Kiemenhaut mit 5 oder 15 Strahlen. An dem innern, concaven Kiemenrande jedes Kiemenbogens stehen lange, dünne, weiße Fortsätze, welche nach dem Schlunde zu gerichtet sind; an der äußern Seite aber desselben Bogens findet sich bis zur halben Höhe eine dünne Haut, welche von jenem etwas absteht. Diese Fortsätze sind an dem ersten Kiemenbogen sehr lang, länger als die Kiemenblätter selbst und nehmen an den folgenden Bogen nach und nach an Länge ab. Der Körper ist durchaus nackt, zusammengedrückt, breit, gegen die Schwanzflosse verschwächt. Der eigentliche Rumpf ist sehr kurz, daher auch die Bauchhöhle sehr klein, kaum so lang als der Kopf, und der Fisch besteht daher größtentheils aus dem sehr langen und breiten Schwanze. Es sind zwei Rückenflossen vorhanden, von denen die hintere

eine Fettflosse; die Afterflosse ist sehr lang, indem sie von dem After, welcher dicht bei den Brustflossen liegt, sich fast bis an die Schwanzflosse erstreckt. Der erste Strahl der Brustflossen und der Rückenflossen ist stärker, als die übrigen, und sägezähnig. Es ist wahrhaft bewundernswürdig, daß eine so kleine Masse von Eingeweiden hinreicht, einen so großen Fisch zu ernähren. Die erste Art ist einen Schuh lang, die Unterleibshöhle aber nur 1¼ Zoll lang, ½ Zoll hoch und wenige Linien breit. Bei der bedeutenden Kleinheit des Mundes dürfte dieser Fisch sich nur von ganz kleinen Thieren, an denen die brasilischen Gewässer so reich sind, nähren, und die gedachten Fortsätze vielleicht dieselbe Bestimmung haben, wie die Bartenfasern beim Wallfische, nämlich das Wasser durchzulassen, die Thierchen aber zurückzuhalten.

In dem angezogenen Werke von Spix finden sich zwei Arten beschrieben und abgebildet.

1) **H. edentatus** *Spix* (taf. 9). Die Rückenflosse dem Anfange der Afterflosse gegenüber, der Rücken fast in gerader Linie, vom Nacken bis zum Schwanze fortlaufend; die Brustflossen bedecken, dem Leibe angelegt, die Bauchflossen, vom Nacken zur Schnauzenspitze eine Grube, die Kiemenhaut mit funfzehn Strahlen. Der Fisch ist ganz schuppenlos, der Kopf zusammengedrückt und bildet besonders im Nacken gleichsam einen Kiel. Die mittelmäßig großen Augen liegen fast an dem untern seitlichen Kopfrande in der Mitte des Raumes zwischen dem obern Bartfaden und der untern Ecke des Kiemendeckels. Die vier Nasenlöcher von gleicher Größe, rundlich, sind durch die wenig vortretenden Hautränder kaum schließbar, die untern stehen dicht vom Rande des Oberkiefers unmittelbar über den Bartfaden, die obern über dem Mundwinkel. Der obere Bartfaden ist fast in gleicher Entfernung von der Schnauzenspitze und dem Maulwinkel eingefügt, steht diesem jedoch näher. Die vier Bartfäden des Unterkiefers sind so vertheilt, daß zwei grade an der Verbindung der Kieferbeine, die beiden andern mehr seitlich und hinten; sämmtliche Bartfäden sind fast von gleicher Länge. Rumpf wie Schwanz sind ganz zusammengedrückt, der größte senkrechte Durchmesser findet sich in der Gegend der Rückenflosse. Der Schwanz ist bei der Afterflosse so stark zusammengedrückt, daß er fast flach erscheint. Die Haut überzieht die Wurzel der Flossenstrahlen dergestalt, daß man sie gar nicht gewahr wird. Die Seitenlinie läuft ganz gerade. Die vordere Rückenflosse hat Strahlen, ist schmal und dem Anfange der Afterflosse entgegengesetzt, dem Ende derselben steht aber die Fettflosse gegenüber, deren Rand gekerbt ist. Die Brustflossen sind breit, fast dreieckig, nahe an der Einfügung derselben stehen die kleinen stumpfen Bauchflossen. Die Schwanzflosse ist gabelig, der Fisch ist auf Kopf und Rücken bläulich, in den Seiten gelblich, die Flossen sind gelbroth. Die Brustflossen haben achtzehn, die Bauchflossen sieben, die Afterflosse zweiundsiebzig, die Schwanzflosse zwanzig, die vordere Rückenflosse sieben Strahlen. Die Länge beträgt zehn bis zwölf Zoll, das Vaterland ist das südliche Brasilien, wo dieser Fisch in Flüssen lebt.

2) **H. nuchalis** *Spix*. (l. c. Taf. 17). Die Rückenflosse ist von den Brustflossen etwas entfernter, der Rücken vom Nacken an etwas steigend, dann gegen den Schwanz hin wieder geneigt. Die Bauchflossen sind in der Gegend der Spitze der zurückgeschlagenen Brustflossen eingefügt, im Nacken befindet sich eine lange verloschene Grube, die Schnauzenspitze ist platt, die Kiemenhaut fünfstrahlig. Der Kopf ist zum Verhältniß des Körpers klein, hinten zusammengedrückt, vorn an der Schnauzenspitze platt. Die Augen sind sehr groß und stehen am untern Seitentheile des Kopfes, indem sie fast den ganzen Raum zwischen dem Mundwinkel und der Kiemenspalte einnehmen, ja fast an die unterste Kopfseite reichen. Die vier Nasenlöcher sind in ein queres Parallelogramm gestellt und zwar so, daß die beiden vordern am Rande des Oberkiefers stehen. Auf jeder Seite steht am Oberkiefer ein Bartfaden fast am Mundwinkel, vier andere am Unterkiefer vorn an der Verbindung. Es wird dabei von dem Verfasser der Beschreibung (Agassiz) bemerkt, daß man an diesem Fische am deutlichsten sehen könne, was die Bartfäden der Oberkinnlade bei den Siluroiden eigentlich seien. Der unterste dritte Theil dieses Bartfadens bestehe nämlich aus einem runden, schwachen, gebogenen Knöchelchen, welches in einen weichen Faden ausläuft und mit der Wurzel seitlich mit den Intermaxillarknochengliedern, sodaß es also nichts sei als das **Os maxillare**, das von der Haut umgeben werde und der ganzen Länge nach von den Kopfknochen frei sei. Ähnliches zeige **Siluris militaris** *Bloch*, bei dem diese Kieferknochen wie ein Paar Sägehörner in die Höhe stehen. Bei diesem Fische aber ist der Körper durchaus nackt, schuppenlos und zusammengedrückt, am Anfange der Afterflosse am breitesten. Die Seitenlinie ist verloschen, ästig. Die vordere Rückenflosse ist strahlig und steht dem vordern Theile des Raumes zwischen den Brust- und Bauchflossen gegenüber, die hintere Rückenflosse ist eine kleine Fettflosse und steht fast über dem Ende der Afterflosse. Die Brustflossen sind spitzig, der erste Strahl derselben stachelig, stark sägezähnig, die übrigen nach und nach kleiner werdenden Strahlen bilden einen stumpfen Winkel. Die Bauchflossen sind größer als die Brustflossen, und stehen unter dem Ende derselben, wenn sie zurückgelegt sind. Die Afterflosse fängt ziemlich bei den Bauchflossen an, sie ist kurz, aber sehr breit, und die Spitzen ihrer Strahlen ragen weit über die Verbindungshaut vor. Die Schwanzflosse ist gespalten. Die Farbe des Fisches ist silberweiß, oben bläulich, die Flossen ockergelb. Die Brustflossen haben zwölf, die Bauchflossen funfzehn, die Afterflosse fünfundvierzig, die Schwanzflosse achtzehn und außerdem seitlich einige kleinere, die vordere Rückenflosse acht Strahlen. Die Länge ist sieben Zoll, das Vaterland das südliche Brasilien.

3) **H. niloticus** *Rüppell* (Nilfische, Taf. 1. fig. 1). Der Kopf platt, mit acht Bartfäden, der Körper zusammengedrückt, schuppenlos, silberblau, oberhalb der Brustflossen auf jeder Seite ein brauner Fleck. Die ganze Körperform ist so ungemein ähnlich derjenigen von **Schilbe auritus**, daß bei oberflächlicher Betrachtung beider Arten sie leicht mit einander verwechselt werden können. Der

ganze Unterschied beschränkt sich auf die kleine Fettflosse, welche bei Hypophthalmus dem hintern Ende der sehr langen Afterflosse gegenüber sitzt. Der plattgedrückte Kopf ist vorn zugerundet, mit nicht sonderlich großem, schräg gespaltenem Munde; Augen stehen seitwärts nahe am Mundwinkel, acht Bartfasern umgeben den Mund; das eine Paar, kurz, sitzt an den hintern Nasenlöchern; das zweite, welches das längste ist, geht vom Mundwinkel ab und erstreckt sich bis an die Kiemenöffnung, die beiden andern stehen unterhalb des Mundes. Nach den Brustflossen zu, die im untern Drittheile der Körperhöhe ansitzen, erweitert sich der Kopf, worauf der Körper eine vertical zusammengedrückte Form annimmt. Er ist durchaus schuppenlos. Die Seitenlinie, welche durch eine Hautkante angedeutet ist, läuft ohne Biegung längs des obern Drittheils des Körpers. Die kleine, aber ziemlich hohe Rückenflosse sitzt am vordern Viertheile der Körperlinie; ihr entspringt der größte Höhendurchmesser des Körpers, welcher 4½ Mal in seiner ganzen Länge enthalten ist. Der erste Strahl der Rückenflosse ist stark und seine hintere Kante gezähnt. Der After ist am Ende des vordern Drittheils der Körperlänge. Ganz nahe dabei sitzen die Bauchflossen, deren hinterer Rand durch eine Membran mit dem Bauche verwachsen ist. Die Afterflosse lang, gleichförmig, hoch und an der Basis etwas von der Körperhaut überdeckt; die Schwanzflosse hat gabelförmige Spitzen. Über dem hintern Ende sitzt auf der Rückenseite eine ganz kleine Fettflosse. Die Strahlenzahl der Flossen ist: Brustflossen 1/9, Bauchflossen 1/5, Rückenflossen 1/5, Afterflossen 1/62, Schwanzflosse 8—16—8. In der Kiemenhaut stehen fünf Strahlen. Die Farbe des Körpers ist silberweiß, nach dem Rücken zu meergrün und am Bauche ins Bräunliche spielend, aber die Brustflosse hat auf jeder Seite einen schwarzgrauen, länglichen Fleck, die Iris ist strohgelb, die Flossen röthlichgelb. Den Magen bildet ein starker, länglicher Strumpfsack, in der Hälfte seiner Länge geht unter spitzigem Winkel der Darmkanal ab; dieser ist ohne Blinddärme und nimmt drei Zoll vom Pylorus ab den Gallengang auf, nach zwei Rückbiegungen erreicht er den After; er ist um ein Viertheil länger, als der ganze Körper, welcher am größten Individuum 12 Zoll Länge betrug. Die Schwimmblase ist einfach und nicht sonderlich stark häutig. Der Fisch kommt sehr häufig im Nil vor, besonders bei Bensuef. „Er scheint sich vorzugsweise von Würmern und Wasserinsekten zu nähren. Die eingeborenen Fischer verwechseln denselben mit Schilbe auritus und bezeichnen beide mit dem nämlichen Namen Schilbe. Er wird als Speise, wegen seines faden Geschmackes, wenig geschätzt. (D. *Thon.*)

HYPSIBATUS (Reptilia), d. i. Hochschreiter, eine Eidechsengattung aus Agama Daudin's gesondert und von Wagler (Systema Rept. 150.) aufgestellt. Sie entspricht nach des Errichters eigener Bemerkung der von Kaup (Isis 1827. 612) als Untergattung von Uranis-codon getrennten Gattung Pneustes Merrem's, der jedoch zu dieser nicht diejenigen Arten rechnet, welche jener dazu zieht, indem sie vielmehr zur Gattung Agama gezählt sind. Als sehr wahrscheinlich auch zu der Gattung gehörend wird Leiocephalus Gray's (Philosoph. Mag. 1827. 2, 20) genannt und die angeführte Art L. carinatus als zu Linné's A. Umbra gehörig betrachtet. Bonaparte zieht in seiner systematischen Übersicht der Reptiliengattungen (Isis 1833) auch noch einen Theil der Gattung Ecphymotes Fitzinger's hierher. Wie weit Lophyrus hier zu erwähnen, ergibt sich aus der unten anzuführenden Synonymie.

Als Gattungskennzeichen sind angegeben: Nares laterali-superae in squama gibba; occiput scuto unico magno; supercilia scutellata; jugulum constrictum, transverse plicatum; cauda *Enyalii* (nämlich: cauda teres!). In dem Anhange wird vom Zahnbaue, jedoch ohne Anführung der Art oder Arten, welche beobachtet wurden, gesagt: Dentes supra 34, subtus 30, *primores* ossis intermaxillaris 4, homogenei, discreti, simplices, teretes, obtuso acuminati, molaribus breviores, *maxillares* utrinque 15, horum anteriores 3 reliquis longiores, simplices, tereti acuminati, subrecurvati, reliqui homogenei, trilobi, *mandibulares* omnes homogenei, 5 horum anteriores simplices, tereti acuminati, reliqui trilobi, *palatini* nulli.

Obwol der Arten nur drei angegeben sind, hat Wagler solche doch in zwei Abtheilungen gebracht: *α.* trunco longitudinaliter plicato. H. Plica. *β.* trunco inermi. H. Umbra. H. pictus.

1) H. Plica *Linné* (Syst. nat. ed. 12. I, 367. *Seba*, Thesaurus II. taf. 76. f. 5. Iguana chalcidica *Laur.*, Rept. 48. Le plissé *Lacépède* Quadrup. ovip. I, 365. Lacerta calotes *β. Gmel.* ed. *Linn.* I. 1063. Iguana Umbra *Latr.* Rept. I, 263. IV. 272. Stellio plica id. II. 27. Agama Umbra. *Daudin* Rept. III, 375. Agama plica id. III, 412. *Merrem* Syst. 55). Der Schwanz etwas wirbelig, rundlich, der Rücken gezähnt, in der Seite eine erhabene Runzel. Kopf groß, herzförmig, am Hinterkopfe ein rundliches, etwas convexes Schild. Hinter dem Ohre Warzen mit Stacheln. Zwei Kehlfalten, Schwanz anderthalb Körperlängen (Merrem). Im südlichen Amerika.

2) H. Umbra *Linné* (Syst. I, 367. L'umbre *Lacép.* Ovip. I, 564. *Merrem*, Beitr. 3. taf. 6. Lophyrus ochrocollaris *Spix. Lac.* brasil. t. 12. f. 2). Schwanz rund, geschindelt, eine große nackte Schwiele auf dem Hinterhaupte. Schwanz sehr lang, Schuppen an der Spitze gekielt und stachelig. Eine tiefe Kehlfalte. Südamerika.

3) H. pictus *Neuwied* (Max. v. Wied-Neuwied, Beitr. zur Naturgesch. von Brasilien. I, 125. Agama picta. Eb., Abbild. zur Naturgesch. von Brasil. Lophyrus Panthera *Spix* l. c. t. 13. f. 1. pullus. An der Ostküste von Brasilien Camaleão. Schwanz zwei Mal so lang, als der Körper, im Nacken und auf den Schulterblättern ein breites, sammetschwarzes Querfeld, Rücken mit dunkeln und hellern Querbinden gestreift, Grundfarbe des Hinterkörpers gelblich, rosenroth. Der Kopf kurz, dick, mit Erhöhungen über den Augenbogen ähnlich denen der Kröte, Schnauze mäßig stumpf, mit an ihrer Seite befindlichen kreisförmigen Nasenlöchern, Unterkiefer ein wenig länger als der obere, Rachen groß,

bis unter dem Auge hindurch gespalten, in jedem Kiefer mit einer Reihe von vielen kegelförmigen kleinen Zähnen besetzt, Zunge fleischig, vorn im Munde aufgehäuft und befestigt. Ohrfell etwas wenig vertieft, etwas elliptisch gestaltet. Unter der Kehle hängt eine schlaffe Haut, welche im Affecte aufgeblasen wird und alsdann einen zugespitzten Kehlsack bildet. Leib ziemlich schlank, sowie die Beine. Vorderfüße mit fünf Zehen und ziemlich starken, kurzen, zusammengedrückten Krallennägeln; innerste Zehe die kürzeste, dann folgt in der Länge die äußere, dann die zweite von Innen, nun die dritte und endlich die vierte von Innen, welche noch einmal so lang ist, als die dritte. An den Hinterfüßen ist die äußere Zehe sehr kurz, die zweite von Außen sehr lang, die dritte nur halb so lang, als die zweite, die vierte und fünfte nehmen immer mehr an Länge ab. Schwanz mehr als zweimal so lang, als der Körper, sehr schlank und dünn. After eine glatte, halbmondförmige, breite Querspalte unter der Wurzel des Schwanzes. Der ganze Körper und Kopf sind mit kleinen feinen Schüppchen bedeckt; auf dem Kopfe sind sie etwas größer, sechseckig, viereckig und irregulair; die Seiten der beiden Kiefer mit größern Schuppen belegt, am größten sind die Randschuppen der Lippen; die Kehlhaut an ihrem hängenden Mittelrande mit zugespitzten Schüppchen besetzt, wodurch sie gezähnt erscheint; Schuppen der untern Theile etwas größer als die der obern, sie stehen in feinen Querreihen und haben eine sechs- oder viereckige Gestalt, an der Brust sind sie am größten und etwas gekielt, etwas kleiner unter dem Leibe und an der innern Seite der Hinterschenkel, noch kleiner unter dem Kopfe und an der Kehlhaut. Der Schwanz ist mit sehr schmalen Ringen von viereckigen Schildchen bedeckt; diese Schüppchen sind gekielt, wodurch neun bis zehn Längskielchen oder erhöhte Längsstreifen am Schwanze entstehen. Über den Ohren entspringt ein kleiner Kamm von sägeförmigen, etwa eine Linie hohen Schüppchen der an der Schwanzwurzel sich zu versenken anfängt. Das Auge hat um die Pupille einen gelben Cirkel, die übrige Iris ist bräunlich gefärbt, Rachen weißlich, die Zunge hoch orangengelb, Kehle und alle untere Theile bläulich-aschgrau, oft weißlich, oder röthlich schimmernd, Kopf und Nacken hellgraubräunlich; hinter dem letztern liegt ein breites, sammtschwarzes Querband, welches die Schultern bis zu den Vorderbeinen hinab bedeckt; es wird von der hellern Kopffarbe sehr schön gehoben. Hinter der genannten Binde liegt ein schmales, helles Querband von bläulichweißgrauer Farbe, und nun folgen vier dunkelbraune breite Querstreifen, welche von schmälern, bläulichweißgrauen getrennt werden; sie endigen sämmtlich am Rande des Bauches; die Ränder der braunen Binden, da wo sie die hellen Streifen berühren, sind immer sehr sauber dunkler eingefaßt; bei jungen Thieren stehen in den braunen Binden rundliche Perlflecken von weißlicher Farbe, Hinterleib, Hinterbeine, After und Schwanz haben eine schöne sanft gelblich-rosenrothe Grundfarbe, mit eilf bis zwölf schwarzbraunen oder schwarzen Querbinden oder Ringen am Schwanze, von welchen die an der Wurzel dunkelbraun sind und nach dem Leibe hin immer blässer werden; Hinterbeine mit vier braunen, dunkel eingefaßten Querbinden, die an der Kante des Schienbeines aufhören; am Mittelfuße befinden sich ebenfalls einige Querflecken; Vorderbeine graubraun mit undeutlichen, weißbläulichen Querbinden und Fleckchen, bei manchen Thieren sind sie deutlich, bei manchen fehlen sie ganz. Der Kehlsack hat, wenn er platt aufliegt und nicht aufgeblasen ist, in seiner Mitte einen runden, orangengelben Fleck, aufgeblasen aber ist er schön, lebhaft, orangengelb, wie die Zunge.

Manche dieser Thiere, wahrscheinlich die ältern, haben keine Perlflecken an den Beinen und in den Querbinden, jüngere dagegen sind mehr gefleckt. Ganze Länge 11 Zoll 3 Linien, Länge des Körpers 3 Zoll 6 Linien, Länge des Schwanzes 7 Zoll 9 Linien.

Der Prinz fand diese Art nur in den großen Urwäldern an der Lagoa d'Arara an Mucuri im Februar und März. Sie trägt dort den Namen Camaleão, da sie ihre Farbe etwas verändert und im Affect, besonders in den Seiten, eine schön rosenrothe Farbe annimmt; an den hellen Binden des Körpers fällt diese Veränderung alsdann besonders in die Augen. Sie lebt beständig auf Bäumen, welche sie geschickt besteigt, indem sie an den Ästen sehr schnell in die Höhe läuft; ihre Stellung ist gewandt und stets hält sie sich hoch auf den Beinen, den Kopf mit dem Halse hoch aufgerichtet, die Augen weit geöffnet. Kann sie vor einem fremdartigen Gegenstande nicht entfliehen, so reißt sie den Rachen weit auf, bläset den Kehlsack auf, gibt einen zischenden Ton von sich und springt nach dem Feinde in die Höhe. In den großen Urwäldern des Mucuri scheint dieses schöne Thier nicht selten zu sein, da die Indianer, welche täglich auf die Arbeit auszogen, am Abend gewöhnlich ein Paar dieser Thiere mitbrachten, um, wie sie sagten, dem neugierigen, oder wißbegierigen Fremdlinge eine Freude zu machen. In Spiritus haben die Exemplare eine fahlgrau-bräunliche oder graugelbliche Farbe angenommen; die dunkeln Zeichnungen, besonders der schwarze Schulterfleck, sind geblieben. (D. *Thon*)

HYPSIBOAS, wofür S. 37 dieses Bandes durch ein Druckversehen auf Hypsiborus in den Nachträgen verwiesen ist, s. unt. Hyla. (*R.*)

HYPUDAEUS *Illiger* (Mammalia), Feldmaus, Wühlmaus. Bei der großen Anzahl Arten, welche sich in Linné's Gattung Mus einordnen, hat man in neuern Zeiten gerathen gefunden, sie in mehre zu zerfällen. So ward Lemmus daraus gesondert (von Link), von welchem Fischer (Synopsis Mammalium, p. 289) folgende Kennzeichen angibt: **Dentes primores $^2/_2$, pagina antica laevigati, inferiores scalpro cuneato rotundato. Pro Laniariis diastema. Molares $^{3-3}/_{3-3}$ abrupti, lamellosi, tritorii, contigui (saepe aegre distinguendi). Rostrum breve obtusiusculum. Oculi parvi aut mediocres. Auriculae vellere absconditae aut breves rotundatae. Pedes distincti ambulatorii, fissi, antici digitis 5 aut 4 et verruca hallucari; postici digitis 5 (aut 4 et verruca hallucari) fissis autlomatinis et dense ciliatis. Ungues falculares. Mam-**

mae 6 ventrales aut 8—12 pectorales et ventrales. Cauda brevissima aut brevis aut mediocris. Diese Gattung zerfällt in Abtheilungen und zwar † Digitis podariorum lomatinis. Fiber *Cuvier*. †† Digitis liberis; a) podiis omnibus digitis 4 etc. Mynomes *Rafinesque*. b) Maniculis digitis 4 et verruca hallucari, podariis 5 dactylis. aa) Unguibus parvulis, cauda breviuscula. Hypudaei s. Arvicolae *Auctorum*. Cuvier's Gattung Arvicola, welche hiermit auch gemeint, entspricht indessen mehr Lemmus, indem zu derselben auch Fiber gehört; dagegen Hypudaeus ihm Arvicola im engern Sinne ist. Illiger stellte seine Gattung Hypudaeus (Prodromus Syst. p. 87) ganz in dem letztern Sinne auf, indem er Fiber als eigene Gattung davon trennte. Sie gehörte nach ihm zur Familie Cunicularia. Alle hierher gehörigen Thiere sind mehr oder weniger Erdwühler, gesellig und von Pflanzen lebend, oft wandernd, und bewohnen sowol den alten als den neuen Continent.

1) H. amphibius *Linné* (Arvicola amphibius (!) *Desmarest*, Mammal. p. 280. Mus amphibius *Linné*, Fauna Suec. p. II, 12. Syst. Nat. ed. 12. *Müller*, Zool. Dan. prodr. p. 5. *Erxleben*, Syst. *Pallas*, Glires. Schreber, Säugethiere t. 186. Zimmermann, Geogr. Geschichte. II, 293, 367. Mus aquatilis *Agricola*, Aimal. subterr. *Belon*, Aquat. fig. p. 36. *Brisson*, Règne animal. p. 175. Lemmus aquaticus *Fr. Cuvier*, Dict. sc. nat. VI. p. 306. L. amphibius *Tiedemann*, Zool. *Desmarest*, Nouv. Dict. d'hist. nat. V. f. P. 5. Microtus amphibius *Schrank*, Fauna boica. I. nr. 31. Hyp. amphibius *Brants*, Muiz. p. 88, 25. Castor. *Linné*, Fauna suec. I. p. 10, 25. Rat d'eau. *Buffon*, Hist. nat. VII. p. 368. pl. 43. Water Rat, *Pennant*, Brit. Zool. p. 48. c. fig. bona. Wassermaus, Bechstein, Naturgesch. Teutschl. S. 980. Wasserratte, Wasserratze, große Wassermaus, amphibische Maus, Wassergeist, Erdwolf, Erdschüffel, Feldmaus, Feldratze, Stoßmaus, Reutmaus, Scharrmaus, Scheermaus, Haumaus, Sumpfmaus, Sumpfratte). Kennzeichen: Die Farbe schwarzgrau, mit Gelb überlaufen, unten heller, der Schwanz schwarz, länger als der halbe Körper, die Ohren kurz, behaart.

Es finden sich folgende Varietäten erwähnt (*Fischer*, Synopsis. Bechstein a. a. O.):

a) H. a. niger (*Pallas*, Glires p. 81. *L. Jungh*, Nova Acta Upsal. VI. p. 5). Ganz schwarz. Bechstein bemerkt, daß die Jungen bis zum fünften Monate ebenfalls schwarz aussehen.

b) H. a. paludosus (*Linné*, Mant. II, 522. *Erxleben*, Syst. 394. b). Schwarz, mit weißen Füßen, der Schwanz so lang als der Rumpf.

Linné unterschied früher (Syst. ed. XII.) Mus amphibius und terrestris. Bechstein, welcher letztere mit H. amphibius verbindet, bemerkt aber hierzu: „Die Varietäten (Mus amphibius, terrestris et paludosus) haben vorzüglich ihren Grund in dem höchst verschiedenen Aufenthalte dieser Maus. Sonst zeigen aber die genauesten Beobachtungen, die ich über dieses Thier angestellt habe, daß diese Namen nur eine und dieselbe Art bezeichnen. Weder in der Länge des Körpers, des Schwanzes, der Höhe, noch in der Dicke des Kopfes, der Größe der Ohren, in dem Gebisse, noch in der Farbe der Alten und Jungen, welche bei letztern wirklich ein entscheidendes Merkmal abgeben muß, ist der mindeste Unterschied sichtbar, und wenn die eine von diesen Mäusen auf dem höchsten Berge und die andere in dem tiefsten Flusse gefangen worden ist. Ihre Ökonomie ist so verschieden, wie die der Ringelnatter (Coluber natrix). Manche von diesen Amphibien leben fast stets im Wasser und andere, die auf hohen Bergen wohnen, sehen es fast nie." Auch Lenz (Gemeinnützige Naturgeschichte) will von einem solchen Unterschiede zwischen Berg- und Wassermaus nichts wissen.

c) H. a. variegatus (H. maculatus, *Bechstein*). Mit weißen Flecken, oder weißem Kopfe ꝛc

d) H. a. albus (*Bechstein* l. c.). Rein, weiß oder gelblichweiß. Bechstein bemerkt, daß er sie nur im Neste so gefärbt gefunden habe.

e) H. a. canus (*Bechstein* l. c.). Weißgrau, oder blaßsilberfarben. Von Bechstein gefangen.

Der Kopf der gewöhnlichen Wassermaus ist rund und dick, 1½ Zoll lang und scheint wegen der breiten Backen mehr breit als lang zu sein. Die Schnauze ist kurz, stumpf und zwischen den eirunden Nasenlöchern der Länge nach getheilt. Nur die Nase ist kahl und fleischfarben. Die 4 Vorderzähne sind braun, äußerlich sichtbar und theilen die Oberlippe weit. Beide Lippen ziehen sich zwischen dem Raume, der die Vorderzähne von den Backenzähnen trennt, in den Mund, und sind inwendig, ebenso wie äußerlich mit barschen Haaren besetzt. Die Backen sind dick aufgeblasen und die Bartborsten, welche neben der Nase bis zu den Augen auf vielen Wärzchen stehen, lang und schwarz, zuweilen mit weißen Spitzen. Die Augen sind mittelmäßig groß, hervorstehend, schwarzbraun und liegen in tiefen Höhlen. Die Ohren sind unter den langen Haaren äußerlich fast ganz unsichtbar, dünn, breit, wenig behaart, grau, weit offen und am Rande nach Außen zu umgebogen. Der Leib schließt ohne merklichen Hals dicht an den Kopf an, ist rund und dick und wird am Hinterleibe kaum etwas stärker, als dieser. Die Vorderfüße sitzen dicht am Leibe an, und haben vier Zehen und am Daumenansatze, der weit zurückliegt, wie die Hausratte, einen stumpfen, länglichen Nagel. Die Hinterfüße haben fünf lange Zehen, sitzen weit hinten, da, wo der Körper nach dem Schwanze zu wieder spitzig ausläuft, sind ohne eigentliche Schwimmhaut, doch sind die Zehen, sowie an den Vorderfüßen mit einer kleinen Membrane verbunden. Der Schwanz hat 130 Schuppenringe und ist mit vielen Stachelhaaren, sowie die Füße, besetzt, sodaß die Ringe nicht sehr vorstechen. Das ganze Thier ist mit einem dichten Pelze versehen. Die kürzern Haare des Kopfes, Rückens und der Seiten haben schwarzblauen Grund und braune Spitzen; zwischen diesen stehen einzelne längere schwarze Haare, die von der Schnauze an bis zum Ende des Rückgrathes am engsten stehen und also dem Obertheile ein dunkelbraunes

Ansehen geben, die Backen und Seiten aber braun lassen. Die Kehle, der Unterhals und die Gegend des Afters sind aschgrau, die Brust und der Bauch aber rostbräunlich, die Schenkel und Füße grau, obgleich der Grund des ganzen Unterleibes aschgrau ist. Der Schwanz ist auf dem Obertheile schwarz, auf dem Untertheile schmutzigweiß, und da die Haare dichter stehen, so hat er auch nicht das ekelhafte Ansehen, wie an der Hausratte. Das Weibchen ist vom Männchen darin unterschieden, daß der Kopf nicht so dicke, bausige Backen hat, der Unterleib hellaschgrau und der Schwanz oben röthlich ist. Außerdem hat es acht Säugewarzen, vier auf der Brust zwischen den Vorderfüßen und vier am Bauche zwischen den Hinterfüßen.

Zwei Eigenschaften zeichnen diese Thiere vor andern Mäusen aus: die Kunst sehr geschickt zu graben und zu schwimmen. Sonst haben sie gleiches Naturell mit der Hausratte. Man sieht sie zusammen spielen, sich jagen, zanken und beißen, und wenn ihnen ein Hund angehetzt wird, ebenso boshaft vertheidigen, sodaß auch nur gute Hunde und Katzen mit ihnen anbinden. Sie leben auch wol so lange, wie jene, und lassen bei der Begattung einen Laut von sich hören. In der Lebensart hat diese Maus vieles mit dem Maulwurfe und der Fischotter gemein. Sie gräbt so geschickt wie jener und schwimmt so geschickt wie diese. Ja sie hat in dieser Hinsicht ganz die Natur der Ringelnatter; denn man findet sie sowol auf den höchsten felsigen Gebirgen, als im flachen Felde, und in den Wäldern gräbt sie sich in den steinigsten Boden unter die Wurzeln der Bäume und Gebüsche ein. Im Felde sucht sie feste Örter, als Feldbüsche, Raine und Steinhaufen zu ihrer Wohnung auf. In Gärten wohnet sie unter den Baumwurzeln und an Flüssen in den hohen Ufern. Letzteres ist ihr liebster Aufenthalt, wenn sie Nahrung genug in der Nähe hat. Sie gräbt sich einen ordentlichen Bau etliche Schuh unter der Erde und füttert ihn mit Heu, Stroh und anderm Geniste aus. Zu diesem Baue führen verschiedene Röhren, welche oft etliche hundert Schritte weit nach dem Wasser, oder einem andern Orte, wo sie ihre Nahrung findet, hinlaufen. Diese Hauptgänge kann man leicht dadurch von ihren andern unterscheiden, daß sie, wenn man sie, da sie oft flach über der Erde hinlaufen, zutritt, sogleich nach etlichen Stunden wieder aufgegraben und gangbar gemacht sind. In einem solchen Baue, der besonders im Herbste noch mehr erweitert wird, indem Zugänge zu Baumwurzeln von ihr verfertigt werden, hält sie sich im Winter auf und kommt beim hohen Schnee niemals, oder höchst selten an die freie Luft. Ihren aufgeworfenen Haufen, der oft sehr groß ist, kann man dadurch von Maulwurfshaufen unterscheiden, daß man, wenn er weggescharrt wird, die Öffnung allezeit einen Fuß tief fest verdämmt findet, welches der Maulwurf nie thut. Die Nahrungsmittel dieser Thiere sind noch mannichfaltiger, als die der übrigen Mäuse, da sie nicht nur Alles genießen, was jene fressen, sondern auch als Bewohner des Wassers noch Unterhalt in diesem Elemente finden. Sie nähren sich ziemlich nicht nur von Pflanzen, welche in und an dem Wasser wachsen, als Bachbungen, Rohrkolben (Typha) u. dergl., sondern fangen auch Krebse, Wasserinsekten und allerhand Larven, die in diesem Element ihre Verwandlung zu vollkommenen Insekten abwarten, z. B. die Hülsen- oder Wassermottenlarven; ja sie sollen sogar kleine Fische rauben und den Fischrogen begierig verschlucken. Allein deshalb würde man sie kaum mit dem Namen schädlicher Thiere belegen können, wenn sie nicht an den Pflanzen und Bäumen in Wäldern, Wiesen und Feldern und sonderlich in Gärten, die an Flüssen und Teichen liegen, so große Verwüstungen anrichteten. Auf den Wiesen, wo sie den Graswurzeln nachgraben, werden sie schädlicher, als die Maulwürfe. Sie durchackern den Erdboden flächer, als diese, wodurch ein Gewölbe gebildet wird, auf welchem auch die andern Gewächse, die nicht durch sie ihrer Wurzeln beraubt sind, da sie hohl stehen, verdorren müssen. Auf frisch bestellten Äckern richten sie ebenfalls Verwüstungen an, indem sie nicht nur die erweichten ausgesäeten Getreidearten und Hülsenfrüchte mit ihren Keimen abfressen, sondern auch die versetzten zarten Pflanzen des Kohls, Krautes und der Rübenarten zu sich in ihre Laufgräben ziehen. In Wäldern verheeren sie die neuen Anpflanzungen, indem sie die Wurzeln der zarten Gewächse abnagen, oder unterhöhlen und den ausgesäeten Birken-, Buchen-, Eichen-, Fichten- und Tannensamen ausscharren. Den größten Nachtheil aber bringen sie in Gärten, die an Flüssen und Teichen liegen. Hier werden sie das, was die Hamster auf dem Felde sind. Sie versammeln sich an solchen Orten zuweilen zu Hunderten und die Ufer werden voller Löcher gefunden, die alle zu den Beeten und Bäumen in den Gärten führen. Sie werden fast allen Gartengewächsen gefährlich. Da wo sie wohlschmeckende Speisen, als junge Erbsen, Scorzonere und Salat für sich finden, ackern sie zwar nicht, kommen aber zu gewissen Zeiten des Tages, gewöhnlich um acht Uhr früh, um zwei Uhr Nachmittags und sieben Uhr Abends aus ihrem Hinterhalte hervor, hauen, so viel sie zu einer Mahlzeit bedürfen, mit ihrem scharfen Vordergebiß ab und schleppen es in ihre Höhle. Außerdem graben sie oder gehen in den alten Gängen der Maulwürfe nach den Kartoffeln, Petersilien-, Pastinaken- und Selleriewurzeln, höhlen die Unter- und Oberkohlrüben, besonders die Artischokenwurzeln, aus, und fressen die Tulpen, Hyacinthen und andere Zwiebelwurzeln sehr gern. Von letztern machen sie im Herbste ganze Beete leer, tragen sie zusammen auf einen Haufen in ihre Vorrathskammern und leben davon, wenn sie der Frost hindert, die Oberfläche der Erde zu durchwühlen. Man findet in solchen Höhlen zuweilen im Frühjahre noch einen großen unversehrten Vorrath, den man wieder verpflanzen kann. Aber nicht allein unter den Gartenkräutern, sondern auch unter den Gartenbäumen richten sie dergleichen Übel an, indem sie nicht nur in kurzer Zeit eine ganze Pflanzenschule durch das Benagen der Wurzeln verderben, sondern auch die dicksten Wurzeln der Obstbäume aller Art abschälen, durchfressen und cirkelförmig umwühlen, daß sie verdorren müssen. Dies thun sie nun besonders im Winter, wo selbst die Weidenbäume nicht von ihnen verschont bleiben. Den Gärbern fressen

sie Stücke aus den Thierhäuten, die sie zur Zubereitung des Leders in's Wasser legen müssen. Sie werden also durch alle ihre Nahrungsmittel, die sie zu sich nehmen, nachtheilig; man müßte ihnen denn dies zum Lobe anrechnen, daß sie auf Angern zuweilen in Gesellschaft der Raben und Krähen die Äser wegfressen und dadurch die Pestdünste derselben verhindern. Die beiden Geschlechter dieser Thiere leben fast Jahr aus, Jahr ein unzertrennlich beisammen. Der Trieb zur Fortpflanzung schläft bei ihnen nur im Winter, regt sich im Frühjahre zu Anfange des Aprils und dauert bis in den späten Herbst ununterbrochen fort. Sie riechen dann stark nach Bisam. Männchen und Weibchen locken sich wechselsweise bei hellen Abenden mit einem hoch und rauh klingenden Laute zum Genusse der Liebe. Letztere gebären nach einer beinahe vierwöchentlichen Schwangerschaft fünf bis sieben blinde, dünnbehaarte Junge, welche 14 Tage an ihnen saugen. Die Mütter sind zärtlich genug, sie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu vertheidigen. Sie springen nach den Hunden, Katzen und Menschen, und verwunden sie mit ihrem scharfen Gebisse, wenn sie ihnen ihre Kinder rauben wollen. Glauben sie in ihrem Neste ihre Jungen nicht sicher genug, so tragen sie dieselben im Munde weg in eine andere Höhle, und man sieht sie nicht selten also beladen über Flüsse schwimmen. Wenn der Ackersmann ein Nest auspflügt und die Jungen nicht gleich tödtet, so verbirgt sie die treue Mutter, ehe er sich's versieht, in eine andere Höhle, oder trägt sie, wenn diese zu entfernt ist, einstweilen unter ein nahes Gebüsch.

In manchen Jahren und an manchen Orten, besonders da, wo Gemüsegärten an Flüsse grenzen, ist ihre Vermehrung so stark, daß die Ufer der Flüsse ganz durchlöchert sind und man fast bei jedem Schritte zu gewissen Stunden ein solches Thier über das Wasser rudern sieht. Sie verursachen daher den Gärten, die in der Nähe liegen, den größten Schaden und nur ein sehr harter Winter kann sie an Flüssen, die flache Ufer haben, vermindern, wo man alsdann viele von ihnen erstarrt in ihren Höhlen findet. Die Jungen sehen bis zum fünften Monate am Oberleibe, an den Füßen und am Schwanze schwarz aus, am Unterleibe aber dunkelaschgrau, und erst nach dieser Zeit nehmen sie die Farbe der Alten an. Die Mutter führt sie nach drei Wochen heraus aus ihrer Höhle und sie bleiben öffentlich auf einem Beete sitzen und fressen, während dessen ihre Mutter ihre Speise, z. B. junge aufgesproßte Erbsen, abbeißt und nach Hause trägt. Wenn sie anfangen zu graben, welches zu eben der Zeit geschieht, werden sie den Gärten, Äckern und Wiesen sehr schädlich. Hechte, wilde Katzen, Füchse, Marder, besonders Wiesel und mittlere Ohreulen, sind ihre Feinde. Letztere nähren sich beinahe allein von ihnen. In ihrem Balge hauset eine Art schuppiger Milben und in der Leber findet man einen Blasenbandwurm. Nur höchst selten spürt man die Fährte dieser Thiere im Frühjahr im Schnee als ein Dreieck, da sie fast niemals, wenn Schnee liegt, die Oberfläche berühren. Da sie so schädliche Thiere sind, so haben die Menschen auf vielerlei Mittel gedacht, ihrer großen Vermehrung Grenzen zu setzen. Diese Mittel aber sind, als gegen Amphibien gerichtet, von verschiedener Art.

In ihrem flüssigen Elemente werden sie am besten in Fischreusen gefangen. Man schließt die große Öffnung derselben an das Ufer an, daß sie etliche gangbare Röhren einfaßt. Den mittlern Theil der Reusen verbirgt man gänzlich unter dem Wasser, bedeckt ihn mit schweren Steinen und das Hintertheil verstopft man sehr gut mit Gras. Um allem Entwischen vorzubeugen, kann man um dieselben auch noch einen Zaun von Weiden flechten; hierein schlüpfen sie nun, wenn sie in das Wasser wollen, können nicht wieder zurück, und ersaufen, da sie nicht lange in diesem Elemente, ohne Luft zu schöpfen, ausdauern können. In ihrem trockenen Elemente sind sie schwerer zu fangen, als die Maulwürfe, doch fängt man sie zuweilen in einer Fangklammer (Maulwurfsklammer), welche aus einem schmalen, gleich lang zusammengebogenen, federartigen Stücke Stahl besteht, an dessen vordern Enden zwei Klammern angebracht sind, die ihre Spitzen einwärts kehren. Dieses Eisen ist ungefähr einen halben Schuh lang und wird in der Mitte mit einem runden Bleche, das an einem Kettchen hängt, in ihre Gänge aufgestellt. Bei der geringsten Berührung dieses Bleches greifen die beiden Klammern zusammen und zerquetschen die Maus. Allein da sie auch diese Fallen vermeiden, wenn sie nicht eben auf einem Wege aufgestellt sind, wo sie einer ihrer Lieblingsspeisen, z. B. den Zuckererbsen, nachgehen, so ist das beste Mittel, sie zu vertilgen, dieses, daß man ihre eigentliche Wohnung auszuspüren sucht, deren Eingang, der beständig zugedämmt ist, öffnet, sich mit einem geladenen Gewehre davor stellt, und sie, da sie keine frische Luft in derselben vertragen können, wenn sie kommen, diese Öffnung wieder zu verschließen, welches gewöhnlich kaum etliche Minuten dauert, todt schießt. Ebenso können sie, wenn sie zu bestimmten Stunden verborgen ihrer Nahrung nachgehen, ausgehackt, oder wenn sie es öffentlich thun, erschossen werden. Auch ein Selbstschuß in die Gänge gestellt, thut gute Dienste. Man muß aber die Stoßscheiben fest machen, weil sie, wenn sie auf etwas Unerwartetes kommen, nicht wie die Maulwürfe immer weiter vor sich hinstoßen, sondern rückwärts ziehen und ausweichen. Wenn also eine solche Scheibe locker ist, suchen sie sie abzureißen und neben dem Drahte hinzuschlüpfen. Ist sie aber fest, so fangen sie endlich an zu ziehen und zu stoßen und erschießen sich. Man fängt sie auch in Tellerfallen, die vor ihren Löcher gestellt werden.

Benutzt werden sie in Teutschland nicht und dienen nur zur Nahrung verschiedener Raubthiere und Raubvögel. Besonders scheinen sie die einzige Nahrung der mittlern Ohreulen (Strix Otus) zu sein. In Frankreich sollen die Bauern ihr übelriechendes Fleisch als Fastenspeise genießen. Die Jakuten essen sie gebraten als eine große Delikatesse. An den obern Theilen des Obflusses werden sie von den Hunden, die man zum Zuge braucht, gefressen. An andern Orten werden ihre dichten Bälge als Pelzwerk benutzt. So kommen sie z. B. unter den Handelsartikeln von Rußland und besonders von Kiachta vor, woselbst ein Sack für vier bis zehn Rubel verkauft

wird. Die Kalmuken fangen sie bei ihren Wanderungen häufig und machen sich Pelze von ihren Bälgen. Der Schade, den diese Thiere anrichten, ergibt sich aus ihrem Aufenthalte und aus ihrer Nahrung. Zu den Vorurtheilen gehört, daß eine gebrannte und mit Haut und Haaren zu Pulver gestoßene Wassermaus die Wassersucht curire.

2) **H. terrestris** *Linné* (**Fauna Suec. 2. p. 11.** Syst. Nat. 12. 1. p. 10. 82. *Müller*, Zool. dan. prodr. 4. 27. *Hermann*, Obs. zool. p. 59. Arvicola Argentoratensis *Desmarest*, Mammal. 280. 436. Encycl. méthod. t. 68. f. 10. **M. scherman** *Shaw*, General. Zool. II. 1. p. 75. **Lemmus schermans** *Fr. Cuvier*, Dict. des sc. natur. VI, 307. **Microtus terrestris** *Schrank*, Fauna boica. I. n. 30. **Hypudaeus terrestris** Schinz, Cuvier's Thierreich. IV. S. 382. **Scherman** *Buffon*, Hist. nat. Suppl. VII. 278. t. 70. **Scherman Rat** *Pennant*, Quadrup. II. p. 182. **Campagnol schermans** *Cuv.* et *Geoffroy*, Mammif. fasc. 38. **Schermans** *Desmoulins*, Dict. class. d'hist. nat. III, 107, 3. *Fischer*, Synopsis. p. 291). Diese Art ward schon bei der vorigen erwähnt. Fischer gibt von derselben als Kennzeichen an: **Supra fusco nigricans cano fulvoque mixtus, subtus cano-cinereus; cauda fusca, nudiuscula, corporis dimidio paululum breviore; auriculis brevibus villosis.** Länge 6 Zoll 2 Linien, der Schwanz 2½ Zoll. Wohnt ebenfalls in Flußufern, im Elsaß, Teutschland, Schweden.

3) **H. riparius** *Ord.* (**Account of a new species of the genus Arvicola. Journal of the Acad. of nat. sc. of Phil. IV, 2, 305. A. palustris** *Harlan*, **Fauna americana, 364. 14.** *Fischer* l. c.). Schnauze dick, stumpf; Augen klein, Ohren mittelmäßig groß, am Rande haarig; Körper oben tief graubraun, unten blaß bleifarben; Schwanz kürzer als der halbe Körper. Fünf Zoll lang, der Schwanz zwei Zoll messend. Schnauze an der Spitze röthlich, das Weibchen mit vier Brust- und vier Bauchzitzen. Lebt im nördlichen Amerika in Sümpfen und an Flußufern, sich von den Wurzeln der **Zizania palustris** nährend.

4) **H. borealis** *Richardson* (**Bulletin des scienc. nat. XVIII, 102, 3.** *Fischer* l c. p. 385 [soll 585]). Die Ohren im Pelze verborgen, Schwanz etwas kürzer als der Kopf; Körper sehr behaart, rothbraun und schwarz; unten grau. Kopf und Rumpf 4½ Zoll, der Schwanz 10 Linien lang. Lebt in der Nähe des großen Bärensee's in Nordamerika.

5) **H. syriacus** *Lichtenstein* (*Brants* **Muizen**, p. 92, 26). Der Kopf groß, sehr breit, spitzig; die Bartborsten sehr lang; die Haare weich, auf dem Rücken grau, mit schwachem Gelb überlaufen, in den Seiten stärker gelb; die ganze Unterseite grau. Länge von der Schnauze bis zum Schwanze drei Zoll eine Linie, die des Schwanzes einen Zoll drei Linien, des Kopfes 9½ Linien, der Bartborsten einen Zoll vier Linien, der Ohren vier Linien. Kopf oben flach, Schnauze sehr stark behaart, wenig vortretend; Lefze gespalten, Ohren etwas behaart, aus dem Pelze vorragend; Füße grau, mit schuppiger Haut bekleidet, wenig haarig; Sohlen nackt; Schwanz ziemlich nackt, mit schuppigen Ringen, oben schwärzlich, unten heller. In Syrien einheimisch.

6) **H.** (?) **sumatrensis** *Raffles* (**Linn. Transact XIII. p. 258. Dekari** der Malabaren). Körper oben mit starren, grauen und braunen Haaren bekleidet; Hinterkopf mit einem weißlichen Längsstreifen; Schwanz ein Drittheil der Körperlänge messend, nackt, schuppig, stumpf. Länge 17 Zoll, der Schwanz sechs Zoll; Augen klein, Ohren nackt. Lebt in Malaga und nährt sich von den Wurzeln der **Bambusa arundinacea.**

7) **H. niloticus** *Geoffroy* (**Descript. de l'Égypte c. fig. Arvicola Niloticus** *Desmarest*, **Mammal. 281. 437. Lemmus niloticus** *id.*, **Nouveau Dict. d'hist. nat. V, 80, 3.** *Fr. Cuvier*, **Dict. des sc. nat. VI, 317. Hyp. nil.** *Brants*, **Muiz. 87**). Oben braunrothgelblich, unten gelblichgrau; Schwanz braun, fast von der Länge des Rumpfes; Ohren groß, nackt, bräunlich. Sieben Zoll lang, der Kopf 1½, der Schwanz 4½ Zoll. Die Haare an der Wurzel schwarz, an der Spitze rothbraun. Der Schwanz etwas schuppig, wenig behaart. An den Ufern der Gewässer in Ägypten.

8) **H. albicaudatus** *Geoffroy* (**Collect. du Mus. Arvicola albicaudatus** *Desm.*, **Mamm. 281. 438. Lemmus albicaudatus** *id.*, **Nouveau Dict. d'hist. nat. V, 815. Dict. des sc. nat. VI, 317. H. alb.** *Brants*, **Muizen. 86, 22.** *Fischer* l. c. 292). Braun, Füße und Schwanz oben weiß, Schwanz von halber Körperlänge. Länge fünf Zoll, Schwanz 2½ Zoll. Schwanzspitze rothgelb. Vaterland?

9) **H. xanthognathus** *Leach* (**Arvicola xanthognata** *Leach*, **Zool. Misc. I. t 26.** *Desm.*, **Mamm. 441. Hyp. Xantn.** *Brants*, **Muizen. 80.** *Fischer* l. c. 292). Rothgelb und schwarzbunt; Bauch silbergrau, die Kinnbacken rothgelb, Schwanz weiß, oben schwarz, Füße bräunlich, unten weißlich. Länge fünf Zoll. An der Hudsonsbai einheimisch.

10) **H. arvalis** *Tiedemann* (**Zool. I. 475. Arvicola vulgaris** *Desm.*, **Mamm. 282, 439. Encycl. méthodiq. t. 69. f. 2. Lemmus arvalis** *ej.*, **Nouv Dict. d'hist. nat. V. p. 77. n. 2.** *Fr. Cuvier*, **Dict. des sc. nat. VI, 304. Hyp. arv.** *Brants*, **Muizen. 82, 22. Mus arv.** *Pallas*, **Glires. 79, 14.** Schreber, Säugethiere. Taf. 191. Zimmermann, Geogr. Geschichte. II, 70, 289. *Linn.* **ed.** *Gmelin.* **I, 134. Mus agrestis** *Linné*, **Fauna suecica. II. p. 11. Mus gregarius?** *id.*, **Syst. Nat. ed. 12. I, 84. Mus campestris** *Brisson*, **Règn. anim. 176, 12. Mus terrestris** *Erxleben*, **Syst. 395. Microtus gregarius** *Schrank*, **Fauna boic. I, 32. Campagnol** *Buffon* **VII. t. 47.** *Cuvier*, **Règn. anim. I, 192.** *Desmoul.*, **Dict. class. III, 107, 4. Short tailed fieldmouse** *Penn.*, **Brit. Zool. p. 50. Short tailed rat** *ej.*, **Syn. p. 305. 233 Meadow-mouse** *Shaw*, **General-Zool. II, 1. t. 136 Mark muus** *Pontopp.*, **Dan. I, 612.** Ackermaus Bechstein, Naturgesch. Teutschlands. I. S. 966. *Fischer*, **Syn. 293.** Kleine Feldmaus, Feldmaus, Heermaus, Heerdenmaus, Stoßmaus, kleine Stoßmaus, Reutmaus,

kleine Reutmaus, Kampagnol, Erdgeißel, Erdgeist, Erdmaus, Nüllmaus, Wühlmaus, Schnorrmaus, Scharrmaus, Schörmaus, Stockmaus, Erdfahrer).

β. Var. Buffonii *Brants* (Muiz. 84. *Buffon* VII. 372. *Fischer* l. c.). Mit zartern längern Haaren, Körper einfarbig schwarz, oder schwärzlich braungrau; Kopf haarig, Nase lang, stumpf; Ohren im Pelz versteckt.

γ. Variegatus.

δ. Albus.

Diese Maus unterscheidet sich von ihren Gattungsverwandten durch folgende Kennzeichen: Sie ist oben röthlichgraubraun, unten blaßgrau, der haarige Schwanz mißt ⅓ der Körperlänge, ist oben grauröthlich, unten hellgrau, die Ohren sind mittelgroß, rundlich. Der Kopf ist eirund, dick, die Schnauze stumpf. Die vier Schneidezähne sind gelbbraun. Die Augen sind klein und blauschwarz, liegen näher nach dem Munde als nach den Ohren zu, und nahe beisammen. Die Ohren sind kurz, etwas hervorragend und inwendig behaart. Der Hals ist kurz, der Leib dick und rund; die Vorderfüße sind sehr kurz mit vier Zehen und einem kleinen Daumen, der einen spitzigern Nagel hat, als bei den übrigen Mäusen; die längern Hinterfüße sind fünfzehig. Von der Schnauze bis zum Schwanzende ist der Oberleib rothgrau, weil der Balg aus gelblichen und schwarzen Haaren besteht, der Unterleib weißgelb, an der Seite ins Bräunliche fallend, die Füße gelblichweiß und die Zehen aschgrau. Das Weibchen ist unmerklich vom Männchen unterschieden und hat vier Saugwarzen zwischen den Vorder- und vier zwischen den Hinterfüßen. Sie ist die schnellste, im Graben die geschickteste Maus, auch ein guter Schwimmer; doch schwimmt sie nur, wenn sie dazu gezwungen ist. Im Sitzen ballt sie sich zusammen und steckt den Kopf so tief in die Brust, daß man keinen Hals sieht.

Ihre Stimme ist zur Zeit der Begattung und in der Noth ein helles Quicksen; ihr Alter aber unbekannt. Diese Thiere sterben gewöhnlich keines natürlichen Todes; ihre Heimath ist ganz Europa und das nördliche Asien. Sie leben allenthalben in Wäldern und Feldern; in Wäldern mehr in Laub- als Schwarzhölzern und in Feldern mehr auf den Äckern als Wiesen. In Feldern verändern sie ihren Wohnplatz nach den Jahreszeiten. Im Herbste ziehen sie den Schnittern nach und halten sich, so lange die Ernte der Winterfrucht dauert, im Winterfelde auf, und wandern, wenn diese vorbei ist, nach der Sommerfrucht und besonders nach den Haferäckern. Wenn hier der Wind viel Hafer ausgeschlagen hat, wovon sie im Winter zehren können, so bleiben sie in diesem Felde und schlagen ihre Winterwohnung daselbst auf, wo nicht, so ziehen sie in großen Märschen über und unter der Erde nach der Wintersaat und graben sich da ihre Winterwohnung. Hier bleiben sie theils bis zum folgenden Herbste, theils zerstreuen sie sich im ganzen Felde herum. Sehr gern wohnen sie in den Feldrainen oder unter den Feldbüschen. Zwei Röhren, ein Eingang und ein Ausgang, führen gewöhnlich zu ihrem Baue; Schlafgemach, Vorrathskammer und Abtritt haben ihre besondere Abtheilungen in demselben, und ersteres füttern sie mit in der Nähe wachsenden, klar zermalmten Gewächsen aus, damit sie weich und warm liegen. Ebenso ist das Wochenbett des Weibchens beschaffen. In Wäldern graben sie sich unter den Bäumen, Büschen und Steinen ein. Sie machen ebenfalls, doch nicht so häufig, wie die Erdwölfe, flache Gewölbe über der Erde, wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, oder von einem Orte zum andern wandern. Bis zur Reife des Getreides besteht die Nahrung dieser Mäuse vom Frühjahre an aus zarten Kräuter- und Graskeimen und deren Wurzeln in Feldern, Wäldern, Wiesen und Gärten. Alsdann aber laufen sie im Felde von allen Orten zusammen und begeben sich auf die reifenden Äcker, beißen die Halme ab und tragen die Ähren in ihre Höhlen. Hierauf folgen sie in der Ernte den Schnittern vom Winter- zum Sommerfelde auf dem Fuße nach und nähren sich von den ausgefallenen Körnern und verlorenen Ähren. Allein auch die Krautfelder lassen sie nicht unbesucht und benagen alle Früchte derselben, sie mögen über oder unter der Erde wachsen. Den größten Schaden aber richten sie auf der Wintersaat an, wohin sie sich begeben, wenn sie die eingeernteten Felder ausgezehrt haben. Wenn auf einen warmen trockenen Sommer ein kalter, schneereicher Winter folgt, so findet man im Frühjahre die Äcker des Winterfeldes von Kreuzgängen unter dem Schnee ganz durchschnitten und die grüne Saat abgefressen, wodurch bei schlechter Frühjahrswitterung, wenn die Saat nicht schnell nachwachsen kann, Mißwachs entsteht. Wenn sie in Stoppeln bleiben, so legen sie sich ein Magazin von allerhand trockenen Nahrungsmitteln, besonders von Hafer und Queckenwurzeln, an. In Laubhölzern nähren sie sich von Kernen und Samen der Bäume und Stauden und tragen im Winter abgefallene Hagebutten, Wachholderbeeren und vielerlei Sämereien und Kerne zusammen in ihr Winterquartier. Auf den Wiesen suchen sie die besten Gras- und Kräuterarten, besonders Klee, aus. Wenn es im Winter wenig schneiet, viel regnet, und zuweilen stark friert, die Wintersaat kurz ist und also die Nahrung fehlt, so wird der Landmann gewöhnlich von diesen Raubthieren befreiet und sie werden in Menge verhungert und erfroren im Frühjahre gefunden.

Männchen und Weibchen schlafen Sommer und Winter mehrentheils auf einem gemeinschaftlichen, aus zerbissenem Grase, Moos oder Stroh bestehenden Bette, und ihre Begattung richtet sich daher um desto mehr nach der bald oder spät eintretenden warmen Frühlingswitterung. Im April gibt es schon Junge. In Wiesen, besonders auf solchen, die so liegen, daß sie gewässert werden können, machen sie mitten ins Gras große ballförmige Nester von sehr klar zerbissenem Grase und haben da noch zu Ende des Septembers Junge. Gewöhnlich stehen zwei solche Nester nahe beisammen, wovon das eine vom vorigen Wochenbette ist. Man findet diese Nester in großer Menge auf den Wiesen. Das Weibchen trägt drei Wochen und gebiert fast alle fünf Wochen, bis zum späten Herbste, da die Kälte die Vermehrung stört, 5—8, auch wol 12 Junge, welche gleich Anfangs die Farbe der Ältern haben, außer daß ihr Schwanz schwarzblau

ist. Die Mutter muß sie treulich warten und pflegen, da man diese Thiere in trockenen Sommern in so außerordentlicher Menge antrifft, daß sie eine wahre Landplage werden. Nur nasse und kalte Sommer können dieser großen Vermehrung Grenzen setzen, weil die Nässe und Kälte nicht nur die Begattung der Alten stört, sondern auch dadurch sehr viele Junge erfrieren und ersaufen. Eben dies bewirken regenhafte Winter. Feinde sind die meisten Raubthiere und viele Raubvögel, Hunde, Füchse, Katzen, Marder, Iltisse, Wiesel, Hamster, Igel, Dachse, Bussarte, Eulen und andere Raubvögel, Raben, Krähen, Störche, Neuntödter, Elstern und Ringelnattern und andere Schlangen, auch Hechte und andere Raubfische, wenn sie ins Wasser gerathen. Diesen Thieren sind sie besonders zur Winternahrung angewiesen. Die Schweine, welche im Herbst auf die Haferäcker getrieben werden, wittern ihre Nester, wo sie ihre Früchte für den Winter aufbewahrt haben, wühlen sie auf und fressen nicht nur das Getreide, sondern auch die Mäuse selbst, wenn sie sie antreffen. Im Balge wohnen gelbe Erdmilben und in den Eingeweiden Bandwürmer. Auf dem Schnee sieht man ihre kleine Fährte zwei und zwei Füße zusammen in einem Zickzack fortlaufen. Man kann sie durch abgeschälte Wall- und Haselnüsse, durch Erbsen und andere Getreidekörner, die in Schierlingskraut abgekocht werden, indem man in jedes Loch etwas von dieser vergifteten Speise steckt, vertilgen; besser aber, wenn man ein Maß Gerstenmehl mit einem Pfund weißer Nießwurz und acht Loth Läusekraut, welches gepulvert und durch ein Haarsieb geschlagen ist, vermischt nimmt und dieses mit einem halben Pfund Honig und einem halben Pfund Milch zu einem Teige verwandelt, hiervon Kügelchen macht in der Größe einer Erbse und diese in die Mäuselöcher, oder auf dem Felde verloren hinwirft. Sie fressen diese Speise mit Begierde, werden davon blind und sterben. Ein erprobtes Mittel gegen alle Arten von Mäusen ist noch dieses: Man kocht Eichenholzasche mit Wasser zu einer guten Lauge; wenn sich die Asche zu Boden gesetzt hat, schüttet man die Lauge ab und weicht darein Roggen, Weizen oder Gerste 24 Stunden lang. Wo sich nun in den Feldern Mäuse aufhalten, streut man die so gebeizte Frucht in die Löcher. Auf diese Art präparirte Wallnußkerne dienen gleichfalls auf den Fruchtböden gegen die Hausratten und in Gärten gegen die Wassermäuse. Ein anderes Verminderungsmittel ist dieses, daß man auf einen Acker, wo sie zu häufig sind, beim ersten Schnee Baumäste hinlegt, oder Stangen mit Querstöcken hinstellt, auf welche sich die Krähen und Raben setzen und sie, wenn sie aus ihren Löchern schlüpfen, auffangen. In Gärten soll sie der Geruch von einigen Knoblauchpflanzen, der ihnen zuwider ist, verscheuchen. Man pflanzt daher einige dieser Gewächse dahin, wo man sie wegwünscht. Ihr Nutzen besteht darin, daß sie ihren Feinden zur Nahrung dienen. Der Schade, den sie anrichten, ist zu manchen Zeiten unbeschreiblich groß, wie man aus ihrer Nahrung und Fortpflanzung sieht. Ist er auf's Höchste gestiegen, so vertilgt sie gewöhnlich die nasse kalte Witterung im Frühjahre und Winter. Sie fangen auch an räudig zu werden, zu kränkeln; die gesunden verzehren dann die kranken in Menge. So verlieren sie sich nach und nach. Man sagt auch, daß sie wandern.

Von dieser Art soll sich eine andere unterscheiden, welche als **Hypudaeus hercynicus** von Mehlis (Isis XXIV. S. 874) auf folgende Weise beschrieben ist. Dieser Hyp. herc. steht durch Größe, Formen, Bildung der Ohren, Beschaffenheit des Haares und der Farbe dem Hyp. **arvalis** nahe, unterscheidet sich jedoch von diesem 1) durch die constant beobachtete Verschiedenheit des Gebisses. Man findet, wenn man Schädel gleich alter Thiere vergleicht, bei der neuen Wühlmaus die Reihen der Backenzähne bemerklich kürzer, die beiden Reihen jeder Kinnlade durch einen breitern Raum getrennt, ihre Kronflächen etwas schmäler und die vorspringenden Seitenleisten derselben minder scharf, mehr gerundet und durch minder tiefe Furchen getrennt, als bei der Ackermaus. Ganz besonders aber weichen in der untern Kinnlade die ersten und in der obern die dritten oder hintern Backenzähne ab, indem bei der neuen Art jene zu beiden Seiten und diese an der innern Seite eine Leiste oder an der Kaufläche einen Zacken weniger haben als bei der letztern. Die Untersuchung der Schädel von Thieren verschiedenen Alters, noch saugender, deren dritte Backenzähne noch mit Haut bedeckt waren, ältern und ganz alten mit stark abgeriebenen Kauflächen hat ergeben, daß die Form dieser Flächen mit dem zunehmenden Alter keine wesentliche Veränderung erleidet, Zahl und Stellung der vorspringenden Zacken durchaus dieselben bleiben und die angegebene Verschiedenheit in allen Altern beständig ist, wie die Bildung der Backenzähne in dieser Nagergattung es schon von Vorn herein nicht anders erwarten läßt. Die harzer Wühlmaus schließt sich in der Form der Backenzähne dagegen an Hyp. **terrestris** und **amphibius** an. 2) zeigen die Formen der Kopfknochen manche beständige Verschiedenheiten. So z. B. ist bei der neuen Art der Schädel im Allgemeinen breiter, gleichmäßiger gewölbt und geräumiger, steigen die überall weniger ausgeprägten Eindrücke von den Insertionen der Kaumuskeln weniger hoch auf den Scheitel hinan, sind die Höhlungen der Jochbogen bemerklich enger, der die Augenhöhlen trennende Stirntheil gleich dem Gaumen breiter, das Zwischenscheitelbein von größerm Querdurchmesser, das Hinterhauptsloch weiter, besonders breiter, die Ohröffnungen beträchtlich weiter, die Gehörtheile der Schlafbeine runder gewölbt und kürzer u. s. w. 3) Der Schwanz, der bei der Ackermaus noch nicht ¼ der Körperlänge mißt, ist bei der neuen Art halb so lang, als der Körper, oder selbst darüber, und hat bei ihr ein Paar Wirbel mehr. Es wurden bei derselben 23 Kreuzbein- und Schwanzwirbel gezählt, bei jener nur 20. 4) Die Farbe des Oberkörpers zieht sich bei der neuen Art immer mehr oder minder stark in's Rostrothe, ist oft von einem ziemlich lebhaften Rostrothe, während sie bei Hyp. **arvalis** zwar auch wol bisweilen einen röthlichen Schein hat, jedoch immer mehr in's Gelbliche fällt und nie so rein und hochroth ist. Der weiße Unterkörper ist bei ersterer

häufig stark gelb überflogen, nicht so bei letzterer. 5) Die Pfoten sind bei ersterer fast rein weiß mit leichtem gelblichem Scheine, bei letzterer dagegen grau und viel dunkler, was besonders auch an der Kehle sehr in die Augen fällt. 6) Die neue Art ist im Allgemeinen etwas kleiner als die Ackermaus. Länge von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel bei der ausgewachsenen 3 Zoll 6 L. bis 3 Zoll 9 L. par., während die alten Männchen der Ackermaus öfters bis 4 Zoll 2 L. messen.

Es theilt diese Maus die rothe Rückenfarbe und die weißen Pfoten mit dem Hyp. rutilus Sibiriens, den man verschiedentlich auch in Teutschland hat bemerken wollen. Indessen hat Letzterer nach Pallas einen ansehnlich kürzern und reicher behaarten Schwanz, längere Ohren und andersfarbige Seiten, und Lichtenstein, dem erstere frisch zur Beurtheilung zugesandt wurde, hat sich entschieden dahin ausgesprochen, daß sie nicht ihm zugehöre. Ob sie aber nicht mit dem angeblichen teutschen Hyp. rutilus eins? Leider sind Exemplare von diesem zur Vergleichung noch nicht zu erhalten gewesen. Mit andern der bekannten Arten der Wühlmäuse scheint sie sich nicht zusammenstellen zu lassen. Bestätigt sie sich als eigenthümlich, so dürfte sie nicht unpassend Hypudaeus hercynicus genannt werden. Sie ist in dem höhern Harze, z. B. am Bruchberge und in dessen nähern Umgebungen, häufig und pflegt sich in den dort aufgeschlagenen Köthen der Köhler alsbald einzunisten, wird aber weiter hinab seltener, ist auf den Wiesen und Äckern in den Umgebungen Clausthals noch nicht bemerkt und scheint am westlichsten Unterharze nicht mehr vorzukommen. Hyp. arvalis dagegen wurde zwar wiederholt in einer Höhe von über 1800 Fuß über der Meeresfläche an dem gleichen Orte mit jener gefangen, scheint jedoch in dem höhern Theile des Gebirges zu verschwinden. Lenz hat diese Maus auch beobachtet und sagt davon in seiner gemeinnützigen Naturgeschichte: „Die Zähne des jungen Thieres sind denen von Mus arvalis ähnlich, bei vorrückendem Alter aber bilden sich wahre Wurzeln. Farbe oben rothbraun, unten hellgrau, fast weiß, Füße weiß. Der Schwanz hat immer einige Wirbel mehr als bei M. arvalis. Länge bis zum Schwanze 3 Zoll 9 Linien, Schwanz 1 Zoll 10 bis 11 Linien. Die Reihe der Backenzähne ist kürzer und die beiden Reihen des Oberkiefers sind weiter von einander entfernt, also der Gaumen breiter, als bei M. arvalis. Bis jetzt hat man die harzer Maus auf dem Harz, in Thüringen, Baiern und Schlesien gefunden. In Ebenen scheint sie gar nicht vorzukommen. Die harzer Wühlmaus ist an Gestalt der Feldmaus, an Gestalt und Farbe auch dem sibirischen Mus rutilus sehr ähnlich, von beiden aber bestimmt verschieden. Ich habe bei Schnepfenthal binnen drei Jahren etwa 60 Stück gefangen, davon aber keine auf freiem Felde, sondern an Abhängen in Zäunen, Laubwäldern, wenig im Nadelwalde. Sie liebt die Ränder der Bäche oder anderer feuchten Plätze, dringt auch zu Winterzeit mitunter in die Ställe und Scheuern ein. In lebendig fangenden Fallen, in welche man sie mit Speck, Brod, Nuß locken kann, stirbt sie leicht, ohne etwas gefressen zu haben, und wenn es grade auch nicht kalt ist, also, wie es scheint, vor Kummer. In der Gefangenschaft habe ich mehre lange Zeit, wie andere Mäuse erhalten. Sie zeigt da etwa die Eigenheiten der Feldmaus, doch wenig Begierde, ihres Gleichen zu tödten. Sie ist gutmüthig, im Klettern nicht sehr geschickt und macht sich gern ein warmes Nestchen."

11) H. fulvus *Geoffroy* (Arvicola fulva *Desm.*, Mamm. 282. Lemmus fulvus *id.*, Nouv. Dict. d'hist. nat. V. 80. *Geoffroy*, Catal. du Mus. *Fr. Cuvier*, Dict. des sc. nat. VI. Hyp. fulvus *Brants*, Muiz. 81. *Fischer*, Syn. 293). Rothgelblich, Bauch und Füße gelblich; Schwanz kürzer als der halbe Körper. Länge vier Zoll, Schwanz zwei Zoll. Die Ohren kaum sichtbar. Lebt in Frankreich.

12) H. dasytrichus *Pr. Max.* (Max. von Neuwied, Beitr. zur Naturgesch. von Brasil. II, 425. Mus dasytrich. Schinz, Cuvier's Thierreich. I, 289. Ratton colibreve *Azara*, Apunt. II. n. 46.? *Brants*, Muiz. 86. Rato bubo der Brasilianer). Diese Maus hat einen dicken Kopf mit sehr kleinen Augen; die Bartborsten sind zart und erreichen zurückgelegt das Ende des Ohrs; dieses ist im Pelze versteckt, kurz, abgerundet, von seiner Mitte an bis zum Rande mit glatten, anliegenden Haaren besetzt. Die Backentaschen scheinen zu fehlen. Schneidezähne des Unterkiefers pfriemenförmig zugespitzt, Backenzähne auf jeder Seite im Ober- und Unterkiefer drei, quergefurcht. Vorderfüße fünfzehig; die innerste ist eine Daumenwarze mit einem gekrümmten Krallennagel, welcher gebildet ist, wie an den übrigen Zehen, nur kleiner; äußere Zehe viel kürzer, als die drei mittlern, von welchen die innere nur um ein Weniges kürzer ist, als die beiden äußern; die Nägel dieser Zehen sind über anderthalb Linien lang und dabei sanft gekrümmt. Die Hinterfüße treten beinahe bis zur Ferse auf, die äußere Zehe am kürzesten, die innere ein Wenig länger, die drei mittlern um ein Glied länger. Schwanz beinahe nackt, mit schuppigen Hautringen wie an der vorhergehenden Art, dabei mit einzelnen feinen Borstenhaaren besetzt. Haar des ganzen Körpers sehr dicht, sanft, über drei Linien lang, am Grunde seitenartig wollig, dunkelgrau, dann nach Außen zu schwarzbraun und mit rostrother oder rostgelber kleiner Spitze. An der Mitte des Rückens und den hintern Theilen sind die röthlichen Haarspitzen wenig bemerkbar, daher herrscht hier die schwarzbraune Farbe; an dem Kopfe, den Seiten des Halses und der Brust sind dagegen die Haare stark rostroth bespitzt, daher sind diese Theile stark mit der genannten Farbe gemischt. Die untere Seite des ganzen Thieres vom Munde bis zum Schwanze ist heller gefärbt, blaßröthlich, graugelb. Die Füße und der Schwanz sind einförmig, dunkelgraubraun. Ein anderes Exemplar hielt ohne den Schwanz etwa drei Zoll in der Länge. Diese Maus scheint längs der ganzen Ostküste verbreitet, ja vielleicht über ganz Brasilien. Sie dürfte wol in der Erde wohnen, doch wurden Gänge nicht, auch keine Aufwürfe ermittelt.

13) H. oeconomus *Tiedemann* (Arvicola oeconomus *Desmar.*, Mamm. p. 283, 442. Enc. méth. t. 69. f. I. Lemmus oeconomus *ej.* in Nouv. Dict.

V. p. 81. 7. *Tiedemann,* Zool. I. p. 476. *Fr. Cuvier,* Dict. des sc. nat. VI. p. 377. Mus oeconomus *Pallas,* Glir. p. 79. 15. p. 225. t. 14. A. Reise III. S. 692. 4. Georgi, Reise. S. 161. Schreber, Säugethiere. S. 675. t. 21. f. 190. *Pall.* Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 369. 287. *Linné,* Syst. Nat. ed. *Gmel.* I. p. 134. 26. Hypudaeus oeconomus (*Illig.*) *Lichtenst.* in *Eversm.* Reise p. 123. 17. *Brants,* Muizen. p. 76. 19. Myodes oeconomus *Pallas,* Zoogr. Rosso-As. Oeconomic rat *Shaw,* Gen. Zool. II. 1. p. 85. t 134. La fègoule *Vicq d'Azyr,* Syst. anat. des anim. II. p. 389. Campagnol de prés *Cuvier,* Règne anim. I. p. 193. Campagnol économe *Desmoul.,* Dict. class. III. p. 107. 5.) Oben braun, an den Seiten gelblich, Kehle und Bauch weiß oder weißgrau; der Schwanz braun, so lang als ein Viertheil des Körpers, die Ohren sehr kurz, 3 Zoll 3 Linien bis 4 Zoll 5 Linien lang, der Schwanz mißt 10½—14 Linien, das Weibchen ist immer größer als das Männchen. Der Feldmaus sehr ähnlich, indessen ist der Kopf kleiner, mehr zugespitzt, die Schnauze mehr vortretend, nebst einem kleinen Kamme von aufrecht stehenden Haaren; die Ohren sind etwas größer und der Schwanz kürzer. Auch im Innern finden sich einige Unterschiede. Es sind 14 Rippenpaare vorhanden und der Bogen des Stirnbandes zwischen den Augen ist viel größer. Der hintere Mahlzahn hat auf jeder Seite vier Prismen, der mittlere drei und der vordere zwei. Am Eingange der weiblichen Geschlechtsöffnung sitzen zwei linsengroße Drüsen und zwei ähnliche kleine an der Vorhaut des Männchens, welche einen bedeutenden Moschusgeruch ausduften.

Unter allen Arten dieser Gattung gräbt diese den merkwürdigsten Bau. Die eigentliche Wohnung ist eine Kammer von 3—4 Zoll Höhe und einem Fuß Durchmesser, unten mit einem Bette von Moos versehen, von oben unmittelbar durch den Rasen bedeckt, in feuchten Gegenden aber in einem Erdhügel gewölbt, der höher liegt als das umliegende Land. Ringsherum laufen die Gänge zu dieser Wohnung, oft 30 an der Zahl, welche seitlich in fingerstarke Öffnungen münden. Andere tiefere Röhren führen von der Wohnung in 3 oder 4 Magazinkammern, welche größer sind, als jene und welche die einzelne Maus oder ein Pärchen vom Frühjahr an zu füllen beginnen. Öfters vereinigen sich auch im Herbste mehre Individuen, graben eine gemeinschaftliche Wohnung und legen um dieselbe 8 bis 10 Magazine an. Ein einziges Paar bringt mannichmal einen Vorrath von 20 bis 30 Pfund zusammen. Dieser besteht hauptsächlich aus Wurzeln und Knollen von Phlomis tuberosa, Polygonum Bistorta, Polygonum viviparum et Poterium Sanguisorba. Es ist ein glücklicher Zufall für die Nomadenvölker jener Gegend, wenn sie solche Magazine finden, denn sie bedienen sich der letztgenannten Wurzel zu Thee und der übrigen als Gewürzes an ihren Speisen. Pallas fand in solchen Magazinen auch die bereits benagte giftige Wurzel von Choerophyllum temulum. In Kamtschatka sah Steller diese Mäuse ihre Vorrathskammern mit den Zwiebeln von Lilium Kamtschaticum und den Nüssen von Pinus Cembra füllen; auch fanden sich dabei die Wurzeln vom Sturmhut und die sehr scharfe einer Anemone. Die Kamtschadalen glauben, daß diese Wurzeln dazu dienen sollen, durch ihren scharfen Geruch andere Mäuse von den Vorräthen abzuhalten. Diese Völkerschaft geht schonender mit diesen Mäusen um als die Mongolen; denn sie nehmen die Vorräthe derselben nicht weg, ohne sie einestheils durch etwas trockenen Caviar zu entschädigen, andererseits einen kleinen Rest zu lassen, damit nicht, wie sie glauben, die Maus aus Verzweiflung sich tödte und sie dadurch im nächsten Jahre um die Vorräthe kämen. Übrigens geschieht das Einsammeln der Vorräthe von Seiten der Mäuse mit sehr viel Ordnung, indem sie jede Art Wurzeln für sich zusammenbringen und sogar diejenigen erst trocknen lassen, welche durch die inwohnende Feuchtigkeit leiden könnten. Die Weibchen sollen thätiger sein als die Männchen. Die Ranzzeit findet im Frühjahre statt. Das Weibchen riecht dann stark nach Moschus. In der Mitte Mai gebiert das Weibchen 2—3 blinde Junge. Da diese Thiere in so großer Anzahl vorkommen, so ist es wahrscheinlich, daß sie mehre Male des Jahres hecken. Sie stellen bisweilen bedeutende Wanderungen an, jedoch nur diejenigen, welche nicht in der Nähe menschlicher Wohnungen sich aufhalten. Sie versammeln sich dann in Kamtschatka gegen Ende des Winters in großer Anzahl und bei ihren Wanderungen hält sie nichts auf, nicht einmal eine Meeresbucht; natürlich ist's, daß dann nicht wenige ersaufen, andere den großen Wasservögeln und Raubfischen, namentlich den Lachsen, zur Beute werden. Diejenigen, welche durchkommen, setzen ihren Weg weiter fort. Kommen sie zu Kamtschadalen, so werden sie von diesen gleichsam gewartet und gepflegt. Sie machen auf diese Weise oft einen Weg von mehr als 25 Grad Länge und in so zahlreichen Zügen, daß einer oft zwei Stunden braucht, ehe er das Ende sieht. Etwa im Monat October des nämlichen Jahres kommen sie nach Kamtschatka zurück, wo ihre Ankunft als ein Freudenfest gilt. Denn nicht allein, daß eine große Menge Raubthiere, welche gute Pelze liefern, ihnen folgt, sie verkünden auch eine große Ernte, dagegen, wenn sie ausbleiben über die Zeit, man Regen und Stürme zu erwarten hat. Pallas fand in einer überschwemmten Gegend Tausende ihrer Wohnungen, aber nicht eine einzige Maus, woraus man denn wol schließen kann, daß sie die Gefahr zeitig genug geahnet hatten. Diese Maus bewohnt hauptsächlich Sibirien und Kamtschatka und soll sich auch in Teutschland und Frankreich finden, was indessen wol Verwechselung mit einer andern ist. Nicht unwahrscheinlich gehört zu der eben angeführten Art die folgende, welche wir nur durch Müller kennen.

14) H. glareolus (Mus glareolus Schreber, Säugethiere. S. 680. Taf. 190. B. Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 376. 288). Zimmetfarben, Rücken in der Mitte dunkler, Bauch graulich, Bartborsten braun. 2½ Zoll lang, der Schwanz ein Zoll. Auf der Insel Laland unter Rasen von Elymus arenarius.

15) H. saxatilis *Pallas* (Arvicola *Desmar.*, Mamm. p. 283. 443. Enc. méth. t. 68. f. 8. Lemmus saxatilis *ej.*, Nouv. Dict. V. p. 83. 8. *Tiedemann*, Zool. I. p. 476. Mus saxatilis *Pallas*, Glires. p. 80. 19. — p. 255. t. 23. B. Schreber, Säugethiere. S. 667. t. 16. f. 185 *Pall.* Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 367. 282. *Linné*, Syst. Nat. ed. *Gmel.* I. p. 131. 21. Hypudaeus saxatilis (*Illig.*) *Brants*, Muizen. p. 75. 18. Le saxin *Vicq d'Azyr*, Syst. anat. des anim. II. p. 452. Rock rat *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 72. Campagnol des rochers *Desmoul.*, Dict. class. III. p. 109. 9). Oben braun, mit grauer Mischung, an den Seiten dunkelgrau, unten graulich weiß; Schwanz fast von halber Körperlänge, die Ohren groß, eiförmig. Länge vier Zoll, der Schwanz 1½ Zoll. Der Kopf ziemlich spitzig, die Schnauze schwärzlich, weiß eingefaßt. Der Schwanz oben braun, unten weiß. In den östlichen Gegenden Sibiriens, jenseit des Baikalsees, zwischen Felsen.

16) H. alliarius *Pallas* (Mus alliarius *Pall.*, Glires. p. 81. 18. p. 252. t. 14. C. Schreber, Säugethiere. S. 671. t. 18. f. 187. *Pall.* Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 284. 368. *Linné*, Syst. Nat. ed. *Gmel.* I. p. 133. 23. Lemmus alliarius *Desmar.*, Nouv. Dict. V. p. 83. 9. *Fr. Cuvier*, Dict. des sc. nat. VI. p. 318. Arvicola alliarius *Desmar.*, Mamm. p. 283. 444. Enc. méth. t. 68. f. 11. Hypudaeus alliarius *Brants*, Muizen. p. 75. 17. Garlic mouse *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 89. L'alliaire *Vicq d'Azyr*, Syst. anat. des anim. II. p. 393. Campagnol des Aulx *Desmoul.*, Dict. class. III. p. 110. 10.) Oben graugelblich mit Braun überlaufen, in den Seiten graulich, unten weißlich; die Ohren halb so lang als der Kopf, breit und nackt; der Schwanz ⅓ so lang als der Körper, weiß, oben mit braunem Striche. 4½ Zoll lang, der Schwanz ohne das 6 Linien lange Haar an der Spitze 1⅓ Zoll lang, die Ohren 6½ Linie. Der Schwanz stark behaart. In Sibirien am Jenisei, Kau und Angara.

17) H. rutilus *Pallas* (Mus rutilus *Pall.*, Glir. p. 79. 17. p. 246. t. 14. B. Schreber, Säugethiere. S. 672. t. 19. f. 188. *Pall.* Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 368. 285. *Linné*, Syst. Nat. ed. *Gmel.* I. p. 133. 24. Lemmus rutilus *Desmar.*, Nouv. Dict. V. p. 84. 10. *Fr. Cuvier*, Dict. des sc. nat. VI. p. 318. Arvicola rutilus *Desmar.*, Mamm. p. 284. 445. Enc. méth. t. 68. f. 12. Hypudaeus rutilus *Brants*, Muiz p. 70. 16. Red mouse *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 90. Le roux *Vicq d'Azyr*, Syst. anat. des anim. II p. 402. Campagnol roux *Desmoulins*, Dict. class. III. p. 109). Oben rothgelb, unten weiß, die Ohren mittelgroß, wenig behaart; der Schwanz dick, stark behaart, ⅓ der Körperlänge messend, oben mit dunkelbraunem Streif, an den Seiten gelblich, unten weiß.

β. Kleiner, Schwanz schwächer und dünner.

Drei Zoll 7½ Linien lang, der Schwanz ohne die drei Linien langen Endhaare 13 Linien, Ohren 4½ Linien.

β. Drei Zoll vier Linien, Schwanz einen Zoll sechs bis acht Linien, Füße weißlich. In Sibirien, soll sich aber auch in Teutschland finden (s. Hyp. arvalis).

18) H. gregalis *Pallas* (Arvicola gregalis *Desmar.*, Mamm. p. 284. 446. Lemmus gregalis *ej.*, Nouv. Dict. V. p. 84. 11. *Tiedemann*, Zool. I. p. 476. *Fr. Cuvier*, Dict. des sc. nat. VI. p. 318. Mus gregalis *Pallas*, Glir. p. 79. n. 16. p. 238. Schreber, Säugethiere. S. 674. t. 20. f. 189. Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 369. 286. *Linné*, Syst. Nat. ed. *Gmel.* I. p. 233. 25. Hypudaeus gregalis *Brants*, Muiz. p. 68. 15. Le gregari *Vicq d'Azyr*, Syst. anat. des anim. II. p. 400. Baikal mouse *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 92. Campagnol des hauteurs *Desmoulins*, Dict. class. III. p. 109. 6.) Rücken blaßgraulich, mit langen, schwärzlichen Haaren untermischt; die Seiten heller; der Bauch weißlich; Schwanz so lang als ¼ des Körpers, Ohren ziemlich groß, eiförmig. Weibchen 4½ Zoll, der Schwanz einen Zoll, Männchen 3½ Zoll, Schwanz 10 Linien, und 2½ Linien Haare. In den Gebirgen des östlichen Sibiriens.

19) H. socialis *Pallas* (Mus socialis *Pall.*, Glir. p. 77. t. 13. p. 218. t. 13. B. Reise. II. S. 705. 10. Schreber, Säugethiere. S. 682. t. 23. f. 192. Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 370. 290. *Linné*, Syst. Nat. ed. *Gmel.* I. p. 135. 28. Mus terrestris? *Erxleben*, Syst. p. 395. 7. Lemmus socialis *Desmar.*, Nouv. Dict. V. p. 85. 12. *Fr. Cuvier*, Dict. des sc. nat. VI. p. 318. Arvicola socialis *Desmar.*, Mamm. p. 185. 447. Enc. méth. t. 69. f. 3. Hypudaeus socialis *Brants*, Muiz. p. 66. 14. Gregarious rat *Pennant*, Syn. p 305. 234. Social mouse *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 93. Le compagnon *Vicq d'Azyr*, Syst. anat. des anim. II. p. 397. Campagnol social *Desmoul.*, Dict. class. III. p. 109. 7.) Körper oben hell, unten, sowie Schwanz, Ohren und Füße, weiß, Ohren kreisrund, sehr kurz, etwas nackt, der Schwanz kaum etwas länger als ¼ des Körpers. Länge drei Zoll fünf Linien, der Schwanz 9½ Linien, aber mit den Haaren fast 10½. Haare sehr lang und weich. Häufig in den Wassern zwischen der Wolga und dem Jaik.

20) H. astrachanensis *Erxleben* (Arvicola astrachanensis *Desmar.*, Mamm. p. 285. 448. Lemmus astrachanensis *ej.*, Nouv. Dict. V. p. 85. 13. Mus astrachanensis *Erxl.*, Syst. p. 403. 13. Hypudaeus astrachanensis Schinz, Cuvier's Thierreich. IV. S. 384. Eine neue Maus S. G. Gmelin's Reise. II. S. 173. t. 11.) Oben gelb, unten grau, Schwanz ¼ des Körpers lang. Vier Zoll lang, der Schwanz etwas über einen Zoll. Die Haare der Oberseite schwarz, mit gelblichen Spitzen, die Ohren ziemlich nackt. Füße und der haarige Schwanz grau. Bei Astrachan und vielleicht mit voriger identisch.

21) H. micruros *Erxleben* (Syst. mamm. p. 403. 14. S. G. Gmelin's Reise. III. S. 500. t. 57. f. 2. (mala). *Desmarest*, Mamm. p. 286. Encycl. méth. t. 69. f. 2. Hyp. micr. Schinz, Cuvier's Thierreich).

Der Schwanz abgekürzt; Körper oben aschgraulich, unten schmutzigweiß. Körper drei Zoll drei Linien; Schwanz sechs Linien. Kopf kurz, Schnauze stumpf; die Nasenlöcher sehr klein, rund; Bartborsten graulichweiß; Iris schwarz; Ohren groß, länglich, rundlich, haarig, Füße mit scharfen Krallen. Vaterland: die Provinz Masenderan in Persien.

22) H. ferrugineus *Harlan* (Arvicola ferrugineus. Americ. Journ. of Science and Annals of Philosophy. Sept. 1826. White bellied cotton rat der Einwohner). Mit dickem Körper, oben rostbraun, unten weißlich, die Vorderfüße sehr kurz, schmächtig, der Schwanz von halber Körperlänge. Diese beträgt sieben Zoll, die des Schwanzes vier Zoll. Lebt in den Baumwollenpflanzungen am Missisippi.

23) H. cyanus *Linné* (Syst. nat. p. 132. Lemmus cyanus *Tiedemann*, Zool. I. 475. Blue rat *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 71. Guangue in Chili, *Molina*, Hist. nat. chil. 266). Schwanz mittellang, etwas haarig, Vorderfüße vier-, hintere fünfzehig, Körper blau, unten weißlich.

24) H. hispidus *Say* (Sigmodon hispidum *Say* et *Ord*, Journal of the Acad. of nat. sc. of Philad. IV. 2. p. 352. Arvicola hortensis *Harlan*, Fauna amer. p. 138). Kopf dick, Schnauze lang; die Augen ziemlich groß, Ohren groß, rundlich; Schwanz fast so lang als der Körper; Körper oben blaß ockerfarben, mit langen Stachelhaaren, unten grau. Nach Harlan 5½ Zoll, nach Andern sechs Zoll lang, Schwanz vier Zoll. Die Krone der Mahlzähne mit tiefen, wechselnden Furchen gleich einem griechischen Σ. Die jüngern Thiere schwarz. Sehr gemein in Florida. (D. *Thon.*)

HYPUDAEUS (Paläontologie). Von dem Untergeschlechte der Erdmäuse, Hypudaeus *Ill.* oder Arvicola im engern Sinne des Wortes (Cuvier), das sich vor den andern Mäusen unterscheidet durch drei Backenzähne überall, welche keine Wurzeln haben, und aus mehren in zwei Reihen abwechselnden dreiseitigen Prismen bestehen, hat man mehrfaltige Reste in den Knochenhöhlen und Knochenbreccien gefunden. So

1) Hypudaeus..... Große Brecciénerdmaus. Von H amphibius nur wenig verschieden, kleiner als H terrestris, Kinnladen stärker, eine lange Schädelleiste von der Stirn an. *Cuv.*, Annal. du Mus. XIII p. 182. t. XVI. f. 24, 25, und p. 192. t. XVI. f. 7, und in den Ossem. foss. IV, 178, 179, 192, 202, 203, 205, 206. t. XIV. f. 7 (C), 24, 25 (A). t. XV. f. 21, 22, 24, 25, 29, 30 (D). R. Wagner in Karst. Archiv. XV, 21. Jahrb. 1830. S. 114, und münch. Denkschr. X. t. I. f. 26—35 *). v. Meyer, Paläol. 59 und 132.

Hypudaeus amphibius *Holl*, Petrefact. 41. Man hat Reste von allen Theilen des Körpers aus den Knochenbreccien von Cette, Nizza, Corsica und Sardinien, wo sie in unsäglicher Menge große Massen dieser Breccien fast allein zusammensetzen. Die detaillirten Untersuchungen R. Wagner's, dessen Güte ich sehr schöne Exemplare verdanke, werden das Skelett vollständiger kennen lehren.

A. Einen Humerus, einige Phalangen und Zähne hat Cuvier von Cette erhalten. Letztere weichen durchaus nicht von denen des H. arvalis, H. amphibius und H. oeconomus ab, nur sind ihre Seitenkanten etwas stumpfer.

B. Knochentrümmer und Schneidezähne von Nizza, so groß, wie bei Mus amphibius, ließen Cuvier'n nichts Abweichendes beobachten.

C. Viele Knochen von Corsica, denen des H. amphibius ganz ähnlich, jedoch etwas kleiner; nur die Kinnladen sind verhältnißmäßig etwas stärker, sowie bei Mus terrestris.

D. Die meisten Knochen kommen auf Sardinien vor, von wo sie Cuvier beschrieben, R. Wagner vollständiger gesammelt hat. Doch ist merkwürdig, daß nach Cetti jetzt keine Art dieses Geschlechts mehr auf jener Insel leben soll. Der Schädel hat von der Stirn bis zum Hinterhaupte eine einfache, scharfe Längenleiste, während bei H. oeconomus und H. amphibius der Schädel dort flach und stumpf, bei H. terrestris die zwei Superciliarleisten dort nur an einander gerückt sind, und er bei Mus arvalis viel kleiner ist. Der Gaumen hat hinten tiefere Gruben, als bei allen lebenden Arvicola-Arten; die Schneidezahn-Alveolen reichen bis zwischen die ersten Mahlzähne nach Hinten (wie nur bei Ondatra); Femur, Tibia, Humerus und Becken stimmen ganz mit denen von H. terrestris und H. amphibius überein, sind jedoch im Allgemeinen etwas kleiner, als selbst bei ersterer.

2) Hypudaeus..... Kleinere Brecciénerdmaus. *Cuv.*, Ossem. foss. IV, 205. Ein Cubitus, Astragalus und erster Phalanx, von der Größe wie bei H. arvalis, aus der Knochenbreccie von Sardinien.

3) Hypudaeus..... Größere Höhlenerdmaus. Kinnladen und Zähne größer als bei H. amphibius, alle übrigen Knochen sind etwas kleiner. Sie ist größer als die erste Art. *Buckland*, Reliq. diluv. tb. XXIV. f. 11, 12 (Astrag. Calcan.), t. XXV. f. 12 (Tibia). ?Pander und d'Alton, Skelette der Nagethiere. Heft II. (1824). S. 5, 6, 7. t. IX. f. e, f, g, h, i. Campagnol des cavernes *Cuv.*, Ossem. foss. V, I, 54. Mus arvalis (*Pall.*) *Holl*, Petrefact. 41. Man hat Kinnlade, Zähne, Ober- und Unterschenkelknochen, aus den Höhlen von Kirkdale und ?Sundwig. In ersterer enthält fast jedes Stück des den Boden bedeckenden Schlammes dergleichen. Der Astragalus ist kleiner als bei H. amphibius, das Calcaneum anders gebildet (Buckland). Kinnlade und Zähne sind etwas größer als bei H. amphibius, alle übrigen Knochen wie bei H. terrestris, mithin größer als bei der sardinischen Art. Aber den Schädel kennt man nicht, daher es noch immer möglich wäre, daß beide zusammengehörten. Ebenso ist es ungewiß, ob die von Sack in der Höhle von Sundwig gefundenen Schädelstücke, Unterkiefer und Zähne dazu gehören, wie Pander und d'Alton vermuthen; wenigstens scheint die Schädelleiste zu fehlen, welche die erste Art auszeichnet.

4) Hypudaeus..... Kleinere Höhlenerdmaus.

*) Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, diese Abhandlung in den Denkschriften zu sehen.

Von der Größe des H. arvalis, der Femur bei gleicher Länge merklich dicker, die Form des Beckens, wenn es anders dazu gehört, mehr wie bei H. oeconomus. *Buckland,* Reliq. diluv. Tf. XXV. f. 11 (Becken). Petit campagnol des cavernes *Cuv.*, Ossem. foss. V, I, 54. Mus oeconomus (*Pall.*) *Holl*, Petrefact. 41. Cuvier hat Kinnladen, Zähne, Oberschenkelknochen; Buckland ein Becken aus der kirkdaler Höhle.

5) Hypudaeus...... Wassermaus. *Mylius*, Memorab. Saxon. subterr. II. (1718). p. 88. t. * f. 1. Hebenstreit im Mus. Richterian. Walch über Knorr's Monum. II, 152. ?*Sorex*, *Gmelin*, Syst. nat. III, 387. Campagnol des Schistes de Bohème *Cuv.*, Ann. des Mus. XIV, 50. t. VII. f. 13. Ossem. foss. V, I, 64, 65. t. III. f. 13. Ein vollständiges Skelett mit den untern Schneidezähnen, in Schiefer; aber nur aus ältern Abbildungen bekannt, neuerlich erst untersucht, vielleicht verloren, daher nicht mit Sicherheit bestimmbar. Von der Größe des H. terrestris. Im Schiefer von Walsch im saazer Kreise Böhmens.

6) Die Beschreibung einer andern Art, welche im Mergel bei Fuulskov in Dänemark gefunden worden, bin ich nicht vermögend mitzutheilen. Hofmann in der Tidsskrift for Naturvidensk. 1828. Nr. XIV, 223. Bullet. scienc. nat. 1828. Sept. p. 65. (*H. G. Bronn.*)

HYRAX *Hermann* (Mammalia), Säugethiergattung aus der Ordnung der Pachydermen mit folgenden Kennzeichen: Die $^2/_4$ Schneidezähne sind bei geschlossenem Munde von Kinnladen und Lippen bedeckt, die obern sind dreieckig, spitzig, und stehen von einander entfernt; die untern sind nach Vorn geneigt, cylindrisch, und stehen dicht an einander, die Schärfe der Schneide ist schräg abgeschnitten. Die Eckzähne $^{1-1}/_{0-0}$ sind zweideutig, d. h. nicht rein als Eckzähne gestaltet, klein, fallen bald aus, und an ihrer Statt findet sich dann eine Lücke. Die Mahlzähne $^{7-7}/_{7-7}$ sind schmelzhaltig. Die Schnauze ist kurz, etwas spitzig, mit etwas vortretender Nase. Die Oberlippe ist gespalten. Die Augen sind klein und haben eine Nickhaut. Die Ohren sind kurz, rundlich, der Körper ist mit dichten Haaren bedeckt. Die Füße sind deutliche Gangfüße, die Zehen mit Haut umhüllt, nur an der Spitze gesondert. Die Vorderfüße sind vierzehig, die zweite Zehe länger, die äußere kürzer. Die Hinterfüße sind dreizehig, auch wol vierzehig, die erste Zehe länglich, deutlich gesondert. Die Klauen sind nagelförmig, an der ersten Zehe der Hinterfüße eine Kralle. An der Brust sitzen zwei, an dem Bauche vier Zitzen; der Schwanz fehlt.

Diese merkwürdige Gattung ist im Skelett in der äußern Gestalt einigen Nagern sehr ähnlich, und hat daher auch das Schicksal gehabt, bald da, bald dorthin versetzt zu werden. Vergl. Ehrenberg, Symbolae physicae. Decas I. Das hebräische schafan (שָׁפָן) haben mehre Bibelerklärer, auch Luther Ps. 104, 18 für Kaninchen genommen; die griechische Übersetzung gibt es *χοιρογρύλλιον*, und die arabische Version des Saadias drückt es 3 Mos. 11, 5. 5 Mos. 14, 7. الوبر (el Vabr) aus. Dagegen erklärte Bochart (Hierozoic. T. II. p 420) das Wort durch Dipus Jerboa. Vergl. Ödmann's vermischte Sammlungen aus der Naturk. zur Erklär. der heil. Schrift, und Rosenmüller's bibl. Alterthumsk. 4. Bd. 2. Abth. S. 413 fg.

Die Arten von Hyrax scheinen noch nicht ganz genau gesondert, und wir folgen in der Aufstellung derselben Ehrenberg, wie er sie im gedachten Werke gegeben hat.

1) H. Capensis *Schreb.* Schreber, Säugethiere. I. S. 920. t. 240. *Linné*, Syst. Nat. ed. *Gmel.* I. p. 166. 1. *Desmar.*, Nouv. Dict. IX. p. 111. 1. Mamm. p. 403. 633. Enc. méth. t. 64. f. 1. *Thunberg*, Mém. de l'Acad. de Petersb. III. p. 307. *Fr. Cuvier*, Dict. des scienc. nat. XXII. p. 394. c. fig. *Desmoulins*, Dict. class. V. p. 318. Cavia Capensis *Pallas*, Miscell. p. 34. t. 3. Spicil. II. p. 22. t. 2. *Linné*, Syst. Nat. 12. III. p. 223. *Erxleben*, Syst. p. 352. 3. Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 329. 226. Murmelthier Kolbe, Vorgeb. S. 159. Cape cavy *Pennant*, Syn. p. 247. 182. Cape hyrax *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 217. t. 164. Marmotte du Cap de bonne espérance *Buffon*, Suppl. III. p. 177. ed. *Allam.* IV. p. 76. Suppl. VI. p. 278. t. 43. Klipdas *Buffon*, Suppl. IV. p. 175. t. 65. Mellin, Beschreibung des Klipdas in den Schriften der berliner Gesellsch. naturforsch. Freunde. III. S. 271. t. 5. Daman *Cuvier*, Description ostéologique et comparat. du Daman in Annal. du Mus. III. p. 171. t. 19. 20. Règne animal. I. p. 241. Oss. foss. II. p. 127—141 t. 1. 2. 3. (scelet etc.) Nach Ehrenberg von den übrigen Arten durch folgende Kennzeichen unterschieden. Die Haare sind weich, die Farbe oben graulichbraun, mit dunklerer Rückenbinde, in der Mitte mit einem dunklern, schwarzen Flecken, unten weißlich. Der Kopf ist dick, höher als der Oberkiefer, Wirbel 48—50, Rippen tragende 21—22. Der Raum zwischen den Schneide- und Mahlzähnen, deren sieben, ist klein, durch Mangel derselben größer, das Zwischenwandbein größer, dreieckig, der Vorderarm kürzer als die Füße und Schulterblatt. Die Länge ein Fuß 4½ Zoll, die Höhe sieben Zoll zwei bis drei Linien. Plump von Gestalt, lang und niedrig auf den Füßen. Der dicke Kopf läuft in eine stumpfe Schnauze aus, viele schwarze Bartborsten an der Oberlippe, unter den Augenbrauen, besonders an Kinn und Kehle, wo sie sehr lang sind. Über den innern Bau hat Owen (in Schriften der Zoologischen Gesellschaft 2. Bd.) zu London sich verbreitet; ein Auszug davon steht in der Isis (1835). Das untersuchte Exemplar war ein ausgewachsenes Männchen, Länge 1 Fuß 5½ Zoll. Blind- und Grimmdarm außerordentlich groß und zwei überzählige Blinddärme, Zwölffingerdarm nicht erweitert, wie bei vielen Nagethieren, dünne Därme 8 Linien dick. Öffnet man sie, so sieht man eine Reihe von etwa zwölf kleinen Säcken 3—5 Zoll von einander, drei Linien dick und tief, mit ihren Öffnungen gegen den Blinddarm gerichtet, was man noch bei keinem vierfüßigen Thiere bemerkt hat. Sie bauschen nicht nach Außen und liegen ganz unter der Muskelhaut, bestehen aus Ver-

doppelungen der Schleimhaut und sind von glandulis aggregatis umgeben, welche sich in dieselben mit zahlreichen Mündungen öffnen. Die ganze innere Fläche der kleinen Därme ist mit feinen Zotten bedeckt, wie bei den Vögeln, und sie endigen einen Schuh weit vom Anfange an in schwarze Dupfen. Diese Därme sind 4½ Fuß lang. Der Blinddarm scheint, weil er in Säckchen getheilt und von einer schwärzlichen breiartigen Materie ausgefüllt ist, dem des Hasen und anderer Nagethiere sehr ähnlich, aber in der Gestalt gleicht er mehr dem des Tapir; denn seine Größe gilt mehr von der Breite, als von der Länge, welche 3 Zoll beträgt, im Umfang 8. Der Grimmdarm verdünnt sich bald, fast wie Dünndärme, und hat zwei Schuh von seinem Anfang zwei kegelförmige Blinddärme, 1½ Zoll dick und allmälig in einen drüsigen, einen halben Zoll langen und zwei Linien dicken Wurmfortsatz sich endigend. Hier ist der Grimmdarm wieder 3 Zoll dick, wird aber in einer Entfernung von 6 Zoll wieder so dünn, wie die Dünndärme und mißt noch 2½ Fuß. Der ganze Darmkanal ist 9 Fuß 4 Zoll lang, ½ Leibeslänge. Der Inhalt des letzten Stückes ist trockener und bildet faserige Knollen. In Bezug auf diesen sonderbaren Bau des Darmkanals steht Hyrax fast allein; nur bei einigen zahnarmen Säugethieren findet sich ein doppelter Blinddarm, wie bei Myrmecophaga didactyla et Dasypus sexcinctus; in den Vögeln, wo es zwei Blinddärme gibt, findet man dafür nur bei sehr wenigen noch einen einzelnen Blinddarm, welcher aber kein Geschäft bei der Verdauung hat, wie bei Hyrax, welcher in dieser Hinsicht wirklich zwischen den Nagethieren und den Dickhäutern steht und auch an die Zahnarmen erinnert. Obschon bei einigen Nagethieren, wie bei der Ratte und bei einigen Zahnarmen, wie beim Manis, der Magen theilweise eine häutige Austapezierung hat, so herrschet doch dieser Bau vorzüglich bei den Dickhäutern. Bei Hyrax sind ⅔ des Magens von seinem Eingang an mit einem dicken weißen und gerunzelten Häutchen überzogen; er ist länglich und da auf sich gebogen, wo das Häutchen endigt. Seine Länge ist 5½ Zoll, Tiefe dem Eingange gegenüber drei Zoll, die Ausdehnung des Sacculus cardiacus über die Öffnung der Speiseröhre hinaus zwei Zoll. Der Speisebrei ist überall gleich und besteht aus gut bekauten Pflanzensubstanzen. Die Gallenblase fehlt, wie auch bei einigen Nagethieren und vielen Dickhäutern, aber der Gallengang ist dreimal erweitert, und er enthielt einen Leberegel, wie es scheint gleich dem des Schafes. Das Pankreas ist eine kleine schlaffe Drüse, welche aber zwei Gänge hat, wovon der eine dicht am Gallengange, der andere einen Zoll tiefer einmündet. Pallas bewunderte schon die Einfügung der Harnleiter und Owen kennt kein Thier, das irgendwo so ist. Sie fügen sich indessen nicht genau im Grunde ein, sondern etwas hinter demselben, an den Ecken, fast wie die Muttertrompeten, und laufen in der Haut zwei Linien fort, ehe sie sich öffnen. Der Harn wird nach Hemprich sowol in Arabien, als auch am Cap für medicinisch gehalten. Die Hoden liegen unter den Nieren. Die Samenbläschen sind groß und verwickelt, ziemlich wie beim Eber. Die Ruthe ist plötzlich nach Hinten gebogen, endig abgestutzt und hing oft heraus. Der Musculus trigastricus des Unterkiefers entspringt wie bei den Armadillen nicht vom Hinterhaupte, sondern vom Brustbeine und ist sehr dick. Diese Art lebt am Cap zwischen Felsen und springt gut.

2) H. syriacus *Schreber* (Schreber, Säugethiere. S. 923. t. 2. f. 240. B. *Buff. Linné*, Syst. Nat. ed. *Gmel.* I. p. 167. 2. Lichtenstein, Verzeichniß der Doubletten. S. 3. Syrian hyrax *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 219. t. 219. Daman Israel *Alpin.*, Aegypt. p. 232. *Shaw*, Voy. II. p. 75. *Buffon*, Suppl. VI. p. 276. t. 24. Zimmermann, Geogr. Geschichte. III. S. 274. Vabr *Forsk.*, Faun. p. 5. Aschkolo *Bruce*, Trav. trad. germ. V. p. 175. t. 29. Ehrenberg a. a. O. Taf. II). Größer als die vorige Art, indem weibliche Exemplare nach abgezogener Haut einen Fuß 11 Zoll maßen. Die Haare sind starrer als an der vorigen, gelbbraun, gerade, am Unterkörpertheile weißlich. Hier und da ragen stärkere schwarze Haare vor, fast den Bartborsten ähnlich, welche am Kopfe sich häufiger vorfinden. Eine dunklere Rückenbinde ist nicht vorhanden, auch ist der Kopf einfarbig. Ein deutlicher gelber Fleck steht in der Mitte des Rückens. Die Ohren sind kurz, rundlich behaart. Die Nasenspitze ist nackt und dunkelbraun. Die sehr kurzen schwarzen Klauen sind flach und ragen nicht über die Zehe hinaus; der Daumennagel ist nach Außen hohl oder vielmehr etwas gedreht und kaum länger. In den Weichen stehen vier Zitzen abweichend von der Angabe Desmarest's, welcher hier sechs gezählt hat. Rippenpaare zählt man zwanzig, doch zeigt sich an dem einen Skelett noch die Spur eines einundzwanzigsten. Wirbel finden sich zusammen 46—47, sieben Halswirbel, 20—21 Brustwirbel, immer acht Lendenwirbel, 10—12 am Heiligenbeine und Schwanzbeine. Lebt in Syrien in dem sinaitischen Gebirge häufig, doch auf dem Libanon selbst fand es Ehrenberg nicht. Die Einwohner nennen es el Vaber, seine Stimme gleicht vollkommen der des Schweines, und man kann mit vollem Rechte sagen, daß es grunzt; einen pfeifenden Ton, wie ihn die kap'sche Art von sich geben soll, hörte Ehrenberg nie. Wenn es sich vor irgend einer Gefahr fürchtet, schleicht es langsam und dicht auf dem Boden hin, bewegt sich aber rascher, wenn es sich sicher glaubt. Es ist sehr bissig, läßt sich aber zähmen. In der Gefangenschaft genießt es alle Überbleibsel vom Tische, in der Freiheit nährt es sich nur von Kräutern. Gezähmt soll es in den Häusern die Mäuse vertilgen, ob es auch dieselben frißt, ist nicht bekannt. Die Araber erzählten, daß es nach Art der Menschen, das Weibchen auf dem Rücken liegend, sich begattet. Sie essen sein Fleisch. Man fängt es in steinernen Schlagfallen, deren Boden jedoch auch von Stein sein muß, wenn es sich nicht herausgraben soll. Ehrenberg fand die in und auf ihm lebenden Schmarotzerthiere von denen der vorigen Art verschieden. Bei den arabischen Schriftstellern wird der Urin dieses Thieres als eine Arznei angeführt. Ein Schaden, den es thäte, ist nicht bekannt.

Der eben angeführten Art schließt sich als wenig-

stens sehr nahe verwandt die folgende an, die wir uns genöthigt sehen mit Fischer's Worten aufzunehmen.

3) Hyrax arboreus *Smith*, vellere supra e rufescenti-fusco nigroque misto, subtus maculaque dorsi medii albis. *Smith* in Linn. Transact. XVII. p. 468. Boom-Das Col. Batav. in promont. bon. Spei. H. Capensi multum major, plerumque 21 poll. ab apice nasi ad dorsi extremitatem longus, et circa 7 poll. altus, caeteroquin habitu illi exacte congruus. Color supra fulvo-rufescens nigro-variegatus, in laterum parte inferiore rufescenti-albus, minus nigro mixtus, subtus et in artuum facie interna exalbidus. Color rufescens pendet ex pilis apice plerumque rufescentibus, pictura autem nigro variegata e pilis longioribus nigris intersparsis et ex cutis colore nigricante. Capitis summum nigellum, latera et pars media faciei anterioris ad oculos usque pilo brevi exalbido vel rufescente-albo vestita; striga albida inde supra oculum utrumque extensa. Capitis latera e cineraceo-albo nigroque mista; labia, apex menti, pectus etc. albida. Auriculae breves rotundatae, vellere parumper prominulae, extus pilis longis albicantibus obsessae, intus pilo eodem rarius tectae. Medio in dorso, aequali fere distantia ab humeris et uropygio macula longitudinalis angusta albida; fascia transversa nigricans medium per mentum. Cauda nulla; pedes digitique supra pilis sordide rufescenti-albis vestiti; vibrissae longae, in labri parte anteriore dispositae pilique similes supra oculum utrumque locati. Dentes quidpiam ab illis H. Capensis diversi, maxime primores, quorum superiores magis acuminati, inferiores geminati ab intermediis duobus interstitio sat grandi, discreti iisdem paullulo breviores apiceque tridenticulati. Hab. in arboribus cavis sylvarum Africae australis, pluvia ingruente clamosus. *Smith* l. c.

4) H. habessinicus (*Ehrenb.* l. c. Taf. II. untere Figur). Die Haare sind starrer, oben graubraun, schwarz bunt, auf der Mitte des Rückens ein schwarzer Fleck, unten ist das Thier weißlich. Der Kopf ist schmächtiger, stark zusammengedrückt, der Oberkiefer schmal, der Raum zwischen den Schneide- und den Mahlzähnen des Oberkiefers größer, das größere Seitenwandbein halbkreisförmig, Schienbein und Fußwurzeln länger. Die Länge betrug nach einem trockenen Fell einen Fuß zwei Zoll drei Linien pariser Maß. Von der ersten Art weicht diese nach Ehrenberg in folgenden Stücken ab: Der Kopf ist weniger hoch, mehr zusammengedrückt, der Oberkiefer schmäler, der Raum zwischen den Schneidezähnen und den ersten Mahlzähnen größer, die Farbe gemischt und die dunkle Rückenbinde fehlt. Von der zweiten Art weicht sie dagegen ab durch die graubunten, aber nicht gelbbraunen Haare, durch den schwarzen, nicht gelben Rückenfleck und den größern Raum zwischen den Schneide- und ersten Mahlzähnen, wodurch auch die Schnauze länger wird. Zwischen ihr und der folgenden Art zeigen sich nachstehende Abweichungen. Der Kopf ist einfarbig, ohne rothen Scheitel. Die Haare sind graubunt. Der Raum zwischen den Schneide- und Mahlzähnen der obern Kinnlade ist größer. Bemerkenswerth ist noch, daß bei dieser Art die zwei Zoll sechs Linien langen Bartborsten, welche bei allen andern Arten kürzer sind, als die starren Körperhaare, sich länger zeigen. Diese Art ist in Habessinien in Gebirgen einheimisch und lebt dort auf Felsen. Am Harisch wird das Thier Aschkoko genannt und sonst noch von den Eingebornen Gihe. Ehrenberg zieht auch das aus Bruce bei Art II angeführte Citat zu der gegenwärtigen.

5) H. ruficeps. (*Ehrenb.* l. c. Taf. II.) Die Haare starr, die Farbe oben gelbbraun ohne Rückenbinde, der Scheitel bei den Erwachsenen tief rothbraun, auf dem Rücken ein gelber Fleck, unten die Farbe weißlich, der Kopf schmächtig, der Oberkiefer schmal, der Raum zwischen den Schneide- und Mahlzähnen (7) groß, das größere Seitenwandbein fast viereckig, der Hinterkopf breit, Vorderarm und Füße etwas länger, als an der ersten Art. Die Länge nach dem trockenen Fell 1 Fuß 1 Zoll 10 Linien pariser Maß. Das jüngere Thier weicht durch weniger rothen Kopf ab. Nach der Angabe der Einwohner soll das Thier Bäume besteigen, was nach dem Fußbau eben nicht sehr wahrscheinlich ist. Es heißt in der dortigen Landessprache Kenka und Kleibom. Es fand sich an Gewässern in der Wüste zwischen Dongala und Sennaar ebenfalls auf Felsen.

Noch ist einer sehr zweifelhaften Art zu gedenken. Wir führen sie mit Fischer's Worten an. H. Hudsonius *Schreb.*, palmis plantisque tetradactylis. Schreber, Säugethiere. S. 927. t. 3. f. 340. C. *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 225. Lipura Hudsonia *Illiger*. Tail-less marmot *Pennant*, Quadr. p. 405, 265. Ungeschwänztes Murmelthier Zimmermann, Geogr. Geschichte. III. S. 274. Magnit. Marmotae. Color cinereo-fuscus, pilis apice albis; dentium primorum inferiores validissimi; abrupte truncati nec emarginati; ungues omnes rotundati. Ad fretum Hudsonii. (D. *Thon.*)

HYSTRICI *Desmarest* (Mammalia). Eine Familie der Nagethiere, charakterisirt durch die Stacheln, mit denen die Haut bekleidet, den Mangel der Schlüsselbeine und die platte Krone der Mahlzähne. Sie enthält die einzige Gattung Hystrix. (D. *Thon.*)

HYSTRIX *Linné* (Mammalia). Stachelschweine. Eine Gattung Säugethiere aus der Ordnung der Nager, deren wenige Arten Fried. Cuvier in nicht weniger als fünf Gattungen gebracht hat, welche wir hier zusammenfassen, von denen indessen weiter unten geredet werden soll. Die Kennzeichen dieser Gattung sind folgende. Vorerst zeichnen sie sich gleich den Igeln durch die Stacheln aus, mit denen der Körper zum größern Theil bedeckt ist. Ihre beiden obern Schneidezähne sind sehr stark, vorn glatt, meiselförmig, die beiden untern sind stark und etwas seitlich zusammengedrückt, in jedem Kiefer und auf jeder Seite stehen vier Mahlzähne, alle sind cylindrisch und haben auf ihrer Krone vier oder fünf vertiefte Eindrücke. Der Kopf ist stark, die Schnauze sehr dick, gleichsam angeschwollen und die Ohren sind kurz zugerundet, die Zunge ist mit stacheligen Schuppen bedeckt, die Vor-

derfüße haben vier Zehen, die hintern meist fünf; alle sind mit starken Klauen bewaffnet und die Spur eines Daumens an den Vorderfüßen ist mit einem stumpfen Nagel besetzt. Die Stacheln auf dem Körper sind mehr oder weniger lang und zum Theil mit Haaren untermischt, der Schwanz ist mehr oder weniger lang und zuweilen ein sogenannter Wickel- oder Greifschwanz. In anatomischer Beziehung ist zu bemerken, daß die Schlüsselbeine nicht auf dem Brustbeine und Schulterblatte ruhen, sondern nur in Bändern hängen. Sämmtliche Arten sind auf das südliche Europa, Asien, Afrika und Amerika beschränkt, und leben, so viel man sie kennt, nach Art der Kaninchen und anderer Nager in Erdhöhlen und von Pflanzenkost. Sie zerfallen nach der oben erwähnten Anordnung von F. Cuvier in die nachfolgenden Gattungen, welche wir indessen nur als Abtheilungen bestehen lassen können.

A. **Hystrix.** Die Backenzähne sind fast von gleicher Größe, kreisrund und durch quere Auswandungen getheilt, welche, indem sie sich verlieren, in der Mitte des Zahnes mehr oder weniger lange unregelmäßige Emaillebänder übrig lassen. Die obern Schneidezähne sind glatt und vorn gerundet und entspringen vom vordern und untern Theile des Kieferknochens, die untern gleichen den obern in der Gestalt und entspringen einige Linien unterhalb des Gelenkkopfes. Die Füße sind Sohlengänger, der Schwanz nur ganz kurz, das Auge sehr klein, mit runder Pupille, das Ohr nicht groß, zugerundet, die Spalten der Nasenlöcher lang, schmal, mit leichter Biegung sich nach den Seiten der Schnauze ziehend, über der Oberlippe sich vereinigend. Die Haut, welche die Nasenlöcher umgibt, ist nackt, dick, aber nicht drüsig. Die Haare auf der Unterseite des Körpers sind kurz, wenig dick und mit wenig Stacheln vermischt, zwischen den langen Stacheln des Rückens stehen lange biegsame Borsten, die Seiten der Schnauze sind, sowie die Bogen über den Augen, mit langen dicken Schnurrhaaren versehen.

1) **Hystrix cristata** *Linné* (*Desmarest*, Mamm. p. 344, 555. Enc. méth. t. 64. f. 3 et t. 36. f. 1 [hérisson]. Schreber, Säugethiere. S. 599. t. 167. Blumenbach, Abbild. Taf. 81. *Thunberg*, Mém. de l'Acad. de Petersb. III. p. 310. Kuhl, Beiträge. S. 70. *Fr. Cuvier*, Dict. des scienc. nat. XLII. p. 528. *Ejusd.* et *Geoffroy*, Mamm. fasc. 34. H. capite cristato *Brisson*, Règn. anim. p. 125, 1. H. manibus 4 dactylis, plantis 5 dactylis, capite cristato *Hill.*, Anim. p. 528. t. 25. fig. bon. Hystrices *Plinius*, H. N. VIII. c. 35. Hystrix *Gesner*, Quadr. p. 563. c. fig. *Aldrovius*, Digit. p. 471. c. fig. p. 474. *Jonston*, Quadr. p. 173. t. 68. H. orientalis cristata *Seba*, Thes. I. p. 79. t. 50. f. 1. *Aristoteles*, Hist. anim. I. c. 7, 62. *Aelian*, Anim. I. c. 31. *Oppian*. Cyneg. III, 391. Porcepic *Perrot*, Anim. II. p. 33. t. 41. *Buffon*, Hist. nat. XII. p. 402. t. 51 et 52. P. commun *Cuvier*, Règne anim. I. p. 208. Crested porcupine *Pennant*, Syn. p. 262, 193. Common porcupine *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 1. Stachelschwein Ridinger, Kleine Th. t. 90. H. mit dem Kopfbusch aus Afrika *Knorr*, Delic. II t. K. II. f. 2. Gehaubtes Stachelschwein S. G. Gmelin's Reise. III. t. 21. *Fischer*, Synopsis. p. 366. Das Stachelschwein, Stachelthier).

Dies ist eigentlich die einzige ganz genau bekannte Art. Sie ist 2 bis 2½ Fuß lang, der Schwanz vier Zoll lang, die kurzen Füße sind vorn vier, hinten sechs Zoll lang. Die Stacheln, die den obern Theil des Körpers bedecken, sind weiß, braunschwärzlich, geringelt und in die Länge gestreift, sodaß man deutlich bemerkt, wie sie eigentlich nur zusammengewachsene Haare sind. Sie sind sehr spitzig, mitunter drei bis vier Linien dick und die meisten sehr lang, besonders auf dem Rücken, unter denen solche vorkommen, die einen Fuß und darüber messen. Am Halse, auf den Schultern, an Brust, Bauch und Beinen stehen nur sehr kurze, dünne Stacheln, welche einfach, schwarzbraun gefärbt sind und in einen sehr dünnen, biegsamen Faden auslaufen. Eben solche Stacheln, die indessen viel länger sind und zwischen denen sehr lange Borsten stehen, finden sich im Nacken und auf dem Oberkopfe, wo sie einen über einen Fuß langen Busch bilden. Auf dem Schwanze stehen eine Art Haare, d. h. hohle weiße Röhren mit dünnen Wänden, von etwa zwei Zoll Länge, welche am Ende quer abgeschnitten sind und an der Wurzel auf einem schwachen, etwa einen Zoll langen Stiele stehen. Das Ende der Schnauze und der Füße ist mit kleinen bräunlichen Borsten besetzt und die sehr langen Schnurrhaare sind glänzendschwarz. An den Seiten der Brust, unter den Vorderbeinen, gegen den Rücken stehen vier Zitzen. Unter dem After ist eine nackte kugelförmige Erhöhung mit einem Spalt, aus welcher bei dem Männchen die Ruthe hervortritt, und wo bei dem Weibchen die weibliche Geschlechtsöffnung sich befindet. Dieses Thier soll eigentlich im Orient, in Indien, namentlich auf Java, zu Hause sein, wenn dort nicht, wie man vermuthet, andere Arten sind. Übrigens ist es in Afrika häufig und kommt auch in Italien und Spanien vor, wohin es wol schon in ältern Zeiten verpflanzt wurde, da diese europäischen Thiere sich durch kürzere Schwänze und Kopfbüsche unterscheiden. Es lebt entfernt von bewohnten Orten in Höhlen unter der Erde, welche mehre Kammern haben sollen, einsam und den Tag über versteckt. Es hält keinen Winterschlaf. Seine Nahrung besteht in Wurzeln und Früchten, und in der Gefangenschaft frißt es auch Brod, Käse u. s. w. Wenn es in Gärten kommt, thut es oft vielen Schaden. Die Begattung findet im Mai statt und im August werden die Jungen geboren, welche neun Zoll lang und schon mit 6—7 Linien langen Stachelhaaren bedeckt sind. Das Stachelschwein ist ein an sich sanftmüthiges Thier, welches, selbst wenn man es erzürnt, nur seine Stacheln sträubt, pfaucht und allenfalls den Kopf verbirgt, nur stark gereizt zu beißen sucht. Da die Stacheln leicht ausfallen, ebenso wie Haare, so mag daher die Fabel entstanden sein, als ob es die Stacheln nach seinen Feinden abschieße. Außerdem rollt es sich auch wie ein Igel zusammen. Seine gewöhnliche Stimme ist ein Grunzen, fast wie bei den Schweinen. Da es sehr fett wird und das Fleisch, besonders geräu-

chert, wie Schweinfleisch schmeckt, so wird das Stachelschwein auch gejagt, indem man es mit Hunden aus seinen Höhlen treibt und mit Knitteln todtschlägt. In Rom wird es auf den Markt gebracht und gegessen. Diese Art, mehr aber noch die indische, liefert auch einen Gallenstein unter dem Namen Pietra del Porco bekannt, der sonst als Bezoar mit 100 Kronen bezahlt wurde.

B. Acanthion *Fr. Cuvier.* Atherurus *G. Cuvier.* Weder Kopf noch Schnauze aufgetrieben, langer, nicht greifender Schwanz. Zehen wie bei A.

2) H. fasciculata *Shaw.* Mus fasciculatus *Desmar.*, Mamm. p. 308, 496. Nouv. Dict. XXIX. p. 67, 31. Hystrix fasciculata *Shaw*, Gen. Zool. II. 1. p. 11. t. 124. Acanthion Javanicum *Fr. Cuvier*, Mém. du Mus. IX. p. 424 et p. 431. t. 20 bis f. 3 et 4. (cran.)? Dict. des scienc. nat. XLII. p. 530? Porc épic de Malacca *Buffon*, Hist. nat. VII. p. 303. t. 77. P. à queue en pinceau *Cuvier*, Règne anim. I. p. 209. Atherurus *Cuvier*, Règne anim.

Diese Art ist 15 Zoll lang, der Schwanz 5 Zoll, die vier Zehen der Vorderfüße sind durch eine Haut verbunden. Der Leib ist mit zottigen Haaren und kurzen Stacheln bedeckt, der Schwanz nackt, schuppig, gerade ausstehend, am Ende mit einem Busche von flachen harten Haaren besetzt, welche fast riemenähnlich erscheinen, die Schnauze ist verlängert, schwarz, mit langen Schnurrhaaren, die Ohren klein, rund und nackt, der Pelz weißlich, die Füße schwärzlich. Die kurzen Stacheln sind flach und der Länge nach gefurcht, schwarz, an der Spitze meist weiß, manche auch oben schwarz und an der Wurzel weiß. Das Thier lebt in Ostindien auf Java und kommt in der Lebensweise und den Manieren mit dem gemeinen Stachelschweine überein, doch setzt es sich beim Fressen auf die Hinterbeine und hält selbst größere Früchte zwischen den Vorderpfoten. Gereizt stampft es mit den Füßen, schüttelt sich, rasselt mit den Stacheln wie das gemeine Stachelschwein. Es soll nicht saufen.

3) H. longicaudata *Marsden*, praecedenti similis, ast caudâ breviore. (*Griffith*, Anim. Kingd. V, 682, 3. *Marsden*, Hist. of Sumatra. t. 17. Acanthion Javanicum *Fr. Cuvier*, Mém. du Mus. IX. p. 424? Landak, *Javanis.*) Ist wol kaum von der eben beschriebenen Art verschieden.

4) H. macrura *Linné* (pedibus pentadactylis; cauda elongata aculeis clavatis. *Linné*, Syst. nat. 12, 1. p. 77, 4. ed. *Gmel.* I. p. 119, 4. *Erxleben*, Syst. p. 316, 4. Schreber, Säugethiere. S. 607, 4. t. 170. fig. *Sebae.* Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 395, 334. H. orientalis *Briss.*, Règne anim. p. 131, 6. Hystrix *Bont.*, Ind. or. p. 54. (excl. fig.) Porcus aculeatus sylvestris s. hystrix orientalis singularis *Seba*, Thes. I. p. 84. t. 52. f. 1. Acanthion cauda praelonga, acutis pilis horrida in exitu quasi paniculata *Klein*, Quadrup. p. 67. Mus macrurus *Desmarest*, Nouv. Dict. XXIX. p. 68, 32. Mamm. p. 308, 496. Enc. méth. t. 65. f. 2. (Urson à longue queue.) Long-tailed porcupine *Pennant*, Syn. p. 263, 194. Tridescent porcupine *Shaw*, Gen. Zool. II, 1. p. 9. *Fischer*, Synops. 348).

In der Größe kommt diese Art mit dem gemeinen Stachelschweine ziemlich überein, doch soll sie an Vorder- und Hinterfüßen fünf Zehen haben. Der Schwanz ist so lang als der Leib, hängend und am Ende mit einem dicken Büsche knotiger, silberglänzender Stacheln besetzt, welche Knoten ganz eigenthümlich, wie Reiskörner aussehen. Der Leib ist plump, dick, kurz, mit nadelförmigen kurzen Stacheln bedeckt, die bald goldgrün, bald roth schillern. Der Kopf ist dick, die Schnauze abgestumpft, die Oberlippe durch eine Spalte getheilt, die Augen sind groß und glänzend, die Ohren sind klein, rund, nackt und fast den Menschenohren ähnlich gebaut. Diese Art soll auf den indischen Inseln wohnen.

C. Erethizon *Fr. Cuvier.* Schädel platt, Schnauze stumpf, nicht gewölbt, Schwanz mäßig lang, kurze, halb in der Haut steckende Stacheln.

5) H. dorsata *Linné* (Kuhl, Beiträge. S. 70. *Linné*, Syst. 12, 1. p. 76, 3. ed. *Gmel.* I. p. 119, 3. *Erxleben*, Syst. p. 345, 3. Zimmermann, Geogr. Gesch. II. S. 396, 335. Schreber, Säugethiere. S. 605, 3. fig. *Buff.* *Shaw*, Gen. Zool. II, 1. p. 13. t. 125. *Desmarest*, Nouv. Dict. XXVII. p. 581, 2. Mamm. p. 345, 556. Enc. méth. t. 65. f. 1. H. pilosus americanus *Catesby*, Carol. app. p. XXX. H. Hudsonis *Briss.*, Règne anim. p. 128, 3. Cavia Hudsonis *Klein*, Quadr. p. 51. Erethizon dorsatum *Fr. Cuvier*, Mém. du Mus. IX. t. 20. ter. f. 1, 2 et 8 cran. et dent. Dict. des scienc. nat XLII. p. 531. c. fig. E. Buffonii *Ejusd.* ibid.? Porcupine from Hudsonsbay *Edwards*, Birds. I. t. 52. Urson *Buffon*, Hist. nat. XII. p. 426. t. 55. Coendou *Ej.* ibid. t. 54 *). Canada porcupine *Pennant*, Syn. p. 266, 196. Hist. II. p. 126. Porc-épic velu *Cuvier*, Règne anim. I. p. 209). Diese Art ist über zwei Fuß lang, der Schwanz mißt acht Zoll, die Stacheln sind kurz und stecken unter dem Haare, sind auch nur auf dem Kopfe, Halse und Rücken vorhanden, übrigens unter den Haaren, die lang, weich und braun sind, sowie die kurzen Ohren verborgen, doch soll die Farbe, die eigentlich braunschwarz in das Violette schillernd ist, auch mit Weiß und Gelblich wechselnd vorkommen. Nach Richardson kommt dieses Thier am Mackenzie bis zum 67. Grade und südlich bis zum 37. Grade vor, ist selten in Virginien, zahlreich in Kentucky und auch am Oneidasee im Staate Newyork. In den Pelzgegenden findet es sich zahlreich in Sandländern, welche mit Pinus banksiana bewachsen, deren Rinde, sowie die von Lerchen und Fichten und die Knospen von Weiden es gern frißt, außerdem liebt es auch jungen Mais und Äpfel. Es frißt aufrecht sitzend, die Nahrung mit den Vorderpfoten haltend, geht langsam und schleppt den Schwanz. Es sitzt meist auf Ästen und schreit wie ein Finke. Ein

*) Cuvier bemerkt in Bezug auf diese Figur, daß dieselbe nur ein solches Exemplar der gegenwärtigen Art darstelle, welchem die Haare ausgegangen seien.

Schlag auf die Nase tödtet es leicht. Die Stacheln haben kleine Widerhaken, wodurch sie, wenn sie einmal in die Haut gestochen, bei jeder Bewegung sich tiefer einbohren, besonders in dem Maule der Hunde; daher sollen sie oft, und namentlich Wölfen, den Tod bringen. Ihr Lager macht diese Art unter die Wurzeln großer Bäume und bringt viel Zeit mit Schlafen zu. Die Paarung fällt in den September und das Weibchen wirft im April oder Mai zwei Junge. Das Fleisch schmeckt wie Schweinefleisch und die Knochen sind oft grünlichgelb gefärbt. Die Stacheln dieses Thieres, welche an der Wurzel weiß, an der Spitze schwärzlich sind, werden noch besonders gefärbt und dienen dann den Weibern als Putz. Richardson gibt die Länge des Thieres zu 30 Zoll, die des Schwanzes zu acht, die Höhe des Widerristes zu 14 und die Länge der Stacheln zu drei Zoll neun Linien an.

D. Synetheres. Schnauze kurz, dick, Kopf an der Stirn hochgewölbt, Stacheln kurz, Schwanz lang, am Ende nackt, Rollschwanz, Füße vierzehig, Kletterthier.

6) H. prehensilis *Linné* (Kuhl, Beiträge. S. 71. *Linné*, Syst Nat. 12. 1. p. 76, 2. ed. *Gmel.* I. p. 118. p. *β*. *Erxleben*, Syst. p. 342, 2. Schreber, Säugethiere. S. 603, 2 t. 168. Zimmermann, Geograph. Gesch. II. S. 396, 336. H Americanus *Brisson*, Règne anim. p. 129. 4. H. Americanus major *Ejusd.* ibid. p. 130, 5. H. Cuandu *Desmar.*, Nouv. Dict. VII. p. 309, 8. Mamm. p. 346, 558. Enc. méth. t. 64. f. 4. H. longius caudatus, brevioribus aculeis *Barrère*, fr. équin. p. 153. H. minor leucapheus *Ejusd.* ibid. Synetheres prehensilis *Fr. Cuvier*, Mém. du Mus. IX. t. 20. ter. f. 3, 4 cran. Dict. des Scienc. nat. XLII. p. 533. *Ejusd.* et *Geoffroy*, Mamm. fasc. 46. Caendu prehensilis *Lesson*, Man. p. 291, 803. Cuandu Brasiliensis, Lusitanus, Ourico cachiero *Marcgr.*, Brasil. p. 233. c. fig. C. major *Pison.* Ind. p. 325. c. fig. Coendou à longue queue *Buffon*, Hist. nat. Suppl. VII. p. 305. t. 78. *Isid. Geoffroy*, Dict class. XIV. p. 215. Porc-épic à queue prenante *Cuvier*, Règne anim. I. p. 209. Brasilian porcupine *Pennant*, Syn. p. 264, 195. t. 24. f. 1. Quadr. II. p. 124. Prehensile porcupine *Shaw*, Gen. Zool. II, 1. p. 7. t. 123). Isidor Geoffroy, welcher dieses Thier in der pariser Menagerie zu beobachten Gelegenheit hatte, gibt davon folgende Beschreibung. Es ist auf dem obern Theile des Körpers mit Stacheln von mittlerer Länge bedeckt, die an der Wurzel gelb, in der Mitte schwarz und am Ende weiß sind. Auf den Gliedern, an den Seiten des Kopfs und auf der erstern Hälfte des Schwanzes stehen kurze, sehr schwache Stacheln, die untern Körpertheile aber und die letztere Schwanzhälfte sind mit starken schwarzbraunen Haaren bedeckt. Die Länge des Thieres ist 2 Fuß, ohne den Schwanz, welcher $1\frac{1}{2}$ Fuß mißt. Das Vaterland dieses Stachelschweines ist Mexico und überhaupt das südliche Amerika, wo es beständig auf Bäumen lebt, auf denen es sich mit Hilfe seiner Klauen leicht erhält. Man hat bemerkt, daß es seinen Schwanz nur dann gebraucht, wenn es von den Bäumen heruntersteigen will. Es nährt sich von Früchten, Blättern und zarten Zweigen. Das Thier, welches in der pariser Menagerie sich befand, lag den ganzen Tag in Heu vergraben und schien das Licht nicht vertragen zu können, der Schwanz, der meist horizontal auf der Erde in der Richtung der Körperachse lag, war am Ende immer eingerollt, aber man sah ihn das Thier nie gebrauchen, um irgend Etwas damit zu erfassen. Die Stimme, welche es von sich gab, wenn man es berührte, oder ihm das Heu wegnahm, womit es bedeckt war, war ein klagendes Grunzen.

E. Sphiggurus *Fr. Cuvier*. Unterscheidet sich von Synetheres nur dadurch, daß die vordern Kopftheile sehr platt sind.

7) H. insidiosa *Lichtenstein* (Kuhl, Beiträge. S. 71. Prinz Max. v. Neuwied, Abbild. Heft II. Beitr. II. S. 430, 1. H. Couiy *Desmarest*, Nouv. Dict. VII. p. 307, 1. Mamm. p. 345, 557. Sphiggurus villosus *Fr. Cuvier*, Mém. du Mus. IX. p. 434. Dict. des scienc. nat. XLII. p. 534. Sph. spinosus *Ejusd.*, Mém. du Mus. IX. p. 433. t. 20. f. 5, 6 cran. f. 7 podior. Dict. des scienc. nat. XLII. p. 534. Couiy *d'Azara*, Essai II. p. 105. *Isid. Geoffroy*, Dict. class. XIV. p. 215. Orico *Ejusd.* ibid. p. 216. Rengger, Säugethiere von Paraguay. S. 242).

Rengger gibt folgende Beschreibung von diesem Thiere. Der Kopf ist kurz und breit, die Schnauze stumpf, die Nasenlöcher sind rund und sehen nach Vorn und nach Unten, die obere Kinnlade ist etwas gespalten, die Augen sind klein, doch vorspringend, die Ohren klein, fünf Linien lang und breit, oben abgerundet und von den umgebenden Haaren und Stacheln bedeckt, der Hals kurz und breit, der Rumpf dick. Die Extremitäten sind kurz, an den Vorderfüßen finden sich vier, mit gebogenen Klauen versehene, Zehen und statt des Daumens eine Warze ohne Klaue, an den Hinterfüßen sind ebenfalls vier Zehen und eine Daumenwarze vorhanden, diese letztere aber läßt sich den Zehen etwas entgegensetzen. Der Schwanz ist lang, an der Wurzel dick und läuft spitzig zu, seine Ausdehnmuskeln sind so stark, daß das Thier das Ende desselben nach Oben umbiegen und sich damit an Gegenständen festhalten kann. In jeder Kinnlade finden sich zwei Schneide- und acht Backenzähne. Die erstern sind schmal und keilförmig, die Backenzähne haben in der obern Kinnlade auf der innern Seite einen und auf der äußern drei, in der untern Kinnlade auf der innern Seite drei und auf der äußern einen Ausschnitt. Mit dem Alter verlieren sich der vordere und der hintere der drei Ausschnitte und an ihrer Stelle bemerkt man nur noch einen kleinen Kreis von Schmelz auf der Oberfläche der Krone. Die Haut des Cuiy ist theils mit Stacheln und Borstenhaaren zugleich, theils blos mit den letztern bedeckt, jedoch sind die Nasenspitze, die Lippen, die Augenlider, die Fußsohlen und die obere Seite des Schwanzendes nackt.

Die Stacheln haben eine nadelförmige Gestalt; nur bleiben sie bis nahe an ihr Ende hin von der nämlichen Dicke und laufen plötzlich spitzig zu. Ihre Länge beträgt 6 bis 16 und ihr Durchmesser $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{2}$ Linie. Sie sind

hart und glänzend, die größern unter ihnen haben an ihrer Spitze eine Menge kleiner Widerhaken, die man mit der Hand fühlt, aber nur vermittels des Vergrößerungsglases sehen kann. Ihre Wurzel steckt nicht tief in der Haut, sodaß sie leicht ausfallen. Sie finden sich blos an den Backen, auf dem Kopfe, dem Nacken, dem Rücken, an den Seiten des Halses und des Rumpfes, an der äußern Seite der Extremitäten bis an den Ellenbogen und das Kniegelenk hinab und an der obern Seite des Schwanzes. An diesen Stellen sind sie aber in großer Anzahl vorhanden und stehen wie beim Igel in allen Richtungen von der Haut ab, ausgenommen auf dem Rücken, wo sie mit der Spitze nach Oben und etwas nach Hinten gerichtet sind. Die kürzesten finden sich auf dem Backen und der Stirne, die längsten an den Seiten des Körpers. Die Haare, welche theils mit diesen Stacheln vermischt sind, theils die stachellosen Körperstellen bedecken, fühlen sich weich an. Im Gesichte sind sie kurz, sowie oben auf den Füßen und am Schwanze, auf dem Nacken und dem Rücken erreichen sie aber eine Länge von mehr als zwei Zoll, sodaß man die Stacheln zwischen ihnen kaum gewahr wird; am übrigen Körper beträgt ihre Länge ungefähr einen Zoll. Einige starke Schnurrhaare um den Mund sind zwei bis drei Zoll lang. Die Farbe der Stacheln ist im Allgemeinen schwefelgelb in der untern, kastanienbraun in der obern Hälfte; einige sind ganz gelb und haben blos eine braune Spitze, andere sind nur in der Mitte braun, und manche, wie die auf der Stirn, röthlich gelb. Die Haare sind graulichbraun, mit gelblichrother oder röthlichgelber Spitze. Die Schnurrhaare um den Mund schwarz, die nackten Theile des Gesichtes gelblichgrau, die Fußsohlen und der haarlose Theil des Schwanzes schwärzlichgrau. Rengger gibt folgende Maße an: Ganze Länge einen Fuß zehn Zoll, Kopflänge drei Zoll, Rumpflänge neun Zoll sechs Linien, ebenso lang ist der Schwanz, mittlere Höhe sieben Zoll. Dagegen gibt der Prinz von Neuwied, abweichend, folgende Maße eines Männchens an. Ganze Länge 24 Zoll, Schwanzlänge 10 Zoll. Im Übrigen stimmt er mit der Beschreibung Rengger's überein, nur gibt, er 20 Backenzähne an, was wol nur ein Irrthum ist. Von dem Magen sagt er, daß derselbe ein gekrümmter häutiger Sack mit ziemlich dünnen Wänden sei.

Nach Rengger ist zwischen Männchen und Weibchen weder an Farbe, noch Größe ein Unterschied, nach Prinz Maximilian befinden sich die männlichen Geschlechtstheile unter der Haut verborgen und bilden eine von Außen sichtbare Erhöhung vor dem After, die Testikeln haben eine längliche Gestalt, auch fanden sich zwei Brust- und zwei Bauchzitzen.

Dieses Thier ist in ganz Paraguay und über Brasilien verbreitet, doch aber in dem erstern Lande so selten, daß Rengger erzählt, er habe nur wenig Beobachtungen über dessen Lebensart anstellen können. Nach seinen Angaben wählt dieses Thier vorzüglich hohe Waldungen zu seinem Aufenthalte, wird jedoch auch in Gegenden gefunden, die blos mit Gestrüppe bewachsen sind. Den größten Theil des Jahres hindurch lebt es allein und hält sich in keinem bestimmten Reviere auf. Des Morgens und Nachmittags geht es seiner Nahrung nach, welche aus Blumen, Früchten und Wurzeln besteht, die heißen Mittagsstunden und die Nacht bringt es schlafend zu. Es verweilt am liebsten auf hohen Bäumen und klettert auf denselben zwar langsam, doch sicher herum, besonders mit Hilfe seiner zwei Hinterfüße und deren beweglichen Daumenwarzen, sowie des Wickelschwanzes, den es jedoch nur beim Heruntersteigen benutzt, indem es sich mit ihm so lange an dem obern Aste festhält, bis es einen untern sicher mit den Vorderfüßen gefaßt hat. Auf dem Boden sind seine Bewegungen noch langsamer, sodaß es sogar ein Kind ohne Mühe einholt. In der Mitte des Winters suchen sich die beiden Geschlechter auf und leben dann einige Monate paarweise zusammen. Zu dieser Zeit scheint wenigstens das Männchen mit einer sehr starken Ausdünstung begabt zu sein, wenigstens erzählt der Prinz v. Neuwied, daß im Monate November das ganze Haus von dem Thiere mit diesem unangenehmen Geruch erfüllt worden sei und daß eben deswegen die Europäer es nicht äßen. Im Anfange des Sommers, d. h. gegen das Ende des Octobers, wirft das Weibchen in einem hohlen Baume ein bis zwei Junge, deren Stacheln noch ganz weich sein sollen. Rengger hatte Gelegenheit zwei junge aufgezogene Thiere zu beobachten. Sie waren sehr zahm, d. h. ließen sich berühren und beleidigten weder Menschen noch Thiere. Den größten Theil des Tages brachten sie ruhig auf einem Pfahle zu, welcher in einer Ecke des Gemaches stand und zum Aufhängen der Reitsättel diente. Ihre Stellung war alsdann die sitzende, mit eingezogenen hintern Extremitäten, die Vorderfüße über dem Bauche gekreuzt und der Körper so stark nach Vorn übergebogen, daß die Schnauze beinahe die Hinterfüße berührte. Sie verließen den Pfahl blos, um ihre Nahrung zu sich zu nehmen, wobei sie sich zugleich ihres Kothes entledigten; kaum waren sie gesättigt, so kehrten sie, ohne sich die geringste Bewegung im Gemache herum zu machen, an ihren Platz zurück. Man nährte sie mit Manioc-Wurzeln, Mais, Pomeranzen und einigen wild wachsenden Baumfrüchten. Wasser nahmen sie nie zu sich; wenn man sie mit einem Stabe stark berührte, so bewegten sie ihre Stacheln vermittels der Hautmuskeln und richteten die Spitzen derselben gegen den sie berührenden Gegenstand, wobei sie sich aber nicht, wie der Igel, zusammenrollten. Übrigens zeigten sie keinerlei Art von Intelligenz, kannten weder ihren Herrn, noch die Hausthiere, mit denen sie lebten, äußerten weder Freude noch Traurigkeit und waren nach sechsmonatlicher Gefangenschaft ebenso furchtsam und stumpfsinnig, wie an dem Tage, wo man sie im Walde gefunden hatte. Nach Azara's Beobachtungen ist bei diesem Thiere der Geruchsinn der schärfste, Gesicht und Gehör scheinen nur schwach zu sein. Es soll keinen andern Laut von sich geben, als ein leises Stöhnen. Eigentliche Jagd wird in Paraguay wenigstens nicht auf dieses Thier gemacht, da man es zu nichts benutzt, übrigens kann man es leicht erschlagen und ebenso leicht vom Baume herabschießen. Wenn die Hunde es auf dem Boden finden, so fallen sie gleich über dasselbe her, wie unsere teutschen Hunde über den Igel, werden aber dabei

meist übel zugerichtet, indem die Stacheln leicht ausfallen und dann namentlich im Rachen der Hunde stecken bleiben, auch nach der Angabe der Eingebornen, welche große Wahrscheinlichkeit für sich hat, den Nachtheil haben, wenn sie einmal in der Haut stecken, von selbst tiefer einzudringen. In Paraguay und in Brasilien trägt sich eben deswegen das gemeine Volk noch mit dem Aberglauben, als schieße dieses Thier die Stacheln auf seine Feinde ab.

8) **H. subspinosa** *Lichtenstein* (Kuhl, Beitr. S. 71. Prinz Max. v. Neuwied, Abbild. Beitr. II. S. 440, 2). Dieses Stachelthier unterscheidet sich von dem vorhergehenden durch eine etwas längere, schlankere Gestalt, kleinern Kopf, längern Schwanz und verschiedene Bildung der Stacheln. Das Ohr ist durchaus unbemerkbar, gänzlich in den Stacheln verborgen, die großen Nagezähne sind röthlichgelb gefärbt, übrigens gleicht das Gebiß dem der vorhergehenden Art. Die vier Zehen der Vorderfüße sind mit starken, gekrümmten, bräunlichen Krallennägeln, der längste von sechs Linien Länge, versehen; an den vier langen Zehen der Hinterfüße sind sie stärker, der längste sieben Linien lang; hier befindet sich ein breiter Kletterballen an der innern Seite des Fußes; der Schwanz ist kürzer als der Körper.

An der Nase befinden sich vier und einen halben Zoll lange, feine, schwarze Schnurrhaare, und einige ähnliche lange schwarze Haare stehen einzeln zerstreut zwischen der graugelben Borstenbedeckung der Vorder- und Hinterbeine; blos die Spitze des Ober- und Unterkiefers sind von Stacheln entblößt, der ganze übrige Körper, Kopf, Kinn, Backen, Kehle und die Stirn bis auf die Nase sind mit denselben und ähnlichen Borsten dicht und geschlossen bedeckt, selbst die Beine sind damit dicht überzogen, nur der Fuß ist davon frei und mit schwarzbräunlichen, kurzen, harten Haaren dünn bedeckt.

Kopf, Hals, Schulterblätter und der Rücken unmittelbar über den letztern sind mit Stacheln bedeckt; sie sind an diesen Theilen kurz, dick, blaßgelblich und weißlichgrau gemischt, vom Kopfe an nehmen sie allmälig an Länge zu, sodaß sie über den Schulterblättern vierzehn Linien lang sind, auch erhalten sie hier schon eine wellenförmige gebogene Gestalt und eine weißgrau und graugelb abwechselnde Zeichnung. Von hier an nach den Seiten, dem Mittel- und Hinterrücken zu, werden sie immer dünner und länger, und sind nicht mehr stechend, sondern stark borstenartig, dagegen desto mehr gewellt und auf dem Hinterrücken einen Zoll zehn Linien lang, sie sind hier völlig gleichartig, dicht anliegend und geben dem Thiere ein glattes, dicht behaartes Ansehen; auch ist die Farbe im Allgemeinen ein Gemisch von gelblichem Graubraun und Weißgrau, überall untermischt und gefleckt. Am Unterkiefer und an den Backen hinter dem Mundwinkel zeigt sich eine etwas mehr röthlichbraune Farbe. Der Schwanz ist auf der obern Seite an der Wurzel vier Zoll weit, mit langen, wellenförmig gebogenen Borsten von zwei Zoll sieben Linien Länge bedeckt, sodaß die mit mäuseartig schuppigen Ringen bezeichnete Haut desselben kaum zu erkennen ist; seine Spitze ist mehr von Borsten entblößt. Der After ist mit gelblichen Borsten umgeben, ebenso ist die ganze untere Seite des Thieres; die innere Seite der vier Beine ist mit anliegenden, etwas glänzenden graugelben Borstenhaaren dicht bedeckt. Ausmessung eines ausgestopften Exemplares: ganze Länge 29 Zoll 5 Linien. Länge des Körpers 16 Zoll 5 Linien. Länge des Schwanzes 13 Zoll. Länge des Kopfes 3 Zoll 3 Linien. Länge der größten Vorderklaue 6 Zoll. Länge der größten Hinterklaue 7 Zoll. Das Vaterland dieses Thieres ist Brasilien; über seine Lebensweise ist aber Nichts bekannt.

9) **H. nycthemera** *Lichtenstein* (Kuhl, Beitr. S. 71. *Fischer*, Synops. p. 370). Oben ganz schwarz, mit sehr dicht stehenden Stacheln, die an der Wurzel weißlich, der dritte Spitzentheil schwarz und sehr spitzig. Lebt ebenfalls in Amerika.

Hystrix villosa, **Couy** und **spinosa** *Griffith* (Anim. Kingdom) sind keine eigene Arten, sondern gehören zu **H. insidiosa**. (D. *Thon.*)

HYSTRIX (Paläontologie). Die bis jetzt gefundenen Fossilreste des Stachelschweins beschränken sich auf einen Backenzahn, welcher von dem analogen der in Südeuropa noch lebenden Art (H. cristata *L.*) nicht verschieden zu sein scheint. Er stammt aus dem osteolithen Schuttlande des Arnothales bei St. Giovanni. *Cuvier*, Oss. foss. V. II. p. 518. Von Meyer, Paläologie. S. 60. (*H. G. Bronn.*)

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section.
H — N.

Dreizehnter Theil. Zweite Abtheilung.

I — JACOBI.

I und J.

I. Ohne die Verschiedenheit dieses Vocales vom Consonanten j auch nur im Geringsten zu verkennen (s. darüber den Art. I als Sprachlaut), würde es doch ineiner teutschgeschriebenen Encyklopädie unzählige Inconvenienzen herbeiführen, und den Gebrauch derselben wesentlich erschweren, wenn alle Artikel darnach hätten getrennt werden sollen. Wir Teutsche sind einmal gewohnt, eine große Menge von Eigennamen, technischen Bezeichnungen &c. mit Jod zu sprechen und zu schreiben, während sie ursprünglich, oder wenigstens doch in derjenigen Sprache, aus welcher wir sie zunächst erhalten haben, mit I beginnen. Zuweilen ist übrigens die im Teutschen herkömmliche Schreibweise der Urform wieder näher gekommen, als die Quelle, aus welcher wir schöpften. Dies ist unter andern bei den biblischen Namen der Fall, welche im Hebräischen mit Jod anfangen (Jakob, Jesaias, Jesus, Johann), während die griechische Form, welche doch sonst in diesen Namen bei uns befolgt wird, die Schreibung mit i empfiehlt. Wollte man die aus dem Griechischen stammenden Worte eben dieses Ursprungs wegen unter i zusammenstellen, so würde dies Princip, mit Consequenz durchgeführt, allerdings wol bei Vielen Beifall finden, bei Andern aber nur Störung veranlassen. Dagegen hat die Verbindung des I und Jod den großen Vortheil, daß Niemand in Ungewißheit darüber schweben kann, wo er das, was er nachschlagen will, aufzusuchen habe, und dieser praktische Gewinn erscheint überwiegend. *(R.)*

I in der Musik. Den Namen I hat man einem Intervalle beigelegt, mit welchem mehre Theoristen unsere Tonleiter, wenigstens theoretisch, bereichert haben, von welchem jedoch praktisch noch nichts zu vernehmen gewesen ist. Bekanntlich (s. d. Art. Beitöne) erscheint bei der Theilung einer Saite in Aliquoten ihrer Länge und ebenso in der Reihe der sogenannten natürlichen Töne der Blasinstrumente (namentlich z. B. des Horns, der Trompete u. a. m.), als sechster Beiton ein Ton, welcher etwas tiefer ist, als die Septime (oder Doppeloctave der Septime), also wenn der Grundton der Saite z. B. C ist, ein Ton, welcher etwas tiefer ist, als ein mathematisch reines $\overline{b}$ sein müßte, jedoch auch ein ganz klein wenig höher, als ein eben solches $\overline{ais}$ (ein Intervall, welches $= 1:7$, oder, was in der Harmonie für einerlei gilt, $= 2:7$, oder $= 4:7$, oder $= {}^{4}/_{7}$, um das Komma ${}^{64}/_{62}$ kleiner ist, als die kleine Septime $C:\overline{b}$ oder $\overline{c}:\ddot{b}$, ${}^{16}/_{9}$, und um das Komma ${}^{126}/_{125}$ größer, als die übermäßige Sexte ${}^{125}/_{72}$ (Chladni §. 26).

Daß dieser Ton, wenn auch nirgends in die gerechnete Tonleiter der Tongelehrten passend, in unserer wirklichen Musik doch immer oft genug gebraucht wird, namentlich z. B. als $\overline{b}$ auf Trompete und Horn (wo man ihn in die Höhe zu treiben sucht), sowie als Flageoletton auf Saiteninstrumenten (wo man ihn lassen muß, wie er ist), ist bekannt genug, und Niemand hat dabei etwas Arges. Die Tongelehrten aber, die gern rechnen, namentlich Euler und Kirnberger, sind auf den Gedanken gekommen, diesen zwischen ais und b schwebenden Ton in seinem wirklichen Verhältnisse 1 : 7 als einen eigenen Ton in unsere Tonleiter einzuführen, und Kirnberger hat das solchergestalt neugeborene Kind auch schon getauft und ihm den Namen i beigelegt. Daß wir mit diesem zwischen ais und b schwebenden Tone zugleich eine unzählbare Verwandtschaft ähnlicher Mitteltöne, z. B. zwischen eis und des, zwischen dis und es, zwischen e und fes, zwischen eis und f &c. erhalten würden, verstände sich von selbst. Man denke, wohin wir gerathen würden! — und wo fänden wir ein Ohr und eine Kehle, welche ein solches Intervall zu unterscheiden und zu intoniren vermöchte?! —

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß die ganze wunderliche Idee gleich von Anbeginn an zu ewigen Zeiten bloße Speculation und ohne praktischen Eingang geblieben ist. Zwar soll Kirnberger einmal den Versuch gemacht haben, einer gemischten Orgelstimme eine ganze Pfeifenreihe solcher i-Töne einzuverleiben; die Wirkung wird aber eben ungefähr dieselbe gewesen sein, wie die aller Mixturen, wenn man sie nicht hört (s. d. Art. Mixtur). Dermalen ist dies Register nicht mehr zu finden. Auch Chladni erzählt, wie ihm einmal der sel. Fasch einen Chor habe vorsingen lassen, in welchem der Accord $\begin{smallmatrix}i\\g\\e\\c\end{smallmatrix}$ vorgekommen, auf welchen dann $\begin{smallmatrix}h\\g\\d\\g\end{smallmatrix}$ gefolgt, welche Harmonienfolge eine nicht unangenehme Wirkung hervorgebracht; es möchte aber unendlich schwer, ja unmöglich sein, zu bestimmen, ob die vernommene Harmonienfolge wirklich $\begin{smallmatrix}i\\g\\e\\c\end{smallmatrix} = \begin{smallmatrix}h\\g\\d\\g\end{smallmatrix}$ und nicht $\begin{smallmatrix}b\\g\\e\\c\end{smallmatrix} = \begin{smallmatrix}h\\g\\d\\g\end{smallmatrix}$ gewesen. Auch ist ja gar nicht zu begreifen, wie der gute Fasch es möglich gemacht

haben wollte, seinen Chor das Intervall zwischen ais und b treffen zu machen, eine Aufgabe, zu welcher wir bekanntlich selbst den größten Sänger vergeblich auffodern würden! Der musikalische Ton I ist also, für die wirkliche Musik, eine ganz leere Träumerei. (Näheres hierüber s. im 18. Bande der Cäcilia.)

I ist auch die Bezeichnung des neunten Bundes auf der Laute, der Mandore, dem Gallichon und andern veralteten Instrumenten, deren Hals mit Bünden von a bis o, oder noch weiter bezeichnet, versehen war.

(*Gottfried Weber.*)

I. 1) Als Sprachlaut. In unserm Alphabet, welches die Selbstlaute a, e, i, o, u von der größten Mundöffnung bis zur kleinsten ordnet, nimmt zwar i unter den angeführten Selbstlauten die mittelste Stelle ein; aber in der Sprache geht er als der feinste allen übrigen Selbstlauten dem Alter, wie dem Range nach, vor. Für das hohe Alter dieses Lautes spricht der Umstand, daß im Lateinischen nächst der Interjection o der Imperativ i das einzige Wort ist, welches blos aus einem Vocal besteht, weil die Präpositionen a und e erst später aus ab und ec verkürzt wurden, wogegen das griechische ἴϑι für geh du als eine spätere Verlängerung erscheint. Selbst dieses angehängte ϑι zeigt, wie die alten Personalendungen μι, σι, τι für ich, du, er, daß i auch der älteste Endlaut zur Bildung verschiedener Wortformen war, und daher die Endungen ι und ϑι in den griechischen Adverbien, und φι in den Dativen, woraus die lateinischen Formen ubi, ibi, qui, wie mihi, tibi, sibi, entstanden. Die Attiker hängten in ihrer Umgangssprache an alle Casusformen demonstrativer Pronomina zur Verstärkung der zeigenden Kraft ein i, welches, da es immer lang ist, gleich dem französischen y aus ibi und dem enklitischen ci aus hic, ein Adverb des ältesten Pronomens ἴ zu sein scheint, aus dessen Verbindung mit σφε das lateinische ipse (er für sich) entstand. Die Lateiner formten dieses Pronomen als Antwort auf die Fragen quis? quid? für τό, τί in is, id, gothisch is, ita, englisch he, it (er, es) um, dessen Plural ii, das einzige Beispiel eines lateinischen Wortes mit verdoppeltem Selbstlaute, zugleich das Präteritum des Verbums ire für ivi war.

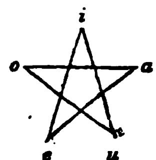
Für das hohe Alter dieses Verbums zeugt zugleich der Umstand, daß mit Ausnahme einzelner synkopirter Verbalformen εἶμι im Griechischen die einzige Form auf μι ist, welche i zum Stammvocale hat; denn andere Verba dieser Art sind abgeleitete Formen, welchen die Vocale α, ε, ο, υ, eine besondere Nebenbedeutung geben, ἠμὶ und εἰμὶ von ἄω und ἔω ausgenommen. Die Urform des letztern Verbums lautete jedoch, nach dem sanskritischen asami, lateinischen sum für esomi, zu urtheilen, ἐσμί, woraus die dorischen Formen ἐμμὶ, ἐσσὶ, ἐστὶ und ἐντὶ, englisch am, art, is, are, hervorgingen. Wenn aber auch so ein a oder e als Stammvocal der gewiß erst später gebildeten Assertion erscheint, der selbst ἠμὶ von ἄυ zur Bezeichnung des Sprechens vorausging; so ist doch das englische is für est, und das gothische im, is, ist und sind, wie das hochteutsche bin, bist, ist und sind, vom englischen be, sanskritischen bhu, φύω, lat. fuo oder fio, ein Beweis, wie man auch diesem Worte den alterthümlichen I-Laut zu geben bemüht war. Im Chinesischen ist y oder i zugleich das erste Zahlwort, woraus das japanische its, finnisch und esthnisch yx oder yts, persisch yek oder jek, hervorging; dem persischen jek, du, se für 1, 2, 3, entspricht aber das dänische jeg, du, he und sie für ich, du, er und sie. Homeros hat aus dem i das Zahladjectiv ἴος gebildet, und läßt nicht nur die Bezeichnung der Hälfte ἡμι oder semi, sondern auch die Zahladverbien δίς und τρίς für bis und ter, zwier und drier im Altteutschen, auf ein i ausgehen. Überhaupt haben die Zahladverbien in der griechischen Sprache die Endung κις, in der lateinischen Sprache ies erhalten, sowie in den meisten Adjectivendungen ein i vorherrscht, wie ιος, ικος, ιακος, ius, icus, icius, ich, icht, isch, lich, inn, ing, ling &c. Auch ist der erste Buchstabe des japanischen Alphabets wol nicht ohne Grund ein i.

Der hohe Rang des i zeigt sich am meisten in der chinesischen Bezeichnung des höchsten Wesens yéu, welches die Quelle aller Dinge ist, und von Lao-tseu in folgenden Worten geschildert wird. „Der, den man anschauet und nicht sieht, heißt I; der, den man hört und nicht wahrnimmt, Hi; der, den man zu berühren sucht, und nicht fühlen kann, Weï. Diese drei Unerklärbaren bilden die Einheit in einer unendlichen Kette, das gestaltlose Bild des Nichtbildes ohne Anfang und Ende." Man mag nun dieses I hi weï für reinchinesisch erklären, da i unter andern auch groß, viel, schön, hi selten, weï klein, wenig oder fein bedeutet, oder mit Abel Remusat aus dem hebräischen יהוה, wofür die Kirchenväter Ἰαβὲ oder Ἰαοὺ schreiben, entstanden glauben; immer erscheint I als derjenige Vocal, welcher allen übrigen vorangeht. Das hebräische יְהֹוָה ist übrigens, wie vielleicht auch אֱלוֹהַּ, nur eine nach dem Worte אֲדֹנָי abgeänderte Form für יַהֲוֶה, wie die Samaritaner lasen, oder für יָהוּה, wie Moses nach *Theodoret.* quaest. ad Exod. XV, vergl. *Iren.* adv. haer. 2 extr. *Diod. Sic.* I. *Macrob.* S. I, 18 u. a. das bedeutungsvolle Jao der alten Ägyptier umschuf, um ihm eine hebräische Bedeutung zu geben. Da die Ägyptier, gleich den Tibetanern, Malabaren u. a. die Mitlaute als den Körper, die Selbstlaute als die Seele der Sprache betrachteten, so glaubten sie den allwaltenden Urgeist nicht besser bezeichnen zu können, als mit den drei Grundvocalen ihrer Sprache, nach welchen die Finnen und Esthen auch ihre drei ersten Zahlwörter yx, kax, kolm, unterschieden. Wenn Johannes in seiner Offenbarung jenes unnennbare Wesen durch *A* und *Ω* bezeichnete, so hatte das blos in dem griechischen Alphabet, in welchem *A* der erste, *Ω* der letzte Buchstabe war, seinen Grund; die beiden bezeichnendsten Laute jenes Tetragrammaton, wie man es nannte, waren dagegen I und A, wie die Abkürzung יה in Zusammensetzungen wie הַלְלוּ־יָה (Hallelu-jah, lobet den Herrn!) zeigt.

Nach Isidor (Orig. VII, 1) bezeichneten die Christen seiner Zeit den unaussprechbaren Namen Gottes durch

ein doppeltes Ia. So ward dieser Name dem griechischen Freudenrufe ähnlich, *ἰὴ ἰὴ Παιάν*, mit welchem man den Besieger des pythischen Drachen, Apollon, begrüßte, wie mit *εὐοῖ Εὐάν* den Bakchos. Wie sich aus der Veränderung des letzten Ausrufes in ová! juchhé! die Bezeichnung des kleinen Triumphes bei den Römern durch ovatio am besten ableiten läßt, so hat der Ausruf io triumpe! die Benennung des größern Triumphes veranlaßt; und wie die alten Grammatiker aus der Verdoppelung des päanischen Freudenrufes mit zurückgezogenem Accent den heroischen Herameter entstanden glaubten, wogegen ein dreifaches *ἰὴ Παιάν* nach *Mar. Vict.* ap. *Putsch.* p. 2494 den jambischen Senar erzeugte, so läßt sich aus dem verdoppelten io triumpe! triumpe! nach Anleitung des Liedes der Arvalischen Brüder der Saturnische Rhythmus der Römer herleiten. Vielleicht ist selbst der Name des ersten aller Versfüße *ἴαμβος*, wie *θρίαμβος* und *διθύραμβος*, aus der griechischen Benennung jedes Lautes *ἰά* oder *ἴα* hervorgegangen, wie *ἰΰζω*, jubeln und jauchzen. Auch ist i der gewöhnliche Anlaut griechischer Interjectionen, wie in *ἰή*, *ἰὼ*, *ἰαῦ*, *ἰαυοῖ*, *ἰεῦ*, und selbst in *ἰοὺ* für hui und *ἰὸφ* für pfui, so in *ἰαιβοῖ* für *αἰβοῖ*, *ἰατταταὶ* und *ἰατταταιάξ*. Dagegen gingen alle griechischen Diphthonge auf *ι* und *υ* aus, wofür die Lateiner späterhin e und u zu schreiben pflegten; und solche Diphthonge setzte Homeros häufig an die Stelle einfacher Vocale, wo das Versmaß eine lange Sylbe foderte, die mit *ι* jedoch besonders in reduplicirten Wortformen, wie *δαιδάλλω*, *δειδίσσομαι*, *μαιμάω*, *παιπάλλω*, *παιφάσσω*, *ποιπνύω*, *ποιφύσσω*. So findet man *μιμάκυλον*, auch *μιμαίκυλον* oder *μαιμάκυλον* geschrieben, und in allen Reduplicationen der griechischen und lateinischen Sprache, wie gigno, sisto, *μίμνω*, *πίπτω* und den Verben auf *μι*, selbst in *Γίγας* und *Μίμας*, die reduplicirten Präterita ausgenommen, i.

In Schallnachahmungen, wie *βρεκεκεκὲξ κοάξ, κοάξ* als Froschgequak, und taratantara als Trompetenschall, und selbst in Thierbenennungen, wie Ai, Kakadu, Kukuk, ulula, upupa, turtur, gibt man zwar die Naturlaute mit möglichster Treue wieder; wo aber die Wahl der Vocale gleichgültig ist, pflegt man, wenngleich das a als der hallendste Vocal allen übrigen vorgeht, diesem doch noch das i voranzusetzen, wie in fifallefallerá und dideldumdéy, und so beim Wechsel der Vocale in wiederholten Lauten tralírum tralárum. Diesem Gesetze folgt auch Virgilius, wenn er zwar in der Schilderung des Froschgequaks G. I, 378: et veterem in limo ranae cecinere querelam, wie in der Darstellung des Trompetengeschmetters A. VI, 165: aere ciere viros, Martemque accendere cantu, ein e vorherrschen ließ, wie ein u, a, o im Rosselauf A. VIII, 596: quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum, und im Trompetenhall A. IX, 503: at tuba terribilem sonitum procul aere canoro increpuit; aber in der Malerei des Schmiedegehämmers G. IV, 174. A. VIII, 452: illi inter sese magna vi brachia tollunt, die Vocale von der feinsten Höhe bis zur dumpfesten Tiefe ordnet. Ordnet man diese Folge der Vocale i, e, a, o, u in folgendes Retalpha:



so erkennt man einerseits leicht die Art, wie ein Vocal in den andern übergeht, a erst zu e, dann zu i wird, oder ai zu ae oder e und au zu o verschmilzt, andererseits aber auch, wie u das Tiefe und Dumpfe, e das Unerhebliche und Schmächtige, o das Hohe und Tosende, a das Gleichschwebende und Hallende, i die höchste Spitze bezeichnet, womit sich der Ausdruck des Blitzenden und Klingenden so gut, als des Lieblichen und Linden, Kindlichen und Winzigen verbindet, sodaß nichts auffallender scheint, als die Vertauschung der alten Benennungen ut, re, mi, fa, sol, la, welche die musikalische Tonleiter so passend bezeichnen, mit ge, gis, ges u. dergl. Schon Platon bemerkt, daß man das i *πρὸς τὰ λεπτὰ πάντα* gebrauche.

Wörter, für deren Begriff die Wahl der Vocale gleichgültig ist, können mit der Zeit die ganze Tonleiter durchlaufen, wie anti (englisch and) allmälig zu enti oder endi, inti oder indi, unti, unte, unta, unt oder und ward, und das griechische *α* privativum für *ἀν* oder *ἄνευ* im Lateinischen in oder sine, im Teutschen un oder ohne, wie das sanskritische antar im Lateinischen inter, im Teutschen unter lautet; aber in vielen Wörtern ist die Wahl der Vocale so wenig gleichgültig, daß sich rideo von *γελάω*, wie kichern von cachinnor unterscheiden läßt. Die Ausrufe haha! hehe! hihi! hoho! huhu! *) geben die Geltung der Vocale, nach welcher der Grieche den Schlachtruf *ἀλαλά* vom Wehruf *ἐλελεῦ*, und die Verba *ἀλαλάζω*, *ἐλελίζω*, *ὀλολύζω*, wie der Lateiner ejulo und ululo, lamentum und lessus für *ἔλεγος*, unterschied, zur Genüge zu erkennen. So bezeichnend daher für das Jagd- und Kriegsgeschrei die hallenden Ausdrücke hallo! haro! und hurrá! sind, so bezeichnend ist für das stillegebietende St! oder bst! der I-Laut, welchen daher auch die Verba *σιγάω*, sileo, swigen oder schweigen erhielten. So bildete der Teutsche von stehen die Wörter still und ersticken; bezeichnete aber zugleich den ersten Anlaut *ἴα* durch Stimme, wie das Auslauten desselben durch stammeln und stottern, und die Verdumpfung durch stumm. Auf gleiche Weise setzt der Teutsche das Glockengebimmel dem Gebammel

*) Der Abbé Damasceni behauptete, an den Endvocalen des Lachlautes die Temperamente unterscheiden zu können, weil die Choleriker ein Hahahá, die Phlegmatiker ein Hehehé, die Melancholiker ein Hihihí, die Sanguiniker ein Hohohó hören ließen, denen man dann ein Huhuhú für das hypochondro-hysterische Temperament hinzusetzen könnte. Wirklich drückt sich in der Regel das Kichern des weiblichen Geschlechts und ein verhaltenes Lachen der Jugend durch ein i, ein spöttisches grinzendes Lächeln durch ein e, ein volles lautes Lachen der Männer durch ein a, ein frohes Gelächter der Überraschung durch ein o aus, während das u, mehr für die Klage geschaffen, ein ersticktes Lachen bezeichnet.

hängender Gegenstände entgegen, und während er, mit Kindern spielend, dieses durch búmbam als stumm bezeichnet, deutet er den feinen Klang des ersten durch bímbam an. Der Wechsel der Vocale drückt nur die Verschiedenartigkeit der Bewegung und des Tones aus, denn bei einerlei Glockentone sagt man nur bimbim! bei mehrerlei Glocken zugleich aber auch bím! bám! búm! Dieses sind die drei Grundvocale, denen man alle übrigen einfachen und gemischten Selbstlaute unterordnet.

Auch im Hebräischen sind, obgleich Moses das ägyptische Jao durch יהוה wiedergab, י, א, ו die drei Grundvocale, welche man nur, sofern sie zugleich die verwandten Spiritus bezeichneten, unter die Consonanten reihete. י galt zugleich für e, ו zugleich für o, welches man nur durch eine verschiedene Punktation unterschied; erst später kam ה für e, ע für o, in Gebrauch, obwol dieser Gebrauch sich schon durch das griechische Alphabet kundgibt. Als man die Vocale durch Punkte zu bezeichnen anfing, bedeuteten, wie im ältesten Syrischen, die Punkte unter der Linie i und e, über der Linie u und o, wie auch im künstlichen System der äthiopischen Schrift mit wenigen Ausnahmen i, e, a durch Striche unten, u, o, y durch Striche oben bezeichnet werden. Wie aber auch im Hebräischen beim Lautwechsel das i allen andern Vocalen voranging, obgleich im Alphabet das a an der Spitze steht, zeigen Formen, wie das chaldäische גִּלְגַּל (Rad) für גַּלְגַּל, und die Bezeichnung der Grammatik durch דִּקְדּוּק (subtilitas). So ward der Name des Buchstaben Samech im Syrischen und Phönikischen zu Simcha, griechisch Sigma, die Bezeichnung des Wortes דִּבְרָה zu דָּבָר und die Bezeichnung der Schrift סֵפֶר zu סִפְרָה; daher Zifra, wie Mischna, Misrah, Mirjam, Diglat, und viele andere Namen, nebst den Verbalformen Niphal, Piel, Hiphil, Hithpaël u. a. m. Ja! wie beim teutschen Geruch das Stammwort riechen zum Grunde liegt, so beim hebräischen רוּחַ (Hauch, Geist) רֵיחַ, und es fehlt nicht an Beispielen, daß man im Hebräischen auf eine ähnliche Weise, wie im Teutschen, gewisse Verbalformen durch den Wechsel der Vocale i, a, u unterschied, wie die Befehlsform sīm und schīt, die Erzählform sām und schāt, und die Grundform sūm oder sīm, schūt oder schit (ponere). Der Lautwechsel im hebräischen schīr, schār, schīr entspricht ganz dem teutschen sing, sang, singen, nur daß der Hebräer im letztern Falle lieber schūr sprach.

Fragt man nun, welche Form die ältere war, die Bezeichnung der Zukunft und Gegenwart durch i, oder die Bezeichnung der Vergangenheit durch a, so lassen die Zusammensetzungen Singsang und Klingklang, wie der Ausdruck klingling beim Schellen und das später gebildete Particip der Vergangenheit gesungen, keinen Zweifel übrig, daß die I-Form allen andern voranging. Freilich wechselt im Hebräischen, wie im Teutschen, das i des Imperativs auch mit e, a, o, u, wie lēch (geh), rah (sieh), bō (komm), kūm (steh auf), schūb (kehr um); aber dieses hindert so wenig eine Anerkennung der Ursprünglichkeit der Befehlsform, welche schon das lateinische i, wie die Zusammenstimmung des Griechischen, Lateinischen und Teutschen in den dreierlei Haltungen des menschlichen Körpers sta, side, lege, verräth, als die Bemerkung, daß in späterer Zeit, welche nicht selten auf ganz entgegengesetzte Weise von der frühern verfuhr, der hebräische Imperativ erst durch die schnellere Aussprache eines Befehls aus der kürzern Form des Optativs entstand. Bei den meisten teutschen Stammverben liegt ein i zum Grunde, wie liegen, sitzen, sinken, aus welchen man durch Umlautung in e Transitive schuf, wie legen, setzen, senken, wobei das e nicht selten durch a vermittelt ward, wie in trinken, Trank, traenken. Wenn auch der Infinitiv in e überging, so schied doch der Imperativ das Intransitiv vom Transitiv durch i, wie schmilz von schmelze; dessenungeachtet fehlt es nicht an Beispielen, wo das Präteritum mit dem I-Laute dem Imperativ voranging, wie fiel, lief, liess, für deren früheres Dasein schon der Ablaut der Substantive Fall, Lauf, Erlass spricht. Wie gering aber die Zahl solcher Verbe sei, werden wir weiter unten sehen, nachdem wir zuvor den anderweitigen Gebrauch des i haben kennen gelernt.

Gehen wir zuerst von den Schallbezeichnungen aus, so zeigen Unterscheidungen, wie knirren, knarren, knurren; knittern, knattern, knuttern; klimpern, klappern, klopfen, zur Genüge, daß i alles Feinklingende, a das Hallende, u das Dumpfe bezeichnet, während o das u und a, e das a und i vermittelt, wie bollern das Bullern und Ballern, knettern das Knattern und Knittern, anderer Vermittelungen durch verschmolzene Laute nicht zu gedenken. I kann dabei ebenso wol einen leisen Laut bezeichnen, wie in σίζω, τρίζω, ψιθυρίζω, strido, tinnio, hinnio, zischen, pispern, schwirren, als einen hellen feinen Ton, wie in πιππίζω, pipio, quiken. Beiderlei Bezeichnung wird dann auch auf andere Sinne übergetragen, wie in σπινθήρ, στίλβω, scintilla, niteo, schimmern und blitzen; θίγω, χρίμπτω, stringo, titillo, kitzeln, kritzeln. So unterscheidet man trippeln, trampeln, traben und trotten; tippen, tappen und tupfen, wie im Lateinischen pingo und pungo von pango, fingo und fungor von facio, und nicht ohne die besondere Bedeutung des I-Lautes scheint der Grieche πίνω für bibo dem πόω, der Lateiner mingo für ὀμίχω dem mejo vorgezogen zu haben. Selbst die lateinischen Adjectivendungen ix, ax, ox, ux, scheinen sich z. B. in felix, ferax, ferox, atrox, trux, zu unterscheiden, wie die italienischen iccio, accio, occio, uccio. Vorzüglich hat man mit i den Begriff der Verkleinerung verbunden; daher die griechischen Diminutive und Patronymika παιδίον, παιδίσκος, Κρονίων, Κρονίδης, und die kosenden Namenbildungen im Teutschen Lili, Mimi, Pipi, mit der weiblichen Endung inn und den Abkunftsbezeichnungen ing und ling. Dem verkleinernden i setzte der Teutsche noch ein k oder l vor, und ein n nach, woraus zuletzt die hochteutsche Sprache die Sylben lein und chen schuf; durch Nachsetzung des k entstanden die Ähnlichkeit bezeichnenden Adjective auf

icht, iseh und lieh, wie im Lateinischen durch Nachsetzung eines c oder l die Verba albico und rutilo.

Die Griechen drückten die Ähnlichkeit oder Nachahmung durch die Verba auf ίζω und ιάζω aus, sowie ein Süchteln durch ιάω; die Lateiner gaben jene Formen durch isso wieder, wie patrisso für πατριάζω, und bildeten darnach vermuthlich die Adjective auf idus, wie albidus von albeo, in deren Stelle bei Denominativen die Endung ilis trat, wie juvenilis von juvenis. Aus den Verben auf ιάω schufen die Lateiner durch Zusammenziehung in io, wie gestio (trachten) von gestus, die vierte Conjugation, nach welcher sie auch die Desiderative auf urio, wie esurio von esurus, abwandelten. Die Griechen gaben den Desiderativen die Endung ειω, z. B. γελασείω, wie der Hochteutsche so gern ei und eu an die Stelle des i und ü setzt, und wie der Hochteutsche das Gewimmer und Gewinsel auch durch Mischlaute bezeichnet, wie stöhnen für στένω, στόνος, aechzen und kraechzen von ach und krach; so begnügte sich auch der Grieche mit Wehrufen aus Diphthongen mit ι, wie αἰάζω von αἴ αἴ, εἰάζω von εἶα, ὀϊζύω oder οἰζύω, δυσοίζω und οἰμώζω von οἴμοι. Dagegen wählte der Grieche ursprünglich auch das i zur Bildung der Steigerungsformen, wie γλυκίων, γλύκιστος und αἰσχίων, αἴσχιστος, wofür späterhin γλυκύτερος, γλυκύτατος und αἰσχρότερος, αἰσχρότατος aufkamen; und ebenso sagte der Lateiner dulcior, dulcissimus, wie prior für πρότερος und primus für πρῶτος, sanskritisch prajama, aber gothisch frumists und fränkisch vromist. Wie der Grieche auch die alte Pronominalendung ις, ι, mit ος, ο oder ον vertauschte, so that er dieses in der Bezeichnung der Abhängigkeit des Genitivs is oder i, und ließ in den Perfecten statt ον auch ein aoristisches α zu, wie εἶδον oder εἶδα für vidi, wogegen der Lateiner lieber ein vorhergehendes i in u verwandelte, wie desilui für desilii und posui für posivi. Daher finden wir auch in Zusammensetzungen statt des lateinischen i, dessen Ursprünglichkeit man noch aus dem teutschen Braeutigam und Nachtigall erkennt, ein o oder η, wie κιστοφόρος oder κιστηφόρος für cistifer, weshalb der Itacismus, welcher οι und η oder ῃ, auch ει und υ oder υι, wie ι ausspricht, α und ω aber unverändert läßt, wenn auch sehr alt, doch nicht der griechischen Schriftsprache gemäß sein kann.

Der Lateiner liebte in Zusammensetzungen das i so sehr, daß er auch benivolus, wie benignus, sagte, und wählte überhaupt das i zum Bindelaute statt des griechischen ο oder ε, z. B. lego, legis, legit, legimus, legitis, für λέγεις, λέγει, λέγομεν, λέγετε, während er das ι am Ende gern abwarf, wie in est für ἐστί, per für περί, mel für μέλι. Nur οντι verwandelte der Lateiner in unt, wie legunt für λέγοντι, obwol im Particip das o zu e ward; und vor Lippenlauten i auch häufig in u überging, wie volumus und optumus, wo jedoch u den Afterlaut ü hatte, wie in verubus für veribus, und recupero für recipero. Fast jedes kurze e vor Consonanten wurde zu i, wie artifices von artifex; daher selbst sacrificus für sacra faciens, und haruspicina für ἱεροσκοπία; nur vor r blieb e, wie legere; daher selbst fieri für firi. Aus dieser Vorliebe des Lateiners für i erklärt es sich, warum Virgilius in der Mitte seines Hexameters so gern ein i zum Hiatus wählte, wenn er gleich gegen das Ende desselben nach griechischer Weise der Volltönigkeit wegen o vorzog, wie G. I, 281: Ter sunt conati imponere Pelio Ossam, und A. III, 74: Nereïdum matri et Neptuno Aegaeo. Das i spielt überhaupt in der lateinischen Sprache eine ganz eigenthümliche Rolle. Man liebte am Ende der Wörter ein langes i so sehr, daß man ein kurzes i nur in reingriechischen Wortformen und einigen wenigen lateinischen Pronomnien und Adverbien zuließ, und selbst heri für χθὲς lieber here schrieb, wenn die letzte Sylbe kurz war. Auch das neutrale i der Adjectiva auf is verwandelte man, während man in id und quid ein d anhängte, in e, und ließ auch dieses nicht selten schwinden, wie in sat von satis, volup und facul für volupe und facile, und in den Substantiven auf al und ar u. dergl. Jeder Dativ erhielt gleich dem Perfect ein langes i, das nur im Dativ der zweiten Declination, wie oft auch in der vierten Declination und in allen Adverbien auf ein langes e, gleich dem griechischen ἰῶτα προσγεγραμμένον ganz verschwand, während man den Genitiv und Plural der zweiten Declination auf ein langes i für oi oder oe ausgehen ließ.

In der Mitte der Wörter verkürzt man dagegen gern das i, wenn ein Vocal folgt, wie in den Genitiven auf ius, und läßt selbst für ein langes i oder e an der Stelle des griechischen Diphthongs ει ein kurzes i eintreten, wie in Paedagogĭum für Παιδαγωγεῖον. Auch in der vierten Conjugation erhält cio für cieo und audii für audivi ein kurzes i, das nur durch Zusammenziehung, wie in cire für ciere und audisse für audiisse wieder lang wird, wie selbst in fio für φύω. Ein kurzes i wird dagegen vor einem Vocale leicht zu j, wie in ajo für ἄιω, gleich dem servo für ἐρύω: daher bei Virgilius fluvjorum für fluviorum u. dergl., wie tenvia für tenuia. Nach einem Vocale verschmolz das i oft in einen Mischlaut, wie in dein und deinde, prout und proinde, coetus für coïtus, oder ward durch d vermittelt, wie in prodire, oder verschluckt, wie in cogo für coïgo; sowie es auch zwischen Consonanten häufig ausgestoßen wurde, wie in balneum für balineum. Vor Consonanten ist das i gewöhnlich kurz, mit Ausnahme aller Wörter, die aus der vierten Conjugation abstammen, und mancher Endungen, wie ivus und ivis. Ilis ist gewöhnlich lang bei Denominativen, kurz bei Verbalien; imus kurz bei Superlativen und Verben, sonst lang; inus lang in Adjectiven, welche lebenden Wesen zugeeignet oder von Benennungen lebender Wesen, Menschen oder Thieren, gebildet werden, sonst kurz; idus ist kurz, itus gewöhnlich lang, wenn es nicht Participe der zweiten oder dritten Conjugation sind; icus und iquus sind lang in anticus und antiquus, und manchen andern Wörtern, die hier nicht näher bestimmt werden können, sonst aber kurz. Die Endungen weiblicher Substantive weichen zum Theil von diesen Bestimmungen ab, wie z. B. lacrima kurz ist, gleich satira, die Ableitun-

gen mit ina dagegen ohne Rücksicht auf die Bedeutung des Stammwortes lang, wofern sie nicht die Stelle der griechischen Endung *ανή* vertreten, wie in machina. Die Endung iva ist immer lang, wie ida kurz; ica und ita aber mehr lang als kurz.

I hatte bei den Römern außer seiner eigenthümlichen Aussprache noch zwei Afterlaute ei und ü, *Quint.* I, 7, 15 sq. 21 sq. cf. I, 4, 7 sq. Der erste dieser Afterlaute entsprang aus der Gewohnheit, den griechischen Diphthong *ει* nur durch ein e oder i zu bezeichnen, wie in Alexandrēa oder Alexandrīa, Lycēum und Academīa. Vor Cicero schrieb man noch ei, wie Plautus u. A. selbst eii für ei schrieben, wenn die erste Sylbe verlängert wurde; doch war das i, wie selbst in tris für *τρεῖς* u. dergl., wofür späterhin tres gewöhnlich ward, schon so sehr in Gebrauch gekommen, daß Lucilius für gut fand, besondere Regeln über den Gebrauch des i und ei festzusetzen, welche jedoch gar nicht weiter beachtet wurden. Virgilius schrieb für diesen Afterlaut nur ei in den verschmolzenen Zusammensetzungen dein oder dehinc und deinde, sonst bald e, bald i; und auch Augustus schrieb nach Quintilian's Versicherung mit den alten Komikern heri für das später aufgekommene here mit einem Mitteltone zwischen e und i. Der Mittelton zwischen u und i bezeichnet unser ü oder das griechische *υ*, welchen die Römer Anfangs um so mehr durch u bezeichneten, als dieses Zeichen auch in den Diphthongen die Stelle des griechischen *υ* vertrat. Erst Julius Cäsar fand die Bezeichnung durch i der Aussprache angemessener, obwol man in griechischen Wörtern ein neues Zeichen y, französisch i grec genannt, einführte, und dieses zuletzt auch auf ursprünglich lateinische Wörter übertrug, welche man aus dem Griechischen ableitete, wie satyra für satura oder satira, und lacryma für lacruma oder lacrima. Man unterschied nun zwischen einer fettern oder vollern und einer magerern oder feinern Aussprache des i, ließ aber jene zuletzt auch da eintreten, wo früher mehr ein Mittelton zwischen i und e stattfand. So sprach man virga und virgo nach Priscian's Regel bei Putsch S. 539 und 1223 schon vor dem Kaiser Claudius, der nach des Velius Longus' Bericht S. 2235 ein eigenes Zeichen deshalb erfand, wie ü, statt daß man für Virgiliae und Virginius auch Vergiliae und Verginius schrieb. Auch verlangt Velius Longus S. 2216 gegen Priscian's Regel dieselbe Aussprache in prodire, vincire, condire, wogegen nach S. 2228 Augustus Cäsar's Schreibart mit i noch nicht annahm, und manches, wie die Substantive vierter Declination, nur darum mit einem u gesprochen wurde, weil man von Alters her in demselben ein u geschrieben hatte, vergl. *Cassiod.* ap. *Putsch.* p. 2284. *Mar. Vict.* p. 2456.

Außerdem gebrauchten die Römer das Vocalzeichen i auch für den Consonanten j, sowie sie das Vocalzeichen v zugleich als Consonant gelten ließen, nicht sowol, weil der Laut ihres j aus i entsprungen war, als weil die Griechen, deren Alphabet sie angenommen hatten, die Consonanten j und v nicht kannten. Denn schon der pharmakeutische Name jujuba für *ζίζυφον* beweist, daß das lateinische j aus dem griechischen ζ hervorging, obwol dieses eigentlich dem lateinischen ss entsprach, wie in massa für *μάζα* und patrisso für *πατριάζω*. Sowie aber der Grieche *ζα* auch in *δια* übergehen ließ, so der Lateiner ss in j für dj, wie in major für *μάσσων* oder *μείζων* statt *μεγίων* oder magior, und in pejor für pessior von pes, dem Stammworte von pessis, persisch bed, englisch bad (böß), im Gegensatze vom gothischen bats (baß oder paß in unpaß). Eben daher erklärt sich die Gleichheit der Namen Zabolenus, Diabolenus und Jabolenus; Zara, Diadora und Jadera; wie Jovis für Diovis von *Ζεὺς*, Janus für Dianus von *Ζὰν*. Ganz anders verhält es sich mit dem hebräischen Jod, mit welchem die meisten Eigennamen beginnen, so daß auch der Name des Waffenträgers und Nachfolgers Mosis Hosea (4 Mos. 13, 16) in Josua, hellenistisch *Ἰησοῦς*, altgriechisch *Ἰήσων*, *Ἴασος* und *Ἰασίων*, abgeändert wurde, um damit, wie in der chaldäischen Form יְהוֹסֵף für יוֹסֵף (Ps. 81, 6), auf den Namen יהוה oder Jao anzuspielen. Dieses Jod entspricht ganz dem griechischen *Ἰῶτα*, und wurde von dem consonantenreichen Hebräer ebenso geliebt, als die Griechen es vermieden. In der umbrischen und gothischen Sprache wurde dieses j dem i häufig zugegeben, wie in *τριια* oder thrija für tria, sowie das schweizerische Verkleinerungs-i, wie in haesi für Häschen, auch in ji übergeht, wie in chalbji für Kälbchen, sodaß auch die holländische Verkleinerungssylbe je aus i entsprungen scheint. In den preußischen Provinzen Teutschlands entspricht dagegen j dem hochteutschen g, statt daß die Chinesen häufig g für j sprechen, wo sie dieses mit i oder e verbinden.

In Klangbezeichnungen wechselt das i mit a so, daß man leicht dessen Vorzug vor diesem erkennt, wenngleich zuweilen e in dessen Stelle tritt. Die Mandschu, welche mehr als irgend ein anderes Volk den Vocalwechsel in malerischen Bezeichnungen lieben, lassen zwar häufig das a dem i vorangehen, wenn sie z. B. den Schall des Holzhauens durch tak tik, das Tröpfeln des Wassers durch tap tip, den Klang des geschlagenen Eisens durch tañ tiñ, das Glockengeläute durch tschan tschin bezeichnen; aber ein Gelächter drücken sie ebenso wol durch kiki kaka, als durch kaka kiki aus, und der indische Jongleur, welcher die Europäer durch sein behendes Kugelwerfen belustigte, ließ dabei ein beständiges tikke takke hören. So bezeichnet auch der Mandschu das Geplätscher eines im Kothe Wandelnden durch pitschik pitschak, und unterscheidet das Rauschen der Zweige und Blätter ssir ssiar vom Geräusch eines großen Windes oder Regens schor schar. Mag er auch das Bestreben der Fische und Vögel, sich in Freiheit zu setzen, durch patar pitir, wie das Geflatter getheilt ziehender Vögel durch potur patar, und das Geheul von mehren zusammen oder auch ein Triefauge durch porbon parban bezeichnen; den Schall, welchen die Flügel der Vögel machen, drückt er doch, ein e an die Stelle des i setzend, durch per par, wie das Rauschen eines seidenen Kleides durch pes pas aus. So heißt pekte pakta im Gehen wanken, lete lata eine schwere Last, debe daba

unordentlich unter einander (pêle mêle), wie siran seran ohne Aufhören. Weit mehr gibt aber der Teutsche dem i den Vorzug, wenn er das einfache Ticken einer Taschenuhr durch tik tik tík, einer Pendeluhr aber durch tik ták bezeichnet, wie das Dreschen mit drei Flegeln durch tík tak tak, mit vier durch tick tácte tack. So sagen wir klípp klapp oder klítsch klatsch beim Peitschenknall, wie fítsche fátschi bei Ruthenstreichen.

Nicht nur die teutsche Volkssprache, in welcher ein schlotteriger Mensch Schlíngschlang, ein Gekritzel Krixkrax und ein Gewäsch Wíschewaesche heißt, die Faxen auch Fíxfax genannt werden, und von Wígelwageln und Híckhacken, wie von Gekríbbel und Gekrábbel, Getríppel und Getráppel geredet wird, bildet Ausdrücke, wie kníckknack! pínkepank! kíkelkakel; sondern auch in die Schriftsprache sind Ausdrücke, wie ríps raps! gíck gack! übergegangen, und der Síngsang und Klíngklang sogar in die Dichtersprache aufgenommen. Ja! der Franzose scheint sein Trictrac auf diese Weise aus der indischen Benennung des Schachspiels tschaturanga, griechisch *ζατρίγκιον*, gebildet zu haben. Immer geht in solchen Wortbildungen das i dem a voran, mag dieses oder jenes der Grundvocal des Stammwortes sein. So sagt man Míschmasch für Gemisch, Wírrwarr für Gewirr, Schníckschnack für Geschnack, Zíckzack für Gezack; und sowie man flittern und flattern sagt, so hat Bürger in seinen Balladen auch flimmt und flammt nach flimmern und Flamme gebildet. Man darf daher auch nicht zweifeln, daß in den umlautenden Urverben der teutschen Sprache die Befehlform mit i, wie sing, die Erzählform mit a, wie sang, voranging, wenngleich diese immer einsylbig blieb, jene aber auch ein Flexions-e annahm, wie in bitte, und dabei auch häufig das i in e übergehen ließ, wie in trete für tritt. Die meisten umlautenden Verba haben daher ein i oder e im Imperativ, und ein a oder o im Imperfect, selbst da, wo die hochteutsche Sprache dem Imperativ ei, dem Imperfect aber i oder ie gibt; denn für das hochteutsche greif, griff, hat das ältere Platteutsch grīp, grēp, gleich dem gothischen greip, graip, welches auf dieselbe Weise ausgesprochen wurde. Nur wenige Verba mit andern Grundvocalen, wie fall, lauf, stoss, ruf, erhielten das i erst im Imperfect, an dessen Stelle jedoch die Verba mit a auch u annahmen, wie grub, obwol schallen und schnauben, wie bellen und klieben, ein o, kommen und thun aber, wie nehmen und stehen, ein a erhielten.

2) Als Schriftzeichen oder litera. Schon oben wurde bemerkt, daß i nicht ohne Rücksicht auf das hohe Alter seines Lautes der erste Buchstabe des japanischen Alphabetes geworden sei; aus demselben Grunde wurde aber auch dieses Zeichen aus einem chinesischen Schriftzeichen, welches noch complicirter war, als das neuchinesische Zeichen der Hand, wie das kurze I des Sanskrit zu einem einfachen verticalen Striche abgekürzt, welchem nur an seinem dickern Ende oben ein kleiner Strich schräg vorgesetzt wurde. Auf eine ähnliche Weise ist auch in unserer Cursivschrift das *i*, dessen griechischer Name *ἰῶτα* schon auf seinen Ursprung aus dem phönikischen Zeichen einer dreifingerigen Hand hinweiset, zum kleinsten Buchstaben des Alphabetes geworden, wenn er gleich in der Uncialschrift wieder durch allmälige Dehnung, Krümmung und Verzierung den größern Umfang eines I gewonnen hat. Sowie das phönikische Zeichen einer dreifingerigen Hand nach Kopp's Andeutungen im zweiten Bande seiner Bilder und Schriften der Vorzeit, S. 386, durch allmälige Verkürzung desselben in andern morgenländischen Schriftarten, im hebräischen ׳ und aramäischen Jud zu einem so unbedeutenden Schriftzuge wurde, daß Jesus Matth. 5, 18 sagen konnte: *Ἰῶτα ἓν ἢ μία κεραία οὐ μὴ παρέλθῃ ἀπὸ τοῦ νόμου·* so wurde auch im griechischen Alphabet das Anfangs einem *M* oder Σ gleichende i zuerst um seinen untern, oder wenn man das erstere Zeichen berücksichtigt, um seinen vordern Strich verkürzt, und zuletzt gar mit dem Zeichen eines einzelnen Fingers im Ziffersystem oder dem verticalen Striche I vertauscht; daher man noch von geringen Fortschritten zu sagen pflegt: man sei nicht um ein Jota weiter gekommen.

Auch in den ägyptischen Hieroglyphen deutete, wie in der demotischen Schrift, eine Verticallinie das i an, welche zum Zeichen der Länge des Vocales auch verdoppelt, und als Umlaut *αι* oder *ει* verdreifacht wurde. So findet man auch auf einer Kupfermünze von Galba VIIRTVS geschrieben, wo aber die Verdoppelung des i den oben angeführten Afterlaut ü bezeichnet. Das Zusammentreffen zweier i in zwei verschiedenen Sylben vermieden die Römer im Schreiben wie im Sprechen, und dann pflegten sie zur Bezeichnung der Vocallänge das i oberhalb zu verlängern, was Ausonius (epigr. 128 v. 11) I longum nennt, z. B. DIS MANIBVS und FECIT DE MANIBIS, weshalb auch Scaurus (ed. *Putsch.* p. 2264) gegen das Ende seiner Orthographie bemerkt, daß ein verlängertes i allein keines apex bedürfe, obwol wir grade ein aus ii zusammengezogenes i mit einem apex zu überschreiben pflegen, z. B. mî für mihi, îdem für iidem, dî für dii, ingenî für ingenii. Aber auch der Afterlaut ei wurde durch ein so verlängertes i bezeichnet, z. B. PISO für Peiso, obwol man in einigen Inschriften auch einen übergeschriebenen Accent zur Bezeichnung der Vocallänge findet. In den Inschriften von Pompeji kommt auch schon ein nach Unten verlängertes I gleich unserm J vor, obwol ohne Unterschied für Vocal und Consonant; nur der Punkt, welchen wir jetzt für so nothwendig halten, daß wir zur Andeutung, es sei etwas noch nicht ganz vollendet, zu sagen pflegen: „es fehle noch das Pünktchen über dem i," oder auch eine pünktliche Genauigkeit in Kleinigkeiten durch den Ausdruck bezeichnen: „Man hat auch das Tüpfelchen über dem i nicht vergessen," konnte weder bei den Römern, noch bei den Griechen in Gebrauch kommen, weil ein solcher Punkt nicht nur mit den griechischen Accentzeichen, sondern auch mit andern Zeichen, besonders mit den beiden diakritischen Punkten, wodurch man z. B. in *ἀΐδης*, *κληΐδι*, *Διΐ*, Europaï (cf. *Quint.* I, 5, 17), Pompeï, ïambus, die Synärese vermeiden wollte, welche Quintilian in der angeführten Stelle von Phaethon bemerkt, und welche man z. B. in dî für dii, reise für rejise, Torî für

Tereï durch den apex bezeichnete, in Collision gekommen sein würde.

Da aber das lateinische i in der Versalschrift ein so kleiner Schriftzug geworden war, daß mit dessen Schreibung die Schreiblehrer ihren Unterricht beginnen können, so sah man sich, weil dieser Schriftzug in seiner Verdoppelung nicht von u zu unterscheiden war, zumal da das i sowol als das u zugleich als Vocal- und Consonantzeichen galt, um z. B. ius nicht mit uis zu verwechseln, und solius nicht wie solvis zu lesen, oder iuui wie vivi, dem i einen Punkt überzuschreiben, oder einen Accent zu geben genöthigt, z. B. íuí für ivi. Doch würde die Schreibung *ii* für ii in teutscher Sprache nicht vor der Verwechselung mit ü als Umlaute von u geschützt haben, wenn man nicht für diesen Umlaut die Schreibung ui eingeführt hätte, die jedoch insofern wieder ihren Zweck verfehlte, als man dafür auch üi oder vi lesen konnte. Ein Punkt über dem i konnte allen möglichen Verwechselungen am besten abhelfen, welcher daher auch als ein so wesentlicher Theil desselben betrachtet wurde, daß man in der Schnellschrift das i nur durch einen Punkt bezeichnete, und z. B. d. für die schrieb. Dieser Punkt hat sich daher auch noch in der neuern Druckschrift erhalten, ungeachtet er, seitdem man angefangen hat, den Umlaut ui, dem ä und ö analog, durch ü oder Ue zu bezeichnen, und auch den Consonant j vom Vocal i, wie den Consonant v vom Vocal u zu unterscheiden, völlig überflüssig geworden ist. Wahrhaft lächerlich ist es daher, wenn neuere Schriftsteller so fest an dem i-Punkte halten, und gleichwol in lateinischen Wörtern ein j vom i zu unterscheiden sich scheuen, weil es die Römer nicht thaten; und noch lächerlicher wird diese Scheu, wenn man gleichwol v vom u unterscheidet, weshalb auch Adelung mit Recht in teutscher Schrift eine Unterscheidung des Consonanten J vom Vocal I als Uncialbuchstaben nothwendig fand.

Die Nothwendigkeit einer Unterscheidung des Vocales i und u vom Consonanten j und v, wofür im römischen Alphabet nur darum keine besondern Zeichen eingeführt waren, weil die attischen Griechen, welche die Römer zum Muster nahmen, weder ein v noch ein j in ihrer Sprache kannten, fühlten schon die ältern Römer, die deshalb wenigstens für vus die Schreibung vos einführten, und daher auch quoius schrieben, ob sie gleich cujus sprachen, s. Spalding zu *Quint.* I, 4, 10 sq. Um auch den Consonant j vom Vocal i zu unterscheiden, führte Cicero nach *Quint.* I, 4, 11 ein doppeltes i ein, indem er aiio Maiiamque für ajo Majamque, oder wie Velius Longus (ed. *Putsch.* p. 2219) meldet, Aiiacem et Maiiam für Ajacem et Majam schrieb. Allein obgleich Priscianus (ed. *Putsch.* p. 739) eine solche Schreibung für eine allgemeine Sitte älterer Römer erklärt, so schrieb man doch zu Quintilian's Zeit, um nicht z. B. in Pompeji oder injice drei i nach einander setzen zu müssen, nach griechischem Muster, worauf sich Velius Longus (ed. *Putsch.* p. 2220) beruft, nur ii für ji, wie uu oder vielmehr vv für vu, was vorzüglich durch den Kaiser Claudius aufgekommen zu sein scheint, wenn anders Priscian's Worte bei *Putsch.* p. 545: „quod Caesari doctissimo artis grammaticae placitum fuisse, a Victore quoque in arte grammatica de syllabis comprobatur“ von demselben Cäsar gelten, von welchem Priscianus bald darauf schreibt: „pro quo (vau) Caesar hanc figuram Ⅎ scribere voluit: quod quamvis illi rectum visum est, tamen consuetudo antiqua superavit.“ Auf jeden Fall sehen wir aus dem Ausdrucke consuetudo antiqua, daß Priscianus unter den antiquis, qui *Pompeji* quoque genitivum per tria *i* scribebant, vergl. more antiquo p. 739 und in vetustissimis scripturis ibid. grade die Classiker von Cicero bis auf Claudius Cäsar verstand.

Die Bezeichnung des Consonanten v durch dessen Verdoppelung w, dobble u von den Engländern genannt, kam zwar bei den neuern Völkern in Gebrauch; die Bezeichnung des Consonanten j durch Verdoppelung des i konnte aber schon deshalb nicht aufkommen, weil u die Gestalt eines doppelten i hatte, so lange noch kein Punkt des i üblich war, und überdies íí oder ii den Umlaut ü bezeichnet haben würde, oder auch eine Diärese, wie in siliiae für silvae oder soluï für solvi. Bei den ältern Römern hinderte aber auch der Umstand die Einführung eines doppelten i für j, daß z. B. Plautus auch eii für ei, wie Lucilius reii für rei schrieb, sodaß man, wenn man ein doppeltes i für j gelten ließ, ungewiß wurde, ob man eiia und reiiice nach alter Weise wie eïa und reïce, oder nach neuer Weise wie eja und rejice lesen sollte. Dazu kam, daß den römischen Lehrern die Abweichung von ihrer orthographischen Regel, daß zwei gleiche Vocale, wie in Baal, Beelzebub, Abü, boo, duumvir, in zwei Sylben zu vertheilen seien, der zufolge man von i und v sagen mußte, daß sie verdoppelt nur Eine Sylbe (sibi insidēre) bilden könnten (s. *Terent. Maur.* ed. *Putsch.* p. 2397 sq.), schon genug zu schaffen machte, und sie darum selbst quom für quum schrieben, damit man nicht quum wie suum lesen möchte, oder reliquum wie relicuum. Anstatt also der Sitte Cicero's zufolge Pompeiii für Pompeji zu schreiben, wählte man lieber die Zusammenziehung zweier i in ein verlängertes j, und schrieb Pompej, oder auch, seitdem man j zum Schluß-i wählte; Pompeij, wodurch dann ij einem y ähnlich wurde. Hieraus erklärt sich nicht nur der französische Gebrauch für ein doppeltes i, möchte es zwei Vocale oder auch Vocal und Consonant bezeichnen, y zu schreiben, z. B. pays und payer, sondern auch die teutsche Schreibung May, Juny, July, für Maji, Junii, Julii.

Die Verlängerung eines Schluß-i nahmen auch die byzantinischen Griechen besonders in Diphthongen, wie *αι*, an; daher *κϳ* für *καὶ* geschrieben ward. Ein Pünktchen über dem *ι* einzuführen, hielt man jedoch für überflüssig, weil bei dem Mangel eines consonantischen *ι*, weshalb Letronne richtig l'iota für das gewöhnliche un iota schreibt, das Zusammentreffen zweier *ι* in Einer Sylbe nicht möglich war, um eine Verwechselung derselben mit *μ* zu veranlassen, und in Zusammensetzungen, wie *ἀμφιΐστημι, περιΐστημι, διΐστημι*, die diakritischen Punkte

welche man deshalb auch in Ableitungen, wie *δΐϊος*, *λάϊος*, *ὁμοίϊος*, einführte, jedem Falschlesen genug vorbeugte. Dagegen begann man im 13. Jahrh., das griechische *ἰῶτα προςγεγραμμένον*, weil es doch nicht ausgesprochen zu werden pflegte, nur als einen Punkt unter *α*, *η*, *ω* zu schreiben, und jota subscriptum zu nennen. Ein lateinisches j durch ein jota subscriptum zu bezeichnen, konnte man nie versucht werden, weil es am Ende der Wörter, wie in Gaï, Pompeï, Vulteï, zum Vocal ward, der eine besondere Sylbe bildete, und nur selten, wie *Hor*. C. II, 7, 5. Epist. I, 7, 91, mit dem vorhergehenden Vocal in Eine Sylbe zusammenschmolz. Denn die einsylbigen cui und huic sind ebenso wenig von cujus und hujus abzuleiten, als ei von ejus; vielmehr sind cujus, hujus, ejus selbst aus dem verkürzten i der ursprünglichen Formen cuĭus, huĭus, eĭus hervorgegangen. In der Mitte der Wörter drückten die Griechen ein lateinisches j durch ein *ι* mit diakritischen Punkten aus, z. B. *Πομπήϊος* für Pompejus, *Γάϊος* für Gajus.

Obgleich die Römer *Μαῖα* und *Τροία* in Maja und Troja umbildeten, und für *Ἀχαιός* ebenso wol Achajus als Achaeus und Achivus sagten, ja auch aus *Γραῖα* bald Grajus, bald Graecus, und aus *Αἴας*, *Αἴακος* ebenso wol Ajax als Aeacus schufen; so konnten doch die Griechen nur *Ἄνναιος* schreiben, weil auch die Römer Annaeus für Annejus schrieben, aber weder *Γαῖος* wie *Γναῖος*, noch *πομπεῖος* wie *πομπεῖον* sich erlauben, weil der Consonant j, sofern er, wie in major für *μάσσων*, *μείζων*, oder in pejor für pessior, die Stelle eines griechischen *ζ* oder *σσ* vertrat, den Römern sogar als Doppellauter galt (*Prisc*. ap. *Putsch*. p. 545), und daher, mit Ausnahme zusammengesetzter Wörter, wie bijugus, den vorhergehenden Vocal verlängerte. Aus eben diesem Grunde legt *Terent. Maurus* l. l. dem j eine mehr entschiedene Consonantennatur bei, als dem v; desto thörichter erscheint es aber, die neuere Unterscheidung eines i und j in lateinischer Schrift nicht anerkennen zu wollen, ungeachtet schon im 4. Jahrh. nach Erbauung der Stadt die Römer auf eine ähnliche Weise, mit Ausnahme der schon früh üblich gewordenen Abkürzungen C. und Cn. für Gajus und Gnaeus, vergl. *Mar. Vict*. ed. *Putsch*. p. 2469 die Consonanten C und G unterschieden. Wie man aus der verschiedenen Art, das i zu schreiben, das Zeitalter der Handschriften des Mittelalters bestimmen kann, mag man aus Gatterer's Abriß der Diplomatik lernen; hier werde nur noch bemerkt, daß der Kaiser Claudius für den Mittelton zwischen i und u das Zeichen ⊢ aus dem oskischen Alphabet aufnahm (vergl. Seyfert's auf Geschichte und Kritik gegründete lateinische Sprachlehre, §. 156. S. 99 fg.), aber damit ebenso durchdrang, als mit dem umgekehrten Digamma für v als Consonant, und dem Antisigma)(für *ψ*, welches auch Quintilian (I, 4, 9) nach der einzig richtigen Lesart, qua (X) tamen carere potuimus, quam *Psi* non quaerimus, für überflüssig hielt.

3) Als **Abkürzungszeichen** oder nota. Da das i im phönikischen Alphabet der zehnte Buchstabe war, so bezeichnet י im Hebräischen die Zehenzahl; nur für 15 schreiben die Juden טו = 9 + 6 statt יה, um das Zusammentreffen dieser Bezeichnung mit dem unaussprechbaren Namen des höchsten Wesens zu vermeiden. Als die Alexandriner nach morgenländischer Weise das bis zu 24 Buchstaben angewachsene attische Alphabet durch Hinzufügung der drei *Ἐπίσημα*, die, wie die Benennungen *στιγματίας*, *κοππατίας* und *σαμφόρας* bei Aristophanes beweisen, von den Athenern nur zu Sklaven- und Pferdemarken gebraucht wurden, zur Zahlenbezeichnung benutzten; so schrieben auch sie *ι* für 10, wie ͵ι für 10,000, wogegen noch in den Homerischen Gedichten, welche man mit Weglassung der drei *Ἐπίσημα* nur in 24 Gesänge theilte, I die neunte Rhapsodie bezeichnet. Die frühern Griechen erhielten zu einer Zeit, da noch *H* für den Spiritus asper gebräuchlich war, vermuthlich durch den Pythagorischen Abacus, ein besonderes Ziffersystem, in welchem, wie in den ägyptischen Hieroglyphen, das Einheitszeichen dem I glich. Da zu Folge der griechischen Verse

Χίλια Χῖ πέλεται, καὶ Πῖ μέσον Ἧτα φέροντος,
Ἥμισυ τῶν ἐφάμην· ἑκατὸν δ᾽ ἄρα Ἧτα πέλονται.
Δέλτα δὲ τεμνομένοιο μέσον καὶ πῖ φορέοντος,
Πεντήκοντ᾽ ἀριθμοῦ σημήϊα, καὶ δέκα Δέλτα·
Πῖ δ᾽ ἄρα πέντε πέλει καθαρὸν, καὶ Ἰῶτα ἕν ἐστιν.

die Zahlzeichen *X*, *H*, *Δ*, *Π*, aus den Anfangsbuchstaben der Zahlwörter entlehnt waren, so ist es möglich, daß auch I, wie Priscian (ed. *Putsch*. p. 1345) behauptet, als Anfangsbuchstabe des Adjectivs *ἴα* für *μία* betrachtet wurde, da dem Laurentius Lydus (de mense Januario) zufolge die Einheit bei den Pythagoräern *ἴα* hieß. Allein in den tuskisch-römischen Ziffern, die keine Buchstaben waren, wie Priscian irrig wähnt, sondern vielmehr benutzt wurden, um das ursprünglich mit *T* schließende Alphabet der Griechen und Römer zu ergänzen, ist I, wie bei den Ägyptiern und andern morgenländischen Völkern, das Zeichen eines Fingers, welchem man später das ursprünglich dreizackige Ȝ als Zeichen einer dreifingerigen Hand nur ähnlich schrieb, damit das Alphabet auch alle Zahlzeichen in sich fassen möchte. I bezeichnet demnach die Einheit, und mit einem Striche darüber 1000, im Mittelalter aber auch 100 nach dem Verse: I. C. compar erit et *centum* significabit, sowie bei den Römern I mit zwei Strichen darüber auch 100,000 bezeichnete.

Vergleicht man das Ziffersystem der demotischen Schrift in Ägypten nebst den chinesischen Zahlzeichen und den persischen der Pehlewischrift mit unsern sogenannten arabischen oder indischen Zahlzeichen, welche durch die Sarazenen nach Spanien verpflanzt wurden, aber erst im 14. Jahrh. in allgemeinern Gebrauch kamen; so ist auch unser Zahlzeichen für die Einheit nebst den beiden folgenden, wenn auch die übrigen aus Buchstaben des phönikischen Alphabets hervorgegangen zu sein scheinen, nur die Bezeichnung eines Fingers; und durch den Gegensatz der Zahlzeichen 1 und 2 bildete man in neuern Zeiten das Ausrufungszeichen (!) im Gegensatze des Fragezeichens oder Zweifels (?). So wenig nun dieses zu den Abkürzungen vermittels des Buchstabens i gehört, so we-

nig kann man auch die römische Bezeichnung eines Sestertius durch H̶S̶, die aus der Verbindung der Ziffern für 2 und eine Hälfte (Semis) entsprang, dahin rechnen. Wie aber in dieser Bezeichnung die Zahlzeichen von Buchstaben vermittels einer Durchstreichung derselben unterschieden sind, so pflegte man in römischen Inschriften die Zahlzeichen durch einen Strich darüber auszuscheiden. Doch ist so wenig jedes nicht überstrichene Zeichen der Einheit ein I, als in den üblichen Abkürzungen jedes durchstrichene oder überstrichene I das Zeichen der Einheit war, da in römischen Rechnungen ein überstrichenes Ī auch 1000, wie I̅I̅ 2000 bedeutete. So ist in der veronischen Inschrift bei Orelli Nr. 1122 Ī weder ein Zahlzeichen für 1, noch, wie Orelli annimmt, ein Zeichen für et, sondern für item oder IT., woraus das Zeichen Ɨ oder + für plus als Additionszeichen entstand. Man schrieb für item und idem auch wol I. I., obwol I̅I̅ für iterum, secundum, bis, eigentlich das Zahlzeichen war. Aus Ī für IT entstand I̅A̅ für ita, und I̅T̅A̅ für itaque; man unterschied aber auch Ī für in von Ɨ für inter oder intra, und schrieb daher ƗA für interea, aber auch I̅E̅A̅, wie auch ƗƗ, und ƗD für interdum, ƗR̅M̅ für interim, ƗC aber für intra circulum, ƗL für intra limitem.

Ein einzelnes I kann in römischen Abkürzungen gar vielerlei bedeuten, wie aus folgenden Beispielen erhellt: I. A. intra annum, I. B. immunis beneficio, oder in brevi, I. C. Julius Caesar, bei Christen Jesus Christus, I. D. juri dicundo oder inferis diis, auch zuweilen in dimidio, in dominio, I. E. judex esto, I. F. Julii filius, I. G. jure gentium, I. H. justus homo und in honorem, I. I. in jure oder juris jurandi, juste judicavit, I. L. Julii libertus oder in loco, auch justa lex, jure legis, I. M. Jovi Maxumo oder Isidi Magnae, I. N. intercessit nemo, bei Christen Jesus Nazarenus, I. O. Jovi Optumo, I. P. jus pontificium, justus possessor, in possessione, in publico, I. Q. jure Quiritium, I. R. jure Romano oder impensam remisit, auch Junoni Reginae, I. S. Junoni Sospitae oder jussu Senatus oder judicatum solvi, auch ii sunt, I. T. intra tempus oder jure testamenti, I. V. justus vir; oder in umgekehrter Ordnung: A. I. a judice, B. I. bonum judicium, C. I. colonia Julia oder clarissimus juvenis, D. I. dari jussit, E. I. erigi jussit, F. I. fieri jussit, G. I. Germania inferior, H. I. hic jacet, hereditario jure oder heres institutus, I. I. außer dem schon angeführten auch inibi, L. I. lex Julia, M. I. Matri Idaeae, N. I. bei Christen I. N. I. in nomine Jesu, aber I. N. R. I. Jesus Nazarenus, rex Judaeorum, O. I. ossa illius in Grabschriften, P. I. poni jussit, R. I. in der eben erwähnten Formel rex Judaeorum, aber bei Mithras' Dienern, S. I. Soli invicto, T. I. testamento jussit, V. I. vir illustris; und mit verbundenen Buchstaben I̅A̅, wie schon bemerkt worden, ita, IB. Iberia, ICtus. jure consultus, ID. idus und idem; aber ƗD. inde, ƗE. interea, und ƗF. infra, IG. igitur, IH. nach griechischer Weise bei Christen Jesus, II. integri, Plural von I für integer, auch jus jurandum, IL. illustris, IM. immortalis, immunis, IN H. D. D. in honorem divinae domus, IO. Jovi, IPS. ipse, z. B. IMP. IPS. imperio ipsorum, QI. qui, wie KI. karissimi, PI. piissimi, FI. fidelis, TI. oder TIB. Tiberius, VI. oder VIX. vixit.

Aus den angeführten Beispielen erklären sich nun leicht größere Formeln, wie I. B. COS. immunis beneficio Consulis, I. C. E. jure cautum est, aber I. C. E. V. justa causa esse videbitur, C. I. C. Cajus Julius Caesar, D. E. R. I. C. de ea re ita censuerunt (*Cic.* ad *Div.* VIII, 8), oder Q. D. E. R. F. P. D. E. R. V. I. C. quod de ea re fieri placuit, de ea re universi ita censuerunt, I. D. C. juris dicundi causa, I. D. P. juri dicundo praeest, und P. D. I. praefectus juri dicundo, I. D. T. S. P. in diem tertium sive perendinum, ID. ID. judicium judicandum, i. e. id est, id. e. idem est, i. q. idem quod, aber i. q. e. d. id quod erat demonstrandum, e. i. g. a. et id genus alia in neuern Schriften, P. J. R. P. Q. I. S. I. F. P. R. E. A. D. P. populum jure rogavit populusque jam scivit in foro pro rostris et ante diem pridie (in legibus et plebiscitis), I. I. C. in jure cessit, aber I. I. I. justa judicavit judicia, I. I. N. Q. in justis nuptiis quaesitus, I. I. R. in integrum restitutio, Q. F. E. R. I. S. F. quod factum ejus rei in senatu fuerit, Q. I. I. T. C. P. A. F. A. quando in jure te conspicio, postulo an fias auctor (in edictis perpetuis), S. R. L. E. I. Q. O. R. E. siremps lex ejus jusque omnium rerum esto (in actionibus); ferner in Grabschriften: H. I. I. T. hic jacet in tumulo, bei Orelli Nr. 4483 H. S. E. || OIBQ. ILTS. hic situs est; || Ossa illius bene quiescant; Illi levis terra sit, H. R. I. P. hic requiescit in pace, und REQ. I. P. requiescat in pace; ferner I. H. F. C. ipsius heres faciundum curavit, I. S. V. P. nach Fabretti ipse sibi vivus posuit, nach Scaliger impensa sua vivus posuit, aber nach Reinesius und Hagenbuch, in suo vivi posuerunt; T. F. I. testamento fieri jussit, und T. P. I. testamento poni jussit; endlich D. S. P. V. I. S. L. M. de suo posuit oder de sua pecunia votum iis solvit libens merito, V. R. L. I. M. votum retulit libens illi merito.

Bisweilen findet man auch Zahlzeichen unter solche Formeln gemischt, z. B. I. III. L. jus trium liberorum, IT. II. CL. intra duas cellas, IV. V. I. D. Quatuor vir juri dicundo, neben D. V. I. D. Duumvir juri dicundo; aber auch Zahlverhältnisse durch gleichmäßige Wiederholung von Buchstaben angedeutet, z. B. IMP. Imperator, IMPP. Imperatores (duo), IMPPP. Imperatores tres, IMMP. CAAEES. Imperatoribus Caesaribus. So findet man D. IMM. dies immortalibus, für D. IM S. diis immortalibus sacrum, und I. SS. inferius scripta, für I. STA. infra scripta, oder Q. I. S. S. quae infra scripta sunt; dagegen blos DI. M. für Diis Manibus, und D. S. I. für Diis sa-

erum inferis, wie D. I. M. für Deo Invicto Mithrae, und D. S. I. M. für Deo Soli Invicto Mithrae. In andern Abkürzungen bemerkt man ein Streben nach Wiederholung ähnlicher Buchstaben, wie in I. M. IM. Jovi Maxumo Immortali, statt I. O. M. Jovi Optumo Maxumo, und M. M. I. Magnae Matri Idaeae, statt D. M. ID. Deûm Matri Idaeae. Einige Abkürzungen können ganz verschieden gedeutet werden, wie P. I. S. pius in suos oder posuit impensa sua; andere scheinen andern nur ähnlich, wie IMP. S. impensa sua, I. M. I. in monumento isto oder in memoria ista; wieder andere sind unter sich wirklich verwandt, wie I. L. D. in loco divino, I. L. P. in loco publico, I. L. R. in loco religioso, I. L. S. in loco sancto, und die neuern Abbreviaturen I. V. D. juris utriusque Doctor, I. V. L. juris utriusque Licentiatus. Zum Schlusse stehe hier noch die Bemerkung, daß die Zusammenziehung des ii in i in den Handschriften Ciceronischer Werke zu der Schreibung hi und his für die Pronomina ii und iis Veranlassung gab. Von dem verschiedenen Gebrauche, welchen man sonst noch von dem Vocal I gemacht hat, mag hier nur bemerkt werden, daß I früher in der Syllogistik einen particulär bejahenden Satz bezeichnete, nach dem Verse: Asserit *I*, negat *O*, sed particulariter ambo. (*G. F. Grotefend.*)

JÁAD, auch JÁD, 1) ein 2¼ St. vom Lak entferntes, zwischen Geste und Bodrog in einer fruchtbaren Ebene gelegenes Dorf im kaposer Bezirke der simegher Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Niederungerns, mit einer Kirche und Seelsorgerstation helvetischer Confession, 98 Häusern und 766 magyarischen Einw., darunter sind 654 Kalteiner, 109 Katholiken und drei Juden. 2) Ein auch Joodt genanntes freies sächsisches Dorf im bistritzer District des Großfürstenthums Siebenbürgens, am Bistritzflusse, an der von Hermannstadt nach Bistritz und in die Bukowina führenden Poststraße zwischen Ballendorf und Nußborgo gelegen, zwei St. von Bistritz entfernt, mit einer evangelischen Pfarre, Kirche und Schule, einem Steinbruche, zwei Mahl- und mehren Sägemühlen und Sauerbrunnen. (*G. F. Schreiner.*)

JAAGA, ein unterhalb Flitsch an der sogenannten kärnthner Commercialstraße, welche aus dem görzer Kreise über den Predialberg nach Kärnthen führt, gelegenes Dorf im görzer Kreise des küstenländischen Gouvernements des Königreichs Illyrien; es zählt 88 Häuser und 503 Einwohner. (*G. F. Schreiner.*)

JÁÁK, teutsch St. Jörge oder St. Georgen, ungrisch Szent György, auch Ják genannt, ein großes, nördlich von Körmönd zwischen Kis-Unyom und Beled gelegenes Dorf im körmönder Bezirk der eisenburger Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau in Niederungern, von einem kleinen Bache durchflossen, meist von Edelleuten bewohnt, mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, 182 Häusern und 1115 Einw., theils Ungern und theils Kroaten (1106 Kathol., fünf Protest. und vier Israeliten). In diesem Dorfe befindet sich auch eine Abtei mit einer sehr merkwürdigen alten Kirche, die im gothischen, oder besser altteutschen Baustyl aufgeführt ist; das Gewölbe der Kirche wird von 12 Säulenpfeilern getragen, und den Altar ziert ein altes Madonnenbild seit dem J. 1505. Die Abtei hat die jüngere Erdödische Familie zu vergeben. Die Umgebungen des Dorfes sind reich an Waldungen, die noch sehr große Strecken einnehmen; Borstenvieh, Wild und Geflügel, welches von den industriösen Kroaten bis in die ferne Hauptstadt verführt wird. (*G. F. Schreiner.*)

JÁÁM, auch JÁM, ein 2¼ Stunde von Oravitza, eine Meile nordöstlich von Ujpalanka, im oraviczaer Bezirke der kraßover Gespanschaft Oberungerns, in einer weiten Ebene an dem Karas und an der temescher Comitatsgrenze gelegenes Dorf mit 158 Häusern und 1142 Einw. Das Dorf gehört zur Cameralherrschaft Szászka, besitzt eine Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, und einen sehr fruchtbaren Boden. Die Bewohner sind Walachen (sechs zur kathol. und 1136 zur nichtunirten griechischen Kirche gehörig) und treiben theils Viehzucht und theils Ackerbau. (*G. F. Schreiner.*)

JABACH oder JABAC (Evrard), ein sehr wohlhabender Negociant zu Cöln (später zu Paris wohnhaft), lebte gegen Ende des 17. Jahrh. und gehörte zu den berühmtesten, geistreichsten und erfahrensten Kunstsammlern. Seine vortreffliche Kunstsammlung enthielt ein herrliches Cabinet der köstlichsten Handzeichnungen großer Meister, wovon später ein Theil von der königl. franz. Regierung erkauft und der pariser großen Handzeichnungssammlung einverleibt wurde. Nach seinem Tode wurde ein zweiter Theil jener Handzeichnungen von dem berühmten Crozat erkauft und kam später in das Cabinet des berühmten Mariette. Ein anderer Theil blieb noch in Cöln und in Livorno bei einigen Enkeln des Sammlers, bis ihn einer nach Holland verkaufte [1]). Jabach nahm sich vor, seine ganze Sammlung von Handzeichnungen radiren oder stechen zu lassen, und er begann mit den Landschaften, wobei er die damals jungen Künstler Michel und Jean Baptiste Corneille, Jean Pesne, Rousseau und Massé (Herausgeber der Galerie von Versailles) verwendete. Nach dem Tode Jabach's nahm man alle diese Platten, vertheilte sie in sechs Cahiers oder Hefte, bezeichnet mit den Buchstaben A—F., welche zusammen einen ziemlich starken Band mit 287 Blatt bilden. Jeder Heft wurde mit 1—47 numerirt, der letzte Heft F hat 51 Blatt, übersteigt aber nicht die fortgeführte Nummer, indem Nr. 43 viermal wiederholt und durch die Buchstaben G. H. I. K. ausgezeichnet ist, daher die Zahl von 287. Der Titel des ganzen Werkes ist: Recueil de 283 estampes gravées à l'eau forte par les plus habiles peintres du tems, d'après les desseins des grands maitres que possédoit autrefois Mr. *Jabach*, et qui depuis sont passés au Cabinet du Roi. qu. fol. [2]). Die Mehrzahl dieser Blätter enthält vortreffliche

1) Es gibt davon einen italienischen Katalog: Catalogo della raccolta di celebri disegni, che trovanosi nel Cabinetto del Signor *Jabach* etc. 2) Alle Drucke der ersten Art, die von Jabach's Zeit herstammen, sind vor den Nummern und vor den Buchstaben.

Compositionen und Scenen nach der Natur, wovon eine große Zahl von Annibal Carracci gezeichnet sind. Mehre Blätter sind nach Titian, Campagnola, einige nach Andrea del Sarto, Rafael und Julio Romano. Obgleich diese Blätter in einer etwas breiten Manier radirt sind, so geben sie dennoch eine sehr gute Darstellung der so geistvollen Originale, und der Künstler als Kunstkenner wird in ihnen eine große Befriedigung für die Erfassung der Ideen finden. Die königl. Kupferstichgalerie zu Dresden besitzt ein vortreffliches unter August III. in Paris besonders gesammeltes Exemplar. (*Frenzel.*)

JABADII INSULA (*Ἰαβαδίου νῆσος*), nach Ptolemäus eine fruchtbare und goldreiche Insel des indischen Meeres, in der Nähe der Satyrorum insulae, südwestlich von Aurea Chersonesus, mit der Hauptstadt Argyre. Sie wird gewöhnlich für identisch mit Sumatra, der westlichsten Insel aus der Gruppe der Sundainseln bei Ostindien, an der Meerenge von Malakka, gehalten; doch erklärt sie Mannert für die jetzige Insel Banka, östlich von Sumatra, Delisle aber für Java, Sanson für Japan, und Gosselin vermuthet darunter Ilha do Mel. (*R.*)

JABAL (יָבָל, Strom), Sohn des Lamech von der Ada, wird (1 Mos. 4, 20) als Stammvater der Zeltbewohner und Hirten, also als Urheber des Nomadenlebens, bezeichnet. (*A. G. Hoffmann.*)

JABBOK (יַבֹּק), ein kleiner Nebenfluß des Jordan auf der Ostseite in der Nähe des Gebirges von Gilead (1 Mos. 32, 22., vergl. 31, 48), aus welchem er entspringt, bildete in alter Zeit die nördliche Grenze des ammonitischen Gebietes, heißt jetzt Wady Serka [1]) und trennt den Distrikt Moerad von der Landschaft el Belka. In dem Thale, welches er durchströmt, etwa eine Stunde, ehe er die Ebene betritt, sollen mehre Hügel (Tellul el dsahab, Goldhügel genannt) Goldminen enthalten [2]). Nach Marius Sanutus [3]) ist seine Mündung in dem Jordan, Eleale gegenüber. Zwischen ihm und dem Arnon lag Gilead (5 Mos. 3, 16); ehemals breitete sich zwischen ihnen das Reich der Amoriten unter dem Könige Sihon, dann der Ammoniten und zuletzt das Gebiet des Stammes Ruben aus (4 Mos. 21, 24. Jos. 12, 2. Richt. 11, 13. 22). Der Name Jabbok ist wol von בָּקַק (ausgießen) abzuleiten (יַבֹּק statt der im Althebräischen gewöhnlichern Form יַבֹּק); in der Bibel (1 Mos. 32, 24) wird er mit אָבַק combinirt, als wenn er Kampf (יֵאָבֵק) bedeute. Bei Josephus [4]) wird er *Ἰάβακχος* genannt [5]). (*A. G. Hoffmann.*)

JABES, genauer nach dem Hebräischen **JABESCH** (יָבֵשׁ, trocken, auch יָבֵישׁ), eine dem Stamme Manasse zugetheilte, jenseit des Jordan, in der Landschaft Gilead, daher auch Jabesch Gilead genannt, nach Eusebius Onomastikon sechs römische Meilen von Pella, nach Gerasa zu gelegene Stadt Palästina's. Die Bewohner derselben nahmen an einem Ausrottungskriege gegen Benjamin keinen Theil (Richt. 21, 8 fg.), weshalb die männliche Bevölkerung bis auf die Jungfrauen aufgerieben wurde. Während Saul's Regierung wurde die Stadt vom ammonitischen Könige Nahas belagert, aber von Saul entsetzt (1 Sam. 11); die daraus entsprungene Anhänglichkeit für den Letztern und seine Familie bewährte sich auch, nachdem er mit seinen Söhnen im Kriege gegen die Philister gefallen war (1 Sam. 31, 11. 12). Heutigen Tages hat sich der Name Jabesch in der Bezeichnung eines Flüßchens erhalten. (*A. G. Hoffmann.*)

JABIN (יָבִין), kanaanitischer König zu Hazor, im nördlichen Palästina, veranlaßte einen gemeinschaftlichen Angriff der kleinen palästinensischen Fürsten auf die Hebräer unter Josua, wurde aber am See Merom gänzlich geschlagen, und selbst getödtet (Jos. 11, 1 fg.). Maurer (Comment. zu Jos. 11, 11) ist geneigt, ihn für eine Person mit demjenigen Jabin, welcher nach Richt. 4, 1 fg. vgl. Ps. 83, 10 die Hebräer bedrückte, und dessen Feldherr Sissera von Barak geschlagen wurde, zu halten. (*A. G. Hoffmann.*)

JABLANA, auch **JABLAN, JABLANY** und **JABLONA**, 1) ein mit dem Gute Netluk vereinigtes, dem Karl Gotthard Reichsgrafen von Schafgotsch gehöriges Gut im berauner Kreise des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, welches in dem herrschaftl. Schlosse des gleichnamigen Dorfes verwaltet wird. Zu diesem Gute gehören 11 Dörfer und die sogenannte Kasernenmühle. In der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrh. gehörte das Gut dem Joh. Franz Ritter von Neuberg, nach dessen im J. 1787 erfolgtem Tode es auf seine Erben überging. 2) Ein ½ Stunden von der Moldau und vier Stunden von Bistritz entferntes, zu dem gleichnamigen Gute gehöriges Dorf im berauner Kreise Böhmens, mit einem herrschaftl. Schlosse, einem Meierhofe und einer Schäferei, 29 Häusern und 201 Einw. (*G. F. Schreiner.*)

JABLANACZ, 1) ein am östlichen Ufer des adriatischen Meeres gelegenes Dorf des karlstädter Generalats der österreich. kroatischen Militairgrenze. Es gehört zum ottochaner Grenzregiments-Canton Nr. 2, besitzt 56 Häuser (1817: 49) und 589 Bewohner, einen kleinen, aber durch seine Naturanlage sehr gut gedeckten Hafen, eine kathol. Pfarre (der Diöcese Zengg und Modrussa), ein altes in Ruinen liegendes Schloß, ein unter der Militair- und eigentlich Regimentsverwaltung stehendes Weinsatzamt und ein Holzdepot. Auch besteht zu J. ein Zollamt; von dort wird auch der Verschleiß des Bauholzes in dem porto deserto Sztinicza, der eine halbe Stunde von J. entfernt ist, bestritten. Das Dorf ist zugleich eine Officiersstation und ein Handlungsort, in dessen Hafen einige mittlere Kauffahrteischiffe aufgenommen werden können, worin einiger Weinhandel mit dem Orte selbst und den nächsten Dörfern getrieben, und woraus schwächeres Bau- und Brennholz ausgeführt wird. Der Hafen hat einen Flächenraum von 2600 □Klaftern, eine

1) L. Burckhardt's Reisen in Syrien rc., teutsche Übers. herausgeg. von Gesenius S. 598, und Gesenius' Anmerk. dazu, S. 1059, 1060. 2) a. a. O. S. 599. 3) Secreta fidel. cruc. p. 252. 4) Antiquitt. Judd. IV, 5. §. 2. ed. *Oberth.* 5) Im Targum יובקא; Gesenius (a. a. O. S. 1060) erwähnt, daß bei Josephus (a. a. O. IV, 4) dem ähnlich *Ἰόβακχος* vorkomme, was ich aber nicht finde.

Länge von 65, eine Breite von 40 und eine Tiefe von ein bis acht Klaftern, sehr gute Uferbeschläge nebst zwei Dämmen (Moli) zur Ausladung, die auch in einem guten Zustande sind. Nebst dem hat dieser Ort auch reichliche süße Wasserquellen, und gewährt den eingelaufenen Schiffen volle Sicherheit. Im J. 1818 sind hier 30 Schiffe ein- und 23 ausgelaufen, mit einem Werthe von 11,224 Fl. 34 Kr., 1819 95 Schiffe mit einem Werthe von 12,609 Fl. 2 Kr. ein- und ausgelaufen. Hier ist permanent ein kaiserl. Fahrzeug, Filinga oder Patrouillschiff genannt, stationirt, welches mit einem vom Ärarium besoldeten See-Capo und sechs Seressanern ausgerüstet ist, um auf Schwärzungen und sonstige den Hafen und die umliegende Meeresgrenze, den Schleichhandel und das Sanitätswesen betreffenden Angelegenheiten Acht zu haben. Jablanacz hat seine Verbindung mit dem Küstenlande blos durch den morlakkischen Kanal. Eine halbe Stunde von hier ist der nun als porto deserto erklärte Landungsplatz Sztinicza, wo jetzt wenig, früher aber der größte Handel mit Bauholz bestand, und so lange die Waldtaxe in der Militairgrenze noch nicht so bedeutend hoch war, mit großen Gattungen von Mastbäumen und sonstigem Schiff-, Bau- und Nutzholze getrieben wurde. Die Zufuhr geschieht aus der Gebirgsgegend Wellebit nächst Kosóm, mittels eines sehr beschwerlichen Schleppweges, welcher zum Nachtheile des Handels in sehr schlechtem Zustande ist. 2) Ein drei Stunden von Novßka entferntes, im gradiskaner Grenzregiments-Canton Nr. 8 im peterwardeiner Generalat der slawonischen Militairgrenze gelegenes Dorf von 140 Häusern und 716 meist der griechischen Kirche zugethanenen Einw., und einer nichtunirten griech. Pfarre und Schule. Das Dorf liegt dem türkischen Ufer gegenüber am linken Ufer des Savestromes und ist ein Handlungsplatz für Rind- und Borstenvieh, Thierhäute u. dergl. Hier sind auch für die Schiffahrt Anbindpfähle vorhanden und müssen auch Haft- und Gestättentaxen entrichtet werden. (S. d. Art. Orsova.) Zwischen hier und Drenovbok ist der Trappelweg jetzt, wegen Durchbruchs des Dammes, unterbrochen.

(*G. F. Schreiner.*)

JABLENAEH, eine der Herrschaften Obergutenhag und Obermurek dienstbare Gemeinde im Bezirk Obergutenhag des marburger Kreises der untern Steiermark, welche zwischen den weinreichen windischen Büheln liegt, zur Pfarre St. Leonhard (Bisthum Seckau) gehört; 44 Häuser und 222 windische Einw. zählt, welche Weinbau treiben und sich zur kathol. Kirche bekennen. Im 14. Jahrh. bestand noch eine adelige Familie gleiches Namens, aus welcher Friedrich von Jablenaeh stammte, der im J. 1343 Grundstücke an die Dominikaner in Pettau verkaufte.

(*G. F. Schreiner.*)

JABLING, auch **JABING**, ungrisch Jobbágy (sprich Jobbadj), 1) ein im günser Bezirke der eisenburger Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Niederungerns gelegenes, drei Meilen südlich von Schlaining und eine halbe Meile nordwestl. von Rothenthurn entferntes Dorf am rechten Ufer der Pinkwa, in einer offenen hügeligen Gegend zwischen Németß, Mihály und Vörösvár, mit 115 Häusern und 884 teutschen Einw., unter welchen sich viele Adelige und 779 Kathol. und 105 Evang. befinden. Das Dorf gehört dem Grafen Erdödy, ist nach Felsö-Ör eingepfarrt, und hat eine kathol. Filialkirche und guten Feld- und Hanfbau. Hier werden die sogenannten jabinser Krüge verfertigt. 2) Eine, windisch Jablane genannte, Gemeinde des Bezirks Kranichsfeld im marburger Kreise der untern Steiermark, zwei Meilen von der Kreisstadt und 1¼ M. von dem Hauptorte des Bezirks entfernt; es zerfällt in die beiden Dörfer Ober- und Unterjabling, ist zur Herrschaft Freistein getreidezehendpflichtig, und den Herrschaften Kranichsfeld und Freistein dienstbar, und besteht aus 70 Häusern, 71 Familien und 302 windischen Einw. An größern Hausthieren besitzt es 59 Pferde, 43 Ochsen und 46 Kühe. Der Flächenraum wird landwirthschaftlich benutzt, doch hat es auch ansehnliche Waldungen. Eingepfarrt ist die Gemeinde nach Zerkowitz (Dekanat Schleinitz, Bisthum Seckau).

(*G. F. Schreiner.*)

JABLONA, böhmisch Gablon, teutsch **Gabel**, eine zur gleichnamigen Allodialherrschaft des Franz Joseph Grafen von Pachta gehörige Municipalstadt im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, fünf Meilen nordwestl. von der Kreisstadt, eine Stunde von der Grenze des Königreichs und zwei Meilen von der sächsischen Stadt Zittau entfernt, zwischen den Ausläufern des Jeschkengebirges an der Einmündung des markersdorfer Baches in den Jungfernbach gelegen; sie ist mit Mauern umgeben, hat zwei Vorstädte, 371 Häuser und 2135 teutsche Einw., welche sich zur kathol. Religion bekennen, von Gewerben und dem Handel ernähren und auch etwas Ackerbau und Viehzucht treiben. Unter den Gewerben sind die Flachs-, Schaf- und Baumwollenspinnerei, die Weberei und Tuchmacherei am bedeutendsten. Die Stadt hat eine kathol. Pfarre, eine schöne Kirche zum heil. Laurentius, ein Postamt und Station, ein Spital nebst der St. Wolfgangskapelle, ein Armeninstitut, ein kaiserl. königl. Commercialwaaren-Stempelamt, ein Brauhaus, einen herrschaftl. Meierhof mit einer Schäferei, vier Mühlen und eine Bretsäge. Hier werden vier stark besuchte Jahrmärkte, bedeutende Getreidewochenmärkte und jeden Montag ein Wochenmarkt abgehalten, durch welche die umliegende Gegend mit Getreide und andern Victualien versorgt wird; ein Rath- und ein Herrenhaus. Die Pfarre, über welche, sowie auch über die Schule, der Herrschaft das Patronatsrecht zusteht, wird von vier Priestern versehen, zählte im J. 1830 8014 Pfarrkinder und gehört zum Districtsvicar. Gabel der leitmeritzer Diöcese. Bis zum J. 1784 war hier auch ein Dominikanerkloster, welches vom Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde; ihm gehörte auch die gegenwärtige Pfarrkirche. Die Stadt durchschneidet die von Prag über Jungbunzlau nach Zittau in Sachsen führende Post- und Commercialhauptstraße; von dieser löst sich hier auch eine fahrbare Landstraße los, welche von Gabel nach Böhmisch-Leipa führt. Die Stadt ist alten Ursprungs, verdankt ihre Entstehung der sel. Pribislawa, der Schwester des heil. Wenzel, welche hier zur Welt gekommen, später an den Herrn von Ga-

blon verehelicht gewesen, und das ehemalige Dorf Gablon mit Mauern umgeben haben soll. Das hiesige Dominikanerkloster wurde im J. 1260 von Jaroslaw von Berka und dessen Gemahlin, Zdislawa, welche in jener Zeit im Besitze der Herrschaft waren, gestiftet. Die Stadt hatte sowol im Hussitenkriege, als auch im dreißig- und siebenjährigen Kriege viel zu leiden *). Auch im bairischen Erbfolgekriege war sie von den feindlichen Truppen der Preußen besetzt. Im J. 1809 hatte der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig durch einige Zeit vor seinem Zuge gegen Napoleon hier sein Hauptquartier aufgeschlagen. Im J. 1813 wurde die Stadt von dem Armeecorps des Fürsten Poniatowsky besetzt, beherbergte am 19. Aug. den Kaiser Napoleon und litt später sehr viel durch den Durchmarsch der kaiserl. russischen Armee. Das Wappen der Stadt Gabel hat in einem runden Schilde drei rothe Thürme mit einem Schließgitter und offenem Thore, darin eine Gabel. Zur Stadt wird auch das obrigkeitliche Schloß Neufalkenburg conscribirt, welches einige hundert Schritte von der Stadt entfernt, an einem großen Mühlteiche liegt und der eigentliche Sitz der Besitzer der Herrschaft Gabel ist; gegenwärtig befindet sich nicht weit davon eine Baumwollenspinnerei und die Gegend um das Schloß ist durch ausgebreitete Gartenanlangen und Alleen verschönert. (*G. F. Schreiner.*)

JABLONCZA, 1) ein auch Jablonitz genannter, an der Miava gelegener, 4½ St. von Holicz und ³ St. von Szenicz entfernter Marktflecken im szakolczer Bezirke der neutraer Gespanschaft Niederungerns, mit einem schönen Schlosse des Grafen Appony, einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule, über welche dem Besitzer der Herrschaft Korláthkeö das Patronatsrecht zusteht, 259 Häusern, 1596 slowakischen Einw., und zwar 1373 Katholiken, 169 Evangel. und 54 Juden, mit starkem Flachs- und Hanfbau und ergiebigen Wiesen, die aber den Überschwemmungen der Miava ausgesetzt sind, und mehren Mühlen. Die hiesige Pfarre, welche zum szeniczer Vicearchidiakonatsdistrict der graner Erzdiöcese gehört und von einem Priester besorgt wird, ist sehr alt und zählte im J. 1833 im Markte und in den eingepfarrten Ortschaften Hlboka und Schrank 1460 Katholiken, 1205 Luther. und 76 Juden. Das Dorf gehört den Familien Appony, Bossany und A. Im J. 1704 fiel hier zwischen dem kaiserl. General Ricschany und dem Fürsten Rákótzi eine Schlacht vor, aus welcher der Letztere als Sieger hervorging. 2) Ein auch Jablonka genanntes Dorf der torner Gespanschaft Oberungerns. Es liegt am Ursprunge des Potranikflusses, zwischen hohen Gebirgen, in denen sich mehre merkwürdige Höhlen befinden, 1½ Meilen westsüdwestlich von Torna und 3½ Stunden von Rosenau entfernt, hat eine reformirte Pfarre und Kirche, 81 Häuser und 627 magyar. Einw., unter welchen sich 119 zur kathol., 503 zur reform. Kirche bekennen und fünf Israeliten sind. Der Ort gehört zur Herrschaft Szadvár. Zwischen diesem Dorfe und Josofö sind bis Torna sehr viele warme Quellen und starker Weinbau, dessen Erzeugniß freilich nicht das beste ist. (*G. F. Schreiner.*)

JABLONETZ, böhmisch Gablonec, ein zur gräflich Harrach'schen Fideicommißherrschaft Jablonetz gehöriges großes Dorf im bydžower (sprich bidschower) Kreise des Königreichs Böhmen, am linken Ufer der großen Iser zwischen den waldigen Vorbergen des Riesengebirges, und zwar dem poniklaer, buraner, hochstädter und dem kalten Berge, 2½ Stunden nördlich von Starkenbach, unfern von der bunzlauer Kreisgrenze gelegen, mit einer zum hohenelber Vicariatsdistrict des königgrätzer Bisthums gehörigen kathol. Pfarre, welche von zwei Priestern versehen wird, und für das J. 1831 in den eingepfarrten Ortschaften: Jablonetz, Burschau, Woitieschitz, Niederauschnitz, Bratrochow, Oberauschnitz, Heylow, Koncin und Berno 2780 Seelen zählte; einer kathol. Kirche zum heil. Prokop und einer Schule, welche sämmtlich unter dem Patronat der Herrschaft stehen; einer Leinwand- und Garnbleiche; einer dreigängigen Mühle an der Iser, 90 Häusern und 711 czechischen Einw., welche nebst dem Ackerbau und der Viehzucht noch mancherlei Industrialgewerbe treiben. Im 14. Jahrh. soll hier ein Cistercienserkloster gewesen sein, welches von den Taboriten zerstört wurde; im J. 1721 wurde die Kirche zur Pfarre erhoben, und im J. 1777 wurde von Ernst Guido Grafen von Harrach statt der alten hölzernen die gegenwärtige Kirche von Stein gebaut; auch die Schule wurde im J. 1822 von dem Grafen Johann Nepomuk von Harrach neu erbaut. (*G. F. Schreiner.*)

JABLONICA, 1) eine im sanoker Kreise Galiziens gelegene Herrschaft der Joseph von Boguß'schen Erben, mit einem eigenen Justizamte. 2) Ein Berg im sandecer Kreise Galiziens, der von dem Dorfe Kanina auch der kaniner Berg genannt wird; er erhebt sich zwischen Lymanow gegen Neusandec hin, und sein Rücken dominirt das pessarczower und meczíner, dann das przyszower Thal. An der Nordseite dieses großen Berges läuft die galizische Haupt-Commercial- oder Karpathenstraße hin, und erhebt sich weiterhin auf dem Rücken derselben. 3) Ein Dorf im czernowitzer Kreise Galiziens, zwischen hohen Bergen, am Ufer des Pruthflusses gelegen, 1½ St. von Körösmezö entfernt. Über dieses Dorf werden von Delatyn durch einen Engpaß über die Karpathen aus Galizien Getreide aller Art, Branntwein und Hanf auf Saumrossen nach Ungern geschafft, und dagegen Lämmerfelle, gedörrtes Obst, Nüsse und Kastanien herübergebracht. Die Bauern wohnen meist zerstreut, bauen meist Kopfkohl und Kartoffeln, und besorgen den Transport dieser Gegenstände. 4) Ein zur Cameralherrschaft Nadworna gehöriges, und von dem Hauptorte derselben 14 St., von der Kreisstadt aber 22 St. entferntes, im hohen Gebirge der Karpathen gelegenes Dorf im stanislawower Kreise Galiziens. 5) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriges, zum Unterschiede von den übrigen **Jablonicaruska** genanntes Dorf im sanoker Kreise Galiziens; es liegt am Sanflusse acht Stunden von Jassienicza und 4½ St. von der Kreisstadt entfernt, nächst Temeszow, mit einer kathol. Pfarre und Kirche. 6) Ein

*) s. J. G. Sommer's Böhmen. Bunzlauer Kreis. (Prag 1834.) S. 269—271.

kleines Gebirgsdorf am weißen Czeremoßflusse im kolomeaer Kreise Galiziens; es gehört zur kaiserl. königl. Cameralherrschaft Kutty, wohin es auch eingepfarrt ist. 7) Ein zur gräflich Zaloski'schen Herrschaft Jasienica gehöriges, und zwei St. davon entferntes Dorf im sanoker Kreise Galiziens, am Wislokflusse gelegen, mit einer kathol. Pfarre und Kirche. 8) Ein zur gräflich Wodzicki'schen Herrschaft Skolyszyn gehöriges, zwischen zwei Bergen nächst dem Dorfe Czermna gelegenes und zwei St. von der Kreisstadt entferntes Dorf im jasloer Kreise des Königreichs Galizien. (*G. F. Schreiner.*)

JABLONITZ, 1) ein landtäfliches der Stadtgemeinde Bilin gehöriges Gut im leitmeritzer Kreise Böhmens, welches aus dem einzigen gleichnamigen Dorfe besteht. Dieses Gut leidet nur an Wäldern Mangel. Der Boden ist mittelmäßig fruchtbar, die Einwohner sind theils mit dem Ackerbau und theils mit einzelnen Industriezweigen, durch welche sich diese Theile von Böhmen vortheilhaft auszeichnen, beschäftigt. 2) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriges Dorf im leitmeritzer Kreise Böhmens, 2½ St. südsüdöstl. von der Stadt Bilin, zwischen den Dörfern Kosel und Liebhausen gelegen, mit 32 Häusern und 164 Einw., einer dem heil. Wenzel geweihten Kapelle, einem obrigkeitlichen Meierhofe und einer Windmühle. Eingepfarrt ist das Dorf nach Kosel (Gut Bieloschitz, Vicar.-District Libochowitz, Bisthum Leitmeritz). (*G. F. Schreiner.*)

JABLONKA, 1) ein auch Jablanka genanntes, an der polnischen Grenze 10 St. von Kubin, 13 St. von Rosenberg und drei St. von Twrdoschin entferntes, an der von Kralován nach Jordanow in Galizien führenden Comitatsstraße gelegenes Dorf des trsztennaer Bezirks der arvaer Gespanschaft Niederungerns von 576 Häusern, welche im Umkreise von mehr als einer Meile zerstreut liegen, und 3639 slawischen Einw., welche sich von der Leinwandweberei und dem Hausirhandel ernähren. Hier befindet sich eine kathol. Pfarre, Kirche und Schule, und ein Dreißigstamt, wo auch Reisende aufgenommen werden. Das Dorf gehört zum Schlosse Arva. 2) **Felsö-Jablonka**, slaw. **Wessna-Jablonka**, Ober-Jablonka, ein der gräfl. Szirmay'schen Familie gehöriges Dorf im görögényer Bezirke der im Kreise diesseit der Theiß gelegenen zempliner Gespanschaft, liegt sechs St. von Nagy-Mihály, zählt 91 Häuser und 678 rußniakische Einw., die sich sämmtlich, mit Ausnahme von 11 Juden, zur griechischen Kirche bekennen; es sind daselbst eine griechisch-kathol. Pfarre, Kirche und Schule, und eine Mahlmühle. 3) Unter-Jablonka, ungr. Alsó, rußn. **Niżna-Jablonka**, ein rußniakisches Dorf desselben Bezirks, Comitats und Kreises Oberungerns, mit 62 Häusern, 460 Einw., unter welchen neun Juden sind, einer griechisch-kathol. nach Felsö-Jablonka eingepfarrten Kirche, einer Mahlmühle und einem königl. Dreißigstamte. 4) **Tóth-Jablonka**, Slawisch-Jablonka, ein in demselben Comitat, Kreise und Bezirke gelegenes, 4½ St. von Nagy-Mihály entferntes, den adeligen Familien Kozinczy und Malatinzky gehöriges Dorf von 54 Häusern, 417 Einw., worunter sich 29 Juden befinden, und einer Mahlmühle. Das Dorf ist nach Päppira eingepfarrt. 5) Ein teutsch Wiehstadtl genannter Marktflecken der gräfl. Althann'schen Herrschaft Grulich im königgrätzer Kreise Böhmens, von Grulich eine M. westnordwestl. und 18 M. von Prag entfernt, am stillen Adlerflüßchen gelegen, hat 122 Häuser, 732 teutsche Einw., eine kathol. Pfarre, dem heil. Johannes dem Täufer geweihte Kirche und Schule, über welche dem Grafen Althann das Patronatsrecht zusteht, und ein wüstes Schloß, welches auf dem sogenannten abgebrochenen Felsen liegt. Der Markt führt drei Tannenbäume im Wappen. Die hiesige Pfarrkirche wurde im J. 1732 ganz neu wieder hergestellt; die Pfarre gehört zum Vicariatsdistrict Nekorz der königgrätzer Diöcese, wird von zwei Seelsorgern versehen und zählte im J. 1830 2107 Seelen in ihrem Sprengel. 6) Ein dem Joh. von Jaruntowski gehöriges Gut mit einem eigenen Justizamte und Dorf im sanoker Kreise Galiziens, acht St. von Jassienica und 3½ St. von dem Sitze des Kreisamtes entfernt, wo die Briefe aufgegeben werden können, mit einer Pfarre der przemysler Diöcese. 7) **Jablonka-Wyzna**, ein zur Cameralherrschaft Lorkna gehöriges Dorf im samborer Kreise Galiziens, mit 159 Häusern und 795 Einw. und einer Pfarre. 8) **Jablonka-Nyzna**, ein zu derselben Herrschaft gehöriges und in demselben Kreise und Lande gelegenes Dorf; es ist 15 St. von der Kreisstadt entfernt, und befindet sich nächst der Stadt Turka am Flusse gleiches Namens, hat 187 Häuser, 935 Einw. und eine zur przemysler Diöcese gehörige Pfarre. 9) Ein zur Cameralherrschaft Solotwina gehöriges, am Bystrzycaflusse gelegenes, 9½ St. von der Kreisstadt entferntes Dorf im stanislawower Kreise Galiziens, mit einer rußniakischen Pfarre der orientalischen Kirche, Mahlmühle ꝛc. 10) Zwei Bäche, deren einer im samborer, der andere im stryer Kreise Galiziens sich befinden; der erstere geht an der Stadt Turka und an Nyzna-Jablonka vorüber, und ergießt sich in den Stry, der andere geht in die Drawa und treibt bei Hutta einen Eisenhammer. (*G. F. Schreiner.*)

JABLONKI, ein den Ludwig von Urbánski'schen Erben gehöriges Gut im südlichsten Theile des sanoker Kreises Galiziens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem gleichnamigen Dorfe; dieses liegt am Hoczewkabache, nächst Kolonice und Habkowce, nicht ganz ¼ M. südlich von dem Markte Baligrod; mit einer kathol. Pfarre, Kirche und Schule. Das Dorf liegt mitten zwischen ausgebreiteten Wäldern, welche ringsum die Karpathen bedecken. (*G. F. Schreiner.*)

JABLONOW, auch **JABLANOW**, 1) eine Cameralherrschaft im kolomeaer Kreise des Königreichs Galizien, an der Anton Bogowsky in Jspas einen zweiten Antheil hat, mit einem eigenen Justizamte. Sie liegt im südlichen Theile des Kreises, grenzt im N. an die Cameralherrschaft Peczeniżyn und im W. an die Cameralherrschaften Pistyn und Kossow, und besteht aus dem Markte Jablonow, und den Dörfern Uttorop, Kosmacz, Szeszory, Ober- und Unterbereszow und mehren andern. Das Wirthschaftsamt hat seinen Amtssitz zu Peczeniżyn, wo auch der Bezirkswaldbereiter des kaiserl. königl. ja-

blonower Forstbezirks sich aufhält. Die Oberfläche der Herrschaft ist gebirgig, von den Zügen der Karpathen bedeckt, der Boden minder ergiebig, reich an Wäldern, und die Einwohner arm. 2) Ein zur Cameralherrschaft gleiches Namens gehöriger Marktflecken im kolomeaer Kreise Galiziens, am linken Ufer des Luczkabaches, eines Nebengewässers des rechten Pruthufers, zunächst an der sogenannten kuttyer Verbindungsstraße, zwischen Utrop und Stopczatow gelegen, und ungefähr zwei St. von der Kreisstadt entfernt, wo sich die nächste Briefsammlung befindet, mit einer lateinischen zum kolomeaer Dekanat des lemberger Erzbisthums gehörigen und einer griechisch-kathol. Pfarre und Kirche, und einer Weg- und Brückenmauthstation. Hier bestand früher auch eine kaiserl. königl. Salzcoctur. Jahrmärkte sind daselbst keine geordnet, wol aber verdienen sich die Einwohner ziemlich viel durch das Frachtfuhrwesen, indem die benachbarten Salzcocturen viele Gelegenheit zur Verführung des Salzes über Kolomea gewähren; auch wird jährlich viel Getreide, größtentheils aber Weizen, mittels Saumpferde über Jablonow, Mikuliczyn und Jablonice in die marmaroser Gespanschaft Ungerns transportirt. Bei diesem Dorfe erhebt sich der steile jablonower Berg, über welchen die Straße mit einer Steigung von drei bis sieben und acht Zoll geführt ist. 3) Ein zur Cameralherrschaft Borynia gehöriges Dorf mit einer griechischen Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

JABLONOW, 1) eine dem Lorenz Grafen von Dzieduszycki gehörige Herrschaft im czortkower Kreise Galiziens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte und dem Dorfe gleiches Namens, welches 1¼ St. südwestlich von dem Markte Suchostaw und eine halbe St. westwärts von der tarnopoler Post- und Commercialnebenstraße, am Fuße bewaldeter Berge liegt, zwei nichtunirte griechische Kirchen, einen Hof und herrschaftlichen Wohnort hat, und nach Kopyczynce eingepfarrt ist. 2) Ein zu dem erzbischöflichen Tafelgute Konkolniki gehöriges Dorf im brzezaner Kreise des Königreichs Galizien, mit einer zur lemberger griechisch-kathol. Metropolie gehörigen Pfarre, Kirche und Schule. Das Dorf liegt in einer hügeligen Gegend, drei St. nordnordöstlich von der Stadt Halicz, zunächst dem Dorfe Zagorze. 3) Ein ungrisch Almás genanntes Dorf im Bergbezirke der zipser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, nächst Szepes-Várallya gelegen, mit einer kathol. Filialkirche, 133 Häusern und 968 kathol. Einw., welche Slowaken sind. Das Dorf gehört dem zipser Domcapitel. 4) Ein ungrisch Alma-Mezö genanntes Dorf im munkácser Bezirke der beregher Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, am rechten Ufer des Visabaches, zwischen den Hochgebirgen der Karpathen nächst Valócz gelegen, dem Grafen Schönborn gehörig, mit 11 Häusern und 119 rußniakischen Einw. (*G. F. Schreiner.*)

JABLONOWE, 1) ein ungrisch Almás, Apfelsbach genanntes Dorf im presburger Bezirk (Processus) und Comitat, im Kreise diesseit der Donau Niederungerns, zwischen den Vorbergen des Karpathengebirges, in freundlicher Umgebung, 2¼ St. nordnordöstlich von dem Markte Stampfen (Stompfa), mit einer zum malaczker Vice-Archidiakonats-District des graner Erzbisthums gehörigen alten kathol. Pfarre, einer kathol. Kirche und Schule, über welche dem Fürsten Pálffy das Patronatsrecht zusteht, 183 Häusern und 1235 kathol. Einw., welche zu dem slawischen Volkszweige der Slowaken gehören, und 11 Juden. Das Dorf gehört der Familie Pálffy. 2) Ein im vágh-beszterczer District der trentschiner Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungerns, nächst dem Markte Predmir, zwei M. westsüdwestlich von Silein liegendes Dorf von 31 Häusern und 272 slowakischen Einw. (239 Katholiken, 21 Evangelische und 12 Juden). (*G. F. Schreiner.*)

JABLONOWSKY. Das gräfliche und fürstliche Haus J. soll, einer alten Sage nach, die in dem Wappen ihre Bestätigung findet, einer der zahllosen Zweige des in den frühesten Zeiten Polens schon berühmten Stammes Zaremba sein, und seinen Namen von einem Schlosse Jablonowo in Großpolen, vermuthlich dem Jablonowo unweit Meseritsch, herleiten. Stanislaus Jablonowsky, der Woiwode von Rußland, einer der ersten Theilnehmer der dem Könige Michael entgegengesetzten Conföderation, war darum auch der Theilnehmer aller Geheimnisse des bei diesen Umtrieben vorzüglich betheiligten Kron-Großfeldherrn Sobiesky, was er zwar zu Zeiten benutzte, um dem Könige nützliche Winke zu ertheilen und daher für seine Person wenigstens, einen offnen Bruch mit demselben zu vermeiden. Er war es auch, welcher nach Michael's Tode die Königswahl zu Gunsten des großen Sobiesky entschied, nachdem der Reichstag lange zwischen ihm, dem Herzoge von Lothringen, dem Prinzen von Condé und dem Pfalzgrafen von Neuburg zweifelhaft gewesen. In einer feurigen Rede setzte Stanislaus aus einander, wie wenig die drei letzten Candidaten unter den jetzigen Umständen der Republik nützen könnten. Die Prinzen von Lothringen und Neuburg seien ohne Erfahrung, der Prinz von Condé wäre zu alt. Sobiesky, der Stolz und der Retter des Vaterlandes, sei allein berufen, den Thron einzunehmen, ihm sei die Nation denselben gewissermaßen schuldig. Kaum war die Rede geendigt, als fünf Woiwoden dem Redner beifielen, die Übrigen folgten bald nach, die Lithauer zwar am letzten, und am 19. Mai 1674 wurde Sobiesky einstimmig zum Könige von Polen gewählt und ausgerufen. Des neuen Königs erstes Geschäft mußte die Vertheidigung des Vaterlandes sein, und Stanislaus versäumte die Gelegenheit nicht, unter dessen Augen Lorbeern zu pflücken. Noch spät im Herbste 1674 wurde er, von dem Hauptquartier Trembowla aus, mit 5000 Pferden detachirt, um die Besatzung von Kaminiec, vorzüglich durch die Wegnahme der ihr bestimmten Lebensmittel, zu beunruhigen, auch sich wo möglich der nur von Tataren gehüteten Brücke über den Dniester und Studziane zu bemeistern, und er lieferte wenigstens zahlreiche Gefangene und große Heerden in des Königs Lager. Auch in dem nächsten Feldzuge hielt sich der Woiwode so tapfer, daß der König nicht umhin konnte, ihn 1676 zum General-Lieutenant zu befördern. Als solcher stand er bei der Armee, die, den König an ihrer

Spitze, Anfangs Oct. 1676, in ihrem Lager bei Zurawno, an dem Dniester in dem heutigen stryer Kreise von Galizien[1]), von den Türken eingeschlossen und nach ihrem Brauche förmlich belagert wurde. „Nachdem sich nun die Türken und Tartarn den 8. Oct. in Battaille gestellt und der König gänzlich dafür hielt, daß sie ihn angreiffen würden, so machte er alle nöthige Anstalt zur Defension seines Lägers und commandirte den Palatin aus Reußen (den Woiwoden Jablonowsky) mit 12 polnischen Compagnien auf einen türkischen und tartarischen Hauffen, welcher über einen sehr tieffen Fluß gegangen und sich dem polnischen Lager sehr genähert hatte, loßzugehen. Dieser Palatin nöthigte den Feind, daß er wieder über den Fluß gehen mußte, und hielte mit denen frischen Völkern, welche der König ihme nach und nach zuschickte, die Gewalt von mehr als 20,000 Mann zwo gantzer Stunden auff. Nachdem aber 2 Pferd unter ihm erschossen worden, und er sich vom Feind übermannet befunden, so war der König genöthigt, ihm selbst zu Hülff zu kommen und des Feindes Furie, welcher gleichfalls den Seinigen immerzu frische Völker zuschickte, aufzuhalten. Dieser Succurs nun, den Se. Maj. mitgebracht, und die Husaren zwangen den Feind zum zweyten mal über den Fluß zu gehen, und nachdem der König obgedachtem Palatin von Reußen zwey frische Regimenter, so noch nicht mitgefochten, hinterlassen, so gab er demselben Ordre, diesen Paß noch ferner zu behaupten. Es hatte aber derselbe kaum den Rücken gewendet, so griff der Feind selbigen mit äußerster Macht an, und kam, nachdem er einen guten Theil seiner Reuterey zwischen das polnische Läger und die Redouten gestellt, des Palatins aus Reußen Trouppen in die Flanque, wodurch sie in so große Gefahr geriethen, daß der König genöthigt ward, mit den Seinigen und seinen leichten Pferden, wie auch zwei Compagnien Husaren wieder umzukehren und sich unter den Feind zu wagen, da er dann sonder Zweiffel den Kürtzeren hätte ziehen müssen, wann nicht seine Tapferkeit und der äußerste Widerstand seiner Compagnien leichter Pferde, seiner Husaren, und derer so um seine Königliche Person waren, das Beste gethan hätte, also daß mittlerweil vier andere Compagnien Husaren und 15 polnische Compagnien, welche der Chevalier Lubomirsky eben zu rechter Zeit marchiren lassen, Zeit gewonnen, daß sie ihm zu Hülff kommen können. Dieser frisch angelangte Succurs verdoppelte denen Polacken den Muth, daß sie mit solcher Furie unter die Türken setzten, daß sie dieselben in großer Unordnung bis unter ihre Stücke gejagt, und zwo Batterien übern Hauffen geworffen, und wann die Husaren und die gantze polnische Reuterey gleich anfangs bei dieser Occasion gewest wäre, würde sie die gantze türkische Cavalerie, wovon über 2000, ein Bassa und viel vornehme Officirer geblieben, geschlagen haben." Ereignisse der Art mußten den Türken die Überzeugung geben, daß es ihnen unmöglich, das polnische Lager zu überwältigen. Wider alles menschliche Erwarten kam am 16. Oct. 1676 der Friede zu Stande. Im J. 1682 starb der Krongroßfeldherr Wisnowiecky, und Stanislaus erhielt alsbald die erledigte Würde, erscheint namentlich in derselben bei dem glorreichen Entsatze von Wien. In dem Feldzuge des J. 1685 befehligte er allein die polnische Armee, da der König Krankheits halber zu Hause bleiben mußte. Er drang in die Moldau ein, bestand mehre glückliche Gefechte, ließ sich aber so weit verlocken, daß ihm zuletzt von den Türken und Tataren alle Communication mit Pokutien abgeschnitten und seine ganze Armee auf einen sehr engen Raum zusammengedrängt war. Der kaum genesende König eilte so schnell wie möglich ihm zu Hilfe, allein Stanislaus hatte denselben nicht erwarten wollen, sondern vom $\frac{1}{1}\frac{7}{8}$. Oct. an die verzweifeltesten Versuche gemacht, sich durchzuschlagen, und am 22. war es ihm endlich mit Hinterlassung vieler Bagage und großem Verluste auf beiden Seiten geglückt, die feindlichen Linien zu sprengen und durch die verwachsenen Wälder und verworrenen Pässe der Bukowina das befreundete Sniatyn zu erreichen. Auch in allen folgenden Feldzügen gegen die Türken erscheint Jablonowsky stets an der Spitze der Kronarmee, bald unabhängig, bald unter der unmittelbaren, persönlichen Leitung des Königs handelnd und sich bei allen Gelegenheiten den Ruhm eines tapfern Kriegers bewahrend, wenngleich der traurige Zustand des Heeres und die wandelbare Politik des Hofes es ihm nur selten erlaubte, Lorbeern zu pflücken. Doch gehört der Sieg, den er am 5. Oct. 1694 über ein Heer von 52,000 Tataren und Türken erfocht, die bestimmt, den Entsatz von Kaminiec zu bewerkstelligen, zu den glänzendsten Thaten des ganzen Kriegs. „Der Tartarn Dessein möglichst zu verhindern, brach der Cron-Großfeldherr, nachdeme er das Groß seines Lagers bei Trajan, eine halbe Meile von der Schanze der H. Dreifaltigkeit, zurückgelassen, den 5. October mit einem Corpo außerlesener Cavallerie sambt etlichen 1000 Dragonern und einem Theile der Infanterie, imgleichen mit 18 Stücken Geschütz, in Begleitung seiner drey Söhnen auf; zu welchem sich auch gleich drauf der Lithauische Groß-Feldherr, Fürst Sapieha mit seinen Reutern und Dragonern und 12 Feldstücken fügte und gesampter Hand sich nach dem Dniester wandten. Als sie nun von starker Annäherung des Feindes Kundschaft bekamen, liessen sie ihre Trouppen sich bey Tage etwas zurückeziehen, um dadurch den Feind sicher zu machen und näher herbeyzulocken, des Nachts aber commendirten sie dieselbe auf die Stelle wieder zurücke, da sie des vorigen Tages auffgebrochen. Nur allein der Dniester-Fluß war die Hindernus, daß beyde Theile nicht an einander kommen konten; und weil man sich des Orts, welchen die Wallachen und andere dieses Landes kundige zum übersetzen bequem erachtet hatten, wegen zugenommenen Wassers nicht gebrauchen konte, anbey durch die Wallachen, so zu recognosciren außgeschickt waren, Nachricht einlief, daß der Feind herannahete, so resolvirte der Feldherr also fort, sich gegen Ußcirka eine Meil hinunter werts zu wenden, um sich selbigen Passes zu bedienen; der Feind, ob er schon die Trouppen marchiren sahe, ließ es geschehen, und erwartete ihrer, indem er sich auf seine Force verließ.

1) Crusius kennt den Ort, wie so viele andere in allen Provinzen der Monarchie, nicht.

Worauf der Feldherr alsofort einige Cavallerie übersetzen lassen, obgleich die Mittel-Pferde guten Theil schwimmen müssen, und es schier schien wieder Raison zu seyn, gegen einen auf jener Seiten fertig stehenden Feind sothanigen Transport vorzunehmen; das einige, so er nur befahrete, war, daß der Feind, indem er an diesem Orte die polnische Armee aufhielt, den mit sich führenden Proviant an einen andern Ort möchte bringen lassen, ließ daher die Infanterie disseits des Flusses, allwo sie ihm auf benöthigtem Fall zur Reserve dienen und dafern er des Feindes Übersetzung an einem andern Ort etwan verwehren müste, er selbige desto leichter dahin ordiniren könte. Der Feind aber wollte diesen Ort mit Gewalt behaupten und suchte daher den Transport der Vortrouppen in Unordnung zu bringen, welche sich aber so lange tapffer wehreten, biß der Groß-Feldherr in eigener Person nebst dem Lithauischen Unter-Feldherren mit dem Groß der Cavallerie übergingen, und der Feldherr mit seiner und seiner drey Herren Söhne grösten Gefahr, dermassen den Feind forciret, daß selbiger mit Verlust von 4000 Mann das Feld zu räumen gezwungen ward, welchem die Überwinder dermassen hitzig nachsetzten, daß sie die fliehende biß an einen engen Paß, den Dniester-Schwindel genannt, eiferig verfolgten, und noch in die 3000 niedermachten, anbey 2 Murtzen erschlugen und ihrer zwey gefangen bekamen; es verhinderte zwar die einfallende Nacht, daß sie dem Feinde nicht weiter nachsetzen konten. Den folgenden Morgen aber fand man den Proviant von den Türken und Tartarn, die gäntzlich verlauffen, der Discretion der Überwinder überlassen, der, wie gedacht aus etlichen 1000 Wägen bestand, welche nicht allein mit Weitzen, Roggen, Mehl, Erbsen, Hirse und sehr viel Reiß, sondern auch mit allerhand delicaten Sachen, als Rosinen, Feigen, Baumöhl, Coffée, Butter, Käse, Nüsse, etz. sehr schwer beladen und mehrentheils mit sechs Ochsen bespannet gewessen. Die Menge des Proviants war so groß, daß die Armee denselben nicht alle geniessen können, dann nicht allein der Herr General Major Brand, der bei dieser Action seiner Gewohnheit nach, ungemeine Valeur erwiesen, in seiner Schantze der Heil. Dreyfaltigkeit sehr wohl damit versehen ward, sondern auch die pohlnische Cavallerie davon allen Überfluß gehabt, so daß man gesehen, wie die gemeine Knechte von der Armee eine unglaubliche Menge so wohl vertreten, als verschüttet und in den Dniester geworffen, welches auch in Erwegung der erhaltenen Victorie nicht wohl können gewehret werden. Welcher herrlichen Victorie halber dann sowohl zu Warschau, als in der Kayserl. Residentz-Stadt Wien unter Lösung des Geschützes und Läutung der Glocken das **Te Deum Laudamus** gesungen worden." Hiermit war aber auch der Krieg beendigt, wenngleich derselbe dem Namen nach über des Königs Johann Regierung hinaus fortgesetzt wurde, und der Großfeldherr, der seit dem J. 1692 die Woiwodschaft Reußen mit der Castellanei Krakau vertauscht hatte, mithin erster Senator der Republik geworden war, fand Zeit, auch auf ihre innere Angelegenheiten zu wirken. Eines der wichtigsten Verdienste, die er sich um sie erwarb, war die Beruhigung der Armee, die sich unter Baranowski's Anführung zu einer gefährlichen Conföderation gebildet hatte. Nach mancherlei stürmischen und blutigen Auftritten begab sich Baranowski mit großem Gefolge nach der Bernhardinerkirche zu Lemberg; er legte seinen Marschallsstab dem Prior zu Füßen, that dem Großfeldherrn Abbitte, und wurde hierauf mit seinem ganzen Gefolge von demselben gastirt. Ein anderer Dienst, den Stanislaus dem Vaterlande leistete, war sein Streben, die Krone dem Kurfürsten von Sachsen zuzuwenden, obgleich sie ihm selbst von einer nicht unbedeutenden Partei zugedacht gewesen war. Nachmals scheint er zwar darüber Reue empfunden und geäußert zu haben, er wurde aber bald mit dem Monarchen ausgesöhnt. Nachdem der Friede zu Carlowitz wirklich abgeschlossen worden, Niemand mehr an einen feindlichen Einfall dachte, erlitt er noch großen Schaden durch einen Tatarenschwarm, der in Rothreußen einbrach, die sämmtlichen Umgebungen von Sambor und Lemberg verwüstete, über 12,000 Menschen entführte, und besonders auf des Großfeldherrn Gebiete zu Jaikowce (in dem heutigen stryer Kreise) Alles, bis auf den Grund verbrannte (Februar 1699.) Im J. 1701 war Stanislaus einer der von dem Könige ernannten Mediatoren, durch welche die in Lithauen zwischen den Sapieha und Oginsky schwebenden Händel geschlichtet werden sollten, alle seine Kunst scheiterte aber an der Hartnäckigkeit der streitenden Parteien. Er starb, ohne das Ende des blutigen Zwistes gesehen zu haben, im J. 1702, und fand an de Jonsac einen eigenen Biographen: **Histoire de Stanislas Jablonowski Castellan de Cracovie, Grand-Général des armées de Pologne par** *de Jonsac* **(A Leipzic 1774** und 1786 4 Bde. gr. 4.) Seine an Raphael Lesczinsky seit dem 15. Nov. 1670 vermählte Schwester Anna überlebte ihn ganzer 25 Jahre; sie, die Mutter des Königs Stanislaus, starb den 29. August 1727. Von des Krongroßfeldherrn Söhnen verdienen Johann Stanislaus und Alexander Johann, als Stifter der beiden Hauptlinien, besondere Erwähnung. Der dritte, Boguslaus, kommt 1705 als Krongroßfähndrich vor.

Johann Stanislaus, Graf Jablonowsky, geb. 1669, vermählte sich, als Krongroßfähndrich zu Grodno den 6. Februar 1693 (nicht 1683) mit Johanna Maria de Bethune, Tochter von Franz Gaston, Marquis de Bethune und von Marie Louise de la Grange d'Arquien, daß er demnach der Neffe der Königin Maria Kasimira, Gemahlin des großen Sobiesky, wurde. Als Woiwode von Volhynien (seit 1694) stand er an der Spitze der zahlreichen und glänzenden Gesandtschaft, welche dem neu erwählten Könige August II. bis Tarnowitz entgegenzog, und die lateinische Rede, mit welcher er am 11. Julius 1697 den Monarchen empfing, darf den gelungensten Arbeiten der Art verglichen werden. Überhaupt war der Graf ein Literator von Bedeutung. Seine „Christliche Beschäftigung, oder des Herrn Leben und Leiden," ein Lehrgedicht in polnischer Sprache, wurde im Jahre 1700 von dem Jesuiten Perkowitz herausgegeben. Seine Übersetzungen von Äsop's Fabeln 1731 und 1750 von Fenelon's Telemach haben bis auf den heutigen Tag ihren Werth behauptet; seine Übersetzung von einigen

wenigen Fabeln von Lafontaine wurde zuerst durch Zaluski und nachmals in dem zweiten Bande der Bibliothek der polnischen Dichter herausgegeben. Nachdem Stanislaus Lesczinsky durch schwedischen Einfluß zum König in Polen erwählt worden, hielt sich J. nicht weiter dem Hause Sachsen verpflichtet, er nahm vielmehr 1705 Partei für Stanislaus, und erschien als dessen bevollmächtigter Minister in den Friedensunterhandlungen zu Altranstädt. Im J. 1713 ward er wegen einer gegen den König August II. vorgehabten Conspiration zu Wien gefangen gesetzt, und erst nach vier Jahren wieder freigegeben. Johann Stanislaus starb als Woiwode von Reußen und Ritter des weißen Adlerordens im Junius 1731 mit Hinterlassung von drei Söhnen (Stanislaus Vincenz, Johann Cajetan und Demetrius Hippolyt) und zwei Töchtern. Eine Tochter, die sich mehrentheils an des Königs Stanislaus Hofe aufgehalten, Maria Anna Ludovica, geb. 1699, wurde zu Chambord, den 29. Nov. 1730 mit Anna Karl Friedrich de la Tremouille, Prinzen von Talmont, verheirathet, im J. 1734 von dem französischen Hofe exilirt, weil sie den Muth gehabt, die Unfälle, die den König Stanislaus in Polen betroffen, seiner Tochter, der Königin von Frankreich, mitzutheilen, während sie dieser ein Geheimniß bleiben sollten, und starb als Witwe zu Paris, den 20. Dec. 1773; ihr Gemahl war den 20. Nov. 1759 gestorben, und zwar in der Abtei la Trappe, wohin er sich 1749, aus Betrübniß über den Tod seines einzigen Sohnes, begeben hatte. Der Prinzessin von Talmont Schwester, Katharina Jablonowska, vermählte sich zu Warschau den 21. März 1732 mit dem Krongroßschatzmeister Franz Maximilian Ossolinsky. Der jüngste ihrer Brüder, Demetrius Hippolyt, Fürst Jablonowsky, Starost von Kowel und Wisznìow, Generallieutenant der lithauischen Truppen, des weißen Adler- und des St. Hubertusordens Ritter (seit 2. Februar 1749) starb im Mai 1788, nachdem er in erster Ehe mit der Gräfin Johanna Szembeck, des Woiwoden von Sieradz Tochter (sie starb im April 1746 zu Witkow, einer Jablonowsky'schen Herrschaft in dem heutigen zloczower Kreise von Galizien), in anderer Ehe mit der Gräfin Josepha Charlotte Mycielska vermählt gewesen. Er hinterließ fünf Kinder, worunter die Söhne Stanislaus, Starost von Wisniow und Erbherr von Trzebuska in dem rzeszower Kreise von Galizien, Joseph, Kämmerer von Halicz, † 1791, Matthias und Karl. Matthias und Karl, die beiden jüngsten, sind noch am Leben und haben beide Nachkommenschaft. Der Fürst Matthias insbesondere, geb. 16. Junius 1757 zu Podkamien (nicht Bodkamien), einem Städtchen des zloczower Kreises mit einer bedeutenden Herrschaft, die noch heute sein Eigenthum, ist der Vater des Fürsten Ludwig J., der als österreichischer außerordentlicher Gesandter in Neapel gewesen ist. Johann Cajetan, der mittlere von des Grafen Johann Stanislaus des Woiwoden von Reußen Söhnen, war Starost von Cechrin, seit November 1754 auch Woiwode von Braclaw, Ritter des goldenen Vließes und des weißen Adlerordens, und starb den 6. März 1764 an den Folgen einer heftigen Contusion am Kopfe, die er in dem Gedränge eines zu Winnica in der Woiwodschaft Braclaw abgehaltenen, stürmischen Landtages empfangen hatte. Er war ohne Kinder, obgleich er in erster Ehe mit einer Wieldhorska, in anderer Ehe, seit dem 15. Nov. 1750, mit Maria Anna, des Grafen Kasimir Sapieha Tochter, verheirathet gewesen. Diese zweite Gemahlin war die durch ihre großen Reisen nach Frankreich, England, Italien, durch schriftstellerische Arbeiten, durch Geschmack und Gelehrsamkeit hinlänglich bekannte Fürstin Jablonowska. Auf ihren Reisen fand sie Gelegenheit, einen Schatz von kostbaren Büchern und Naturseltenheiten einzusammeln, den sie auf ihrer Erbherrschaft Siemiatyce in Podlachien aufstellte. Zu dem Ende mußte sie aber das dasige Schloß ganz umgestalten und bedeutend erweitern. Bibliothek und Sammlung sollen sie gegen zwei Millionen Fl. gekostet haben. Nach ihrem Tode wurde das Naturaliencabinet von dem Kaiser von Rußland um 100,000 Dukaten, die Herrschaft Siemiatyce, die wenigstens 400,000 Thlr. werth, von dem warschauer Kaufmanne Meißner angekauft. Dieser legte in dem zweiten Geschosse, wo einst Naturseltenheiten und Kunstsachen in prachtvollen Schränken verwahrt, den Kenner erfreuten, eine Tuchmanufactur an. Die von Bohomolec besorgte neue Ausgabe von des Martin Bielski **Annales Polonici** wurde auf Kosten der Fürstin gedruckt.

Des Woiwoden von Braclaw ältester Bruder endlich, Stanislaus Vincenz, geb. 1692, ward, gleich den übrigen Kindern, von Jugend auf mit besonderer Sorgfalt erzogen, selbst zu ernsthaften Studien angehalten, dann aber unter treuer Aufsicht auf Reisen geschickt. Als Landbote verschiedener Woiwodschaften wurde er dem Könige August II. bekannt und von diesem mit der Starostei Bialacerkiew beschenkt; diese Gunst scheint tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn obgleich er nicht umhin konnte, in der Königswahl von 1733 für den ihm so nahe befreundeten Stanislaus zu stimmen, so war er doch unter den ersten, die von ihm abließen. Dafür erhielt er von dem Könige August III. im J. 1735 die Woiwodschaft Rawa und den weißen Adlerorden, sowie später die Starosteien Meseritsch und Schwetz. Nachmals scheint er mit dem Könige Stanislaus ausgesöhnt worden zu sein, und er hielt sich abwechselnd in Paris oder in Luneville auf, wurde auch 1741 von dem Könige von Spanien mit dem Orden des goldenen Vließes beehrt, wegen seiner nahen Anverwandtschaft mit der Königin von Frankreich, sammt seinen Brüdern und seinem Vetter Joseph Alexander am 16. April 1743 von Kaiser Karl VII. in des H. R. R. Fürstenstand erhoben, und erhielt am 2. Februar 1750, während eines abermaligen Aufenthaltes an dem französischen Hofe, den H. Geistorden. Er starb zu Lublin den 24. Sept. 1754. Seine polnische Übersetzung von der **Morale de Tacite sur la flatterie, par** *M. Amelot*, wurde zu Lemberg im J. 1744 gedruckt. Außerdem hat man von ihm eine Lebensbeschreibung des H. Johannes Nepomucenus, und ein großes Heldengedicht, worin er seines Großvaters, des Krongroßfeldherrn Sieg in der Bukowina, 1685 über die Türken und Tataren erfochten, feiert. Seine erste Gemahlin, Johanna,

des Staroften von Grabowiec, des Georg Potocky Tochter, hatte er frühzeitig verloren; er schritt darauf zur zweiten Ehe mit Dorothea, des Castellans von Kalisch, Peter's von Bronisz Tochter, der Witwe von Johann Radomicki, dem Woiwoden von Inowroclaw. Sie war die letzte Tochter ihres alten berühmten Geschlechts, das mit jenem von Lesczinsky gleichen Ursprung und gleiches Wappen hat, und besaß, neben vielen andern Gütern, auch die bedeutende Herrschaft Widzyn und Kiebel in der Nähe von Bomst, die sie auf ihren Sohn vererbte. Dieser Sohn, Anton Barnabas, des H. R. R. und in Ostrog [2]) Fürst, Graf von Nizniow (in dem stanislawower Kreise von Galizien) und Razad, Baron von Bilikiow, Starost von Busk, Meseritsch und Schwetz (geb. 27. Januar 1732), erhielt am 2. Februar 1757 den kurpfälzischen St. Hubertusorden, im J. 1760 die Woiwodschaft Posen und am 3. August 1761 den weißen Adlerorden, wurde im Oct. 1773 delegirt, um die neue Grenze gegen Österreich festzustellen, und legte im Oct. 1774 die Woiwodschaft nieder, wogegen er später als Castellan von Krakau erscheint. Er starb im J. 1796, nachdem er in den letzten Zeiten seines Lebens abwechselnd zu Krzywin, in dem damaligen Kosten'schen Kreise von Südpreußen, oder zu Radzyn [3]), in dem gleichnamigen Kreise von Westgalizien residirt hatte. Seine erste Gemahlin, Anna, des Fürsten Paul Sanguszko Tochter, verm. im J. 1755, starb zu Annopol in Volhynien den 2. Jan. 1766, und er schritt darauf am 13. Nov. 1766 zur andern Ehe mit Thekla, des Kronjägermeisters Cölestin Czlapic Tochter. Aus der ersten Ehe kamen drei, aus der andern zwei Kinder. Der Fürst Stanislaus Paul, geb. 15. Febr. 1762, ist aus jener, sein Bruder, Maximilian, geb. 29. Junius 1785, aus dieser Ehe.

Alexander Johann Graf Jablonowsky, des Krongroßfeldherrn zweiter Sohn, war im J. 1671 geboren und starb als Starost von Busk und Krongroßfähndrich den 28. Jul. 1723, seine Witwe, Theophila Sieniawska, den 2. Sept. 1754, zu Krakau. Als des Kronunterfeldherrn und Woiwoden von Volhynien, des Nikolaus Sieniawsky, Tochter, war sie die Erbin großer Güter, die sie ihrem einzigen Sohne hinterließ. Dieser Joseph Alexander Pruß des H. R. R. Fürst Jablonowsky in Jablonow und Lachowce (in Volhynien), Graf von Lisianka (in dem kiow'schen) und von Zawalow (in dem brzezaner Kreise von Galizien), Freiherr von Podhorze, Erbe von Jawlonow, in Lithauen, Starost von Korsun, Wolpa, Rankuszky, Lawarysk, Onyrszty, Zagory und Busk, war den 11. Febr. 1711 geboren. Seine Talente nicht weniger, wie seine Geburt, eröffneten ihm den Weg zu den höchsten Ehrenstellen; er wurde zugleich mit seinen Vettern im J. 1743 in des H. R. R. Fürstenstand erhoben, empfing den St. Hubertus- (7. April 1744), St. Michaels- und des spanischen goldenen Vließes Orden (seine Installation wurde zu Bialystok den 25. Julius 1766 vorgenommen), erhielt auch von dem Könige August III. im Mai 1755 die Woiwodschaft Nowogrodek. Sein Glück fand er aber allein in den Wissenschaften, er trieb sie sein ganzes Leben durch mit dem verdienstlichsten Eifer, und sie waren der einzige Zweck, den er auf allen seinen weiten Reisen verfolgte. Eine dieser Reisen führte ihn, im Dec. 1762, nach Rom, und er hatte allerdings Ursache, mit der am päpstlichen Hofe gefundenen Aufnahme zufrieden zu sein; darum hat er auch seine Schrift **Astronomiae ortus et processus et de systemate Copernicano** dem H. Vater gewidmet, während bei der nämlichen Gelegenheit der P. Pacciardi seinen Commentar über die Alterthümer des Peloponnesus dem Fürsten zueignete und die Akademie der Arkadier ihn, unter dem Namen Ergisto Calidio, unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Bei dem Beginne der großen Unruhen in Polen suchte der Fürst Zuflucht in Sachsen, wo er auch das Rittergut Kitscher und Haubitz, in dem Amte Borna, erkaufte. In dieser freiwilligen Verbannung stiftete er im J. 1768 zu Leipzig die Jablonowsky'sche Societät der Wissenschaften, die sich besonders mit Geschichte, Mathematik, Physik und Ökonomie beschäftigt und jährlich drei Preise, jeden von einer 24 Dukaten schweren Medaille, aussetzt. Von des Fürsten eigenen Arbeiten sind die wichtigsten die Biographien von zwölf Krongroßfeldherren in polnischer Sprache und die **Vindiciae Lechi et Czechi** (Lips. 1770 und vermehrt 1775. 4.) Die Schrift **De motu telluris** wurde 1760 zu Lemberg, 1763 zu Rom, und 1765 mit neuen Zusätzen zu Danzig gedruckt. Das **Museum Polonum, tom. I. A—P.** erschien zu Lemberg 1752. 4. **L'empire des Sarmates, aujourd'hui royaume de Pologne** (zu Halle im J. 1742). Noch können wir nennen: **Dissert. de progress. litt. in Polonia**, und eine polnische Abhandlung von dem Fortgange der Dichtkunst in Polen. Endlich wollen wir nicht vergessen, daß Rizzi Zannoni seine große, immer noch schätzbare Karte von Polen aus den von dem Fürsten gelieferten Materialien zusammentrug. Der nicht sattsam zu preisende Mäcen starb zu Leipzig den 1. März 1777. Seine erste Gemahlin, Karoline Theresie, des lithauischen Großkanzlers, des Fürsten Karl Radziwil Tochter und des Woiwoden von Podlachien, des Grafen Kasimir Sapieha Witwe, verm. 1. Mai 1740, hatte er am 27. April 1765 (nicht 1764) durch den Tod verloren. Die andere, Franciska Victoria, des Fürsten Franz Michael Korybuth-Woroniecky Tochter, verm. 6. August 1766„ überlebte ihn um mehr denn 50 Jahre und starb den 1. Junius 1829. Eine Tochter aus der ersten Ehe, Theophila, geb. 1742, starb als des Fürsten Joseph Sapieha Witwe; sie hatte sich im J. 1763 vermählt. Eine andere, Anna, soll 1767 den Castellan von Kiow, Matthias Lankoronsky, geheirathet haben. Aus der zweiten Ehe kam ein Sohn, August Bonaventura Ignatius, geb. zu Leipzig den 3. August 1769, es starb derselbe den 24. August 1790, und ist mit ihm die jüngere Hauptlinie des Hauses Jablonowsky im Mannsstamme erloschen. (*v. Stramberg.*)

2) In Volhynien. 3) Unsere Handbücher verlegen Krzywin nach Rothreußen, oder Galizien, und Radzyn, oder Razat, wie sie es nennen, nach Südpreußen.

JABLONSKI, 1) **Daniel Ernst**, geboren den 20. Nov. 1660 zu Nassenhuben bei Danzig. Sein dort lebender Vater war der Prediger Figulus, der, aus Jablunka in Schlesien gebürtig, seinen Namen in Jablonski umgeändert hatte, nachdem er, früher Bischof der böhmischen Brüdergemeinde, mehrfach verfolgt worden war, und endlich in Danzig ein Asyl gefunden hatte [1]). Die erste wissenschaftliche Bildung erhielt Jablonski zu Lissa in Polen. Im J. 1677 bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er sich mit philosophischen und theologischen Studien, besonders aber mit der orientalischen Literatur beschäftigte. In den Jahren 1680—1683 erweiterte er die bisher erworbenen Kenntnisse während seines Aufenthalts in Holland und England. Besonders verweilte er längere Zeit zu Oxford, die dortige, an seltenen Handschriften reiche Bibliothek benutzend. Nach der Rückkehr von jener Reise erhielt er (1683) die Stelle eines reformirten Predigers zu Magdeburg, folgte aber einige Jahre später einem Rufe nach Lissa in Polen, wo er 1686 Prediger und zugleich Rector an der dortigen Schule ward. Im J. 1690 ging er als Hofprediger nach Königsberg und 1693 in gleicher Eigenschaft nach Berlin. Dort ward er 1718 zum Consistorialrath und 1729 zum Kirchenrath erhoben. Bereits im J. 1706 hatte er von der Universität zu Oxford den Grad des Doctors der Theologie erhalten. Im J. 1733 ward er Präsident der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Er starb den 25. Mai 1741 im 81. Lebensjahre, mit dem Ruhm eines vielseitig gebildeten Gelehrten und gründlichen Kenners der orientalischen Sprachen. Während seiner vielverbreiteten Wirksamkeit als Consistorialrath hatte er sich vorzüglich die Vereinigung der protestantischen Kirchen sehr angelegen sein lassen. Mehre Schriften, welche sich hierauf beziehen, fanden sich in seinem literarischen Nachlasse. Außer einer bekannten Ausgabe des alten Testaments (**Biblia hebraica, cum notis hebraicis**) bezieht sich das Meiste, was aus Jablonski's Feder floß, auf die Geschichte der protestantischen Kirche in Polen. Dahin gehören besonders die **Desideria oppressorum in Polonia Evangelicorum**. Er schrieb außerdem mehre Predigten und Betrachtungen von dem göttlichen Ursprunge der heiligen Schrift, die 1742 gedruckt wurden. Gleichfalls nach seinem Tode kam 1745 sein Briefwechsel mit Leibnitz und einigen andern Gelehrten heraus [2]).

2) **Johann Theodor**, geb. den 15. Dec. 1654, älterer Bruder von Daniel Ernst, ging in früher Jugend nach Amsterdam, wohin ihn sein Großvater mütterlicher Seite, J. A. Comenius, gerufen hatte. Im J. 1670 ward er Zögling des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin. In den Jahren 1672 — 1674 studirte er zu Königsberg und Frankfurt an der Oder. Mit seinem Bruder Daniel Ernst reisete er 1680 nach Holland und England, und folgte 1687 der an den Fürsten Radzivil vermählten Prinzessin Marie Eleonore von Anhalt-Dessau als Secretair nach Polen. Eine gleiche Stelle bekleidete er bald nachher bei dem Herzoge Heinrich zu Sachsen-Barby. Im J. 1700 ward er Secretair bei der damals gestifteten königl. preuß. Societät der Wissenschaften zu Berlin und zugleich Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, den er in den Jahren 1715 — 1717 auf einer Reise nach Italien begleitete. Er starb mit dem Charakter eines königl. preuß. Hofraths zu Berlin den 28. April 1731. Unter seinen größtentheils anonym herausgegebenen Schriften sind die bekanntesten: ein französisch-teutsches und teutsch-französisches Wörterbuch, und eine französische Grammatik, beide in den Jahren 1711 — 1712 unter dem Namen Pierre Rondeau herausgegeben. Seit dem Jahre 1721 bearbeitete Jablonski das Allgemeine Lexikon der Künste und Wissenschaften, von welchem J. J. Schwabe (Königsberg 1767. 4.) eine verbesserte Ausgabe besorgte. Reichhaltige Materialien fanden sich in seinem literarischen Nachlasse zu einem **Lexico usuali et etymologico**. Jablonski übersetzte auch die Schrift des Tacitus: **De moribus Germanorum**, und schrieb, als Erzieher des Kronprinzen von Preußen, eine Ethik, zunächst für den Gebrauch seines fürstlichen Zöglings, von welcher jedoch nur wenige Exemplare gedruckt wurden *).

3) **Karl Gustav**, geboren 1756. Sein Geburtsort ist unbekannt. Er bekleidete mehre Jahre die Stelle eines geh. Secretairs der Königin von Preußen zu Berlin und starb dort den 25. Mai 1787. Seinen frühzeitigen Tod hatte er durch seine rastlose Thätigkeit und fast ununterbrochene Geistesanstrengung beschleunigt. Ein besonderes Interesse blieb ihm zeitlebens für naturhistorische Studien. Was er hierin leistete und bei längerm Leben noch geleistet haben würde, zeigt auf vielversprechende Weise sein Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten [1]), in welchem er eine Fortsetzung der Naturgeschichte Buffon's, nach Linné's System bearbeitet, liefern wollte. Er vollendete jedoch nur die zwei ersten Theile der Schmetterlinge und den ersten Theil der Käfer. Das erste Heft des zweiten Theils bearbeitete der Prediger J. F. W. Herbst in Berlin, der die Fortsetzung des ganzen Werkes übernahm. Jablonski war auch Mitarbeiter von Martini's allgemeiner Geschichte der Natur [2]).

---

1) s. Gotth. Löschin's Geschichte Danzigs von der ältesten bis zur neuesten Zeit (Danzig 1825). 2. Th. S. 198 fg. Irrig ist die gewöhnliche, vielfach verbreitete Angabe, daß Jablonski in Danzig geboren, und sein Vater dort Prediger bei der polnischen Gemeinde gewesen sei. 2) Vergl. Jöcher's allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. Col. 1800 fg. Hering's biographische Nachrichten von einigen berühmten und gelehrten Männern (Breslau 1790). 1. St. Löschin's Geschichte Danzigs. 2. Th. S. 198 fg. Baur's histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 859 fg.

*) Vergl. Jöcher's allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. Col. 1801 fg. Löschin's Geschichte Danzigs. 2. Th. S. 198 fg. Baur's histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 860.

1) Der Schmetterlinge 1. Th. (Berl. 1783). 2. Th. (Ebend. 1784). 3. Thls. 1. Heft (Ebend. 1786). Der Käfer 1. Th. (Eb. 1785). 2. Thls. 1. Heft (Ebend. 1787). 2) Vgl. (Salzmann's) Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des 18. Jahrh. S. 188. Hirsching's histor. literar. Handbuch. 3. Bd. 2. Abth. S. 2. Baur's histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 861. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorb. teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 194.

4) **Paul Ernst**, gewöhnlich, aber irrig Jablonsky, geb. im J. 1693 zu Berlin, ein Sohn des dortigen Hofpredigers, Daniel Ernst Jablonski, berechtigte durch die frühe Entwickelung seiner Geistesanlagen zu den glänzendsten Hoffnungen. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung durch Privatlehrer und ward sodann Zögling des Joachimsthalschen Gymnasiums. Im J. 1714 bezog er die Universität zu Frankfurt an der Oder. Dort gewannen besonders Strimes und Becmann einen entschiedenen Einfluß auf seine theologische Bildung. Er beschäftigte sich auch mit andern wissenschaftlichen Zweigen, jedoch ohne sein Hauptstudium darüber zu vernachlässigen [1]). In Berlin, wo Jablonski unter die königlichen Candidaten des Predigtamts aufgenommen ward, beschäftigte ihn vorzüglich das Studium der koptischen Sprache. Er genoß darin La Croze's Unterricht, mit welchem er auch späterhin in einem fortgesetzten Briefwechsel blieb, der zum Theil in dem von Uhle herausgegebenen Thesauro Epist. la Croziano gedruckt worden ist. Günstig für seine höhere Ausbildung wirkte eine literarische Reise, die er auf königliche Kosten durch Teutschland, Holland, England und Frankreich unternahm. Fleißig benutzte er die Bibliotheken zu Leyden, Oxford und Paris, um seine Kenntnisse in der koptischen Sprache zu erweitern und zu berichtigen. Mehre Handschriften, die er copirt, theilte er seinem Lehrer und Freunde La Croze mit, der dieselben bei der Ausarbeitung seines Lexici aegyptiaci benutzte und ihn dabei rühmend erwähnt [2]). Im J. 1720 erhielt Jablonski eine Pfarrstelle zu Liebenberg in der Mittelmark, folgte aber bereits im nächsten Jahre einem Rufe zum Professor der Philosophie nach Frankfurt an der Oder, wo er zugleich Prediger bei der dortigen reformirten Gemeinde ward. Sein akademisches Lehramt eröffnete er mit der Rede: De linguis sacris hebraica graecaque conjungendis. Im J. 1722 ward er ordentlicher Professor der Theologie und späterhin Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Das Predigtamt wurde ihm abgenommen, als er (1741) einen vortheilhaften Ruf nach Franecker abgelehnt hatte. Er starb den 13. Sept. 1757 und verdiente in jeder Hinsicht den von seinen Zeitgenossen ihm beigelegten Namen eines Viri et singularis humanitatis, et egregiae doctrinae laude celeberrimi [3]). Bei einer ausgebreiteten theologischen Gelehrsamkeit besaß Jablonski besonders gründliche Kenntnisse in der koptischen Sprache. Durch sein Pantheon Aegyptiorum [4]) stiftete er sich ein bleibendes Denkmal. Seine kleinen Schriften gab te Water (Lugd. Bat. 1804 sq.) heraus, welche Ausgabe sehr geschätzt wird. Sehr brauchbar, zumal für diejenigen, denen die Kirchengeschichte seit der Reformation schon einigermaßen bekannt ist, sind die von Jablonski herausgegebenen Institutiones historiae christianae antiquioris et recentioris [5]). Besonders empfiehlt sich dies Werk durch zweckmäßige Auswahl, gewissenhafte Benutzung und genaue Anzeige der Quellen, obgleich dasselbe durch seinen Umfang sich nicht zum Leitfaden bei akademischen Vorlesungen eignet. Vielleicht wäre dies Werk, wie manche seiner übrigen Schriften, ohne das Zureden seiner Freunde nie erschienen. Eine eigenthümliche Abneigung hinderte ihn, etwas in den Druck zu geben. Zu dieser Bescheidenheit gesellten sich noch andere Vorzüge des Herzens, die seinen Charakter von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigten. Wer ihn kannte, mußte ihn schätzen wegen seiner Religiosität, Wahrheitsliebe, Anspruchslosigkeit, Dienstfertigkeit und Sanftmuth. Er erwarb sich durch diese Tugenden viele Freunde; aber auch an Gegnern fehlte es ihm nicht. Ungeachtet seines friedlichen Charakters gerieth er, besonders mit Berger und Hoffmann in Wittenberg, in literarische Fehden, als er die Vertheidigung des Nestorius zum Gegenstande einiger Abhandlungen und Dissertationen wählte. Er that dies besonders in seiner 1724 zu Berlin gedruckten Exercitatio historico-theologica de Nestorianismo. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften liefert Meusel in seinem Lexikon der vom J. 1750 — 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 194 fg. [6]). *(Heinrich Döring.)*

JABLUNKAU, ein offenes, zu den teschner Kammergütern des Erzherzogs Karl von Österreich gehöriges Städtchen im teschner Kreise des österreich. Herzogthums Schlesien, liegt in einer rauhen waldigen Gebirgsgegend an den Karpathen, zwischen dem linken Ufer der Olsa, fünf St. von dem Ursprunge derselben entfernt, und dem Lomnabache, der aus den einsamen Bergschluchten der Karpathen herausströmt, oberhalb des Städtchens noch ein kleines von dem Dorfe Mosty herabkommendes Gewässer aufnimmt, sich unterhalb der Stadt in die Olsa ergießt, und durch sein Gerölle und den Schutt, den er mit sich führt, auf das Zurückstauen des Olsawassers einen sehr nachtheiligen Einfluß ausübt; an der von Teschen durch den Jablunkaupaß nach Ungern führenden und nach diesem Städtchen benannten Post- und Commercial-Seitenstraße,

---

1) „Fateor equidem," sagt Jablonski selbst in der Zueignung seiner Abhandlung: De lingua Lycaonica (Berol. 1714) an den Obermarschall v. Printzen, „me hactenus literas, qua svocant humaniores, pro ingenii modulo didicisse et excoluisse, sed ita tamen, ut ipsius theologiae, tanquam principis studiorum partis, non oblviscerer. Persuasus enim semper fui, idque hortatu etiam *S. Basilii*, literis humanioribus, sacras non modo mirifice exornari, verum etiam optimo more superstrui, atque illis ceu fundamento cuidam bene recteque posito, secure inniti." 2) Cf. Bibliotheca Bremens. hist philol. theol. Class. V. Fasc. IV. p. 748 sq. 3) Cf. Nova Acta Eruditorum. 1759. p. 606. 4) Sive de Diis eorum Commentarius, cum Prolegomenis de religione et theologia Aegyptiorum. Pars I—III. (Francof. ad Viadr. 1750—1752).

5) Ibid. 1756. Editio II. Tomus I. historiam antiquiorem continens. (Ibid. 1766). Tomus II. historiam recentiorem continens. (Ibid. 1767). Tomus III. qui historiam recentissimam saeculi decimi octavi complectitur, conscripsit *E. H. D. Stosch*, S. Theol. D. et Prof. ordin. Adjectus est index totius operis. (Ibid. 1767). Editio III. emendata, aucta et ad hoc usque tempus continuata ab *A. Ph. G. Schickedanz*, Theol. D. et Prof. Gymn. Anhalt. acad. Rector. Tom. I—III. (Ibid. 1784—1786). 6) Vergl. außerdem Neues gel. Europa. 11. Th. S. 555 fg. 14 Th. S. 558 fg. Moser's Beitrag zu einem Lexico jetztlebender Theologen. S. 297 fg. Dunkel's Nachrichten von verstorb. Gelehrten. 3. Bd. S. 756 fg. Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 2. Bd. S. 1 fg.

zwischen den Dörfern Grudek und Mosty, über 3¼ M. von Teschen und über 1¼ M. von der ungrischen Grenze entfernt gelegen. Jablunkau ist schlecht, größtentheils von Holz gebaut, hat nur einen kleinen Marktplatz, 170 Häuser und (1825) 1904 slawische Einw., worunter viele Leinweber sind, welche jährlich gegen 6000 Schock starke, aber nicht besonders feine Leinwand liefern; eine kathol. zum Bisthume Breslau gehörige Pfarre, eine kathol. und evangel. Kirche und Schule; ein kaiserl. königl. Commercial-, Zoll- und ein ungrisches Dreißigst-, dann Salzamt, eine Wegmautheinnahme, ein Postamt, welches mit Wendrin (zwei M.) und mit Czacza in Ungern (zwei M.) Pferde wechselt. Es werden hier fünf Jahrmärkte und jeden Sonnabend Wochenmärkte gehalten. Die erstern werden nur von Krämern und Handwerkern aus Teschen, Skotschau und Freistadt besucht. Der größte Handel besteht im Leinwandverkehr mit Frideck und Misteck. Dagegen wird die hier durchführende Straße mit vielen Rauchtabakblättern, geschmiedetem Eisen und Kupfer in die kaiserl. königl. Factorei in Teschen und Troppau befahren. Mit dem Eisen geschieht der größte Handel nach Galizien, das Kupfer wird nach Preußen verhandelt. Über die Olsa, welche bei Jablunkau auf einer Strecke von 9020 Klaftern ein Gefälle von 201 Klaftern, 3 Schuh und 9 Zollen hat, und auf welcher viel Holz aus dem Gebirge nach Teschen geflößt wird, führt hier eine hölzerne Brücke mit zwei hölzernen Jochen, einfachen Sätteln und steinernen Widerlagen. Von hier geht ein Commerz-Verbindungsweg über Jaworzinka und über den an der dreifachen Grenze Ungerns, Schlesiens und Galiziens sich erhebenden Berg Chodka an die seibuscher Straße, welcher, obgleich sehr schmal und nur für dortländische Wagen fahrbar, dennoch häufig mit Handelsartikeln benutzt wird. Die Umgebung dieser Stadt ist nicht sehr fruchtbar; man baut zwar etwas Korn, Hafer und Gerste, aber nur Kartoffeln und der Kopfkohl gedeihen gut. Die Bewohner der umliegenden Gegend sollen von den Jazygen, einem sarmatischen Volkszweige, abstammen, die sich schon im 5. Jahrh. in den Karpathen niedergelassen haben. In der Nähe dieser Stadt beginnt der sogenannte Jablunkaupaß, durch den die Straße an die ungrische Grenze führt. Ungefähr 1¼ M. südlich von Jablunkau liegt die in der Kriegsgeschichte wiederholt erwähnte jablunkauer Schanze, welche bei den Anwohnern unter dem Namen der Heiducken-Schanze bekannt ist. Sie diente einst zur Vertheidigung des Passes gegen die Ungern, hat aber gegenwärtig ihre ursprüngliche Bedeutung und Wichtigkeit fast ganz verloren, und ist schon darum heutzutage von geringer Bedeutsamkeit, weil die umliegenden Berge, welche überdies die Schanze überragen, nicht so beschaffen sind, daß sie von einer geübten Infanterie nicht erstiegen werden könnten. Die Schanze ist eine einfache, zum Theil revetirte Redoute, von vier gleichen Winkeln und Seiten, und wird von einem Graben und einem Glacis, welches sich in die Abdachung des Berges verläuft, umschlossen. Ihr Eingang liegt in der nördlichen Face und in ihrem Innern steht ein Wachthaus für die Besatzung. Die erste Schanze wurde unter der vormundschaftlichen Regierung des Herzogs Wenzel Adam Posthumus im J. 1541 erbaut, als Schlesien von den Osmanen, die fast ganz Ungern überschwemmten, bedroht, und auf einem Fürstentage zu Breslau die Befestigung des jablunkauer Gebirgspasses, um ihnen den Eingang zu versperren, beschlossen war. In der Folge wurden noch die Heiducken-, Post- und Ochsenschanze angelegt. Zur Zeit der blutigen Religionskriege eroberte das Mannsfeld'sche Corps im J. 1625 diese Schanze und vertheidigte sie ein ganzes Jahr hindurch. Im J. 1645 bemächtigte sich der schwedische General Königsmark der Stadt und des damals festen Schlosses Teschen. Nach seinem Abzuge konnte sich der mit einem schwachen Corps Schweden zurückgebliebene Commandant Sobigard auch in den jablunkauer Schanzen nicht lange behaupten. Als Rákozy mit 6000 Mann über Jablunkau vorrücken und sich mit den Schweden vereinigen wollte, wurde er geschlagen und genöthigt, um Frieden zu bitten. In neuern Zeiten wurde dieser Paß am 2. Febr. 1741 von den Truppen Friedrich's II. erobert *). Gegenwärtig wird wieder mehr Gewicht auf diese ganze Gegend gelegt, und mehre Punkte des Passes sind vor Kurzem befestigt und in einen guten Vertheidigungsstand versetzt worden. (*G. F. Schreiner.*)

JABME-AKKO, bei den Lappen die Mutter der Todten, die Grabgöttin, bei welcher die Seelen der Verstorbenen blieben, bis ihr Schicksal entschieden war, erhielt von den Menschen Opfer, damit sie ihnen Leben und Gesundheit erhalten möchte, und wohnte unter der Erde [1]). Ihr Wohnort hieß Jabme-Aimo, Jabme-Aibmo (Land der Todten), auch Sawo-Aimo (Bergland) oder Savakka-Aimo, Land der Savakka (Venus). Die Lappen glaubten, daß die Seele des Kranken, so lange der Körper zwar sieche, aber noch Leben zeige, allein in das Bergland auswandere, aber der Körper selbst bald erschöpft ihr folge, wenn sie nicht zeitig durch eines Noaaid's Hilfe zurückgeführt würde. Dieser Glaubenssatz veranlaßte die Opfergebräuche zur Zurückführung der Seele aus dem Jabme-Aimo. Berühmt waren daher die Reisen der Zauberer nach Jabme-Aimo, da sie aus zwiefachen Gründen angestellt wurden; einmal sollte der Noaaid einen Jabmek, d. h. einen ihrer todten Verwandten, herbeischaffen, damit er die Bewachung und Bewahrung ihrer Rennthiere übernehme. Dann aber geschah es, weil ein Lappe erkrankte, vorzüglich wenn es der Hausvater selbst oder ein anderer Verwandter war, welchen man ungern verlieren wollte, um die Bewohner von Jabme-Aimo (die Todten) zufrieden zu stellen, und sie von dem Bestreben zurückzuhalten, den Erkrankten zu sich nach Jabme-Aimo zu treiben, sondern ihn noch eine Zeit lang unter den Menschen auf der Erde bleiben zu lassen. Wenn eine solche Jabme-

---

*) s. Albrecht v. Sydow's Bemerkungen auf einer Reise im J. 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wieliczka nach den Central-Karpathen rc. (Berlin 1830). S. 40—42.

1) Georgi, Rußland. S. 13. Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 37.

Aimo-Reise ausgeführt werden sollte, mußte der Noaaid, welcher sie machen sollte, mit so viel Männern und Weibern, als er zusammenbringen konnte, erscheinen. Darauf ergriff er die Zaubertrommel, oder richtiger Pauke, schlug und sang Juoigen, wie sie es nannten, und Myran, so stark er konnte, und die Anwesenden stimmten mit einem gewaltigen und unaufhörlichen Juoigen ein. Nach längerer Ausführung dieser Ceremonien gerieth der Noaaid gleichsam außer sich selbst, lief, die Zauberpauke auf den Knieen, mit wunderbarer Hastigkeit und seltsamen Geberden herum, hörte auf zu pauken und juoigen, bis er endlich wie todt niederfiel, und kein Leben oder Athem an ihm bemerkt wurde. In diesem Zustande verblieb er eine Stunde, bis ein anderer Noaaid, der sich auf Jabme-Aimo-Reisen verstand, ihn wieder aufweckte. Die Noaaider, welche vorgaben, dergleichen Reisen gemacht zu haben, waren bei Erzählung der Umstände darin alle einig, daß ihre Saiwo-Guelle oder Guarms, d. h. Zauberschlangen [2]), welche sie kürzlich durch das Juoigen aufgerufen, zu ihnen gekommen seien und sie auf ihrem Rücken hin nach Jabme-Aimo getragen hätten. Wollten die Jabmekker (Geister der todten Verwandten) den Abgeschiedenen, welchen der Noaaid mit sich zurückbringen sollte, nicht gehen lassen, oder bestanden sie darauf, daß der Sieche zu ihnen komme, welches gern, besonders von Seiten der nächsten Verwandten des Siechen (Mann, Frau, Sohn oder Tochter), welche sich in Jabme-Aimo befanden, geschah, so befand sich der Noaaid in Gefahr, von ihnen ermordet zu werden. Wenn es indessen galt, stand sein Guelle ihm weidlich bei, schlug und tummelte sich so lange mit dem widerspenstigen Jabmek herum, bis er endlich einwilligen mußte, daß der Sieche noch eine Zeit lang unter den Menschen auf der Erde bleibe [3]), oder wenn die Reise das Abholen eines Jabmek zum Hüten der Rennthiere betraf, bis man den Noaaiden zugleich mit dem aus Jabme-Aimo abzuholenden Jabmek fortgehen ließ. Wurde dem Kranken das Leben zugestanden, so erhielt er seine Gesundheit wieder, gegen das Opfer, welches der Noaaid dem Jabmek, welcher den Siechen zu sich haben wollte, geloben mußte. Aber falls der widerspenstige Jabmek durch Verheißung von Opfern nicht bewogen wurde, mußte der Sieche sterben. Die Entscheidung mochte nun zum Tode oder zum Leben des Kranken führen, der Noaaid mußte sie bei seiner Heimkunft bekannt machen. Die Lappen haben auch gerühmt, wie glücklich und gut die aus Jabme-Aimo gerufenen Jabmekker ihre Rennthiere ein oder mehre Jahre, je nachdem man sich in Jabme-Aimo verglichen hatte, gehütet haben, so lange die verheißenen Opfer richtig dargebracht wurden. Die Berichte der Lappen von dem Zustande in Jabme-Aimo kommen in allen Stücken mit dem überein, was sie von der Beschaffenheit des Saiwo erzählen, wohin sie nach ihrem Tode alle kommen, mit Ausnahme derer, welche sich mit Dieberei, Bosheit, Fluchen und Meineid befleckt haben [4]), sodaß Jabme-Aimo von dem Saiwo offenbar nicht verschieden ist. (*Ferd. Wachter.*)

JABNE (יַבְנֶה), griechisch *Ἰαμνία, Ἰάμνεια* (1 Macc. 4, 15. 5, 58. 2 Macc. 12, 8), *Ἰεμναά* genannt, Stadt Philistäa's, zwischen Askalon und Joppe (*Joseph.* de bell. Jud. IV, 11. §. 5. ed. *Oberth.*) in der Nähe des Meeres gelegen und mit einem Hafen, welcher nach 2 Macc. 12, 9 von Jerusalem 240 Stadien entfernt gewesen sein soll. Usia eroberte den Ort und ließ die Mauern desselben niederreißen (2 Chron. 26, 6). In der Alexandrinischen Übersetzung kommt Jos. 15, 45 *Ἰαμναί* unter den Städten Juda's vor, was aber mit Jabne nicht einerlei sein kann [1]). Josephus rechnet Jamnia zum Gebiete Dan's (Antiquitt. Judd. V, 1. §. 12). Stephanus aus Byzanz dagegen zu Phönikien. Nach Strabon (p. 759. ed. *Casaub.*) lag es nahe bei Joppe und war sehr volkreich. Das Letztere behauptet auch Philo in der Legat. ad Caium (p. 1021. A. ed. Francof.) und erwähnt zugleich, daß die Bevölkerung zu seiner Zeit großentheils aus Juden bestand. Wenn Plinius (H. N. L. V. cap. 14. ed. Bip.) von zwei Orten des Namens redet („Jamniae duae, altera intus"), so ist unter dem einen der Hafen zu verstehen [2]). Im Talmud wird die Stadt oft erwähnt, weil sie nach Jerusalems Zerstörung Sitz einer gelehrten Schule und eines Synedrii war [3]). (*A. G. Hoffmann.*)

JABNEEL (יַבְנְאֵל), auch wol Jabnael und Jebneel geschrieben, Name zweier Städte im alten Palästina, wovon die eine zum Gebiete Juda's, die andere zu dem Naphthali's gehörte (Jos. 15, 11. 19, 33). (*A. G. Hoffmann.*)

Jabok, s. Jabbok.

Jabolenus, s. Javolenus.

JABONSCHITZ, einer der bedeutendern Berge im böhmisch-mährischen Grenzgebirge, welches man auch das altmährische Gebirge nennt; er liegt bei dem zur gräflich Podstatzky-Liechtenstein'schen Herrschaft Teltsch gehörigen

2) Fische oder Schlangen unter dem Namen Saiwo-Guelle (Berg-Fisch) oder Guarms waren nach Namen, Größe und Farbe verschieden. An einem solchen Guelle konnte man unfehlbar erkennen, daß der Eigenthümer ein Noaaid war, und je stärker er juoigen konnte, desto länger war auch die Schlange, sodaß sie wol manchmal über neun Ellen betragen mochte. Sie diente besonders dazu, den Feinden ihres Herrn Schaden zuzufügen, und sein Leben zu erhalten, wenn er eine Jabme-Aimo-Reise machte. 3) Dieser Zwang des Zauberers war aber natürlich nicht immer durchzusetzen.

4) Nur diese Laster gelten den Lappen als Sünde, und wer sich damit beladen hat, kommt nach dem Tode nach Gerro-Mubben-Aimo, wo ihm lange nicht die Freude und die Glückseligkeit zufällt, wie in Saiwo. Vergl. E. J. Jessen's Afhandling om de Norske Finners og Lappers Hedenske Religion, med en Tegning af en Rune-Bomme (*E. J. Jessenii* de Finnorum Lapponumque Norwegicorum religione pagana tractatus singularis una cum delineatione tympani runici. p. 23—32), den Anhang bildend zu K. Leem's Beskrivelse over Finmarkens Lapper, deres Tungemaal, Levemaade og forrige Afgudsdyrkelse. *C. Leemii* de Lapponibus Finmarchiae, eorumque lingua, vita et religione pristina commentatio. (Kopenhagen 1767), und Leem (Professor der lappischen Sprache) selbst S. 416, 417.

1) Vergl. auch *Reland*, Palaest. p. 823. 2) Vergl. *Reland* l. c. 3) Vergl. auch *Selden*, De Synedriis. L. II. c. 15. §. 9.

Dorfe Swietla im iglauer Kreise Mährens, und erhebt sich zu einer Höhe von 2643 wiener Fuß. (*G. F. Schreiner.*)

JABOO, nach teutscher Aussprache richtiger Dschabu, ein von dem afrikanischen Negerreiche Benin abhängiges, auf der Sklavenküste gelegenes, fruchtbares Reich, das an Dahomey grenzt und von einem kräftigen und großen Menschenschlage bewohnt wird. Die Einwohner, Jaboo's (Dschabus, wofür auch Djaboos und Djoos geschrieben wird), beschäftigen sich mit Viehzucht und Ackerbau, treiben Sklavenhandel und verfertigen besonders gute baumwollene Zeuche, die nach ihnen benannt und von den Portugiesen häufig gekauft und nach Amerika geschafft werden. Als Hauptort wird Freetown genannt. (*R.*)

JABOROSA, eine Pflanzengattung, deren Name zuerst von Jussieu eingeführt, eigentlich aus dem Arabischen stammen soll. Sie enthält zur Zeit blos brasilische Arten, gehört in die fünfte Classe erste Ordnung (Pentandria Monogynia) des Linné'schen Sexualsystems und in die natürliche Familie der Solaneen. Die Merkmale der Gattung bestehen in Folgendem: Kelch fünfspaltig, kurz, mit spitzigen Abschnitten, Blumenkrone röhrig, endlich fast glockenförmig mit fünf spitzigen Saumabschnitten. Staubfäden der Röhrenspitze eingefügt, sehr kurz und flach. Narbe kopfförmig auf dem mit der Kelchröhre gleichlangen Griffel. Frucht wahrscheinlich eine vierfächerige Beere. Die Arten sind:

1) **Jaborosa integrifolia** *Lam.*, die ganzblätterige Jaborosa (wohin als Synonym **J. bonariensis** *Gmel.* Syst. veg. I. p. 380 gehört), mit eiförmigen, fast ganzrandigen Blättern und langer röhriger Blumenkrone. Wurde von Commerson um Buenos-Ayres zuerst entdeckt. Alle Blätter gehen aus der Wurzel hervor, sind gestielt, etwas stumpf, glatt, 3 bis 6 Zoll lang und 2 und mehr Zoll breit. Die einfachen Schäfte erreichen die Länge der Blattstiele. Die 2 Zoll lange Blumenkrone hat zugespitzte Saumabschnitte. Eine Abbildung liefert *Lamarck*, Illustr. t. 114.

2) **J. runcinata** *Lam.*, schrotsägeblätterige Jaborosa, mit gebuchteten leierförmigen gezähnten Blättern und einer kurzen, fast glockenförmigen Blumenkrone. Findet sich um Montevideo und in der Umgegend von Buenos-Ayres. Sie ist kleiner, als die vorhergehende Art, ihre Blätter gleichen jenen des Löwenzahnes (**Leontodon Taraxacon** *L.*), sind kurzgestielt, 2—4 Zoll lang und kaum anderthalb Zoll breit. Die Blüthenschäfte erscheinen kaum kürzer, als die Blätter. Die kaum zolllange Blume hat ausgebreitete oder zurückgebogene Saumabschnitte. (*Zenker.*)

Jabrin, Jabris, s. unter **Jemamah**.

JABUKA, 1) ein Dorf der ungrischen oder banatischen Militairgrenze, am linken Ufer der Temesch zwischen Franzfeld und Glogon und 1¼ M. nordwestlich von Pancsowa entfernt, an der aus Syrmien von Szurdok über Oppowa nach Pancsowa führenden Landstraße gelegen, mit einer kathol. Pfarre und Kirche, 407 Häusern und 2148 teutschen Einwohnern, unter welchen sich 1894 Kathol., 250 nichtunirte Griechen, 2 Evangelische und 2 Juden befinden. Zwischen diesem Dorfe und Glogon bestehen über den Morast Nadilla zwei zusammen 170 Kl. lange Dämme, die mit einer gemauerten Brücke verbunden sind und über welche die Landstraße dahinführt. 2) Ein im verseczer Bezirke der temescher Gespanschaft im Kreise jenseit der Theiß Oberungerns gelegenes, eine St. von Versecz entferntes Dorf, mit einer nichtunirten griech. Pfarre und Kirche, 183 Häus. und 1235 walach. Einw., die sich, mit Ausnahme von fünf Katholiken, sämmtlich zur griechischen Kirche bekennen. Das Dorf gehört zur Cameralherrschaft Versecz und grenzt mit den Ortschaften Solczicza und Rettissova. (*G. F. Schreiner.*)

JÂC (Ibn), mit vollständigem Namen Ahmed Ben Jahja Ben Zeid Ibn Jâc, ein arabischer Grammatiker aus Kufa, hat sich vorzüglich durch einen grammatischen Tractat bekannt gemacht, in welchem er zehn Fragen in Räthselform aufstellte, diese selbst später auch commentirte und über sie in Bagdad 552 (1157—58) las. Er betitelte seine Schrift „die kufischen Fragen, El-Mesâïl El-Kufijet" und starb im J. 559 (1163 oder 64). (*Gustav Flügel.*)

JACA, Ciudade der spanischen Provinz Aragon, im gleichnamigen Corregimiento, am Flusse Aragon, von Wällen und Mauern umgeben, mit einer festen Citadelle und 2000 Einw., einer Kathedrale, vier Klöstern, einem unter den Erzbischof zu Saragossa gehörigen Bisthume, einem Hospital, einer ökonomischen Gesellschaft und Etaminweberei. (*R.*)

JACAMARALCYON, *Lesson* (Aves). Eine Untergattung von Galbula (*Lesson*, Traité d'Ornithologie, p. 235), diejenigen Arten begreifend, welche einen geraden, dünnen, langen Schnabel, zwei Zehen nach Vorn und nur eine nach Hinten haben. Es ist nur eine Art, **J. brasiliensis**, angeführt und als deren Synonym **Alcyon tridactyla**, *Spix* t. 57. f. 2. (D. *Thon.*)

JACAMEROPS, *Lesson* (Aves). Untergattung von Galbula (*Lesson*, Traité d'Ornithologie p. 234), mit starkem, deutlich gebogenem Schnabel, zwei Zehen nach Vorn, zwei nach Hinten. Die einzige Art ist **Alcedo grandis**, Levaillant's Jacamarici. pl. 54. (D. *Thon.*)

JACARANDA (**Icaranda** *Pers.*), ein nach Piso brasilischer Name, welchen Jussieu zur Bezeichnung einer südamerikanischen Pflanzengattung, **Jacaranda**, benutzte. Sie läßt große Verwandtschaft mit Bignonia wahrnehmen (wie sie denn auch zur Familie der Bignonieen gehört), ja sie hat einen ebenso glockenförmigen Kelch, eine ebenso glockenförmige, mit zweilippigem und fünflippigem Saume versehene Blumenkrone und fünf Staubfäden, wovon der eine unfruchtbar ist, weswegen auch einige Naturforscher mehre der hierzu gehörigen Arten zur Gattung Bignonia brachten, allein ihr Hauptunterschied liegt in der holzartigen, fast kreisrunden, zusammengedrückten zweifächrigen, zweiklappigen Fruchtkapsel, deren Scheidewand dem Samen gegenübersteht. Die querliegenden Samen sind dachziegelförmig angeordnet und mit häutigen Flügeln versehen. Im Linné'schen Sexualsystem steht diese Gattung in Didynamia Angiospermia (XIV, 2). Als die wichtigsten Arten sind folgende zu nennen:

a) Kletternde:

1) J. alba *Spr.* (Bignonia alba *Aubl.*) weißblumige Jacaranda, mit glatten, doppeltzusammengesetzt-gefiederten Blättern, eiförmig-länglichen, ganzrandigen Blättchen, knotigen Blattstielen und traubenförmigen Blumen. In Guiana (an Flußufern). *Aublet* guj. liefert t. 266 eine Abbildung.

2) J. orbiculata *Spr.* (Bignonia orbiculata *Jacq.*) kreisrunde Jacaranda, mit fingerförmigen, glatten Blättern, länglichen, zugespitzten, ganzrandigen Blättern und achselständigen Trauben. In Wäldern Carthagena's. Die Blüthen sind gelblich, und die zusammengedrückten flachen Schoten sehr groß und kreisrund. Jacquin (Americ. stirp. t. 180. f. 79) gab eine Abbildung.

3) J. echinata *Spr.* (Bignonia echinata *Jacq. Aubl.*), stachelige J., mit dreizähligen glatten Blättern, eiförmig-länglichen, etwas stumpfen, ganzrandigen Blättchen, achselständigen traubenförmigen Blüthen und stacheligen Früchten. Wohnt in dichten Wäldern Carthagena's und sandigen Orten Guiana's. Abbildungen dieser Art und ihrer Theile finden sich bei Aublet (Guj. t. 264) und Gärtner (Fruct. t. 52. f. 1). Nur die untern Blätter sind dreizählig, die obern zweizählig, die Blüthen blaßfleischfarben, die Schoten sehr groß, elliptisch und weichstachelig.

b) Baumartige:

4) J. acutifolia *Humb.* et *Bonpl.*, spitzblätterige J., mit doppeltgefiederten, glatten Blättern, lanzettförmigen, zugespitzten, ganzrandigen Blättchen und sowol achselständigen, als endständigen Rispen. In wärmern Gegenden Peru's, am Flusse Guancabamba, in der Nähe von S. Felipe. Bei Humboldt und Bonpland (pl. aeq. I. t. 17) trifft man eine schöne Abbildung dieser Art.

5) J. obtusifolia *Humb.* et *Bonpl.*, stumpfblätterige J., mit doppeltgefiederten, feinhaarigen Blättern und länglichen, stumpfen, am Rande zurückgerollten Blättern und achselständigen Rispen. An angenehmen, schattigen Örtern in der Nähe von Carichana (Missiones del Orinoco), und heißt bei den Landesbewohnern Arbol del roseto. Die Abbildung findet sich in *Humboldt* et *Bonpl.* pl. aeq. I. t. 18.

6) J. rhombifolia *Meyer*, rautenblätterige J., mit doppeltgefiederten, glatten Blättern, rauten-linienförmigen, zugespitzten, ganzrandigen Blättchen und einer sehr ästigen Endrispe. In Surinam.

7) J. brasiliana *Pers.* (Bignonia brasiliana *Lam.*), brasilische J., mit doppeltgefiederten, glatten Blättern, länglichen, spitzen Blättchen, achselständigen Rispen, und beiderseits buchtig gehörnten Früchten. In Brasilien. Man vergleiche die Abbildung bei *Piso*, Bras. 165. Die Blüthen sind gelb.

8) J. caroliniana *Pers.* (Bignonia coerulea *L. Willd.*, J. mimosaefolia *Don. Ker*), carolini'sche J., mit doppeltgefiederten, etwas zottigen Blättern, lanzettförmigen spitzigen Blättchen, und mit nackten Blüthenstielen der endständigen Rispe. Auf den bahama'schen Inseln, in Carolina und vielleicht auch in Brasilien. Eine Abbildung findet sich bei *Catesby*, Carol. I. t. 42. Die Blüthe ist blau.

9) J. procera *Spr.* (Bignonia Copaia *Aubl.*, B. procera *Willd.*), schlanke Jacaranda, mit doppeltgefiederten glatten Blättern, länglichen, stumpfen, stachelspitzigen Blättchen und mit Deckblättchen versehenen Blüthenstielen an der Endrispe. In Guiana. Es ist ein 60—80 Fuß hoher Baum mit sehr großen Blättern und blauen Blumen, wovon Aublet (guj. I. t. 265) eine Abbildung mittheilt. (*Zenker.*)

Jacare, s. Crocodilus.

Jacatra, Fluß, s. unter Batavia.

JACCA, Ἰάκκα, beim Ptolemäus eine Stadt im Gebiete der Jakketaner (Ἰακκητανία) der Hispania Tarraconensis, 70 römische Meilen von Cäsaraugusta, jetzt Jaca (s. d. Art.). Die Jakketaner waren ein sehr bekanntes und mächtiges Volk, das sich von Pyrene bis zu den Gegenden um Jlerda und Oska der Jlergeten, nicht sehr weit vom Jber, erstreckte *). (*R.*)

JACCHINUS (Leonhard), aus der Stadt Ampurias in Catalonien gebürtig, lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. und prakticirte Anfangs zu Florenz, erhielt aber dann einen medicinischen Lehrstuhl in Pisa. Cardanus nannte ihn den größten Arzt seiner Zeit. Er übersetzte Einiges von Galenus ins Lateinische und schrieb einen Commentar zu *Rhazes* Libr. IX ad Almansorem. Er war indessen kein Anhänger der Araber, sondern vertheidigte den Galenus, und schrieb einen Tractatus adversus Avicennam, Mesuen et vulgares medicos omnes. Seine übrigen Schriften sind: Methodus curandarum febrium; de praecognoscendi methodo; de rationali curandi arte; de acutorum morborum curatione. Sie erschienen 1563 in einer Gesammtausgabe in 4. in Basel und wurden auch später noch aufgelegt. (*Fr. W. Theile.*)

JACCHUS. In dem unter Suetonius' Namen bekannten Buche de Grammaticis, wahrscheinlich einem Excerpt aus der Gelehrtengeschichte des Suetonius, wird Cap. 3 unter den Grammatikern, welche von Rom aus nach den Provinzen gezogen seien und namentlich in Gallien gelehrt haben, Sisceunius Jacchus genannt. Der erste Name steht nicht fest, da die Handschriften auch Sipenius, Sescenius geben. Casaubonus zu Strabon IV. S. 181 nennt ihn Siceunius. Näheres ist nicht über ihn bekannt. Plinius (H. N. XXXVII, 10, 54) nennt als Gewährsmann in der Bestimmung eines Edelsteines Aegyptilla einen Jacchus. Die Stelle ist in den Ausgaben corrupt und aus ihr ergibt sich für des Jacchus' Persönlichkeit Nichts. Heyne häuft in s. antiq. Aufsätzen 2. St. S. 117 falsche Schlüsse, indem er dem Edelsteine magische Kräfte zutheilt und den angeführten Jacchus, dessen Name nicht einmal sicher ist, nicht allein mit dem Grammatiker gleich stellt, sondern auch weiß, es sei ein grammatisches Werk gewesen, in welchem Namen von Steinen vorgekommen, als wenn der Name Grammatiker jeden Antheil an gelehrter Forschung anderer Art ausschließe. (*F. Hand*).

JACCHUS (Mammalia). Geoffroy hat unter diesem Namen Hapale Jacchus als eigene Gattung auf-

*) *Strabo* L. III. ed. *Casaub.* 1620. p. 161.

gestellt, die sich von den übrigen (Midas) durch die zugespitzten in einer Bogenlinie, den Eckzähnen ähnlichen untern Schneidezähne auszeichnet, sowie durch den starkhaarigen geringelten Schwanz. Vgl. Hapale. (D. *Thon*).

JACEA, der ältere Name der sogenannten Stiefmütterchen, oder der Dreifaltigkeitsblume (Viola tricolor *L.*), über dessen Herleitung nichts Sicheres vorgebracht werden kann (s. Viola tricolor). Noch verdient bemerkt zu werden, daß Cassini unter der Unzahl von Gattungen, in welche er das Genus Centaurea zerlegt, auch eine Jacea aufführt, die jedoch von neuern Schriftstellern, wie z. B. Lessing (Synops. gen. Compositar. p. 7), mit Recht verworfen wird, da sie auf sehr geringfügige Verhältnisse, namentlich auf Verschiedenheit der Blätter des gemeinschaftlichen Kelches (anthodium s. involucrum auct.) gegründet ist. (*Zenker.*)

JACEA NIGRA (Oryktophytologie). Mit diesem Namen belegt Volkmann [1]) einen Pflanzenrest aus der schlesischen Steinkohlenformation bei Läßig, welcher ihm mit dem Blüthenstande der Centaurea Jacea *L.* Ähnlichkeit zu haben schien. Prof. Göppert [2]) glaubt darin nur Blattquirle von Bornia stellata zu erkennen. (*H. G. Bronn.*)

JACH, YACH (Ober- und Unter-), zwei nicht fern von einander liegende Pfarr- und Thaldörfer im großh. badischen Bezirksamte Waldkirch, über $1\frac{1}{2}$ teutsche Meile nordöstlich von der Amtsstadt mit 924 kathol. Einw. (*Th. A. Leger.*)

JACHENAU, JACHNA, Flüßchen (Triftbach) im bairischen Landgerichte Tölz, welches aus dem Walchensee (Waller-See) fließt, durch das romantische Jachenau-Thal zieht und dem Meiler Hochreut gegenüber, in die Isar fällt. Gleich bei seinem Ursprunge ist es flößbar und wird von den Bewohnern des genannten Thales, welche sich durch ihren hohen und starken Wuchs, wie durch ihre beliebte grüne Tracht in Hüten und Röcken vor allen andern Gebirgsbewohnern auszeichnen, sehr häufig zum Holzflößen in die Isar benutzt. (*Eisenmann.*)

JACHIN (יָכִין), hebräischer Eigenname z. B. eines Sohnes von Simeon (1 Mos. 46, 10. 4 Mos. 26, 12), eines Priesters (1 Chron. 24, 17), dann Name einer Säule am Eingange einer Halle im Salomonischen Tempel (1 Kön. 7, 15 fg.); s. den Art. Tempel. (*A. G. Hoffmann.*)

Jachja ben Chaled, s. unter Barmekiden.

Jachna, s. Jachenau.

Jachsai, s. Aksai.

JACHT, Jachtschiff, Rennschiff (engl. Yacht, holl. Jacht oder Yacht, dän. Jagt, lat. Celox), ein in niederteutschen und nordischen Gewässern gebräuchliches, mit einem Verdeck und mit Masten und Segeln versehenes, schnell segelndes Fahrzeug, das gewöhnlich im Kiel 59—75 Fuß lang, auf den Außenflanken 21—$24\frac{7}{17}$ Fuß weit und im Hohl 10—11 Fuß tief ist. Bei Kriegsoperationen führt die Jacht 8—16 Kanonen, und von der Verschiedenheit des Zweckes, zu welchem sie bestimmt ist, erhält sie die speciellern Namen: Meldjacht, Avisjacht, Courierjacht, wenn sie zur schnellen Überbringung wichtiger Nachrichten oder Befehle, besonders bei Flotten, und Spieljacht (holl. Speel-Jacht), wenn sie zu Spazierfahrten und Lustreisen gebraucht wird. (*R.*)

1) Silesia subterranea. (Lips. 1720.) I, 113. t. XV. f. b.
2) In den schlesischen Provinzialblättern, 1834. August- und Septemberheft. Neues Jahrbuch für Mineralogie, 1835. S. 367.

JACKIA *Spr.* Mit diesem Namen belegt Sprengel (Syst. veget. III. p. 10) eine zu den Büttneriaceen gehörige nepalische Gattung, welche Decandolle Wallichia nennt (*Decandolle*, Mémoir. du Mus. X. p. 104 mit Abbild.), indem er einer Abtheilung der Büttneriaceen davon den Namen (Wallichicae) ertheilt. Sie gehört bei Linné in die Monadelphia Icosandria und ihr Charakter ist: Kelch viertheilig, mit kleiner drei- oder vierblätteriger Hülle. Blumenblätter 4 dick. Die Staubfaden-Röhre ist verlängert. Narben acht, Fruchtknoten achtfächerig. Bis jetzt kennt man nur eine einzige Art: Jackia spectabilis *Spr.*, ein in Nepal einheimischer Baum mit fast herzförmigen, gesägten, unten zottigen Blättern und verlängerten, vielblüthigen, rispenförmigen Blüthenstielen. Die von Blume als Arten von Jackia betrachteten Pflanzen gehören zur Gattung Monnina *R.* et *P.* Was die Etymologie des Namens betrifft, so ist er von D. William Jack herzuleiten, einem sehr geschickten ostindischen Botaniker, dem wir namentlich über Pflanzen seiner Heimath sehr werthvolle Aufsätze verdanken. (S. Transactions of the Linnean Society und Malayan Miscellanies.) (*Zenker.*)

JACKINI, türkischer Dichter, unter dem Namen Imâdzâdeh bekannt, starb im J. 976 (1568 oder 69), und hinterließ einen Diwan seiner Gedichte. (*Gustav Flügel.*)

JÄCKLIN oder JÄCKLI ist der Zuname eines alten Geschlechts in Graubündten, wovon Zweige, die seither erloschen sind, sich nach Zürich, Basel, Zug, Augsburg verbreitet haben, andere in Graubündten und im Canton Schwyz noch fortdauern. Er wird, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, von dem ehemals gräflichen Geschlechte v. Hohen-Realta hergeleitet, dessen weitläufige, jetzt in Trümmern liegende Stammburg im Gotteshausbunde, im Gerichte Fürstenau, eine der ältesten Graubündtens soll gewesen sein. Das Geschlecht nennt sich daher noch Jäcklin v. Hohen-Realta. Der erste aus demselben, der mit einiger Zuverlässigkeit vorkommt, ist Konradin, der um das J. 1300 zu Roteles im Gerichte Ortenstein einen Edelsitz erbaute, sich mit einem Fräulein von Juvalta vermählte, und weil sein Geschlecht durch das Fehdewesen gesunken war, sich dem Schutze der mächtigen Freiherren v. Vatz unterwarf. Er erscheint, sowie seine Nachkommen, verschiedentlich in den Fehden jener Zeiten. Von ihm stammte ab Konradin, Pfarrer zu Thusis, einer der thätigsten Verbreiter der Reformation in diesen Gegenden, und der Podestat zu Tirano, Rudolf, der den Stammbaum des Geschlechtes Planta, welchen der berühmte Fortunatus, Sprecher von Bernegg, gemacht hatte, im J. 1722 bedeutend verbessert zu Chur herausgegeben hat. (*Escher.*)

JACKOWCE, 1) ein am Fuße des Gebirges, zwei St. nordnordwestlich von dem Marktflecken Jezierna liegendes Dorf der ehemaligen Herrschaft Jaroslawice im zloczower Kreise des Königreichs Galizien, mit einer griechisch-katholischen Kirche. In der Nähe dieses Dorfes entspringt die Lipa, welche unter Horodyszcze in die Strypa, einen Nebenfluß des Dniesters, fällt. 2) **Jacowce**, ein zur von Dobrzynskischen Herrschaft Klebanowka gehöriges Dorf im tarnopoler Kreise Galiziens. (*G. F. Schreiner.*)

JACKSON. Diesen Namen führen mehre Cantons und Ortschaften in den Verein. Staaten von Nordamerika: 1) ein Canton im Staate Alabama, der im N. an Tennessee, im O. und S. an das Land der Cherokesen, im W. an Decatur grenzt, fruchtbares Land, ergiebige Baumwollenplantagen und gegen 9000 Einw. hat, und vom Tennessee bewässert wird. Hauptort ist Jacksonborough mit einem Postamte. 2) Ein Canton im Staate Georgia, nördl. an Habersham, nordöstl. an Franklin, südöstl. an Clarke, südwestl. an Walton und westl. an Hall grenzend, wird von den Quellflüssen der Alatamaha bewässert und zählte im J. 1820 8355 Einw. (1907 Sklaven, 12 freie Farbige). Hauptort ist Jefferson mit einem Postamte. 3) Ein Canton im Staate Illinois, vom Muddy bewässert und im J. 1820 mit 1542 Einw. Hauptort ist Brownsville mit einem Postamte. 4) Ein Canton im Staate Missisippi, nordwestl. an Perry, nordöstl. an Greene, östl. an Alabama, südl. an den Golf von Mexiko und westl. an Hancock grenzend, wird von dem Pascagoula und dem Cedar bewässert, und zählte im J. 1820 1682 Einw. (382 Sklaven). Hauptort ist Pascagoula an der gleichnamigen Bai. 5) Ein Canton im Staate Indiana, vom White und Salt bewässert, hatte im J. 1820 4010 Einw. und zum Hauptorte Brownstown mit einem Postamte. 6) Ein Canton im Staate Ohio, der nordöstl. an Perry, östl. an Hocking, südöstl. an Meigh und Gallia, südl. an Scioto, südwestl. an Pike und westl. an Roß grenzt, nur von kleinen Flüssen bewässert wird und rauh und uneben, aber besonders wegen seiner beträchtlichen Salinen am Scioto, die im J. 1810 14,880 Centner Ausbeute gaben, bekannt ist. Zahl der Einw. ist 3750; Hauptort Jackson. 7) Ein Canton im westlichen Theile des Staats Tennessee, hat im N. Kentucky, im O. Overton, im S. White, im W. Smith, zählte im J. 1820 7593 Einw., worunter 750 Sklaven und 109 freie Farbige, und wird von dem Cumberland, der den Roaring und Obed aufnimmt, bewässert. Der Hauptort Williamsburgh am Cumberland hat ein Postamt. 8) Ortschaften in Champaign, Jackson, Knox, Monroe, Montgomery, Muskingum, Perry, Pickaway, Pike, Stark und Wayne (Staat Ohio), im Staate Missouri, Neuyork und andere. 9) Zwei Flüsse in den vereinigten Staaten, wovon einer in den James, der andere in den Tombigbi fällt. (*R.*)

JACKSON, 1) **Johann Baptist**, geboren in England gegen 1700, Holz- und Formschneider, welcher durch seine großen mit mehren Platten oder Stücken in Clairobscur oder Helldunkel gedruckten und nach den größten Meistern Italiens gearbeiteten Blättern sich einen sehr berühmten Namen schaffte. Er hatte die Holzschneidekunst bei Edward Kirkall (den Papillon Edwitts oder Edwits nennt) erlernt, begab sich nach Paris und andern Orten Frankreichs und später für eine längere Zeit nach Venedig. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit den Werken Titian's, Veronese und Tintoretto, Bassano und Marco Ricci, und lieferte hauptsächlich nach den erstern drei Meistern mehre Meisterwerke in der ihm eigenthümlichen vollendeten Manier der Clairobscurs, in welcher früher im 16. Jahrh. einige teutsche und italienische Meister, wie Dürer, Ulrich Pilgrim, Burgkmaier, Hugo da Carpi, Antonio da Trento, Vicentini, Andreani und einige andere, unbeschadet großer Einfachheit, die innere Empfindung wiederzugeben verstanden. Bei Vergleichung von Jackson's Arbeiten mit denen der ältern genannten Meister zeigt sich mehr Ausführung und eine besonders große Wirkung in denselben; seine Blätter geben mehr ein Bild als die der ältern Meister. Die genannten ältern Meister arbeiteten mehr nach Zeichnungen, und ihre Arbeiten gleichen mehr den Entwürfen. Es möchte dabei von manchen Sammlern und Kennern dem Jackson der Vorwurf gemacht werden, daß das, was eben die ältern Werke der Kupferstechkunst und Holzschneidekunst wegen der glücklichen Auffassung der Zeichnung durch eine anspruchslose Arbeit erhebt, in seinen Blättern durch die vielfach auf Effect gehende Behandlung zurücktritt, obgleich seine Blätter, da sie meist nach venetianischen Meistern gearbeitet sind, die Bilder gut wiedergeben. In Venedig gab Jackson bei J. B. Pasqualini oder Pascalini 1745 eine Folge von 17 Blatt sehr großer Holzschnitte heraus unter dem Titel: **Titiani Vecelli, Paoli Caliari, Jacobi Robusti et Jacobo da Ponte opera selectoria a** *J. B. Jackson* **Anglo, ligno caelata et coloribus adumbrata** *). Jackson kehrte später nach England zurück, und es mangeln über seinen letztern dortigen Aufenthalt oder auch über seine fernern Kunstleistungen seit 1754 die weitern Nachrichten **). (*Frenzel.*)

2) **John**, geboren im J. 1686 zu Lensey in Yorkshire, verdankte seine wissenschaftliche Bildung der Schule zu Doncaster und der Universität Cambridge. Dort widmete er sich dem Studium der Theologie, und erlangte die Magisterwürde. Im J. 1707 beschloß er seine akademische Laufbahn, und ward Hauslehrer bei einer angesehenen Familie in Derbyshire. Im J. 1708 ward er ordinirt und bald nachher Rector zu Rossington. Einige Jahre später (1714) machte er sich als Schriftsteller nicht unvortheilhaft bekannt durch drei in dem Namen eines Landgeistlichen geschriebene Briefe, in denen er Samuel Clarke's Werk: **Scripture Doctrine of the Trinity**, vertheidigte. Er ward dadurch jenem berühmten Gelehrten und bald nachher auch dem Bischofe Hoadly bekannt,

---

*) Als ausgezeichnet hiervon kann man besonders das sehr große Blatt: Die Hochzeit zu Cana nach Paolo Veronese, nennen, da Wirkung und Ausdruck in den vielen Köpfen, welche meist Bildnisse berühmter damals lebender Personen enthalten, sehr gut gegeben ist. **) Vergl. Rost, Handb. für Kunstliebhaber. 9. Th. S. 130. Füßli, Künstlerlex. 2. Th. S. 586.

verscherzte aber durch mehre literarische Streitigkeiten die Gunst des zuletztgenannten einflußreichen Mannes, und dadurch die Aussicht, eine sehr einträgliche Präbende zu Salisbury zu erhalten. Nach Clarke's Tode ward er, besonders durch Verwendung des Herzogs von Rutland, Pfarrer an dem Wigstonshospitale zu Leicester, wo er im J. 1763 im 78. Lebensjahre starb.

Jackson war ein Mann gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit, sehr bewandert in der griechischen und römischen Literatur, und dabei beseelt von einem unermüdeten Fleiße. Seinen Charakter zierten Offenheit und Biederkeit. Einen kräftigen Vertheidiger fand in ihm die bürgerliche und religiöse Freiheit. Er nahm in diesem Punkte durchaus keine Rücksichten, obgleich seine Wahrheitsliebe manchen Widerspruch fand und ihm mehrfach schadete in seiner amtlichen Stellung. Vorzüglich vertheidigte er die Willensfreiheit gegen A. Collins, gegen den er auch die Rechte der menschlichen Vernunft kräftig in Schutz nahm. Gegen Tindal's Werk: **Christianity as Old as the Creation**, vertheidigte er die christliche Religion. Eins seiner wichtigsten Werke führt den Titel: **Chronological Antiquities, or the Antiquities and Chronology of the most ancient Kingdoms from the Creation of the World, for the Space of Five thousand Years**[1]). In diesem Werke, welches v. Windheim ins Teutsche übersetzte[2]), legte Jackson die Resultate vieljähriger Studien und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit nieder. Noch beabsichtigte er einige andere Werke, an deren Ausarbeitung ihn aber seine Altersschwäche hinderte. Zu diesen gehört besonders eine von ihm projectirte Ausgabe des N. T. in griechischer Sprache, mit Scholien und mit Angabe der verschiedenen Varianten des Textes, die er zu diesem Behufe mit unermüdetem Fleiße gesammelt hatte[3]).

3) **Thomas**, geboren im J. 1579 zu Witton in der Grafschaft Durham, erhielt eine classische Erziehung und studirte seit dem J. 1595 zu Oxford Theologie. Im J. 1603 ward er Magister, Mitglied des **Collegii Corpus Christi**, und 1622 Doctor und Professor der Theologie. Nachdem er kurze Zeit eine Patronatsstelle in seiner Heimath bekleidet, ward er Vicar zu St. Nicholas in Newcastle-upon-Tyne. Diese Stelle legte er nieder, als er zum Präsidenten des **Collegii Corpus Christi** gewählt ward. Bald nachher erfolgte seine Ernennung zum königl. Kapellan und zum Vicarius zu Witney in Oxfordshire. Im J. 1635 erhielt er eine Präbende zu Winchester und drei Jahre später das Dekanat zu Peterborough.

Er starb den 21. Sept. 1640 im 61. Lebensjahre, geschätzt wegen seiner gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit und scharfen Beurtheilungsgabe. Er war auch als Kanzelredner beliebt. Mit Strenge hielt er sich an die Lehre Calvin's, neigte sich aber zum Arminianismus, als sich ihm Aussichten zeigten, Kapellan des Bischofs von Durham zu werden. Er hinterließ zahlreiche theologische Schriften, unter denen sich vorzüglich seine **Commentaries on the Apostles Creed**, in 12 Büchern, auszeichnen. Außerdem schrieb er eine Abhandlung: **De providentia Dei, Comment. in Pentateuchum de creatione**, u. and. m.; auch mehre Schriften in englischer Sprache, unter andern: **The raging tempest stilled, or the history of Christ's passage over the sea of Galilee.** Diese Schriften wurden 1653 zu London in drei Foliobänden gesammelt*).

4) **William**, geboren 1730 zu Exeter, ward im J. 1777 Organist an der dortigen St. Peterskirche und starb 1803 im 73. Lebensjahre. Er war zu seiner Zeit einer der beliebtesten Componisten und ein Schüler des berühmten Travers, dessen Manier er mit Glück nachahmte, ohne seine Originalität zu verleugnen. Ein richtiges Urtheil leitete ihn besonders in der Wahl der Gedichte zu musikalischen Compositionen. Von Nachahmung anderer Tonkünstler hielt er sich frei. Doch läßt sich nicht ganz leugnen, daß er die Lieblichkeit und Neuheit seiner Melodien oft schwächte durch Einmischung gewöhnlicher Stellen. Seine vorzüglichste Stärke bestand in der Composition elegischer Gedichte. Unter den von ihm erschienenen Musikstücken sind die vorzüglichsten seine **Elegies.** Man hat außerdem von ihm **Canzonettos for three voices, Sonatas for the Pianoforte, Quartets, Pastoral Duets, Songs, Ode on fancy** u. a. m. Die Zahl seiner musikalischen Compositionen beläuft sich auf achtzehn.

Jackson versuchte sich auch im Zeichnen und in der Malerei, doch mit wenig Glück und mit unverkennbarer Abhängigkeit von fremden Mustern. Freier und selbständiger bewegte er sich in einigen literarischen Erzeugnissen. Zu diesen gehören: **Thirty letters on various subjects; The four ages, and other essays**, und a **Treatise on the present state of Music** †). (*Heinr. Döring.*)

---

1) London 1752. 3 Voll. 4. 2) Joh. Jackson's chronologische Alterthümer der ältesten Königreiche vom Anfange der Welt, durch fünf Jahrtausende, worin die wahre hebräische Zeitrechnung des A. T. vor und nach der Sündfluth wieder hergestellt ist, die Schwierigkeiten der biblischen Zeitrechnung erörtert sind, die Übereinstimmung der chaldäischen, ägyptischen, phönizischen und chinesischen Geschichte und Zeitrechnung unter einander sowol, als mit der biblischen Zeitrechnung und Geschichte gewisser, auch die Zeitrechnung anderer Völker ausführlich abgehandelt, und von den Jahren der Alten weitläufig geredet ist, wobei zugleich die vornehmsten Irrthümer der berühmtesten Zeitrechner untersucht und verbessert sind, auch die ganz alte Zeitrechnung in ein völliges System gebracht ist. Aus d. Engl. übers. von Chr. Ernst v. Windheim. (Nürnberg 1756. gr. 4.) 3) Cf. Memoirs of the life and writings of John Jackson (London 1764). *A. Rees*, Cyclopaedia or Universal Dictionary of arts, sciences and literature (London 1819). Vol. XVIII. Britisches theolog. Magazin. 4. Bd. 3. St. S. 863 fg. Bamberger's Anekdoten von großbritannischen Gelehrten. 1. Bd. S. 301 fg.

*) Cf. The life of Thomas Jackson, by *Edm. Vaughan*, vor dem ersten Bande seiner Werke. *A. Rees*, Cyclopaedia, or Universal Dictionary of arts, sciences and literature. Vol. XVIII. Jöcher's allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1804.

†) Cf. *A. Rees*, Cyclopaedia, or Universal Dictionary of arts, sciences and literature. Vol. XVIII. Gerber's histor.-biograph. Lexikon der Tonkünstler. 1. Th. S. 679. Dessen neues histor.-biograph. Lexikon der Tonkünstler. 2. Th. S. 755 fg.

JACKSONIA, eine Gattung neuholländischer Leguminosen (Hülsenfruchtpflanzen), welche in die Unterordnung der Papilionaceen und zur Abtheilung der Sophoreen gehört. Ihren Namen erhielt sie zum Andenken Jackson's, dem zu Ehren auch Port Jackson genannt wurde. Robert Brown hat zuerst in der zweiten Ausgabe des Hort. Kew. III. p. 12 die Kennzeichen derselben bestimmt. Die Hauptmerkmale sind: Kelch fünftheilig, fast gleich; Blumenblätter und Staubfäden abfallend; Fruchtknoten zweispornig; Griffel ahl-fadenförmig; Narbe einfach; Hülse mäßig, bauchig, eiförmig, oder länglich, mit an der Innenseite feinhaarigen Klappen. Ohne Keimwarze (strophiola, Nabelwulst) des Samens. Die fünf bis jetzt bekannten Arten sind strauchartig, erwachsen häufig blattlos, mit oft scharfkantigen Ästen, ästigen und blattartigen Ästchen, sowie gelben Blumen.

1) **J. scoparia** *R. Br.*, besenkrautartige Jacksonia, baumartig, dornenlos, mit scharfkantigen Ästen und endständigen Blüthentrauben. Im südl. Neu-Cumberland. Gleicht der **Genista monosperma**. Siehe Abbild. in Loddiges bot. cab. t. 427.

2) **J. spinosa** *R. Br.* (**Gompholobium spinosum** *Labill.*), dornige J., strauchartig, mit feinhaarigen, zwei- bis dreitheiligen ausgebreiteten, kantigen Ästchen, fast einzelnen Blumen, und sehr kurzen, angedrückten, an der Spitze der Blüthenstielchen stehenden Deckblättchen. Auf der südwestlichen Küste Neuhollands. Eine Abbild. findet sich bei *Labillardière* Nov. holl. spec. I. t. 136.

3) **J. horrida** *D. C.*, starre J., strauchartig, mit eckigen Ästen, winkelig zusammengedrückten, ästigen, dornig werdenden, blattförmigen Ästchen, endständigen Trauben und Deckblättchen an der Mitte des Blüthenstielchens. Auf der Südküste Neuhollands.

4) **J. furcellata** *D. C.*, gabelige J., strauchartig, mit walzenrunden Ästen, zusammengedrückt gestreiften, ästig gabelförmigen, dornenlosen, linienförmigen Ästchen, Endtrauben und Deckblättchen an der Spitze des Blüthenstielchens. An der neuholländischen Südküste. Die Äste und Ästchen haben einen feinen Haarüberzug. Die Abbild. sehe man bei *Bonpl.* nav. t. 11.

5) **J. reticulata** *D. C.* (**Daviesia reticulata** *Smith.*), netzförmige J., strauchartig, mit walzrunden Ästen und Ästchen, lanzettförmigen, stechenden, beiderseits netzförmig-aderigen Blättern, einzelnen achselständigen Blumen. Im östlichen Theile Neuhollands.

Bei den drei letzten Arten hat die Hülse äußerlich eine zottige, innerlich eine feinhaarige, sammetartige Bekleidung. (*Zenker.*)

Jacob I. (Johann), Kaiser auf Hayti, s. **Dessalines**.

JACOB, Könige. **A) Könige von Aragonien.**

1) **Jacob (Jayme)**, der Eroberer, oder der Erste dieses Namens unter den aragonischen Königen von barcelonaer Abkunft, hat, nach der allgemeinen Annahme, sein Dasein der List seiner Mutter, Maria von Montpellier, zu verdanken, durch welche sie ihren kalten, abstoßenden und treulosen Gemahl, König Pedro II. von Aragonien, im dritten Jahre der Ehe endlich für zärtliche Umarmungen, obschon nicht auf immer mit sich zu verlocken wußte [1]). Darauf wurde am 1. Febr. 1208 Jacob zu Montpellier geboren [2]) unter so großen Freuden der Mutter, daß sie ihn in die Kirchen tragen, Dankgebete verrichten und in frommer Einfalt auf dem Altare ihrer Hauskapelle zwölf mit den Namen der Apostel bezeichnete Wachskerzen anzünden ließ, um nach dem zuletzt erlöschenden Lichte den Knaben zu benennen. Dies geschah nun durch die Kerze des Apostels Jacobus [3]). Das Kind wurde aber vom Vater so wenig, als die Mutter geliebt. Diese wurde verstoßen und jenes in seinem vierten Jahre (1211) dem Grafen Simon von Montfort anvertraut, sowol zur Erziehung als auch zu künftiger Vermählung mit dessen Tochter. Pedro fiel indessen am 12. (? 13.) Septbr. 1213 in der Schlacht bei Muret gegen diesen Grafen, der die Albingenser bekämpfte, und Jacob wurde zu Carcassonne von seinem Pflegevater den Aragoniern zum Trotze festgehalten. Im verwaisten Reiche entstanden Verwirrung und Parteiung; des gefallenen Königs Brüder, Sancho, Graf von Roussillon und Fernando, Abt von Montaragon, zweifelten in Rücksicht auf Pedro's Trennung von Marien aber im Widerspruche mit der päpstlichen Anerkennung dieser Ehe an Jacob's rechtmäßigen Ansprüchen auf Krone und Reich, und unterstützt von Anhängern erhoben sie für ihre ehrgeizigen Absichten solche Gährung, daß die Führer ihrer Gegner Nuño Sancho und Wilhelm Moncada den beiden Prätendenten so wenig als dem Grafen Simon gewachsen waren, sondern den Papst Innocenz III. durch eine Gesandtschaft ersuchen mußten, ihnen durch seine Vermittelung den königlichen Knaben überliefern zu lassen. Mit Fürbitten Marien's, die seit ihrer Verstoßung von Pedro in Rom lebte und ihren Sohn bereits zum Erben von Montpellier und Allem, was ihr zuständig, eingesetzt und der Obhut des heiligen Vaters empfohlen hatte, gelang es den Gesandten, ein kräftige Verordnung zu Jacob's Gunsten, mit welcher Simon's Rücksichten auf den heiligen Stuhl zugleich wirkten, zu empfangen, ohne daß auch von der Königin Rückkehr die Rede war [4]). Graf Simon übergab unter Mitwirkung des Cardinallegaten, Peter's von Benevent, im J. 1214 der Gesandtschaft den Prinzen. Dieser wurde in Begleitung mehrer Abgeordneten Cataloniens und Aragoniens nach Barcelona geführt, wo seiner ein prächtiger Empfang wartete, dann nach Lerida,

---

1) Diese Scene findet sich umständlich von B. G. Miedes erzählt in dessen Vita et res gestae Jacobi I. Regis Arag. etc. ap. *Schott.*, Hispania illustrata III, 394 und etwas abweichend I, 381 sq. Spätere haben den Vorfall nacherzählt. 2) Dies ist nach Miedes unstreitig die richtigere Angabe des Geburtsjahres, die meisten Andern, selbst der in Chronologie sorgfältige Zurita in seinen Indices Rer. Arag. p. 90, weichen davon ab. 3) Jacob selbst nannte sich aus heiliger Scheu vor dem Apostel stets Jayme, ein mit Jacob gleichbedeutender Name; die gemeinen Leute sagen Diego. Sonst findet sich statt Jacob auch der Name Jacme und Jazme. 4) Ihr Testament vom 20. April 1213 bei *P. Gariel*, Series praesulum Magalonensium I, 298. Maria scheint nach Miedes a. a. O. S. 401 zu Rom 1214 gestorben zu sein. Andere setzen das Todesjahr um etliche Jahre später.

wo auf des mitgekommenen Cardinallegaten und der Granden Rath ein Reichstag gehalten wurde. Die Abgeordneten der Städte, Barone und Geistliche erschienen, nur nicht die beiden Oheime des jungen Königs. Daher bemühte sich der päpstliche Legat, den Prinzen sicher zu stellen und Ruhe und Ordnung im Königreiche zu schaffen. Auf den Armen des Erzbischofes von Tarragona gehalten, empfing der siebenjährige Jacob die Huldigung aller anwesenden Reichsstände (eine nach dem Zeugnisse spanischer Schriftsteller bisher ungewöhnliche Feierlichkeit) und wurde dem aragonischen Johannitermeister Wilhelm von Monredon anvertraut, damit ihn dieser tapfere, erfahrene und rechtschaffene Ritter im festen Schlosse zu Monzon erziehen sollte. Nun wurden noch vormundschaftliche Statthalter über Aragonien und Catalonien, und über diese als Reichsvicar der Graf Sancho von Roussillon bestellt, damit dessen gefährlicher Ehrgeiz befriedigt werden sollte. Statt aber gute Wirthschaft in dem von Pedro erschöpften Königreiche zu halten, ließ er den Credit mehr und mehr sinken, verdarb die Beamten durch Zurückhaltung ihrer Gehalte, schmiedete neben Don Fernando Ränke zur Erwerbung der Königskrone, ließ seinen Neffen zu Monzon Noth leiden, und beförderte Gewissenlosigkeit und Verwirrung aller Art, sodaß der kleine Anhang des jungen Königs J. in seiner Standhaftigkeit keinen anderen Ausweg als den der Entführung wußte, welchen erst das Beispiel der Vasallen des mit Jacob zugleich erzogenen und gleichsam mitgefangenen jungen Grafen, Raimund Berengar von Provence, beleben mußte, obschon dessen Entführung den Reichsvicar aufmerksam und zu sorgsamer Verwahrung seines Neffen entschlossen machte [5]). Jacob's Erzieher wußte dessen Lust und Drang zu ungezwungenem Leben weislich zu unterstützen, und leitete auch die Flucht im J. 1217 nach 2½jährigem Aufenthalte aus Monzon über Huesca nach der Hauptstadt Saragoza, wobei, wie Miedes bemerkt, der Umstand sehr zu statten kam, daß Don Fernando's Anhang inzwischen großentheils und allmälig zu des Königs Partei übergetreten war, und daß dessen Nebenbuhler, Don Sancho, sei es aus Ehrfurcht, oder wegen Gewissenszweifel, oder vielmehr aus Unbedachtsamkeit, den auf Alles gefaßten, kecken Prinzen mit einer geringen Bedeckung durch den Paß bei Selga schlüpfen ließ. Gewiß ist, daß man die Rettung Jacob's wunderbar nannte, und dessen Erscheinung in der Hauptstadt große Freude erweckte. Die Frühreife seines Geistes, die treffliche, jedenfalls nur ritterliche Erziehung und das angenehme Äußere des königlichen Knaben erwarb demselben große Zuneigung bei Adel und Bürgern, noch mehr der Trieb, sich unter einsichtsvollen Rathgebern an ernste Geschäftsthätigkeit zu gewöhnen, wenigstens ist gewiß, daß Jacob im Julius 1218 zu Tarragona eine Versammlung der catalonischen Stände, im Sept. desselben Jahres einer andern zu Lerida, wo die Stände beider Provinzen seines Reiches erschienen, beiwohnte. Außer der Anordnung über das Münzwesen, eine hier, wie im benachbarten Frankreich, sehr oft verhandelte Angelegenheit, waren die Verhandlungen mit des Königs beiden anwesenden Oheimen das Wichtigste von dem, was auf diesem Reichstage vorgenommen wurde. Sie verzichteten gegen den Empfang ansehnlicher Lehngüter nicht nur auf den Thron, sondern Don Sancho auch auf das Reichsvicariat; brachen aber bald den geleisteten Eid der Treue, der mit ihrer ausgedehnten Begehrlichkeit nicht vereinbart werden konnte [6]). Nach Barcelona gekommen, machte Jacob eine Stiftung zur Befreiung der Christensklaven aus den Händen der Mauren. Bald darauf zu Anfange Septembers 1219 hielt er eine Ständeversammlung in Huesca zur Dämpfung der Unruhen an den Pyrenäen, vielleicht auch zur Hebung der gesunkenen königlichen Majestät, was jedoch nicht glückte, wie der unmittelbar darauf folgende Ungehorsam der aragonischen Granden Azagra und Lizana gegen königliche Verordnungen bewies, aber auch dem jungen Könige die erste Gelegenheit zur Waffenführung (1220) gab, wobei seine Anhänger eben nicht musterhafte Treue bewiesen. Glücklicher Weise söhnten sich die beiden Empörer mit ihm aus, während der Spott, welchen ein Theil des Adels über ihn ergoß, sammt den von Neuem gefährlich werdenden Bestrebungen der beiden Oheime das Königreich in Verwirrung zu stürzen drohte, gegen welche die königlichen Räthe und besonders der catalonische Seneschall Moncada kein anderes Mittel, als die Verheirathung Jacob's anzuwenden wußten. Daher folgte auf die Verlobung mit Eleonoren, Königs Alonso III. (VIII.) von Castilien jüngsten Tochter, schnell am 6. Febr. 1221 die Vermählung zu Agreda (wenn nicht zu Tarragona), sodaß dem jungen Könige, selbst nach eigenem Geständnisse, der Genuß der Ehe noch anderthalb Jahre versagt blieb. Hingegen setzte er ungestört ernsthafte Geschäfte fort, half auf einem Reichstage zu Huesca den Klagen der Aragonier ab, verglich sich auf einem andern zu Daroca mit dem Grafen Gerard von Cabrera wegen Urgels, nahm die ihm in Zaragoza bereiteten Festlichkeiten an und reiste in Begleitung Eleonoren's in Aragonien umher, um den Zustand größerer und kleinerer Städte kennen zu lernen, bis ihn der Krieg des Vicomte von Bearn mit Don Sancho's Sohne, Nuño von Roussillon in die Waffen rief. Jacob leistete seinem Vetter Nuño in kurzem so nachdrückliche Hilfe, daß er auf dem Marsche nach Perpignan 130 Städte und Schlösser erobert haben soll, nur am festen Schlosse Moncada, in welchem der Bearner lag, scheiterte das Waffenglück, weil die Belagerten mit des Königs Rathgeber Abones, der bereits vom Abte Don Fernando gewonnen worden war, im Einverständnisse standen. Ungern hob Jacob die Be-

---

5) Nur Blancas in seinen Aragonens. rerum commentation. ap. *Schott*. III, 652 versichert allein, der Entführung des jungen Königs sei ein enger Bund der Großen und vieler Städte unter dem Namen Colligatio Magnatorum pro pace regis tuenda vorausgegangen.

6) Vergl. *Zuritae* Indices, p. 97—101. Miedes a. a. O. S. 401 fg. Blancas a. a. O. S. 651 fg. Doch blieb Don Sancho nach einer Urk. bei *Gariel* I, 320 unter den Rathgebern des Königs.

lagerung auf, entließ das Heer und ging nach Aragonien zurück, während der bearner Vicomte über Nuño's Besitzungen herfiel, bald aber von Fernando nach Tausse gelockt wurde, um seine Aussöhnung mit dem Könige und Nuño zu betreiben. Hierhin wurden auch Jacob und seine Gemahlin gelockt und, da die Stadt von 200 Reitern heimlich besetzt war, gleichsam gefangen gehalten, wie sie denn auch dem Antrage, den alten Königspalast Suda in Zaragoza zu beziehen, nicht ausweichen konnten. Obschon mit großer Pracht daselbst angekommen, wurden sie aller Bedienung bis auf zwei Personen, ja der freien Bewegung so beraubt, daß Fenster und Thüren verriegelt, Niemand ohne Fernando's Wissen zu ihnen gelassen wurde. Dieser hatte sich, nach Miedes, mit Zustimmung Sancho's, aller Staatsgeschäfte bemächtigt, konnte aber erst nach 20 Tagen den König zwingen, dem bearner Vicomte die abgenommenen Besitzungen sammt 20,000 Maravedis (? Dukaten) zur Entschädigung zurückzugeben. Die Gefangenschaft war dadurch noch nicht zu Ende, weil sein Oheim Fernando das Heft der Regierung unter dem Vorwande, sein Neffe sei noch zu jung, in den Händen behielt. Seine Flucht durch ein offenes Fenster widerrieth Eleonore, sein ehemaliger getreuer Rathgeber Ahones blieb gegen harte und empfindliche Vorwürfe taub, bis die Verschworenen durch Uneinigkeit nach und nach geschwächt, ihm zugestanden, nach Tortosa zu gehen. Von ihnen begleitet und von allen Vertrauten abgeschnitten, fand er endlich die Hilfe zweier Personen, die ihm Pferde zur Flucht nach Huerta, einem Orte der Tempelherren, verschafften, wo er sich schnell eine Partei im Adel zu erwerben wußte, und denselben zur Rüstung gegen die Sarazenen im Königreiche Valencia beschied. Obschon unter Schwierigkeiten nur zu einem kleinen Anhange gelangt [7]), drang er zu Ende Septembers 1225 von Teruel nach Peniscola hinab, und setzte durch die Belagerung dieser festen Stadt den maurischen König Zeyt Ebu Zeyt in solche Verlegenheit, daß derselbe um einen Waffenstillstand bat, welchen Jacob gegen Zusicherung eines jährlichen Zinses desto lieber genehmigte, als mehre seiner Barone in der Voraussicht, Jacob werde den Platz nicht erobern können, das Lager verließen. Auf dem Rückwege über Teruel nach Zaragoza stieß Jacob bei Calamocha auf Ahones, der mit 60 Reitern einen Streifzug in das valencianische Gebiet unternehmen wollte, wovon ihn der König zum Schutze seines eben abgeschlossenen Vertrags abhalten wollte, es aber nicht hindern konnte, sodaß Ahones entwich, verfolgt, und wider des Monarchen Willen getödtet wurde. Dessenungeachtet wurden die Güter des Barons eingezogen, worüber viele Andere und fast alle Städte (nur Calatayud, Albarracin und Teruel werden als Ausnahmen genannt) unter eifriger Begünstigung des spottenden Fernando dem Könige untreu wurden, und Letzterer soll sogar geschworen haben, seinen Neffen von Land und Leuten zu jagen [8]). Nächst diesem trat des getödteten Ahones Bruder, der Bischof von Zaragoza, sammt dem bearner Vicomte als Jacob's gefährlichster Feind auf. Gleichwol wagte sich Jacob aus den gebirgigen Gegenden in die Ebenen von Pertusa, wo ihm der Vicomte Folch von Cardona unerwartet eine Verstärkung zuführte. Eine ansehnliche Streitmasse des Bischofs von Zaragoza wurde geschlagen, und mit Keckheit glaubte der König Don Fernando's überlegenes Heer durch die Belagerung Cella's herbeiziehen zu können. Aber zur Beruhigung der Besonnenen (nur 2400 Mann verschiedener Waffengattung standen dem Könige zu Gebote) erschien es nicht; daher suchte Jacob nach Cella's Eroberung sich einzelne Städte zu unterwerfen, und auf diese Weise bis Huesca zu kommen, wo er seine Person mit großer Unerschrockenheit den von heimlichen Feinden bereiteten Gefahren bloßstellte, sich aber mit geringer Begleitung listiger Weise rettete. Durch seine Persönlichkeit wußte er inzwischen Viele seiner Gegner zu gewinnen und der Erzbischof von Tarragona unterwarf ihm die Häupter der Gegner in Catalonien, die Vicomten Raimund Folch von Cardona und Wilhelm Moncada von Bearn, welche zugleich auf Don Fernando, an dem endlich nur noch Zaragoza, Huesca und Jaca festhielten, versöhnend wirkten. Alt und der Anstrengung überdrüssig that er dem Könige zu Pertusa seine Reue kund, der ihn und seinen Anhang zu sich beschied. Seine Erscheinung im März 1227 hatte eine herzliche Scene und des Königs Ansprüche auf Entschädigung für erlittene Verluste weitläufige Verhandlungen zur Folge, welche dem Erzbischofe von Tarragona, dem Bischofe von Lerida und dem aragonischen Templermeister Franz von Montpensier übertragen wurden. Aus Liebe zum Frieden und in nothwendiger Berücksichtigung der Unordnung im Reiche war man froh, vollkommene Unterwürfigkeit der Empörer, Vernichtung ihrer Verschwörung und Freilassung der Gefangenen auf beiden Seiten zu erlangen, und nur dem Bischofe von Zaragoza gab man von der brüderlichen Erbschaft zurück, was dem Ahones von seinen Ältern einst erblich überkommen war. In ähnlicher Art wurde mit den Übrigen verfahren, Don Fernando ausgenommen, der mit 30 Ritterlehen begabt und späterhin bei Bestimmungen der Thronfolge den mütterlichen Verwandten des Königs nachgesetzt wurde. Jacob's getreue Anhänger wurden mit Beschenkungen nicht vergessen. Die drei vorhingenannten rebellischen Städte kamen der Bestrafung, die ihnen zugedacht worden war, durch eilige Unterwerfung zuvor. Hierauf wurde am 2. Jul. ein Landfriede für Aragonien und am 21. Dec. 1227 für Catalonien verordnet und beschworen, zu dessen Aufrechthaltung Friedensrichter (Paciarii) eingesetzt und feierliche Umzüge zum Danke dafür angestellt wurden [9]). Diesen Anordnungen zuwider blieb Gerard von Cabrera im Besitze der Grafschaft Urgel, auf welche die rechtmäßige Erbin, Aurembaria, bei Jacob bisher vergebens Ansprüche erhoben

7) Aus Aragonien kamen nur drei Grandén mit ihrem Gefolge. 8) Vergl. *Zaritae* Indices, p. 104 und Miedes a. a. O. S. 418 fg. mit Ferreras' Histoire générale d'Espagne traduite par *M. d'Hermilly*. IV, 97 sq.

9) Vergl. Schmidt's Geschichte Aragoniens im Mittelalter. S. 143 fg. und *d'Achery*, Spicilegium III, 598 sq. mit Miedes a. a. O. S. 419 fg.

hatte. Auf des Königs Vorladung ungehorsam und gegen den Ausspruch des ersten aragonischen Juristen taub geblieben, zog sich Cabrera im J. 1228 die königliche Kriegsmacht über den Hals, und sah sich in schnell auf einander folgenden Verlusten der Grafschaft beraubt, welche Jacob mit Ausnahme der Stadt Lerida, die er für sich behielt, sammt einem Ehemanne in der Person Don Pedro's von Portugal, der aus seinem Vaterlande vertrieben, bei ihm Schutz gefunden hatte, der jungen Gräfin Aurembaria zurückgab.

Dieses Kriegsglück und die hergestellte Ruhe in seinem Reiche reizten den 21jährigen König, nicht wenig von seinen kampflustigen und beutegierigen Baronen geschmeichelt und getrieben, zu auswärtigen Waffenthaten, die mit ihrem glanzreichen Erfolge ihm bei Mit- und Nachwelt den Zunamen des **Eroberers** erworben haben. Schon von Kindheit an trug er aus Neigung, wie auch im Charakter der Zeit, ein brennendes Verlangen nach Kämpfen mit den Sarazenen, aber durch heimische Unruhen gehindert, erwachte erst im J. 1228, als er zu Tarragona großen Hof hielt, in Übereinstimmung vieler gleichgesinnter Barone die Sehnsucht wieder. Dieselbe wußte ein begüterter Bürger dieser Stadt, Pedro Martel, der einst den König zum Gastmahle einlud, durch seine von genauer Kenntniß durchdrungene Schilderung von der Fruchtbarkeit, Schönheit und den Reichthümern der Insel Majorca, die in schimmernder Ferne vor den Fenstern des Festsaales ausgebreitet lag, und von den Vortheilen, die ihr Besitz gewährte, leidenschaftlich anzufachen, wobei ihm nicht nur die häufigen Räubereien dieser maurischen Inselbewohner an Cataloniens Küsten und Schiffahrten, sondern auch die gröblichen Beleidigungen, welche Jacob's Botschafter jüngst von dem Inselkönige erlitten hatte, trefflich zu statten kamen. Dies Alles stimmte den König zum Kriege gegen Majorca. Er hielt im Dec. desselben Jahres zu Barcelona einen Reichstag, in welchem er mit aller königlichen Pracht vom Throne herab die Versammlung auf die wichtige Nothwendigkeit und den wohlthätigen Nutzen hinwies, nicht nur die Balearen, sondern auch Valencia den Ungläubigen zu entreißen. Hierzu foderte er zunächst Aufrechthaltung der innern Ruhe und Hilfsmittel jeder Art zum Kriege, wofür er außer dem himmlischen Lohne, auch den irdischen, die Theilung der Beute, verhieß. Mit lautem Beifalle wurde der Landfriede abermals bestätigt, die Bovage-Steuer zum zweiten Male — was sonst nie der Fall gewesen — bewilligt mit Versprechungen freiwilliger Opfer, in welchen ein Baron den andern zu übertreffen sich bemühte. Der Vicomte von Bearn versprach zum Beispiel 400 auf eigene Kosten gerüstete Reiter, der Graf von Roussillon einen nicht minder zahlreichen Haufen leichter Reiterei. Der hierüber gleichzeitig (23. Dec.) errichtete Vertrag Jacob's mit seinen Vasallen und Bischöfen machte vorläufig ihre Theilnahme an der Beute, ja die Commission, die das Geschäft der Theilung übernehmen sollte, namhaft [10]).

Im Mai 1229 sammelte sich laut der Anordnung das Kreuzheer, zu Ilerda wurde es von einem päpstlichen Legaten zu den heiligen Zwecken, wie sie die Bischöfe zuvor gepredigt hatten, eingeweiht. Siebzehn bis 18,000 Mann, darunter nur 2000 Reiter, aber auch mancherlei Abenteurer aus der Provence, aus Marseille, Genua und andern Küstengegenden, erhielten das Kreuz, bestiegen am 1. Sept. im Hafen Salou eine Flotte von 150 bis 155 Fahrzeugen verschiedener Gattung, und segelten in einem Zeitpunkte, der den Almohaden in Afrika und Spanien, ihrem verwandten Herrscherstamme auf den Balearen Hilfe zu leisten, ungünstig war, nach Majorca ab. Nach zwei ausgehaltenen Stürmen lief die Kreuzflotte im Hafen Palumbaria ein. Sie wurde aber durch die herbeigeeilten Mauren gezwungen, auf die Insel Dragonera zurückzuweichen, und die Landung im Hafen Santa Ponça zu versuchen, die auch des Mitternachts durch Überraschung der auf einer Höhe stehenden 5000 Mauren gelang [11]). Jacob hatte nach Miedes' Angabe 42,000 Mann bewehrte Sarazenen auf dieser Insel zu bekämpfen. Durch diese zum Theil unzuverlässige Masse schlug er sich in etlichen hartnäckigen und durch Hinterlist des Inselkönigs erschwerten Treffen nach der Hauptstadt mit Verlust mehrer ausgezeichneten Granden durch, belagerte dieselbe nach allen damals üblichen Regeln der Kriegskunst, und schwor nicht eher davon abzulassen, bis er den eingeschlossenen Inselkönig beim Barte fassen könnte. Während an den vier Thürmen der Mauern Minen gegraben und selbige mittels eines künstlichen Feuers auf einmal gesprengt wurden [12]), zogen Abtheilungen im Lande umher und eroberten in wenigen Wochen die vorhandenen Städte und Flecken, da des Königs Leutseligkeit gegen die Ungläubigen schnell bekannt wurde, mit weniger Mühe, als die in Gebirge geflüchteten Inselbewohner bekämpft werden konnten. Die Hauptstadt vertheidigte sich kunstreich durch häufige Ausfälle, und hielt sich mit Standhaftigkeit bis zum 31. Dec. 1229, nachdem nur Aussicht auf Beute, entflammende Predigten eines Dominikanermönchs und die erborgten Summen des Königs von catalonischen Kaufleuten den Eifer der Belagerer trotz nächtlicher Kälte und andern Ungemachs in Thätigkeit erhalten konnten. Als die Breschen räumig genug und Nachrichten von endlich eingetretener Bestürzung der Belagerten eingelaufen waren, ließ Jacob am 30. Dec. sein Heer durch Messelesen, den Genuß des Abendmahls und durch eigene begeisternde Rede zum Sturme vorbereiten, und denselben Tages nachher mit einem furchtbaren Geschrei ausführen unter dem Schutze zweier aufgestellten Abtheilungen, welche befürchtete Angriffe des Lagers von den Gebirgen her abwehren sollten. Bei der Erstürmung fielen, nach Miedes, 20,000 Mauren,

10) s. d'Achery a. a. O. S. 597 fg. Die Rede des Königs bei Miedes a. a. O. S. 427. Vergl. noch *Zuritae* Indices, p. 106 sq.

11) Hermilly in seiner Histoire du royaume de Majorque, p. 53 sq. erzählt in Übereinstimmung mit Miedes a. a. O. S. 433 fg. diese Landung am umständlichsten. 12) Miedes S. 439 erzählt hierüber: „Itaque vallo aggereque ductis, paulatim urbi admotis machinis, — eo usque perventum est, ut machinae et qui agebantur cuniculi, muros attingerent, atque cujusdam fundamenta turris excavari inciperent; jamque *naphtico* supposito *igni* turris hisceret etc."

und 30,000 verschiedenen Geschlechts entwichen in die Gebirge, sodaß bei der dreitägigen Plünderung keine Ausschweifungen begangen werden konnten; was an wehrhafter Mannschaft nicht gemordet worden oder geflüchtet war, fiel in der Sieger Hände, darunter mehre Vornehme, der Inselkönig und dessen dreizehnjähriger Sohn. Miedes läßt zweifelhaft, ob der Letzte nach Aragonien gebracht, getauft und reichlich beschenkt wurde, oder ob er im Kerker langsam verschmachtet sei. Sicherere Nachrichten lassen ihn auf dem Festlande zum Christenthume übergehen, mit einer christlichen Edlen sich verheirathen und Jacob's Vasall auf einem kleinen Grundbesitze werden. Den Erstern verhaftete Jacob, ihn beim Barte erfassend, eigenhändig, und tröstete ihn mit den Worten: „Fürchte Dich nicht, Du sollst leben und bist von mir gefangen worden!" Die Citadelle Almudena fiel fast gleichzeitig mit der Stadt in der Sieger Gewalt. Die unermeßliche Beute wurde zusammengehäuft, wovon freilich Gold, Silber und Juwelen sammt andern versteckbaren Kleinodien verhehlt und verleugnet wurden, das Gesammelte aber öffentlich versteigert, wozu bereits catalonische Handelsleute bereit waren, und der Ertrag nach Verdiensten so gut wie nach Umfang der auf den Kreuzzug verwendeten Kosten vertheilt; mit den Häusern der Hauptstadt und anderer eroberten Ortschaften bis auf drei noch unbezwungene Städte, welche 1230 erobert wurden, und dem Grundbesitze wurde in ähnlicher Art, wie schon der Vertrag im Voraus darauf abzielte, verfahren, doch Wenigen nach Wunsche, Vielen zum Unmuthe, daher Empörung und Streit mit den Beauftragten des Geschäfts, wobei Jacob mit eindringlicher Schärfe handelnd, sich im Allgemeinen Achtung und Anhänglichkeit erwarb, die Undankbarkeit derer abgerechnet, die mit reicher Beute sich im Stillen in die Heimath schlichen. Erfreulich war dagegen der Zuzug, den der Grande Roderigo von Lizana dem Könige brachte, allein nicht hinreichend, um die Gebirgsbewohner und Flüchtlinge auf allen Punkten siegreich zu bekämpfen. In fast unzugänglichen, äußerst geräumigen Höhlen verbargen sich diese Rotten, zuweilen über 1000 Mann in einer, wenn anders Miedes seine Angaben nicht übertreibt. So fiel z. B. eine Höhle mit 1500 Mann, 10,000 Stück Rindvieh und dreimal so vielen Schafen in Jacob's Hände. Sei dem, wie ihm wolle, so waren doch die Kämpfe mit diesen Horden lästig und schwierig; aber bei der Frage, ob selbige auf der Insel auszurotten, oder zu dulden wären, wurde letztere Meinung mit der Absicht vorgezogen, die einmal unterworfenen Mauren zur Arbeit anzuhalten, und die umherschweifenden Scharen nach und nach zu gleichem Loose zu zwingen, was ohne wiederholte Empörungen nicht zum Ziele führen konnte. Nachdem Jacob Alles, nur nicht die kirchlichen Einrichtungen, worüber er mit dem Bischofe von Barcelona in Streit gerieth, bis ihm die erste Besetzung des neuen Bisthums auf Majorca und in der Folge die Bestätigung der vom barcelonaer Domcapitel erwählten Bischöfe überlassen worden war [13]), angeordnet und einen getreuen Catalonier zum Statthalter der Insel bestellt hatte, begab er sich nach 14monatlicher Abwesenheit (nach Zurita schon Ende Aprils 1230) auf das Festland zurück, wo ihm überall, besonders zu Zaragoza, lauter Beifall begegnete, wie übrigens auch sein Kriegsruhm nunmehr so entschieden war, daß nicht nur Papst und fast ganz Italien ihr Auge auf ihn zur Hilfe gegen den Kaiser Friedrich II. richteten, sondern auch König Sancho VII. von Navarra sich ganz in seine Arme warf, worüber dieser so gut wie jener seine nächsten Erben zurücksetzte [14]). Am 2. Febr. 1231 nämlich schlossen beide Monarchen zu Tudela einen gegenseitigen Schutzvertrag, in welchem der 78jährige Greis von Navarra den 23jährigen Jacob für die Nachfolge adoptirte, und umgekehrt dieser jenen in derselben Absicht, sodaß Jacob, sei es aus innern Vorwürfen, oder auf Zureden Anderer, schon im folgenden Jahre diese Übereinkunft, wie es scheint, heimlich zum Besten seines Sohnes Alfons umstieß und demselben die Thronfolge in seinen Erblanden rettete [15]). Inzwischen eilte er auf das Geschrei von der Annäherung einer tunesischen Flotte bei Majorca nach Tarragona, zog Truppen im Hafen Salou zusammen, gab gegen Empfang der Grafschaft Urgel dem Prinzen Pedro von Portugal, dessen Gemahlin eben kinderlos gestorben war, auf Lebenszeit die balearischen Inseln als Reichslehn, mit Ausnahme der Citadelle Almudena und der Städte Pollenza und Oloron, die der König für sich behielt; hierauf eilte Jacob selbst (1231) nach Majorca, um sowol den Sturm, der von Tunis her drohte, abzuwehren, als auch die drei von den empörten Mauren eroberten Städte Pollenza, Oloron und Santuer wieder zu gewinnen. Es gelang bald, und auf die Gebirgsbewohner wurde zum Theil wie auf Wildpret Jagd gemacht, zum Theil wurden sie im Drange der Umstände übersehen, deretwegen hauptsächlich für gute Verwahrung der Städte gesorgt wurde, und als die Tunesen nicht erschienen, eilte Jacob auf das Festland zurück, wo die Beseitigung wichtiger Geschäfte und die Beruhigung des podagristischen Sancho von Navarra seiner warteten. Nach Tauste gekommen, erneuerten sich die Gerüchte von ankommender Hilfe für die balearischen Mauren, und deren wiederholter Empörung. Und da ohnehin der Eroberungsplan Menorca's schon eingeleitet worden war, eilte der König 1232 zum dritten Male nach Majorca, unterwarf vollends die widerspenstigen Gebirgsbewohner und ließ durch abgesendete Schiffe in den Monaten Juli und August die benachbarte Insel Menorca erobern, deren Bewohner zwar einen gesicherten, aber jedenfalls gedrückten, an Sklaverei grenzenden, Aufenthalt erhielten. Iviza wurde erst zwei Jahre später vom tarragonaer Erzbischofe

13) s. d'Achery III, 602.

14) Vergl. Miedes S. 434 fg. *Zuritae* Indic. p. 103 sq. *Schott* II, 575 und *Hermilly* 59 sq. 15) An der Echtheit dieses Vertrages zweifeln Hermilly zu *Ferreras* IV, 124 und *Monet* in Annales Navarr. III, 148; sie liegt aber schon in Jacob's Abneigung zu seinem Sohne begründet, geschweige die auf gute Quellen sich berufenden Miedes und Zurita anzuführen. Mariana und selbst Schmidt, der viele seltene spanische Hilfsmittel benutzt hat, geben dem Vertrage sein gebührendes Recht; ebenso *Sismondi*, Hist. des Fr. VII, 126 und *Saint-Allais* II, 351.

mit des Königs Genehmigung ohne Anstrengung erobert und demselben als königliche Lehen übergeben. Formentera, von den Aragoniern Colubraria genannt und gleichzeitig erobert, blieb unbebaut und wüste[16]. Vor seiner Abreise ordnete Jacob die starke Befestigung Majorca's an, und zu gegenseitiger Hilfe in der Noth wurden gewisse Feuerzeichen auf dieser Insel und auf Menorca vorgeschrieben, wie auch für Betriebsamkeit und Gewerbthätigkeit so heilsam gesorgt wurde, daß namentlich Majorca bald in lebhaften Verkehr mit dem europäischen Seehandel kam; unstreitig ein Verdienst des unermüdeten Königs, da sein Statthalter Pedro von Portugal alle Geschäfte von sich abzulehnen suchte und sich auch auf das Festland zurücksehnte. Es wurde ihm gewährt und Jacob gab diesem Schützlinge später in dem eroberten Königreiche Valencia einige Lehngüter zur Entschädigung.

Unmittelbar mit diesen Unternehmungen verband Jacob die Eroberung des Königreichs Valencia theils aus den bereits entwickelten Gründen, theils wegen des eigenthümlichen Reizes, mit welchem dieses genußreiche Land einlud, theils auf Verlangen des Papstes und endlich in Rücksicht auf einen Vertrag, welchen der König mit dem alten vertriebenen Könige Zeyt Ebu Zeyt von Valencia 1229 eingegangen hatte. Dieser Monarch war von einem vornehmen Häuptlinge der Ungläubigen, Ebu Giomail Zeian, wegen seiner Neigung zu den Christen, verjagt, zu Jacob nach Calatayud geflohen und mit diesem dahin übereingekommen, daß er in Schutz genommen werden und vom wieder eroberten Königreiche den vierten Theil abtreten sollte. Ohne langes Zögern erhielt Zeyt auch ein kleines Heer unter Pedro Azagra's Befehlen zu diesem Behufe, eroberte einige Burgen seines Landes, wodurch aller Wahrscheinlichkeit nach der Emporkömmling Zeian gereizt, die catalonischen und aragonischen Grenzen in Jacob's Abwesenheit befehdete, die von demselben angebotenen Friedensvorschläge verachtete und ihm nicht zinsbar werden wollte[17]. Dieß Alles sammt dem günstigen Umstande, daß eben jetzt unter den Sarazenenkönigen viele Zwietracht und gegen den valencianischen Neuling großer Unwille herrschte, vermochte den König von Aragonien, der hierbei wenig oder gar nicht mehr an die eingegangenen Verbindlichkeiten gegen seinen Schützling dachte, im November 1232 die Zurüstung zur Bekämpfung dieses Nachbarstaates zu betreiben, wozu er aber, obschon das Kreuz gepredigt wurde, nur nach und nach die ausgezeichnete Unterstützung fand, wie sie ein so schwieriger Angriff auf ein Land erheischte, welches von so zahlreichen als festen Burgen geschützt ward. Daher auch geschah, daß die Bekämpfung desselben mit kleinern und größern Unterbrechungen 20 Jahre dauerte. Der Eröffnung des Krieges ging die Rücksprache des Königs mit den Reichsständen zu Teruel und Monzon, wie mit dem Könige Fernando III. von Castilien voraus, und der feste Beschluß erregte unter den beutelustigen Vasallen eine solche Ungeduld, daß mehre Granden des Königs eigene Zurüstung nicht abwarteten, sondern im Winter von $12\frac{32}{33}$ bei heftiger Kälte und tiefem Schnee die Ungläubigen stracks zu befehden begannen, und Städte zum großen Befremden des Königs eroberten, wie die Bewohner Teruels in der Absicht, sich des Königs Gunst desto mehr zu versichern, voreilig Ares überfielen, während Jacob erst ums Frühjahr 1233 mit ungefähr 250 Reitern und 1800 Mann Fußvolk im Vertrauen auf ansehnlichen Zuzug ins Feld rückte und in kurzem so gestärkt war, daß er in Mitte Mai's Burriana, nach Miedes' Angabe, mit 27,000 Mann umzingelte und zwei Monate lang belagerte, bis die Belagerten mit Weib, Kind und Habe um freien Abzug nach Nules baten, und solcher auch ohne Beschwerde zuerkannt wurde. Den Templern schenkte Jacob einen Theil der Stadt zur Belohnung ihrer beharrlichen Tapferkeit. Rechts und links wurden von diesem Stützpunkte aus an der Seeküste sowol, als auch im Innern die Belagerung und Eroberung der Städte, Flecken und festen Schlösser bis Vinarez, Xerica, Adamuz und Orgo hin fortgesetzt, mit mehr oder weniger Gewalt, wobei die Leutseligkeit des Königs gegen die Überwundenen so viel Zutrauen unter den Mauren erweckte, daß viele Ortschaften sich ohne Schwertschlag ergaben, und bisweilen, wie Peniscola nur des Königs Gegenwart bei der Übergabe zur Bedingung stellten. Anders verfuhren mehre seiner Heerführer, die sich durch Verheerungen einzelner Gegenden, wie z. B. Segorbe und Xerica, oder durch Zerstörung der Ortschaften, so Alcantaren, verhaßt und furchtbar gemacht hatten. Wiederum fielen manche Plätze, wie Almajora, durch ein Ungefähr. Einmal nur, wie der Feldzug 1235 beweist, gerieth Jacob in Ungeduld, da mit dem Heere nichts Großes verrichtet, äußerster Geldmangel eingetreten war, und den Belagerern die Mittel entgingen, Festungen mit Nachdruck zu beängstigen. So mußte die Belagerung Cullera's aufgegeben werden, weil es an Steinen für die Wurfmaschinen, ja an Werkzeugen, sie aus den Felsen zu brechen, mangelte, die Eroberung Moncada's, die allein eine Beute von 20,000 Dukaten an Werth abwarf, und Musero's gaben zwar einigen Ersatz, doch sieht man auch gleich darauf 100 gefangene Sarazenen für 3400 Dukaten an Kaufleute verhandeln, was, nach den umständlichen Berichten des Miedes, eine seltenere Erscheinung war, als das Verschenken solcher Geschöpfe an ausgezeichnete Heerführer. Ein Jahr später ließ Jacob die wichtige Burg Enessa, welche Zeian gänzlich zerstört hatte, schleunig und sehr fest wieder aufbauen, stark besetzen und von einem zuverlässigen Commandanten bewachen. Im folgenden Jahre 1237, wie es scheint im Juli oder August, zog Zeian, übereinstimmender Nachrichten zufolge, mit 40,600 Mann meist zusammengetriebenen, der Kriegführung unkundigen Gesindels auf diese Burg los; die Besatzung mit Hilfe eines schleunigen Zuzuges aus der Nachbarschaft auf 2200 Mann tüchtiger Streiter[18]) gestärkt, welche ihr Anführer Entensa

16) s. Miedes S. 466 fg. *Zuritae* Indices, p. 115.
17) Vergl. Miedes S. 428 fg. mit S. 455 fg. und Schmidt S. 151 fg.

18) Nur *Zuritae* Indices geben S. 117 2300 Mann an. Vielleicht ist durch das angeblich Wunderbare im Siege die Stärke des feindlichen Heeres übertrieben worden.

zu begeistern verstand, fiel unter Begünstigung des Raumes über die Massen her und schlug sie nach furchtbarem Gemetzel in die Flucht, sodaß man mehre Jahrhunderte hindurch nicht begriff, wie eine so tapfere glänzende That ohne Wunder habe verrichtet werden können. Zeitgenossen und alte Chroniken, wie die des Spaniers Asclotius, behaupteten hierbei die unmittelbare Einwirkung des heiligen Ritters Georg, den man in Kämpfen anzuflehen pflegte, und wollten sogar nachweisen, daß 10,000 Sarazenen ohne Wunden auf dem Schlachtfelde todt, folglich vom h. Georg erwürgt, gefunden worden wären. Die Freude über diesen Sieg sowol, als die nothwendige Anordnung in manchen Festungen zog den König mit 130 Reitern von Huesca im Winter $12\frac{37}{38}$ herbei, und er würde bei Murviedro, wo er unvorsichtiger Weise auf einen überlegenen Haufen streifender Feinde stieß, ein Opfer seines Eifers geworden sein, wenn ihn nicht Entschlossenheit von seiner und Verblendung von der Gegner Seite gerettet hätte. Seine Erscheinung aber und die bereits getroffenen Anstalten — zu Monzon und Zaragoza waren Reichstage zur Belebung und Beschleunigung des Krieges gehalten worden — hießen den geschlagenen Zeian auf kräftige Mittel zur Gegenwehr denken und Tunis sammt Granada um Hilfe ansprechen, während er den König von Aragonien durch Friedensvorschläge aufzuhalten im Sinne hatte. Jacob, die List merkend, schlug den angebotenen Landstrich zwischen dem Ebro und Guadalaviar mit 2000 Dukaten jährlichen Zinses aus, und überraschte seinen Gegner mit 360 Reitern und 1000 Fußgängern in der Hauptstadt Valencia. Mit diesen geringen Haufen umzingelte er diese Stadt gegen die Mitte des Sommers 1238 und sah nach und nach seine Waffenmacht nach Mariana, Miedes und Zurita auf 60,000 Mann Fußvolk und 1000 Reiter (wol in zu kleinem Verhältnisse, wenn man bedenkt, daß der Bischof von Narbonne allein 40 Reiter zuführte und unzähliger Prälaten und Granden zu geschweigen, die aus Catalonien, Aragonien, Frankreich, Italien und England, wo sie König Heinrich III. in stattlicher Anzahl selbst dazu beauftragt hatte, mit ihrem Gefolge herbeigeströmt waren) angewachsen. Sodann bewachten königliche Schiffe von den Pyrenäen bis Denia hinauf die Küsten, damit die befürchteten Zufuhren den Belagerten abgeschnitten würden, und in der That gelang es der tunesischen Flotte nicht, weder bei Grao, unfern Valencia's, zu landen, noch bei Peniscola die ausgesetzten Truppen festen Stand halten zu lassen, sondern sie mußte unverrichteter Dinge zurücksegeln. Die Belagerung selbst wurde mit aller Umsicht und Kunst geleitet, und auch hierbei erwähnen die Berichterstatter einer Art künstlichen Feuers, das zum Sprengen und Bresche-schießen erfolgreich angewandt wurde. Nach Miedes bediente sich Jacob sogar einer Art Bomben aus vierfachen Pergamentblättern gemacht und Cohetes genannt, welche in die Stadt geworfen wurden, platzten und zündeten [19]). Überall thätig, umsichtig und herablassend, mochte der tapfere Jacob ungeduldig geworden sein, als er sich einst fünf Tage lang durch eine Kopfwunde im Zelte festgehalten sah. Tag und Nacht waren die Belagerer thätig und der Ausfälle Anfangs nicht wenige, aber fruchtlos und seltener, je mehr sich des Aragoniers Lager mit Kämpfern füllte. Meistens fielen diese Versuche der Abwehr zu Gunsten der Aragonier aus, und auf diese Weise geängstigt mußte der bestürzte Zeian bei zunehmendem Mangel der Lebensmittel an Unterhandlung denken, wenn er sich nicht einem ungestümen Überfalle bloßstellen wollte. Der erste Unterhändler, ein edler Sarazene, wurde zurückgewiesen, der zweite, ein Verwandter Zeian's, angenommen und feierlich in Jacob's Zelt geführt, wo er am 28. Sept. 1238 nach Diago, unstreitig aber fünf Tage früher mit eines Dolmetschers Hilfe nur in des Königs und der Königin Jolande Gegenwart, die Umgebung wurde hinausgewiesen, einen Vertrag abschloß, welcher den Belagerten mit Weib und Kind sammt dem, was sie tragen konnten, einen freien und geschützten Abzug nach Denia und Cullera vergönnte, dem Könige Jacob das valencianische Gebiet bis an den Xucar überlieferte, wozu noch beim Abzuge Zeian's das Land jenseit dieses Flusses mit Ausnahme vorhergenannter beider Städte sammt einem achtjährigen Waffenstillstande verwilligt wurde [20]). Die Bekanntmachung dieser Übereinkunft erregte großen Unwillen im christlichen Heere, namentlich klagten die Anführer Nuño, Urrea, Azagra und Cornel, dieser fünfjährige Krieg stände mit dem 14monatlichen auf Majorca in Rücksicht der Beute und Belohnung in gar keinem Verhältnisse. Allerdings schien des Königs bekannte Freigebigkeit durch diesen kärglichen Vertrag so beschränkt worden zu sein, daß laute Klagen über die Zurückweisung der Heerführer bei Abfassung desselben ausbrachen und vollkommenen Aufruhr entzündeten. Da ließ Jacob Nuño und alle, die dergleichen habsüchtige Reden geführt hatten, zu sich kommen, und warf ihnen die unbilligen Foderungen mit Hinweisung auf die unermeßliche Beute in der Schlacht bei Enessa (1237) und auf die vielfachen Verheerungen fruchtbarer und reicher Gegenden im valencianischen Gebiete vor, und erinnerte an den theuern Preis, um welchen die Hauptstadt Majorca's erobert, der aber

19) Siehe die merkwürdige Stelle bei Miedes S. 481. Die Bomben waren mit einer Art Pulver (sulfureo pulvere) gefüllt; das Werkzeug, das sie auswarf, wird nicht genannt.

20) Miedes ist zwar hier die Hauptquelle, hat aber S. 483 und 485, verglichen mit S. 500 fg., die Sachen verwirrt, offenbar S. 485 cis Sucronem mit ultra S. verwechselt, und jedenfalls zu bemerken vergessen, daß sich die Gebiete jenseit des Xucar binnen der 20tägigen Frist zu unterwerfen weigerten, und somit der Krieg ausbrach, während Zeian, wie selbst S. 501 fg. berichtet wird, im besten Vernehmen mit dem Eroberer blieb. Aber offenbarer Widerspruch ist es, wenn dort zugleich bemerkt wird, daß der Waffenstillstand bei dem Beginne der Feindseligkeiten durch J. abgelaufen wäre, da doch erst anderthalb Jahre verflossen sein mochten. Schmidt pflegt auch hier über die Schwierigkeit wegzuschlüpfen, und nimmt, mit Berufung auf Diago, den spätern Zusatz zur Capitulation in dieselbe gleichzeitig auf. Ferreras (IV. 158 sq.) ist Miedes gefolgt, und sein kritischer Übersetzer hat den Widerspruch gleichfalls übersehen. Mariana in der Histoire générale d'Espagne traduite en françois par *Charenton*. II, 817 kennt den Zusatz nicht, erst III, 2 kommt er beiläufig darauf, ohne seine Annahmen zu verwahren.

mit den Verlusten vor dieser Stadt nicht verglichen werden könnte, in Betracht daß noch 30,000 Mann bewehrter Gegner die Belagerung so schwer, als die Bekämpfung blutig machen konnten, während ihr Abzug mit beweglicher Habe noch so Vieles zurückließe, was zur Belohnung vertheilt werden sollte. Dies beruhigte das Heer und brachte es zum Gehorsam zurück; nur Einige faßten des Königs Versprechungen gleich fest, und erbaten sich für dargebrachte Opfer und Mühen im Voraus urkundliche Anweisungen auf eroberte Güter, die auch willig ausgefertigt wurden, doch vielfältigen Zank unter den Rittern verursachten. Mit dem Könige Zeian zogen über 50,000 Menschen verschiedenen Geschlechts aus, deren Sicherheit Jacob so wachsam hütete, daß er die aus seinem Heere, welche den Vertrag an Weibern und Kindern zu verletzen versuchten, ergriff und verwundete. Die Zahl derer, welchen zurückzubleiben gestattet wurde, wird nicht angegeben, doch mußten sie sich mit den christlichen Einwanderern wegen der Besitzungen vergleichen. Jacob hielt am 28. (nach Andern am 29.) Sept. 1238 einen glänzenden Einzug in die Stadt. Eine Fahne mit der silberfarbigen Fledermaus (das neue Wappen des eroberten Königreiches und unter dem Namen Rat pennat bekannt) wehete vom höchsten Thurme[21]). Die größte Moschee wurde in eine christliche Kirche verwandelt. Ein neues Bisthum von Valencia beschützte und verbreitete das Christenthum. Mönche und Geistliche, die mitgekommen waren, hatten Antheil an der Beute, zu deren Vertheilung Jacob zwei seiner erfahrensten und sachkundigsten Männer erwählte. Das ungestüme Verlangen der Ritterschaft verdrängte sie durch die Wahl von zwei Rittern und drei Bischöfen, die des schwierigen Geschäftes unkundig, selbiges verschoben, und froh waren, als des Königs beide Rathgeber dasselbe wieder übernahmen.

Die Vertheilung der Beute geschah nach Verdienste und nach dem Umfange aufgewandter Kriegskosten; 380 Ritter aus Catalonien und Aragonien empfingen, ohne den hohen Adel (Proceres), der Städte, Burgen und Dörfer zur Lehn erhielt, in der Hauptstadt und deren Umgebungen Grundstücke mit der Bedingung, daß je hundert Mann von ihnen in viermonatlichen Ablösungsfristen die Beschützung der Stadt und der Landesgrenzen versehen sollten, wofür sich die Proceres und vornehmlich Don Fernando, des Königs Oheim, verbürgten[22]). Aber diese Übereinkunft half bei Vielen, die schon in Catalonien oder Aragonien ansässig waren, Nichts; sie verkauften entweder den neuen Grundbesitz, ohne Rücksicht auf die Lehenverbindlichkeiten, oder vernachlässigten dieselben, sodaß Jacob bald genöthigt war, diese Grundstücke einzuziehen und Andern zu geben, worüber lange Zeit laute Klagen von den Betheiligten erhoben wurden. Die Städte in Valencia's Nähe, als Almenara, Murviedro (das alte Sagunt), Enessa, Grao, Cilia, Lyria und Chiva, erhielten gute Besatzungen mit tüchtigen Befehlshabern. Ein anderer Zwist, den der König bei dieser neuen Einrichtung bekämpfen mußte, entstand über die Sprache der einzuführenden Gesetze (Fueros). Jacob ließ selbige in der catalonischen oder limosinischen Mundart abfassen, weil die Zahl der in Valencia dotirten und sich niederlassenden Catalonier und Aquitanier die der Aragonier um das Doppelte übertraf, wiewol diese die meisten Opfer, nach Blancas, den fünften Theil ihrer Habe den Feldzügen geopfert und darum laute Klagen erhoben hatten, daß ihre oder die, mit den andern romanischen Sprachen Europa's so nahe verwandte, folglich für Handelsverbindungen so geeignete lateinische Sprache nicht zur Gesetzsprache und zum allgemeinen Bindemittel erwählt worden war, da doch jene barbarische, nach dem gründlichen Miedes gemeine Mundart nur den Verkehr mit den heimischen Küstengegenden erleichterte, mit den innern und auswärtigen Staaten aber erschwerte. Jacob, auf das Beispiel früherer Gesetzgeber sehend, beharrte bei seiner Ansicht, bestätigte und verbesserte 1270 diese Fueros mit Verbesserung manches Mangelhaften, scheint aber auch auf die wiederholten bittern Klagen der ansässigen Ricos hombres aus Aragonien hier wie in andern Städten des eroberten Landes insofern Rücksicht genommen zu haben, daß er sie ihren heimischen Rechten und Gewohnheiten unterwarf. Durch diese Freiheit und viele Privilegien gewann Stadt und Land schnell an Bevölkerung und Wohlstand[23]).

Solche Anordnungen beschäftigten den König bis zum Monat Mai 1239, alsdann schiffte er sich mit wenigen Getreuen nach Montpellier ein, wo er sowol Unruhen dämpfte, als auch Mittel zur Fortsetzung seiner Eroberungen einzog. Seine Abwesenheit jedoch benutzten einige seiner zurückgelassenen Heerführer zu feindlichen Einfällen jenseit des Xucar, trotz des Waffenstillstandes. Ihr Waffenglück verschaffte ihnen bald Zulauf der kleinen Schar, gegen welche sich das feste Cullera so wenig, als minder wichtige Plätze halten konnten, die erobert und wacker geplündert wurden. Unter solchen günstigen Umständen wurden sie in ein reizendes Thal zwischen S. Felipe (früher Xativa genannt) und Albayde gelockt, wo sie die Burg Chio belagerten, dessen Besatzung bei einem

21) Nach Blancas bei *Schott* III, 653 hatte eine Fledermaus während der Belagerung Valencia's an des Königs Zelt genistet, war von ihm gegen seiner Diener Unwillen beschützt, und für eine gute Vorbedeutung gehalten worden, insofern dieser Nachtvogel im Waffengeräusche seine Zuflucht zum Lichte und zu den Christen nahm; daher die Veranlassung zu dem Wappen. Vergl. noch Miedes S. 484.

22) Diese Ritter bei Miedes viri militares und equites, bei Zurita nobiles viri, und vom Könige selbst im Testamente bei *d'Achery* III, 673 sq., wo dieser Schenkungen klagend gedacht wird, schlechthin Milites genannt, gehörten dem niedern Adel, später Hidalgos genannt, an, während unter dem höhern die Ricos hombres (richi homines), die Barone, Nobles, gewöhnlich aber die Proceres, wie heute noch, verstanden wurden. Am besten belehrt über diese Theilung Miedes S. 491 fg., die Schmidt zu leichtfertig, wie manches Andere auch, behandelt hat.

23) Vergl. Blancas bei *Schott* III, 653; Miedes S. 488 fg. *Zuritae* Indices, p. 121. Ferreras geht darüber hin, ebenso Mariana. Siehe noch Rühs' Handbuch der Geschichte des Mittelalters. S. 553. Wie sehr Jacob die Catalonier bei der neuen Eroberung bedachte, erhellt daraus, daß allein in Lerida 1000 junge Männer mit ebenso vielen Mädchen die Erlaubniß bekamen, sich in Valencia niederzulassen. Cf. *Schott* I, 385.

Ausfälle zurückwarfen, eine Schlacht mit einem überlegenen, aus 20,000 Mann bestehenden Entsatzungsheere, das sich in der Nachbarschaft mittels Feuerzeichen auf den Bergen gesammelt hatte, unter Leitung erfahrener Anführer und Ermunterung eifriger Mönche wagten, und nach hartnäckigem Kampfe einen glänzenden, mit ansehnlicher Beute begleiteten Sieg erfochten, endlich auch die Burg zur Übergabe zwangen. Allerdings klagten die Mauren nach Jacob's Rückkehr (im October) über diese Frevel; da aber seine Lieblinge, Templer und Johanniter, Urheber dieses begonnenen Krieges waren, ließ er dessen Ausbruch ungestraft, obschon Miedes über einen Anführer berichtet, daß er Schadenersatz geben sollte, in der That aber nur das Geraubte zurückgab. Jacob behielt die eroberten Plätze und schickte sich im folgenden Jahre selbst an, die Feindseligkeiten am rechten Ufer des Xucar fortzusetzen, sei es aus Eifersucht auf die Fortschritte der Castilianer in Murcia, oder weil sich der Landstrich jenseit des Xucar nicht gütlich ergeben wollte. Er eroberte eine Reihe kleiner Burgen, ohne auf des hilflosen Zeian Einwendungen und Anerbieten in Denia zu achten. Bald fiel auch Villena in seine Hände, während der Anschlag auf Xativa mit so unsichern Bedingungen des Besitzes gelang, daß die Bewohner der wichtigen Stadt jede günstige Gelegenheit zum Abfalle benutzten, worüber nicht nur wiederholte Befehdung, sondern auch Irrung mit dem Könige von Castilien, dem sich Xativa und Enguera in die Arme geworfen hatten, entstanden. Die Zusammenkunft beider Könige glich den Grenzstreit aus, Villena wurde an Castilien zurückgegeben, Enguera und Xativa an Jacob, der letzteres in stürmischer Belagerung und durch zweimonatliche Anstrengungen im J. 1244 zu einem Vergleiche zwingen mußte. Den Einwohnern wurde, wie in vielen andern Städten, diesseit und jenseit des Xucar, und kurz zuvor noch in Alcira, die Muhammedanische Religion und Sicherheit des Eigenthums gewährt, die Stadt mit der kleinen Citadelle dem Könige unterworfen, die größere hingegen dem Sarazenencommandanten auf zwei Jahre überlassen, der hernach mit den Burgen Montesa und Vallada entschädigt wurde. Eine Moschee schuf man indessen bei des Königs und der Königin Einzuge in eine christliche Kirche um. Im Winter von 12$\frac{44}{45}$ belagerte und eroberte er Biar, und zwang hierauf Denia, Gandia, Oliva und andere an der Seeküste gelegene Städte zum Gehorsam, während der vertriebene Zeian verschwindet und von den spanischen Berichterstattern mit gänzlichem Stillschweigen übergangen wird. Die an der aragonischen Grenze gelegenen und Ebu Zeyt [24]) überlassenen Plätze nahm Jacob nach und nach an sich und gab ihm anderwärts eine zweckmäßigere Entschädigung. Zu Ende des J. 1251 oder zu Anfange des folgenden erhielt Jacob Anlaß, seine Eroberungen mit der Einnahme Biarens an der äußersten Grenze unter den gewöhnlichen Bedingungen zu beschließen. Nach langer Belagerung fiel der Ort in rauher Jahreszeit zu Anfange 1253. Die Duldung der Muhammedaner in den überwältigten Plätzen vom rechten Ufer des Xucar bis an die äußerste Grenze des Segura, wie in vielen andern auf dem linken Ufer — eine kluge Maßregel zur Erleichterung der Unternehmungen und zur Bearbeitung der Ländereien — gab bald zu neuen Aufständen Ursache, wozu innere und äußere Verhältnisse Jacob's so gewiß das Ihrige beitrugen, als sie früher der Waffen raschen Fortschritt gehemmt hatten.

Einmal fielen während des Krieges befriedigte und unbefriedigte Vasallen vom Könige ab, streiften auf eigenen Vortheil umher und mußten mit Gewalt oder Versprechungen zu gemeinsamen Zwecken wieder gewonnen werden [25]). Zweitens störten Unruhen zu Montpellier, die Folgen abweichender Verfassung, von Zeit zu Zeit des Königs Plane, wo nur persönliche Erscheinung Ruhe und Ordnung herstellen konnte. Drittens verwirrte die ungleichmäßige Verwaltung der einzelnen Provinzen in Folge verschiedenartiger Gesetze und Verfassungen des Königs Streben nicht wenig. In Catalonien herrschten andere Gebräuche, Gewohnheiten, Gesetze und Sprache, als in Aragonien, daher selten ein Reichstag, auf dem die Vertreter beider Provinzen erschienen, was gewöhnlich hier in Versammlungen berathen und beschlossen worden war, mußte dort wiederholt, modificirt, ja, doch nur selten, umgeworfen werden. Und hätte auch die eine Provinz gegen die Beschlüsse der andern nichts Wesentliches einwenden können, so war doch der Zeitverlust, der für doppelte Reichstage verwendet wurde, für rasche Ausführung kühner Plane hemmend, vielleicht auch verderblich. Hierzu gesellten sich viertens die vielen häuslichen Verwirrungen, die sowol in schwankenden Begriffen über das Recht der Erstgeburt, als in besonderer Vorliebe des Vaters zu den Söhnen zweiter Ehe ihren Ursprung fanden. Der Adel und die Geistlichkeit noch nicht an ersteres gewöhnt, oder vielmehr in dem Zwiespalte der königlichen Söhne Anlaß zu Fehden, Vortheilen und Ränken findend, mengte sich parteiweise in denselben, versagten oftmals die Heerfolge, gestützt auf schwache Begriffe von Vasallenverhältnissen, und fielen daher dem Könige desto mehr zur Last, als ihm die Menge Reichstage, auf denen die Irrungen ausgeglichen zu werden pflegten, zuwider werden mußte. Der Söhne verderbliche Zwietracht entsprang aus der zweimaligen Vermählung Jacob's. Dieser ließ sich am Ende Aprils 1229 auf einem vom päpstlichen Legaten zu Tarragona gehaltenen Concilium scheiden, vorwendend, Eleonore wäre ihm im vierten Grade verwandt; in der That aber mochten Beide während des ehelichen Lebens wenig

24) Dieser Exkönig war Vasall Jacob's geworden, zum Christenthume übergetreten lebte er doch mit vielen Weibern, bis ihn der Bischof von Zaragoza zu bessern und mit einer christlichen Edeln zu verheirathen im Stande war. Mit dieser zeugte er eine Tochter, die in ein adeliges Geschlecht heirathete. Vergl. Miedes S. 469 Nach Mariana (II, 808) wurde Ebu Zeyt als Christ Don Vincent genannt.

25) Man sieht besonders im Testamente Jacob's bei d'Achery a. a. O. S. 673 fg., welche Noth der König mit den 380 Rittern hatte, die er nach Eroberung Valencia's mit Gütern beschenkt hatte, und wie wenig er sich auf die Meisten von ihnen verlassen konnte.

Neigung zu einander gefunden haben, sodaß späterhin Therese Vidaura, des Königs herrschsüchtige Beischläferin, die ihm auch, sei es vor oder nach Jolanden's Vermählung, zwei Knaben gebar, eifersüchtig dazwischen treten konnte. Der aber mit Eleonoren gezeugte Sohn, Don Alonso, war wenige Tage vor der Ehescheidung zum einzigen und rechtmäßigen Thronfolger Jacob's ernannt worden [26]), jedoch seiner, wie es scheint, eilfertig scheidenden Mutter in Erziehung gegeben, ohne die Dauer seines Aufenthalts in Castilien, wohin sich Eleonore begab, festzusetzen, geschweige mit dieser vollständige Abfindung getroffen zu haben. Kein Wunder also, wenn der Infant, auf den des Vaters Haß gegen die Mutter übergegangen war, im tudelaer Vertrage 1231 von der Thronfolge ausgeschlossen, endlich nach reifer Überlegung durch Rücksichten auf den Nebenbuhler König Fernando III. von Castilien veranlaßt, im folgenden Jahre wieder zu gebührlichen Rechten angenommen wurde. Als man nach und nach in Jacob drang, sich wieder zu vermählen, wobei Papst Gregor IX. nicht wenig Einfluß hatte, wurde auch Alonso's Großoheim in Castilien weniger beachtet und somit der königliche Erbe beeinträchtigt. Nachdem Jacob eine sehr reiche österreichische Prinzessin ausgeschlagen und sich mit Eleonoren wegen ihres Unterhaltes und Alonso's Erziehung (sie bewohnten ein Prämonstratenserkloster zu Almazano an der aragonischen Grenze) in Huerta verglichen hatte [27]), schloß er ohne auf die Schmähungen Vidaura's, die auf eheliche Rechte Ansprüche erhob, am 20. Febr. 1234 den Heirathsvertrag mit Jolanden, der 20jährigen, schönen und seelenvollen Tochter Königs Andreas von Ungern, ab, und vollzog, trotz Vidaura's Ränke, mit aller damals üblichen Pracht zu Barcelona die Vermählung am 8. Sept. 1235, während sich die Beischläferin von des Hofes Nähe entfernte. Er lebte mit Jolanden, von spanischen Schriftstellern in jeder Art hochgefeiert und gepriesen, sehr einträchtig. Denselben überall hin begleitend und Anfangs ausschließlich beherrschend, theilte sie mit ihm jegliche Kriegsgefahr und hielt nicht selten Niederkunften bei Waffengetöse in Zelten so unerschrocken, wie im friedlichen Palaste [28]). Gleich Anfangs aber wurde ihr Stiefsohn Alonso durch die Art der Huldigungen, wie ihr von Vasallen, z. B. von Don Pedro von Portugal und Zeyt Ebu Zeyt, dargebracht wurden, empfindlich zurückgesetzt, und um das castilianische Königshaus nicht zu erzürnen, leitete Jacob schon 1241 oder im folgenden Jahre eine Verlobung seiner mit Jolanden gezeugten Tochter gleichen Namens mit dem Infanten Alonso desselben Hauses ein. Da aber ihm seine Gemahlin, deren Kinder ihr sehr am Herzen lagen, hauptsächlich der älteste Infant, Don Pedro, den man mit mehr Anlagen, als Don Alonso begabt sah, Tag und Nacht, wie sich Miedes ausdrückt, in den Ohren lag, so entschloß er sich, auf einer Reichsständeversammlung 1243 zu Daroca die Erbschaft seiner Kinder zu ordnen und auf der am 21. Januar 1244 zu Barcelona, wo die Grenzbestimmungen wieder umgeworfen wurden, so festzustellen, daß der Sprößling erster Ehe das Königreich Aragonien bis an den Fluß Cinca und der älteste der zweiten Ehe das Fürstenthum Catalonien mit dem Landstriche zwischen dem Cinca und Segre einstens erben sollte [29]). Obschon eine übereilte und unhaltbare Verfügung, da die Gebiete jenseit der Pyrenäen und die valencianischen Eroberungen darin übergangen waren, und Jolande fast alljährlich noch ein gesundes Kind zur Welt brachte, so fanden die aragonischen Reichsstände in ihr um so leichter hinlänglichen Stoff, ihre rohe Unlenksamkeit an den Tag zu legen, und des gereizten Alonso Ansprüche auf die gesammten Theile des Königreichs, wie ihm frühere Zusicherungen und das Erstgeburtsrecht an die Hand gaben, zu unterstützen. Zu Calatayud traten die Proceres mit ihm zusammen, und unter ihnen waren der stets ränkesüchtige Oheim des Königs, Abt Fernando von Montaragon und Don Pedro von Portugal die ersten, welche, mit den übrigen gleich undankbar, die Städte so zu verführen wußten, daß keine derselben theilnahmlos blieb. Hierzu kam, daß grade in dieser bedenklichen Zeit der König von Castilien, den man auch in die Verschwörung verwickeln wollte, durch seinen in Murcia beschäftigten Sohn Alonso Unruhen an der valencianischen Grenze erregen und mit den Commandanten des wichtigen, von Jacob noch nicht eroberten Platzes Alcira am Xucar verderbliche Unterhandlungen einleiten ließ, die Jacob zur Vorsicht eiligst herbeizogen. Der Commandant, dessen Zorn durch stürmische Belagerung fürchtend, schlich sich des Nachts aus der Stadt nach Murcia und überließ der Großmuth des Königs die verlassene Stadt. Hingegen wußte Jacob 1246 zu Zaragoza nach seiner Rückkehr von den Pyrenäen, wo er dem Grafen von Toulouse gegen Ludwig IX. von Frankreich schwachen Beistand geleistet hatte, die Heirathsangelegenheit seiner ältesten Tochter Jolande mit dem Infanten Alonso von Castilien wieder zu erneuern und die Vermählung im Nov. desselben Jahres zu Valladolid zu vollziehen, um den Zwiespalt beider Königreiche zu heben und übereinstimmend gegen die Sarazenen zu verfahren [30]). Dadurch waren aber die Gährungen im Innern seines Reiches nicht gehoben worden, weil sein Sohn Alonso immer noch an der Spitze der unzufriedenen Aragonier mit einem ansehnlichen Anhange in Valencia stand. Um dem Ausbruche der Unruhen zuvorzukommen, gerieth Jacob auf den originellen Gedanken, die Aragonier statt mit Gewalt, durch Gesetze zu zähmen und ihren durch Krieg und Siege genährten Stolz und Trotz zu demüthigen. Er ließ nämlich durch den gelehrten Bischof Vidal von Huesca (vielleicht auch durch den

26) Vergl. die Urk. in *Zuritae* Indic. p. 107. 27) Vergl. Miedes S. 465 fg. mit *Zuritae* Indic. p. 114. Jolande von Ungern brachte ihm nach Zurita und Miedes ansehnliches Mitgift an Geld, und eine Erbschaft an Land und Leuten in Ungern, Flandern und Burgund zu. 28) s. Miedes S. 512.

29) Cf. *Zuritae* Indic. p. 123. Miedes S. 505 fg. Mariana III, 20 fg. Ferreras IV, 178 fg. 30) Cf. *Zuritae* Indic. p. 124. Miedes (S. 506) hat keine Jahrzahl, wie sehr oft, allein aus seiner Zusammenstellung der Thatsachen geht unverkennbar dasselbe Datum hervor. Vergl. noch Mariana III, 31. Andere setzen die Heirath ohne Grund später, selbst Saint-Allais in seiner Art. de vérifier les dates.

von Lerida) die vorhandenen Gesetze und Gebräuche zusammentragen, ordnen und zu Anfange des Jahres 1247 auf dem Reichstage zu Huesca bekannt machen, die bisherigen Irrthümer und Zweifel der Verfassung in lichtvolles Verständniß bringen, deren Mängel ergänzen und einen bestimmten Rechtsgang vorschreiben [31]). Nun schritt er zur Erhaltung des Hausfriedens am 19. Januar 1248 in Valencia zu einer neuen Erbschaftsvertheilung, bei welcher jetzt sorgfältiger als früher auf die Zahl der Städte, Dörfer, Gebirge und Waldungen gesehen wurde, und verfügte testamentarisch, daß Alonso Aragonien bis an den Cinca, Pedro Catalonien mit der Herrschaft Rivagorza, den Balearen und Pithyusen, Jacob, sein dritter Sohn, das Königreich Valencia, Fernando, sein vierter Sohn, die Graf- und Herrschaften Roussillon, Conflant, Cerdagne, Montpellier sammt Allem, was ihm jenseit der Pyrenäen gehörte, erblich nach seinem Tode bekommen sollten, der fünfte aber, Sancho, wurde zum geistlichen Stande gewiesen, sowie in Ermangelung männlicher Erben der ältesten Tochter Jolanden's von Castilien männliche Nachkommenschaft dabei insofern berücksichtigt wurde, wenn die Erbnehmer nicht zugleich Könige von Castilien wären, damit beide Reiche von einander getrennt und unabhängig blieben [32]). Allein Jacob's ältester Sohn blieb standhaft bei seinen Ansprüchen auf das Erstgeburtsrecht und bei der in seiner Kindheit gegebenen Zusicherung. Er wiegelte mit Hilfe Pedro's von Portugal und der Proceres die Städte des Reiches auf, und verlangte Hilfe vom castilianischen Könige. Jacob's Klugheit, bestechende Beredsamkeit und Großmuth wußten dort den Ausbruch der Empörung zu ersticken, während er hier des Infanten Alfons von Castilien Plane, mit Versicherung S. Felipe's und Enguera's, festen Fuß im Königreiche Valencia zu fassen, durch seine Erscheinung mit Heeresmacht vereitelte, indem er die zweideutigen Städte theils mit Gewalt, theils mit Güte gewann und mit Alonso eine stürmische Unterredung zu Almizira pflog, welche die Königin Jolande mit großer Anstrengung durch eine die Grenzen der eroberten Gebiete absondernde Versöhnung beschloß, worauf er nach Zaragoza zurückeilte, und eine allgemeine Versammlung der Reichsstände zu Alcaniz anordnete, wo er sich dem Ausspruche eines aus den Ständen erwählten Schiedsrichteramtes mit der Bedingung, wenn sein Sohn sich demselben nicht fügen würde, die Sache an den Papst zur Entscheidung zu bringen, unterwarf. Man wählte im Febr. 1250 daselbst den Erzbischof von Tarragona und drei Bischöfe, den Großmeister der Templer, den Grafen von Ampurias mit sieben andern Gliedern des Ritterstandes, denen noch auf Jacob's Betrieb zwölf Abgeordnete der Städte beigegeben wurden. Aus diesem Ausschlusse nahm man Einige heraus, welche den Prinzen Alonso und Don Pedro von Portugal, die sich in Sevilla aufhielten, den Entschluß der Versammlung hinterbrachten. Sie erhielten allerdings eine Gehorsam versichernde Antwort, aber immer auf die Hoffnung gestützt, der Ausschuß werde Alonso's Ansprüche in ihrem ganzen Umfange anerkennen. Daher auch Jacob inzwischen sich unter Anleitung Jolanden's mit seinen getreuen Vasallen eng gegen Alonso verband, und dessen Anhänger durch verkündete Verzeihung und Rückgabe ihrer eingezogenen Güter irre leitete. Unter so listiger Vorbereitung fiel der Ausspruch des richtenden Ausschusses dahin aus, daß Alonso sich dem väterlichen Willen fügen und die Verwaltung der aragonischen und valencianischen Provinzen übernehmen, Don Pedro aber seine Besitzungen bis auf die im Königreiche Valencia gelegenen, welche bis zu gänzlicher Beschwichtigung der Streitsache in der Richter Hände blieben, zurückbekommen sollte. Nun entließ Jacob die Versammlung, suchte durch seine Gegenwart in Zaragoza die unruhigen Köpfe zu befriedigen, beschloß aber nach dem erfolgten Ableben seines vierten Sohnes, Fernando, in einer Reichsversammlung zu Barcelona gegen Ende März's 1251 eine Umänderung seiner Verfügung vom 21. Januar 1248, indem er die erledigten Besitzungen nur unter Pedro und Jacob theilte und Erstern auch zum vollständigen Erben des Letztern einsetzte, wenn derselbe ohne rechtmäßige Erben sterben würde, ohne auf die Härte, die ihm vorgeworfen wurde, zu achten, hierin den jüngern Sohn zum Nachtheile des ältesten bevorzugt zu haben, wogegen er aber von seinem Anhange in kräftigen Schutz genommen und Alonso's versicherte Erbschaft zur hohen Gnade erhoben wurde, weil er der Sohn einer zweifelhaften Ehe und mit Beschuldigungen des Ungehorsams, ja des Majestätsverbrechens, überladen wäre [33]). Gleichwol erschien Infant Alonso am 23. Sept. 1253 vor seinem Vater zu Barcelona, nachdem, wie es scheint, ihm die Hoffnung auf einen Bruch zwischen Jacob und dessen castilianischem Schwiegersohne in Folge einer vereitelten Ehescheidung, oder wenigstens doch des darüber ausgestreuten Gerüchtes beraubt worden war, und erklärte vor zahlreicher Versammlung mit Übergehung seiner Gesammtansprüche, die väterlichen Anordnungen anerkennen zu wollen. Er leistete darauf einen Eid in altvaterländischer Sitte, indem ihm der Vater beide Daumen mit einer Schnur zusammenband, darauf küßte er dessen Hände und umarmte die anwesenden Stiefbrüder [34]).

Kaum war dieser wichtige Gegenstand beseitigt, so riefen die navarreser Angelegenheiten den unermüdeten König zu neuen Rüstungen. Der von den Navarresen erwählte Thronfolger Theobald I. (Graf von Champagne) nach des alten Königs Sancho Tode hatte ohne Jacob's Widersprüche bis 1253 regiert, als er am 8. Jul. starb.

---

31) Vergl. Blancas bei *Schott* III, 655. Auf dem Tage zu Epra 1265 ließ J. neue Gesetze zu dieser Sammlung hinzusetzen. Sie waren im aragonischen Dialekt geschrieben; fast ein Jahrhundert später wurden sie ins Lateinische übersetzt. 32) Cf. *Zuritae* Indic. p. 124 sq.

33) Cf. *Zuritae* Indic. p. 126 sq. Miedes a. a. O. S. 510 fg. 34) Cf. *Zuritae* Indic. p. 128. Miedes S. 516. Die befürchtete Ehescheidung, von Zurita, Miedes und Mariana als gewiß erzählt, soll die lange Unfruchtbarkeit der Infantin Jolande von Castilien veranlaßt haben, und Alonso im Begriffe gewesen sein, sie zu verstoßen und eine dänische Prinzessin zu heirathen, als er plötzlich merkte, daß sie schwanger war. Die dänische Prinzessin wurde an Alonso's Bruder, Philipp, vermählt.

Seine Witwe Margarethe mit den beiden unmündigen Söhnen warfen sich zu Tudela am 1. August desselben Jahres in Jacob's Arme. Dieser wurde vertragsmäßig ihr Vormund und Beschützer und verlangte des Thronfolgers Theobald II. Hand für eine seiner Töchter. Darüber ward der eifersüchtige König Alonso X. von Castilien (seit 30. Mai 1252) so erzürnt, daß er die Königin Margarethe sammt ihren Söhnen aus dem Lande jagen wollte. Selbst die gerüstete Dazwischenkunft Jacob's half für die Dauer so wenig, daß schon im Winter 12$\frac{5}{5}\frac{3}{4}$ der Krieg unvermeidlich schien, und Jacob am 5. April 1254 sein Schutzbündniß mit Navarra erneuerte, zu dessen Bekräftigung eine gewisse Anzahl fester Plätze zum Unterpfande gegenseitig überliefert wurde. Alonso ließ sich jedoch weder dadurch, noch durch Jacob's Auffoderung, seine Vormundschaft über Navarra anzuerkennen, irre leiten, sondern erschien mit überlegener Macht an der Grenze seinem Schwiegervater gegenüber; nur einige Prälaten und der cataloniſche Baron Vidal von Bezalu kamen durch eine vermittelte Zusammenkunft beider Könige zwischen Agreda und Tarrazona dem Ausbruche des Krieges zuvor. Die Unterredung geschah im Herbste 1254 und setzte die Anerkennung von Jacob's Vormundschaft durch, und so konnte der Aragonier seine Kräfte ungetheilt gegen die in Aufruhr begriffenen Mauren in Valencia gebrauchen. Ein höchst verschlagener Maure, Alazrach (? Alazdrach) von afrikanischen Ältern an der murcianischen Grenze nicht ohne Mittel geboren, von gutem Wuchse, aber wildem Äußern, zum Krieger geschaffen, beredt und in dem castilianischen Dialekt so bewandert wie in seiner Muttersprache, war mit Jacob durch Verhandlungen bekannt geworden, hatte durch Verrätherei an seinen Glaubensgenossen dessen volles Zutrauen erhalten, ja wichtigere Dienste, als sein Schützling Zeyt Ebu Zeyt geleistet, und somit in Jacob's Plane und Kriegskunst eingeweiht, bis zum Übergange in die christliche Kirche ihm gewogen, trat er plötzlich zurück und stellte selbst im letzten Feldzuge Jacob's nach dessen Leben mittels eines gelegten Hinterhalts, dem der König glücklich entkam, worauf ihn, den Hochverräther, Tod oder ewige Verbannung bestrafen sollte [35]). Aber nach Murcia oder Granada geflohen, riefen ihn seine Glaubensgenossen in Valencia 1254, da sie sich gegen den mit Castilien und Navarra ernsthaft beschäftigten König Jacob empörten, um Hilfe an, und erhoben ihn bei seiner Ankunft zu ihrem Häuptlinge. Er nahm jenseit des Xucar mehre Plätze schnell mit List, und ehe Jacob herbeieilen konnte, waren fast alle Städte jenes Landstriches bereits in die Empörung verwickelt und diesseit des Flusses wurden ähnliche Versuche gemacht. Auf's Äußerste empört, berieth sich der König im Dec. 1254 in der Kathedrale zu Valencia, nach abgehaltenem Gottesdienste, mit seinen Rathgebern und Vasallen über das Schicksal dieser treulosen Mauren. Sein, aller Einwohner der Hauptstadt und der Prälaten Wunsch war der schon vom Papste Clemens IV. gegebene Vorschlag, dieses Volk über die Grenze zu jagen; die Barone und Landbesitzer aber sprachen um Schonung desselben, da es für den Ackerbau unumgänglich nöthig sei. Dennoch siegte des Königs Meinung, daß alle Ungläubige bei Todesstrafe innerhalb eines Monats das Königreich mit Sack und Pack räumen sollten. Der Beschluß wurde in's Arabische übersetzt und in den ersten Tagen des Jahres 1255 öffentlich bekannt gemacht. Die Verwirrung war unter den Mauren darüber so allgemein und groß, als der Unwille der Vasallen. Don Pedro von Portugal an ihrer Spitze schmähte nicht allein öffentlich zu Murviedro auf die königliche Verfügung, sondern beschloß auch die Vertheidigung jener Unglücklichen; urplötzlich standen vier ansehnliche Städte zwischen Burriana und Xerica auf seiner Seite, was verführerisch auf die andern wirkte. Da glaubte Jacob den Portugiesen gewinnen zu müssen, und auf angenommene Einladung übergab dieser mit des Königs Zustimmung seine Beschwerden einem aus Prälaten und Proceres zusammengesetzten Schiedsrichteramte, welches dahin entschied: Don Pedro empfängt ungesäumt eine gewisse Summe Geldes und die Erlaubniß, etliche Städte, darunter Murviedro, auf die Dauer des Sarazenenkrieges und auf königliche Kosten mit eigener Mannschaft zu besetzen. So zur Vollstreckung des Edictes gewonnen, entstand nun die furchtbarste Empörung der Ungläubigen gegen die vom Könige besetzten Städte, während Commandanten und Heerführer uneinig, faul oder eifersüchtig ihre Pflichten verabsäumten, die Mauren kluger Weise alle den Proceres gehörende Ortschaften verschonten. In Kurzem sahen sie sich im Besitze von 12 Städten, deren Besatzungen aufs Scheußlichste behandelt wurden, und Alazrach fand bald 60,000 bewehrte Genossen um sich, die mit Weib und Kind fast das Dreifache dieser Zahl überstiegen. Von dieser Masse scheint zwar ein Theil mit der großen Menge an gewissen Tagen der bestimmten Frist unversehrt ausgewandert zu sein, und ihren Weg nach Murcia, Granada und Afrika genommen zu haben; die Widerspenstigen hingegen hielten sich zu Alazrach, der sich über zwei Jahre lang in den Gebirgen jenseit des Xucar an der Grenze von Murcia mit den königlichen Truppen herumschlug, heimlich unterstützt vom Könige Alfons, und dessen Brüdern Emanuel und Friedrich, welche ohnehin ein großes Heer gegen Navarra rüsteten, weshalb sich Jacob im Sept. 1255 zu Estella mit König Theobald II. über die Erneuerung des Krieges berieth. Allein die Unruhen in Castilien und der Abfall mehrer Großen dieses Königreiches, wie auch das eigene Bedürfniß Königs Alonso X. zur Aussöhnung mit seinem Schwiegervater, die ihm zur ungestörten Erlangung der römisch-teutschen Kaiserkrone zuträglich schien, hinderten den Ausbruch der Feindseligkeiten und trieben ihn zu einer Unterredung mit Jacob im März 1256 zu Soria, in welcher vollständige Versöhnung stattfand. Der inzwischen auf Veranlassung Alonso's bewilligte Waffenstillstand Jacob's mit dem Maurenhäuptlinge auf kurze Dauer wurde in Folge dieses Verständnisses nicht weiter verlängert, sondern Jacob verfolgte vom Frühjahre bis zu Ende genannten Jahres die Mauren in den Gebirgen so kräftig, daß der von einem Orte zum andern gejagte

35) s. Miedes a. a. O. S. 516 fg.

Alazrach dem Könige endlich die Auswanderung versprach, wenn nur seiner Familie und seinen Verwandten Schonung und Wohnsitz im valencianischen Gebiete bewilligt würden. Es geschah, und ein Neffe dieses Häuptlings erhielt sogar ein Städtchen mit einem Schlosse auf Lebenszeit geschenkt[36]). Hierauf befriedigte Jacob auch seinen, von Neuem in Verschwörung begriffenen, ältesten Sohn, indem er — ein ungewöhnlicher, wenngleich nicht gesetzwidriger Fall — jetzt erst ihm die Verwaltung Aragonien's und Valencia's übertrug, und im August 1257 die alten Bündnisse mit Castilien zu Lerida erneuerte und befestigte; alsdann griff er auch in die navarreser Angelegenheiten, die seit Margarethen's Tode (12. April 1256) durch innere Unruhen verwirrt worden waren, mächtig ein und half im Nov. 1257 den Thron Theobald's II. befestigen. Endlich beschäftigte ihn die Ausgleichung wichtiger Streitsachen mit Frankreich, zu deren Zwecke er Gesandte nach Corbeil an der Seine abschickte und durch diese am 11. Mai 1258 mit Ludwig IX. die bisher fruchtlos versuchte Übereinkunft abschließen ließ, nach welcher Ludwig seinen Ansprüchen auf die Hoheit über die Grafschaften Barcelona, Urgel, Bezalu, Roussillon, Ampurias, Cerdagne, Conflant, Girona und Vic, Jacob aber den seinigen auf die Hoheit über die Städte und Gebiete Carcassonne, Carcassey, Rasey, Lauragois, Termenois, Béziers, Menervois, Fenouillèdes, Pierre-Pertuse, Sault, Agde, Agadois, Albigeois, Rouergue, Querci, Narbonne, Greze, Milhau, Nismes, Toulouse, und Alles, was zu dieser Grafschaft gehört, mit S. Gilles auf immer entsagte; doch behielt Jacob die Lehnherrlichkeit über die Vicomté Carlad und Baronie Montpellier, worüber früher mehrmals Unruhen entstanden waren und später ebenfalls noch erregt wurden. Zugleich wurde Jacob's jüngste Tochter, Isabelle, mit Ludwig's Sohne Philipp und zwei Jahre später sein Sohn Pedro mit Constanzen von Sicilien verlobt, und dadurch demselben gegen des Papstes Plane die Anwartschaft auf dieses Inselreich ertheilt[37]). Fast gleichzeitig halfen seine Drohungen die Unruhen in Asti dämpfen und die gefangenen Kinder des Grafen Bonifacius von Savoyen in Freiheit setzen. Hingegen scheiterten seine Bemühungen zu Gunsten Königs Manfred von Sicilien bei dem Papste. Kaum hiermit fertig, mußte er seinen durch Vorliebe zu seinen Söhnen zweiter Ehe erbitterten Sohn Alonso, dessen Anhang sich in Catalonien und Aragonien mehrte, dadurch beruhigen, daß er ihm letztere Provinz und Valencia zum Erbtheile gab, und ihm endlich noch — was bisher war verweigert worden — die Vermählung mit Constanzen von Bearn (1260) gestattete. Alonso überlebte aber den Hochzeittag nicht lange; er starb bald nachher in seinem 32. Jahre, wie Miedes vermuthet, eines verdächtigen Todes, wol aber nur in Folge häufiger Kränkungen, die selbst am Vermählungstage nicht unterblieben waren.

Hiermit war der Unfriede, obschon Alonso ohne leibliche Erben und ohne Testament gestorben war, im königlichen Hause nicht gedämpft, da die Söhne zweiter Ehe, Pedro und Jacob, mit einander zerfielen, und der ältere den jüngern zu verdrängen suchte. Der Vater glaubte beide zu befriedigen, als er den 21. August 1262 Pedron Aragonien und Valencia mit dem Fürstenthume Catalonien, dem jüngern die Balearen, Pithyusen sammt den französischen Grafschaften jenseit der Pyrenäen, Roussillon, Colliure, Conflant, Cerdagne mit den Herrschaften Valespir und Montpellier dergestalt zuschrieb, daß ein Erbtheil im Falle des Aussterbens seines Herrscherzweiges dem Andern erblich zufallen sollte[38]); und da Pedro damit nicht zufrieden war, so wurde Jacob unter seine Hoheit gestellt, wodurch die Zwietracht neue Nahrung empfing, die jetzt nicht gleich zum Ausbruche getrieben werden konnte, später aber wieder durch Gleichstellung beider Brüder gehoben wurde. Inzwischen suchte ein kräftiges und nachwirkendes Zusammentreten der Städte seit dem September 1260 im Innern der Gebiete Ruhe und Ordnung zu erhalten. Die 1247 erlassenen Gesetze hatten die Fehdelust der Barone nicht durchgehends gedämpft, die steten Kriege des Königs dieselben begünstigt, sodaß in gebirgigen wie in ebenen Gegenden Raub und andere Verbrechen ungescheut verübt wurden. Die darunter leidenden Städte traten zu ihrer Sicherheit Anfangs wenige, dann alle, mit Ausnahme der an den Grenzen gelegenen Flecken, in denen ohnehin Kriegsvolk zur Beschützung lag, zusammen und setzten für fünf Jahre, wobei die Eintheilung des Reiches in fünf Junten oder Friedensrichterämter große Erleichterung gewährte, strenge Gesetze gegen die öffentlichen Ruhestörer, so die Todesstrafe auf Unterstützung solcher Faustkämpfer, fest[39]). Dieser Patriotismus hatte aber nicht solche ersprießliche Folgen, daß der König seine Thätigkeit zur Bekämpfung der Ungläubigen unangefochten wieder erneuern konnte, als der König und die Königin von Castilien ihn dringend um Beistand gegen die Mauren ersucht hatten, sondern die Barone fingen im Nov. 1264 auf dem Reichstage zu Barcelona, auf welchem Jacob den Bovage zum Kriege gegen die Mauren in Murcia verlangte, über Bedrückungen und Beleidigungen in Catalonien zu klagen an, meinend, daß die Abhilfe solcher Gebrechen jener Bekämpfung vorangehen müßte. Sein Unmuth und der rasche Entschluß, die Versammlung sogleich aufzulösen und die Stadt zu verlassen, schüchterten sie ein und er erhielt Befriedigung. Anders aber erging es ihm gleich nachher in der Ständeversammluug zu Zaragoza, die er in derselben Absicht angeordnet hatte. Seine Rede, unterstützt von dem Eifer eines Franziskaners, ver-

36) Cf. *Zuritae* Indic. p. 129 u. 159. Miedes S. 517 fg. Mariana III, 60 fg. Ferreras setzt den ganzen Hergang der Empörung um etliche Jahre zu früh. 37) s. Hermilly zu Ferreras IV, 233 mit Berufung auf die Hist. nouvelle de Languedoc, Sismondi a. a. O. VIII, 40 fg. und d'Achery III, 634 fg., wonach die spanischen Schriftsteller und der Franzose Mezeray I, 611 zu berichtigen sind, welche genau um dieselbe Zeit den Vertrag zwischen beiden Monarchen persönlich in einem Orte Corbeil bei Montpellier abschließen lassen.

38) Dieses zu Barcelona verf. Testament bei d'Achery III, 638 fg., *Zuritae* Indic. p. 142 und Miedes S. 525 fg. 39) Cf. *Zuritae* Indic. p. 141, Blancas bei Schott III, 654 und Schmidt S. 167 fg.

mochte den Unmuth der aragonischen Barone nicht zurückzuhalten, vielmehr äußerten sie sich, ihren bekannten Freiheitssinn verletzt sehend, in lauten Klagen über die Auszeichnungen der Fremden und Anderer, deren Stande sie nicht angemessen wären; ferner würde nicht nach alter aragonischer Sitte, sondern nach Willkür in Klagsachen entschieden. Am meisten aber fand der gefoderte in ihrer Provinz ungewöhnliche Bovage Anstoß. Und als der König mit entscheidender Antwort zögerte, begaben sich viele — die heftigsten Gegner waren des Königs natürlicher Sohn Fernan Sanchez und dessen Schwiegervater — aus der Hauptstadt nach Alagon, wo sie sich zur Abhilfe der Klagen mit einander verbanden. Die bei weitem schwächere Partei des Königs begab sich mit diesem nach Monzon. So löste sich in voller Verwirrung die Versammlung zu Zaragoza in zwei Parteien auf und beide rüsteten sich zum Kampfe. Jacob zog aus Catalonien Verstärkung an sich, nahm den Ungehorsamen die Lehen und griff die Besitzungen einiger Barone, selbst die seines natürlichen Sohnes, an, die Übrigen zugleich auf Feuer und Schwert entbietend. Dies machte die Widerspenstigen zu Unterhandlungen geneigt. Die Entscheidung des Streites wurde den Bischöfen von Zaragoza und Huesca übertragen und ein Waffenstillstand geschlossen. Da aber der Bischof von Huesca starb, und der von Zaragoza die Sache nicht allein auf sich nehmen wollte, fiel dieses Richteramt dem Könige anheim. Daher hielt er im April 1265 einen Reichstag zu Exea, wo er zur Beruhigung der Proceres verfügte, daß in Zukunft nur an sie die Ehrenlehen und höhere Militairdienste vertheilt[40]), der hohe und niedere Adel mit dem Bovage und Herbage verschont, in allen Streitsachen zwischen dem Könige und Adel von dem aragonischen Justizvorstande, die aber zwischen dem Adel unter sich, sei's hoher oder niederer, von einem gemeinschaftlichen Gerichte — aus königlichen und adeligen Richtern bestehend — geschlichtet werden sollten. Ausländer wurden von jeglicher Auszeichnung ausgeschlossen und nur Inländer von niederm Adel zur Justizpflege berufen. Nun erst erklärten sich die Barone zum Kriege geneigt, obgleich von den 2000 berufenen Rittern sich nur 600 stellten und die Bewohner Montpelliers mit Berufung auf frühere Übereinkunft die gefoderte Unterstützung ausschlugen[41]). Allein auf dem Marsche nach Valencia hatte Jacob so großen Zulauf, daß schon zu Teruel der Hunger Aller nicht gestillt werden konnte. Beim Eindringen in Murcia (Villena war die erste Stadt, die er angriff) bewies Jacob so viele Schonung, daß sich ihm viele Orte ohne Widerstand ergaben. Vorzüglich empfahl er sich durch gute Mannszucht und strenges Verbot gegen das Verheeren. Durch die Verbindung mit Emanuel von Castilien bekam der König ein Heer von 21,200 Mann, davon nur 1200 Reiter, welches, über den Segura geschritten, einem Haufen Mauren mit bedeutenden Lebensmitteln auf 2000 Mauleseln begegnete, jene aus dem Felde schlug und diese erbeutete[42]). Hierauf kam König Alonso mit seiner Familie in Gesellschaft der schönen Tochter des Grafen Alonso von Molina, Berengare Alfonsina, zu seinem Schwiegervater ins Lager, wo die Fortsetzung des Krieges besprochen, die Bekämpfung Murcia's dem Könige Jacob überlassen und die Eroberung Granada's, welche schon vor Jacob's Rüstung begonnen worden war, von Alonso betrieben werden sollte. Jacob, von der schönen Alfonsine bezaubert, behielt sie als Beischläferin bei sich (die Gemahlin Jolande war seit October 1251[43]) gestorben). Bis zu Anfange des Jahres 1266 führte ihn das Waffenglück vor die Mauern der Hauptstadt, die gut besetzt und stark befestigt war. Obschon der erste Angriff wenig fruchtete, so schüchterten doch Anstalten zu ernsthafter Belagerung mit den herbeigeschafften Zerstörungswerkzeugen die Einwohner so sehr ein, daß sie sich eine Frist zu ihrer und der benachbarten Städte Übergabe erbaten. In der That sahen sich bis Ende Februars nicht nur Murcia, sondern auch die Gegenden bis Lorca in Jacob's Gewalt. Die Capitulationen lauteten alle auf Gehorsam gegen den König von Castilien, für welchen er laut der Übereinkunft diese Provinz eroberte, doch gestattete er denen aus seinem Heere, die sich hier oder da ansiedeln wollten, Wohnungen und beschenkte sie mit Grundbesitz, wie z. B. in der Hauptstadt, deren eine Hälfte überhaupt für Christen angewiesen, und da dies die Mauren übelnahmen, das ganze Heer in die Stadt gelegt wurde, welches die Unzufriedenen zur Ruhe brachte. Jacob übergab nun den Abgeordneten seines Schwiegersohnes die eroberte Provinz und seinem Heere, von dem 10,000 Mann in derselben zum Beistand der Castilianer aus Vorsorge zurückblieben, dankte er auf's Verbindlichste für den geleisteten Beistand. Zu Orihuela wartete er das Ende des Winters ab und begab sich dann mit dem Reste des Heeres nach Valencia, wo dasselbe ohne Zweifel entlassen, und sonst allerhand städtische Einrichtungen gemacht wurden. Jacob eilte über Barcelona nach Montpellier, wo er Lehenangelegenheiten mit dem Grafen von Foix abfertigte und die Heirath seines zweiten Sohnes betrieb. Auf der Rückkehr traf ihn zu Perpignan eine Gesandtschaft des aragonischen Granden Lizana, welche den

40) Zurita nennt sie honores et militaria beneficia, ebenso Miedes, der aber auch mitunter officia statt beneficia gebraucht. Dies kann aber schwerlich mit Schmidt durch Lehen schlechthin übersetzt werden, wenn man bedenkt, daß Jacob in jedem Kriege die Heerführer und Commandanten oder Statthalter aus dem Stande des hohen Adels wählte, und solcher copiarum ductores waren selbst bei einem kleinen und schwachen Feldzuge nicht wenige, wie z. B. in *Zuritae* Indic. p. 151 sq. eine Reihe solcher Ernennungen gelesen werden kann. Und diese Stellen sind sammt den vorher bewilligten Belohnungen obige honores und beneficia militaria. Einen treffenden Beweis hierzu gibt Miedes S. 549, wonach der König diese beiden Arten von Begnadigungen den Proceres rauben konnte, ohne sie mit Waffengewalt zu überziehen.

41) Cf. *Gariel*, Series I. p. 389 sq.

42) Jacob prunkte mit der Beute, von den gefangenen Sarazenen wurden viele herausgeputzt dem Papste Clemens IV., seinen Cardinälen und König Ludwig IX. zum Geschenke dargebracht.

43) D'Achery III, 141 hat den 9. Oct. 1254; alle andern Schriftsteller haben das J. 1251. In ihrem zu Huesca verf. Testamente sind ihre Söhne zu Erben eingesetzt, und ihrem Bruder, dem Könige von Ungern, zur Obhut empfohlen worden.

König wegen empfangener Beleidigungen zum Zweikampfe herausfoderte, und eine glänzende des Tatarenkhans, die ihn zum Kreuzzuge in's gelobte Land, wozu schon vor drei Jahren eine persische Gesandtschaft Lust erweckt hatte, auffoderte. Die Tataren wurden reichlich beschenkt entlassen, wie die Perser früher; Lizana's Leuten aber gab er zur Antwort: Bisher habe ich mich mit dem Fange der Kraniche und tatarischen Vögel ergötzt und nun will ich Elstern oder Tauben fangen[44]). Sogleich brach er nach Lerida auf, vertrieb den Empörer aus seinen Besitzungen und nahm dieselben an sich; Lizana entfloh. Hierauf verhängte er zu Tarrazona im October 1267 eine Untersuchung über Münzverfälscher und ließ die entdeckten und überführten Verbrecher in Säcke gesteckt im Ebro ersäufen; die gewöhnliche Strafe für solche Verbrechen. Sodann bereiste er mehre Theile seines Reiches, mußte aber im Frühjahre 1268 eiligst von Valencia in die Grafschaft Urgel aufbrechen und die Unruhen daselbst, die nach des Besitzers Tode der Vicomte von Cardona durch seine Einfälle erregt hatte, stillen, indem er die ganze Grafschaft besetzte. Zu Toledo endlich, wo er mit der castilianischen Königsfamilie am Weihnachtsfeste der Einweihung seines jüngsten Sohnes Sancho zum Erzbischofe beiwohnte, fanden ihn seine Gesandten, die er an den Tatarenkhan vor zwei Jahren geschickt hatte, in Begleitung einiger vornehmen Tataren und eines Botschafters vom abendländischen Kaiser Michael Paläologus. Hier wurde der Kreuzzug, wozu seit 1267 schon Rüstungen gemacht worden waren, näher bestimmt trotz der dringenden Abmahnungen seines Schwiegersohnes und dessen Gemahlin. Alonso versprach ihm dennoch 100 Reiter und 100,000 Goldmoravieden vielleicht aus Erkenntlichkeit für Jacob's Bekämpfung der murcianischen Mauren. Von Valencia, Catalonien und den Balearen verlangte er gleichfalls Unterstützung an Geld, nicht aber von den Aragoniern. Zu Huerta suchten seine drei Söhne, die Tochter Jolande mit ihren Kindern ihn nochmals vom Kreuzzuge abzuhalten, umklammerten ihn, aber all' ihr Weinen und Schreien half nichts. Seinem Sohne Pedro gab er zu Zaragoza auf die Dauer seiner Abwesenheit die Verwaltung des gesammten Reiches mit den Ansprüchen auf Navarra, dessen König schon damals Aussichten auf Erbschaft gegeben zu haben schien[45]). Im Hafen zu Barcelona fand er eine Flotte von 30 großen und mehren kleinen Schiffen, die 20,000 Mann, darunter 300 vornehme Ritter, aufgenommen haben sollen. Am 4. Sept. 1269 segelte das Kreuzheer ab, und bei den Balearen schon wurde es von einem vier Tage wüthenden Sturme befallen, während dessen den König Viele aus seiner Umgebung sammt den Steuerleuten, wie aber Andere wollen, ein Weib, zur Rückkehr ernstlich riethen. Wirklich landete er zu Aiguesmortes fast mit der Hälfte der Schiffe, während die andern unter seinen natürlichen Söhnen, Pedro Fernando und Fernan Sanchez, die Fahrt nach Palästina glücklich fortsetzten. Auch Jacob wollte bei seiner Ankunft in Barcelona mit den geretteten Schiffen die Kreuzfahrt abermals beginnen, aber Stürme von 17tägiger Dauer hielt er für einen Wink der göttlichen Vorsehung gegen das Vorhaben, und begab sich nach Zaragoza, wo er die Einladung nach Burgos zur Hochzeit Fernando's von Castilien mit Blanca von Frankreich annahm. Dieses Fest mit aller damals üblichen Pracht begangen von mehren Königen und deren Familien, selbst von einer griechischen Kaiserin besucht, wurde von den castilianischen Großen benutzt, ihren König wegen Mangels an Herablassung und gutem Einverständnisse, sowie wegen großer Härte gegen den Adel bei Jacob zu verklagen. Dieser versprach Abhilfe und beredete sich nicht nur auf der Heimkehr zu Tarrazona, sondern auch im August 1270 zu Alcaniz mit seinem Schwiegersohne, der ihn aber auf seinen eigenen Adel, auf dessen Verbindung mit den castilianischen Baronen und mit den Mauren in Granada aufmerksam machte. Daher wurde gegenseitiger Beistand versprochen, Beruhigung des Adels und Schonung der Mauren gerathen. Jacob schritt sogleich auf einem Reichstage in Huesca zur Sache, fand aber — was ihm schwerlich jetzt erst in die Augen fallen mochte — daß das Übel mit einem ausgebrochenen Zwiespalte seiner Söhne, Pedro und Fernan Sanchez, auf das Innigste zusammenhing. Letzterer nämlich hatte aus Schwäche seiner Mannschaft und aus Mangel an Unterstützung Palästina zeitig wieder verlassen müssen und war in Sicilien vom Könige Karl, den der Infant Don Pedro als siegreichen Feind seines Schwiegervaters Manfred haßte, ausgezeichnet und mit großem Pompe zum Ritter geschlagen worden, zum Beweise inniger, dem Stiefbruder um so anstößigerer Freundschaft, als dieser nach dem Königreiche Sicilien, dem entrissenen Erbtheile seiner Gemahlin, trachtete, und darüber seinen Haß gegen Karl auf Fernan Sanchez übertrug, beide für den Sturz der aragonischen Königsfamilie vereint und sich wirklich von Letzterm so verfolgt, als seinen Vater verachtet glaubte, obschon Fernan Sanchez ihn bei diesem meuchelmörderischer Nachstellungen beschuldigte, welche Miedes mit einem Vorfalle zu Burriana bekräftigt. Gewiß ist, F. Sanchez glaubte sich nirgends vor den Nachstellungen Pedro's sicher, warf sich den unzufriedenen catalonischen Baronen, welche Pedro's Härte empört hatte, in die Arme; selbst aragonische Proceres, die ehemaligen Anhänger des Infanten Alonso, und unter ihnen der mächtigste Simon Urrea, sein Schwiegervater, traten zu ihm, auch der König blieb nicht unempfindlich, gab des Sohnes Klagen Gehör und suchte auf einem Reichstage zu Exea am 1. März 1272 und auf einem zweiten zu Alcira dem Unfuge zu steuern, indem er dem Pedro die Reichsverwesung ab-

44) s. Miedes S. 537. 45) Eumque donavit omni jure, quod ad Regnum Navarrae habebat, a Theobaldo rege et parente ejus Margarita Regina, quo uteretur contra eundem Theobaldum, et tam multos Navarrae proceres, qui pacti simul et stipulati fuerant, ac sese ad ea tenenda juramento similiter obstrinxerant. Miedes S. 540. Hieraus geht sowol, als auch aus S. 548 klar hervor, daß der Vertrag vom 1. August 1253 für die Ansprüche Aragoniens auf Navarra von großer Wichtigkeit gewesen, aber von keinem spanischen Quellenschriftsteller genau bekannt gemacht worden ist. Daß der tubelaer Vertrag vom J. 1231 ebenfalls noch seine Kraft bei Jacob behielt, ersieht man S. 552, verglichen mit *Zuritae* Indic. p. 157.

nahm, ihn seinem zweiten Sohne Jacob gleichsetzte und mehre unruhige Barone auf 5 bis 10 Jahre aus dem Reiche verbannte. Pedro blieb störrisch, schlich sich mit aller Wuth von Alcira weg, nachdem ihn nicht blos sein Vater, sondern auch der Bischof von Valencia und andere Geistliche zur Aussöhnung mit seinem Stiefbruder vergebens aufgefodert hatten. Obschon Jacob diesen in Schutz nahm, rieth er ihm doch, sich vor den Nachstellungen Pedro's nach Zaragoza in Sicherheit zu begeben. Da sann dieser auf eine andere List, ließ durch eine Gesandtschaft seinem Vater Gehorsam versichern und seinen Stiefbruder als Hochverräther und Meuchelmörder anklagen mit Versicherung, Alles zu seiner Zeit zu beweisen. Jacob, nicht ganz abgeneigt, dieser Beschuldigung, die mit den Winken seines Schwiegersohnes von Castilien Ähnlichkeit hatten, Glauben zu schenken, ging indessen behutsam und antwortete, die Sache untersuchen und bestrafen zu lassen. Aber bald machte sich Pedro durch heimliche Rüstungen zu Alcira gegen F. Sanchez verdächtig; Jacob eilte dahin, der Sohn wich ihm aus, und da er endlich der versammelten Stände Vermittelung der eigenen Rache nachzugeben schien, so drohten doch seine unbefriedigenden Antworten, den Vater selbst bis zur Anwendung der Waffengewalt zu empören, wenn nicht der Bischof von Valencia zuletzt sein Gemüth zu rühren gewußt hätte. Er eilte zu den Füßen seines Vaters nach Xativa und bat mit Thränen in den Augen um Verzeihung. Die Aussöhnung erfolgte, und, wie zu vermuthen war, zum Verderben Fernan Sanchez', da Pedro sein Gift gegen diesen dem alten Vater mit aller Leidenschaft einzuhauchen verstand, und frühere Thatsachen, die längst verziehen und durch selbstgewählte Versöhnungsmittel abgethan worden waren, in lebhafte Erinnerung gebracht, halfen den schutzlosen F. Sanchez als den gefährlichsten Hochverräther schildern, der nicht ungestraft gelassen werden konnte. Die Verfolgung dieses unglücklichen Prinzen aber, dessen Leben hauptsächlich dem rachesüchtigen Pedro überlassen worden zu sein schien, wurde von andern wichtigen Vorfällen unterbrochen, wie durch J.'s Zusammenkunft mit Alonso X., in der sie sich gemeinsamen Beistand gegen die Mauren versprachen, durch die Verhandlungen des Erstern zu Gunsten des gefangenen Grafen von Foix zu Anfange des Jahres 1273 mit dem Könige Philipp III. von Frankreich, der in den Streitigkeiten wegen der Hoheitsrechte über die Grafschaft Toulouse von seinem Schwiegervater gegen seinen Schwager Pedro 1271 bereits mächtig in Schutz genommen worden war, und durch die persönliche Beilegung verschiedener Streitigkeiten und Unruhen zu Montpellier [46]). Sodann bestellte er den Bischof von Tarragona kluger Weise — da sein Sohn Pedro den Baronen, vorzüglich den catalonischen, sehr verhaßt war — zum Verweser über Catalonien und Aragonien [47]), und rüstete sich im Frühjahre 1273 zum Feldzuge nach Murcia, den aber die Widerspenstigkeit mehrer Granden und besonders des Vicomte von Cardona so gut, als des Königs Unterhandlungen mit Ebu Jusuf von Mauritanien bis zum Anfange des folgenden Jahres verzögert zu haben scheinen. Die Gefahrlosigkeit der Provinz Murcia aber hieß den König nur 14 Tage innerhalb deren Grenzen verweilen, sodann das Heer entlassen. Auf der Rückkehr kam die Einladung Gregor's X., auf dem Concilium in Lyon zu erscheinen, seiner Eitelkeit sehr zu statten, um die schon 1229 von Gregor IX. verschobene Befriedigung seines Wunsches, vom heiligen Vater gekrönt zu werden, endlich erfüllt zu sehen. Mit größter Achtung wurde der ergraute Bekämpfer der Ungläubigen im päpstlichen Palaste empfangen, über die Eroberung Palästina's um Rath gefragt und selbst zur Theilnahme gestimmt, als er aber vor der so zahlreichen als glänzenden Versammlung vom Papste gekrönt zu werden verlangte, foderte Gregor erst die Zahlung des rückständigen Zinses, zu welchem die aragonische Krone sich durch Pedro II. dem heiligen Stuhle einst verpflichtet hatte. In Betracht seiner großen Thaten gegen die Sarazenen fand Jacob diese Zumuthung unerwartet und undankbar; statt sein Gesuch zu wiederholen, bat er blos um die Freiheit Heinrich's von Castilien, den Karl von Anjou in Haft hielt und reiste trotzig und stolz nach dreiwöchentlichem Aufenthalte von Lyon über Montpellier und Perpignan nach Barcelona zurück, wo er im Juli 1274 Anordnungen zur gewaltsamen Dämpfung der von den widerspenstigen Baronen erregten Unruhen traf [48]).

Bei dem Aufrufe zur Theilnahme am Feldzuge in Murcia vor einem Jahre hatten sich mehre, insbesondere catalonische, Große zu erscheinen geweigert, unter dem Vorwande, daß ihre Vasallenpflichten sie zu keinem Kriege, den der König von Castilien in seinem Reiche führe, verbinde, obschon der König bewies, daß sie seinen Winken Folge leisten mußten; also foderte er schon vor der Reise nach Lyon von diesen Ungehorsamen Ehrenlehen und Ritterlehen zurück, worauf sie nach dem Beispiele des Vicomte von Cardona zu den Waffen griffen. Jacob aber verschob die Bestrafung bis zur Rückkehr von Lyon und gebot von Perpignan aus dem Vicomte, seine Schlösser herauszugeben. Dieser gab sie bis auf fünf zurück, weil er die übrigen für ein freies Eigenthum erklärte. Zugleich verband er sich mit den andern ungehorsamen Vasallen, besonders den Feinden Don Pedro's, zu Solsona, erklärte aber die Verbindung nur auf Erhaltung ihrer Verhältnisse zum Könige gerichtet zu haben; worauf Jacob den Vicomte von Cardona aus dem Grunde, dem Mörder des aragonischen Justizpräsidenten in seinen Besitzungen eine Zuflucht gestattet zu haben, mit Krieg überzog. Er nahm und behielt alle Burgen und Lehen desselben mit vollem Rechte eines schwer beleidigten Gebieters; daß er aber mit den übrigen Ungehorsamen in Unterhandlung eingehen wollte, wodurch diese Zeit gewannen, sich mit Fernan Sanchez verbinden und in Aragonien Anhang ver-

46) Cf. *Zuritae* Indic. p. 151. Miedes S. 548 mit Sismondi VIII, 234 fg. 47) Cf. *Zuritae* Indic. p. 151. Dies war das dritte und letzte Mal, daß Jacob für seine Zeit ein so gefährliches Amt bestellte.

48) s. Schmidt S. 175 fg.; sehr umständlich Miedes S. 549 fg. und *Zuritae* Indic. p. 152 sq.

schaffen zu können, läßt sich nur dadurch erklären, daß der eben erfolgte Tod Königs Heinrich von Navarra Jacob's Aufmerksamkeit theilte, um hier durch eine Heirath der Thronerbin mit seinem Enkel zu gewinnen, oder wenigstens doch Castilien von ähnlichen Entwürfen abzuhalten [49]). Gewiß ist, die Empörer in Catalonien verstärkt, kündigten ihm im Oct. 1274 in einem Fehdebriefe nach Landessitte allen Gehorsam auf. Der König schlug einen Reichstag zur Erörterung der Streitsache vor, allein da man die Meinung verbreitet hatte, Jacob wolle alle Lehen einziehen, so blieben die Empörer widerspenstig und auf den Anhang des Don Fernan Sanchez gestützt, der unter dem aragonischen Adel und gemeinen Volke, hauptsächlich bei allen ehemaligen Freunden des Infanten Alonso, gefunden und mit den Cataloniern in Verbindung gesetzt wurde. Schon war der Krieg in vollem Gange, als ein Waffenstillstand zur Entscheidung der Sache vor einem besonders dazu bestellten Gerichte vorgeschlagen wurde. Dieses Schiedsgericht wurde im März 1275 gehalten, wo auch Pedro und Fernan Sanchez erschienen, letzterer aber aus Mistrauen gegen seinen Vater und Stiefbruder in der Vorstadt blieb und die Berathungen durch Abgeordnete beschickte. Der Haß der beiden Brüder und die Ränke der Rädelsführer vereitelten jetzt, wie schon vor einem Monate zu Barcelona, die Ausgleichung des Streites; Jacob entließ, nachdem schon Pedro gereizt davon gezogen war, die Versammlung, und rüstete sich mit unbeschreiblicher Leidenschaft gegen Cardona und dessen Anhang, — die gleichzeitige Bekämpfung des Grafen von Ampurias scheint außer Zusammenhang mit diesen Verschwörungen gestanden zu haben — während Pedro seinen Stiefbruder verfolgte. Dieser entwich nach Pomar, wo er umzingelt keinen andern Ausweg fand, als sich zu ergeben oder zu entfliehen. Er wählte Letzteres in eines Schäfers Kleidung, wurde aber aufgefangen und erkannt. Pedro ließ ihn in dem Cinca ersäufen. Auf den Fall des Hauptes vom aragonischen Aufruhre folgte der sehr heftige Angriff auf das Haupt der catalonischen Empörer, gegen welche des Königs zweiter Sohn Jacob so glücklich focht, daß er sie zwang, ihre Sache der Entscheidung eines Reichstages zu Lerida am 1. Nov. 1275 zu unterwerfen. Dies geschah in einer Art von Aussöhnung und Begnadigung von Seiten des Königs, ohne daß irgend einer Strafe Erwähnung geschah. Zugleich schworen die Versammelten, Pedro's Sohn, Alonso, als rechtmäßigen Thronfolger anerkennen zu wollen [50]).

Kaum war dieser gefährliche innere Krieg beigelegt, so kam dem Könige vom Statthalter in Murcia die Kunde zu, daß sich ein zahlloser Schwarm afrikanischer Mauren mit denen Granada's vereint, über die Gegenden von Cordova, Ebura und Baeza verheerend ergossen hätte und ganz Spanien von ihnen in Schrecken gesetzt werden würde, wenn nicht Jacob dem in sich zerfallenen Castilien gegen diesen Feind Beistand leisten wollte. Diese Nachricht erzürnte den alten bereits sehr schwächlichen König, weil sein Schwiegersohn von Castilien durch seine Reise nach Lyon die Plane der Feinde erleichtert hatte. Vom Beherrscher Granada's El-Ahmar zu Hilfe gerufen, erschien Ebu Jusuf am 14. Mai 1275 in Tarifa, versöhnte die Beherrscher von Granada und Malaga mit einander, reizte alle Mauren in Spanien durch einen Aufruf zum Kriege, wodurch auch der furchtbare, in Granada lebende Alazrach Gelegenheit bekam, sich an den Christen wieder zu rächen. Er war es, der die im Königreiche Valencia zurückgebliebenen Mauren zum Aufruhr auffoderte, mehr als sieben Städte mit ihren Umgebungen ergriffen die Waffen, nachdem die Castilianer gegen die Schwärme der Afrikaner überall den Kürzern gezogen und der Erzbischof Sancho von Toledo, Jacob's jüngster Sohn, in solch einem unglücklichen Treffen am 8. Sept. bei Ecija mit dem Leben gebüßt hatte [51]). Der alte Jacob ermahnte den König Alonso X. zur schleunigen Rückkehr aus Frankreich, ertheilte seinem unerfahrenen Enkel Fernando, welcher in seines Vaters Abwesenheit das castilianische Reich verwaltete, guten Rath, und sandte ihm Don Pedron mit 6000 Mann zu Hilfe. Diese Anstalten sammt der plötzlichen Rückkehr Ebu Jusuf's im Herbste nach Afrika schwächten der Mauren Siege; Alazrach fiel bei einem mislungenen Sturme auf Alcoy. Gleichwohl hatte Jacob 3500 Mann gegen die Rebellen in's valencianische Gebiet geschickt, und mit einem weit größern Heerhaufen folgte er selbst in Kurzem nach, um von Xativa aus die Empörer in verschiedenen Richtungen anzugreifen und zu vernichten. Aber dort angekommen, erhielt er die Nachricht, daß eine Heerabtheilung unter Azagra's und Moncada's Leitung von den Mauren geschlagen worden wäre, worüber sich der altersschwache König so betrübte, daß er in eine gefährliche Krankheit fiel. Man brachte ihn nach Alcira (Algezira) zurück, wo sein ältester Sohn auf sein Begehr erschien, den Heerbefehl und die Landesregierung mit guten Lehren empfing und dringend ermahnt wurde, die Sarazenen aus seinen Staaten gänzlich zu vertreiben. Jacob empfahl ihm noch seinen Kanzler, den Bischof von Huesca und etliche andere Geistliche zu getreuen Rathgebern, und bestätigte sein am 26. August 1272 zu Montpellier errichtetes [52]) und in den stürmischen Tagen zu Ende 1274 und zu Anfange 1275 in Barcelona erneuetes Testament, nach welchem Pedro Catalonien, Aragonien und Valencia, Jacob aber die Inseln mit den Gebieten jenseit der Pyrenäen, als ein Königreich ebenso untheilbar als des ältesten Bruders Antheil, doch vereinbar mit diesem und umgekehrt, wenn die männliche gerade Linie des Einen oder des Andern aussterben würde, zum Erbtheil erhielten; die Söhne Vidaura's, Jacob und Pedro, konnten, obschon für legitim erklärt, erst nach dem unbeerbten Ableben der beiden obengenannten Infanten zur Thronfolge gelangen und mußten inzwischen mit einem kleinen Besitze (Jacob mit 10 bis 11 Städten und Burgen, Pedro mit ebenso vielen,

49) Vergl. Miedes S. 552 fg. und Mezeray I, 656.
50) Vergl. Miedes 552 fg. *Zuritae* Indic. p. 159 sq. Ferreras IV, 280 fg. Schmidt S. 176 fg.

51) s. Wiener Jahrb. der Lit. LXXI, 23. Miedes S. 558 fg. 52) Vergl. d'Achery a. a. O. S. 673 fg.

die Einer vom Andern nach dem Aussterben des männlichen Stammes ererben konnte, wenn beide ohne Söhne mit Tode abgingen, an die Krone zurückfallen sollten) vorlieb nehmen. Daher die beiden Familien Exerica und Ajerbia. Ein dritter unehelicher Sohn, Pedro Fernando, den der König mit der edlen Berengare Ferdinandia, auch Berenguela genannt, gezeugt hatte, empfing die Baronie Ixar, aus der die Grafen von Belchites hervorgingen und die Kinder des vierten, mit Antilionia erzielten, aber bereits getödteten Bastardes, Fernan Sanchez, erhielten die Besitzungen ihres unglücklichen Vaters zurück; daher die Herren de Castro[53]). Aus der ganzen Anordnung des sterbenden Königs geht hervor, daß kein Weib den Thron besteigen sollte. Nachdem er sich mit dem Irdischen abgefunden, mehre Klöster, besonders das zu Pobletta, reichlich bedacht hatte, legte er am 21. Jul. das Cisterciensergewand in der Absicht an, um im Kloster zu Pobletta sein Leben andächtig zu beschließen; aber schon zu Valencia ereilte ihn wenige Tage nachher der Tod am 27. (? 25.) Jul. 1276 in einem Alter von 68 Jahren[54]). Sein Leichnam kam in das bestimmte Kloster.

Jacob hinterließ den Ruf eines großen Kriegsfürsten, im Auslande theils gefürchtet und verabscheut, theils geehrt und geliebt, ohne sich jedoch, wie früher und neuerdings ohne Grund behauptet wurde, die Könige von Granada, Tunis und Tremeson zinsbar gemacht zu haben; daheim ein weiser, milder und gerechter Regent nährte er einen gewaltigen Eifer für Verbreitung des Christenthums, wie die 2000 Kirchen und Kapellen, die er erbauen ließ, sattsam beweisen, die Klöster ungerechnet, welche ihre Entstehung oder Pflege seiner wohlthätigen Aufmerksamkeit verdankten. Seine in 56 Jahren fast ohne Unterbrechung mit beständigem Glücke und häufigen Beschwerden seiner Vasallen geführten Kriege hatten in ihm einen kraftvollen, festen und gewandten Körper entwickelt, den bei aller äußern Anmuth und riesigen Größe Muth und Ausdauer beseelten, der ihm die Siege in den 30 gelieferten Schlachten verschaffen half und ihm die Unruhe, die Gefährtin seines ganzen Lebens, zur Gewohnheit machte. Und doch den Fortschritten der Cultur ergeben, liebte er die Poesie und deren Verehrer. Klug, schlau, überlegen an Geist und Körper, wie er war, doch mehr durch Erfahrung, als durch Studien gebildet, da seine Lehrer Krieger und befangene Geistliche gewesen waren[55]), zeigte er stets Abneigung gegen die Albigenser, Großmuth und Uneigennützigkeit gegen seinen Schwiegersohn Alonso X., Vorsicht und Rechtssinn gegen seine Barone, um diesen zügellosen und widerspenstigen Vasallen durch sein eigenes Beispiel voranzuleuchten, statt die Strenge der Gerechtigkeit sie fühlen zu lassen. Nur hart und ungerecht trat er gegen seinen unglücklichen Sohn erster Ehe auf, schwach und nachgiebig gegen seine zweite Gemahlin, wie überhaupt, seinem Vater darin gleichend, ausschweifend in der Neigung zum schönen Geschlechte.

Das erste Kebsweib, Therese Vidaura, legte er sich während der unglücklichen Ehe mit Eleonoren zu, und ließ sie eine solche Herrschaft über sich gewinnen, daß sie seine zweite Vermählung hindern wollte, und da es nicht gelang, reiste sie nach Rom und verklagte den König bei dem Papste, worüber ein jenen in Verlegenheit setzender Streit entstand. Therese brachte den Bischof von Gerona, der ihre Verhältnisse zum Könige kannte, zum Zeugen der Eheversprechung bei, und erhitzte letztern (die Nachrichten hierüber sind unklar) dergestalt, daß er den Bischof zu sich kommen und ihm die Zunge ausschneiden ließ. Der Bannstrahl traf den König und das Interdict seine Unterthanen. Bitten und Thränen des nach Lyon zu Innocenz IV. gesendten Bischofes von Valencia bewirkten am 22. Sept. 1246 die Aufhebung der Strafe und feierliche Lossprechung am folgenden 19. October zu Lerida. Nach und nach kam Therese wieder in Jacob's Nähe, ärgerte durch vielfache Ränke Jolanden und lebte nach deren Tode auf freierm Fuße mit dem Könige, sodaß man abermals von einem Eheversprüche redete (eine über Jacob's Liebschaften nicht ungewöhnliche Sage). Gewiß ist, daß ihr Jacob am 9. Mai 1255 auf Zureden des Papstes gewisse Einkünfte verschrieb und seine beiden mit ihr gezeugten Söhne, in Folge der Adoption wegen trefflich geleisteter Kriegsdienste, später für rechtmäßige Kinder erklärte. Vidaura aber, von Nebenbuhlerinnen verdrängt, findet man endlich in einem Kloster der Vorstadt Valencia's, wo sie lange gelebt, vielleicht auch darin gestorben ist[56]). Mit der Tochter des castilianischen Granden Alonso von Molina bekam er keine Kinder, hatte aber auch nur wenige Jahre mit ihr, doch so vertraut, gelebt, daß Miedes ebenfalls vermuthet, Jacob habe sie heirathen wollen, während Andere in Rücksicht ihrer nahen Verwandtschaft mit dem Könige von Castilien diese Liebschaft irriger Weise für ein Mährchen halten. Sie starb den 17. Jun. 1272 in Narbonne und setzte den König Jacob zum Erben ein.

---

53) s. Miedes a. a. O. S. 564 und Schott III, 653.
54) Mehre Scribenten bei Schott und Schmidt haben den 27. u. 28. Julius; das erstere Datum Zurita, Blancas, Gabriel und Mariana. Miedes irrt vollkommen, wenn man die Urkunde bei d'Achery a. a. O. S. 682 berücksichtigt. Nangis hat den 26.; Ferreras, Saint-Allais und Schmidt ziehen den 25. Jul. vor. Die Angabe vom 6. August kann noch weniger in Betracht gezogen werden. 55) Miedes selbst spricht ihm das gelehrte Wissen ab; doch hat er sich auch als Schriftsteller in seiner Selbstbiographie bewiesen, die Vida de Jacme I. (Valencia 1557), wo sie sorglos gedruckt unter dem Titel erschien: Chronica o commentari del gloriosissim e invictissim rey en Jacme per la gracia de Deus rey de Aragon, de Mallorques e de Valencia, Compte de Barcellona e de Urgell e de Muntpeesler, feyta e scrita per aquell en sa lengua natural e trayta del archiv del molt magnifich Rational de la insigne ciutat de Valencia, hon estava custodida. Diese Schrift liegt der Arbeit des Kanonikus Miedes, der aber noch viele andere einheimische Quellen benutzte, zum Grunde. Er übersetzte diese Anfangs lateinisch geschriebene Biographie 1572 zu Valencia in Fol. später in's Spanische unter dem Titel: Historia del Rey D. Jayme I. de Aragon, llamado el conquistador (Valenc. 1584).

56) Vergl. über sie Miedes, Zurita, Ferreras IV. u. Mariana II. u. III. an m. O. Bei Schott I, 382 fg. findet man allein die Nachricht, daß J. sich ihrer gewaltsam und listig zugleich bemeistert hatte, ehe sie ihm ergeben wurde. Ihr Vater soll Johann Vidaura oder Vidaura geheißen haben, ohne Zweifel edler Abkunft.

Obschon dieser damals 64 Jahre alt gewesen war, so gibt ihm doch Ferreras mit Berufung auf Zurita Schuld, er habe sich 1274 von Neuem verliebt und ein Jahr später sogar eine Ehefrau „zum öffentlichen Scandale seiner Staaten" entführt, worüber der Papst in Zorn gerathen und ihm bei Androhung des Bannes die Trennung von dem Weibe befohlen habe.

Die Kinder seiner beiden rechtmäßigen Ehen sind erstlich von Eleonoren: 1) Alonso, dessen Geburtstag und Jahr unbekannt geblieben; sodann von Jolanden: 2) Pedro, 1236 geboren (s. d. Art.), 3) Jolande, 1237 geb., verm. 1246 (nicht 1249) mit König Alonso X. von Castilien und auf der Rückreise aus Rom zu Ronzevaux 1300 gestorben. 4) Constanze, deren Geburts- und Vermählungsjahr mit dem Infanten Don Emanuel von Castilien, des vorhin genannten Bruders, so unbekannt sind, als ihr Todesjahr. 5) Sancha widmete sich in reifern Jahren dem geistlichen Stande und ging nach Jerusalem, wo sie in Spitälern Arme und Kranke pflegte, und starb daselbst in ungekannten Zeiten. Nach ihrem Tode soll sie Wunder verrichtet haben, wie leichtgläubige Chronisten berichten. 6) Maria, vielleicht erst in ihren letzten Jahren dem geistlichen Stande ergeben, starb unvermählt zu Zaragoza zu Anfange 1268. 7) Jacob I., König von Majorca (siehe d. Art.); 8) Eleonore, starb unvermählt; 9) Fernando, Graf von Roussillon, starb jung wie seine ebengenannte Schwester. 10) Sancho, seit dem 25. Dec. 1268 Erzbischof von Toledo, fiel in der Schlacht gegen die Sarazenen am 8. Sept. 1275. 11) Isabelle (in einem Testamente ihres Vaters auch Elisabeth genannt) verm. am 28. Mai 1262 mit König Philipp III. von Frankreich und gest. in Folge eines Sturzes vom Pferde den 28. Januar 1271. Von diesen vier letzten königlichen Kindern weiß man blos rücksichtlich ihrer Geburtsjahre so viel, daß keins von ihnen vor 1244 geboren, nicht aber die Reihenfolge, in der sie zur Welt kamen [57].

2) Jacob II., oder der Gerechte, war des Vorhergehenden Enkel und zweiter Sohn Königs Pedro III. von Aragonien und Constanzen's von Sicilien. Sein Geburtsjahr ist nicht zu ermitteln, wie die Dauer seines Lebens früher und neuerdings noch durchaus irrig auf 66 Jahre berechnet worden ist. Sehr jung wurde er von seinem Vater 1278 mit Constanzen, Tochter des Grafen von Foix, verlobt und das ebenso unreife Fräulein mit der Vicomté Castelbon begabt, auf den Fall aber, daß ihr Vater ohne eheliche männliche Erben stürbe, mit der Grafschaft Foix vertröstet, während der königliche Knabe einst die Grafschaften Ribagorza und Pallars besitzen sollte. Dieser Ehevertrag wurde schon nach zwei Jahren wieder aufgelöst und Jacob erhielt, seitdem die Sicilianer seinen Vater auf ihren Königsthron (1282) berufen hatten, eine ganz andere Bestimmung. Nach einigen Nachrichten kam er im August 1282 mit seinem Vater nach Sicilien, eilte zur See dem von Karl von Anjou belagerten Messina zu Hilfe, verfolgte die weichende feindliche Flotte, schlug sie in einem Treffen, wurde aber bei Rijoles von demselben Feinde zurückgewiesen, worüber er sich bei seiner Rückkehr nach Messina die Ungnade seines Vaters zuzog und den Seebefehl an den berühmten Admiral Roger de Lauria abtreten mußte [58]). Hierauf muß er, wenn Ferreras' Nachrichten zuverlässig sind, nach Catalonien zurückgekehrt sein, weil er, bekannter, sicherer Berichte zufolge, am 2. April 1283 in Begleitung seiner Mutter und Schwester Jolande und seines jüngern Bruders, Don Friedrich, auf des Vaters Befehl aus der Heimath gerufen, zu Messina landete, von diesem zum Nachfolger auf dem sicilischen Throne bestimmt und vom Volke anerkannt wurde. Am 11. Mai verließ Pedro Sicilien, um nach Valencia zurückzusegeln, übergab seiner Gemahlin die Verwaltung der Insel mit dem Beistande eines Reichsvicars und des Infanten Don Jacob [59]). Nur ein unbekannter sicilischer Chronist [60]) berichtet, daß Jacob in des Vaters Abwesenheit die Admiralität wieder bekommen, die Franzosen bei Malta und bald darauf vor Neapel geschlagen hätte, während andere Quellen diese Siege dem Roger de Lauria zuschrieben, den Infanten einen gefährlichen Aufruhr unter den sicilischen Großen stillen lassen und erst 1285 seiner wieder gedenken, als er mit seiner Mutter den bei Neapel gefangenen Fürsten Karl von Salerno gegen die erbitterten Sicilianer in Schutz nimmt, aber auch mit demselben in Unterhandlung tritt, um ihn zum Verzichte auf Sicilien und die benachbarten Inseln und zur Einwilligung einer Doppelheirath (dessen Tochter Blanca mit Jacob selbst und dessen Sohnes Ludwig mit Jolanden, des Infanten Schwester,) zu bewegen [61]); da aber der Papst, dessen Zustimmung gefodert wurde, nicht darauf eingegangen zu sein scheint, so schickte ihn Jacob, wol auf Befehl seines Vaters, nach Catalonien in Gewahrsam. Gleich nach des Gefangenen Ankunft zu Barcelona starb König Pedro III. am 10 Nov. 1285, nachdem derselbe in seinem letzten Willen den Infanten Jacob auch zum Nachfolger auf dem aragonischen Throne bestimmt hatte, sobald Alonso III. ohne rechtmäßige Erben mit Tode abgehen würde. Also nannte sich nun der Infant

Jacob I. König von Sicilien, Herzog von Apulien und Fürst von Capua vom 16. Dec. an und ließ sich am 2. Febr. 1286 in Palermo feierlich krönen, wobei 400 Eingeborene zu Rittern geschlagen wurden. Die Botschaft, welche er deshalb dem Papste Honorius IV. sandte, ward schnöde abgewiesen und der König sammt seiner Mutter in den Bann gethan, eine Strafe, mit welcher auch sein Vater dieses Inselstaates wegen belegt worden

57) Bei Schott III. am Ende findet man von Pistorius Geschlechtstafeln der aragonischen Könige, die aber ungründlich und ohne Prüfung mit den zerstreut liegenden Nachrichten in den Quellen nicht zu gebrauchen sind. Demselben Tadel unterliegt auch die Tafel bei Imhof im Corpus histor. genealog. Italiae et Hispaniae. p. 4 sq. Schmidt hat sich um einen vollständigen Überblick der Nachkommen Jacob's gar nicht bekümmert.

58) Vergl. Ferreras IV, 331 fg. 59) Cf. *Zuritae* Indices, p. 175 et 178 et *Nicolai*, Specialis historia sicula, apud *Muratori* X, 940. 60) Ap. *Muratori* X, 843 sq. 61) *Zuritae* Indic. p. 190 et *Fazelli*, Rerum Sicularum scriptores (Francof. ad M. 1579.) p. 456 sq.

war. Zwar verwendeten sich Constanze und die Sicilianer bei dem heiligen Stuhle; diese beriefen sich auf den unerträglichen Druck der Franzosen, jene rechtfertigte ihren Aufenthalt auf der Insel mit ihren Verhältnissen. Beides aber wie die Fürbitte für Jacob fand der französisch gesinnte Papst frivol, hieß die Königin sich entfernen und die Insulaner sich bessern [62]). Indessen hatte König Alonso von Aragonien seinem Bruder den ausgezeichneten Admiral und Feldherrn Roger de Lauria zugeschickt, damit er ihm den Staat beschützen helfen sollte. Wirklich erschien auch 1287 ein neapolitanisches Heer unter Raynald's von Belino Führung an der sicilischen Küste und eroberte Augusta, bevor Jacob in Messina gewisse Ahnung bekommen hatte. Er eilte nach Catania, stellte fast binnen 13 Tagen ein zahlreiches Landheer und 27 bewaffnete Galeeren auf, ließ diese unter Lauria's Leitung des Nachts nach Augusta absegeln, während er mit jenem gleichzeitig dahin aufbrach. Der Admiral, früher eintreffend, verscheuchte die feindliche Flotte bis in den neapolitanischen Hafen verfolgend, in welchem er, obschon an Streitkräften bei weitem schwächer, einen glänzenden Sieg erfocht, sich aber, wie man sagt, durch die erschrockenen Neapolitaner bestechen und zu einem nutzlosen Waffenstillstande, ohne Jacob's Mitwissen, willig machen ließ, worüber er sich bei seiner Rückkehr nach Messina Anfangs das Todesurtheil, wie Nikolaus berichtet, aber in Rücksicht seiner Verdienste Milderung der Strafe und also nur Jacob's vorübergehenden Unwillen zuzog. Gewiß ist von einer Strafe nicht, wol aber von Lauria's fortdauernder Thätigkeit die Rede. Jacob hatte inzwischen Augusta zu Lande belagert und es in so schreckliche Hungersnoth versetzt, daß der eingeschlossene Raynald von Belino mit seiner Mannschaft auszog und sich im königlichen Lager unbedingt ergab. Er wurde seltsamer und unzarter Weise gegen ein Schloß ausgewechselt [63]). Im 1288. und folgenden Jahre setzte Jacob, da die Verhandlungen seines Bruders Alonso und des Königs von England mit König Karl II. oder dem Lahmen ohne seine Theilnahme gepflogen und abgeschlossen, aber vom neuen Papste Nikolaus IV. nicht anerkannt wurden, die Feindseligkeiten gegen Neapel fort und segelte in Begleitung seines Admirals mit einer ansehnlichen Flotte nach der calabrischen Küste. Dort belagerte er Belvedere, aber durch Ungewitter zurückgescheucht und Lauria (das einzige Mal in seiner ruhmreichen Laufbahn) geschlagen, warf er, wie schon Anfangs der Plan gewesen, sein Auge auf Gaëta. Die Landung, wenngleich erschwert, doch erzwungen, verschaffte ihm ein vortheilhaft gelegenes festes Lager, allein im Kampfe mit dieser sehr festen Stadt und einem zum Entsatze herbeigeeilten feindlichen Heere, unter des Grafen Robert von Artois Führung (Lauria's Besieger), fanden ihn ein englischer und päpstlicher Gesandter, welche durch Einfluß des lahmen Karl am 25. August 1289 einen zweijährigen Waffenstillstand vermittelten und ihn zur Rückkehr nach Hause vermochten [64]). Er hielt jedoch, wahrscheinlich aus Mistrauen, den Stillstand nicht lange, sondern erneuerte 1290 die Feindseligkeiten durch Eroberungen in Calabrien wieder. Mitten in diesen Siegen rief ihn die Nachricht vom Tode seines Bruders Königs Alonso III., welcher am 18. Jun. 1291 kinderlos gestorben war, auf den Thron Aragoniens, auf welchem er den ihm feindseligen im Febr. 1291 zu Tarascon abgeschlossenen Vertrag zu Karl's von Anjou Gunsten um so eher umstoßen konnte, als er den Beistand Königs Sancho IV. von Castilien, dessen Freundschaft schon ein Jahr zuvor gesucht wurde, ohne Schwierigkeit zu gewinnen wußte. Nachdem Jacob die Trauerbotschaft durch seinen jüngsten Bruder Pedro empfangen hatte, übergab er seinem Bruder Friedrich, mit Zuziehung der thätigen und klugen Mutter Constanze, die Verwaltung der Insel und der eroberten und neapolitanischen Gebiete in der Eigenschaft eines Statthalters und schiffte sich am 21. (? 23.) Jul. in Trapani zum großen Bedauern der Inselbewohner, unter welchen er, nach einheimischen Quellennachrichten, großen Wohlstand verbreitet hatte, nach Barcelona ein [65]). Hier am 16. August gelandet, ließ er sich zu Zaragoza den 24. Sept. 1291 in Gegenwart der Reichsversammlung als König

Jacob II. von Aragonien, Catalonien und Valencia feierlich krönen unter eidlicher Zusicherung, die Landeseinrichtungen und Gesetze aufrecht zu halten [66]). Daneben stieß er mit Berufung auf seines Vaters letzten Willen die testamentarische Verfügung Alonso's III. um, welche Friedrichen zum Könige von Sicilien verordnete [67]) und behielt sonach die Rechte eines Königs über diese Insel für sich, wodurch er nicht nur die Unzufriedenheit desselben, sondern auch Feindseligkeiten anderer Staaten erweckte. Des Papstes Haß empfand er zuerst, indem derselbe seine Thronbesteigung hatte verhindern wollen, und vor Frankreich und Neapel noch weniger sicher, schickte er Hilfsvölker nach Sicilien und schloß den 29. Nov. 1291 ein Bündniß mit Castilien zu Monteagudo, für dessen Bekräftigung er Sancho's IV. neunjährige Tochter Isabelle [68]) zu heirathen versprach, obschon diese in der Noth getroffene, gleich darauf in Soria und Calatayud erneuerte Übereinkunft, weil Jacob theils von der Kirche verstoßen war, theils Castilien zum Beistande für Sicilien nach den Ansichten einheimischer Granden nicht verbinden konnte, so

62) Vergl. d'Achery III, 47. 63) Cf. *Nicolaus Spec.* l. c. p. 953 sq. *Zuritae* Indic. p. 196 und die Scriptores rer. Sic. p. 460 sq.

64) Cf. *Nicolaus Special.* l. c. p. 956 sq. *Zuritae* Indic. p. 200. *Sismondi*, Histoire des françois. VIII, 406 sq. und d'Achery III, 48. 65) Cf. *Nicolaus Spec.* p. 952 sq. 66) Deposito moeroris habitu, bemerkt der sicilische Chronist dabei, welche Hofsitte damals noch sehr selten war. Das Datum ist nach Zurita und Mariana gesetzt, die übrigen weichen unter einander ab. 67) Cf. *Zuritae* Indic. p. 203 mit Mariana III, 244. Da Zurita S. 191 Pedro's III. Testament gesehen, aber Siciliens nicht darin erwähnt gefunden hat, so irren Blancas u. Nikolaus Specialis offenbar, wenn sie behaupten, Friedrich sei schon von seinem Vater für den eben eingetretenen Fall mit der sicilischen Krone bedacht gewesen; was auch im Widerspruche mit den Urkunden des Chronisten bei Muratori X, 846 fg. steht. 68) Sie kommt auch unter den Namen Elisabeth und Maria vor.

verdächtig als nutzlos schien und in der That die verabredete Heirath wegen naher Verwandschaft beider Monarchen nicht für gültig erklärt werden konnte, sobald sich Jacob wieder mit der Kirche ausgesöhnt haben würde. Doch gewährte sie inzwischen den Vortheil, daß Sancho IV. die Beruhigung der zänkischen und ihrem Könige widerspenstigen Proceres in Aragonien mit Erfolg übernahm [69]) und dadurch auswärtigen Gegnern die Gelegenheit, sie zu voller Empörung zu reizen, raubte, während Jacob Genua für sich gewann und dadurch dem Könige Karl II. eine ansehnliche Stütze entzog. Allerdings griff Sancho von Castilien 1292 vermittelnd bei Frankreich ein, da dieses den auf die castilianische Krone Ansprüche hegenden Infanten Alonso de la Cerda in Schutz genommen hatte, sowie Jacob ihn im Kriege mit den Mauren unterstützte. Auch besprachen sich beide Monarchen zu Guadalaxara und verschoben die ernstlichen Versuche zur Beruhigung Neapels auf eine Unterredung im August 1293 zu Logrono, während Jacob zur Erleichterung des Geschäftes dem Könige Sancho die drei neapolitanischen Prinzen, die an ihres Vaters (Königs Karl) Statt gefangen gehalten wurden, überlieferte, mit dem Versprechen, sie zurückzugeben, wenn er die Versöhnung nicht ausmitteln könnte. Die Sicilianer davon unterrichtet ersuchten ihren König, sie nicht zu verstoßen; ein Umstand, der von Jacob berücksichtigt die Verhandlungen erschwerte, die königlichen Geisel in seine Hände zurückführte, aber auch Sancho's Hochmuth und Hinterlist gegen den Aragonier aufdeckte, und dessen Stütze verdächtig machte, sodaß Jacob selbst, überdies durch den Bannfluch gedrückt, auf Frankreich, den neuen Papst und Karl von Neapel, besonders aber auf den innern Zustand seines Reiches aufmerksamer, als auf seinen Bundesgenossen, nach und nach auf den Gedanken kam, der Besitz Siciliens dürfte ihm mehr schaden als nützen. Schon im Nov. 1293 kam er zwischen Panizas und Junquera mit Karl zusammen und schloß mit demselben in fester Hoffnung auf Frieden einen Waffenstillstand. In Folge fortgesetzter Unterhandlungen, denen sich Papst Cölestin V. eifrig anschloß, sandte Jacob im Juli 1294 an seine Mutter und seinen Bruder Friedrich die vergebliche Weisung, sich den heilsamen Bedingungen nicht zu widersetzen. Sein Ehevertrag war bereits als vernichtet zu betrachten, als im Anfange Februars 1295 französ., neapolit. und aragonische Gesandte in Neapel zusammenkamen und vorläufig Friedensbedingungen festsetzten, welche im Junius desselben Jahres zu Anagni unter dem Vorsitze des neuen Papstes Bonifaz VIII. weiter erörtert und bestimmt wurden, wozu auch Don Friedrich von Sicilien eingeladen worden war. Bis Velletri mit Roger von Lauria gekommen, besprach er sich heimlich mit dem Papste, konnte aber nicht gewonnen werden. Also schlossen die Abgeordneten, bei denen sich König Karl II. eingefunden hatte, am 23. Jun. ohne Rücksicht auf den Infanten Friedrich einen Frieden, welcher Jacob's castilianischen Eheverspruch vernichtete, ihn der römischen Kirche abermals zuführte, vor den Ansprüchen des Grafen Karl von Valois auf seinen Thron sicher stellte, dagegen der Krone Siciliens beraubte und (vorerst heimlich) mit Sardinien und Corsica entschädigte. Überdies wurde er mit Karl's zweiter Tochter Blanca und dessen Sohne Robert von Calabrien mit seiner Schwester Jolande verlobt. Dagegen mußte er die neapolitanischen Geiseln frei lassen und Frankreichs Könige im Kriege mit England gegen Vergütung mit einer gewissen Anzahl Schiffen Beistand versprechen [70]). Päpstliche Gesandte, auf Vollstreckung des Friedensvertrages sehend, begleiteten den neapolitanischen König an die Pyrenäen nach Ville-Bertrand, wohin auch Jacob mit großem Gefolge kam. Die neapolitanischen Geiseln, unter ihnen die drei Söhne Karl's II., wurden am 29. Oct. gegen die königliche Braut ausgeliefert, die am folgenden Tage mit Jacob bei großen Feierlichkeiten vermählt wurde. Gleich darauf fand eine Wiederholung der Festlichkeiten zu Barcelona, womit die Verehelichung zwischen des Königs jüngstem Bruder Pedro und einem Fräulein von Bearn verbunden wurde und am ersten Januar 1296 die Krönung der Königin Blanca zu Zaragoza statt, während man Isabellen zu ihrer Mutter nach Castilien zurückschickte. Überall Freude über diese Ereignisse, nur nicht unter den Sicilianern, deren Botschafter am 29. Oct. 1295 vor Jacob erschienen und die Einheit Siciliens mit Aragonien, oder doch mindestens die Geiseln und Neutralität gegen sie, und da dies verweigert wurde, Aufhebung jeglicher Verbindlichkeit der Insel mit ihrem Zubehör gegen ihn, somit die Freiheit zur Königswahl, verlangten. Dies Letztere gab er auch zu, ihnen seine Mutter und seine Schwester empfehlend, seinen Bruder aber dem eigenen Gewissen überlassend, ohne daß der Schmerz der Gesandten, sich von ihrem besten Könige verlassen zu sehen, gestillt werden konnte. Sie, in Trauer gehüllt, färbten Maste und Segel ihrer Schiffe schwarz und kehrten wehmüthig nach Sicilien zurück, wo Friedrich sogleich als König zu herrschen anfing und mit Zustimmung des Volks im März 1296 gekrönt wurde [71]). Jacob erließ an seine in sicilischen Diensten stehenden Unterthanen bei Strafe des Hochverrathes den Aufruf, in die Heimath zurückzukehren. Sie aber verachteten nach reifer Überlegung den Befehl, mit Ausnahme Roger's de Lauria, der wegen mancherlei Zwistes mit sicilischen Rittern und mit dem Könige Friedrich einige Jahre nachher erst in Jacob's Kriegsdienste zurücktrat [72]). Zum Glück für Friedrich zogen die castilianischen Angelegenheiten Jacob's Aufmerksamkeit auf sich. Durch Sancho's IV. Tod kam dessen minderjähriger Sohn Fernando IV. unter die Vormundschaft der königlichen Witwe, allein deren Schwager Don Juan und der in Frankreich lebende Kronprätendent Alonso de la Cerda bestritten des jungen Königs rechtmäßige Erbfolge, vereinten sich mit Granada und

69) Blancas bei Schott III, 668 schreibt dieses Verdienst dem Könige Jacob und dessen Vertrauten Johann Zapata allein zu.

70) Cf. *Zuritae* Indic. p. 205. *Nicolaus Spec.* l. c. p. 959 sq. *Mariana* III, 257. *Sismondi* VIII, 501 sq. 71) Der Chronist bei Muratori X, 845 fg. u. 961 fg., Schott I, 394 u. *Zuritae* Indic. p. 206. 72) Hierüber handelt Nikolaus Specialis (l. c. p. 863 sq.) sehr umständlich.

Portugal, und zogen auch Jacob auf ihre Seite. Am 21. Januar 1296 besprach sich Alonso de la Cerda mit diesem zu Bordalva, wo die Theilung des castilianischen Reiches für Don Alonso und Don Juan aus einander gesetzt, dem Infanten Pedro von Aragonien vier ansehnliche Städte in Castilien und dessen Bruder, dem Könige, das Königreich Murcia zugesprochen wurden, wenn Beide die Usurpatoren unterstützen würden [73]). Ein großes Heer unter Don Pedro's Führung fiel mit Alonso im April in Castilien ein, gleichzeitig drang Jacob nach Murcia vor, und seine Flotte blokirte die Küsten. Die Überraschung war so arg, daß Viele flohen, und die, welche zu den Waffen griffen, sich unentschlossen wehrten; daher sich Städte und Burgen, selbst die Hauptstadt am 2. August, ohne ernste Gegenwehr ergaben. Nur Alicante scheint er heftig angegriffen zu haben und die Städte Alcala, Mula, Lorca und die Besitzungen des Infanten Johann Emanuel, für welche ein Waffenstillstand geschlossen wurde, blieben außer Acht. Alles Übrige wurde gut besetzt und in Mitte Augusts konnte Jacob schon nach Valencia zurückkehren, Unterhandlungen mit seinem Bruder auf Sicilien anknüpfen und im März 1297 auf die wiederholten Einladungen des Papstes in Rom eintreffen [74]), wohin er seine Mutter und Schwester (Friedrich hatte auf vielfältiges Ermahnen die Unterredung mit ihm auf einer Insel abgeschlagen) von Sicilien kommen ließ und letztere mit Robert von Calabrien vermählte. Der Krieg mit Sicilien wurde beschlossen und ein Kreuzzug in's gelobte Land berathen, sowie Jacob am 4. April die päpstlichen Lehen über Sardinien und Corsica für sich und seine Nachkommen beiderlei Geschlechtes mit der Verbindlichkeit empfing, der römischen Kirche in Italien mit 100 Reitern und 500 Mann Fußvolk zu dienen und 2000 Mark Silbers jährlichen Lehenzins zu entrichten. Schon ein Jahr zuvor hatte ihn der Papst zum Fahnenträger, Generalcapitain und Admiral der apostolischen Kirche erhoben. Sollten auch beide Inseln auf immer an das aragonische Reich geknüpft sein, so durfte doch kein Regent desselben mit den Feinden des heiligen Stuhles einen Bund eingehen [75]). Mit diesen schweren Pflichten eilte J. am 22. April nach Catalonien zurück, um sich gegen seinen Bruder Friedrich, obschon ihn dieser durch Zusendungen davon abhalten wollte, zu rüsten, wobei ihm Roger's von Lauria beleidigter Hochmuth — er war von Friedrich für einen Hochverräther erklärt worden — sehr zu statten kam. Nachdem er mit Alonso de la Cerda über seines 1296 gestorbenen Bruders Don Pedro' Erbtheil in Castilien verhandelt, sich die Lehen über die Balearen gesichert und mit Frankreich verständigt hatte, segelte er mit 80 Galeeren nach Rom, wo er die Fahne der Kirche und den päpstlichen Segen empfing (die thätige Unterstützung zum Feldzuge gab Bonifaz dem Könige von Neapel), dann nach Neapel, wo Robert von Calabrien zu ihm stieß und nach gehaltener Berathung Sicilien zu Ende Augusts 1298 angriff. Patti war auf Lauria's Anrathen der erste Platz, der in J.'s Hände fiel, Milazzo, Monforte und andere benachbarte Orte folgten in der Bestürzung nach, und da der Winter nahe und kein geräumiger Hafen für die Flotte vorhanden war, als Siragosa, so lenkte der König seine Hauptmacht auf diese Stadt. Die glückliche Landung zog die Verheerung der Umgegend wie die Unterwerfung der nächstgelegenen Städte nach sich. Das umzingelte Siragosa vertheidigte sich hartnäckig, auch Don Friedrich leitete von Catania aus Gegenanstalten zur Vertreibung seines Feindes, die nur zu bald durch den Abfall eines Magnaten und dreier festen Orte sammt der Stadt Ganges (? Girgenti's) gestört und gehemmt wurden. Dagegen veranlaßte die Empörung Patti's die Abschickung einer aragonischen Flottenabtheilung, welche von den Sicilianern gänzlich geschlagen wurde. Diese Niederlage sowol, als die großen Verluste der fünftehalbmonatlichen Belagerung Siragosa's (Hunger, Kämpfe und Krankheiten sollen fast 18,000 Mann aufgerieben haben,) bewegten den König J. zum Rückzuge nach Catalonien. Im Febr. 1299 segelte er über Neapel, wo, wie bei Lipari, Theile der Flotte zurückblieben, nach Barcelona zurück. Hier mit Mannschaft und Galeeren gestärkt, erschien er im Mai desselben Jahres schon wieder im Hafen zu Neapel, wo ihm die Prinzen dieses Reiches ansehnliche Verstärkung zuführten. Mit einer Übermacht von 16 Fahrzeugen (Friedrich hatte 40, Jacob 56 bei sich) traf dieser seinen Bruder bei dem Cap d'Orlando am 4. (? 8.) Jul. an, und erfocht über ihn einen vollständigen Sieg, ohne denselben zu benutzen, da er mit seiner Mutter Constanze († 1302) nach der Schlacht zum Verdrusse des Papstes, seines Schwiegervaters, und der Franzosen nach Catalonien zurückkehrte [76]). Er überließ mit der Erklärung, gethan zu haben, was er versprochen, die Bekämpfung des Inselreiches seinem Admiral de Lauria und den Prinzen von Neapel, während sein Gewissen über den Bruderkrieg gerührt worden war und die Dinge in Castilien ihm um so mehr am Herzen lagen, als der Besitz seiner Eroberungen in Murcia damit zusammenhing. Ein Hauptkümmerniß war, daß Bonifaz VIII. die Einwürfe der Feinde, welche Fernando's IV. Thronbesteigung bestritten, vernichtete und dadurch Jacob's

73) Zurita (Indic. p. 208) fügt allein diesem Vertrage bei, daß auch Jolande von Aragonien, obschon mit Robert von Calabrien versprochen, dem Alonso zur Gemahlin bestimmt worden sei, was im Widerspruche mit allen andern Nachrichten steht. 74) Der Chronist bei d'Achery III, 142 läßt den König schon im November 1296 mit seiner Gemahlin nach Rom reisen. 75) Cf. *Zurit.* Indic. p. 207, 209 sq. *Nicol. Special.* l. c. p. 976—986 und Ferreras IV, 418.

76) König Friedrich war der Gefangenschaft in der Schlacht sehr nahe gewesen; ja man behauptet, er habe seine Rettung dem guten Willen der Catalonier zu verdanken gehabt. Cf. *Zurit.* Indic. p. 210 sq. Chronic. Sicil. p. 854 sq. *Nicol. Special.* p. 989—1006. Sismondi IX, 59 fg. Ferreras IV, 422 fg. und Schott I, 395. Der zurückgelassene Admiral Roger de L. starb übrigens schon am 17. Jan. 1305 in Valencia. Von ihm sagt Nikolaus Specialis S. 957: „Felix quidem et nimium felix, plurimisque victoriae laudibus in populos extollendus, nisi medio tempore virtuosos actus ejus execrandae superbiae maculae denigrassent.“ Die Franzosen schreiben seinen Namen Loria, und ist auch mit Doria verwechselt worden.

Bündniß mit Don Juan und Alonso de la Cerda erschütterte. Nach nutzloser Rücksprache mit Don Enrique zu Fariza und nach entschiedener Ablehnung päpstlicher Anträge zur Fortsetzung des Kriegs gegen seinen Bruder Friedrich, richtete J. seine Heeresmacht 1300 auf den noch nicht genommenen Theil Murcia's. Er belagerte Lorca so lange, bis der Commandant am 18. Dec. die Übergabe mit der Bedingung anbot, wenn binnen sieben Wochen kein Entsatz erscheinen würde. Die Königin Maria von Castilien fand aber so viele Hindernisse unter ihren treulosen Großen, daß sie den Entsatz so wenig bewirken, als den Commandanten zu Lorca bei dem gegebenen Worte halten konnte. Er übergab die Stadt schon vor der Frist und Jacob schloß nun einen Bund mit dem Könige von Granada zu Gunsten Alonso's de la Cerda [77]. In gleicher Absicht wandte sich auch Jacob an den König von Frankreich, der sich jedoch mit dem belgischen Kriege entschuldigte; in Murcia hingegen, so weit es dem Könige Jacob gehorchte, wurde alle waffenfähige Mannschaft gegen Marien und ihren Sohn, deren Umstände sich durch Don Juan's Unterwerfung verbessert hatten, aufgeboten. Unter solcher Beschäftigung ließen sich die Proceres von Aragonien gelüsten, theils durch die Unruhen in der Nachbarschaft angesteckt, theils durch rückständige Belohnungen für geleistete Kriegsdienste, theils auch durch Betrug um den gebührenden Lohn (Cavallerias) aufgeregt am 30. April 1301 in einem Kloster zu Zaragoza mit den Waffen sich gegen ihren König zu verbinden, der am ersten Sept. durch eine eben dahin beschiedene Reichsversammlung die Beschwerden untersuchen, die Verbindung des Adels als Widersetzlichkeit und Verletzung der Lehenpflichten vernichten und ihre Theilnehmer mit den Verlusten ihrer Güter und anderer Begünstigungen bestrafen ließ. Das Haupt der Verschwörung und die Strafbarsten derselben wurden auf einen gewissen Zeitraum des Landes verwiesen [78]. Gleichzeitig wurden noch andere Adelige, die willkürlich die Versammlung vor ihrer Auflösung verlassen hatten, mit Verluste ihrer Lehen bestraft. Dieselbe Versammlung erkannte auf Jacob's Antrag am 1. Oct. dessen ältesten gleichnamigen Sohn zum Thronfolger an und auf einem Reichstage zu Zaragoza 1311 beschwor derselbe die Landesgesetze und Herkommen. In Castilien hatte sich inzwischen Vieles geändert: Don Juan hatte seine Ansprüche an das Königreich Leon aufgegeben, Alonso de la Cerda war fast verlassen und von Jacob kalt behandelt, weil dieser nur auf seine bedrohten Eroberungen in Murcia sah; denn die Königin Maria rüstete sich mächtig, nahm die verbannten Aragonier bei sich freudig auf und trat mit den zu Hause gebliebenen Proceres in Verbindung, damit sie durch eine Empörung ihren König beschäftigen sollten, während sie Murcia überfallen wollte. Dem Ausbruche dieser nicht verschwiegen gehaltenen Beredungen und Verhandlungen entgegenzutreten, erbot sich Jacob, ganz Murcia bis auf Alicante zurückzugeben, womit die Königin nicht zufrieden war. Plötzlich entspannen sich wieder an ihrem Hofe Ränke unter den Granden, um Marien's Macht zu stürzen, wodurch ihr Jacob's Freundschaft unentbehrlich wurde; allein grade die Rädelsführer, der Infant Enrique, Großoheim Fernando's IV., Diego Lopez de Haro, Don Juan Emanuel, kamen ihr zuvor, vereinten sich wieder mit Alonso, hielten zu Anfange des J. 1303 in Villafranca mit Jacob Rücksprache und schlossen am Johannistage desselben Jahres zu Fariza ein Bündniß, ohne daß der Botschafter Marien's, der den drei Castilianern Genugthuung anbieten sollte, gehört oder berücksichtigt wurde [79]. Aber bald nachher starb der Gefährlichste von ihnen, Infant Enrique, und die beiden Andern söhnten sich mit ihrem Hofe aus. Nur durch geheime Verbindung mit dem Infanten Juan wußte Jacob diese Umänderung der Dinge zu einem vortheilhaften Frieden mit Castilien weislich zu benutzen. Beide brachten die Sachen dahin, daß letzterer (Infant Juan), König Dionys von Portugal und Ximenez de Luna, Bischof von Zaragoza, zu Schiedsrichtern zwischen beiden erzürnten Kronen gewählt wurden. Zu Torellas, zwischen Agreda und Tarrazona, entschieden die drei versammelten Richter am 8. August 1304 den Streit dahin: daß Jacob vom Königreiche Murcia die Städte Cartagena, Guardamar, Elche und Alicante, sammt ihren Gebieten und Häfen, mit Rücksicht auf die Abgrenzungen des Segurastromes, der Infant Juan Emanuel aber Villena unter aragonischer Hoheit erhalten sollte. Schwieriger war die Schlichtung der Händel zwischen der castilianischen Krone und Alonso's de la Cerda, welche der Aragonier und Portugiese übernahmen, und endlich Letztern mit einigen Städten in Castilien gegen Verzicht auf die königliche Würde absanden, wozu nachher Frankreich das Einkommen von dem luneller Gebiete fügte [80]. Hierauf kamen die beiden Könige mit dem von Castilien in Campillo zusammen, bestätigten nochmals die Entscheidung der Streitsachen, und am 26. Febr. 1306 und zu Ende Decembers 1308 wiederholte Jacob zu Huerta und Monreal die Unterredungen mit Fernando, in welchen dieser Cartagena zurückbekam, jenem dagegen den sechsten Theil vom Königreiche Granada, und zwar die Küstenländer, abzutreten versprach. Zugleich wurde Jacob's ältester Sohn mit Fernando's Tochter, Eleonore, verlobt, und der gemeinschaftliche Krieg mit Granada beschlossen. Zur Sicherung desselben schloß Jacob Bündnisse mit dem Könige von Bugia, und am 3. Mai 1309 wegen Ceuta's Eroberung mit Marokko. Der Papst, von beiden Königen angesprochen, bewilligte die kirchlichen Zehnten auf drei Jahre. In Barcelona geschahen die Rüstungen durch Jacob, in Valencia aber schiffte er sich in Begleitung seiner Gemahlin Blanca am 18. Jul. 1309 ein, und steckte am 15. August sein Lager vor Almeria ab. Die Flotte ließ er zu der castilianischen stoßen, um Algesiras,

77) Cf. *Zuritae* Indic. p. 213. 78) s. Blancas bei Schott III, 665 und *Zurit.* Indic. p. 213 sq.

79) Cf. *Zuritae* Indic. p. 215 sq. Ferreras (IV, 453) setzt irriger Weise dieses Ereigniß ein Jahr zu spät. 80) Cf. *Zuritae* Indic. p. 217 sq. Ferreras IV, 457 fg. Mariana III, 311 fg.

welches Fernando zu Lande belagerte, zu blokiren, nachdem sie für den Herrscher von Marokko Ceuta erobert, jedoch auch geplündert hatte. Die Aragonier vor Almeria hatten nicht nur mit den Belagerten, sondern auch mit dem Könige von Granada zu kämpfen. Am 23. August, 15. und 18. Oct. versuchte derselbe mit 40,000 Mann die Stadt zu entsetzen, wurde aber jedes Mal von J. zurückgeschlagen. Ebenso unglücklich waren die Ausfälle der Belagerten. Dieser Siege ungeachtet konnte sich Jacob nur bis zum 26. Jan. 1310 halten, weil in Fernando's Heere eine Meuterei unter dem Adel, zu welchem die bekannten Unruhestifter gehörten, ausgebrochen und den König zum Vergleiche mit dem Feinde und zum Rückzuge genöthigt hatte. Dadurch würde der Aragonier der ganzen Sarazenenmacht preisgegeben worden sein, wenn er nicht ebenfalls eine Übereinkunft zum Abzuge mit seinen Gegnern getroffen hätte [81]). Diese Vorfälle störten das Einverständniß beider christlichen Monarchen in Spanien keineswegs, vielmehr wurde es von Fernando besonders wegen seiner misvergnügten Großen immer mehr gesucht und durch eine Zusammenkunft zu Calatayud am Weihnachtsfeste 1311 insofern befestigt, daß der Heirathsvertrag zwischen dem aragonischen Thronerben und Eleonoren von Castilien erneuert, und deren Oheim Don Pedro mit Jacob's ältester Tochter Marie vermählt wurde. Die Fortsetzung des Krieges mit den Sarazenen ward freilich auch beschlossen, aber nur von den Castilianern mit Unterbrechungen ausgeführt, von Jacob hingegen der Dey von Tunis wegen vielfältiger Seeräubereien 1314 durch eine Flotte unter Wilhelm von Moncada gezüchtigt, mehre Plätze an der Küste seines Staates erobert, und er selbst zu einem ansehnlichen jährlichen Zinse verpflichtet. Ein Statthalter Jacob's behauptete die Küstenplätze und hielt den Dey im Zügel [82]). Einen andern Erwerb für sein Haus machte der König, indem er seinen zweiten Sohn, Alonso, am 10. Nov. 1314 mit Therese von Entensa, der Erbin des ausgestorbenen Grafenhauses Cabrera, vermählte, und dadurch die Grafschaft Urgel seinen Nachkommen sicherte.

Die italienischen Angelegenheiten betreffend, so half sich Jacob's Bruder auf Sicilien eigentlich selbst, sowol durch einen 1302 mit Neapel abgeschlossenen Frieden, nachdem man ihn vergebens mit Sardinien und Corsica hatte entschädigen wollen, als auch nachher durch seinen Beitritt auf Kaiser Heinrich's VII. Seite; und später, da keine feste Ruhe zu erringen war, selbst der Bann von Neuem über das Inselreich geschleudert wurde, erklärte Jacob, seinem Bruder beizustehen, und ließ, trotz der päpstlichen Verbote, 1320 seine Unterthanen und Vasallen in sicilische Dienste treten, wodurch freilich der Papst, obschon von Jacob darum angesprochen, keine ernste Neigung zum Friedensstifteramte bekommen konnte. Anders ging es mit Sardinien und Corsica. Diese Inseln, welche längst dem Wechsel verschiedener Beherrscher unterworfen gewesen, als Jacob die Belehnung mit ihnen erhalten hatte, wurden zum Theil von Genuesern, zum Theil von Pisanern beherrscht. Der Antheil der Erstern gehörte meistens dem adeligen Hause Oria und den Marchesen von Malaspina; zu Letztern hielten sich der Richter von Arborea und die Geschlechter Bas und Donoratico. Unter solcher Verfassung rief König Jacob 1303, als er seine päpstlichen Lehen in Besitz nehmen wollte, Bonifaz VIII. zu Hilfe. Der Papst ließ die Inseln auffodern, wandte sich auch an beide dabei betheiligte Republiken, wurde aber um so weniger gehört, als damals Jacob vor Castilien noch nicht gesichert war. Die Lehen behielt er jedoch stets im Auge, ließ sie von Bonifaz' VIII. Nachfolgern sich pünktlich ertheilen, und bei Zurita findet sich auch die Nachricht, daß die Genueser im J. 1305 einem Kriege mit Jacob mittels Vergleiches zu Saragoza zuvorkommen wollten. Die Abgeordneten Sardiniens, zur genuesischen Partei gehörig, welche im October 1306 bei J. erschienen, erweckten durch mancherlei Winke dessen Eroberungslust, sodaß schon an einem Bündnisse mit Florenz und Lucca gearbeitet wurde, und die Pisaner im December 1307 mit J. zu Valencia in Unterhandlung traten, aber wegen unbilliger Foderungen zurückgewiesen wurden. Der König setzte seine Verhandlungen mit Genua, Lucca und Florenz fort, ohne doch zum Ziele zu kommen; und so ließ er 1309 und folgende Jahre theils wegen Frankreichs hemmenden Einflusses [83]), theils wegen des eingetretenen Krieges mit Granada, theils endlich der Hindernisse der Pisaner wegen die zudringlichen, sogar annehmlichen Auffoderungen Genua's, Lucca's und vieler dem Kaiser Heinrich VII. feindlich gesinnter sardinischen und italienischen Großen außer Acht. Bei solcher Zögerung, zum Theil auch Unentschlossenheit, des Königs, verflossen noch zehn Jahre, in welchen die Pisaner Sardinien dergestalt drangsalten, daß der heimische Adel das Joch abzuwerfen beschloß. Er schickte im J. 1321 zwei Vornehme aus seiner Mitte zu dem Aragonier mit dem Erbieten, ihm mit Gut und Blut ohne Rückenhalt zu dienen, wenn er sie unter sein Scepter stellen würde. Er nahm die Auffoderung freundlich an, da der Richter von Arborea und die mächtige Familie Oria ihm zugethan war, und er in Genua, wo die

---

81) Cf. *Zuritae* Indic. p. 221 sq. d'Achery III, 62 und 142. Ferreras IV, 478—485. Mariana III, 320—326.
82) Cf. *Zuritae* Indic. p. 230 mit Ferreras IV, 507 fg.

83) Hierher gehört unstreitig, was Zurita (Indic. p. 219) und Ferreras (IV, 473 fg.) erzählen, sonst läßt sich der Vorfall in keinen aufklärenden Zusammenhang bringen. In Folge französischer Nachrichten (*Mezeray* I, 709 sq.) ließ König Philipp IV. seinen Sohn, Ludwig Hutin, im J. 1307 in Pampeluna krönen, als sich sein Statthalter in Navarra den Verdacht zugezogen hatte, sich durch aragonischen und castilianischen Einfluß unabhängig machen zu wollen. König Jacob eilte auf die Nachricht von der Krönung Ludwig's nach Huesca, worüber viele Gerüchte entstanden, und die wahrscheinlichste, man wolle ihn von den italienischen Angelegenheiten zurückdrängen, behielt die Oberhand. Daher brach auch, nach Ferreras, 1308 der Krieg mit Aragonien aus, welcher (ohne des Königs persönliche Theilnahme) unglücklich für letzteres in Kurzem endete. Sismondi (IX, 198) weiß nichts von diesem Kriege, ebenso wenig Favyn (Histoire de Nav. p. 370 sq.), wo er von Ludwig's Maßregeln gegen die heimlichen Feinde der Franzosen in dieser Provinz spricht.

Parteiwuth nur Verwirrung hervorbrachte, sich von allen ihm feindseligen Planen Kenntniß verschaffen konnte. Die Reichstage zu Gerona und Lerida sicherten ihm Mittel zum Kriege; König Sancho von Majorca allein erbot sich mit 20 Schiffen. Zum Befehlshaber der Heerfahrt wurde des Königs zweiter Sohn, Don Alonso, ernannt. In allen Theilen des Reiches herrschte die größte Thätigkeit zur Rüstung, auch wurde der heilige Vater zu Avignon vom Vorhaben benachrichtigt, und um zeitliche Unterstützung dafür angesprochen mit dem lockenden Vorgeben, den jährlichen Zins desto richtiger empfangen zu können; allein der Papst und seine Rathgeber, statt das Unternehmen zu begünstigen, riethen aus Furcht, Sicilien möchte den König auch verlocken, von demselben ab [84]). Dasselbe fand auch bei Florenz und andern, Pisa widriggesinnten, Staaten Italiens keine Unterstützung, weil man den mächtigen König nicht zum Nachbar haben wollte, obwol ganz Italien in Unruhe, Partei und Krieg verwickelt war. Um so mehr hielt Jacob den Entschluß fest, und ließ die bereits ausgebrochene Empörung der Sardinier gegen die Pisaner nicht hilflos. Ihr zum Besten wurde am 6. Mai 1323 eine Mannschaft mit etlichen Schiffen vorausgeschickt, welchen die aus 60 Kriegs-, 20 Lastschiffen und 240 bis 300 andern kleinen Fahrzeugen bestehende Flotte am 30. Mai nachfolgte, nachdem ihr Anführer, Don Alonso, von seinem Vater mit der Mahnung: Siegen oder sterben! verabschiedet worden war. Am 13. Jun. landete er bei Oristano, wo der Richter von Arborea und viele Große der Insel erschienen, und sich ihm und seinem Vater unterwarfen. Allein neun Städte, darunter Iglesias und Cagliari, hielten es noch mit den Pisanern. Nach gepflogener Berathung übernahm Alonso die Belagerung von Iglesias mit einer Heerabtheilung, die andere schloß Cagliari zu Lande und zu Wasser ein. Erstere Stadt ergab sich, nur durch Hunger gezwungen, am 7. Febr. 1324, nachdem Alonso und sein Volk mancherlei Mühsal und Krankheiten ausgestanden hatten; hierauf vereinte er sich mit dem Heere vor Cagliari, das zu Ende des vorhergehenden und den 10. Febr. nachfolgenden Jahres von den Pisanern unterstützt und entsetzt werden sollte, während nur der Anführer durch die Belagerer mit einiger Reiterei in die Stadt dringen konnte. Der Hauptanschlag wurde am 1. März mit großem Verluste der Feinde vereitelt; ebenso mislang der Ausfall der Belagerten im April. Alonso erhielt von seinem Vater ansehnliche Verstärkung, und konnte die in innere Zwietracht und in äußere Noth versetzten Bewohner Cagliari's am 19. Jun. 1324 zu einem Vertrage zwingen, welcher den Pisanern die Stadt als aragonisches Lehen gegen jährliche Abgabe von 2000 Pfund genueser Münze, dem Könige aber die ganze Insel mit Corsica überließ. Die Burg Buenoayre bei der Hauptstadt wurde mit königlichen Truppen besetzt. Nachdem der Infant einen Statthalter über die Insel verordnet, die einheimischen Barone in ihrem Besitze als königliche Vasallen bestätigt, und catalonischen und aragonischen Rittern Grundbesitz ertheilt hatte, schiffte er sich, ohne den Besitz der Insel völlig gesichert zu haben, am 18. Jul. desselben Jahres nach Barcelona ein, wo er den 2. August unter großem Frohlocken empfangen wurde [85]). Hierauf hielt Jacob durch seinen Sohn Pedro bei dem Papste in Avignon um Herabsetzung der 2000 Mark Lehenzinses für beide Inseln auf 500 Mark an; der Papst aber erließ für die ersten beiden Jahre alle Zinsen und für die nächsten zehn die Hälfte des Geldes und der Truppen. Inzwischen waren in Sardinien wieder Unruhen ausgebrochen; die Genueser, auf Sassari Ansprüche machend, zogen die Pisanerpartei an sich, und brachten es zu Gewaltthätigkeiten gegen die königlichen Beamten und Truppen. Jacob schickte im Junius 1325 Hilfe, wodurch die Erbitterung gesteigert wurde; und da selbst die Geschlechter Oria und Malaspina zu den Empörern übertraten, und der Krieg nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser geführt werden mußte, sandte der König neue Verstärkung. Seine Flotte schlug die Rebellen am 29. Dec. im Hafen von Cagliari, die Gefangenen wurden niedergehauen, und die Festungswerke der Hauptstadt, die fortwährend von königlichen Truppen belagert wurde, mußten sich endlich durch den Frieden vom 24. April 1326 zu Barcelona ergeben. Hiernach wurden sie den 9. Jun. dem Könige übergeben, und alle Pisaner mußten mit Verzichtung auf die frühere Übereinkunft die Insel räumen. Die Marchesen von Malaspina und andere heimische Große unterwarfen sich; somit war dem Könige der Besitz der Insel, ohne Zweifel auch des benachbarten Corsica's, von dessen Überwältigung jedoch die Nachrichten schweigen, gesichert [86]).

Auf gutes Vernehmen mit Frankreich, Castilien, Portugal und dem heiligen Stuhle haltend, fanden sich bei seinem außerordentlichen Rechtssinne so wenige Gelegenheiten zu Unruhen im Innern seines Reiches, daß Jacob bei weitem friedlicher herrschte, als seine Vorfahren. Das Wichtigste dieser Art war unstreitig die Aufhebung des Templerordens. Schon im J. 1307 verfügte der Papst die Verfolgung dieses Ritterordens. In Jacob's Staaten konnte man sich wie in Castilien nicht sogleich von der Strafbarkeit der Tempelherren überzeugen. Man verfuhr anfänglich mild und langsam, um gründliche Wissenschaft über die ihnen zugeschriebenen Verbrechen zu erhalten. Zwar ward am 3. Dec. jenes Jahres befohlen, daß alle Templer, wie überall, gefangen, deren Güter ein-

84) Cf. *Zuritae* Indic. p. 238 und Ferreras IV, 549.

85) Cf. *Zuritae* Indic. p. 238 sq. Ferreras IV, 549—559. Mariana III, 388 fg. mischt die Unruhen der Anhänger des Infanten Pedro, Alonso's jüngern Bruders, hinein, welcher deshalb gezwungen worden wäre, die Capitulation mit Cagliari zu beschleunigen und die Insel zu verlassen. Diese Vermuthung ist zu gewagt, da Alonso seine gefährliche Krankheit bereits im Herbste 1323 überstanden hatte, und er zu Hause von seinem äußerst rechtsinnigen Vater vertreten wurde, welcher damals noch so wenig Verdacht gegen Pedro schöpfte, daß er demselben am 1. Oct. 1324 eine Botschaft nach Rom, grade Sardiniens wegen, auftrug. Cf. *Zuritae* Indic. p. 242.

86) Cf. *Zuritae* Indic. p. 243 sq. Ferreras V, 6—11. Über Corsica's Schicksal in dieser Periode schweigen alle von mir benutzte Schriftsteller, selbst Cyrnäus (De rebus Corsicis) in Muratori.

gezogen, und die, welche in feste Burgen flohen, belagert werden sollten; man sicherte sie aber durch zweckmäßige Verfügungen vor den grausamen Verfolgungen des Pöbels, welcher sie wie Ketzer mishandeln wollte. Und als endlich am 6. März 1312 auf dem Concil zu Vienne eine Bulle die gänzliche Tilgung über diesen Orden verhängt hatte, wurde Jacob's Fürsprache so gut, wie die Castiliens und Portugals berücksichtigt, und eine besondere Versammlung unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Zaragoza, wie schon 1308 eine ähnliche Untersuchung dem Bischofe von Valencia übertragen worden war, verwilligt, in welcher die Sache der Tempelherren des aragonischen Königreichs untersucht, die wenigen Schuldigen jedoch nur mit Verlust ihrer Güter bestraft wurden. Im Übrigen verwandelte Jacob die Templer seines Reichs, deren Bestimmung zur Bekämpfung der Ungläubigen festhaltend, mit Zustimmung des Papstes 1317 in Ritter des Ordens von Montesa, dessen Großmeister am 22. Jul. 1319 zu Barcelona mit großen Feierlichkeiten in Jacob's Beisein erwählt wurde [87]). Mit eben solchem Geschicke beugte Jacob 1318 gefährlichen Unruhen in Aragonien vor, durch bestimmte Hinweisung auf das Recht und das königliche Ansehen; in Catalonien drohten zwar im folgenden Jahre noch ärgere Verwirrungen unter den Proceres auszubrechen, indem die eine Partei Jacob's Sohn, Alonso, die andere den Vicomte von Cardona zum Haupte hatte; allein des Königs jüngster Sohn, Don Juan, wußte einen Waffenstillstand zu vermitteln und den Streit beizulegen. Vielleicht hing damit, gewisser aber mit der Ausartung des ältesten Sohnes vom Könige Jacob die königliche Verfügung vom 14. Dec. desselben Jahres auf dem Reichstage zu Tarragona zusammen, daß Catalonien, Aragonien und Valencia ein gemeinsames Verwaltungsband umschlingen und ein untheilbares Reich (was eigentlich schon Jacob I. ausgesprochen hatte) sein und bleiben sollten [88]). Der Infant Don Jacob, ein strenger, rauher, furchtbarer und boshafter Jüngling, hatte häufig Klagen über sich veranlaßt, ohne daß des Vaters Rath und Sanftmuth ihn zurechtweisen konnte, vielmehr mußte er in seinen Rechten als königlicher Thronerbe beschränkt werden; und da dies nichts half, ja dem Vater vielfache Kränkungen zuzog, glaubte man seine Vermählung mit Eleonoren von Castilien, die seit der Verlobung am aragonischen Hofe auferzogen wurde, zu beschleunigen, obschon er Widerwillen zeigte, und jedenfalls mit einer krankhaft mürrischen Leidenschaftlichkeit unheilbar behaftet war. Nach Ferreras wurde der Prinz endlich durch mehrmaliges Bestürmen zur Heirath genöthigt, die der Erzbischof von Zaragoza zu Gandeza feierlich vollzog; allein gleich nach dem Vermählungsacte zog er sich von der Gemahlin zurück, und erklärte standhaft, wie früher schon, ein frommes Gelübde gethan zu haben, und daher nie Ehemann noch Regent werden zu wollen. Nach Zurita war dies gleich Anfangs berücksichtigt worden, und am 23. Dec. 1319 auf dem Reichstage zu Tarragona verzichtete er zur großen Bewunderung aller benachbarten Länder freiwillig auf die Thronfolge zu Gunsten seines zweiten Bruders Alonso, dem hier sogleich wie am 15. Sept. des folgenden Jahres in Zaragoza gehuldigt wurde. Jacob betrachtete nun seinen ältesten Sohn als einen ausgearteten Mann, gestattete ihm, das Johanniter-Ordenskleid zu tragen, das er einige Monate später in das Gewand eines montesaer Ordensritters verwandelte. In diesem Stande wurde er lüderlich, ausschweifend und faul, sodaß sein Vater Obacht auf ihn haben und ihn endlich beschränken mußte [89]). Seine Braut wurde vom Vater nach Castilien zurückgebracht, und heirathete später seinen Bruder, König Alonso IV. Zur Verhütung der Zwistigkeiten mit Castilien gehört unstreitig auch des Königs Bemühen, das Bisthum Zaragoza zu einem Erzbisthum erheben zu lassen, was ihm im J. 1318 gelang und wodurch die Händel zwischen den Erzstiftern Toledo und Tarragona getilgt wurden. Gleichwol duldete er, aus Liebe zu seinem jüngsten Sohne, Don Juan, welcher zuerst Abt von Montaragon, 1320 Erzbischof von Toledo geworden war, dessen Eingriffe in die beiden Erzstifter seines Reichs, und nahm sie gegen die Anklagen in Schutz, worüber Don Juan von seinen Amtsbrüdern zu Zaragoza und Tarragona in den Kirchenbann gethan wurde, bis der Vater endlich selbst, auf die Stimme des Rechts und der Ehre, wie auf des Papstes Warnungen, hörend, ihm Fügsamkeit anrieth. Er verschaffte ihm 1326 das Erzbisthum Tarragona, dessen Besitzer nach Toledo versetzt wurde, wo Don Juan zuvor Händel mit Don Juan Emanuel von Castilien bekommen und von dortiger Regierung deshalb beleidigt, den Hirtenstab niedergelegt hatte [90]).

Die Unruhen catalonischer Barone im März 1321 mögen unbedeutend gewesen und schnell gestillt worden sein. Gefährlichere Folgen hingegen konnte die am 15. Sept. 1325 erlassene Verfügung zu Zaragoza haben, daß Alonso's Sohn, Don Pedro, auch dann Thronfolger sein sollte, wenn sein Vater vor dem Großvater Jacob stürbe, was dessen dritter Sohn, Graf Pedro von Ribagorza, verführt und gestützt auf schwankende castilianische Erbfolgerechte, auf dem Reichstage zu seinem Besten hatte verhindern wollen, und darum mit seinem Anhange trotzig davon zog, bald aber wieder gewonnen wurde. Die Unruhen endlich im J. 1326 in Catalonien und Valencia waren Privatfehden einzelner Großen und wurden mit einigen Schwierigkeiten vom Infanten Alonso gedämpft. Man rühmt an des Königs Staatsverwaltung großen Rechtssinn und Vorsicht in Neuerungen. Diese zeigen sich in der That bei Einführung der Salzsteuer 1301, vorzüglich aber auf den Reichstagen zu Zaragoza, Alagon und Daroca 1300, 1301, 1307, 1311 und vor Allem 1326, auf welchen alte Gesetze verbessert und erklärt, neue, wenn sie die ältern verletzten, umgeändert, oder wenn sie Zwei-

87) Cf. *Zuritae* Indic. p. 219, 225 sq. 233. Ferreras IV, 480 fg., 498, 516 und Mariana III, a. m. O. 88) Cf. *Zuritae* Indic. p. 234.

89) s. Blancas a. a. O. S. 663. *Zuritae* Indic. p. 234 sq. Ferreras IV, 524 fg. Mariana III, 372 fg. 90) Ferreras IV, 517 fg., 531. V, 18, vergl. mit *Zuritae* Indic. p. 236 sq.

fel und Doppelsinn enthielten, gelichtet und noch vorhandene traditionelle zu den geschriebenen gefügt wurden [91]). Auf dem Reichstage 1325 wurde die Zulassung der Tortur bei Falschmünzern mit Einschränkungen verfügt; im Übrigen aber hielt er unter Leitung der tüchtigen Rechtsgelehrten Zapata und Salanova auf die bestehenden Gerechtsame und Herkömmlichkeiten, wenn sie weder unstatthaft geworden, noch sicherer Deutlichkeit ermangelten, mit ängstlicher Strenge, und suchte durch Beförderung eines rechtlichen und friedliebenden Sinnes in seinen Staaten Rechtsstreitigkeiten zu vermindern, ja man sagt, die Menschen derselben zu entwöhnen. Daher gereicht es ihm zum Ruhme, daß er den berühmten Juristen Ximenez Rada, der Proceßsucht nährte und Vielen verderblich geworden war, aus seinem Reiche verjagte. Ferner war es ihm auch eigenthümlich, die Oberherrlichkeit über den Balearenstaat festzuhalten und seinem Volke durch Bündnisse mit asiatischen und afrikanischen Fürsten den Handel zu erleichtern und zu erweitern. Als frommer Fürst im Sinne seiner Zeit stiftete er mehre Klöster, und Bildung liebend, errichtete er im J. 1300 eine hohe Schule zu Lerida, die der Monarchie viele treffliche Männer erzog; verletzte aber die Aufklärung die herrschende Religion, so ließ er die Mittel dazu unterdrücken, wie 1317 die Schriften des Arztes Arnold von Villeneuve. Den Beinamen des Gerechten erwarb er sich bei Zeitgenossen, und allgemein aufrichtige Trauer folgte ihm ins Grab, als er am 2. Nov. 1327 [92]) zu Barcelona mit dem Bewußtsein gestorben war, Ordnung und Ruhe im Innern seiner Staaten gesichert und Schutz nach Außen erwirkt zu haben; Beides durch Regenten- und Feldherrntalente, wozu die Einsicht, Familienzwiste von seinem Hause entfernt zu halten, nicht wenig beigetragen hatte. Man kennt nur eine Beischläferin, die er sich zugelegt, und mit der er einen Sohn, Jacob, oder Jodocus von Sardinien, nach Andern auch eine Tochter [93]), die unverheirathet starb, erzeugt hatte. Mit seiner ersten, äußerst frommen Gemahlin, Blanca von Anjou, welche den 12. Nov. (nicht Oct.) 1310 in Barcelona starb, erzielte er zehn Kinder, darunter die Söhne: 1) Jacob III., Thronfolger, aber, wie schon erwähnt, auf dieses Vorrecht aus lüderlichem Eigensinne verzichtend, soll (im Julius 1334 zu Tarragona) als Großmeister des Ordens von Montesa gestorben sein. Er darf nicht mit dem gleichnamigen Infanten, zweitem Sohne seines Bruders Alonso verwechselt werden. 2) Alonso IV. (s. d. Art. Alfons), 1299 in Neapel geboren, wurde seines Vaters Nachfolger auf dem Throne. 3) Pedro, seit dem 20. Mai 1332 Graf von Ribagorza, bald nachher noch Graf von Ampurias, war vermählt mit Johanna von Foix, theilte aber nach ihrem Tode seine weitläufigen Besitzungen unter seine Kinder, und starb als Franziskanermönch zu Valencia in großer Dürftigkeit. 4) Raymund Berengar, seit 6. Mai 1324 Graf von Prades und Herr von Montana, wie Wilhelm Entensa dieses Gebiet besessen hatte. 5) Juan, von welchem nur noch gesagt werden muß, daß er mit dem Besitze seines Erzstiftes am 1. Sept. 1327 Patriarch von Alexandrien wurde und den 18. August 1334 starb. Die Töchter waren: 6) Maria, im Julius 1311 mit dem Infanten Don Pedro von Castilien vermählt. 7) Constanze, schon 1303 mit Don Juan von Villena (Enkel Königs Ferdinand III. von Castilien) verlobt, und später auch mit ihm (nicht mit einem portugiesischen Prinzen) vermählt. 8) Isabella, mit Herzog Friedrich von Österreich, erwähltem römischen Könige, 1313 vermählt, starb 1334. 9) Jolande, vermählt a) mit dem Despoten Philipp (? Pedro) von Romagna, b) mit dem Grafen Lopez de Luna. 10) Blanca, dem geistlichen Stande ergeben, starb als Vorsteherin eines Klosters zu Xirena. Die Jahre der Geburt und des Todes sind bei diesen Kindern, die bemerkten Angaben abgerechnet, nicht zu ermitteln, daher auch die Folge derselben auf einander durchgehends schwer zu bestimmen. Mit den beiden andern Gemahlinnen zeugte J. keine Kinder; sie waren: Maria, ältere Tochter Königs Hugo III. von Cypern, zu Ende Novembers 1315 in Gerona vermählt und zu Barcelona am Ende Aprils 1321 gestorben. Schon am Weihnachtstage desselben Jahres verheirathete sich der König mit Elisenda von Moncada, Tochter Otto's von Moncada, zum dritten Male in Tarragona. Übrigens erlosch mit ihm auch der Name Jacob unter den aragonischen Regenten, und lebte blos durch seinen Enkel, Jacob Graf von Urgel, eine Zeit lang in einer untergeordneten Seitenlinie fort. (*B. Röse.*)

B) Könige von Cypern.

1) Jacob I. [1]) dieses Namens aus dem Hause Lusignan, König von Cypern, war der zweite Sohn Hugo's IV. und Eschiva's von Ibelin (mithin kein uneheliches Kind, wie mehre Franzosen behaupten) und etwa um's Jahr 1334 geboren worden. Von seiner Jugend wie vom Jahre seiner Verheirathung mit Chiva oder Civa von Ibelin ist nichts bekannt. Er war jedoch Seneschall von Cypern (nach Pater Stephan von Lusignan, die erste Staatswürde), als sein Vater 1360 die Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes, Peter's I., niederlegte und im folgenden Jahre starb. Jacob begleitete, nachdem er dem armenischen Könige Beistand gegen die Türken geleistet hatte, diesen Bruder 1365 und 1366 auf den Feldzügen in Syrien und Ägypten gegen die Muselmänner, half mit großer Tapferkeit Alexandria erstürmen und wurde dafür mit dem Ritterschlage belohnt. Nun soll er auch im J. 1368, als die Armenier seinen Bruder Peter zu ihrem Könige erkoren, dieses Königreich für ihn, doch ohne Erfolg, in Besitz genommen haben, gerieth aber nach seiner Rückkehr mit ihm in Zwiespalt, und war er auch nicht mit mehren Großen und deren Weibern zu einem Festungsbaue in Nikosia ver-

---

91) Vergl. Blancas a. a. O. S. 665 fg. 92) Dieses Datum haben die meisten ältern und neuern Schriftsteller, mit Ausnahme zweier unbedeutenden Scribenten bei Schott, Ferreras u. Saint-Allais. 93) Imhof führt zwei natürliche Söhne an: Bonifaz und Jacob. Übrigens ist auch bei dieser Zusammenstellung Schmidt's Geschichte von Aragonien im Mittelalter benutzt und geprüft worden.

1) Der Name Jacob heißt, nach Pater Lusignan, in cyprischer Mundart Zacco; italienische Chronisten gebrauchen dafür Zaco.

dammt worden, so mußte er doch andere Härten ertragen, die ihn und seinen jüngern Bruder Johann, den Fürsten von Galiläa, zu einer Verschwörung gegen jenen reizten. Die Ermordung dieses Tyrannen scheint er mehr befördert, als gehindert zu haben, wenn er auch Urheber der ernsten Vorstellungen zur Dämpfung des Mißvergnügens unter dem Adel gewesen war; denn er befand sich am 18. Jan. 1368 (? 16. Jan. 1369) mit dem Fürsten von Galiläa an der Spitze der Verschworenen, drang mit ihnen in den königlichen Palast, doch nicht in Peter's Schlafzimmer, sondern soll mit Johann auf dem Balcon gestanden, als die Mordthat unternommen, und geschwiegen haben, als sie vollbracht wurde, um sich keine Feindschaft zuzuziehen, obschon er von dem Ermordeten schwere Beleidigungen empfangen hatte. Nachdem sein unmündiger Neffe Peter II. zum Könige ausgerufen worden war, übernahm er mit seinem Bruder Johann die vormundschaftliche Regierung. Beide krönten den königlichen Knaben zu Nikosia als König von Cypern und zu Famagusta als König von Jerusalem. Hier ließ der Seneschall den venetianischen Gesandten zu des Königs rechter und den genuesischen zu des Königs linker Hand setzen, worüber Letzterer, im Namen seines republikanischen Staates, so erbost wurde, daß er sich bei einer zweiten Zurücksetzung am königlichen Hause so gut, als an dem venetianischen Botschafter zu rächen beschloß. Die Gelegenheit trat einst bei einem Gastmahle des Königs wirklich ein; da aber der Plan schon entdeckt und somit Vorkehrungen gemacht worden waren, so stürzte man die anwesenden Genueser zu den Schloßfenstern hinab. Hierüber gerieth der König unter feindseliger Mitwirkung seiner Mutter, Eleonore von Aragonien, in einen Krieg mit den Genuesern, welche bis zu Ende des Jahres 1373 den ganzen Inselstaat bis auf Cerines und S. Hilarion, eroberten, während Jacob das feste Cerines bis um die Mitte März's 1374 vertheidigte und sein Neffe durch Eleonorens Verrätherei in Gefangenschaft und darüber in Unterhandlungen gerieth, zu deren Theilnahme nicht nur Johann, sondern auch Jacob verlockt wurden. Ersterer kam nach Nikosia und wurde auf Betrieb seiner Schwägerin ermordet; dasselbe Schicksal würde auch Jacob erlitten haben, wenn er nicht zeitig gewarnt worden und nach Cerines zurückgeflüchtet wäre, wo er sich gleich darauf dem Friedensschlusse unterwerfen und bis zur völligen Befriedigung der Bedingungen mit seiner Familie, den beiden Söhnen seines ermordeten Bruders und zehn Edelleuten als Geisel nach Genua reisen mußte. In Rhodus gelandet, mochte seine schwangere Gemahlin wol den Anlaß gegeben haben, daß er sich durch den Hochmeister der Johanniter die Heimkehr auswirken wollte, was so wenig gelang, als die anfänglich zugesicherte Haft in Famagusta in Erfüllung gegangen war. In Genua angekommen sperrte man ihn und seine Familie in ein Schloß, und er scheint, obschon der Versuch zu einer Flucht mißlungen war, so lange mit vielem Anstande behandelt worden zu sein, bis der junge Peter II. den Frieden brach und Jacob selbst vielleicht insgeheim, wie es Anfangs im Plane gelegen, bei dem Papste Urban VI. harte Beschwerde über die Genueser führte. Hierauf wurde er enger verwahrt, ja in Ketten geschlossen und, nach Loredano, mit Wasser und Brod genährt. In solch erbärmlichen Umständen fand ihn die Nachricht vom Tode Königs Peter II., welche ihm den Kerker öffnete. Dieser war am 17. Oct. 1382 ohne Nachkommen gestorben und hatte den hohen Rath zu Nikosia in Ungewißheit gelassen, ob er den Prinzen Jacob, welcher die nächste Anwartschaft auf die Krone hatte, wegen dessen Gefangenschaft übergehen und selbige einem andern, jedoch anwesenden, Prinzen aus dem Hause Lusignan geben sollte. Allein die Besorgnisse wegen Unruhen im Reiche, welche leicht genuesischen Einfluß herbeiziehen konnten und die rechtmäßigen Ansprüche Jacob's hießen endlich zu der Auskunft greifen, einen Statthalter mit 12 Gehilfen aus dem Adelstande so lange zu bestellen, bis Jacob von Lusignan selbst im Stande sein würde, die Zügel der Regierung zu übernehmen. Man sandte also eine Botschaft mit vier Galeeren nach Genua, welche dem dasigen Senat die Umwandlung der Dinge auf Cypern ankündigte, und unter harten Bedingungen (darunter der bleibende Besitz Famagusta's und eine auf 100,000 Dukaten geschätzte Salzeinnahme in den Händen Genua's) Jacob's, seiner Familie und Neffen Freiheit auswirkte. Feierlich öffnete der Senat den Kerker, führte die Gefangenen in eine prächtige Wohnung und suchte auf allerlei Weise, selbst durch angestellte Lustbarkeit, die bisher erlittenen Kränkungen und Beschimpfungen in Jacob's Gemüthe zu verwischen. In 8 bis 10 Fahrzeugen, die Republik hatte einige zu den cyprischen gefügt, reiste die königliche Familie in die Heimath zurück, wo sie überall bei ihrer Landung mit rauschendem Jubel empfangen und Jacob zu Nikosia als König von Cypern und Jerusalem gekrönt wurde[2]). Dieselbe Ehre widerfuhr zugleich auch seiner Gemahlin Chiva von Ibelin. Hierauf dachte er auf Verbesserung des in Verfall gerathenen Reiches, ließ sich über dessen Zustand vom hohen Rathe berichten und vertheilte die großen Reichsämter unter die Barone, von denen manche sich ihm eben nicht sonderlich empfohlen hatten. Andere schlug er zu Rittern des Schwertordens. Nur zwei seiner Gegner ließ er hinrichten. Für bessere Gesetzgebung hatte er schon als vormundschaftlicher Mitregent zu Peter's II. Zeiten wacker gesorgt; jetzt hielt er sie aufrecht und machte sich daneben durch Neubauten, Anlegung von Schlössern, Gärten und neuer Festungen und durch Verbesserung alter fester Werke sehr verdient. Um sein Volk weniger dabei zu beschweren, ließ er alles Gesindel und die Banditen, die Staatsverbrecher ausgenommen, aus den Gefängnissen zur Arbeit an den Bauten und Anlagen berufen, und gründete dadurch Strafanstalten im heutigen Sinne. Auch früher verbannte und nun zurückgekehrte Personen mußten an den Arbeiten Theil nehmen, bei welchen er häufig selbst die

2) Nur Loredano erzählt, daß Jacob zweimal nach Cypern habe reisen müssen, weil bei seiner ersten Ankunft die Ränke der Königin Witwe den Befreiungsvertrag umgestoßen, und als der hohe Rath das Unrecht eingesehen hätte, sei er abermals abgeholt worden.

Aufsicht führte. Namentlich entstanden in der Nähe Famagusta's mehre feste Werke, um den Genuesern nöthigenfalls Einhalt und Gegenwehr setzen zu können. Das von seinem Bruder Peter I. begonnene und von dessen Sohne vollendete feste Schloß zu Nikosia verwandelte er in eine Kirche und erbaute eine neue Citadelle in dieser Residenz. Als im J. 1392 fremde Kaufleute die Pest in Cypern einschleppten, ließ er seine Familie auf die Gebirgshöhen bringen, während er in der Hauptstadt keck verharrend Anstalten zur Hemmung der Seuche traf und den Beamten die Flucht untersagte. Auf eigene Kosten ließ er sechs Krankenhäuser erbauen und genoß die Freude, in Kurzen die Pest verschwinden zu sehen. Diejenigen, welche aus Furcht vor dieser Seuche geflohen waren, wurden, nach Loredano, mit der Verbannung und dem Verluste ihres Eigenthums bestraft, und als sie nach verschwundener Gefahr zurückkehren wollten, so ließ der König, da er im Besitze ihrer Güter war, durch den hohen Rath ihr Schicksal entscheiden. Dieser beschloß mit Jacob's Zustimmung, daß sie zwar zurückkehren, aber für die Wiederbesitznahme ihrer verlassenen Habseligkeiten eine gewisse Summe an den König entrichten sollten, die Ärzte, wie billig, ausgenommen, welche Nichts wieder bekamen, was sie vor der Flucht besessen hatten. Durch den Tod Königs Leo V. (nicht VI.) von Armenien erbte Jacob zu Ende des Jahres 1393 die Krone, doch nicht den Besitz dieses Landes, welches bereits in der Türken Gewalt gerathen war; dagegen nahm er viele armenische Flüchtlinge in seinem Reiche auf. Die Türken dort zu vertreiben, wie die Genueser aus Famagusta, welche mit dieser Stadt einen Landstrich von 2 Meilen im Umfange besaßen, vereitelten einestheils seine schonenden Rücksichten gegen die eigenen Unterthanen, anderntheils der ihn, 64 Jahre alt, am 20. Sept. 1398 (nicht 1388) übereilende Tod. Außer der Rachsucht an seinem ältesten Bruder wird ihm kein Laster von Zeitgenossen und spätern Berichtgebern zur Last gelegt; eine achtjährige Gefangenschaft hatte ihn schwer geprüft, und zum tüchtigen Kriegsmanne wie zum klugen Staatsmanne geschaffen hatte er sich die Liebe aller Stände im hohen Grade erworben, wobei seine Freigebigkeit, die ihm selbst öfters kaum das Nöthigste übrig ließ, keinen geringen Antheil hatte. Man bedauerte seinen Verlust gar sehr, und allgemeine Theilnahme folgte seiner irdischen Hülle in die Gruft, die ihr in der Kirche des heiligen Dominicus zu Nikosia neben Königs Hugo II. Grabmale bestimmt ward. Seine Gemahlin, bald Chelvis oder Isole von Presin, bald Agnes von Baiern (wie bei Saint-Allais), bald Esther genannt, hieß wol, den sichereren Nachrichten des Paters Lusignan zufolge, richtiger Chiva oder Civa von Ibelin, hatte mit ihrem Gemahle alle Schicksale getheilt und demselben zehn Kinder geboren, deren Geburtsjahre (mit Ausnahme des ältesten Prinzen Janus) so wenig, als ihre Reihenfolge genau ermittelt werden können. So viel ist gewiß, daß Janus sein ältester Sohn war (siehe den Art. über ihn); auf ihn lassen die bessern Nachrichten 2) Hugo folgen, der 1410 (? 1411) Erzbischof von Nikosia, den 24. Mai 1426 Cardinal wurde und im August 1442 in Savoyen starb; 3) Philipp, Connetable von Cypern (das zweite große Amt im Reiche), scheint sowol, als 4) Guido, Connetable von Jerusalem, vermählt gewesen zu sein, starb aber 1420, wie dieser, ohne Kinder; 5) Eudo, Seneschall von Cypern, focht im Kriege mit Corsica auf Seiten der Genueser und starb 1420 kinderlos zu Palermo; 6) Heinrich, von italienischen Chronisten irrig Johann genannt, war nach Lusignan der letzte Titularfürst von Galiläa, vermählte sich mit Alix oder Alisa von Ibelin und wurde durch sie Stammvater einer angesehenen Nachkommenschaft, aus welcher Jacob von Lusignan entsproß, der unter dem Dominikanermönchsnamen Pater Stephan als Verf. der histoire générale de l'isle et du Royaume de Cypre berühmt wurde. Heinrich verließ mit seinem Bruder Hugo 1410 auf drei Jahre den heimischen Inselstaat, kehrte 1413 aus Italien zurück, diente seinem ältesten Bruder, Könige Janus, gegen die Muselmänner, und fiel 1426 in einer Schlacht gegen den ägyptischen Sultan auf cyprischem Boden. 7) Agnes starb 1388 unvermählt, nach Loredano eines verdächtigen Todes, ebenso plötzlich, als zugleich ihre gesammte Dienerschaft; 8) Maria (Mariette) vermählt 1387 (? 1403) mit König Wladislav von Neapel, starb am 4. Sept. 1404; 9) Isabelle, mit ihrem Vetter Peter von Lusignan, Titulargrafen von Tripoli, vermählt, starb kinderlos, wie Maria, doch in unbekannten Zeiten, und 10) Chiva. Sie wollte ihr Vater, nach Loredano, an einen angesehenen Fürsten verheirathen und hatte daher ihre Mitgift auf 80,000 Besants bestimmt, da aber die Summe durch Besteuerung des Landes erschwungen werden mußte und deshalb Murren im Volke entstand, soll sie darüber siech geworden und nach 4 Jahren 1393 (also nicht 1374, wie irrig behauptet wird, auf Rhodus) unverheirathet gestorben sein. Jacob glaubte wenigstens, sie hätte sich des Volkes Verwünschungen zu Gemüthe gezogen, daher er auch keine Prinzessinsteuer wieder ausschrieb und Isabellen zur bräutlichen Ausstattung nur Ehren und Hoffnungen mitgab.

2) **Jacob II**, auch gemeinhin der Bastard genannt, war der einzige, jedoch natürliche Sohn Königs Johann II. von Cypern und dessen Beischläferin Maria Patras, einer sehr schönen Griechin von den Archipelinseln und nach den bessern Nachrichten 1440 geboren[3]), nachdem man mit Grunde vermuthet hatte, er würde todt zur Welt gebracht werden, weil seine Mutter zur Zeit, als sie ihn unter dem Herzen trug, aus Eifersucht der Königin Helene, Johann's Gemahlin, den ärgsten Mishandlungen und der Verstümmelung des Antlitzes unterlegen, daher auch von den Einheimischen den Namen Comomutena, d. h. ohne Nase, erhalten hatte. Diese Jammerscene, in welcher Helene ihr das Gesicht mit den Zähnen zerfleischte, soll in des schwachen Königs Gegenwart und mit dessen Stillschweigen sich ereignet haben, worauf er sich, wie Loredano weiß, auch allen Umganges mit Marien enthielt, allein doch Sorge trug, daß das neugeborene schö-

3) Die Irrthümer über Jacob's Geburtsjahr und Abstammung hat schon Reinhard in dem weiter unten angeführten Werk: II, 80 kritisch berichtigt.

gestaltete Kind den Namen Jacob erhielt. Die Mutter erzog den Knaben zu freier kriegerischer Bildung mit Hinweisung auf einstige Thronfolge, da man im Allgemeinen der Weiberherrschaft müde war und nach des Königs Tode dieselbe wiederholt befürchten konnte; auch war gewiß der Knabe durch die schöne Gestalt sowohl als durch sein einnehmendes Wesen Vielen angenehm, ja in Ermangelung männlicher ehelicher Nachkommen seines Vaters für den Thron erwünscht; daher Neid und Haß Helenen's so lange in den gutmüthigen König stürmten, bis ihn dieser unmuthig zum geistlichen Stande bestimmte. Jacob wurde zuerst Unterdiakonus, dann in seinem 17. Jahre Erzbischof von Nikosia, so sehr gegen seinen Willen, als der päpstliche Stuhl mit seiner Wahl unzufrieden blieb. Als solchen sprach ihn Charlotte, Johann's II. einziges eheliches Kind und Thronerbin, um Rache an dem Kammerherrn, Thomas von Morea, für ihren vergifteten Gemahl, Johann von Portugal, an; er drang wol mehr aus eigennützigen, als auf seiner Stiefschwester Antrieb, mit zweien seiner Diener von sicilischer Abkunft in den Palast des Kammerherrn, und ließ denselben, da er ihnen entgegenkam, niederstoßen, worüber des Thomas Dienerschaft in Aufruhr gerieth und Jacob in Lebensgefahr wollte sich in die nahe gelegene Wohnung des Seneschalls von Cypern Suarez flüchten, fand aber den Eingang versperrt und mußte unter dem Schutze herbeigeeilten Pöbels in den erzbischöflichen Palast zurückfliehen, wo er sich verschanzte gegen befürchtete Angriffe eines von der Königin Helene aufgehetzten Anhanges. Allein zu Thätlichkeiten ließ es der König nicht kommen, wenn auch Helene vollständige Rache ausgeübt wünschte; selbst den Erzbischof mit bewaffneter Bedeckung zu sich kommen und denselben Rechenschaft von sich ablegen zu lassen, hielt der König für gefährlich, also ließ er mehr aus Nachgiebigkeit gegen seine Gemahlin, als aus Rechtsinnigkeit alle Einkünfte seines Sohnes zum Besten des Staatsschatzes einziehen, vielleicht bis der über ihn verhängte Criminalproceß, wie Loredano anmerkt, entschieden sein würde. Jacob wollte seinen Vater besänftigen und that entweder bei dessen Vertrauten, dem Vicomte Gurry von Nikosia, oder bei dem Beichtvater der Königin Vorstellungen, und da dies nichts half, beschloß er zu fliehen, wenn nicht sein Vater selbst ihm diesen Rath insgeheim geben ließ [4]. Von seinen Leuten den Kaplan und den Haushofmeister mit sich nehmend entwich er des Nachts unbemerkt nach Salines und bestieg hier eine Caravelle, die ihn nach Rhodus führen sollte; aber im Absegeln stieß er auf ein florentinisches Fahrzeug, dessen Capitain den Erzbischof kannte und nach getroffener Verabredung ihn zu sich nahm. Der Florentiner segelte jedoch nach Famagusta, wo Jacob eine angenehme Aufnahme fand. Der hohe Rath zu Nikosia hatte nicht sobald davon Nachricht erhalten, als er auf eifrigen Betrieb der Königin den Erzbischof durch den abgesendeten Marschall mit Drohungen abfodern ließ. Der genuesische Commandant der Stadt entschuldigte sich, da Jacob nicht in seiner Gewalt war und der Florentiner, welcher mit 50,000 Dukaten bestochen werden sollte, antwortete mit Schimpf, während Jacob nach Rhodus absegelte, wo er mit vieler Theilnahme vom Großmeister aufgenommen wurde. Hier fand er einen Mißvergnügten aus Cypern, den von Helenen verjagten Beichtvater des Königs, Wilhelm Gonem (einen Augustinermönch); zu ihnen hielt sich bald der eben angekommene päpstliche Nuntius, welcher im Auftrage Calixt's III. nach Cypern reisen und eine Heirath zwischen Valentin Borgia und Charlotten verhandeln sollte. Dieser Nuntius, ein Cyprier von Geburt und Augustinermönch, wurde schnell mit Jacob's Plane, bewaffnet nach Hause zurückzugehen, so vertraut, daß er die für seine Sendung ausgesetzten Summen zur Ausführung des Unternehmens vorschoß. Jacob miethete etwa 200 Mann, bewaffnete sie und segelte auf drei Fahrzeugen in Begleitung der beiden Augustinermönche, wie es scheint, nach einem halbjährigen Aufenthalte in Rhodus, jedoch noch vor Ablauf des Jahres 1457, nach Cerines, wo er des Nachts an das Land stieg und mit unglaublicher Behendigkeit, gleichfalls des Nachts, wie allgemein versichert wird, vor den Mauern Nikosia's erschien, sie mit seiner Mannschaft erstieg, die zum Theil aufgeschreckten Bewohner zufrieden stellte, und so viele, als ihm folgen wollten, an seinen Haufen anschließen ließ, mit welchen er den Palast Jacob's von Gurry erstürmte, plünderte und den Vicomte, seinen Erzfeind, erdolchen ließ. Ein gleiches Schicksal war auch dessen Bruder, Thomas von Gurry, beschieden, allein der Streit unter den beiden Mönchen, welcher von ihnen die That ausführen sollte, gab einen solchen Aufschub, daß Thomas Zeit zur Flucht bekam; sein Haus jedoch wurde rein ausgeplündert und die gesammte Beute in den erzbischöflichen Palast gebracht, wohin Jacob sich begab, als der Tagesanbruch und das Sturmlauten in der Stadt auf Helenen's Geheiß mehre Frevel an andern Großen auszuüben vereitelten. Hier nun setzte er sich mit seiner Mannschaft in Vertheidigungsstand. Unter solchen Umständen versammelte sich der hohe Rath, der in Bestürzung mit des Königs Bewilligung statt Gewalt, friedliche Mittel zur Hand nahm und durch drei abgeordnete Edelleute den Erzbischof zur Verantwortung vor sich fodern ließ. Dieser aber erwiderte, nur gekommen zu sein, damit er sich an seinen Erzfeinden und Verleumdern rächen könne; auch werde er vor seinem Vater und dem hohen Rathe erscheinen, sobald ihm und seinen Leuten Sicherheit gewährt und die gemachte Beute sowol, als auch die Einkünfte des Erzbisthumes ihm in vollem Genusse überlassen werden würden; wenn nicht, würde er sich mit seiner Mannschaft, welche durch immerwährenden Zulauf sich verstärkte, aufs Äußerste vertheidigen. König Johann und sein hoher Rath nahmen durch Verwendung des venetianischen Residenten die kecken Bedingungen Jacob's an, worauf sich dieser in Begleitung eines Secretairs und etlicher Edelleute im königlichen Palaste stellte, nachdem er am Eingange die Wachen verspottet hatte. Auf eine herbe Anrede des schwachen Vaters folgte eine

4) Nach Daru (Histoire de la république de Venise, II, 485) floh er unter Fürsorge und Mitwirkung des venetianischen Residenten in Cypern.

zärtliche und thränenreiche Aussöhnung des geschmeidig gewordenen Sohnes. Jacob ließ hierauf seine rhodiser Mannschaft mit ihrer Beute nach ihrer Heimath zurückkehren, wodurch er seinen Gegnern und der Königin neuen Muth verlieh, sich abermals gegen ihn zu verschwören. So entwarf Thomas von Gurry einen nächtlichen Anschlag auf Jacob's Leben, dessen wachsame Bedienung aber die Ausführung vereitelte, sowie der päpstliche Nuntius, ein Hauptfrevler, nur mit einer kurzen Haft davon kam, obschon ihn obiger Vertrag hätte sichern müssen. In solchen gereizten und widrigen Zuständen der Hofparteiung behauptet Jacob Gleichmuth und Großmuth, ja er würde seiner Stiefmutter Helene Begräbniß im April 1458 persönlich beigewohnt haben, wenn es nicht sein Vater gehindert hätte, doch legte er Trauer an, wie denn ihr Tod ihn überhaupt näher und inniger mit dem schwachen Vater zusammenführte. Mit großem Gefolge begab er sich oft an den Hof, nahm an den Staatsgeschäften Theil und erlangte schnell in allen Dingen ein solches Übergewicht, daß Freunde und Feinde von ihm abzuhängen bedroht schienen. Letztere suchte er durch Leutseligkeit, Freigebigkeit und Ämter zu gewinnen und seinen Vater durch Liebkosungen so zu täuschen, daß dieser es bereuete, die Vermählung seiner Tochter Charlotte mit dem savoyischen Prinzen Ludwig in einer Art, die Jacoben von der Thronfolge ausschloß, erfolgreich eingeleitet zu haben und dem hohen Rathe aufrichtig gestand, es thäte ihm leid, sich eines fremden Thronfolgers wegen kummervolle Gedanken machen zu müssen, weil er seinen Sohn um so lieber zu seinem Nachfolger erkoren sähe, als seine Tochter Unlust zum Ehestande und Neigung zu stiller Einsamkeit verriethe, wie denn die nahe Verwandtschaft des Savoyarden mit seinem Hause der Ehe ohnehin im Wege stände; der hohe Rath möchte die Sache reiflich überlegen und ihm bei nächster Zusammenkunft seine Meinung eröffnen. Hierüber erstaunt, da die Mehrzahl von ihnen Jacob haßte und fürchtete, wurde die hohe Versammlung ihrer Verlegenheit durch den plötzlichen Tod des Königs am 26. Jul. 1458 entrissen und Jacob huldigte ohne lange Überlegung, um allen Argwohn von sich abzulehnen, seiner Stiefschwester Charlotte, der neuen Königin, mit ungewöhnlichen Feierlichkeiten. Auch lebten beide Anfangs in bester Eintracht; sobald aber seine Gegner die Oberhand am Hofe erhielten, was bald genug erreicht wurde, folgte auch eine Kränkung auf die andere, ja Nachstellungen nach seinem Leben durch Gift und das Verbot, mit großem Gefolge am Hofe zu erscheinen. Charlotte ließ mit ungewohnter Kälte dies Alles nicht nur zu, sondern sie verbat sich auch seine Gegenwart bei ihrer Krönung am 1. Sept. obigen Jahres, sowie die Beleidigungen des Hofes von nun an häufiger wurden, worüber Maria Patras und Wilhelm Gonem Mühe hatten, Jacob im Zaume zu halten und zu trösten; allein dieser sann täglich auf Mittel zur Rache an seinen mächtigen Feinden und mochte wol gegen 300 wohlbewaffnete Männer zu drohender Stellung gegen den Hof zusammengebracht haben. Die Häupter seiner Widersacher waren die Seneschalle von Cypern und Jerusalem, die beiden Connetable, der Admiral, der Vicomte von Nikosia, Hector Chivides (naher Verwandter der Königin) und etliche Andere; sie alle zu ermorden hatte er in der Nacht vom 7. zum 8. Oct. beschlossen und war schon gerüstet ausgezogen, als er erfuhr, daß der Plan entdeckt und Bewegungen der Stadt veranstaltet worden wären. Obschon eines großen Anhanges im Volke sich bewußt, hielt er doch für rathsam, sich zurückzuziehen, während der hohe Rath jegliche offene Gewalt an ihm zu versuchen vermied und ihn, nachdem die Verhaftung eines seiner Diener vieles Licht über sein Vorhaben verbreitet hatte, mit der Drohung vor Gericht lud, wenn er nicht folgte, würde er als Rebell behandelt werden. Der Erzbischof erschien aber mit starkbewaffneter Begleitung vor den Schranken des hohen Gerichtes und wurde nach ausgehaltenem Verhöre mit der Weisung entlassen, bei Verlust des Lebens seine Wohnung nicht zu verlassen. Jacob fand aber seine Wohnung verwüstet, denn in seiner Abwesenheit hatte der hohe Rath (vielleicht nur Einzelne seiner Gegner) Leute abgeschickt, welche den erzbischöflichen Palast bestürmen und rein ausplündern mußten. Dies schien ihm verdächtig, wie auch das Gerücht von heimlich beschlossenen Gewaltthaten an seiner Person frische Nahrung erhielt, und so wurde die schnelle, jedenfalls schon überdachte und von den Gebrüdern Cornaro, welche venetianische Edle in Famagusta Handelsgeschäfte trieben, mit Geld und andern Mitteln unterstützte Flucht nach Ägypten ausgeführt. In der Nacht eines ungenannten Herbsttages 1458 schlich er sich mit seinem Oheime Melchior Patras, dem Pater Gonem (seinem ersten Rathgeber), Johann Verni, Nikolaus Morabit, Rizzo von Marini, Nazar Chus, seinem Secretair Georg Bustron, welcher die Vorfälle aufgezeichnet hat, und etlichen Andern über die Stadtmauern in's Freie, wo seiner ein aus der Plünderung gerettetes Pferd wartete. Dieses trug ihn, die Andern folgten zu Fuße, nach Salines, wo die Gesellschaft, die hier gegen hundert Freunde stark geworden sein soll, Schiffe bestieg, die sie nach Ägypten brachten. Hier kam den Flüchtigen der Umstand zu statten, daß Charlotte dem Sultan, welchem Cypern seit Königs Janus Zeiten zins- und lehnpflichtig war, weder von ihres Vaters Tode, noch von ihrer Thronbesteigung Nachricht gegeben und sich ihm also nicht unterwürfig bewiesen hatte. Jacob fand sonach am muselmännischen Hofe zu Kairo eine günstige Aufnahme; die schöne jugendliche Ritterlichkeit, die Geschmeidigkeit und Gewandtheit seines Leibes und seiner Seele, die weltlichgesinnte Haltung — Geistliches spürte man kaum an ihm — seine trefflichen Rednergaben und manche andere einnehmende Eigenschaften bahnten ihm den Weg zur vielleicht schon von den venetianischen mächtigen Freunden vorbereiteten Audienz bei dem Sultan und zu dessen, wie zu dessen Sohnes, Gunst. Er trat bei ihnen als rechtmäßiger Erbe seines Vaters, als ein durch den Haß der Edelleute vertriebener und der Krone beraubter König auf. Der Sultan, keinen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern machend, soll ihm sogleich Unterstützung zugesagt haben, während mit Grund vermuthet wird, daß der Muselmann gewarnt und auf

Nachrichten von Charlotten gewiesen worden wäre, welche gleich nach der Abreise ihres Stiefbruders die nähern Umstände und den Zweck der Flucht erfahren hatte; wie denn auch erwiesen ist, daß Jacob bei dem türkischen Sultan Mohammed II. Ansprache um Beistand thun ließ und solchen mit Drohungen gegen den Ägypter zugesichert erhielt, als endlich Charlottens und ihres Gemahles Gesandtschaft in Kairo angekommen und durch Geschenke, überzeugende Reden und Mitwirkung der Rhodiser den ägyptischen Hof schwankend gemacht hatte. Nun aber vermochten jene Drohungen, der kräftige Sinn des Prätendenten und dessen in Kairo gebildeter Anhang so viel, daß die Unterhandlungen mit dem cyprischen königlichen Ehepaare abgebrochen, und dasselbe, wenn Charlotte sich nicht mit einem jährlichen Privateinkommen von 20,000 Goldthalern auf Cypern abfinden lassen würde, nach Europa verwiesen wurden. Jacob wurde als König von Cypern anerkannt und ausgerufen, zeigte sich auch dem Volke im königlichen Glanze, schwor dem Sultan den Eid der Treue [5]) und versprach einen jährlichen Zins von 5000 Dukaten an die Tempel zu Jerusalem und Mekka zu zahlen. Während eine Flotte gerüstet wurde, belohnte Jacob vorläufig seine Begleitung mit cyprischen Würden; Gonem wurde Erzbischof, Morabit Vicomte und Marini Marschall, und die Übrigen, die im Gefolge waren, wurden zu Rittern des Schwertordens geschlagen. Im Sept. 1460 endlich konnte Jacob mit dem muselmännischen Heere unter Leitung eines heimischen Feldherrn absegeln. Er landete am Vorgebirge Griga unweit Famagusta's, dessen genuesische Besatzung ihm kein Hinderniß in den Weg legte. Erleichterung fand er zuerst in den Vorbereitungen mehrer venetianischer Edeln, unter denen außer Andreas Cornaro noch ein gewisser Pesaro erwähnt wird, welche der legitimen Königsfamilie auswärtige Hilfe abzuschneiden, besonders Venedig mit Savoyen zu verhetzen suchten; sodann erfreute sich Jacob eines zahlreichen Zulaufes von Menschen aus allen Ständen, da heimliche Zuneigung für ihn in der fast zweijährigen Abwesenheit nicht erstorben war und die Pariken oder leibeigenen Landleute machte er sich durch gewährte Freiheiten und Zusicherungen für milderes Leben ergeben. Übrigens befand sich der königliche Hof sammt dem hohen Rathe in Bestürzung, ohne festen Entschluß, fast ohne Mittel, ja ohne zuverlässige Kriegsleute und in der Hauptsache nur getröstet mit Aussichten auf Hilfe von Rhodus, Savoyen und dem Papste. Also konnte es dem Bastarde Jacob nicht fehlen, in Kurzem die ganze Insel mit ihren festen Plätzen bis auf Cerines, da die Residenz Nikosia ganz entblößt war, in seiner Gewalt zu sehen, und seine Hauptmacht auf diesen gut verwahrten Platz, wohin König und Königin sammt ihrem Anhange geflüchtet waren, werfen zu können. Wenn aber die Belagerung dieses Platzes fast vier Jahre dauerte, so liegt der Grund theils in schlechten Angriffsanstalten, theils in Unterbrechung planmäßiger Operationen, theils auch in dem Umstande, daß dieser Seeplatz Anfangs nur zu Lande eingeschlossen werden konnte und endlich in der zugleich unternommenen Bekämpfung der Genueser, wie überhaupt Jacob seit dem Abzuge der Muselmänner nur einen kleinen brauchbaren Heerhaufen für seine Kriegsplane zu verwenden und nicht selten mit Geldmangel zu kämpfen hatte. Gleich Anfangs mußte er alles Kupfer aus den öffentlichen Bädern wegnehmen und Geld daraus münzen lassen; nebenbei wurden auch von Reichen Summen erpreßt. Sodann wurde der Feldherr des Sultans mit seinen Muselmännern vom ägyptischen Admiral kurz vor Eintritte des Winters 1460 auf die Flotte zur Heimkehr abgerufen, was dem Bastarde um so unerwarteter kam, als jener sich gegen die Verlockungen und Bestechungen der Belagerten in Cerines uneigennützig erwiesen hatte. Keine Vorstellung und keine Bitten konnten den Muselmann zum Bleiben bewegen; erst im Hafen, wohin Jacob ihm nachgereist war, gab er ihm auf ungestüme Zudringlichkeit einen kleinen Haufen von 200 Reitern und 500 Fußgängern, welche in's Lager vor Cerines zurückgeführt wurden. Verstärkung verschafften noch einige Commandanten der Festungen und an den Küsten gelandete Abenteurer aus Sicilien, Neapel und Catalonien. Sie war um so nöthiger, da sich die Genueser frühzeitig schon, gewiß mit dem Jahre 1461, in den Krieg mischten und von Famagusta aus verheerende Streifereien bis Carpasso unternahmen, denen Jacob wiederholt mit Heeresmacht entgegentreten und endlich die Stadt Famagusta von der Landseite einschließen mußte. Sodann um Anerkennung seiner Usurpation bekümmert, ließ er durch eine Gesandtschaft den Papst Pius II. um die Begünstigung seines Unternehmens und um Bestätigung seiner Thronrechte, nicht aber, wie von Mehren irrig erzählt wird, auch um die Hand der Tochter des von den Türken vertriebenen Despoten Thomas von Achaja bitten, welcher den Antrag schimpflich zurückwies, weshalb Jacob allen Savoyarden und Franzosen jegliche Aufnahme in Cypern untersagte [6]). So beschäftigt und mit zwei festen Plätzen kämpfend befand er sich über drei Jahre lang bald vor Cerines, bald vor Famagusta, ordnete hier und dort das Kriegswesen, verwaltete inzwischen das unterworfene Land, nahm zuströmende Europäer in seine Dienste, Heimische von Adel, die von

5) Diesen Leheneid führt blos Äneas Sylvius, Jacob's Erzfeind, in seinen Commentarien S. 177 an, und die Andern haben ihm nachgeschrieben. Er enthält zugleich eine unanständige Abschwörung des Christenthums, die durch Jacob's Handlungsweise schon vor der Abreise aus Ägypten widerlegt wurde. Nur Loredano (II, 249) erzählt, Jacob habe den Leheneid seines Vaters und Großvaters geschworen.

6) Zur Berichtigung der Erzählungen Lusignan's, Loredano's, Daru's und Anderer über diese noch dazu über Pius' Tod hinaus verschobene Gesandtschaft stehe hier, was dieser Papst selbst oder sein Secretair Gobellino bemerkt: „Revera nihil aliud quaerebat (Jacobus), quam Christiani Regis apud sedem Apostolicam usurpare nomen; sed contra illi evenit, neque enim oratores suos tanquam Regios (ut ante diximus) Pontifex admisit. Siehe die Commentarii rerr. memorabilium, p. 178. Ein italienischer Chronist bei Reinhard II, 128 bestätigt weit umständlicher dasselbe. Loredano und Sandi bei Daru II, 489 lassen sogar den Papst, der bekanntlich Charlotten und Ludwig von Savoyen unterstützte, eine seiner Verwandtinnen dem Könige Jacob anbieten, die er aber verschmähte.

Cerines aus gefangen in seine Hände fielen, ließ er entweder hinrichten, wie seinen gefürchteten Feind Hektor Chivides, oder einsperren und ihrer Güter berauben, Manchen schenkte er auch Leben und Besitzthum. Aus Syrien zog er Mannschaft, Lebensmittel, Waffen verschiedener Gattung, auch Kanonen und Pulver, während Charlotte (ihr schwachsinniger Gemahl ging 1462 schon fast hoffnungslos in seine Heimath zurück) bei den Rhodisern, bei dem Papste, bei den Sultanen in Ägypten und im osmanischen Reiche Hilfe suchte, bei Letztern keine, bei Erstern nur schwache fand, nachdem sie persönlich sich verwendet hatte, sodaß selbst die Verrätherei des Commandanten zu Baffa an Jacob ihr keinen wesentlichen Nutzen brachte und sie selbst ihren einzigen Stützpunkt Cerines, nachdem ihre mitgebrachte Verstärkung geschlagen worden war, dem Commandanten überlassen und nach Rhodus segeln mußte, wo sie fernern Beistand zu erwirken hoffte. Indessen hatte Jacob sich eine kleine Flotte verschafft, auch Galeeren von Charlotten's Anhängern waren zu den Seinigen übergetreten, schlugen die genuesischen Schiffe, hielten dadurch Famagusta so gut, wie Cerines blokirt, dessen Befehlshaber Sor oder Saur Denaves (sein Bruder Peter Denaves bereits gewonnen scheint auf ihn mitgewirkt zu haben) endlich von Jacob durch reichliche Versprechungen bestochen wurde. Nach Lusignan versprach ihm der Usurpator seine natürliche Tochter zur Ehe, nach Loredano nicht bloß diese, sondern auch den Fürstentitel von Antiochien. Gewiß ist, Mangel an Lebensmitteln und an Aussichten auf Entsatz, das Zureden seines Bruders und der Reiz großer Belohnungen verführten den Commandanten, den Platz am 25. August 1464 an Jacob zu übergeben. Sogleich warf dieser seine ganze Streitmasse auf Famagusta, bedrängte es zu Wasser und zu Lande, und nöthigte es nach 20tägiger Frist in ebengenanntem Jahre noch zur Übergabe, sodaß diese Stadt ungefähr 90 Jahre in genuesischen Händen gewesen war. Den einheimisch gewordenen Genuesern verstattete er einen Aufenthalt nach ihren Landesgesetzen. Die Stadt selbst bekam eine Besatzung mit Weisung zur strengen Wache und zu stärkerer Befestigung der Vertheidigungswerke. Während Jacob hier etliche Monate verweilte, sann er auf Mittel, sich der ägyptischen Muselmänner mit ihrem Anführer zu entledigen, weil sie ihm zur Last fielen, viele Klagen durch Barbareien veranlaßten und er selbst wol weder Lust, noch Mittel hatte, sie nach ihren Wünschen bei beendeten Feldzügen zu belohnen, wenn nicht, nach Lusignan und Loredano ihr Anführer, ein Renegat, den dringendsten Anlaß dazu gegeben hatte, indem er aus Herrschsucht dem Könige nach dem Leben getrachtet haben soll. Wie dem auch sei, Jacob wußte ihn mit seinem Volke, von dem nur wenige Getreue zurückbehalten wurden, zur Einlagerung auf die Dörfer zu bewegen, deren Bewohner sich in einer Nacht nach befohlener Verabredung über die Muselmänner herstürzten und sie sammt dem Renegaten erwürgten. Um sich vor der Rache des Sultans in Kairo zu sichern, schickte Jacob eine Gesandtschaft dahin ab, die dessen aufgeregtes Gemüth sowol mit ansehnlichen Geschenken und der Versicherung höherer Zinszahlungen, als auch mit der Entschuldigung, daß der Mord ohne sein Wissen verübt worden wäre, wobei auf die von Jacob zurückbehaltenen Mamluken berufen wurde, gewandt und sattsam zufrieden stellte. Inzwischen nach Nikosia zurückgekehrt, versammelte er nach Loredano's Erzählung den hohen Rath um sich, und erklärte, daß er, um Wort zu halten, Alles verschenkt habe und nun nicht so viel besitze, wovon er standesgemäß leben könnte. In der Bestürzung hätten die hohen Richter ihm Alles, was in ihrer Gewalt gestanden, angeboten, worauf er Grundbesitz und Summen sich ausgewählt, mit der Zeit aber ihnen Alles wieder zurückerstattet haben soll. Diese Fabel findet sich nicht begründet, so wenig sich erweisen läßt, daß der herrschsüchtige und an asiatische Art gewöhnte Jacob einen hohen Rath, wie den cyprischen, welcher bisher das königliche Regiment zu beschränken befugt, nun aber durch die Usurpation der gesammten Insel unter des Königs Gewalt gestellt worden war, von Neuem in seine alten gefährlichen Rechte wieder eingesetzt hätte; denn seine fast zehnjährige Regierung verräth, so viel wenigstens davon bekannt geworden ist, nichts als unbeschränkte Herrschergewalt in allen Dingen; selbst von einer Krönung in herkömmlicher Weise schweigen die Nachrichten. Allerdings reiste er im Lande umher, stellte Misbräuche ab, linderte den Druck der Landleute, wo derselbe abgestellt, aber wieder eingeführt worden war, unterstützte Hilflose, verbesserte die Rechtspflege, half dem Handel auf durch passende Verfügungen für die Seestädte, sorgte für Unterricht und Kunst, ließ Gelehrte aus fremden Ländern kommen, obschon die Wissenschaften zu keiner Blüthe gelangten, legte zu Nikosia eine Art von Ritterakademie an und fremde betriebsame Ankömmlinge fanden eine willkommene Aufnahme. Dagegen zielen alle die harten Anklagen, die man seiner Regierung macht, eigentlich nur auf sein Verhältniß und sein Betragen gegen den einheimischen Adel, dessen Anzahl, Bekleidung der wichtigsten Ämter und Theilnahme am hohen Rathe bisher ein großes Gewicht bei und gegen den Hof gebildet hatte; nun aber war durch Jacob's Thronraub ein Theil des Landesadels mit Charlotten flüchtig, ein anderer im Kampfe gefallen, und ein dritter, der nicht fügsam genug, wie das merkwürdige Beispiel Karl's von Lusignan und Anderer deutlich lehrt, seiner Güter beraubt und dieselben an Ausländer verschenkt worden. Ja die ersten Reichsämter, wie die eines Seneschallek, Connetables, Marschalls, Admirals, Kammerherrn oder Oberhofmeisters und das Erzbisthum erhielten Catalonier, Neapolitaner, Sicilianer, und andere Fremde bekamen bedeutende adelige Besitzungen zur Belohnung für getreuen Dienst bei Eroberung der Insel und deren festen Plätze. Dieser Umstand sowol, als die stete Berücksichtigung und Bereicherung des fremden Adels und die häufigen Liebschaften des Königs mit den Weibern, Schwestern und Töchtern des einheimischen Adels zogen ihm des Letztern tödtlichen Haß, ja eine Verschwörung zu; der Plan war, den König auf der Heimreise von Famagusta nach Nikosia zu ermorden, wurde aber entdeckt. Der König ließ Einige von den Verschworenen hinrichten, Andere auf die Galeeren werfen und noch Andere mit

andern Strafen belegen, während Loredano nur von sieben Verschworenen spricht, die deren Verwandte und Jacob's Mutter zu retten versucht, aber nicht eher die Begnadigung erlangt hätten, bis der König geglaubt, sie wären schon hingerichtet; doch bei Ankunft der Nachricht wären erst vier zum Tode befördert und von den drei Begnadigten, zwei durch die Todesangst unrettbar und Einer, der sich erhalten, des Landes flüchtig geworden. Wie dem auch sei, Jacob fand von nun an gerathener, sich, wie es auch seine Mutter wünschte, zu verheirathen [7]). Seine Wahl fiel (vielleicht waren früher eingegangene Verbindlichkeiten und Geldschuldenverhältnisse gegen die Familie Cornaro so gut, als der Trieb, sich einem christlichen Staate anzuschließen, da er noch von Keinem, Papst Paul II. ausgenommen, als rechtmäßiger König anerkannt worden war, die nächsten Anlässe) auf die sehr junge und schöne Donna Katharina Cornaro, Tochter des venetianischen Edlen Marco und Nichte des vielleicht schon in cyprischen Diensten stehenden Andreas Cornaro; auch wird von ihnen gesagt, daß bei Verabredung der Heirath, nachdem Jacob der Donna bezauberndes Bildniß gesehen hatte, der Erlaß einer Schuldsfoderung von 100,000 Dukaten als Mitgift und die Städte Famagusta und Cerines als Gegengabe vom Könige bewilligt worden wären, während allgemein versichert wird, daß die Republik Venedig die Braut als ihre Tochter mit einer Aussteuer von 100,000 Dukaten, köstlichen Kleidern und Juwelen vertragsmäßig anerkannt [8]) und zugleich ihr, ihrem Gemahle und dessen Reiche Schutz und Beistand zugesichert hatte, wodurch Jacob's Besorgniß, daß sich Mailand, Genua und Savoyen mit Venedigs großer Seemacht gegen ihn vereinen möchten, vollkommen beseitigt wurde. Gewiß ist, daß im J. 1468 diese Dinge vom cyprischen Gesandten mit dem Doge und der Signoria zu Venedig eingeleitet und im Laufe eines oder zweier Jahre endlich unter großen Feierlichkeiten und Volksfesten abgeschlossen wurden. Die Braut wurde im November 1470 oder 1471 abgeholt, von einem Gesandten der Republik und von der gesammten Familie Cornaro mit mehren Freunden, die in Cypern ihr Glück machen wollten, nach dem Inselstaate begleitet, und landete erst (die Fahrt dauerte jedenfalls wegen der Unsicherheit durch den türkischen See- und Landkrieg sehr lange) im J. 1471 auf Cypern. Sie wurde überall auf der Insel mit geräuschvollem Jubel empfangen, und wie eine wiederauferstandene Aphrodite gefeiert. Jacob kam ihr entgegen, ließ sich mit ihr feierlich vermählen und ihr die Krone aufsetzen. Die Ehe war Anfangs glücklich, sehr getrübt aber im zweiten Jahre ihres Bestehens durch den Tod eines Knaben von zwei Monaten, den Katharina geboren hatte, und ihrer zweiten Niederkunft fast nahe, zerriß der plötzliche Tod Jacob's dieses Verhältniß nicht blos, sondern auch die Ruhe und Selbständigkeit dieses kleinen Inselstaates. Der König pflegte oft nach Famagusta zur Anordnung verschiedener Angelegenheiten zu reisen, mußte aber einst, da er auf einer Jagd erhitzt sich ein Fieber oder den Durchfall zugezogen hatte, daselbst verweilen, weil die Krankheit am dritten Tage schon so gefährlich war, daß seine Gemahlin, der Kanzler und mehre hohe Beamte herbei und zusammengerufen werden mußten, in deren Gegenwart er seinen letzten Willen niederschreiben ließ. In diesem vermachte er der Frucht, welche Katharina unter ihrem Herzen trug, seine Schätze und sein Königreich, welches bis zur Mündigkeit des Kindes von acht vormundschaftlichen Räthen, lauter hohen Beamten, darunter zwei Oheime der Königin, mit Anerkennung der Katharinen zustehenden königlichen Majestät, verwaltet werden sollte; falls aber dieser Erbe ohne Nachkommen stürbe, wurden unter ähnlichen Voraussetzungen seine drei natürlichen Kinder, Janus, Johann und Charlotte, nach einander, und nach ihnen erst seine nächsten Verwandten aus dem Hause Lusignan zu rechtmäßigen Thronfolgern bestimmt. Zugleich setzte er die, welche unter seiner Regierung auf die Galeeren verdammt worden waren, in Freiheit [9]). Tags darauf, den 5. (? 6.) Jun. [10]) 1473 (nicht 1474), starb Jacob in einem Alter von 33 Jahren, und wurde in die große Kathedrale des heil. Nicolas ohne Geräusch, doch in einem marmornen Grabmale, beigesetzt. Der Verdacht seiner Vergiftung, sei es durch die Partei Charlotten's, die immer noch auf Rhodus in Hoffnung auf Wiedereroberung Cyperns lebte, oder durch die Venetianer, wurde von Vielen ausgesprochen, und wenn auch von Keinem gründlich bewiesen, zog er doch auf dem Reichstage zu Augsburg 1510 durch den französischen Botschafter der Republik Venedig einen öffentlichen Schimpf zu. Der ägyptische Sultan erkannte Jacob's letzte Verfügung an, und Venedig schützte Katharinen vor den Versuchen Charlotten's durch seinen Admiral Mocenigo, welcher das bald nach des Vaters Tode neugeborene Kind,

Jacob III., aus der Taufe hob. Dieser Knabe wurde einige Monate nach seiner Geburt in den Windeln als König von Cypern, Jerusalem und Armenien, wie sich auch sein Vater genannt hatte, ausgerufen, und zu allen wichtigen Handlungen und Beschlüssen herbeigetragen, wobei man zur Bestätigung irgend eines Schrittes seine Hand emporhob. Die Partei für ihn war die mächtigste, wenn auch nicht durch Anhang im Lande die zahlreichste; sie hielt Venedig mit bewaffneter Macht, eine zweite für die Königin Charlotte war die schwächste; eine dritte unter Obhut des neuen Erzbischofs von Nikosia schnell emporkeimende war die, welche zu Gunsten einer Heirath zwischen Charlotten von Lusignan, Jacob's natürlicher Tochter, und einem Bastarde des neapolitanischen Königs wirkte, und noch vor Ablauf des Jahres, am 13. Nov. 1473, einen Aufruhr zu Famagusta zu Stande

7) Daru (II, 489) läßt ihn sogar Witwer von einer Prinzessin aus der Paläologenfamilie sein, mit der er nur kurze Zeit vermählt gewesen sei; dies wird nirgends erwiesen. 8) Thomasine Morosini, aus einem venetianischen Edelhause, wurde auch auf ähnliche Weise von der Republik mit Stephan von Ungern vermählt. Katharina Cornaro war 1454 geboren, wie ihr Biograph und Kanzler, Colbertaldi, erzählt.

9) Car je les ay assez tourmenté, heißt es in dem bei dem Pater Lusignan befindlichen Testamente. 10) Nur Sanuto bei Muratori XXII, 1197 fg. hat den 7. Jul. 1473.

brachte, in welchem Katharinens beide Oheime, Cornaro und Bembo, ihr Leibarzt und ein Höfling erwürgt, und sie selbst mit ihrem Sohne in eine Art von Gefangenschaft versetzt wurden. Dieses Ereigniß brachte aber den ganzen Staat durch zeitige Eingriffe des herbeieilenden Admirals Mocenigo unter venetianische Vormundschaft, indem diese Republik der Königin zwei Räthe und einen Befehlshaber über die Truppen am 24. März 1474 zur Seite setzte. Verfolgungen des heimischen Adels durch diese Einrichtung traten nun ein, Rhodus nahm die Flüchtlinge auf, und der kleine Jacob starb auch 1475 nach zurückgelegtem zweiten Lebensjahre, nicht ohne Verdacht, vergiftet worden zu sein, wie Zeitgenossen versichern. Er wurde neben seinem Vater in die Gruft zu Famagusta eingesenkt. Die Macht Venedigs war schon so groß geworden, daß weder Jacob's II. natürliche Kinder, die sämmtlich noch unmündig gewesen sein, aber wol eine Partei unter den Feinden der Venetianer haben mochten, in die verheißenen Thronrechte eingesetzt, noch Katharina in ihrer eigenen Würde behauptet werden konnte, wie sie denn überdies noch in Verdacht gerieth, sich mit einem neapolitanischen Prinzen zur Rettung Cyperns in einen Ehebund einlassen zu wollen. Von den Einheimischen aber nicht geliebt, ja von Charlotten's Anhange tödtlich verfolgt, und von ihrem Bruder Georg Cornaro dringend ermahnt, nahm sie mit Rücksicht naher Türkengefahr endlich im Januar 1489 die Anerbietungen der Republik an, mit ihrer Schwiegermutter Maria Patras und den drei unehelichen Kindern ihres verstorbenen Gemahls, Janus, Johann und Charlotte, nach Venedig zu wandern, und dort auf öffentliche Kosten ihre Tage standesmäßig zuzubringen. Mit ihnen und mehren cyprischen Baronen (ein Gefolge von 80 Personen bildend) reiste sie den 14. Mai genannten Jahres (nicht 16. März 1486) von Famagusta — von Nikosia hatte sie schon den 15. Febr. feierlichen Abschied genommen — in ihre Heimath zurück, und kam den 6. Jun. zu Venedig an, wo es ihr misfiel, sodaß sie die Absicht hatte, ihren Aufenthalt in Rom zu wählen. Allein die Signoria war dagegen und belehnte sie lebenslänglich mit dem Gebiete Asolo und 8000 Dukaten jährlichem Einkommen, wovon sie den 11. Oct. 1489 Besitz nahm. Hier hielt sie einen nicht unansehnlichen Hof, der aus 106 Personen bestand, und von dem italienischen, namentlich venetianischen Adel sehr zahlreich besucht wurde. Ihr Hof erhielt selbst in der Literatur einen Ruf durch die Gespräche des Cardinals Bembo (verliebte, und im Geschmacke jener Zeit galante Unterhaltungen, die, eine angenehme Erdichtung der Asolani, jedenfalls das dortige Hofleben schildern sollen). Katharina nannte sich übrigens, seitdem sie der Signoria Venedig angehörte, Königin von Cypern, Jerusalem und Armenien, und Beherrscherin von Asolo. Die Kriegsunruhen in den Jahren 1508 und 1509 störten ihren friedlichen Hof, den sie nach Venedig zurückverlegen mußte, wo sie den 10. (? 12.) Jul. 1510 starb, nachdem sie ihren Bruder Georg Cornaro zum Erben ihrer großen, aus Cypern mitgebrachten Schätze eingesetzt hatte. Maria Patras war inzwischen unbemerkt aus dem Leben verschwunden, die natürlichen Kinder wurden gleich nach ihrer Ankunft in Italien nach Padua gewiesen, wo sie allem Anscheine nach unter milder Aufsicht, wenn nicht gar in der Citadelle daselbst ihr Leben vollbrachten. Charlotte starb dort 1492 und Janus 1553; Johann aber verschwand unvermerkt, und man will sogar behaupten, er sei Franziskanermönch geworden, habe sich unter dem Namen Fra Bernardino nach Cypern geschlichen, um sich der Erbschaft und des Thrones seines Vaters zu bemächtigen; allein entdeckt sei er geflohen, und von nun an auf immer verschwunden. Keiner dieser Bastarde scheint verheirathet gewesen zu sein [11]). (*B. Röse.*)

C) Könige von England.

Jacob I., II., III., Könige von England, s. Jacob VI., VII., VIII., Könige von Schottland.

D) Könige von Majorca.

Jacob (Jayme), König von Majorca oder der Balearen und Stammvater dieses grade ein Jahrhundert dauernden Herrschergeschlechtes, war am 30. Mai 1243 in Montpellier geboren und in zarter Kindheit von seiner Mutter, Jolanden von Ungern, in den Zelten und Kriegslagern des erobernden Vaters, Königs Jacob I. von Aragonien, umhergetragen, im steten Waffengeräusche aufgezogen und dadurch zum Krieger, aber auch durch das väterliche Vermächtniß 1251 (er war der zweite Sohn seiner Ältern) zum Herrscher über die Balearen bestimmt worden. Darum begab er sich 1256 im August nach Majorca, die Huldigungen einzunehmen und 1262 fügte der Vater zu dem kleinen Inselstaate mit Inbegriff der Pithyusen [1]) noch die heutige Provinz Roussillon auf dem Festlande (aus den Grafschaften Roussillon, Collioure, Conflant, Cerdagne und Valespir damals bestehend) und die Stadt Montpellier mit ihrem Gebiete — damals eine Herrschaft und eine Baronie dieses Namens (Sennoria y Baronia de Montpeller) mit den Vicomtéen Omelas und Carlat (Carladois) bildend — ohne zu erwägen, daß dieser aus Liebe zum Hausfrieden gebildete, doch geographisch zerrissene und politisch ohnmächtig gestellte Staat Familienzwietracht auf der einen und Eifersucht der Könige von Aragonien und Frankreich auf der andern Seite nothwendig erregen und dadurch sich einen frühen Untergang graben mußte, da seine Beherrscher vom Stifter (vorzüglich durch die Bestimmung vom 1. März 1272) zu unabhängigen Monarchen erhoben worden waren und

11) Benutzt wurden außer den angeführten Schriften noch die Histoire générale de l'isle et du Royaume de Cypre par R. Père *Estienne de Lusignan;* Histoire des Rois de Chypre de la maison de Lusignan, traduit de l'Italien du Chevalier *Henri Giblet*, Cypriot. Dieser hat nur die Vorrede geschrieben, der wahre Verf. heißt Johann Franz Loredano; Reinhard's vollständige Geschichte des Königreichs Cypern, welches Werk besonders wegen seiner Beilagen wichtig ist, die der bequeme Verf. nur ziemlich nachlässig benutzt hat; *Freschot*, Nouvelle relation de la ville et republique de Venise und dessen Familles nobles de Venise. Vgl. Simonde-Sismondi's Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter. 10. u. 11. Bd. und le Bret's Magazin. V, 424 fg

1) Cf. *d'Achery*, Spicilegium III, 682.

sich als solche gern behaupten wollten. Schon vor des Vaters Tode hatte Jacob I. deshalb mit seinem ältesten Bruder Pedro III., dem Thronerben Aragoniens, Händel zu bestehen, und nachher erwachte die Familieneifersucht in solcher Maße, daß Verträge unter den heftigsten Betheuerungen geschlossen, nicht im Stande waren, das eine Haus dem andern unterwürfig zu erhalten, vielmehr eins des andern Untergang suchte und endlich auch bereitete. Der Anfang des Unheils lag in der Unzufriedenheit beider Brüder, sich durch die väterlichen Verfügungen verkürzt zu sehen: Pedro hatte die gesammten Staaten des Vaters, oder doch wenigstens die seines Bruders Jacob in seine Abhängigkeit gewünscht, und Jacob gab vor, bei der Theilung um das Königreich Valencia betrogen worden zu sein. Er ließ sich indessen gleich nach des Vaters Tode (1376) auf Majorca für die Inseln und in Perpignan (seine und seiner Nachkommen Residenz) wie in Montpellier für das Festland huldigen, vielleicht auch feierlich krönen. Der Inselstaat hatte und behielt eigene Gesetze und durch sie war es auch nach des Vaters Verordnung dem Könige Jacob und seinen Nachkommen gestattet, Münzen zu prägen und in Umlauf zu setzen, auf dem Festlande hingegen gestattete die catalonische Verfassung in den Grafschaften Roussillons nur barcelonaer Münzen, wie auch Montpellier, durch das französ. Seneschallat Carcassonne von jenen Gebieten getrennt, seine eigene Gesetze und Herkommen hatte, ja zum Theil unter des Bischofes von Maguelone Hoheit stand. König Jacob ließ das Bestehende und fügte überall Neues hinzu; besonders wird ein strenges Gesetz gegen falsches Maß und Gewicht bemerkt. Allein kaum hatte er über seinen kleinen, zerstreutliegenden Staat ein Jahr gewaltet, so gediehen auch die Reibungen mit seinem Bruder, Könige Pedro III. von Aragonien, zum Ausbruche der Feindseligkeiten, ohne daß sein Bündniß mit dem Grafen von Foix, seinem Schwager, (vom 10. Mai 1278) ihn vor dem bindenden Vertrage vom 20. Januar 1279 schützen konnte. Dieser, von beiden Brüdern zu Perpignan abgeschlossen, machte Jacoben für alle vom Vater ererbten Besitzungen — nur die unter des Bischofes von Maguelone Hoheit stehenden und jüngst erworbenen Gebiete ausgenommen — von der aragonischen Königskrone dergestalt abhängig, daß er (obschon für seine Person vom Huldigungseide ausgeschlossen) doch mit seinen Nachfolgern als Vasallen die catalonischen Reichstage besuchen, die Gebiete in Roussillon nach catalonischen Gesetzen verwalten, eigne Münzen davon ausschließen, die ersten Städte auf Majorca und in Roussillon auf beliebiges Verlangen den Lehenherren überliefern und die vornehmsten Gemeindeglieder der Inseln anhalten sollte, jeglichem Könige von Aragonien einen so verbindlichen Eid abzulegen, daß sie ihre eigenen Könige, sofern sie sich gegen jenen vergehen würden, verstoßen könnten; was auch wirklich am 26. Jan. 1281 eidlich versprochen wurde [2]). Dafür versicherte Pedro für sich und seine Nachfolger Schutz und Hilfe, welche Jacob schnell genug verachtete, als sein Bruder 1282 durch die Besitznahme Siciliens den Papst so gut, als das französische Königshaus tief verletzt, sich den Bannfluch und den Verlust des Königreichs, das Karl von Valois, Königs Philipp III. von Frankreich Sohne, zugesprochen worden war, zugezogen hatte.

Der Streit zwischen diesem und Jacob über die Gerichtsbarkeit in der Herrschaft Montpellier und dem Schlosse Lates 1280 verhängte über Letztern, da Pedro's Schutznahme keine Anerkennung fand, 1282 ein mildes, mancherlei Freiheiten zusicherndes Vasallenverhältniß zu Frankreich mit persönlicher Leistung des Leheneides, dem er sich auch am 18. August 1283 in Palairac unterzog, während Philipp ihm unter Zusicherung des Königreiches Valencia das Versprechen abnahm, Pedro's Staaten erobern zu helfen, zu dessen Bekräftigung Jacob dem Franzosen seine beiden ältesten Söhne unterpfändlich übergeben haben soll [3]). Die Rüstungen Frankreichs zum Kriege mit Aragonien veranlaßten Pedro'n, seinen Bruder zum Beistande, vielleicht auch zu einer persönlichen Besprechung in Gerona aufzufodern, was aber Jacob ausschlug. Hierauf überfiel Pedro, durch den Ungehorsam mehrer Granden und durch die Wortbrüchigkeit des Königs von Castilien in Verlegenheit gesetzt, Perpignan, und nahm seines Bruders Familie gefangen, Jacob aber wußte, nachdem er vielleicht selbst auch in Pedro's Gewalt gefallen war, durch einen unterirdischen Gang nach Narbonne, wo Philipp sich befand, zu entweichen. Die feindselige Stimmung Perpignans, dessen Einwohner die Gemahlin und Tochter Jacob's aus der Gefangenschaft retteten, und der überlegene Andrang der Franzosen zwangen den König Pedro zum schnellen Rückzuge nach Junquera. Perpignan öffnete dem Könige Philipp seine Thore, Elor, von Jacob selbst aufgefodert, aber trotzig bleibend, mußte am 25. Mai 1285 mit Sturm genommen werden, und andere von Pedro besetzte Städte wußte sich Jacob schnell wieder zu sichern. Zugleich leistete er den Franzosen bei dem Übergange über die Pyrenäen vortreffliche Dienste und öffnete ihnen am 20. Juni den Eindrang in Catalonien. Bis Gerona gekommen fand man vom 27. Jun. bis 7. Sept., an welchem Tage sich die Stadt ergab, heftigen Widerstand, worauf eine Menge Übelstände und die plötzliche Erkrankung Philipp's den schnellen Rückzug der Franzosen über die Pyrenäen nöthig machten. Jacob, den König begleitend, verlor ihn am 5. Oct. zu Perpignan durch den Tod und somit die dringende Hilfe, da das königliche Heer nach Frankreich zurückzog, für den schutzlosen Zustand, welcher über seinen Staat durch Pedro und dessen Nachfolger verhängt wurde [4]). Noch vor seinem Tode hatte Pedro seinen ältesten Sohn Alonso und den Admiral Roger de Lauria mit einer Flotte zur Bekämpfung der Ba-

2) Cf. *Hermilly*, Histoire du Royaume de Majorque avec ses annexes, p. 85—98. *Mariana*, Histoire d'Espagne. III, 150. *Zuritae* Indic. p. 164 und *Gariel*, Series I, 401—403.

3) *Gariel*, Series I, 404 sq. *Hermilly* l. c. p. 97—105. *Zuritae* Indic. p. 165 und *Sismondi*, Hist. des fr. VIII, 309, 316 u. m. O. 4) Cf. *Gariel*, Series I, 405 sq. *Hermilly* p. 106—110. *Zuritae* Indic. p. 186 sq. *Ferreras*, Histoire générale d'Espagne. IV, 352. *Sismondi* VIII, 353 sq.

learen abgesendet; sie fanden, obschon die vorausgegangene Auffoderung zum Abfalle von Jacob abgeschlagen worden war, die Stimmung unter den Majorcanern gemischt. Die Hauptstadt ergab sich ohne lange Weigerung den 15. Nov. 1285; nur eine in ihrer Nähe befindliche Höhe wurde tapfer vertheidigt [5]) und die übrigen Städte ergaben sich gutwillig bis auf Oloron, Pollenza und Santueri, die mit Gewalt zur Übergabe gezwungen werden mußten. Iviça folgte im Jan. 1286 nach, und die Eroberung Menorca's wurde für das folgende Jahr aufgespart, da den Infanten Alonso der Thronwechsel nach Hause rief. Dieser Feindseligkeiten wegen mochte Jacob auf den jungen König Philipp IV. bedeutend wirken und dessen Geneigtheit zur Fortsetzung des Krieges erwecken helfen. Darauf vertrauend hatte Jacob in Alonso's Abwesenheit die Grafschaft Ampurias überfallen und war mit Belagerung Castellons beschäftigt, als jener von den Inseln zurückkehrte, bei Barcelona Truppen zusammen zog und dadurch seines Oheims Rückzug nach Roussillon beförderte, ohne doch denselben verfolgen zu können, weil ihn die Unruhen im Innern seines Reiches sowol, als Englands Verhandlungen zu einem, Jacob mit einschließenden, einjährigen Waffenstillstande mit Frankreich daran hinderten. Obschon derselbe angenommen, wurde er doch durch die Eroberung Menorca's im Januar 1287 vom Könige Alonso gebrochen, wie nachher auch Jacob und Frankreich die Verlängerung des Stillstandes verletzten. Denn nach Verabredung mit Philipp dem Schönen wiederholte Jacob 1288 seinen Einbruch in Catalonien, verheerte die Grafschaft Ampurias und belagerte Cortavignon, als er, da Sancho von Castilien unerwarteter Weise ihn nicht unterstützte, abermals ohne Erfolg der Übermacht seines Gegners weichen mußte. Dessenungeachtet versuchte er im folgenden Jahre, nach vereitelter Herausfoderung Alonso's zum Zweikampfe, als Castilien sich endlich zu einem Angriffe auf Aragonien bequemte, einen dritten, wiederum unglücklichen, Einfall in Ampurias, bis der einjährige Waffenstillstand und die Verhandlungen zu Montpellier und Tarascon vom März 1290 bis zum Februar 1291 den bekannten Frieden zwischen Aragonien, Neapel und Frankreich herbeiführten, aber Jacob's Angelegenheiten, trotz der Verhandlungen in Junquera (April 1291) und der eifrigen Fürsprache des Papstes, nicht zur völligen Schlichtung brachten, sei's weil Frankreich ihn ungern mit seinem Neffen versöhnt sehen, oder weil dessen Trotz nicht zu brechen sein mochte. Gewiß ist, daß Ersteres ihn bald darauf in kräftigern Schutz nahm, und da Philipp IV. im J. 1293 die Hoheitsrechte des Bischofes von Maguelone über die Herrschaft Montpellier gekauft hatte, zu seinem unmittelbaren Vasallen machte [6]). Zwar ließ Philipp denselben vom Vertrage zu Anagni 1295 ausschließen, sorgte aber im Vereine des Papstes Bonifaz VIII. dafür, daß König Jacob II. von Aragonien in einer besondern Übereinkunft vom 22. Jun. desselben Jahres die Gebiete und Verhältnisse Jacob's von Majorca wieder in den Stand von 1279 zurückzusetzen versprach [7]). Dieser aber lehnte sich gegen den Vertrag auf, widersetzte sich der angemutheten persönlichen Huldigung, und behandelte bis zum Frühjahre 1297 in Verbindung mit Frankreich den Aragonier feindselig, bis ein Waffenstillstand geschlossen und mehre Fürsprache für ihn, besonders vom Papste, gethan worden war, in deren Folge am 29. Jun. 1298 eine Zusammenkunft der Könige von Aragonien und Majorca im Schlosse Argeles zu Stande gebracht wurde. Hier beschworen sie die Übereinkunft vom J. 1295 und erneuerten den Vertrag vom 20. Jan. 1279 mit einigen, nur Jacob von Majorca, aber nicht dessen Nachfolger angehenden Einschränkungen, die Alle der anwesende älteste gleichnamige Sohn desselben beschwor und von Frankreich auch anerkannt wurden. Zugleich wurden die rebellischen Vasallen in Roussillon wieder zu Gnaden aufgenommen; aber auffallend ist, daß ein gleichzeitiger Nebenvertrag das eben erneuerte Lehenverhältniß wieder auflöste und beide Monarchen, wie ihre Nachfolger, als Gleichgestellte, jedoch unter den heftigsten Betheuerungen und mit Bedrohung des Verrufes und mit Verlust aller darin aus einander gesetzten Rechte, gegenseitig zur Stütze und Hilfe für die mit oder ohne beiderseitige Zustimmung begonnenen Kriege (nur nicht gegen Frankreich, das zur Schonung für die Könige von Majorca ausgenommen wurde) augenblicklich und ohne jegliche Ausflucht, sobald die Auffoderungen erfolgt wären, nach ihren äußersten Kräften immerdar verpflichtete [8]). Da überhaupt in dem Lehenverbande Heerfolge des Vasallen, wie Schutz und Schirm des Lehenherrn versprochen worden waren, so kann dieser, jedenfalls leibenschaftliche, Beivertrag, sobald man auf die Beschaffenheit des Vasallenreiches sieht, nichts Anderes, als gezwungenes Bindemittel desselben an Aragonien zum Zwecke gehabt haben, zumal da sich dieses späterhin um seine hochbetheuerten Verbindlichkeiten nicht bekümmerte und denselben durch spätere Lehenverträge alle Kraft benahm. Auf diese Weise gebunden erhielt Jacob sein volles Königreich wieder und lebte von nun an in ungetrübter Eintracht mit Aragonien, dessen König Jacob II. zur Befestigung des Familienbandes im J. 1304 eine Doppelheirath zwischen den königlichen Häusern Majorca und Neapel einleitete, nämlich Sancho's von Majorca mit Maria von Neapel und deren Bruders Robert mit Sancha von M. Auch wurde sein dritter Sohn Fernando in den aragonischen Kriegsdienst gezogen, obschon er selbst den Heerfolgen nicht beiwohnte, sondern seine Muße zur Verwaltung des Staates, besonders der Inseln, verwendete. Hier suchte er die Städte zu heben und neue aus Meiereien zu schaffen, um Baulust und Gewerbe zu erwecken und zu unter-

5) Cf. *Nicol. Special.* ap. *Muratori* X, 947. 6) s. Hermilly S. 130.

7) Cf. *Zuritae* Indic. p. 205 und Hermilly S. 132. 8) Vergl. Hermilly S. 132 fg. mit dessen préface pour le V. tome de l'histoire d'Espagne par *Ferreras*, wo S. 8 fg. der merkwürdige Beivertrag abgedruckt worden ist. Zurita (Indic. p. 210) kennt bei Erwähnung der Zusammenkunft beider Könige Jacob diesen Vertrag so wenig, als andere spanische und französische Schriftsteller.

stützen. Durch Erbauung verschiedener Paläste für eigene Wohnung munterte er zur Nachahmung auf. Die valencianer Münzen, bisher auf seinen Inseln verbreitet, verdrängte er durch eigenes Gepräge; nur Goldmünzen von ihm lassen sich erst seit 1310 aufweisen. Eine Grundsteuer wurde 1300 eingeführt. Auf dem Festlande regelte sich Alles nach catalonischen Verfassungen, Montpellier, die Herrschaft und die Baronie, ausgenommen, welches theils nach französischen, theils nach eigenen Gesetzen verwaltet wurde, aber wegen der Gerichtsbarkeit, (die seinige war größer, als die königlichfranzösische) unaufhörlich mit französ. Beamten im Streite lag, welchen die häufigen Verletzungen beider Gewalten erregten. So viel die spärlichen, zum Theil unklaren Nachrichten hierüber an die Hand geben, ging Philipp der Schöne meistens schonungsvoll mit Jacob in diesen Dingen zu Werke, da die fortdauernden Zwistigkeiten beiderseitiger Beamten hauptsächlich in dem Mangel an scharfer Abgrenzung der Herrschaft und Baronie Montpellier ihren Grund gehabt haben mag, während der languedoc'er Vertrag 1305 und der zu Loches vom 7. Jun. 1307 ohne durchdringende Wirkung für die Verwaltung blieben. In Folge solcher Milde seines Lehenherrn scheint Jacob keinen Antheil an der zeitig entdeckten Verschwörung zu Carcassonne gegen die französische Herrschaft zu Gunsten seines dritten Sohnes gehabt zu haben. Mit dem Vicomte von Narbonne bestand Jacob 1304 einen Streit über das Zollwesen, welcher auf bestimmte Abgrenzung beiderseitiger Gerichtsbarkeiten in Cerdagne und Capcir zurückführte; desto heftiger stritt er sich 1306 mit dem Grafen Gaston von Foix über Verletzung der Lehenverhältnisse, sodaß die Sache zum offenen Kriege gereift sein würde, wenn nicht seine Gemahlin und der schöne Philipp zur rechten Zeit Waffenstillstand (1307) und endlich im Oct. 1308 gänzliche Aussöhnung zwischen ihm und seinem Vasallen vermittelt hätten [9]). Endlich trug sich in seiner Familie das merkwürdige Beispiel zu, daß sein ältester Sohn Jacob, bereits durch diplomatische Handlungen zum Thronerben anerkannt und am 27. Jan. 1300 mit Katharinen von Courtenai verlobt, plötzlich auf alles Irdische verzichtete, — Einige behaupten, er sei zur Regierung unfähig gewesen — und das franziskaner Minoritengewand anzog, während sein zweiter Bruder Sancho zu Ende Juli's 1302 in die Rechte des Ältesten trat und sich von den Ständen der Balearen huldigen ließ. Am 19. Oct. desselben Jahres schwor er auch im Beisein seines Vaters dem Könige von Aragonien zu Gerona den Leheneid [10]). Übrigens lebte Jacob mit den Päpsten stets freundschaftlich und wußte seine schwierigen Doppelverhältnisse zu Aragonien und Frankreich klug und weise zu beurtheilen, wie er auch seine Länder vortrefflich verwaltet und bei seinem Tode, am Pfingstheiligenabende 1311 [11]), großes Lob vom Rechtssinne, Mäßigung, Entschlossenheit und Festigkeit für alle Begebnisse hinterlassen haben soll. Seinen frommen Sinn bewies er durch mehre geistliche Stiftungen, und Ansehen verschafften und erhielten ihm außer den Grundsätzen ein vortheilhaftes und ebenmäßig gebautes Äußere seiner Gestalt. Sein Familienleben belangend, hatte er anfänglich Noth, ehe er zu einer Gemahlin kommen konnte. Zuerst ließ sein Vater 1263 und 1266 für ihn um Beatrix von Savoyen mit Glück und Zustimmung des Papstes werben; der Prinzessin Oheim aber scheint endlich Schwierigkeiten erhoben und nach Guichenon die Verhandlungen vereitelt zu haben. Dunkler sind die unglücklichen Werbungen, nach Zurita, um eine burgundische Prinzessin, und, nach Ferreras, um eine Tochter des Grafen von Artois. Im J. 1270 begab sich der Infant Jacob selbst nach Frankreich, und soll dort um eine Tochter des Grafen von Nevers gefreit haben; und als dies nicht glückte, leitete der Vater die Werbung um Esclaramunden, die sehr schöne Tochter des Grafen von Foix, ein, die ihm auch mit 3000 Mark feinen Silbers die Hände reichte. Die Hochzeit, nicht vor dem 12. (vielleicht am 13.) Oct. 1275) gefeiert [12]), war glänzend, und die Ehe gab den Ältern sechs Kinder, deren Geburts-, zum Theil auch Sterbejahre nicht auszumitteln sind: 1) Jacob, war, wie bereits erwähnt, Franziskaner-Minorit; 2) Sancho, König von Majorca, vermählt im September 1304 mit Marien von Anjou, Tochter Königs Karl des Lahmen von Neapel, und kinderlos gestorben den 4. Sept. 1324; 3) Fernando, Infant [13]), im J. 1306 neapolitanischer Kriegsgefangener, 1309 im aragonischen Kriegsdienste mit großer Auszeichnung, durch seine Vermählung im Februar 1313 mit Isabelle, Erbin des Fürstenthums Morea und Tochter Philipp's von Ibelin, Seneschalls von Cypern, wurde er noch in demselben Jahre Fürst dieses Staates; aber auch bald wieder vertrieben und nach Sicilien geflüchtet, trat er in König Friedrich's II. Dienste. Im J. 1315 eroberte er den ganzen Peloponnes (Morea) wieder, heirathete nach Isabellen's Tode eine ungenannte Nichte des Königs von Cypern und starb einige Jahre nachher mit dem Rufe eines ausgezeichneten Kriegers auf Morea. Sein Leichnam aber wurde in Perpignan beigesetzt. 4) Philipp, Infant, zuerst Schatzmeister von Saint-Martin in Tours, dann Franziskanermönch; 5) Isabelle, vermählt 1299 mit dem kaiserlichen Prinzen Johann Emanuel von Constantinopel, scheint zeitig gestorben zu sein; 6) Sancha, vermählt 1309 mit König Robert von Neapel, wurde nach ihres Gemahls Tode (1343) Nonne in einem Franziskanerkloster zu Neapel, und starb den 28. Jul. 1345. Esclaramunde starb in unbekannten Zeiten nach dem Gemahle, und bestellte ihre nicht unansehnliche Hinterlassen-

9) Vergl. Hermilly S. 144 u. 146 fg. 10) Vergl. Hermilly S. 145 fg. Mariana III, 301 und *Zuritae* Indic. p. 215. 11) So behaupten Gariel, Hermilly und d'Achery (III, 14.) mit Saint-Allais (II, 370), während Ferreras (IV, 498) mit Zurita grade ein Jahr später setzen, was Hermilly aus glaubwürdigen Quellen gerügt hat.

12) Siehe die Verträge darüber bei d'Achery III, 680 fg., wonach Hermilly irrt, wenn er die Vermählung zu Barcelona auf den 4. Oct. zurücksetzt. 13) Zurita nennt ihn adolescens excelsi et invicti animi. Er hatte einen natürlichen Sohn, der unter dem Namen Payen von Majorca bei Hermilly vorkommt. Der Vertrag seiner ersten Heirath bei d'Achery III, 704 fg.

schaft für ihre bis auf Isabellen noch lebenden Kinder in einem Testamente vom 24. März 1313 zu Perpignan. Ein einziges uneheliches Kind Jacob's, Saura, mit einer unbekannten Weibsperson gezeugt, ist blos durch ihren Heirathsvertrag vom J. 1299 mit einem catalonischen Baron der Nachwelt bekannt geworden [14]). Sein Enkel

Jacob II. war der einzige Sohn, wenn nicht einziges Kind des Infanten Fernando von Majorca und Isabellens vom Peloponnes, und geboren den 1. (?5.) April 1315 zu Catania auf Sicilien, während sein Vater das Erbtheil seiner Gemahlin eben erobern mußte, und seine Mutter am 31. Tage nach ihrer Niederkunft starb. Von einer Amme kaum vier Monate im Geburtsorte gepflegt, wurde das Kind, so scheint es, auf Befehl seines Oheims, Königs Sancho, oder der Großmutter, Esclaramunda, nach Perpignan gebracht. Der Schriftsteller Montanos (auch Muntaner genannt) befand sich unter der Begleitung des Infanten, und mußte denselben während eines Seesturmes, welcher der weiblichen Bedienung die Fassung benommen hatte, auf dem Schiffe in seinen Armen halten [15]). Im Hafen Salou gelandet und vom Erzbischofe von Tarragona empfangen, brachte man den kleinen Infanten zu Lande nach Perpignan, wo ihm der gesammte Adel und die Großmutter in Empfang nahmen. Hier wurde er unter Weibern und Geistlichen für Frömmigkeit in damaligem Sinne, für Verschwendung und Prachtsucht, welche die Grenzen seiner spätern Verhältnisse überstiegen [16]), für ungebundenen Eigensinn und Stolz, welcher in Verbindung mit großer Lebendigkeit seiner Gemüthsart die Familieneifersucht zwischen seinem und dem aragonischen Königshause in höchste Spannung versetzte, erzogen. Durch die testamentarische Verfügung seines kinderlosen Oheims zum Thronerben bestimmt, gerieth er, kaum zehntehalb Jahre alt, nach dessen Willen mit Zustimmung vielleicht nur weniger Stände, unter die Vormundschaft eines Klostergeistlichen, des Infanten Philipp, Bruders Königs Sancho, der am 4. Sept. 1324 gestorben war. Der junge König und sein Vormund wurden heftig angefochten; Perpignan und dessen Nachbarschaft, die Vormundschaft Philipp's verwerfend, hielten Jacob gefangen und gaben ihm nach eigenem Gutdünken Rathgeber und Erzieher, während sein Thron von Aragonien bestritten und darum ein großer Theil seiner Besitzungen auf dem Festlande vom Infanten Don Alonso besetzt wurde, sowie Frankreich die Herrschaft Montpellier in Beschlag nahm. In solcher Lage konnte ein in der Eile abgeschlossenes Schutzbündniß mit dem Grafen von Foix nichts fruchten; daher erschien der Infant Philipp im September 1325 zu Zaragoza, und wirkte durch einfach verständige, wie auf Erfahrungen der Erbfolge im barcelonaer Stammhause gestützte Vorstellungen auf König Jacob II. von Aragonien so nachdrucksvoll, daß dieser, dessen Ansprüche auf Sancho's hinterlassenes Reich auch seine Reichsstände in der Versammlung zu Lerida (am 16. Sept. 1324) nicht durchgehends anerkannt hatten, mit Zustimmung tüchtiger Juristen die angeordnete Thronfolge Sancho's im majorcanischen Reiche genehmigte, und dieselbe in einer Übereinkunft vom 24. Sept. 1325 in bisher bestandenem Vasallenverhältnisse bestätigte. Doch mußte Philipp auf die Schuld von 25,000 Livres, welche der Aragonier vom Könige Sancho zur Eroberung Sardiniens geborgt hatte, verzichten, und seinen Mündel mit Constanzen, der fünfjährigen Tochter des Infanten Alonso von Aragonien, verloben [17]). Auf diese Weise sah man des jungen Königs begründetes Recht gleichsam erkauft und erheirathet an, während Karl IV. von Frankreich, weit rechtlicher handelnd, sich ohne Umstände aufklären, im März 1325 die Dinge in vorigen Stand setzen und die Schaden, durch die Beschlagnahme seiner Lehen verursacht, vergüten ließ, mit der Bedingung, daß Jacob nach erlangter Mündigkeit den herkömmlichen Leheneid schwören sollte, was nach Sancho's Tode in der großen Verwirrung anzuzeigen vergessen worden, und Ursache der Gewaltschritte gewesen sein mochte. Auch wirkten Karl's beruhigende Eingriffe in das Gewirre im Sommer 1325 so erfolgreich, daß Don Philipp nach der Rückkehr von Zaragoza wieder in Perpignan ohne Beleidigungen erscheinen konnte. Dieser führte nun im September 1327 seinen Mündel nach Barcelona, um ihn den Lehneid auf den Grund aller frühern Verträge leisten zu lassen [18]). Dieselbe Feierlichkeit wurde am 25. Oct. 1328 ebendaselbst vor Alonso IV., dessen Vater inzwischen gestorben war, ohne Anstoß wiederholt; und da Jacob auch den Königen Karl IV. und Philipp VI. von Frankreich die schuldigen Vasallenpflichten leistete, ja am prächtigen Hofe des Letztern gern verweilt haben soll, so blieb er vorerst im besten Einverständnisse mit allen seinen Lehenherren. Dieses benutzte er zunächst zur Hebung des Seehandels (so wirkte er bei dem Papste Johann XXII. für sein Reich die Erlaubniß aus, unter gewissen Bedingungen nach Alexandrien zu handeln), zur Sicherung seiner Inseln gegen die Anfechtungen der Sarazenen, zur Gesetzgebung und Verwaltung seiner Lande überhaupt, wie endlich zur Züchtigung der Genueser, gegen welche er mit seinem Schwiegervater Alonso IV. einen Krieg zu bestehen hatte, und mit denen er nach sechsjähriger Fehde im J. 1336 unter Vermittelung des Papstes und Philipp's VI. Frieden schloß [19]). Nach Alonso's Tode änderte sich seine Stellung zu Aragonien, als sein Schwager, Pedro IV.,

14) Denselben findet man in d'Achery III, 696 fg. 15) s. Hermilly S. 160 fg. *Zuritae* Indic. p. 231. 16) Zum Beweise hierfür lese man seine Leges palatinas (von den Teutschen sonst Hofordnungen genannt), datirt in der Stadt Majorca am 9. Mai 1337 in den Actis Sanctorum, mense Junii III, V—LXXV, wo man sie nicht leicht suchen würde. Außer dem weitläufig geordneten Staats- und Domainenrathe findet man eine solche Menge Hofämter, daß sich Pedro IV. von Aragonien nicht schämte, den Hofstaat seines Vasallen zum Muster zu nehmen.

17) Cf. *Gariel*, Series I, 456. Hermilly S. 171—175, mit dessen Bemerkung zu Ferreras V, 8. *Zuritae* Indic. p. 242 sq. Mariana (III, 391) schwankt in seiner Ansicht über diesen Erbfolgestreit, obschon des Eroberers Jacob Verfügungen darüber keine Zweifel übrig lassen. 18) s. d'Achery III, 713 fg. 19) s. Hermilly S. 181 fg. *Zuritae* Indic. p. 250 u. 260 mit Ferreras V, 42, 48.

ein äußerst reizbarer und argwöhnischer, aber auch ebenso roher Monarch, den Thron bestieg. Statt diesem die herkömmliche Huldigung darzubringen, schloß er am 3. Jul. 1337 ein Schutz- und Trutzbündniß in Toulouse mit dem Grafen von Foix und dem Vicomte von Castelbon, worin nur schonende Rücksicht gegen Frankreich, Navarra und den heiligen Stuhl genommen, und beiden Bundesgenossen Jahrgelder versprochen wurden [20]). Auf erfolgte Vorladung Jacob's durch Pedro wurde Vorschub verlangt, und der Lehenherr so lange damit vertröstet, bis Zwiespalt entstand. Auch der Papst, ein stets getreuer Freund der majorcanischen Könige, und der aragonische Infant Pedro konnten Jacob erst nach drei Jahren das Versprechen abnehmen, im Julius 1339 vor seinem Schwager in Barcelona zu erscheinen. Er kam, bat aber, die Huldigung nicht vor großer Volksmasse, sondern in königlicher Kapelle darzubringen; was zwar gewährt, doch kein Polster zum Knieen ihm vorgelegt wurde, bis man auf geschehenes Beklagen ein ungewöhnlich schmales brachte, auf welchem er am 17. Jul. seinen Vasalleneid ablegte [21]). Gleich nach der Feierlichkeit eilte Jacob voll Ingrimms über erlittene verächtliche Behandlung (man hatte ihn wegen des fehlenden Polsters lange stehen lassen) hinweg nach Perpignan; doch wußte er sich zu mäßigen, als sein Schwager ihn auf der Reise nach Avignon besuchte und als seinen Begleiter mitnahm, wo sie am 10. Nov. 1339 prächtig empfangen wurden. Tags darauf hielt Pedro IV. zur Leistung seiner sardinischen Lehenpflicht bei dem Papste seinen feierlichen Aufritt. Jacob begleitete, dicht neben herreitend, seinen Schwager, als Einer von Adel, der sein Pferd am Zügel führte, Pedro's Rosse, welches, wie man sagt, außer der Linie ging, einen, und dem Granden, der bei diesem die nämlichen Dienste versah, mehre Streiche versetzte. Sofort legte der ergrimmte König von Aragonien Hand an sein Schwert, und suchte es gegen Jacob in der Meinung, dieser habe ihn beleidigen wollen, dreimal zu ziehen, während sein Neffe, der Infant Pedro, rasch dazwischen trat und den Irrthum, welcher nicht nur die Feierlichkeit stören, sondern auch Papst und Cardinäle in ihrer Vorliebe zu dem Majorcaner gegen dessen Schwager erzürnen konnte, aufzuklären sich abmühte [22]). Der Groll des beleidigten Monarchen aber blieb auf immer gegen jenen unvertilgbar; und wenn er sich auch von ihm bis an die Pyrenäen zurückbegleiten ließ, so sann er doch von nun an auf Rache und half selbst die Gelegenheit dazu herbeiführen.

Im J. 1340 nämlich unterhandelte Jacob eine Heirath seiner einzigen Tochter Isabelle mit dem Sohne des Grafen von Foix, während er, wenn nicht schon früher [23]), am französischen Hofe in den Verdacht gerieth, mit den Engländern in heimlichem Einverständnisse zu leben, seinen Sohn an eine Königstochter dieses Volkes verheirathen zu wollen, und sich überhaupt mit Berufung auf alten, vielleicht erst entdeckten, Urkunden von dem französischen Vasallenverhältnisse loszureißen. Dies Letztere sprengten wenigstens französische Beamten in Languedoc mit Gewißheit aus, und Ersteres hat etwas für sich; da allerdings nach Rymer ein Bündniß zwischen England, Majorca und Aragonien verhandelt wurde. Daher fand König Philipp VI. für nöthig, die Gesinnungen seines Vasallen zu prüfen, ihm den Lehenseid über die Herrschaft Montpellier nochmals abzufodern, aber auch seine Gerechtsame ohne füglichen Grund auf die Vicomtéen Omelas und Carlabois auszudehnen, die offenbar doch unter aragonischer Hoheit standen, aber von ihm dann erst wieder aufgegeben wurden, als Pedro ernste Einwendungen machte [24]). Doch Jacob, seiner Rechte sich bewußt, weigerte den Eid und wies den König zuversichtlich an den Papst oder irgend einen seiner Cardinäle zur unparteiischen Prüfung der Sache. Philipp hingegen, Pedro's Politik und Jacob's Umstände wol richtig berechnend, wendete sich an den König von Aragonien. Bei diesem hatte Jacob bisher in dem Verdachte gestanden, geheime Verbindungen mit Frankreich, Neapel und Castilien gegen ihn zu pflegen, oder wenn diese abfallen würden, mit Marokko denselben Zwecken zu verfolgen. Und doch suchten ihn jetzt Jacob und seine Gemahlin zu San-Seloni auf, empfingen aber, statt schneller Hilfe, leere Versprechungen und sogar Warnungen vor einem Bruche mit Frankreich. Gleichwol setzte Jacob seine gegen die Verbote Philipp's angeordneten Waffenspiele in Montpellier fort, um seinen Unabhängigkeitssinn anzukündigen; und auf erfolgte Verachtung der Warnungen ließ Philipp Truppen gegen ihn marschiren. Der Graf von Foix hinderte zweimal durch seine Vermittelung den Ausbruch der Feindseligkeiten, während König Pedro dem von Frankreich zutraulich erklärte, mit ihm stets im Einklange zu handeln, sodaß dieser jenem die Entscheidung des Streites in die Hände zu geben versprach, obschon er die Rüstungen zu Wasser und zu Lande fortsetzte [25]). Jacob zog sich nach Perpignan und

---

20) s. Hermilly S. 187. 21) s. Hermilly S. 188 fg. *Zuritae* Indic. p. 264 und Ferreras V, 137 fg. 22) Hermilly S. 190 fg. Ferreras V, 138 fg. und *Zuritae* Indic. p. 265. Hermilly will wissen, daß das Schwert das Krönungsschwert, also seit drei Jahren nicht gebraucht, aber eingerostet gewesen sei. Der Beleidiger hieß Gaston de Levis, Bruder des französischen Marschalls von Mirepoix. 23) *Sismondi*, Histoire des Fr. X, 219: Jacques, Roi de Majorque, étoit un prince imprudent, ami du plaisir, et si enorgueilli de son titre royal, qu'il se croyoit l'égal des plus grands potentats, et qu'il refusoit en même temps l'hommage, qu'il devoit au Roi de France pour ses possessions en Languedoc, et au roi d'Aragon pour ses possessions en Espagne. Vergl. noch *Gariel*, Series II, 14.

24) Die Sache ist in allen mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln, namentlich von dem umständlichen Hermilly, etwas unklar und verworren vorgetragen worden, weil Baronie und Herrschaft Montpellier bisweilen verwechselt und keins von beiden scharf geschieden wurde. Aus Allem aber geht obiges Ergebniß hervor, und es findet sich auch, daß nach Jacob's II. Tode Frankreich vorgab, Aragonien habe gegen das französ. Lehenrecht bisher über Omelas und Carlabois verfügt; es konnte aber seine Ansprüche nicht rechtskräftig machen, weil es die beiden Vicomtéen im Vertrage vom J. 1352 dem Aragonier gleichsam abkaufte, und 1500 wurde endlich die Sache völlig abgethan. Mit der Baronie Montpellier, die unter aragonischer Hoheit stand, machte es Frankreich in ähnlicher Art. 25) s. Hermilly S. 199 fg. Ferreras V, 164 fg.

im Julius 1341 zu seinem Schwager nach Montblanch zurück, wo am 10. desselben Monats, auf sein heftiges Ansuchen, eine Gesandtschaft an Philipp beschlossen wurde, welche ihn an sein gegebenes Wort erinnern, die Klagen Jacob's, dessen Verhältniß zu Pedro und umgekehrt, wie die Folgen eines Krieges, welchen der Aragonier bei gespürten unversöhnlichen Gesinnungen nicht vermeiden würde, aus einander setzen, hingegen auf die Wahl unbestechlicher und leidenschaftsloser Richter, falls Philipp die Sache durchaus an seinem Hofe untersuchen lassen wollte, bringen sollte [20]). Dieser aber, wiederum richtig sehend, gab der Gesandtschaft zu wenig Gehör, und ließ im December Montpellier, Omelas und Carlades besetzen, was Jacob wol befürchtet, Pedro nie hatte glauben wollen; folglich auch seinen Schwager stets vor feindseligen Maßregeln gewarnt hatte, die dieser grade mit ihm so gern ergreifen wollte. Unter stetem, doch vergeblichem, Hülferufen dieses Königs ließ Pedro mehr und mehr Mistrauen merken, und schob ihm geheime Verbindungen unter, die stracks seinen Handlungen und den politischen Verknüpfungen widersprachen, während sein Stiefbruder Fernando, der zu gleicher Zeit mit seinem Schwiegervater auf Cypern in offenen Zwiespalt gerathen war, solch einen aufrichtigen Schutz bei Pedro fand, daß er durch eine von diesem gestiftete Aussöhnung schnell genug vor seinen Kränkungen geschützt wurde. Unter diesen widrigen Umständen scheint Jacob, wenigstens gab es ihm Pedro nachher Schuld, den Franzosen den Krieg erklärt zu haben, und konnte also, den Feind auf dem Nacken, im Mitte Februar 1342 der Ladung seines Schwagers, zu besserer Berathung in Barcelona zu erscheinen, keine Folge leisten; und da er sich dazu nicht verbindlich erklärt hatte, so wurden im März die [illegible]

[illegible]

schweigen von dem Widersacher entschuldigt wurde. Genug, Pedro erklärte ihn für einen Rebellen, und leitete feindselige Schritte gegen ihn ein, indem er dessen Unterthanen ihres Gehorsams entband und an seine Krone wies, was die Majorcaner sehr übel nahmen [23]). Jacob begann hierauf mit König Philipp, obschon ihm dieser, auf Pedro's Gesuch, keine Kriegswerbungen in seinen Staaten gestattete, friedliche Unterhandlungen, während sich die Grafen von Foix und Armagnac mitleidig zeigten, durch Papst Clemens VI. auf eine Versöhnung Pedro's mit seinem Schwager hinzuwirken. Es kam auch zur Bestimmung von Zeit und Ort, wie zur Ausfertigung eines Geleitsbriefes für Jacob und Constanzen. Jeder von beiden Königen erschien im Juli 1342 mit vier bewaffneten Galeeren zu Barcelona. Jacob stieg im Minoritenkloster ab, aus welchem er unbemerkt mittels eines bedeckten Ganges in den Hafen gelangen konnte; doch scheint er sich großen Theils auf den Schiffen aufgehalten zu haben. Der päpstliche Legat, Erzbischof von Air, machte nun die Versuche zur Aussöhnung, die durch das Gerücht, Jacob würde seinen Schwager, dessen Oheim und Bruder in die Gefangenschaft nach Majorca entführen, ihnen seine Selbständigkeit abzwingen, und sie im Falle der Widersetzlichkeit beider nach der Verhaftung ohne Umstände ermorden, vereitelt wurden [24]). Pedro, jedenfalls der Erfinder dieses Gerüchtes (wenigstens in der verdächtigen Weise, wie es auf die Nachwelt gekommen ist, da bei den gesteigerten Leidenschaften solch ein Gewaltstreich wol gedroht haben mochte), gab vor, dasselbe durch einen Mönch entdeckt zu haben und ließ durch seinen Bruder Jacob, den Grafen von Urgel, seine Schwester Constanze mit Gewalt zu sich führen und hielt sie, trotz der Einreden ihres Gemahls und ihrer eigenen Weigerungen, [illegible] daher die Angabe sehr verdächtig, daß Constanze ihrem Bruder über die Verschwörung volles Licht gegeben hätte. [illegible]

[illegible]

[illegible]

konnte aber keine Unterstützung von ihm gegen den Aragonier erhalten, sowie auch das Ehebündniß seiner Tochter mit dem jungen Grafen Gaston Phöbus von Foix, dessen Abschluß bisher verschoben worden war, und jetzt wieder in Anregung kam, nicht vollzogen werden konnte [31]). Pedro rüstete sich inzwischen zu Wasser und zu Lande — ja nach Hermilly sollen die Feindseligkeiten am Ende Octobers 1342 begonnen haben — in der That aber sprach Pedro erst bei feierlicher Versammlung in seinem Palaste zu Barcelona am 21. Febr. 1343 über Jacob vom Throne herab das Urtheil, denselben aller seiner aragonischen Lehen verlustig zu achten, wenn er nicht binnen Jahresfrist persönlich kommen und sich von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen reinigen würde [32]). Das in Catalonien bekanntgemachte Urtheil beantwortete Jacob; allein er ging in seiner langen Vertheidigung weiter, als der Inhalt der bestehenden Verträge und früheres Herkommen gestatten konnten. Und so kamen die Einladungen einiger angesehenen Majorcaner, deren Insel bisher, wie es hieß, durch harte Abgaben und Gewaltthaten mancher Art von Jacob sehr gelitten hatte, an Pedro sehr erwünscht; am 1. Mai wurde die Unterwerfung der Insel und deren künftige Verwaltung vertragsmäßig bestimmt, ungeachtet Jacob sie, nachdem des Papstes und Sancho's von Sicilien Verwendungen gescheitert waren, mit 300 Reitern und 15,000 Mann Fußvolk besetzte. Pedro warf auch mit seiner Flotte am 23. Mai 1343 vor Palomera Anker, wo aber Jacob's Anstalten die Landung vereitelten; hingegen wurde sie bei Santa Ponça und Peguera desto leichter erzwungen, als Jacob feiger Weise oder durch Verrath von den Seinen verlassen wurde. Auch in der Hauptstadt fand er bei Pedro's Annäherung eine solche Lauheit der Gesinnungen gegen sich, daß er am letzten Mai in Begleitung einiger getreuen Barone heimlich nach Frankreich entweichen mußte. Gleichzeitig ergab sich dem Könige Pedro IV. die Hauptstadt, deren Beispiele die andern Städte und festen Plätze sammt Menorca und Iviça nach geschehener Auffoderung folgten, worauf der König diesen Inselstaat mit Aragonien vereint erklärte [33]). Zu Ende Junius nach Catalonien zurückgekehrt, traf er unverzüglich Anstalten zur Eroberung der Grafschaften jenseit der Pyrenäen, ohne den wiederholten Fürbitten päpstlicher Abgeordneten geneigtes Ohr zu schenken; auch konnte Jacob's Schreiben an ihn seinen ungesäumt begonnenen Heerzug über die Pyrenäen nicht aufhalten, und als der Cardinallegat und die Abgeordneten Perpignans einen Antrag zur Unterredung mit seinem Schwager ihm gethan hatten, foderte er erst alle Besitzungen seines Gegners unter seine Macht, bevor er sich erklären könnte, sowie jegliche Einwendung schnöde und grob abgewiesen wurde. Siegend und verheerend drang Pedro bis Perpignan vor, dessen Besatzung mit 1500 Mann verstärkt wurde, wodurch sich das schwache und an Kriegs- und Lebensmitteln Mangel leidende Belagerungsheer zum Rückzuge nach Canet genöthigt sah. Hier wußte der Cardinallegat mit Hilfe des Bischofes von Huesca und Anderer den König Pedro am 19. August zu einem achtmonatlichen Waffenstillstande zu bewegen, wozu die Besorgniß, Jacob's Freund, der Graf von Foix, würde von Algesiras, das er mit dem Könige von Castilien belagerte, mit einem Beistande herbeieilen, keinen geringen Antheil haben mochte. Dieser allerdings um Hilfe angesprochen, befand sich schon auf dem Marsche nach Roussillon, als er im Sept. starb. Doch hatte sich Pedro nach Catalonien zurückbegeben und wußte seines Gegners Plan, durch Verkauf der Herrschaft Montpellier und der Gebiete Omelas und Carladois an Frankreich Geld zur Rüstung zu gewinnen, glücklich zu vereiteln, und dessen Truppenwerbungen ebendaselbst verbieten zu lassen. Die letzte und tapfere Stütze Jacob's, sein Bruder Fernando, welchem er 1327 ein Einkommen von 3000 Livres verschafft und drei Jahre später statt dieser Summe die Baronie Montpellier angewiesen hatte [34]), verschwand durch dessen Tod noch vor Ablauf des Jahres 1343. Dafür gewann er die Gräfin Eleonore von Foix trotz Pedro's Ränken, und ließ sich auch von seinen Freunden zu Aussöhnungsversuchen im Januar 1344 bereden. Sie wurden mit bittern Vorwürfen abgewiesen. Alsdann soll Jacob, nach Zurita's Erzählung, Willens gewesen sein, seinen Schwager im Pilgergewande aufzusuchen, worüber dieser benachrichtigt an den Grenzen Anstalten zu seiner Verhaftung treffen ließ. Auf die Vereitelung dieses letzten Versuches erfolgte nun der äußerste Schritt zu gänzlicher Unversöhnlichkeit. Am 29. März 1344 erklärte Pedro feierlich, daß alle Besitzungen Jacob's, die französischen Lehen ausgenommen, auf immer mit dem aragonischen Reiche, als dessen wesentliche Stücke, verknüpft und von demselben nie wieder getrennt werden sollten, und schwor, daß seine Verwandten und Unterthanen sich an ihm oder seinen Nachfolgern, wenn er oder sie diese Verfügung verletzen würden, rächen sollten [35]). Und da er zu den bemerkten nun stehend gewordenen Beschuldigungen, von welchen nur die Verdrängung der barcelonaer Münzen in Roussillon durch eigene die einzig erwiesene war, noch hinzufügte, Jacob habe gegen ihn verbrecherische Plane mit Frankreich, Castilien, Genua, Pisa und der Königin Stiefmutter sammt deren Kindern geschmiedet, so blieb er auch gegen des unermüdeten Papstes fortgesetzte Einwendungen und Friedensversuche unbeugsam; nicht einmal die Verlängerung des Waffenstillstandes bis

31) Cf. *Zuritae* Indic. p. 270. Hermilly S. 212—219. Ferreras V, 179 fg. 32) *Zuritae* Indic. p. 271. 33) Cf. *Zuritae* Indic. p. 271. Ferreras V, 198 und Hermilly S. 223 fg.

34) s. Hermilly S. 192, vergl. mit S. 178 u. 180. Dieser Fernando war Anfangs Franziskanermönch, durch Papst Benedict XII. am 21. August 1336 seines Gelübdes entbunden, heirathete er Eschiva, Tochter Königs Hugo IV. von Cypern. Man glaubt, er sei zu Montpellier begraben worden; daher werden auch Gariel (Series II, 49) und die ihm nachschreibenden Franzosen, welche sein Grabmal für das eines gleichnamigen Sohnes von König Jacob II. von Majorca gehalten haben, eines Irrthums beschuldigt, da sich überhaupt keine Spuren finden, daß dieser König zwei Söhne gezeugt habe. 35) Cf. *Zuritae* Indic. p. 272. Damit Hermilly, Ferreras u. Sismondi zu vergleichen.

im Julius 1341 zu seinem Schwager nach Montblanch zurück, wo am 10. desselben Monats, auf sein heftiges Ansuchen, eine Gesandtschaft an Philipp beschlossen wurde, welche ihn an sein gegebenes Wort erinnern, die Klagen Jacob's, dessen Verhältniß zu Pedro und umgekehrt, wie die Folgen eines Krieges, welchen der Aragonier bei gespürten unversöhnlichen Gesinnungen nicht vermeiden würde, aus einander setzen, hingegen auf die Wahl unbestechlicher und leidenschaftsloser Richter, falls Philipp die Sache durchaus an seinem Hofe untersuchen lassen wollte, dringen sollte [26]). Dieser aber, wiederum richtig sehend, gab der Gesandtschaft zu wenig Gehör, und ließ im December Montpellier, Omelas und Carlados besetzen, was Jacob wol befürchtet, Pedro nie hatte glauben wollen; folglich auch seinen Schwager stets vor feindseligen Maßregeln gewarnt hatte, die dieser grade mit ihm so gern ergreifen wollte. Unter stetem, doch vergeblichem, Hilferufen dieses Königs ließ Pedro mehr und mehr Mistrauen merken, und schob ihm geheime Verbindungen unter, die stracks seinen Handlungen und den politischen Verknüpfungen widersprachen, während sein Stiefbruder Fernando, der zu gleicher Zeit mit seinem Schwiegervater auf Cypern in offenen Zwiespalt gerathen war, solch einen aufrichtigen Schutz bei Pedro fand, daß er durch eine von diesem gestiftete Aussöhnung schnell genug vor fernern Kränkungen geschützt wurde. Unter diesen widrigen Umständen scheint Jacob, wenigstens gab es ihm Pedro nachher Schuld, den Franzosen den Krieg erklärt zu haben, und konnte also, den Feind auf dem Nacken, in Mitte Februars 1342 der Ladung seines Schwagers, zu besserer Berathung in Barcelona zu erscheinen, keine Folge leisten; und da er sich dazu nicht verbindlich erklärt hatte, so wurden im März die erneuerten Gesuche um Hilfe abgeschlagen mit Vorwürfen, daß er keine Ursache zum Kriege mit Frankreich hätte (obschon dieses die beiden Vicomtéen noch besetzt hielt, und Pedro des Widerspruches wegen behauptete, es hätte sich befriedigend darüber erklärt), und Pedro sich so wenig für die Unterstützung eines ungerechten Krieges verstehen könnte, als J. Recht hätte, in Roussillon — was in der That geschehen war — eigene Münzen einzuführen [27]). Dieserhalb erließ der Aragonier, wie erzählt wird, auf die wiederholte Ansprache um Beistand, an J. eine zweite Ladung, in einer bestimmten Frist persönlich zu erscheinen, und erklärte dabei, wenn es nicht nachmals als Beschönigung des Gewaltstreiches untergeschoben wurde, in seinem zwiespältigen Staatsrathe: „erscheint J., wie er muß, wolle er ihm Beistand geben, wenn nicht, sei er dazu nicht befugt" [28]). Allein — dies war vorher zu sehen — die Zeit war zu kurz, und der König zu beschäftigt, als daß er der Ladung folgen konnte, und da er die Verträge mit Aragonien stets vor Augen hatte, so beantwortete er die Auffoderung so wenig, als sein Stillschweigen von dem Widersacher entschuldigt wurde. Genug, Pedro erklärte ihn für einen Rebellen, und leitete feindselige Schritte gegen ihn ein, indem er dessen Unterthanen ihres Gehorsams entband und an seine Krone wies, was die Majorcaner sehr übel nahmen [29]). Jacob begann hierauf mit König Philipp, obschon ihm dieser, auf Pedro's Gesuch, keine Kriegswerbungen in seinen Staaten gestattete, friedliche Unterhandlungen, während sich die Grafen von Foix und Armagnac mitleidig zeigten, durch Papst Clemens VI. auf eine Versöhnung Pedro's mit seinem Schwager hinzuwirken. Es kam auch zur Bestimmung von Zeit und Ort, wie zur Ausfertigung eines Geleitsbriefes für Jacob und Constanzen. Jeder von beiden Königen erschien im Juli 1342 mit vier bewaffneten Galeeren zu Barcelona. Jacob stieg im Minoritenkloster ab, aus welchem er unbemerkt mittels eines bedeckten Ganges in den Hafen gelangen konnte; doch scheint er sich großen Theils auf den Schiffen aufgehalten zu haben. Der päpstliche Legat, Erzbischof von Aix, machte nun die Versuche zur Aussöhnung, die durch das Gerücht, Jacob würde seinen Schwager, dessen Oheim und Bruder in die Gefangenschaft nach Majorca entführen, ihnen seine Selbständigkeit abzwingen, und sie im Falle der Widersetzlichkeit beider nach der Verhaftung ohne Umstände ermorden, vereitelt wurden [30]). Pedro, jedenfalls der Erfinder dieses Gerüchtes (wenigstens in der verdächtigen Weise, wie es auf die Nachwelt gekommen ist, da bei den gesteigerten Leidenschaften solch ein Gewaltstreich wol gedroht haben mochte), gab vor, dasselbe durch einen Mönch entdeckt zu haben und ließ durch seinen Bruder Jacob, den Grafen von Urgel, seine Schwester Constanze mit Gewalt zu sich führen und hielt sie, trotz der Einreden ihres Gemahls und ihrer eigenen Weigerungen, fest; daher die Angabe sehr verdächtig, daß Constanze ihrem Bruder über die Verschwörung volles Licht gegeben hätte. Augenblicklich kündigte Jacob seine Lehenpflichten gegen Pedro auf und segelte (der Nuntius verließ gleichfalls Pedro's Hof) nach Majorca ab. Von hier aus kündete er allen Unterthanen seines Schwagers, die in seinen Landen waren, Haft und Beschlagnahme ihrer Güter an und letzterm den Krieg, dessen Ursachen mit Erzählung des beschuldigten Frevels in einer Art von Manifest zur öffentlichen Kunde kamen. Alsdann eilte er nach Paris und söhnte sich mit König Philipp, der bereits dazu geneigt war, aus,

26) Hermilly S. 200 fg. 27) s. ebendas. S. 206 fg. 28) s. ebendas. S. 208 fg. Mariana III, 498 fg. und Ferreras V, 177 fg., wogegen Hermilly in der Préface zu diesem Bande einen besondern Excurs geschrieben.

29) s. deren Schreiben bei Hermilly S. 212. 30) Dieses Gerücht in der Chronica del rey en Pere, die für Pedro's Selbstbiographie gehalten wird, hat im Allgemeinen bei Einheimischen und Franzosen heftige Widersacher gefunden. Die gewöhnliche Meinung hält es für eine Erfindung dieses Königs; der Pater Abarca aber für eine von diesem Könige mit den Infanten Pedro und Jayme verabredete List. Blancas bei Schott III, 668 schildert P. überhaupt in seinem Verfahren gegen J. sehr schwarz, wenn es heißt: „Petrus, miro certe in omnibus suis rebus simulationis artificio eruditus rex, quo facilius posset omnium odio subjicere scelera ac fraudes, quos in Balearicum Regem inferebat, jure prius, deinde vi et armis cum eo sibi decertandum proposuit." Auch der J. anfeindende Sismondi (X, 224) nimmt hierbei P. nicht in Schutz, während Schmidt die Echtheit des Gerüchtes nicht bestreitet.

konnte aber keine Unterstützung von ihm gegen den Aragonier erhalten, sowie auch das Ehebündniß seiner Tochter mit dem jungen Grafen Gaston Phöbus von Foix, dessen Abschluß bisher verschoben worden war, und jetzt wieder in Anregung kam, nicht vollzogen werden konnte [31]). Pedro rüstete sich inzwischen zu Wasser und zu Lande — ja nach Hermilly sollen die Feindseligkeiten am Ende Octobers 1342 begonnen haben — in der That aber sprach Pedro erst bei feierlicher Versammlung in seinem Palaste zu Barcelona am 21. Febr. 1343 über Jacob vom Throne herab das Urtheil, denselben aller seiner aragonischen Lehen verlustig zu achten, wenn er nicht binnen Jahresfrist persönlich kommen und sich von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen reinigen würde [32]). Das in Catalonien bekanntgemachte Urtheil beantwortete Jacob; allein er ging in seiner langen Vertheidigung weiter, als der Inhalt der bestehenden Verträge und früheres Herkommen gestatten konnten. Und so kamen die Einladungen einiger angesehenen Majorcaner, deren Insel bisher, wie es hieß, durch harte Abgaben und Gewaltthaten mancher Art von Jacob sehr gelitten hatte, an Pedro sehr erwünscht; am 1. Mai wurde die Unterwerfung der Insel und deren künftige Verwaltung vertragsmäßig bestimmt, ungeachtet Jacob sie, nachdem des Papstes und Sancho's von Sicilien Verwendungen gescheitert waren, mit 300 Reitern und 15,000 Mann Fußvolk besetzte. Pedro warf auch mit seiner Flotte am 23. Mai 1343 vor Palomera Anker, wo aber Jacob's Anstalten die Landung vereitelten; hingegen wurde sie bei Santa Ponça und Peguera desto leichter erzwungen, als Jacob feiger Weise oder durch Verrath von den Seinen verlassen wurde. Auch in der Hauptstadt fand er bei Pedro's Annäherung eine solche Lauheit der Gesinnungen gegen sich, daß er am letzten Mai in Begleitung einiger getreuen Barone heimlich nach Frankreich entweichen mußte. Gleichzeitig ergab sich dem Könige Pedro IV. die Hauptstadt, deren Beispiele die andern Städte und festen Plätze sammt Menorca und Iviça nach geschehener Auffoderung folgten, worauf der König diesen Inselstaat mit Aragonien vereint erklärte [33]). Zu Ende Junius nach Catalonien zurückgekehrt, traf er unverzüglich Anstalten zur Eroberung der Grafschaften jenseit der Pyrenäen, ohne den wiederholten Fürbitten päpstlicher Abgeordneten geneigtes Ohr zu schenken; auch konnte Jacob's Schreiben an ihn seinen ungesäumt begonnenen Heerzug über die Pyrenäen nicht aufhalten, und als der Cardinallegat und die Abgeordneten Perpignans einen Antrag zur Unterredung mit seinem Schwager ihm gethan hatten, foderte er erst alle Besitzungen seines Gegners unter seine Macht, bevor er sich erklären könnte, sowie jegliche Einwendung schnöde und grob abgewiesen wurde. Siegend und verheerend drang Pedro bis Perpignan vor, dessen Besatzung mit 1500 Mann verstärkt wurde, wodurch sich das schwache und an Kriegs- und Lebensmitteln Mangel leidende Belagerungsheer zum Rückzuge nach Canet genöthigt sah. Hier wußte der Cardinallegat mit Hilfe des Bischofes von Huesca und Anderer den König Pedro am 19. August zu einem achtmonatlichen Waffenstillstande zu bewegen, wozu die Besorgniß, Jacob's Freund, der Graf von Foix, würde von Algesiras, das er mit dem Könige von Castilien belagerte, mit einem Beistande herbeieilen, keinen geringen Antheil haben mochte. Dieser allerdings um Hilfe angesprochen, befand sich schon auf dem Marsche nach Roussillon, als er im Sept. starb. Doch hatte sich Pedro nach Catalonien zurückbegeben und wußte seines Gegners Plan, durch Verkauf der Herrschaft Montpellier und der Gebiete Omelas und Carladois an Frankreich Geld zur Rüstung zu gewinnen, glücklich zu vereiteln, und dessen Truppenwerbungen ebendaselbst verbieten zu lassen. Die letzte und tapfere Stütze Jacob's, sein Bruder Fernando, welchem er 1327 ein Einkommen von 3000 Livres verschafft und drei Jahre später statt dieser Summe die Baronie Montpellier angewiesen hatte [34]), verschwand durch dessen Tod noch vor Ablauf des Jahres 1343. Dafür gewann er die Gräfin Eleonore von Foix trotz Pedro's Ränken, und ließ sich auch von seinen Freunden zu Aussöhnungsversuchen im Januar 1344 bereden. Sie wurden mit bittern Vorwürfen abgewiesen. Alsdann soll Jacob, nach Zurita's Erzählung, Willens gewesen sein, seinen Schwager im Pilgergewande aufzusuchen, worüber dieser benachrichtigt an den Grenzen Anstalten zu seiner Verhaftung treffen ließ. Auf die Vereitelung dieses letzten Versuches erfolgte nun der äußerste Schritt zu gänzlicher Unversöhnlichkeit. Am 29. März 1344 erklärte Pedro feierlich, daß alle Besitzungen Jacob's, die französischen Lehen ausgenommen, auf immer mit dem aragonischen Reiche, als dessen wesentliche Stücke, verknüpft und von demselben nie wieder getrennt werden sollten, und schwor, daß seine Verwandten und Unterthanen sich an ihm oder seinen Nachfolgern, wenn er oder sie diese Verfügung verletzen würden, rächen sollten [35]). Und da er zu den bemerkten nun stehend gewordenen Beschuldigungen, von welchen nur die Verdrängung der barcelonaer Münzen in Roussillon durch eigene die einzig erwiesene war, noch hinzufügte, Jacob habe gegen ihn verbrecherische Plane mit Frankreich, Castilien, Genua, Pisa und der Königin Stiefmutter sammt deren Kindern geschmiedet, so blieb er auch gegen des unermüdeten Papstes fortgesetzte Einwendungen und Friedensversuche unbeugsam; nicht einmal die Verlängerung des Waffenstillstandes bis

31) Cf. *Zuritae* Indic. p. 270. Hermilly S. 212—219. Ferreras V, 179 fg. 32) *Zuritae* Indic. p. 271. 33) Cf. *Zuritae* Indic. p. 271. Ferreras V, 198 und Hermilly S. 223 fg.

34) s. Hermilly S. 192, vergl. mit S. 178 u. 180. Dieser Fernando war Anfangs Franziskanermönch, durch Papst Benedict XII. am 21. August 1336 seines Gelübdes entbunden, heirathete er Eschiva, Tochter Königs Hugo IV. von Cypern. Man glaubt, er sei zu Montpellier begraben worden; daher werden auch Gariel (Series II, 49) und die ihm nachschreibenden Franzosen, welche sein Grabmal für das eines gleichnamigen Sohnes von König Jacob II. von Majorca gehalten haben, eines Irrthums beschuldigt, da sich überhaupt keine Spuren finden, daß dieser König zwei Söhne gezeugt habe. 35) Cf. *Zuritae* Indic. p. 272. Damit Hermilly, Ferreras u. Sismondi zu vergleichen.

Michaelis gab er zu. Seine Rache ging so weit, daß er am 19. April zu Montserrat ein Gelübde auf die Ausführung seines Beschlusses that und denselben sogar von seinem Adel am 3. Mai beschwören ließ. Die Feindseligkeiten begannen nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder, Pedro's Eindringen in Jacob's Lande jenseit der Pyrenäen erleichterte sowohl der Übertritt eines angesehenen Vasallen, als Königs Philipp strenges Verbot an seine Franzosen, dem Majorcaner beizustehen. Argeles fiel den 6. und Collioure den 24. Junius ihm zu; somit war ganz Roussillon erschüttert, der Cardinal von Embrun wollte den schlimmen Folgen für Jacob vorbeugen; allein dessen Stolz erkannte die Vermittelung nicht an, obschon er kein Heer im offenen Felde seinem Feinde entgegenstellen konnte. Endlich nach Eroberung Elne's fand er sich, mit Übergehung der Schritte des Herzogs von der Normandie zu seinem Besten, für eine Unterredung mit Don Pedro von Exerica am 13. Jul. geneigt, in welcher er die unbedingte Ergebung in des Gegners Gewalt annahm, wie es scheint, nachdem der Grande ihm mehr versprochen hatte, als König Pedro erfüllen wollte. Einige Tage nachher erschien Jacob ganz geharnischt, aber ohne Kopfbedeckung in Begleitung Pedro's von Exerica unter einem vor Elne's Thoren errichteten Zelte, in welchem Pedro auf einem Throne saß. Das Zuvorkommen des Siegers kündete zwar Versöhnung an, allein die edle Rede des Unterwürfigen wurde kalt und trocken beantwortet. Freiwillig übergab Jacob dem Aragonier die noch nicht eroberten Gebiete, aber er erhielt sie wider Verhoffen nicht wieder zurück; nur behandelte man ihn weder als Verbrecher noch als Gefangenen, was ihm auch zuvor zugesichert worden war [36]). Statt Monresa, wie Anfangs versprochen, wurde dem entsetzten Könige Berga in Catalonien zum Aufenthalte angewiesen, und Pedro hütete sich von nun an, seinen Schwager wieder zu sehen. Der gefangenen und kränklichen Constanze gestattete er, ihren Gemahl in San-Cuyat zu sprechen, während Gerüchte von Jacob's Wiedereinsetzung in seine Staaten ausgestreut und erhalten wurden. Pedro ließ sie sehr bestimmt widerlegen, und beschuldigte zugleich seinen Schwager aufrührischer Plane mit den Baronen, welche sich am 22. Juli zu Perpignan der Huldigung Pedro's standhaft widersetzt hatten. Inzwischen ließ dieser ununterbrochen um Abschrift der ihm gemachten Beschuldigungen und Verbrechen und um Gehör für seine Vertheidigung anhalten. Darauf beschloß Pedro — die Vereinigung der Staaten Jacob's mit dem Königreiche Aragonien war zu Perpignan abermals feierlich beschworen worden — am 7. Oct. nach gepflogener Berathung mit seinen Reichsständen zu Barcelona, seinem Schwager jährlich ein Einkommen von 10,000 Livres, bis ihm ein auswärtiges Gebiet von gleichem Ertrage verschafft worden wäre, gegen Erlaß der Kriegskosten zu zahlen, sammt der Einräumung von Omelas, Carladois und Montpellier, sobald er die königlichen Titel und Würden und jegliche Ansprüche auf Proceß und Entschädigung für seine Nachkommen aufgeben würde [37]). Dieser Beschluß wurde ihm zur Annahme zugesendet, aber nach reiflicher Überlegung von ihm verworfen, um sein Recht ferner zu suchen. Die Antwort war heftig und beleidigte Don Pedro von Exerica wegen seiner frühern Bemühungen zur Aussöhnung dergestalt, daß er an Jacob eine Herausfoderung sandte, wenn nicht dieselbe, wie Zurita will, von Jacob ausgegangen ist, da er den Baron eines geflissentlichen Betrugs bei der Unterwerfung zu Elne bezüchtigte. Jacob floh im November wegen Lebensgefahr nach San Vincente, Martorel, und von da, als König Pedro den Zweikampf verhinderte und seinem Schwager, wie Hermilly angibt, einen Hinterhalt legte, nach Cerdagne, wo er geheimen Anhang fand. Auf dieser Flucht hatten sich 60 Reiter und 300 Fußgänger um ihn versammelt, mit welchen er zu Puycerda freudig aufgenommen wurde. In Kurzem zählte er 600 Reiter und 1300 Fußgänger um sich, welche den Vorkehrungen Pedro's geringen Abbruch thun konnten. Auch das unbeständige Puycerda verstieß ihn schnell wieder, und am 24. November mußte er über die Gebirge, mit Kälte, Schnee und Hunger kämpfend, seinen Rückzug nach dem Schlosse Foix antreten. Vom Besitzer desselben mit Geld unterstützt, schlug er seinen Weg nach Montpellier ein und von da nach Avignon zum Papste Clemens VI. [38]). Obschon Pedro bei diesem, bei König Philipp von Frankreich und zu Venedig vorbeugte, vor dem Verstoßenen warnte, und Anstalten traf, daß dieser mit Hilfe der Genueser keine Unruhen in Sardinien erregen konnte, so waren doch Papst und Philipp mitleidig genug, sich für ihn zu verwenden. Der Erfolg davon mißlang so sehr, daß Pedro nicht einmal die gefangene Constanze frei geben wollte, sondern ihr jährlich 3000 Livres mit dem Wohnsitze Montblanch versprach, wenn sie sich ruhig verhalten wollte, bis ein päpstlicher Legat ihre Befreiung durchsetzte, welche sie nicht lange genoß. Sie starb 1346 zu Montpellier.

Während dessen hatte Jacob's Anhang ebendaselbst Geldsummen zusammengeschossen, und ihm nach Avignon gesendet; in Roussillon entspann sich zu seinen Gunsten eine Verschwörung, ebenso auf Majorca; diese von keiner Bedeutung, jene aber gefährlich, wurde entdeckt und bestraft. Vielleicht war das geheime, noch nicht reife Brüten auf den Inseln wie auf dem Festlande Ursache, daß Jacob bis 1347 unthätig blieb, als in Valencia Unruhen ausbrachen, welche er mit Unterstützung des französ. Admirals Grimaldi zu einem Versuche für die Eroberung Majorca's benutzte; und da dieser mislang, warf er sich gegen die Absichten Frankreichs auf Roussillon und eroberte fast das ganze Gebiet Conflant. Pedro, herbeieilend, schlug und jagte ihn auf das französ. Gebiet zurück, wo ihn König Philipp bestraft haben würde, wenn nicht der Papst kräftige Fürbitte gethan hätte. In Avignon aber-

36) s. Hermilly S. 284 fg. *Zuritae* Indic. p. 273. Ferreras V, 206 fg.

37) Cf. *Zuritae* Indic. p. 274, so auch Ferreras V, 207. Mariana III, 499 und Hermilly S. 295. König Pedro nannte seinen Schwager seit dessen Thronentsetzung Don Jayme von Montpellier. 38) Hermilly S. 299 fg. Ferreras V, 207 fg. *Zuritae* Indices, p. 276.

mals Zuflucht nehmend, trat er mit den Aufrührern in Valencia in Verbindung, ohne deren Haupt, wie es verabredet, werden zu können. Also verkaufte er in der Verzweifelung und mit Zustimmung seiner Kinder in Villeneuve-les-Avignon die Herrschaft Montpellier mit dem Schlosse Lates, das einzige Gebiet, über welches er noch sicher verfügen konnte, am 18. April 1349 für 120,000 Goldthaler [39]) auf drei Zahlungsfristen an König Philipp VI. Sonach konnte er sich rüsten, eine kleine Flotte aufstellen, zwischen vier und zwölf Tausend Mann verschiedener Waffengattung, wozu die Königin Johanna von Neapel auch ein Ansehnliches beitrug, einschiffen und im Herbste auf Majorca glücklich landen (der gleichzeitig beschlossene Angriff auf Roussillon unterblieb wahrscheinlich aus Mangel an Streitkräften). Der Statthalter der Insel trat ihm aber bei Luch-Mayor am 25. Oct. 1349 mit 20,800 Mann entgegen, deren bewährten Muth die französischen und genuesischen Abenteurer nicht aushalten konnten. Von ihnen bis auf eine kleine tapfere Schar verlassen, kämpfte Jacob mit außerordentlicher Anstrengung, bis er sehr beschädigt vom Pferde geworfen und getödtet wurde. Sein Leichnam wurde nach Valencia gebracht und in der Kathedrale daselbst beigesetzt. Sein dreizehnjähriger Sohn ergab sich den Siegern nicht eher, bis er in's Gesicht verwundet worden war [40]); die Tochter gerieth, man weiß nicht wo und wie, ebenfalls in Pedro's Gewalt. Sie hieß Isabelle, bisweilen auch Elisabeth in den alten Schriften genannt, war in unbekannten Zeiten geboren, lebte nach des Vaters Tode am Hofe Pedro's, und heirathete am 4. Sept. 1358 den Marchese Johann (Paläologus) von Montferrat. Pedro steuerte sie mit 50,000 Fl. aus gegen Verzichtung auf Alles, was ihrem Vater eigenthümlich gewesen war. Sie wurde 1372 Witwe und hielt sich dann, ihre Kinder verlassend, zu ihrem Bruder. Übrigens vermählte sich Jacob II. bald nach seiner ersten Gemahlin Tode, mit der er nur zwei Kinder gezeugt hatte, wieder mit einer gewissen Jolande, über deren Abkunft sich Nichts hat ausmitteln lassen. Sie scheint keine Kinder geboren zu haben, auch nicht nach Jacob's Tode in Pedro's Gefangenschaft gerathen zu sein, sondern verlebte einen kurzen Witwenstand in der unveräußerten Baronie Montpellier, wo sie sich mit einem Herzoge von Bressorio vermählte und unbemerkt aus dem Leben verschwand.

Jacob III., einziger Sohn des vorhergehenden Königs von Majorca und Constanzen's von Aragonien, war geboren zu Perpignan am 24. August 1336. Mit seinem Vater lebte er ein unstetes, flüchtiges Leben, bis er bei Luch-Mayor auf Majorca am 25. Oct. 1349 gefangen und auf's Festland nach Xativa gebracht, daselbst unter Aufsicht eines Alcayden eine Zeit lang gestellt, und endlich in einem kleinen Palaste zu Barcelona gefänglich gehalten wurde. Alle Wochen wurden seine Aufseher gewechselt, die ihn auf den Spaziergängen begleiteten, und wenn sie sich von dem Infanten entfernten, schloß man denselben in eine jenen Zeiten nicht fremde Art von eisernem Käfige ein, in welchem sein Nachtlager und nebenan das Zimmer der Wächter war. Dieser barbarischen Behandlung ungeachtet wurde sein Verhältniß zu dem Könige von Aragonien ein vormundschaftliches genannt. Als Vormund des Infanten verlangte Pedro IV. 1350 die an Philipp verkaufte Herrschaft Montpellier und die von demselben seit Jacob's II. in Beschlag genommenen Vicomtéen Omelas und Carladois zurück; allein durch den Vertrag vom 8. Febr. 1351 sicherte sich Frankreich gegen Abzahlung des Rückstandes von dem Kaufpreise den Besitz dieser Gebiete [41]), und des Infanten Stiefmutter Jolande erhielt noch außer der Baronie Montpellier einen jährlichen Zuschuß von 500 Livres, der 1353 um's Doppelte vermehrt wurde. Mittlerweile war Pedro IV., seit 1356 in stete Kriege mit Castilien verwickelt, zu der festen Überzeugung gekommen, daß die kurze Zeit alles Andenken an die majorcanische Königsfamilie getilgt habe und kein Anhang für sie mehr gefürchtet werden könnte, als der eingekerkerte Infant Jacob in der Nacht des 1. Mai 1362 plötzlich in Freiheit gesetzt wurde. Papst Innocenz VI. hatte mehrfach ihn durch Fürbitten in Freiheit bringen wollen, und da dieß durch Güte nicht gelungen war, so brauchten heimliche Freunde in Barcelona, unter denen der Obersänger Jacob von San Clemente an dortiger Kathedrale, List und Gewalt. Sie bestachen nach Hermilly etliche Schloßbeamten, ließen Nachschlüssel machen, drangen in die Wachtstube, erdolchten die Wächter in Betten liegend, und öffneten des Infanten Kerker; nach Zurita und Ferreras wurden Schloßvoigt, Kerkermeister und Wächter zugleich ermordet, die Schlösser erbrochen und der Infant verkleidet nach Avignon entführt, wovon der Graf von Armagnac wußte, wenn er nicht die ganze Befreiung mit Zustimmung des Papstes geleitet hat [42]). Wie dem auch sei, Jacob eilte nach kurzem Aufenthalte zu Avignon nach Neapel, wo er als König von Majorca und Graf von Roussillon und Cerdagne öffentlich hervortrat, grade als die freche und leichtsinnige Königin Johanna I. zum zweiten Male Witwe geworden war. Er wurde ihr Schützling und bald ihr Liebling, sodaß schon am 14. Dec. 1362 mit Zustimmung des Papstes und auf den Rath ihrer Freunde zur Deckung ihrer Ausschweifungen [43]) ein Heirathsvertrag abgeschlossen wurde, welcher ihm alle leeren Titel seines Vaters ließ, als Gemahl Johanna's nur Schutz und Sicherheit, aber durchaus keine königliche Gewalt, ja

39) *Zuritae* Indic. p. 288 sq. Hermilly S. 324. Seit dieser Zeit, bemerkt Zurita, sei Jacob von seinen Feinden Don Jayme von Clarence genannt worden, während Blancas (bei Schott III, 668) meint, Jacob habe es selbst gewünscht. 40) Cf. *Zuritae* Indic. p. 289 sq. *Gariel*, Series II, 31 sq. Ferreras V, 231 fg. Hermilly S. 325 fg. und Sismondi X, 354 fg.

41) Nach Zurita (Indic. p. 291 u. 293), die übrigen Schriftsteller setzen den Zeitpunkt grade um ein Jahr später. 42) Cf. *Zuritae* Indic. p. 322. Ferreras V, 349 fg. Hermilly S. 331 fg. u. S. 360 fg. 43) „Ne vidua," sagt Carracciolo in seiner Vita Joannae I. reg. Neap. bei Muratori XXII, 14, „impudentiae famam a maledicis et discrimen dominatus sine viri praesidio, contemptui et injuriarum opportunitati exposita subire videretur."

nicht einmal den Titel des Königs von Neapel zugestand; daher er auch, wenn Johanna vor ihm aus der Welt gegangen sein würde, von der neapolitanischen Thronfolge ausgeschlossen worden wäre. Das Herzogthum Calabrien wurde ihm zur Erhaltung seines Hofstaates angewiesen und die Hochzeit um die Mitte Aprils 1363 gefeiert[44]). Jacob begann wie ein wirklicher König zu leben, worüber er in Mißhelligkeit mit den Prinzen von Geblüte, vielleicht auch mit seiner Gemahlin gerieth, und endlich — Ehrgeiz mochte nicht unwirksam dabei geblieben sein — den Hof zu Neapel verließ und schon am 23. Nov. 1363 zu Villa-Acquosa mit seiner Schwester, der Marquise von Montferrat, einen Vertrag abschloß, der ihr, wenn er ohne eigene Nachkommen stürbe, alle vom Vater herstammenden Besitzungen, die er erst zu erobern gedachte, erblich zusicherte. Wie lange er sich aber bei ihr in Oberitalien, oder bei Urban V. zu Avignon, welcher auf gütlichem Wege ihm zu dem väterlichen Königreiche vergebens zu verhelfen suchte, sich aufgehalten haben mag, ist ungewiß; gewiß aber ist, daß er sich nicht den in Frankreich damals umherstreifenden Kameradschaften anschloß, sondern seinen Plan unverrückt im Auge haltend, sich im J. 1366 mit König Pedro dem Grausamen von Castilien, welcher von seinem natürlichen Bruder, dem Grafen Enrique von Trastamara, vertrieben worden war, zu Bordeaux bei dem Prinzen Eduard von Wales einfand. Hier erhielt er das Versprechen, daß seiner Angelegenheiten gedacht werden würde, sobald Pedro in Castilien wieder gesichert worden wäre[45]). Darauf übernahm er den Befehl über die Nachhut des Heeres, das der englische Prinz über die Pyrenäen nach Navarra führte. Dort nützte er auch bei der Anschließung des unbeständigen Königs Karl des Bösen an das Heer und an die Absichten der Verbündeten vermöge seiner Verwandtschaft mit diesem Monarchen durch Johanna von Neapel, und kämpfte hierauf, mit dem Captal von Buch eine Abtheilung Franzosen und Teutsche führend, am 3. April 1367 in der Schlacht bei Navarret oder Nadres gegen Don Enrique von Trastamara und den berühmten Bertrand du Guesclin, welche vollständig besiegt wurden[46]). Aus Unzufriedenheit mit Pedro verließ der Prinz von Wales Castilien und ließ Jacob unbefriedigt bei dem grausamen Pedro zurück, welcher ihn zu Valladolid (nach Andern zu Burgos) vergebens auf Geld und Mannschaft warten ließ. Don Enrique von Trastamara inzwischen wieder gestärkt, erfuhr Jacob's Aufenthalt und Umstände, und gedachte ihn zu überraschen, in der Hoffnung durch ihn ein Lösegeld für seine Truppen zu gewinnen, oder sich wenigstens durch dessen Haft bei Aragonien wichtig zu machen. Gewiß ist, bei seinem Erscheinen wurden ihm die Thore gutwillig von den Einwohnern der Stadt geöffnet und Jacob's Wohnung verrathen, in welcher derselbe bettlägerig zum Gefangenen gemacht wurde. Auf sein Bitten versprach ihm Don Enrique königliche Behandlung und Sicherung vor dem Aragonier, wie er denn auch im J. 1369 von seiner Gemahlin Johanna von Neapel mit Hilfe des Papstes Urban V. für 28,000 Goldgulden zum großen Schmerze Pedro's IV. von Aragonien losgekauft wurde[47]). Sein treuloser Freund, der grausame König Pedro von Castilien, war inzwischen besiegt und auch ermordet worden, und ohne Aussichten auf Erfüllung seiner Hoffnungen begab er sich im März 1370 durch Navarra und Foix nach Neapel zurück, wo er aus Mißfallen über seine Verhältnisse keine Ruhe fand, und deßhalb im J. 1371 nach Avignon ging, nachdem er Frankreich und Castilien nicht ohne Erfolg um Beistand für die Erwerbung des Königreiches Majorca angesprochen hatte. Er nahm einige in der Provence und Dauphiné gesammelte Compagnien geharnischter Reiter in Sold, um Roussillon zu überfallen, woran ihn entweder die Gegenanstalten des Königs von Aragonien oder andere widrige Umstände hinderten, sodaß er erst 1373 den Einbruch ausführen wollte, als der König von Castilien Aragonien angriff. Allein schlecht unterstützt und durch Don Enrique's eiligen Waffenstillstand mit Pedro IV. gehemmt, mußte er die Ausführung des Planes abermals aufgeben, den er im folgenden Jahre in einen Angriff auf Catalonien umwandelte, nachdem die päpstlichen Verwendungen zu seinen Gunsten am aragonischen Hofe ohne Kraft geblieben waren. Allein verabredet mit König Enrique von Castilien, Karl V. von Frankreich und Herzog Ludwig von Anjou, und von denselben unterstützt drang Jacob 1374 mit 1000 schweren Reitern in Roussillon ein und zog verheerend bis zum Pyrenäenpasse Pertusa; denselben unbezwinglich findend warf er sich im August, durch Verrath mehrer Barone aus Pedro's IV. Umgebung begünstigt, auf Puycerda, überzog die Grafschaft Urgel, und trieb bis an den Segre Alles flüchtig vor sich her, bis Pedro IV. ihm mit einem Heere entgegentrat, und der Mangel an Lebensmitteln ihn seitwärts nach Aragonien zu gehen zwang, wo er die Ufer des Gallego verheerte, aber auch von Hunger und den nahe an einander liegenden festen Plätzen in den ersten Monaten des Jahres 1375 auf die castilianische Grenze zurückgedrängt wurde. Hier fand er Zuflucht, ja vertröstete Aussicht zu einer Übereinkunft mit dem Könige von Aragonien. Sein Heer lag in und um Almazan und Soria, als ihn an letzterm Orte plötzlich eine tödtliche Krankheit, von Einigen unerwiesen als Folge eines Gifttrankes gedeutet, befiel, an welcher er bald nachher starb. Das dortige Franziskanerkloster nahm seinen Leichnam auf, während das verwaiste Heer mit des Verstorbenen Schwe-

44) Vergl. Hermilly S. 362 fg. Histoire de Jeanne I., Reine de Naples, p. 221 sq. und den Artikel Johanna I., Königin von Neapel. 45) Ferreras V, 562 u. 386. Hermilly S. 363 fg. und *Chastelet*, Histoire de B. du Guesclin, p. 122 et 124. 46) Cf. *Chastelet* 129, der darüber die ausführlichsten Nachrichten gibt.

47) So erzählt *Chastelet* p. 146. Zurita (Indic. p. 333) hat 70,000 Dublonen, Hermilly (S. 367) 60,000 Pistolen oder 40,000 Dukaten, was auch mit der Histoire de Jeanne Premiere p. 226 sq. übereinstimmt. Nach Mariana (III, 723) hatte König Pedro IV. Don Enrique durch den Erzbischof von Zaragoza inständig bitten lassen, den Prätendenten Jacob sorgfältig zu bewachen, und ihn von allen Verträgen mit andern Fürsten auszuschließen.

ster Isabelle, die seit drei Jahren Witwe, ihres Bruders Feldzüge begleitet hatte, vom castilianischen Hofe veranlaßt wurde, das Land zu räumen[48]). Sie zog mit dem Kriegsvolke nach Gascogne und verkaufte ihre vom Bruder ererbten Ansprüche auf das Königreich Majorca für 5500 Livres jährlicher Einkünfte an Herzog Ludwig von Anjou und nach dessen Tode an den Grafen Johann III. von Armagnac. Im J. 1390 nahm sie ihre Rechte auf die Baronie Montpellier, welche nach Jolanden's, der Stiefmutter, Tode an Jacob III. gefallen war, bei dem französischen Hofe in Anspruch, und erlangte am 8. Sept. 1395 zu Paris zur Entschädigung vom Könige Karl VI. die Summe von 5000 Goldfranken zur Deckung ihrer Schulden sammt einer jährlichen Einnahme von 1200 Livres von der Castellanei Gallargues bei Nismes. Sie starb erst im folgenden Jahrhunderte, wie es scheint, im Witwenstande, und mit ihr erlosch das unglückliche Geschlecht der Könige von Majorca, deren gesammte Familie sich in folgender Übersicht zusammen findet:

Jacob I., König von Majorca, vermählt mit Esclaramunden von Foix.

- 1) Jacob, Mönch.
- 2) Sancho, König von Majorca, vermählt mit Maria von Anjou, kinderlos.
- 3) Fernando, Fürst vom Peloponnes, vermählt a) mit Isabelle von Morea; b) mit einer Prinzessin von Cypern.
  - a) Jacob II., König von Majorca, vermählt mit Constanzen von Aragonien.
    - 1) Jacob III., Prätendent von Majorca, vermählt mit Johanna I. von Neapel, kinderlos.
    - 2) Isabelle, vermählt mit Johann von Montferrat.
  - b) Fernando, Infant, vermählt mit Eschiva von Cypern, kinderlos.
- 4) Philipp, Infant und Geistlicher.
- 5) Isabelle, vermählt mit dem Prinzen Joh. Emanuel von Constantinopel.
- 6) Sancha, vermählt mit Robert, König von Neapel.

(*B. Röse.*)

E) Könige von Neapel.

Jacob I., s. Jacob III., König von Majorca.

Jacob II. von Bourbon war ältester Sohn des Grafen Johann de la Marche und Katharinen's von Vendôme, und sonach Erbe der Grafschaften de la Marche und Castres, wie der Herrschaften Montaigu und Bellac. Tag und Jahr seiner Geburt sind unbekannt, doch möchte die allgemeine nicht widerlegte Annahme, daß er am 24. Sept. 1438 in seinem 68. Lebensjahre gestorben sei, auf das Jahr 1370 hinweisen, in welchem er sein Dasein empfing. Als Nachkomme des heiligen Ludwig (IX.) war er Prinz von königlichem Geblüte (Seigneur des fleurs-de-lys), ritterlich und prunkvoll erzogen, dadurch brav, ehrgeizig und höchst tapfer geworden, aber nicht immer vorsichtig und klug, weil eitle Ruhmbegierde, Unruhen und Launenhaftigkeit sein Inneres beherrschten. Ein äußerst angenehmes Äußere wird ihm allgemein zugesprochen. Vielleicht hatte er schon (seinen Vater verlor er am 11. Jun. 1393) an mehren Waffenthaten Theil genommen, bevor er sich an die 2000 Ritter und Knappen Frankreichs anschloß, welche unter Leitung des Grafen Johann von Nevers, Philipp's des Kühnen ältesten Sohnes, im März 1396 dem Könige Sigismund von Ungern gegen die Türken zu Hilfe zogen. Der Ruf dieser tapfern, lebenslustigen und prunksüchtigen Edelleute hatte den kleinen Heerhaufen auf dem Marsche durch Teutschland zu 10,000 Mann vermehrt, aber auch mit einer Masse lüderlichen Dirnen versehen, welche die Kriegszucht verdarben und auf Betrieb anwesender Geistlichen verjagt werden sollten; allein vergebens, selbst die angedrohten Strafen des Himmels setzte die sittliche Verwilderung außer Acht. Obschon zuchtlos, tollkühn, ungeduldig, wollüstig und prassend geschildert[1]), zeichneten sich diese Ritter, mit ihnen Jacob von Bourbon, im Beginne des Feldzuges durch Tapferkeit aus. Vorzüglich rühmt man sie bei Belagerung Ofens und in der Schlacht bei Nikopoli am 28. (? 26.) Sept., wo ihr Sieg über das erste feindliche Treffen zur Verwegenheit reizte, sodaß sie den sehr überlegenen Bajazeth im zweiten angriffen und sich von dessen Macht gleichsam erdrücken ließen. Wer nicht auf dem Platze blieb, wurde, da nur Wenige flüchten konnten, gefangen und ohne Umstände enthauptet. Blos Jacob und sechs andere angesehene Franzosen, darunter der Graf von Nevers und der Connetable Graf von Eu, blieben am Leben und in fast einjähriger Gefangenschaft, ehe sie (drei von ihnen starben inzwischen) mittels 600,000 Franken ausgelöst werden konnten[2]). Nachdem Jacob nach Frankreich zurückgekehrt war, erhielt er den 26. Jul. 1397 die Würde eines Kronkammerherrn am königl. Hofe[3]),

48) *Zuritae* Indic. p. 346 sq. Hermilly S. 368—373. Mariana III, 738 fg. Ferreras V, 427, 440 fg., 446 fg. Außer den angeführten Werken wurden für die Geschichte dieser drei majorcanischen Könige noch benutzt die Brevis historia Regum Majoricensium in den Actis sanctorum mense Junii III, LXXVI—LXXXII, mit Schmidt's Geschichte Aragoniens im Mittelalter (Leipzig 1828).

1) C'estoit une Armée incapable de discipline, sagt Laboureur in der Histoire de Charles VI., roi de France, p. 348, par le peu d'age et de conduite des principaux Officiers, plus capables de scandale que de bon exemple. Dies sind eigentlich Worte eines Zeitgenossen und Mönches von St. Denis, welcher die Geschichte Karl's VI. in lateinischer Sprache beschrieb und von Laboureur nur übersetzt wurde. Hin und wieder füllt er die Lücken des Originals aus gleichzeitigen Chroniken, wie der des bekannten Juvenal des Ursins, mit all' ihren Schnitzern aus. 2) Cf. *Laboureur* p. 351 sq. und *Desormeaux*, Histoire de la maison de Bourbon. I, 361 sq. 3) Er darf nicht verwechselt werden mit einem andern gleichnamigen Bourbon, der dieses Ja-

und hielt sich, da die Blödsinnigkeit Karl's VI. eine vormundschaftliche Regierung und deßhalb zwei starke Hofparteien, die des Herzogs von Burgund und des von Orleans, hervorrief, zu ersterer, wofür ihm Philipp der Kühne ein Jahrgeld von 10,000 Franken zahlte. Die Befehdungen zwischen Franzosen und Engländern, trotz des Waffenstillstandes ihrer Kronen unter einander, namentlich von 1402 bis 1406 lebhaft geworden, als ein gewisser Owen Glendour mit einem starken Anhange in Wales seine falschen Ansprüche auf den englischen Thron durchzufechten begann, beschäftigten auch den kriegslustigen Jacob. Aus dem Gewirre früherer und späterer Berichterstatter geht so viel hervor, daß er sich zur See und bei Landungen auf englischer Küste mit abwechselndem Glücke versuchte, wenigstens einen Seesieg mit der Ausbeute von 7 Schiffen erfocht, Plymouth eroberte und plünderte, ohne doch festen Stand an der Küste zu erlangen, sich an dem Hafen Falmouth versuchte, auch die normannischen Inseln besetzte, aber nach Verlauf von drei Tagen wieder verlassen mußte. Der Vertrag Glendour's mit Frankreich vom 12. Jan. 1405 gab der Waffenlust Jacob's einen bestimmten Zweck und ansehnliche Hilfsmittel. Er empfing 1406 die Summe von 100,000 Goldthalern für die Rüstung und Erhaltung eines Heeres von 800 geharnischten Reitern und 300 Bogenschützen, die dem falschen Kronprätendenten zugeführt werden sollten; es sammelte sich aber ein weit größerer Haufe nach den Angaben eines Zeitgenossen im Hafen zu Brest, wo er vom Monate August bis Mitte Novembers zur Absegelung bereit lag, aber vergebens auf seinen berühmten Heerführer wartete, der zu Paris in Spiel, Tanz und Gelag die Subsidien vergeudete, selbst die Landung der Engländer auf der bretagner Küste und deren, jedoch vereitelten Anschlag auf die im brester Hafen liegende französ. Flotte übersehend, sich weder durch Briefe noch durch Boten aus dem sinnlichen Taumel wecken ließ, während sein Kriegsvolk müßig die mitgebrachte Habe verzehrte, und Vieles zur Rüstung Nöthige verkaufen mußte, und endlich in Klagen und Ungeduld ausbrach, worüber Mehre zur Heimkehr sich entschlossen. Nur Ruhmbegierde und die Nähe des Feindes hielt sie zurück; als aber der Graf von la Marche endlich kam und kein Geld mitbrachte, wollte ihn der ganze Adel verlassen, bis große Überredung denselben auf andere Gedanken brachte. Nach eingenommener Kundschaft wurde am 23. Nov. die Landung bei Dartmouth oder Carmarthen beschlossen, ein mit Degen, Bogen und beschlagenen Stöcken bewaffneter Volkshaufe trieb die Franzosen nach dreistündigem Kampfe in die Schiffe zurück. Jeden Falles wollte Jacob, da er nicht verfolgt wurde, eine andere Landung versuchen, als ein dreitägiger Sturm sich erhob, 12 Schiffe, darunter eins mit dem Waffenvorrathe, vernichtete, und den Grafen selbst unter großer Gefahr in den Hafen S. Malo zurückschleuderte. Gleichwol wurde der mislungene Versuch, ohne Zweifel auf Veranlassung seiner vorausgegangenen Sorglosigkeit, bespöttelt und auf dem Wege nach Paris erhielt er von den Studenten zu Orleans einen Beweis davon, indem sie ihm: Mare vidit et fugit! nachschrien[4]). Jacob wurde nun wieder in die Hofränke zurückgeführt, wohnte auch der Aussöhnung der Häuser Burgund und Orleans am 9. März 1408 zu Chartres bei, die zwar Waffenruhe und Abdankung der Truppen zu Wege brachte; allein die dabei entlassenen Savoyarden fielen gierig über des Herzogs Ludwig von Bourbon Länder, Bresse und Beaujolois, her, und machten sich unter Leitung eines gewissen Amé von Viry um so furchtbarer, als derselbe im Einverständnisse mit dem Herzoge von Burgund und dem Grafen von Savoyen wirkte, worüber Ludwig von Bourbon Verwandte, Freunde und Vasallen in die Waffen rief. Auch Jacob erschien mit seinem Bruder Ludwig in dem 4000 Mann starken Reiterhaufen und half den Feind vertreiben, sowie den Einbruch in Savoyen bewirken[5]). Der bestürzte Graf Amadeus VIII. erhielt aber bald unter Vermittelung Johann's von Burgund Ruhe und Frieden wieder, während sich Jacob an die siegende Hofpartei anschloß, zur Verbesserung des gesunkenen Verwaltungswesens im Königreiche gezogen und bestellt wurde, und dadurch ein bedeutendes Ansehen im königl. Staatsrathe bis zu seinem Abgange nach Neapel bekam. Er vertheidigte auch Montaigu's Verurtheilung und Tod, nützte aber dem Staate durch sein neues Amt weniger, als er schadete, weil er selbst nicht zu wirthschaften verstand[6]). Das Jahr 1410 lenkte seine Aufmerksamkeit, als die Burgunder und Orleaneser gegen einander wieder die Waffen ergriffen, auf den Krieg; er half zuerst, nachdem er in einer Sendung nach Poitiers den Herzog von Berry für Burgund zu gewinnen vergebens bemüht gewesen war, Paris gegen die Orleaneser vertheidigen und die Stadt selbst vor innerer Zwietracht schützen; dann zog er am 9. (? 11.) Nov. 1411 mit Johann von Burgund aus, die Gegner aus der Umgegend von Paris zu vertreiben. Saint Cloud und dessen Thurm wurden genommen, hierauf geriethen beide Heere im freien Felde an der Seine an einander; der Fluß, welcher sie trennte, hielt das Handgemenge ab, und bis auf einige Pfeilschüsse, die gethan wurden, verloren sich die Heere ohne Thaten wieder aus den Augen. Nun wendete sich der Burgunder am 23. Nov. gegen Etampes und Dourdan, während Jacob mit dem Vortrabe von 2000 bis 5000 Mann in den orleanesischen Bezirk Beauce geschickt wurde. Unvorsichtiger Weise dehnte er diesen Streifzug im Einlagern weit von einander und ließ sich also von den etwa 1000 Mann starken Gegnern, die Nachrichten hiervon bekamen, im Dorfe Puiset durch nächtliches, listiges Hereinschleichen im Bette so plötzlich überraschen, daß er und sein Gefolge kaum zu den Waffen greifen konnten. Der Widerstand

cob's Oheim und Herr von Préaux und grand bouteillier de France war.

4) Cf. *Laboureur* p. 489—504. Chroniques d'Enguerran de Monstrelet I, 14. *Desormeaux* I, 377 sq. und *Mortimer*, History of England. I, 675—682. Lingard und Barante setzen die letztere Unternehmung um ein Jahr früher. 5) Cf. *Laboureur* p. 691, 703 sq.. *Monstrelet* I, 82 sq. 6) Cf. *Monstrelet* I, 92 sq. und *Laboureur* p. 713.

half Nichts, wer nicht getödtet war, wurde, wie Jacob, gefangen. Zwar raffte die Nachricht von diesem Unfalle die in der Nachbarschaft liegende burgundische Reiterei auf, welche aber nur die feindliche Nachhut ereilen und ihr etliche Gefangene abnehmen konnte. Jacob und Andere von Adel wurden im Triumphe nach Orleans geführt und dann in einem Thurme zu Bourges bei karger Kost verwahrt, wo sie fast ein Jahr lang Rohheiten und Frechheiten ausgesetzt waren, die man auf Rechnung des schonungslosen Verfahrens der Burgunder gegen die Orleaneser zu setzen pflegt [7]). Erst der Friede zu Auxerre vom 13. Jul. 1412 stellte scheinbare Versöhnung wieder her und setzte den Grafen Jacob in Freiheit. Inzwischen war seine Mutter Katharine von Vendôme gestorben, und hatte ihm die Grafschaft Castres in Languedoc, seinem Bruder Ludwig die Grafschaft Vendôme und laut testamentlicher Bestimmung die Vollziehung ihres letzten Willens über die bewegliche Hinterlassenschaft überlassen, worüber Jacob (oder wie Andere wollen, weil seine Güter von jenem während der Haft ohne Zurückgabe des Ertrages waren verwaltet worden) so entrüstet wurde, daß er kaum auf freien Fuß gesetzt seinen Bruder überfiel und schmählich gefangen setzte, sodaß Jedermanns Mitleiden rege wurde. Nicht nur Karl VI. und sein Sohn, sondern auch die Häupter beider Hofparteien suchten Jacob's Herz zu erweichen. Blos eigener oder der Geistlichen Antrieb war es, daß Ludwig, als er nach achtmonatlicher Haft mit Zurückerstattung der geraubten Güter in Freiheit gesetzt worden, nun in den Kirchen umherpilgernd, Gott anflehte und Gelübde thun zu müssen glaubte, um, wie er den Mönchen zu S. Denis gestand, sich vor dem Neide und der Leidenschaftlichkeit seines Bruders zu schützen und daß er auch dem heiligen Ludwig eine hundertpfündige Wachskerze weihete [8]). Jacob wandte sich nun, da die burgundische Partei 1413 gestürzt wurde, auf Seite der Sieger, wie früher sein Bruder Ludwig, und nahm an den Berathungen und Beschlüssen des königlichen Staatsrathes Antheil, wie die vorhandenen Urkunden ausweisen. Auch half er zu Ende Novembers 1413 die Seestadt Soubise den Engländern abnehmen und zerstören; dafür wartete seiner und Johann's von Bourbon (Ludwig war schon seit drei Jahren gestorben) ein glänzender Empfang zu Paris [9]). Im folgenden Jahre half er die Waffen gegen seinen ehemaligen Freund Johann von Burgund tragen. Zuerst wohnte er der Eroberung Compiegne's und Soissons bei, zog dann in Artois gegen die Burgunder umher, und stand mit dem königlichen Heere vor Arras, als am 4. Sept. 1414 der Friede abgeschlossen wurde. Er kehrte mit dem Könige Karl nach der Hauptstadt zurück, wo er so lange den öffentlichen Geschäften seine Thätigkeit widmete, bis ihn der Heirathsantrag Johanna's II, Königin von Neapel, nach Italien rief.

7) Cf. *Monstrelet* I, 126—132. *Alain Chartier*, Histoire de Charles VII., Roy de France, p. 22. *Laboureur* p. 802 u. *Jean le Fevre*, Hist. de Charles VI. p. 17 sq. 8) Cf. *Laboureur* p. 842 und 903 sq. mit *Desormeaux* I, 409 sq. 9) Cf. *Jean le Fevre* p. 30 und *Laboureur* p. 919 sq.

Diese wollüstige, vergnügungssüchtige und charakterlose Prinzessin war durch den Tod ihres Bruders, Königs Wladislav (1414), Erbin des Königreiches Neapel, der Grafschaft Provence, fast des ganzen Kirchenstaates und eines Theiles von Toscana mit einer trefflich geübten Kriegsmacht unter tüchtigen Anführern geworden, und es wurde von englischen, aragonischen, cyprischen und französischen Prinzen um sie geworben, ohne daß sie sich entschließen konnte, weil ihr, aller Vermuthung nach, langjähriger heimlicher Umgang mit dem außerordentlich schönen Mundschenken oder Truchseß Pandolf Alopo jede Wahl vereitelte, ein ungebundenes wildes Liebschaftsverhältniß ihr zusagte, und ihr erster Gemahl, Erzherzog Wilhelm von Österreich, schon eine Last für sie gewesen sein soll [10]). Aber das wüste Hofleben, die Schwäche der Königin, und deren Unfähigkeit, den Staat in seiner eroberten Ausdehnung zu halten, verbunden mit der ruchlosen Frechheit ihres Günstlings, welcher sich mit dem ersten Feldherrn Neapels, Sforza, zu einer Art von Duumvirat verband, verursachten großes Murren unter den Bessern, besonders unter den hinterlassenen Freunden und Dienern Wladislav's, welche mit Rücksicht auf des Reiches Wohl Johanna'n so lange bestürmten, bis sie einem Prinzen von Geblüte die Hand zu bieten angelobte. Unter den annehmlichen Bewerbern war der Infant Don Juan von Aragonien zu jung — er zählte erst 18, und Johanna wenigstens 44 Jahre — aber Jacob (die Andern scheinen gar nicht in Betracht gekommen zu sein) mit ihr ziemlich gleichen Alters, von ausgebreitetem Rufe, großer Ritterlichkeit und Schönheit, hatte bei den Lieblingen der Königin irriger Weise noch das Vorurtheil voraus, er werde sich in untergeordnete Verhältnisse fügen, da er bisher nur Vasall gewesen war. Prachtliebe und Ehrgeiz mochten ihn wohl allein die Hand dieser Königin annehmen heißen, wenn gleich ihm außer ihrer Person Nichts, als der Titel und die Einkünfte des Fürstenthums Taranto und des Reichsverwesers angeboten wurden, vielleicht auch die Hoffnung, wie Costanzo bemerkt, mit Johanna einst gekrönt zu werden, wenn die Ehe mit männlicher Nachkommenschaft gesegnet werden würde. Leichtsinniger Weise und ohne vollständige Kenntniß über die Lage der Dinge nahm J. das beschränkende Ehebündniß an, sei es sich auf gut Glück, oder auf einen geheimen Trost von Alopo's Feinden, wie versichert wird, mit bessern Aussichten verlassend [11]). Gewiß ist, er reiste im Sommer 1415 mit großem Gefolge französischer Glücksritter aus Frankreich nach Venedig ab, wo ihn der Doge und die edle Signoria am 21. Jul. stattlich empfingen, bewirtheten und beschenkten, ja ihm auch auf sein Verlangen

10) „Elle portait le cynisme," sagt Desormeaux von ihr, „jusqu'à faire trophée de ses galanteries, on avoit bien vu des Reines se livrer à la volupté, mais on n'en avoit encore vu aucune accorder à ses amans, un empire aussi absolu sur ses volontés." Siehe den Artikel Johanna II., Königin von Neapel. 11) Die von mir benutzten italien. und franz. Nachrichten geben die Zeit nicht an, in welcher dieser Heirathsbund abgeschlossen wurde. Sogar bei S. Allais und Desormeaux (I, 451 fg.) findet sich keine Auskunft darüber.

5000 Dukaten zur Bestreitung der Reisekosten darliehen, und ihn zu Wasser bis nach Manfredonia, wo er an's Land stieg, begleiten ließen [12]). Johanna hatte ihm zwei Gesandte bis Venedig entgegengesendet; da aber ihres Günstlings Gegner, auf die Nachricht von seiner Ankunft zu Manfredonia, ihn unter Führung des äußerst misvergnügten Grafen Julius Cäsar von Capua (von den Franzosen Hauteville genannt) gleichfalls begrüßen wollten, so beschloß sie in der Bestürzung, eine nicht minder feierliche Sendung, aus dem Hofadel mit dem Großconnetable Sforza bestehend, doch mit der festen Weisung entgegen zu senden, den Prinzen nur als Graf in seinem bisherigen Range bewillkommnen zu lassen. Der Graf von Capua kam mit seinem zahlreichen Gefolge indessen zuvor und begrüßte ihn, vom Pferde steigend, als königliche Majestät in der Ebene Troja's; und wohin nun Jacob kam, empfing man ihn mit dem Geschrei: Viva Rè Giacomo nostro signore! So angenehm er dadurch überrascht wurde, so bestürzt und beschämt soll er geworden sein, als der Graf von Capua anfing, ihm des Königreiches Jammer und die lüderliche Hofwirthschaft zu schildern. Von Halunken (manigoldi) sprach er, wenn er Alopo und dessen Schwager Sforza erwähnte, die ihm das Garaus bereiten würden, wenn er nicht bei seinem Auftreten königlichen Geist und königliche Kraft zeigen würde, und von einer Giftmischerin, wenn er Johanna'n erwähnte, die ihren Liebesverkehr nicht gestört wissen wollte. Dergleichen Gefahren, war sein Rath, würde J. ausweichen, wenn er Nachgiebigkeit und Schwäche vermeiden würde, und schloß mit einer Warnung vor dem unglücklichen Loose des ersten Gemahls von Johanna I. Jacob dankte für die gegebene Aufklärung, bat für die Zukunft um Rath und that und suchte die ihn begleitenden Neapolitaner durch Freundlichkeit zu gewinnen. Endlich erschien auch einige Meilen vor Benevento der Großconnetable Sforza mit dem Hofadel, empfand aber sogleich die Wirkungen von Capua's Gesprächen, da er dem Prinzen keine königliche Ehren erwies. Er wurde aus dessen Nähe verdrängt, und im Schlosse zu Benevento war er den bittersten Vorwürfen Capua's ausgesetzt, worüber auf der Treppe ein solcher Lärm entstand, daß Beide verhaftet wurden. Der Graf von Capua kam jedoch selbigen Tages noch in Freiheit, Sforza blieb eingekerkert und das mit ihm gekommene Gefolge huldigte dem Bourbon, als wirklichem Beherrscher des Reiches [13]). Dieser Vorfall blieb der Königin nicht verborgen; sie ließ in großer Verlegenheit die Behörden der Hauptstadt (Eletti) zu sich kommen, und befahl ihnen, ihren Gemahl, wenn er komme, als König zu begrüßen, gleichwie sie es selbst zu thun entschlossen wäre. Die Stadtbehörden empfingen ihn (vielleicht noch im August) am capuaner Thore, breiteten einen Baldachin über ihn aus; Alopo kam mit den Palastbeamten bis auf die Zugbrücke des Schlosses zu Fuße entgegen, küßte ihm die Füße und hielt bei dem Absteigen den Steigbügel. Am Eingange des großen Palastsaales flog ihm Johanna mit unterdrücktem Schmerze und verstellter Zärtlichkeit an den Hals, und der anwesende Erzbischof von Neapel verrichtete ohne Aufenthalt die Trauung. Nach dieser Ceremonie begab sich das königliche Ehepaar in das Brautgemach, wo Johanna vom Throne herab ihren ebenfalls auf einem Throne sitzenden Gemahl als Herrn des Reiches der anwesenden Versammlung vorstellte und als solchen ihn zu ehren und ihm zu gehorchen gebot, was nicht nur mit lautem Jubel anerkannt, sondern auch in einer Urkunde als ein für Jacob und dessen Erben, sofern Johanna kinderlos stürbe, geltendes Vermächtniß bekräftigt wurde [14]). Dennoch war Jacob damit nicht beruhigt; man las noch am Tage nach der Vermählung, als die Ritter und Frauen zur Fortsetzung der Festlichkeiten erschienen, Abscheu, Traurigkeit und Besorgniß auf seinem Gesichte, und der rauschenden Feste müde verjagte er die Schmarozer und Anbeter der Königin, ließ den Kronrentmeister (gran Camerlengo) Alopo einkerkern, verhören, und nachdem seine durch Qualen ausgepreßten Geständnisse Alles bestätigt hatten, was über ihn verrathen worden war, am 1. Oct. 1415 zum unbeschreiblichen Schmerze der Königin und zum Frohlocken seiner vielen Feinde hinrichten [15]). Der Leichnam wurde vom Pöbel in den Straßen umhergeschleppt und endlich bei den Beinen aufgehenkt, und der Kopf auf einer Lanze zur Schau ausgestellt. Der Großconnetable blieb im Gefängnisse. Johanna wurde nach solchen Hochzeitsfeierlichkeiten nach und nach in einer Art gefänglicher Haft, von des Königs Tische (wenn auch nicht von seinem Bette) entfernt gehalten und von einem alten franzôs. Barone, Namens Berlanger, so scharf beaufsichtigt, daß nicht nur Niemand ohne seine Erlaubniß Zutritt zu ihr haben durfte, sondern daß er auch wissen mußte, wenn sie irgend ein leibliches Bedürfniß befriedigen wollte. Die Königin Witwe Maria, Johanna's Schwägerin, wurde sammt ihren Kindern der Haft entlassen, und von Jacob in ihre Besitzthümer zurückversetzt. Und wenn dies auch Einige befriedigte und Alle für den Augenblick verstummen ließ, so regte doch im Allgemeinen Jacob's Unvorsichtigkeit den sämmtlichen einheimischen Adel dadurch auf, daß er Franzosen und andere Fremde mit Gnadengeschenken, Auszeichnungen und Ämtern überhäufte, ja die ersten Würden, wie die eines Großconnetables, Kronrentmeisters und Oberseneschalls, Einheimischen vorenthielt und seinen Landsleuten gab, den Hof für den vergnügungssüchtigen Adel überhaupt fast zur Einöde machte, mithin den Einen große Genüsse und den Andern Stütze und Unterhalt entzog, wie den Ehrgeizigen, die ihn auf den Thron gehoben hatten, den Weg zum Einflusse und zur Prachtsucht ver-

12) Cf. *Mar. Sanuto* ap. *Muratori* XXII, 896 sq. Nur der Mönch von St. Denis bei *Laboureur* p. 963 sq. bemerkt, daß Johanna ihrem Bräutigam vieles Reisegeld zugeschickt habe. 13) Cf. *Scipio Ammirato*, Vita di Giovanna seconda, Reina di Napoli, in dessen Opuscoli p. 156 sq. *Bart. Biancardi*, Le Vite de' Re di Napoli, p. 226 sq. und *Costanzo*, Historia del Regno di Napoli, p. 278 sq.

14) Cf. *Costanzo* p. 280. *Biancardi* p. 228 und *Desormeaux* I, 456 mit Berufung auf Giannone. 15) Nach Ammirato S. 157 hatte sich Alopo ins Bette der Königin geflüchtet, wo er auch verhaftet wurde.

sperrte. Darüber keimten binnen drei Monaten Unwille, Murren und zuletzt Rachegefühle auf, sodaß die Wünsche Aller sich endlich in dem Ziele einten: der eingesperrten Königin die vorige Freiheit wieder zu verschaffen. Der erste Auflauf entstand schon nach Verlauf der ersten vierteljährigen Regierung Jacob's; eine Masse vermischter Stände drang in den neuen Palast (Castel nuovo), um die Königin zu sehen. Der alte Berlanger wies sie mit dem Bescheide ab, Johanna vertreibe sich eben die Zeit mit dem Könige und wünsche nicht gestört zu werden; da schrie die Menge mit Ungestüm, nicht eher zu weichen, bis sie die Königin gesehen hätte. Hierauf trat der König mit heiterer Miene hervor und sagte, wenn man Etwas begehre, so werde er es eben so gern, als seine Gemahlin, die grade unwohl sei, gewähren. Das Volk aber antwortete: Wir wollen Nichts weiter, als ehrenvolle Behandlung unserer Beherrscherin, wie sich's einer Thronerbin gebührt. Der in Bestürzung gesetzte Monarch versprach darauf zu achten; allein der Secretair des Grafen von Capua, welcher eben in Geschäften bei Jacob gewesen war, hatte den Vorfall angesehen und denselben bei seiner Heimkehr seinem Herrn berichtet, und dieser, da er von Jacob mehr als bloße Höflichkeit erwartet hatte, aber in keins der gewünschten Ämter eingesetzt worden war, äußerst misvergnügt, beschloß von seinem Landsitze sich nach Neapel zu begeben und die Volksstimmung zu einer Verschwörung gegen den undankbaren König zu Gunsten Johanna's einzuleiten. Es geschah, aber unbesonnener Weise zog er diese, seine unversöhnliche Feindin, in das Geheimniß, die aus Rache den Mordplan ihrem Gemahle mittheilte und ihn auffoderte, hinter dem Bettvorhange sich davon zu überzeugen, sobald der Graf wiederkehren und mehr berichten würde. Die Hofleute, welche des Grafen Gunst bei Jacob kannten, hatten dessen Zutritt bei Johanna weder das erste noch zweite Mal abzuschlagen gewagt; also kam er ungehindert in der Königin Zimmer, wo Jacob lauschte, und hatte noch die Dreistigkeit, auch diesem in seinem Zimmer aufzuwarten, wurde aber hernach an der Treppe mit seinem Secretair auf des Königs Geheiß festgehalten. Beide ohne Verzug in den Verhören überführt, fanden im Januar 1416 ihren Tod auf dem Blutgerüste. Des Grafen Schicksal erregte wenig Bedauern, bei Johanna nur Frohlocken, bei dem Könige jedoch Nachdenken, sodaß er seiner Gemahlin mehr Rücksichten und Freiheiten, als bisher, angedeihen ließ. Nur der Zutritt zu ihr blieb Allen verschlossen. Hierüber sowol als über des Königs Vorliebe zu seinen Franzosen bestanden Mismuth und Groll der Neapolitaner fort, vom Januar bis zum Ende Septembers 1416, ohne daß Jemand eine Verschwörung wieder anzuzetteln wagte, außer zwei angesehenen Baronen, Ottino Caracciolo und Annichino Mormile, mit deren Einverständnisse höchst wahrscheinlich ein angesehener Kaufmann den König ersuchte, daß Johanna die Hochzeitfeier seiner Tochter in einem Garten mit ihrer Gegenwart verherrlichen dürfte. Jacob genehmigte es ohne Argwohn, gab aber bei der Ausfahrt seiner Gemahlin den alten Aufseher, welcher bereits zum Kronrentmeister erhoben worden war, und viele ihm ergebene Höflinge mit, während Mormile und Caracciolo ihren Anhang bewaffneten, und den Wagen der Königin umringten, als sie, das Hochzeitfest verlassend, in den neuen Palast zurückfahren wollte. Man gebot dem Kutscher, nach dem erzbischöflichen Palaste zu lenken, bewaffnete Scharen wiesen den Weg, und Johanna (nur der alte Berlanger verließ sie nicht, die andern Höflinge flohen und brachten dem Könige die Kunde) rief ihnen demüthig zu: Meine Getreuen, verlaßt mich nicht, ich lege mein Leben und mein Reich in Eure Gewalt! Ein rauschendes Lebehoch war die Antwort, und nach der Ankunft im erzbischöflichen Palaste drängten sich alle Geschlechter um sie, ihre Huldigung und Schmeichelei darbringend. Die Kühnen und Verwegenen schnaubten nach Rache an dem Könige und sprachen von Belagerung des Eischlosses (Castel dell' Ovo), in welches er sich voll Bestürzung geflüchtet hatte, die Besonnenen und Klugen aber, Johanna's Flattersinn berücksichtigend, wollten jegliche Gewalt abwenden, und suchten mittels Abgeordneter Verhandlungen mit dem königlichen Flüchtlinge einzuleiten, während Berlanger den Palast Capua der Königin öffnete, damit sie bis zur Ausgleichung mit Jacob eine einstweilige angemessene Unterkunft erhielte. Jacob, von den Neapolitanern verlassen und aller Vertheidigungsmittel beraubt (er hatte den Connetable von Saligny mit den Truppen zu der Dämpfung eines Aufruhrs nach Aquila geschickt, welcher Umstand von den Verschworenen gewiß berücksichtigt worden war) wurde, ehe der Connetable zu Hilfe eilen konnte [16], nach kurzem, doch bedeutendem Blutvergießen unter den Franzosen von den Abgeordneten am 27. October zu folgender Übereinkunft genöthigt: Auf versprochenen Schutz der Neapolitaner vereint er sich wieder mit seiner Gemahlin, überläßt ihr die Zügel der Regierung und einen besondern Hofstaat, wie der Heirathscontract lautet, behält aber den Titel eines Königs mit dem jährlichen Genusse von 40,000 Dukaten aus dem Fürstenthume Taranto, und bildet einen besondern Hofstaat meist aus inländischem Adel und, wie Ammirato hinzufügt, aus vierzig Franzosen und Ultramontanern [17], die er nach Belieben zurückbehalten durfte, während alle übrige Fremde vertrieben wurden. Derselbe Schriftsteller bemerkt auch, daß Sforza's Entlassung aus dem Kerker zugleich verbrieft worden sei, wovon aber weder die übrigen italienischen Berichterstatter noch die Franzosen Nachricht geben. Sei dem auch, wie ihm wolle, Sforza ging am 5. Nov. 1416 aus seinem Gefängnisse mit Eh-

16) Desormeaux (I, 464) erzählt, mit Berufung auf Giannone, allein, daß Saligny auf dem Rückmarsche nach Neapel von dem Kriegsvolke verlassen worden sei. Nach Monstrelet (I, 236) wurde er sogar gefangen; daß aber die Neapolitaner menerent grosse guerre au dit Roy et à ceux qui tenoient son party, wird von italienischen Schriftstellern nicht bestätigt, da sie, wie Ammirato (S. 163), nur von Angriffen in der ersten Wuth sprechen, in welchen viele Ultramontaner und Franzosen gefallen waren. Es fehlte nach sichern Nachrichten dem Könige an Anhang unter den Einheimischen.

17) Monstrelet spricht von einer bien petit nombre.

ren und Gütern überhäuft hervor; Sergianni Caracciolo, ein schöner, rüstiger, vierzigjähriger Mann von vieler Erfahrung und Klugheit, erwarb sich schnell Johanna's unbedingte Gunst, wurde Graf von Venosa und Oberseneschall des Königreiches, ein Schwarm anderer viel jüngerer Männer von Adel erhielt wieder Zutritt am Hofe, unter denen sich besonders die Barone Origlia und Pappacoda auszeichneten. Unter diesen Umständen wünschte Johanna den König los zu werden, um in aller Ungebundenheit ihren Lüsten zu fröhnen; allein Sergianni rieth zur Behutsamkeit, erinnerte an die Bürgschaft der Neapolitaner, und hielt für nöthig, erst die Vornehmsten im Volke und Adel zu gewinnen, bevor sie gegen Jacob, dessen freie Bewegung einigermaßen wohl schon gehemmt worden war, mit Gewalt verfahren könnte. So geschah es, daß immerfort an Einheimische Gnaden und Würden ausgetheilt wurden, ohne dabei der Wichtigsten, Ottino Caracciolo's und Mormile's zu gedenken; als Sergianni ihren Unmuth erfuhr, wurde wenigstens Ottino sogleich mit der Grafschaft Nicastro zufriedengestellt, Mormile aber wurde desto wüthender auf den königlichen Günstling, sowie dessen Eifersucht von der wachsenden Macht Sforza's gequält wurde. Doch wußte er diesen auf angemessene Weise in Geschäften zu entfernen, und die Königin zur Vertreibung der noch zurückgebliebenen Fremden aus des Königs Dienste zu Gunsten Einheimischer zu vermögen, um seinen Anhang zu mehren. Als daher einst (1417) Johanna bei Tafel dem Könige in gebieterischer Sprache ankündigte, seine Franzosen abzuschaffen, wenn er nicht selbst Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein wollte, er aber die Einwendung machte, man sollte sie erst billiger Weise für ihren Dienst ablohnen, da drohte sie heftig mit Vertreibung aller Franzosen. Beleidigt verließ Jacob augenblicklich die Tafel und ging auf sein Zimmer, das sofort hinter ihm auf Johanna's Befehl verschlossen und fortan bewacht wurde [18]). Tags darauf erschien ein Befehl, welcher alle Franzosen binnen acht Tagen und (wie Desormeaux hinzusetzt) bei Todesstrafe aus dem Königreiche verwies, wobei, nach Sanuto, abermals Viele von ihnen ums Leben kamen. Freilich war hierdurch der Sühnevertrag der Stadt Neapel verletzt worden; allein gefährliche Misvergnügte darüber zu besänftigen, mochte es wol kaum bedürfen, da von Mitleiden für Jacob unter den Einheimischen nicht die Rede sein konnte. Ziemlich zwei Jahre lang schmachtete Jacob in einem kerkerartigen Zustande, wie die italienischen und französischen Schriftsteller, jedoch in abweichender Art, berichten. Die Letztern allein erzählen ohne Verbürgung, Johanna habe ihn auf alle Art zu zerstreuen und aufzuheitern gesucht, sowohl durch Spiele, Tanz und Musik, als auch durch Zärtlichkeit, die sie aus Besorgniß, er möchte ihr zu Gefallen vergiftet werden, so weit steigerte, daß sie selbst ihm Essen und Trinken brachte [19]). Sei dem, wie ihm wolle; es machte seine Haft großes Aufsehen im Auslande, und erbitterte vorzüglich den französischen und burgundischen Hof. Beide drangen inständig in den Papst Martin V., bei Johanna für Jacob's Freiheit zu wirken, was Sergianni dadurch vereitelte, daß er jenem Aussichten auf den Besitz des Kirchenstaates eröffnete. Die Erscheinung eines päpstlichen Neffen mit gleichen Aufträgen am neapolitanischen Hofe wurde auf ähnliche Weise für Jacob's Schicksal erfolglos gemacht. Ebenso wenig konnte der fast gleichzeitig von Sforza bewirkte Aufstand ihm nützen, da er nur Sergianni's Verbannung auf kurze Zeit bezweckte. Auch die Erscheinung einer französischen Botschaft konnte Jacob's Zustand trotz vieler Bemühungen nicht lindern, bis am 24. Januar 1419 der Cardinallegat Maurocenus (? Morosini) mit zwei nahen Verwandten Martin's V. (Jordan und Anton Colonna) in Neapel erschienen und in Rücksicht französischer, navarreser und burgundischer Zudringlichkeit die Freilassung Jacob's zu ihrem ersten Geschäfte machten. Diese erfolgte am 15. Febr., und der Cardinallegat begleitete mit der anwesenden Ritterschaft den König, um ihm das verlorene Ansehen wieder zu verschaffen, bei einem Ritte durch die Stadt, ohne ihn jedoch zur Rückkehr in den neuen Palast, in welchem er seiner Gemahlin Gefangener gewesen, bewegen zu können. Er bezog den Palast Capua in der Meinung, den Ort zu meiden, wo Willkür ihn jeden Augenblick wieder einsperren lassen könnte, und diejenigen, welche sich über seine Freiheit freuen würden, für deren Erhaltung sorgen zu lassen. Dieß fiel auf, und der ehrgeizige von den Emporkömmlingen bei Hofe beleidigte Adel nahm sich seiner an, und Manche meinten (dies mochte auch die Absicht der päpstlichen Gesandtschaft sein), Jacob müßte mit der Königin, wie sie es für sich Willens war, zugleich gekrönt und in gleiche Thronrechte mit ihr gesetzt werden. Dies beunruhigte den zurückgekehrten Liebling Johanna's, Sergianni Caracciolo, dergestalt, daß er den Cardinallegaten und die beiden Colonna durch der Königin reichliche Freigebigkeit bestach, und durch deren Fürsprache den Adel mit folgender Übereinkunft beruhigte: der König soll zu Johanna in's neue Schloß zurückkehren, der Burgvoigt versetzt und statt der bisherigen Wache, welche entlassen werden soll, eine neue unter Aufsicht eines braven und getreuen Edelmannes erwählt werden, welcher, zum Castellan bestellt, dem Cardinallegaten schwören muß, durchaus nicht zu dulden, daß die Königin dem Könige und umgekehrt dieser jener Gewalt anthue. Auch Jacob war hiermit zufrieden, etwa in der Hoffnung, seine Krönung mit seiner Gemahlin noch erwirken zu können, sodaß er sich ohne Zwang am 22. März 1419 wieder in den neuen Palast zu Johanna zurückbegab, fand aber bald, daß ihm Nichts, als Freiheit ohne königliches Ansehen gegeben worden war. Er blieb Johanna'n gleichgültig, während sie bei zunehmendem Alter ihre Buhlschaften ungestört fortsetzte und Sergianni's Alleinherrschaft befestigen ließ. Also ohne Aussicht auf Nachkommenschaft, wie die Neapolitaner hinzusetzen, konnte er auf keinen Glanz und Einfluß hoffen, vielmehr gedachte er, nach Taranto sich zurückzuziehen, sei's, dieses Fürstenthum zu veräußern, oder bei günstiger Gelegenheit

---

18) Monstrelet setzt S. 236 irriger Weise diese Beschränkung schon auf den 30. Oct. 1416. 19) Cf. *Saincte-Marthe*, Histoire généalogique de la Maison de France. II, 850 und *Desormeaux* I, 466.

dort mit Hilfe von Freunden oder Misvergnügten in gütlicher oder gewaltsamer Weise auf Johanna's Sinn zu seinem Vortheile zu wirken. Gewiß ist, er begab sich am 4. Mai 1419, wie es scheint, ohne Abschied von der Königin, in einer Art, wie seine Austritte durch Neapel zu geschehen pflegten, mit Gefolge zahlreichen Adels nach Molo (? Mola), wo er die Begleitung sehr höflich entließ, und ein von seiner vorausgeschickten Dienerschaft in Bereitschaft gehaltenes genuesisches Schiff bestieg, das ihn am 16. desselben Monats nach Taranto brachte. Die Witwe Wladislav's empfing ihn, gab ihm aber nicht den verlangten Beistand gegen Johanna, sondern suchte mit ihren Söhnen ihre Dankbarkeit nur in Zeichen aller möglichen Achtung zu erweisen; und obschon Jacob hier drei Jahre in ungekannten Verhältnissen verweilte, so konnte er doch (wenn auch die Nachricht Tristan Caracciolo's erwiesen wäre, daß ihn Johanna habe in Taranto belagern lassen) keine ängstigende Aufmerksamkeit, geschweige feindselige Gewaltschritte, gegen sich aufregen, da bei aller Verwirrung und Parteiung im Reiche seit Johanna's Krönung (October 1419) ihn Niemand auf den Thron zurückverlangte. Man erwählte sich, gleichsam zum Beweise seiner allgemeinen Verachtung, vielmehr zwei andere auswärtige Prinzen. Endlich verkaufte er, nach Biancardi, sein Fürstenthum an einen von Marien's Söhnen für 50,000 Dukaten [20]), und verließ zu Ende Juli's 1422 verzweifelnd und kummervoll Unteritalien, kam mit 70 Pferden Begleitung nach Venedig, durchirrte Treviso, Padua und andere Städte Oberitaliens, bis ihn die heimischen Grenzen wieder aufnahmen [21]).

Rücksichtlich seiner von den Ältern ererbten Besitzungen wird nicht erwähnt, von wem er selbige in seiner siebenjährigen Abwesenheit hatte verwalten lassen, und wem er sein einziges Kind erster Ehe, Eleonore von Bourbon, in Pflege gegeben hatte, da er in Unfrieden von seinem Bruder Ludwig geschieden, und seine erste Gemahlin Beatrix (seit dem 14. Sept. 1406, nicht 1397, mit ihm vermählt) frühzeitig (zwischen 1409 und 1414) gestorben war. Jacob kam mit dem großen, Nichts sagenden Titel eines Königs von Ungern, Jerusalem, Neapel und Sicilien nach Frankreich zurück, und wurde in der That nur Graf und Herr seiner französischen Lehengüter. Er schloß sich nach dem Beispiele des Gesammthauses Bourbon getreu an König Karl VII. an, sodaß ihm 1424 die Statthalterschaft von Languedoc anvertraut wurde. In diesem Berufe erwies sich Jacob zum Besten der Provinz wie des Königs gleich vortrefflich, machte sich durch seinen Sieg über Andreas von Ribes und durch andere Fehden mit den umherstreifenden Engländern, Burgundern und Abenteurern auf dem platten Lande verdient und war großmüthig genug, seine Statthalterschaft zu Gunsten des Grafen von Foix, welcher nur auf diese Weise von den Engländern abgesondert und für Karl VII. gewonnen werden konnte, am 13. April 1425 gegen ein Jahrgeld von 12,000 Goldfranken abzugeben, wenn nicht schon Hang zur bizarren Einsiedelei in ihm vorgeherrscht hatte [22]). Genug, Jacob verschwindet von nun an allmälig aus dem Kampfgewühle seiner Heimath, kaum daß man ihn noch bei der Belagerung der Stadt Bourges 1426 erwähnt findet, und überließ seit 1429, als er seine Tochter Eleonore mit Bernhard von Armagnac, Grafen von Pardiac, vermählt hatte, die Vertheidigung seiner Besitzungen diesem Schwiegersohne, welchem er dieselben sammt Ansprüchen auf das neapolitanische Königreich den 17. Jul. 1432 erb- und eigenthümlich übergab mit dem lebenslänglichen Vorbehalte einer jährlichen Unterstützung von 2000 Goldthalern [23]). Vielleicht stürzten ihn die Sucht nach königlichem Gepränge und königlicher Ehre und das Selbstgefühl eigener Ohnmacht in eitle Widersprüche und schroffe Sonderbarkeiten, worüber er in öffentliche Verachtung gerieth und über den höchsten Anstrengungen seiner ebenbürtigen heimischen Genossen für Staat und Thron von gleichzeitigen Beobachtern und Chronisten vergessen wurde, bis sein abenteuerlicher Aufzug 1435 von Marseille nach Besançon in ein Franziskanerkloster ihn der öffentlichen Aufmerksamkeit zurückgab. Die um Verbesserung des Sancta-Claraordens verdiente Nonne Colète wußte den alten Titularkönig durch fromme Gespräche von der Nichtigkeit irdischer Herrlichkeit und von dem einzig wahren Lebensglücke innerhalb der Klostermauern so zu überzeugen, daß er (also nicht in Verzweiflung, wie jenseit der Alpen ausgesprengt worden war) mit seinem natürlichen Sohne Claudius von Aix im erwähnten Jahre das Mönchsgewand der Franziskaner anzuthun sich entschloß. Bekleidet mit einem langen groben Oberrocke von grauer Farbe, welchen ein knotiger Strick am Leibe zusammenhielt, mit einer dicken weißwollenen Mütze auf dem Kopfe, welche unter dem Kinne mit einem Bindfaden zusammengebunden war, lag er (unter ihm ein schlechtes Kopfkissen) halbaufrecht auf einer von vier Männern getragenen plumpen Bahre, um ihn vier Franziskaner, die für seine Rathgeber und Minister gehalten wurden, hinter ihm ein prunkvoller Zug von 200 Pferden mit einer Sänfte, einem Staatswagen, Officieren und Bedienten, mit des Prinzen Zeltern, Maulthieren und Saumrossen, Waffen und Wappen: Alles stattlich und prachtvoll herausgeputzt in schönster Ordnung und Haltung. In diesem Aufzuge nun pilgerte er auf angegebenem Wege nach Besançon, wo ihn ein Berichterstatter ankommen sah und dabei bemerkte, daß sich König Jacob in dieser burlesken Erscheinung sehr wohlgefällig und behaglich gegen die gaffende Menge bewiesen und

20) Dasselbe nimmt auch Sainete-Marthe (a. a. O. S. 850) an. Monstrelet (a. a. O.) behauptet, er sei aus dem Königreiche Neapel von dem adaptirten Alonso von Aragonien verjagt worden, und bei seinen eigenen Leuten wegen unglücklicher Liebschaften außer Ansehen gekommen. 21) Cf. *Muratori* XXII, 112 et 942. *Costanzo* p. 281—298. *Biancardi* p. 229—287 und *Ammirato* p. 158—173.

22) s. Saint-Allais III, 188 und Desormeaux I, 470. 23) s. Saint-Allais III, 67 mit Berufung auf Urkunden, wonach die Note du Chesne's zu Chartier S. 842, welcher eine dasselbe Vermächtniß enthaltende Urkunde ohne Angabe ihrer Veranlassung, vom 6. Jul. 1436, bruchstückweise beibringt, berichtigt und nicht misverstanden werden kann. Die Ansprüche auf Neapel brachte Eleonore 1460 vergebens in Anregung.

immer noch im hohen Alter den großen Ritter von trefflichem Ebenmaße seines Gliederbaues und von einnehmenden Gesichtszügen verrathen habe [24]). Im dortigen Franziskanerkloster lebte er noch drei Jahre und starb in bereits angeführtem Alter und in Verhältnissen, wie sie an Männern seiner Abkunft und seines Standes in jenen Zeiten nicht ohne Beispiel gefunden werden. Er liegt zu Besançon in der von ihm selbst erbauten Kapelle des Klosters Sancta-Clara begraben. Von seinen natürlichen Kindern wird blos Claudius von Aix namhaft gemacht, der im Franziskanerkloster zu Dole starb. (*B. Röse.*)

F) Könige von Schottland.

Jacob I., dritter König von Schottland, aus dem Hause Stuart. Mit ihm beginnt eine Reihe von gleichnamigen unglücklichen Monarchen Schottlands, deren trauriges Loos sich hauptsächlich aus zwei Ursachen ableiten läßt. Zuerst kamen sie als Kinder auf den Thron, während der Adel die Vormundschaft führte, und zweitens fiel ihr Leben in die Zeit, wo diesem Adel die feudalaristokratische Macht noch nicht gebrochen worden war. Fast mehr, als in andern europäischen Staaten hatte derselbe eine überwiegende Gewalt bekommen, deren Hauptquelle die Einführung der Entails (feuda talliata) gewesen. Nicht genug, auch die Beschaffenheit des Landes, die geringe Anzahl großer wohlhabender Städte, die Einrichtung der Clans, die Verbündnisse und Verbrüderungen der Adeligen unter einander, und die häufigen Kriege mit England gaben ihnen insgesammt in einem noch sehr rohen Lande ein Gegengewicht wider das königliche Ansehen, welches durch Vasallenverhältnisse zu England noch insofern beschränkt wurde, als die schottischen Monarchen Lehengüter in letzterm besaßen. Von Robert Bruce an finden wir zwar ein Regierungssystem, welches die Beschränkung der aristokratischen Macht vorzeichnet; allein es gelang weniger als in England, zumal da nicht immer Kraft und Mittel den Regenten zu Gebote standen, oder diese dem Systeme weniger getreu blieben. So hatte unglücklicher Weise Jacob I. einen Vater, König Robert III., welcher aus Geistes- und Leibesschwäche den Adel hob, und seinem herrschsüchtigen Bruder, dem Herzoge von Albany, die Zügel der Regierung dergestalt überließ, daß er keck nach dem Throne und somit nach Ausrottung der Robert'schen Familie trachtete. Darum riethen weise Männer dem schwachen Könige, seinen zweiten Sohn Jacob (der erstere, David, war zu Falkland durch Albany's Maßregeln jämmerlich verhungert,) an den französischen Hof zu schicken, obschon er bereits in den zuverlässigen Händen seiner Erzieher, des Erzbischofes v. S. Andrew und des Grafen von Orkney, war. Diese und Graf Heinrich von Sinclair sollten ihn, der damals ungefähr 13 Jahre zählen mochte, wenn sich anders sein Geburtsjahr auf 1393 zurückführen läßt, in den ersten Monaten des Jahres 1406 zu Schiffe in Sicherheit und zugleich zu seiner Ausbildung nach Frankreich bringen; das Fahrzeug aber wurde an die englische Küste verschlagen, wo man die Mannschaft sammt dem jungen Prinzen wider den zwischen beiden Reichen bestehenden Waffenstillstand und wider das Gastrecht gefangen nahm und nach London zum Könige Heinrich IV. brachte. Diesem erzählte der königliche Knabe sein Misgeschick und die Absicht seiner Reise, welche er zum Überflusse durch ein Schreiben seines Vaters, welches dieser für den befürchteten nun wirklich erfolgten Unfall an Heinrich gerichtet und seinem Sohne mitgegeben hatte, bewies; allein Heinrich, froh über diesen Fang, erwiederte scherzend, daß die, deren Händen man ihn anvertraut, ihre Befehle schlecht verrichtet, also seine Leute wohlgethan hätten, ihm die Beute zugeführt zu haben, da besonders die Absicht des schottischen Hofes mit Jacob bei ihm so gut, als in Frankreich erfüllt werden könnte [1]). Der Gefangene wurde in den Thurm zu London und ein Jahr nachher in's königliche Schloß zu Nottingham gebracht und dort einem andern Aufseher übergeben [2]). Die Nachrichten über die 17 Jahre dauernde Gefangenschaft Jacob's sind dürftig; das Wenige aber, was uns Rymer und Buchanan liefern, beweist zur Gnüge, daß der Prinz nicht wie ein Staatsgefangener behandelt, sondern ihm eine sehr gute Erziehung wie von milden Pflegevätern ertheilt wurde, und daß er sich meist wol an den Orten, wo die Könige Heinrich IV. und V. lebten, aufhielt. Die Gelindigkeit der englischen Monarchen steigerte sich jedoch keinesweges bis zur Losgebung des Gefangenen. Jacob's Vater war drei Tage nach Empfang der Nachricht von dem Unfalle seines Sohnes vor Gram (6. April 1406) gestorben — von seiner Mutter Leben und Tod weiß man Nichts, als daß sie, eine Baronin, Annabelle von Drummond hieß. Sein Oheim, der Herzog von Albany, hatte sogleich die Regentschaft angetreten. Er und die Schotten hielten Jacob's Loos in England für einen Bruch des Waffenstillstandes; daher die nunmehr wiederbegonnenen Feindseligkeiten zwischen beiden Nachbarländern Ursache sein mochten, daß an keine Verhandlung zu Jacob's Befreiung gedacht wurde, wenn nicht Albany's Herrschsucht ein Haupthinderniß war. So viel ist gewiß, daß Heinrich IV. in seinem Hauptzwecke, seine Nachbarn durch die Gefangenschaft ihres Königs im Zaume zu halten, getäuscht, ihnen nun daheim zu schaffen machte, indem er den Inselfürsten Donald, bereits mit dem Herzoge von Albany im Zwiste, zu Einfällen in Schottland antrieb, worauf sich Frankreich der Schotten annahm und bei dem Papste Urban einen Bannfluch gegen den Ruhestörer auswirkte. Donald, von Heinrich ohnehin schlecht unterstützt, machte zwar 1411 Frieden mit dem schottischen Regenten [3]), aber die Befehdungen zwischen diesem und England mochten erst mit Heinrich's Tode (20. März 1413) eingestellt worden sein. Denn seit Heinrich's V.

24) *Brantome* II, 511 sq.

1) Die umständlichste Quelle zu diesen Geschichten ist Rerum Scoticarum historia, auct. *G. Buchanano*, p. 324 sq. *Mortimer*, A new history of England. I, 681. *Larrey*, Histoire d'Angleterre, d'Écosse etc. I, 799. 2) Cf. *Rymer*, Acta publica IV. P. I, 115. 3) s. Mortimer I, 685 und Buchanan S. 334.

Thronbesteigung enthielten sich die Engländer, wie die Schotten, des Krieges mit einander: Erstere, weil sie ihre Streitkräfte gegen die Franzosen gebrauchten, und Letztere wurden durch ihren Regenten zurückgehalten, aus Furcht, Jacob möchte ihm zur Strafe zurückgeschickt werden, was nicht in seinem Plane lag. Die ersten Verhandlungen der Schotten zur Befreiung Jacob's in England lassen sich erst im April, Juli und December 1413 sicher nachweisen [4]; sie waren aber nach dem Sinne des Herzogs ebenso erfolglos, als die drei Jahre nachher wieder angeknüpften. Was dann die Reise des jungen Königs in sein Vaterland, welche in einer Übereinkunft vom 8. Dec. 1416 auf eine gewisse Zeit festgesetzt und beschränkt wurde, unter Bestimmung von Bürgen für die Dauer seiner Abwesenheit, sowie der Strafe von 100,000 Mark für den Fall einer Verletzung der gestatteten Reisefrist, bezweckt habe, und ob sie wirklich gemacht worden sei, läßt sich nicht ermitteln [5]; wenigstens konnte sie, wenn sie wirklich unternommen, noch nicht die Ablenkung der Schotten vom Beistande Frankreichs zum Ziele haben, da jene erst von diesem um's Jahr 1419 darum angesprochen wurden [6]. Indessen wurde nach und nach den Schotten, welche nach England kamen, die Erlaubniß, ihren König zu sehen, ertheilt, vielleicht damit er ihnen nicht fremd werden sollte. Dieser mündliche Verkehr nahm zu, bis Heinrich V. seinen Gefangenen — dies scheint 1421 zuerst geschehen zu sein — mit nach Frankreich nahm, um, wie man sagt, durch ihn die Schotten vom französischen Kriegsdienste abzuleiten. Gewiß ist, Jacob suchte im genannten Jahre den die schottischen Hilfsvölker befehlenden Grafen Buchan zu verführen; allein dieser General erkannte die Gebote seines in des Gegners Händen befindlichen Königs nicht an. Ob aber Heinrich, welcher sich an den schottischen Kriegsgefangenen zu rächen wußte, den jungen König hierauf, wie Mortimer wissen will [7], in sein Vaterland schickte, um dort die Schotten von ihrer Anhänglichkeit an Karl VII. abzubringen, läßt sich so wenig nachweisen, als Mortimer den Erfolg davon beigebracht hat. Denn die durch den Grafen Archibald von Douglas vermittelte Verabredung zwischen Heinrich und Jacob am 31. Mai 1421, welche Mortimer allerdings kennt, konnte den Erfolg des Feldzuges nach Frankreich, während dessen Jacob die Schotten verführen sollte, nicht im Voraus bestimmen, sondern sie gestattete die von Jacob mit 20 schottischen Geiseln (darunter vier Bischöfe) verbürgte Reise erst binnen drei Monaten nach geendetem Feldzuge, wie sie denn auch Nichts von einem Zwecke verräth, welcher das alte Bündniß zwischen Schottland und Frankreich betraf, es sei denn, daß Jacob's persönliche Erscheinung in Schottland seinem Anhange Muth und Lust zu seiner Loskaufung einflößen sollte [8]. Sei dem auch, wie ihm wolle, so findet man den jungen König doch im Dec. genannten Jahres in England und während der ersten Monate des folgenden (1422) in Verkehr mit dahin gekommenen Schotten. Hierauf begleitete er Heinrichen abermals im französischen Feldzuge und sah denselben im August zu Vincennes sterben. Jacob folgte, wol aus Anhänglichkeit, dem prächtigen Leichenzuge nach London [9]. Inzwischen hatten sich die Zustände in Schottland gar seltsam gestaltet, und statt daß das Andenken an den gefangenen, rechtmäßigen König unterdrückt werden konnte, wurde es von Jahr zu Jahr fühlbarer. Der herrschsüchtige Regent schmeichelte dem Adel, schenkte ihm Krongüter, und wen er dadurch nicht bestechen konnte, den ließ er ungestraft die gröbsten Gewaltthaten und Frevel begehen, wodurch das königliche Ansehen so herabgesetzt wurde, daß es kaum wieder gehoben werden konnte. In solchem zweideutigen Rufe starb der Herzog von Albany am 3. Sept. 1420, und hinterließ Murdac, seinen Sohn, als Nachfolger in der Regentschaft [10]. Dieser aber war weder zur Reichsverwesung noch zur Behauptung seines Familienwesens tauglich, sodaß die, welche die daraus fließenden Greuel daheim nicht sehen wollten, in französischen Kriegsdienst zogen, die aber, welche zu Hause blieben, widerspenstig wurden, und den schwachen Murdac mit Hilfe seiner Familie dergestalt verwirrten und ängstigten, daß er dem immer lauter werdenden Rufe nach Wiederherstellung des Königthums auf einer Reichsversammlung zu Perth nachgab, und die Absendung einer großen Botschaft zur Loskaufung Jacob's beschloß. Jacob hatte unterdessen die Zuneigung derer, die ihn gesehen, gewonnen, und konnte, da er England ergeben war, von diesem keine Weigerung befürchten, insofern der Vormund des minderjährigen Heinrich VI., Herzog von Glocester, einen Mann auf den schottischen Thron wünschen mußte, welcher denselben von den alten französischen Verbindungen losreißen konnte. Aus den Unterhandlungen [11], welche von Mitte Mai's 1423 bis Februar 1424 wegen der Freilassung Jacob's gepflogen wurden, ersieht man nur Behutsamkeit und nicht, wie Hume und dessen Gewährsmänner behaupten [12], Zudringlichkeit des englischen Cabinets. Das Lösegeld wurde anfänglich auf 40,000 Pfund in mehrjährigen Fristen und mit den Bedingungen eines dauerhaften Friedens zwischen beiden Reichen festgestellt; dies gab Ursache zur Verlängerung der Verhandlungen, wobei sich Glocester sehr bestimmt be-

4) Cf. *Rymer*, Acta publica IV. P. II, 28, 29, 42, 57 et 157 sq. 5) s. Rymer a. a. O. S. 187. Englische und schottische Quellenwerke haben diesen Vertrag übersehen, der sehr umständliche Buchanan weiß ebenfalls nichts von dieser stipulirten Reise zu erzählen. 6) s. Buchanan S. 336 und Mortimer II, 26. 7) s. diesen II, 26.

8) Vergl. Rymer IV. P. IV, 31. 9) s. Mortimer II, 28, der allein diesen Umstand erzählt: „James, King of Scotland, followed the chariot, as principal mourner. 10) Vergl. Robertson's Geschichte von Schottland, S. 19 und 26 mit Buchanan S. 337. Ein Mönch und Zeitgenosse schildert, außer Andern, den damaligen Zustand bei *Innes*, Essay I, 272 folgendergestalt: „In diebus illis non erat lex in Scotia, sed quilibet potentiorum juniorem oppressit; et totum regnum fuit unum latrocinium; homicidia, depraedationes, incendia et caetera remanserunt impunita; et justitia relegata extra terminos regni exulavit.“ 11) Vergl. Rymer IV. P. IV, 93—107, wo man die Verträge beisammen findet. 12) Cf. *Hume*, History of England. III, 136 sq.

nahm, und den englischen Nationalstolz merklich fühlen ließ, indem er die Liebschaft Jacob's mit der schönen Johanna von Beaufort, einer Tochter des Herzogs von Somerset, durchaus nicht von seinen Commissairen, sondern von den Schotten oder deren Könige zur Sprache bringen ließ [13]). Die Heirath kam allerdings mit der Freilassung zugleich zu Stande, um dem neuen politischen Verbande mehr Halt zu geben, und brachte von dem Anfangs gefoderten Lösegelde 10,000 Mark Erlaß [14]); allein für den Rest der Summe mußten 28 Geiseln aus vornehmem schottischem Geblüte — die einzeln von 1500 bis 1600 Mark geschätzt wurden — nebst den Städten Edinburgh, Perth, Aberdeen und Dundee bis zur gänzlichen Abzahlung haften. Und statt des dauerhaften Friedens, wie sich Glocester geschmeichelt, gewährten die Schotten am 28. März 1424 nur einen siebenjährigen Waffenstillstand zu Wasser und zu Lande, um den freien und innigen Verkehr beider Reiche einzuleiten, ohne daß sich Jacob für die Handlungen seiner in Frankreich dienenden Unterthanen verbindlich machte, da er's um so weniger konnte, als sie Karl VII. sehr auszeichnete. Man schloß sie blos von den Wohlthaten des Vertrags aus [15]). So kam denn Jacob mit seiner Gemahlin im März 1424 ins Vaterland zurück und ließ sich am 22. April zu Scone krönen [16]). Er kam mit einer Bildung, die Einige sogar gelehrt nennen, aus England, welche weit über der schottischen Rohheit stand. Seine dort gewonnenen Ansichten von der Gewalt eines Königs waren im schneidendsten Widerspruche mit dem Verfalle des königl. Ansehens daheim. Dort hatte er Ordnung, weise Gesetze, Gehorsam und Aufblühen der Wissenschaften und des Wohlstandes im Volke gesehen; hier fand er Verwirrung, mangelhafte Verfassung, Widerspenstigkeit und barbarisches Gefallenleben des Adels, Brutalität der Mächtigen, Druck der Schwachen, Finsterniß und im Allgemeinen Armuth des Volkes. Der Glanz der königlichen Majestät war fast erloschen. Ungeachtet des schneidenden Contrastes, der zwischen der Bildungsstufe Jacob's und der seines Vaterlandes sichtbar war, begann der neue König allmälig mit Feinheit, Klugheit und Wohlwollen sein Regiment zu handhaben. Wiederherstellung der Ruhe, Ordnung, Gerechtigkeit, Verbreitung vernünftiger Aufklärung im Klerus und Volke und Wohlstand des Letztern war das Ziel seines unermüdeten Strebens, zeigte aber auch dabei die Absicht, den Aristokratismus zu bändigen. So zog er zuerst, kraft einer vom Parlament übertragenen Gewalt, alle diejenigen zur Rechenschaft, welche unter den drei letzten Herrschern Krongüter an sich gebracht hatten; dann verbot er dem Adel alle Bündnisse und Vereinigungen, die der Krone gefährlich waren. Als diese Schritte gelangen, schritt Jacob weiter und zog seinen Vetter Murdac, dessen Söhne und Schwiegervater, den Grafen Lenox sammt Robert Gramme und, wie Buchanan will, noch 24 andern hohen Adeligen vor Gericht, um entweder Rechenschaft über die Verwaltung der 18jährigen Regentschaft von ihnen zu hören, oder sie als gefährliche Parteigänger anzuklagen. Das Parlament richtete über sie und sprach — aus unbekannten Gründen — Alle frei bis auf Murdac, dessen zwei Söhne und Lenox, welche das Todesurtheil traf; nur Alexander, Murdac's jüngster Sohn, entging durch die Flucht nach Irland der Todesstrafe, während der jüngste, Jacob, welcher nicht unter den Angeklagten und Verurtheilten genannt wird, auf die Nachricht vom Unglücke der Seinigen eine unbedeutende Empörung anzettelte, welche der König leicht unterdrückte. Allein hierdurch war die Ruhe im Innern noch nicht hergestellt, die Parteiungen des unzufriedenen Adels lösten sich in straßenräuberisches Faustrecht auf, welches, wegen der Menge des Anhanges (in Massen von Tausenden) hydraartig wurde, indem hier ein neuer Kampf entstand, wenn dort Jacob einen gedämpft hatte. Daher auch der Hinrichtungen sehr viele, sodaß man von 3000 Räubern erzählt, die der König theils enthaupten, theils viertheilen, theils ans Kreuz schlagen ließ [17]). Bei solchen angestrengten Bemühungen, das rohe Volk zu civilisiren und es unter das Gesetz und die Gerechtigkeit zu beugen, ist es sehr wahrscheinlich, daß Jacob weniger an die Theilnahme an auswärtigen Kriegen, als an die Erhaltung des mit England bestehenden Bündnisses gedacht habe. Deshalb wurden auch die Verletzungen desselben bald durch Reisen Jacob's nach England, bald durch Botschaften ausgeglichen, und am 15. Dec. 1430 wurde der Waffenstillstand zu Edinburgh bis zum 1. Mai 1436 verlängert [18]). Unter solchen Umständen ist nicht glaublich, daß, wie Einige behaupten [19]), im J. 1426

13) Man darf hierbei die englische Instruction für die Commissarien zur Unterhandlung vom 6. Jul. 1423 nicht übersehen, in welcher es unter andern heißt: „Si vero Ambassiatores Scotiae de praemissa Alligantia per Matrimonium non fecerint mentionem, non videbitur multum honestum quod Ambassiatores Domini nostri Regis circa Praemissa se ingerant, cum Mulieres Regni Angliae, saltem Nobiles, non soleant ultro virorum Connubiis se offerre." Siehe Rymer a. a. O. S. 97. 14) Den Heirathsvertrag findet man nicht, wol aber die Urkunde über den Erlaß bei Rymer a. a. O. S. 107. Daß der Heirathsvertrag und die Hochzeit gleichzeitig mit der Freilassung vor sich ging, ergibt sich auch aus Rymer a. a. O. S. 107, wo eine Verfügung aus Westminster vom 28. Jan. 1424 befiehlt, daß dem Könige Jacob ein Hochzeitkleid von Drap d'Or geschenkt werden solle. 15) s. Rymer a. a. O. S. 109 fg., wodurch die Stelle bei Mortimer II, 33 berichtigt wird. 16) s. Buchanan S. 340 und *Duchesne*, Histoire d'Angleterre, d'Écosse etc. p. 840. Weniger bekannt scheint zu sein, daß Jacob während seiner Gefangenschaft, gleichwie sein Schicksalsgenosse, der Herzog von Orleans (von 1416 an bis 1440 in Heinrich's Händen), sich in Dichtungen versuchte, und beide unleugbar, wie Ellis in den Orig. letters I, 3 anmerkt, die besten Dichter ihrer Zeit geworden sein sollen.

17) Vergl. Larrey I, 905. Ausführlich erzählt diese Greuel Buchanan a. m. O. 18) Vergl. Rymer a. a. O. S. 128 fg., 156 u. 169 fg. 19) Sie sind Buchanan S. 342, Mortimer II, 41, Duchesne S. 872 fg. Unter Allen hat hier Hume (III, 233) am richtigsten gesehen, wenn er sagt: „James I — avoided all hostilities with foreign nations; and tho' he seemed interested to maintain a balance between France and England, he gave no farther assistance to the former kingdom in its greatest distresses, than permitting, and *perhaps* encouraging his subjects to inlist in the French service."

Jacob des französischen Botschafters (Erzbischofs von Rheims) Anträgen für ansehnliche Kriegshilfe und eine Heirath zwischen seiner ältesten Tochter Margarethe und dem Dauphin (Ludwig XI.) unbedingt gewillfahrt habe, während er höchstens seinen Unterthanen insgeheim die Theilnahme an dem Kriege Karl's VII. gestattet, und die angetragenen Bündnisse, wenn nicht abgeschlagen, doch verschoben haben mochte. Gewiß ist, daß erst 1436, als die Frist des englischen Waffenstillstandes abgelaufen war, die Verlobung beider königlichen Kinder (Ludwig war erst 13 Jahre alt und Margarethe konnte noch nicht so viele zählen) bekannt und das Bündniß zu gegenseitiger Hilfe abgeschlossen wurde[20]). Die Engländer, wie es scheint, erst durch die Ankunft der französischen Botschaft, welche Margarethen abholen sollte, darauf aufmerksam gemacht, wollten nicht blos diesen ehelichen Bund, sondern auch das politische Band Schottlands mit Frankreich vereiteln, und sandten sogleich eine Botschaft zu Jacob, welche ihm Berwick, Roxburgh und Alles, über dessen rechtmäßigen Besitz bisher Streitigkeiten zwischen beiden Reichen obgewaltet hatten, anboten, wenn er den bisherigen zwei Völker auf einer Insel und von einerlei Sprache umschlingenden Bund in seiner Kraft fortbestehen ließe. Jacob brachte diesen Antrag vor die eben in Perth gehaltene Reichsversammlung, welche denselben nach langem Hader, in Folge eines Zwiespaltes unter dem Klerus, für eine List Englands zur Überwältigung ihres Vaterlandes, wenn es von Frankreich getrennt, erklärte, ablehnte, und für ein enges Bündniß mit Frankreich, wie ehedem gewesen, stimmte. Da drohten die Engländer der Überfahrt der königlichen Braut Hindernisse in den Weg zu legen; sie wurden aber überlistet, und Margarethe kam mit ihren Führern glücklich nach Rochelle, und wurde am 24. Jun. zu Tours mit dem Dauphin vermählt[21]). Allein dieser neue Bund, gewiß auch durch Jacob's lange verheimlichte Empfindlichkeit über seine frühere englische Gefangenschaft beschleunigt, half den klugen Monarchen stürzen, weil er den Bruch Englands mit Schottland zur unmittelbaren Folge hatte und dadurch dem zum Theil ergrimmten Adel Anlaß gab, seinen tödtlichen Haß gegen den energischen, aber äußerst populären, König wirken zu lassen.

Jacob's wohl überlegte Eingriffe in die Lebensweise des übermüthigen Adels mochten längst heimlichen Unwillen erregt haben, und kühn geworden durch bisherige Versuche, benahm er sich hitzig, heftig und gewaltsam gegen diesen Stand, besonders wenn er erfuhr, daß Große des Reiches kein anderes Recht für ihren Güterbesitz aufweisen konnten, als die Gnade seines Oheims, des Herzoges von Albany, welche auch den Empörern gegen Robert III., wie dem Grafen von March, widerfahren war. Diese traf nun fortwährend die Strafe der Felonie und des Güterverlustes. Da befürchtete nun der Adel, Jacob werde weiter schreiten und das Recht auf solche Güter, welche Lohn ihrer frühern Tapferkeit, in den courts of Law untersuchen lassen; ein rechtliches Verfahren, welches in jenem rohen, kriegerischen Zustande äußerst verhaßt sein mußte[22]). Also geschah es, daß sich des Königs eigener Oheim, Graf Walther Stuart von Athol, an die Spitze der unzufriedenen und aufbrausenden Adeligen stellte, und mit Hilfe des Robert Gramme, der sein Leben dem Könige verdankte, eine Verschwörung gegen Jacob's Leben anzettelte, als der Feldzug gegen England begonnen hatte. Jacob hatte eben die feste Roxburgh fast zur Übergabe gezwungen, als sich die Nachricht von ihm drohender Lebensgefahr verbreitete. Sogleich entließ er das Heer und begab sich mit seiner Gemahlin Johanna, die ihm in's Lager gefolgt war, in ein Dominikanerkloster bei Perth, wo er im Verborgenen auf die Entdeckung lauerte[23]). Dies verrieth einer seiner Diener, welchen Buchanan John nennt, und der in die Verschwörung verwickelt worden war, seinem Gelichter. Darauf wurde die Ausführung mit John's Bereitwilligkeit und List beschleunigt, und die Mordthat, wie es scheint, des Nachts, am 20. Febr. 1437 auf greuelhafte Weise vollzogen, wobei die Königin, welche sich auf ihren Gemahl zu seiner Beschützung warf, aber mit Gewalt losgerissen wurde, zwei Stichwunden empfangen hatte[24]). Die Kinder, welche das unglückliche königliche Ehepaar gezeugt hatte, waren die schon erwähnte Margarethe und Eleonore (vermählt 1448 mit Herzog Sigismund von Österreich), deren beider Geburtsjahr unbekannt ist[25]), dann ein Zwilling mit

---

20) Hierüber nirgends bestimmte Nachricht. Aus den Sammlungen bei Rymer (V. P. I.) ergibt sich, daß das Lösegeld Jacob's wenigstens bis Julius 1435 noch nicht völlig abgezahlt, sowie auch noch nicht alle Geiseln ausgelöst worden waren. Die Verhandlungen zur Beobachtung des Waffenstillstandes dauerten bis zu Ende 1435 fort; im Februar 1436 wurden Unterhandlungen zur Fortsetzung dieses Vertrages wieder angeknüpft, allein der Brief Heinrich's VI. an Jacob (S. 27) vom 8. März desselben J. zeugt von den Schwierigkeiten, die sich entgegensetzten, und von der großen Kälte, welche bereits zwischen beiden Monarchen obwaltete. Die Bosheit der Engländer über diese Heirath spricht sich auch in den Schriften von Hall und Grafton aus. Scott's Histoire d'Écosse II, 25 bietet der Kritik hier keine Befriedigung. 21) Buchanan S. 355 fg. Duchesne S. 872. Mortimer II, 57. Die Chronologen P. Anselme (I, 69) und Saint-Allais (II, 223) stimmen in Angabe des Hochzeitstages mit den übrigen Schriftstellern überein, und nach S. Allais kann Margarethe damals höchstens 11 Jahre alt gewesen sein, und zählte, wenn sie 1444 den 16. August starb, erst 19 Jahre, doch des Lebens schon so überdrüssig, daß sie vor dem Ableben ausrief: Fi de la vie, qu'on ne m'en parle plus!

22) Mortimer (II, 60) setzt hinzu, daß Jacob im Sinne gehabt, seine Barone aus dem Kriegerstande zu verdrängen, und mittels einiger Parlamentsbestimmungen mit der Einführung einer verbesserten Kriegsmiliz umgegangen sei. Dagegen spricht Larrey (II, 5) von einem Orden der chevaliers baronnets, den Jacob gestiftet habe. 23) Larrey (I, 840 fg.) bringt eine nicht erwiesene Nachricht bei, daß Jacob nämlich vor dem herannahenden englischen Entsatz, mit Verlust des Geschützes und Gepäckes, eiligst nach Perth geflohen sei. Mortimer (II, 60) will wissen, daß Jacob von der Verschwörung nicht eher Kunde erhalten habe, bis die Mörder in sein Zimmer getreten wären; die übrigen, selbst Robertson (S. 28), geben die wahrscheinlichere Nachricht. 24) „In Regis morte ulciscenda," sagt Buchanan S. 361, „tanta adhibita est diligentia, ut omnes conjurati intra quadragesimum diem poenas luerint." 25) Nur Duchesne (a. a. O. S. 886) kennt noch eine dritte Tochter, Isabelle, welche ums Jahr

Jacob II., welche nach Buchanan am 14. Oct. 1430 geboren worden und Veranlassung zu großen Freudenfesten waren, bei welchen einige Staatsgefangene, wie Graf Archibald Douglas und John Kenneth, die Freiheit erhielten. Der Zwilling hatte schon vor des Vaters Tode das Zeitliche gesegnet. Jacob aber, damals 6 Jahre und 4 Monate zählend, trug auf seinem Gesichte ein Mahl, das mit Blut unterlaufen die eine Hälfte desselben röthete [26]). Am 24. März 1437 wurde er in der heiligen Kreuzkirche zu Edinburgh gekrönt, und der Aufsicht und Erziehung des Kanzlers William Crichton anvertraut, die vormundschaftliche Regierung aber nicht der Königin Witwe, sondern einer erwählten Regentschaft übergeben, zu welcher nicht die Mächtigsten des Reiches, sondern die Erfahrensten und Klügsten erkoren wurden, Alexander Livington zum Reichsverweser und William Crichton zum Kanzler von Schottland bestimmt. Beide, der letztere insbesondere, hatten dem Vater des jungen Königs gedient und waren in dessen System gegen den Adel eingeweiht; sie kamen aber jetzt in ihren Ansichten von einander, Livington schlug mit der Königin Johanna seinen Sitz zu Stirling und Crichton mit Jacob zu Edinburgh auf. Und so begannen die Reibungen, welche die Ränke der Königin unterhielten. Diese entführte bei nächtlicher Weile ihren Sohn, welchen Crichton später durch Auflauern wieder zu sich zurückbrachte; der Kanzler wurde des Geizes, der Grausamkeit und Zanksucht angeklagt; dieser widerstrebte, die Gefahr aber, welche von der Partei des durch Zurücksetzung beleidigten, mächtigen Grafen Archibald Douglas von Angus her drohte, führte sie wieder zur Versöhnung. Nun aber glaubte Johanna durch ihre mit Jacob Stuart geschlossene Heirath großen Einfluß in die Reichsverwaltung zu bekommen, wurde indessen abgewiesen, und neigte sich mit ihrem Gemahle zur gefährlichen Familie Douglas. Zu diesem Zwiespalte gesellte sich zweijährige Hungersnoth und Pest. Der Sohn des 1439 gestorbenen Grafen Archibald Douglas, William, schwang sich empor, verachtete die Regentschaft, benutzte den geheimen Groll der beiden Minister unter einander, kündigte ihnen offenbar den Gehorsam auf, richtete sich eine Art unabhängigen Fürstenthumes in der Monarchie ein, verbot seinen Unterthanen, der königlichen Regierung zu gehorchen, und eignete sich alle äußere Merkmale der Majestät zu, sodaß er, wol ohne Titel, doch mit der Pracht eines Königs waltete [27]). Dieser ungestüme Hochmuth führte die beiden Minister und Reichsvormünder durch Vermittelung zweier Bischöfe wieder versöhnend zusammen [28]) und beide brachten es im Parlament zu Edinburgh dahin, daß der Graf mit seinem Bruder David unter vielen Versprechungen nach Edinburgh gelockt wurde. Sie kamen, wurden verhaftet und hingerichtet [29]). Der Haß gegen ihre Nachkommenschaft währte allem Anscheine nach bis kurz nach der Niederlage einer Douglas'schen Räuberbande 1443. Als nämlich William Douglas den Neid des Adels und die Klagen des Volkes auf's Höchste gesteigert sahe, bestach er die Umgebung des jungen Königs, kam zu ihm nach Stirling, wußte ihn durch seine Persönlichkeit zu gewinnen und zur Versöhnung geneigt zu machen. In Kurzem hatte der Graf den ganzen Hof bis auf Livington und den Kanzler gewonnen, sodaß ein plötzlicher Umschwung der Dinge, nachdem die beiden Minister verdrängt worden waren, nothwendig eintrat. Der unerfahrene und noch ziemlich rathlose König mußte der gräflichen Familie zur Rache des Mordes ihrer Vorfahren die Gewalt leihen. Die beiden Minister wurden bei Strafe der Acht zur Rechenschaft vorgefodert. Sie gaben eine edle, verständige, aber für Douglas beleidigende Antwort, worauf sie vom Parlament geächtet und ihrer Güter beraubt wurden [30]). Dies führte zu heimischen Unruhen, während Crichton sich in dem edinburgher Schlosse vertheidigte, und nach neunmonatlicher Belagerung einen freien, ehrenvollen Abzug empfing, der sich bald in völlige Begnadigung verwandelte. Mit allgemeiner Zustimmung trat er nun in seine frühere Stellung bei Hofe ein. Während Douglas hierauf seinen Haß gegen die Partei Livington's richtete, sandte Jacob den Kanzler, wie es scheint, im Frühjahre 1448 nach Frankreich, um die alte politische Verbindung mit diesem wieder zu erneuern und selbige durch eine Heirath zu befestigen. Crichton fand keine französische Prinzessin, wol aber eine Urenkelin des burgundischen Herzogs Johann, Maria, die Tochter des Herzogs Arnold von Geldern und Katharinen's von Cleve. Die Vermählung Jacob's wurde mit Marien im Juli 1449 zu Edinburgh in der heiligen Kreuzkirche vollzogen [31]). Diese Heirath und gleichzeitige Hinneigung Jacob's zu Frankreich, sagen einige Schriftsteller, erweckten Englands alte Eifersucht in der Maße wieder, daß Feindseligkeiten zwischen beiden Reichen ausbrachen; allein richtiger nach Buchanan waren dieselben schon nach Ablauf des am 31. März 1438 zu London auf den Grund früherer ähnlicher Verträge abgeschlossenen und bis dahin 1447 bestandenen Waffenstillstandes ausgebrochen [32]). Sie konnten aber bei dem innern Zwiespalte Schottlands nicht gefährlich werden, weil England gleichfalls von Parteiungen gedrangsalt wurde. Der Kampf bestand in gegen-

---

1445 mit ihrer Schwester Eleonore auf einer Reise durch Flandern nach Frankreich kam, wo sie den Herzog Franz von Bretagne heirathete. Der in der Rymer'schen Sammlung (V. P. II, 83) erwähnte Jacob Stuart, welcher ein Bruder Jacob's II. genannt wird, mag wol ein außerehelicher Sprößling Jacob's I. gewesen sein.

26) Vergl. Buchanan S. 347 mit 361. Reliquit filium unum, posteriorem e geminis, cui faciei dimidium, velut sanguine suffusum, rubebat. 27) s. Robertson S. 20 u. 29. Buchanan S. 369. 28) Diese Versöhnung beschreibt Buchanan (S. 369 fg.) sehr beredt.

29) s. Robertson S. 29 und Buchanan S. 372 fg. Der junge König soll die Mordthat beweint, aber deshalb von Crichton hart getadelt worden sein. Was Scott (II, 44 sq.) über diese Vorfälle bemerkt, erregt keine Zweifel. 30) s. Buchanan S. 374 fg. und Mortimer II, 70. 31) Vergl. Buchanan S. 379 u. 384. Mortimer II, 70. Hume nennt sie irriger Weise Anna, ebenso auch Mortimer (II, 70). Saint-Allais hingegen nennt sie Maria. 32) Buchanan erzählt S. 380: „Finitis cum Anglo induciis, Scoti in Angliam, Angli in Scotiam incursiones fecere."

seitigen Einfällen und Verheerungen der Grenzlandschaften, von denen hauptsächlich Cumberland litt. Endlich kam es im J. 1448 zu einem Treffen in der Landschaft Dumfries, jedenfalls zwischen den Flüssen Annan und Esk an einem Flüßchen, welches Buchanan Saria nennt [33]). Die Engländer erlitten durch Georg Douglas, der die Schotten führte, eine vollständige Niederlage, die sie wegen Ausbruches des Kampfes zwischen der rothen und weißen Rose (Lancaster und York) nicht rächen konnten; daher kam es, was auch Jacob'en erwünscht sein mußte, zu einer Reihe von Unterhandlungen und Übereinkünften, welche theils auf kurze Zeit, theils auf den Gefallen beider Monarchen gestellt wurden, und endlich am 14. Aug. 1451 zu einem dreijährigen Waffenstillstande zu Wasser und zu Lande führten [34]). Inzwischen hatte sich der mächtige Graf William Douglas auf eine Reise nach Rom begeben, und durch seine Abwesenheit seinen Feinden und Neidern die Zungen gelöst. Sie fanden Gehör; der König Jacob besetzte mit Gewalt des Grafen Besitzungen, dieser eilte nach Hause und unterwarf sich. Sein Ehrgeiz, seine Willkür und Strebesucht aber blieben stets verdächtig; darauf entwich er heimlich nach England, kehrte aber wieder nach Schottland zurück, wurde auf Bitten der Königin zu Gnaden angenommen, und ob er wohl dem Könige Gehorsam schwor, so konnte er mit Crichton doch nie versöhnt werden. Dessenungeachtet trieb Douglas seinen Übermuth so weit, daß er mit seinem Stolze und seiner Pracht die königliche Majestät verdunkelte und durch ein Bündniß mit dem Grafen von Crawfurd und andern angesehenen Adeligen die Hälfte des Reiches zur Empörung gegen Jacob reizte [35]). Deshalb foderte ihn Jacob zu sich, der Graf verweigerte zu kommen, bis jener sicheres Geleite versprach. Er kam im Febr. 1452 mit großem Gefolge nach Stirling. Jacob empfing ihn daselbst höflich und nach einem fröhlichen Mahle führte er seinen Gast heimlich in ein Seitengemach, wo es zu harten Vorwürfen kam, durch welche der König entweder gereizt wurde, wenn er nicht die That zuvor überlegt hatte; kurz im harten Wortwechsel mit dem Starrsinnigen stieß ihm der König mit den Worten: „Wenn Du nicht willst, so will ich dich vernichten!" seinen Dolch in die Brust. Auf dieses Geräusch stürzten Mehre herbei und stachen den Grafen vollends nieder [36]). Vier Brüder des Grafen und eine Menge ihnen anhängender Adel waren noch in Stirling anwesend, und griffen sogleich zu den Waffen, scheinen aber Nichts unternommen zu haben; vielmehr zogen sie schmähend, den königlichen Geleitsbrief für den Ermordeten an einen Pferdeschweif gebunden, nach Hause, und im März versammelten sie sich mit ihrem Anhange zur Rache. Einer der vier Brüder wurde zum Haupte erwählt; der Krieg begann, Jacob ladete den Grafen vor Gericht. Dieser erschien nicht, nun zog jener selbst gegen seinen Feind zu Felde; bei Abercorn zwischen Stirling und Edinburgh stießen die Heere auf einander, von denen das der Rebellen bei weitem das größte und tüchtigste war. Ein einziges Treffen, sagt Robertson wohl mit Recht, hätte jetzt entscheiden können, ob das Haus Douglas oder Stuart Schottland in Zukunft beherrschen werde, aber unerwarteter Weise und zum eigenen Schaden gab Jacob Douglas, so hieß das Haupt der Empörer, Befehl zum Rückzuge und somit zur Unzufriedenheit bei den Seinigen. Seine Hauptstütze, Jacob Hamilton, verließ ihn sogleich aus Verachtung und ging zum Könige über [37]). Ihm folgten viele Andere nach, und was bei dem Grafen blieb, wurde nach und nach aufgerieben, sodaß jener fast verlassen nach England fliehen mußte, wo ihm, wie Mortimer erzählt, Heinrich VI. einen Jahrgehalt gab. Ein Parlamentsbeschluß zu Edinburgh vom 5. Juni 1455 ächtete die ganze Douglas'sche Familie, und Crichton konnte nun ruhig sterben, da die gefährlichsten Nebenbuhler der königlichen Gewalt gestürzt worden waren [38]). In seinem System fortfahrend benutzte König Jacob die eingetretene Ruhe, um des Adels Vorrechte noch mehr zu schwächen. Und so führte er durch das Parlament Gesetze ein, welche niemals ein schottischer König weder vor noch nach ihm gegeben hat. Denn hiernach wurden nicht nur die weitläufigen Besitzungen der geächteten Grafen Douglas zu den Krongütern geschlagen, sondern auch die früher veräußerten Krongüter ohne weitere Untersuchung eingezogen, und es wurde festgestellt, daß alle Güter, welche künftig der Krone heimfallen würden, sammt ihren Gerichtsbarkeiten mit derselben auf immer verknüpft bleiben sollten. Ein anderes Gesetz verbot die Erblichkeiten der Markgrafschaften (wardenships of the Marches), beschränkte für gewisse Fälle die Gerichtsbarkeit dieses Amtes und erweiterte die Macht der königlichen Richterstühle. Noch eine Verordnung bestimmte, daß künftig Niemandem mehr die regality, oder das Recht, in seinem Eigenthume alleiniger Richter zu sein, ohne ausdrückliche Genehmigung des Parlaments zugestanden werden sollte. Natürlich wurde ein Verbot daraus. Die Ausdehnung seiner Gerichtsbarkeit und Verbesserung der Polizei wurde auch dadurch bewerkstelligt, daß er aus den Reichsständen oder Parlamentsgliedern eine Anzahl Männer, Lords of session genannt, erwählte, welche gewisse Streitigkeiten schlichten und drei Male des Jahres vierzig Tage lang an vom Könige bestimmten Orten zu Gerichte sitzen mußten. Dieses Gericht wurde alljährlich durch frische Wahlen verjüngt. Im J. 1457 verordnete Jacob allgemeine Waffenübungen, an welchen jeder Schotte vom 12. bis zum 60. Jahre Sonntags Theil nehmen mußte. Die Fehlenden wurden bestraft und die Ausgezeichneten mit den Strafgeldern be-

33) Vergl. Buchanan S. 382 fg. und Mortimer a. a. O. S. 70. 34) s. Rymer V. P. II, 9 u. m. a. O., insbesondere S. 34 fg. Nach S. 3 ertheilte Heinrich VI. schon den 23. April 1448 dem Kanzler Crichton auf der Reise nach Frankreich einen Geleitsbrief durch seine Staaten. 35) s. Robertson S. 29. Buchanan S. 387 fg. und Scott II, 65 fg. 36) Vergl. Buchanan S. 389 fg. Robertson S. 29.

37) Die Hauptquelle ist Buchanan (S. 390 fg.), dem auch Robertson gefolgt ist. Scott (II, 71 fg.) erzählt den Hergang in einigen Stücken abweichend von den Quellen. 38) s. Buchanan S. 394 fg. Hiernach starb Crichton auch im J. 1455; seines Collegen Livington Ende hat der sorgfältige Berichterstatter nicht erzählt, sondern blos seine Einkerkerung und Ächtung.

lohnt. Das letzte Gesetz verbot die Austheilung neuer Erbämter und die seit dem Tode Jacob's I. vergebenen wurden widerrufen. In diesem heftigen Eifer zur Vernichtung der aristokratischen Macht würde Jacob II. fortgewirkt haben, wenn ihn nicht der Tod ereilt hätte [39]).

Der im J. 1451 auf drei Jahre abgeschlossene Waffenstillstand mit England war im Mai 1453 bis dahin 1457 verlängert, aber ein Jahr vor seinem Ende von den Schotten gebrochen worden. Frankreich nämlich verabredete mit Jacob eine Übereinkunft zur Befehdung Heinrich's VI., der zufolge er mit den Generalen von Angus und Jacob Hamilton trotz des bestehenden Waffenstillstandes, zu Ende Junius 1456 in Nordengland einfiel und beträchtliche Beute machte [40]). Die Grafen von Northumberland und Douglas wurden mit Verluste zurückgeschlagen; allein verstärkt kehrten sie gegen die Sieger zurück und trieben dieselben über die Grenzen. Hierauf wurden abermals Waffenstillstandesverhandlungen eingeleitet und dieselben am 11. Jun. 1457 in einen Vertrag gebracht, welcher bis zum Jul. 1459 beiden Reichen Waffenruhe zu Lande und zu Wasser zusicherte; in Rücksicht auf die Auffoderung des Papstes Calixt III. zum Türkenkriege versprach Jacob in einer Urkunde vom 31. December 1457 den eben geschlossenen Vertrag mit England auf vier Jahre gelten zu lassen [41]). Zum Kreuzzuge gegen die Türken konnte Jacob indessen nicht bewegt werden, wol aber späterhin zu Unterhandlungen mit den Yorkisten Englands, welche Hilfe von ihm gegen Heinrich VI. begehrten. Jacob antwortete auf ihre Anträge, er kenne das Recht beider Parteien wohl, werde aber nur nach beider Meinung und Willen als Schiedsrichter über ein fremdes Reich auftreten. Was den Krieg anlange, so habe er längst daran gedacht, die Beleidigungen früherer Zeiten zu rächen, und was zu seinem Reiche gehöre, aber durch Mishelligkeiten entrissen worden sei, mit Gewalt, da es auf rechtlichem Wege nicht möglich, wieder an sich zu nehmen. Wollten die Yorkisten ihre Einwilligung hierzu geben, werde er ihnen gegen den König Hilfe leisten. Die Abgeordneten des Herzogs von York willigten ein. Obwohl am 12. Sept. 1459 der mit England bestehende Waffenstillstand zu Wasser und zu Lande auf vier Jahre wieder gesichert worden war [42]), so rüstete sich Jacob dessenungeachtet zum Kampfe mit demselben. In dieser Zeit soll angeblich ein päpstlicher Legat, in der That blos ein vom Könige Heinrich VI. abgeschickter verschmitzter Mensch mit erdichteten Briefen des Papstes, in welchen dem Schotten bei Androhung des Bannfluches der Bruch mit Heinrich untersagt wurde, erschienen sein [43]). Jacob gehorchte und ließ das Heer auseinandergehen, doch wieder schnell zusammenziehen, als die List entdeckt wurde. Das Heer zog in zwei Abtheilungen, höchst wahrscheinlich zu Ende Julius 1460, stracks auf Roxburgh und Berwick los [44]). Der König mit der einen nahm Roxburgh im ersten Anlaufe und belagerte hierauf das sehr feste Schloß, ohne sich an die Abmahnungen der Yorkischen Gesandtschaft zu kehren. Während der Berennung tödtete ihn jedoch in Mitte Septembers eine Kugel, nach der zuverlässigern Meinung Anderer raubte ihm das Zerspringen eines in seiner Nähe befindlichen Geschützes das Leben [45]). Die Umstehenden mußten den Unfall dem Heere verschweigen, während die Königin die Anführer zur Fortsetzung der Belagerung, die sich bald mit Eroberung der Festung endete, ermunterte. Jacob, in der Blüthe seiner Jahre dahin gerafft, hatte mit Marien von Geldern fünf Kinder gezeugt, nämlich den Thronfolger gleichen Namens, Alexander, Herzog von Albany, Johann, Grafen von Marre, und zwei Töchter, Marie und Margarethe; letztere 1482 verlobt und vielleicht auch vermählt mit Grafen Anton von Riviers [46]). Von allen diesen Kindern sind Jahr und Tag der Geburt unbekannt geblieben.

Jacob III. mag, wenn die allgemeine Annahme, daß er bei des Vaters Tode sieben Jahre zählte, richtig ist, um's Jahr 1453 geboren worden sein, und war der jüngere Bruder eines frühzeitig verstorbenen Zwillings. Während der Kampf gegen England fortgesetzt wurde, krönte man den königlichen Knaben zu Kelso, wol mehr aus Rücksicht gegen den Aristokratismus, da die Großen des Reiches ihm acht Tage nach der Krönung huldigen mußten, als wegen befürchteter Thronstreitigkeiten [47]). Mit Eintritte des Winters schienen die Feindseligkeiten gegen England eingestellt worden zu sein, und im folgenden Jahre gab die Erscheinung des flüchtig gewordenen Heinrich's VI. mit seiner Familie am schottischen Hofe den politischen Dingen einen neuen Umschwung. Aus Dankbarkeit für die gute Aufnahme trat Heinrich in einem Vertrage vom 25. April 1461 Berwick an Schottland ab, und suchte sich mit demselben durch eine Heirath seines Sohnes Eduard mit des jungen Königs Schwester näher zu befreunden [48]), was aber die Dazwischenkunft Herzogs Philipp von Burgund gehindert haben soll, sowie Heinrich ohnedies auf keine kräftige Hilfe der Schotten rechnen konnte, weil diese durch innern Zwiespalt mit sich zu sehr beschäftigt waren. Es hatten sich nämlich im

---

39) Vergl. Robertson S. 30 mit S. 23 und den Acts of the parliament of Scotland. 40) Am besten gibt hierüber Mortimer (II, 84) Auskunft; nur irrt er, wenn der Ausbruch des Krieges about Midsummer this year (1457) versetzt wird; richtiger gibt Buchanan (S. 395 fg.) das Jahr 1456 an. Hiernach ist auch Larrey (I, 861) zu verbessern; auch irrt er darin, daß dieser Krieg den Ränken der englischen Königin gegen die Minister ihres Gemahls zugeschrieben werden müsse. 41) s. Rymer a. a. O. S. 71 fg. mit S. 79. 42) s. hierüber Rymer a. a. O. S. 86 fg. Laut einer Urkunde (ebendas. S. 96) stand Jacob mit Heinrich noch am 2. Jun. 1460 in friedlichem Vernehmen.

43) Dies erzählt Buchanan (S. 397) allein. 44) Vergl. Rymer a. a. O. S. 99, wonach Heinrich erst den 12. August frühestens den Angriff Jacob's erfahren hat. Er war plötzlich erschienen cum magna Armata et multitudine Hominum armatorum. 45) s. Mortimer II, 89. Hume III, 235. Buchanan S. 398 fg. Larrey (I, 868) setzt des Königs Tod schon am 10. August; wol zu früh. 46) Vergl. Rymer V. P. III, 123 u. 126 fg. 47) Da der Thron erblich war, kann man nicht begreifen, wie Buchanan als Ursache der schnellen Krönung angeben kann: „Ne qua de Regni jure oriretur controversia." 48) Vergl. Mortimer II, 96.

Parlamente zu Edinburgh zwei Parteien gebildet, deren eine auf der Königin Witwe Seite, die andere, bei weitem größere, auf Jacob Kenneth's, Erzbischofs von St. Andrews, und des Grafen Georg Douglas von Angus (eigentlich Georg von Angus, aber mit dem Schlosse und den Besitzungen der Familie Douglas von Jacob II. beliehen, nahm er auch den Namen Douglas an) Seite stand. Gegenstand des Zwiespaltes war die Vormundschaft des jungen Jacob, worauf Maria von Geldern als Mutter, und der Erzbischof als der Angesehenste und Erfahrenste unter den Schotten, Ansprüche machten. Der Streit wurde, in Ermangelung durchgreifender Bestimmungen königlicher Hausgesetze, zur Wiederbelebung aristokratischer Grundsätze mit solcher Hitze geführt, daß er zu Thätlichkeiten ausgeartet sein würde, wenn sich nicht drei Bischöfe ins Mittel geschlagen und einen einmonatlichen Ruhestand erwirkt hätten. Während dessen trat Marie im Parlament auf und vertheidigte persönlich mit nicht geringem Beifalle ihre Ansprüche, doch stand der Erzbischof Jacob Kenneth gegen sie in männlich kräftiger Rede auf, und zeigte so beredt als derb, daß sich ein Weib zu solchem Amte nicht eigne, und daß mit Beziehung auf uralte heimische Gewohnheiten gegen eine Weiberherrschaft, schon König Kenneth vor fünfhundert Jahren durch ein Gesetz festgestellt habe, die Regentschaft der Bevormundung stets einer freien Wahl zu überlassen [49]). So viel Wahrheit und Dichtung in dieser Rede, welche uns Buchanan hinterlassen hat, liegen, so mag Kenneth's Verdienst gewiß darin zu suchen sein, daß er durchdrang und beide Parteien zur Wahl schreiten ließ. Die der Königin wählte den Kanzler Robert Boyd und William Grame, die des Erzbischofs den Grafen Robert von Orkney und John Kenneth. Beigegeben als Gehilfen wurden ihnen die Bischöfe von Glasgow und Caledonien. Marien gestattete man Theilnahme an der Erziehung ihres ältesten Sohnes, die übrigen vier Kinder wurden ihrer Sorgfalt ganz anvertraut. Doch scheinen von diesen Einige, wenigstens Alexander, bei dem Großvater sich aufgehalten zu haben; denn er wurde bei seiner Rückkehr aus Frankreich im J. 1463 von den Engländern gefangen, aber durch Drohungen der Schotten mit dem Bruche des Waffenstillstandes wieder freigegeben [50]). Überdies starb die Königin Mutter im J. 1463 eben nicht im besten Rufe weiblicher Züchtigkeit [51]).

Allem Anscheine nach leitete Kenneth, der Erzbischof, seit der Beschwichtigung des Vormundschaftsstreites die sechs Reichsverweser mit Würde und Mäßigung, sodaß man sich eines friedlichen Zustandes im Reiche erfreuen konnte. Auch Jacob wurde sorgfältig erzogen und erregte, wie Buchanan behauptet, große Erwartungen. Allein im J. 1466 zog der Lord Boyd auf Begehren John Kenneth's seinen geschickten und kriegskundigen Bruder Alexander Boyd in das Erziehungsgeschäft; anstatt aber den Prinzen blos im Kriegswesen, wie er angewiesen worden war, zu belehren, suchte dieser ihn zum Vortheile seiner herrschsüchtigen Familie zu gewinnen, und durch Schmeicheleien den Händen der Übrigen zu entwinden. Darüber entstanden Händel zwischen Boyd und Kenneth und ihren Anhängern. Der Aufenthalt des Hofes zertheilte sich zwischen Edinburgh und Stirling, und das alte Spiel wie unter Jacob's II. Minderjährigkeit brach unter ähnlichen Leidenschaften hervor, wenngleich nicht in so langer Dauer. Schon am 6. Jul. des Jahres 1466 siegte Boyd; darüber starb der ehrwürdige Erzbischof von St. Andrews, sehr betrauert wegen seiner Verdienste um das Reich. Da Boyd den jungen König in seiner Gewalt hatte, fing er an zu triumphiren und allein zu herrschen. Er mischte sich in die Besetzung der erledigten Erzbischofswürde von St. Andrews; zwar wurde er deshalb angeklagt, aber freigesprochen, was ihn frecher machte. Er stieg zur Würde eines alleinigen Reichsverwesers mit Zurücksetzung der fünf Gehilfen, und wußte sie sich bis zu des Königs 21. Lebensjahre im Voraus zu sichern. Sodann verheirathete er Jacob's ältere Schwester Marie mit seinem ältern Sohne Thomas, Grafen von Arran, um dadurch seiner Familie Größe und Macht vor den Vornehmsten des Adels zu verschaffen. Dadurch aber verdarb der Lord, was er durch seine Milde und Nachsicht gegen den Adel erzielen wollte. Die Anhänger Kenneth's waren nicht ausgestorben, und untergruben heimlich die Gewalt der Boyd'schen Familie. Im J. 1468 unterhandelte und schloß der schottische Kanzler Andreas Stuart eine Heirath zwischen dem jungen Könige Jacob III. und Margarethen, Tochter Christian's I. von Dänemark, der zufolge die Orkney- und Shetlandsinseln, als Mitgift, an Schottland verpfändet wurden. Zur Abholung der königlichen Braut wählten nun die Gegner listiger Weise des Königs Schwager, Thomas Boyd. Dieser bestieg im Herbste 1469 in Begleitung von Freunden wirklich das Schiff zur Reise in den Norden, und jetzt traten seine und seiner Familie Feinde auf, zogen den König in ihre Schlingen, und klagten in einer Versammlung am 22. Nov. 1469 zu Edinburgh die Boyd'sche Familie an. Diese ist in Bestürzung über die plötzliche Veränderung des Königs und wird vorgeladen; Robert Boyd, ohne Hoffnung auf Rettung, flieht nach England, und stirbt dort einige Jahre nachher aus Gram. Sein Bruder Alexander, von der Flucht durch Krankheit abgehalten, stellt sich vor das Gericht, wird der Verbrechen Robert's mit beschuldigt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Der abwesende Thomas wurde, obschon im Staatsamte, doch als Feind des Staates ungehört verdammt. Im Frühlinge 1470 erschien eine dänische Flotte mit der königlichen Braut an der schottischen Küste; Thomas mit ihr, wagte auf die Nachricht vom Unfalle seiner Familie das Land nicht zu betreten; und da seine Frau herbeieilte, ihn von der Unversöhnlichkeit des Königs zu berichten, schifften er und sie mit den Dänen nach dem Norden, von wo aus sie durch Teutschland nach Frankreich wanderten, und bei Karl von Burgund zu Ehren aufgenommen wurden. Jacob, der inzwischen am

49) Diese Rede bei Buchanan S. 405 fg. Man solle wählen einen virum prudentia et opibus primarium. 50) Vergl. Buchanan S. 412 mit Rymer V. P. II, 121 fg. 51) Parum secunda pudicitiae fama, sagt Buchanan S. 412.

10. Jul. 1470 seine Vermählung mit Margarethen von Dänemark gefeiert hatte, war noch nicht in der Rache befriedigt, sondern wollte auch seine Schwester von ihrem Manne trennen. Da sie auf sein Geheiß nicht erschien, wurde sie durch allerhand Versprechungen für ihres Mannes Bestes zur Reise in die Heimath verlockt. Kaum war sie angekommen, so verlangte man von ihr die Ehescheidung, zu welcher auch Thomas innerhalb 60 Tagen zu erscheinen beschieden wurde; und als er nicht erschien, trennte Jacob gewaltsam und ungehört den zärtlichen Gatten von Marien, welche wider ihren Willen einem jüngst erst aus der Dunkelheit aufgetauchten Edelmanne geringen Standes, Jacob Hamilton, die Hand reichen mußte, damit dieser auf die Trümmer der gestürzten Boyds seine schnell wachsende Größe desto siegreicher bauen sollte [52]). So wenigstens sieht Robertson diese geschichtliche Erscheinung an; in der That aber finden wir in Hamilton keinen gefährlichen und glänzenden Emporkömmling, da des Königs Härte gegen die Boyd'sche Familie Freunde bestürzen und Feinde abschrecken, Keinem aber wieder Lust anwandeln mochte, die Stufen zu betreten, auf denen die Hinfälligkeit menschlicher Dinge am heftigsten empfunden werden, und plötzliche Reue des Königs wie Hartnäckigkeit im Hasse die Humanität am meisten in Widerspruch bringen konnten. Hierzu kommt, daß Jacob bei gleich starkem Abscheue vor aristokratischen Grundsätzen, wie sie den Vater und Großvater beseelten, doch bei weit geringern Geistesgaben und bei gänzlicher Unfähigkeit, richtige und befriedigende Wahl seiner Diener zu treffen, eine außerordentliche Unbiegsamkeit des Verstandes besaß, vermöge welcher er den Tadel seiner Meinungen durch Rathgeber nicht ertragen konnte. Seine Vertheidiger werfen die Schuld allein auf böse Gewohnheiten einer verderbten Zeit und auf das verführerische Beispiel vieler großer Machthaber, die seine Zeitgenossen waren. In der Jugend an häusliche Bequemlichkeit gewöhnt, pflegte er selten sich öffentlich zu zeigen, und verheirathet verschwelgte er daheim in Lüsten einen guten Theil seiner Zeit und ergab sich, den Adel von sich entfernend, der Gewalt weniger solcher Diener, die seine Beschlüsse nicht verbesserten und sich lieber durch Nachsicht seine Gunst erwarben. Der unwissende und meist verdorbene Klerus hingegen hielt den König mit Geldvorschüssen, Magie und Astrologie bei Gute. Zur Magie insbesondere geneigt, zog Jacob einen flandrischen Professor der Arzneikunde unter großen Versprechungen an seinen Hof. Dieser Mensch scheint durch seine unseligen Wahrsagereien und magischen Künste den König vollends verderbt zu haben. So machte er ihm weiß, daß ihm durch die Seinigen der Untergang drohe, was mit dem Gewäsche zauberischer Weiber übereinstimmte, die den Tod eines Löwen durch seine Jungen gewahrsagt hatten. Dies machte den leichtgläubigen Monarchen argwöhnisch und tyrannisch, sodaß er seine nächsten Verwandten ebenso feindselig als den Adel ansah. Dadurch wurde dieser noch mehr zurückgesetzt und Jacob beschränkte seinen Umgang auf Wahrsager, Magie und Rathgeber aus niederer Herkunft. Der Vornehmste unter ihnen war noch Thomas Preston; ein anderer Robert Cochran, ursprünglich ein Maurer, dann zum Hofbaumeister ernannt; William Roget, ein englischer Musiker, vom Könige in den Ritterstand erhoben, ferner Homil, ein Schneider, Leonard, ein Schmied und Torstison, ein Fechtmeister [53]). Diese Leute von Jacob, dem Adel zum Ärgernisse, zu hohen Ehren gehoben, schlossen sich mit ihm zu Stirling gleichsam ein, und beriethen des Reiches Wohl. Von guter Gesetzgebung bei so unwissenden und ungebildeten Rathgebern sind geringe Spuren vorhanden; dagegen desto mehr von Baukunst, Musik und allerhand geringschätzigen Künsten. Man kennt blos ein Gesetz, welches die ungerechten Aussprüche adeliger Gerichtsbarkeiten in harte Strafe nahm, und strenge Gesetze gegen heimliche Verbindungen und Meutereien, welche des Königs Lebensweise eigentlich herbeilockte. Aus der Unzufriedenheit des Adels und dem Misvergnügen des ganzen Volkes über diese äußerst seltsame Regierung floß natürlich, wenn man des Königs einsame Geschäftigkeit hinzunimmt, ein Zustand nach Außen desto friedlicher, je unfriedlicher es im Innern wurde.

Der Krieg der Schotten mit England in den Jahren 1462 und 1463 war theils durch den gestürzten Heinrich VI., um diesem wieder auf den Thron zu helfen, theils durch eigennützige Absichten auf die Verwirrung in England veranlaßt worden, aber fruchtlos durch Niederlagen geendet, wozu noch der Inselkönig John, von Eduard IV. vertragsmäßig gereizt, durch Einfälle im Rücken, wenn auch nicht gleichzeitig, doch bald hernach, mitgewirkt hatte [54]). Gewiß ist, daß am 9. Dec. 1463 die Schotten einen Waffenstillstand mit König Eduard IV. von England abschlossen, der bis Ende Octobers im folgenden Jahre dauern sollte. Hierauf bauend, verlängerten beide Reiche am 1. Jun. 1464 diese Waffenruhe auf 15 Jahre, ohne jedoch einen wirklichen Frieden daraus hervorgehen zu lassen [55]); dagegen wurden von beiden Seiten fleißig Zusammenkünfte angeordnet, um die Verletzungen und Irrungen des bestehenden Zustandes auszugleichen. So fand Jacob bei seiner Volljährigkeit die politischen Ver-

52) Vergl. Robertson S. 20 mit Buchanan S. 420. Aus dieser Ehe der Maria Stuart mit Hamilton stammt im zwölften Grade Lady Auguste Murray ab, welche im J. 1793 mit dem Herzoge August Friedrich von Sussex, Georg's III. von Großbritannien Sohne, vermählt, zwei Kinder gebar: Sir August von Este und Lady Auguste von Este, und dadurch neuerdings geschichtlich wichtig wurde. Man bestritt nämlich an Sir August v. Este nicht nur die Eigenschaft eines ehelichen Sohnes seiner Ältern, sondern auch alle Titel, Würden und Rechte, welche einem in ebenbürtiger Ehe erzeugten Sohne eines Prinzen aus dem Hause Hanover zukommen; aber englische und teutsche Rechtsgelehrte erklärten ihn für diese Ansprüche befugt; s. Zachariä's Rechtsgutachten über die Ansprüche August's von Este rc. (Heidelberg 1834). Gegen ihn trat unter andern Rob. Mohl auf in einer Schrift: Die Ansprüche des Obersten Sir August v. Este auf die Thronfolge rc. (Tübingen 1835).

53) Über diese Leute vgl. Buchanan S. 424 mit Robertson S. 32 und Scott II, 99 fg. 54) Vergl. Rymer a. a. O. S. 108 fg. mit Buchanan S. 412. 55) Vergl. Rymer a. a. O. S. 118 u. 124.

hältnisse, und er wollte sie so wenig trüben, als sein Nachbar Eduard; vielmehr vereinigten sich beide durch eine seit dem Junius 1474 verhandelte Übereinkunft zu Edinburgh am 26. Oct. desselben Jahres noch inniger, indem Jacob seinen gleichnamigen Sohn und Thronfolger mit Eduard's jüngster Tochter, Cäcilie, verlobte, den Waffenstillstand bis zum October 1519 ausdehnte, sich Beistand für den Fall der Empörungen auswirkte, wie er Eduarden in ähnlichen Fällen Hilfe versprach, und seinem Sohne ein Heirathsgut von 20,000 Mark englisch in der Weise ausbedingte, daß drei Monate nach dem Verlöbnisse jedes Jahr bis 1477 2000 engl. Mark, hierauf alle Jahre 1000 Mark abgezahlt werden sollten [56]). Die Verlobten waren noch im zarten Kindesalter; doch wurden bis zum 3. Febr. 1477 in jährlichen Fristen 6000 Mark an Schottland abgezahlt [57]). In solcher Sicherheit konnte Jacob nun ungestört seine ganze Macht zu Wasser und zu Lande gegen den Inselkönig John, welcher die drei nördlichsten Provinzen Schottlands erobert hatte, richten. Die Rüstungen geschahen im J. 1476 mit solchem Geräusche, daß John reuig bei Jacob erschien, sich unterwarf und das Eroberte zurückgab. Nun blieben Jacob keine Feinde übrig, als die gefährlichsten, sein beleidigter Adel, welcher den königlichen Hof von den Gemeinheiten säubern wollte. Gereizt durch die Verachtung ihres Königs, noch mehr aber dadurch, daß er alle Krongüter, Erbämter, Regalien und andere Vorrechte, welche seiner Gewalt nachtheilig waren, und die Einige von Adel während seiner Minderjährigkeit an sich gerissen hatten, zurücknahm, schloß er Verbindungen unter sich, faßte heimliche Anschläge mit Ausländern und zog die beiden übelgesinnten Brüder des Königs, Alexander und Johann, in die Zurüstungen [58]); Jacob aber entdeckte die Verschwörung, ehe sie völlig gereift war, setzte den Herzog von Albany nach Edinburgh ins Gefängniß, den Grafen von Marre, der, wie Einige berichten, blo. unbesonnen über den König gesprochen hatte, angeblich indessen in Gemeinschaft zauberischer Weiber seinen Bruder habe umbringen wollen, ließ er im Gefängnisse durch Eröffnung seiner Adern tödten und zwölf solcher Weiber verbrennen. Alexander wußte, aus Besorgniß für sein Leben, der Haft zu entfliehen, und wandte sich zuerst nach Frankreich, wo er bei Ludwig XI. kein Gehör fand, dann zu Anfange des Jahres 1482 nach England, wo er, wie einst Jacob Douglas, günstige Aufnahme und Schutz erhielt [59]). Inzwischen hatte Jacob unbesonnener Weise — wenn man die Unzufriedenheit seines Adels berücksichtigt — mit England gebrochen, theils, weil seit 1478 die jährliche Abzahlung der stipulirten englischen Heirathsgelder nicht mehr erfolgte, theils weil Ludwig XI. von Frankreich den alten Haß der schottischen Krone gegen England anzufachen wußte [60]), und der Krieg war von Jacob im Frühjahre 1480 plötzlich angefangen [61]) und bis dahin 1482 mehr zum Vortheile der Gegner geführt worden, als im schottischen Heere die längst unterhaltene Wuth gegen des Königs gemeine Günstlinge ausbrach. Man versammelte sich des Nachts in einer Kirche; ein Graf Archibald Douglas von Angus nahm das Wort, und erhitzte die Gemüther mit beredter Zunge. Auf das Getöse der Versammlung sandte Jacob aus dem Lager bei Lawder seinen Günstling Cochran zum Spähen aus. Doch er fiel in Douglas' Hände, worauf dieser, Lenox, Huntley und andere vornehme Edelleute geraden Weges in des Königs Zelt losgehen, die Umgebung noch schlaftrunken betäuben, festhalten und nur einen adeligen Jüngling auf des Königs Bitten wieder in Freiheit setzen, die Übrigen vor Gericht ziehen und zum Strange verurtheilen. Die Vollstreckung des Urtheils geschah mit lautem Jubel auf einer Brücke, und da es an Werkzeug zum Hängen fehlte, raffte man die Stricke und Riemen der Geschirre im Lager zusammen [62]). Als nun diese gemeine Hofpartei vernichtet und Cochran, der zum Grafen von Marre erhoben war, im Gefängnisse lag, fand sich Jacob allein in der Gewalt des Adels. Er rettete sich durch große Versprechungen, ließ aber aus Mistrauen das Heer aus einander gehen, und begab sich mit wenigen Getreuen in das feste Schloß zu Edinburgh. Während dieser Vorfälle hatte sich der Herzog von Albany am 10. Jun. 1482 mit Eduard von England zu einem Schutz- und Trutzbündnisse eng verbunden, den Titel eines Königs von Schottland angenommen, mit der Bedingung, daß er, wenn sein Bruder Jacob vom Throne gestoßen worden, Cäcilien, Eduard's Tochter, heirathen, Berwick, vielleicht auch Dunbar, und etliche Grafschaften an England abtreten, diesem gegen Frankreich Beistand leisten, und die schottische Krone als ein englisches Lehen tragen wolle [63]). Der Herzog von Albany und des Königs Bruder, Herzog von Glocester, übernahmen den englischen Heerbefehl, eine Abtheilung warf man vor Berwick, die andere ging, da ihr kein Feind entgegenstand, auf Edinburgh ungehindert los, und zog in den ersten Tagen des August, wenn nicht früher, daselbst ein. Alexander erließ heftige Drohungen gegen seinen in der Burg eingeschlossenen Bruder, wenn er nicht Frieden machen und die von England abgezahlten Summen wieder ersetzen würde. Jacob aber, erzählt Buchanan, schwieg, und der Adel vertrat nun unerwarteter Weise seinen König, und ver-

56) Vgl. Rymer V. P. III, 44, 45, 47 fg. 57) Vgl. Rymer a. a. O. S. 58, 68 u. 75, wo die Empfangscheine zu finden; seit dem 5. Febr. 1477 aber sind keine mehr vorhanden. 58) Vgl. Robertson S. 31 und Buchanan S. 426. 59) s. Robertson S. 31, Buchanan S. 426 fg. Larrey I, 906. Duchesne erzählt es verfälscht.

60) Buchanan (S. 427) spricht von einer Gesandtschaft Ludwig's XI. an Jacob für diesen Zweck. 61) s. hierüber Rymer a. a. O. S. 104 fg. Eduard spricht in einer Urkunde vom 12. Mai 1480 von Jacob, daß er inveterata inimicitia indurataque Malicia involutus, spreta ipsius Nominis omnisque Nobilitatis fama, perculsum per eum Foedusque suam in hac Parte Promissionem violare cupiens, Bellum contra Nos citiusve, quam Verbo indicere decrevit. 62) Vergl. Buchanan S. 430: „Idque tanto universorum studio in eorum exitium, ut cum funes in re subita deessent, singuli lora jumentorum et fraenorum habenas eum in usum offerrent ac vehementer contenderent, quis potissimum hoc honore potiretur. Robertson (S. 32) setzt aber die Empörung viel zu spät. Scott II, 104 fg. 63) s. Rymer a. a. O. S. 120 fg.

nichtete durch kräftiges Benehmen alle Anschläge Alexander's auf den Thron seines Bruders. Gewiß ist, daß am 2. August der Erzbischof von St. Andrews, der Bischof von Dunkeld, der Kanzler Lord Anendale und der Graf von Argyle zu Edinburgh Alexander'n vertragsmäßig Sicherheit, Freiheit und Wiederherstellung in den Besitz und in die Rechte, wie sie ihm vor der Flucht aus Schottland gehörten, versprachen, wenn er seinen Bruder Jacob als rechtmäßigen Landesherrn anerkennen würde [64]). Dies geschah; Alexander mußte nun zu seinem Verdrusse den Königstitel niederlegen, und am 4. August schloß Richard, Herzog von Glocester, mit der edinburgher Stadtgemeinde eine Übereinkunft ab, in welcher sich dieselbe verpflichtete, in Jacob's Namen den früher abgeschlossenen Heirathsvertrag fortan gelten zu lassen, wenn Eduard ein Gleiches thun werde; würde dieser ihn aber auflösen, solle die Stadt sich für die Rückzahlung der bereits abgetragenen Heirathsgelder in Fristen verbürgen, wie sie gezahlt waren. Richard versprach, binnen Allerheiligen der Stadt Erklärung von seinem Bruder zu verschaffen. Eduard gab diese schon den 12. Oct., löste aus verschiedenen Beweggründen das Ehegelöbniß seiner Tochter mit dem schottischen Thronfolger auf immer, und ließ es durch einen Herold den Edinburghern am 27. desselben Monats anzeigen [65]). Unstreitig wurde gleichzeitig mit Richard von Glocester ein Waffenstillstand mit Zurückgabe Berwicks an England abgeschlossen, da sich jener noch im August nach der Heimath zurückzog, und Jacob, laut Rymer's Sammlungen, im November desselben Jahres mit Eduard wieder im friedlichen Vernehmen stand. Jacob's Bruder Alexander unterwarf sich zwar, konnte aber nicht wieder in Gunst kommen, weil sich der König an ihm zu rächen suchte. Er floh abermals, angeblich aus Furcht vor Vergiftung, auf Schloß Dunbar mit einem Anhange, darunter auch Graf Archibald Douglas von Angus, und machte sich dadurch der Anklage des Hochverraths schuldig, während alle Andere, die um ihn und seinen verrätherischen Briefwechsel wußten, bis auf William Crichton freigesprochen wurden. Alexander erneuerte durch eine Botschaft, an deren Spitze der furchtbare und beredte Graf von Angus, mit Eduard am 11. Febr. 1483 im Palaste zu Westminster seinen frühern Vertrag, mit Ausnahme des Heirathsplans [66]); der Tod Eduard's vereitelte ihm die Aussichten auf Beistand der Engländer, und hilflos gelassen, suchte er am Hofe Ludwig's XI. von Frankreich Schutz, wo er endlich in einem Turnier mit dem Herzoge von Orleans das Leben verlor. Der friedliche Zustand Schottlands war von kurzer Dauer; Richard III. sandte zwar nach seines Bruders Tode zu Jacob, um diesen zum Freunde zu haben, während er seines Bruders Söhne verdrängen wollte. Diesen Umstand aber benutzte Jacob, um Dunbar, welches die Engländer seit 1482 in den Händen hatten, wieder zu erhalten, wenn es, was nicht geschah und den Frieden vereitelte, nicht gütlich herausgegeben werden würde. Dieser Anstoß störte indessen das friedliche Verhältniß beider Monarchen keineswegs, da dieselben im März 1484 im freundlichen Vernehmen mit einander und zu Anfange Septembers zu Nottingham ein Bündniß und einen Heirathsvertrag zwischen Jacob's ältestem Sohne, dem Herzoge von Rothesay, und Annen de la Pole, einziger Tochter des Herzogs von Suffolk und Nichte Richard's III., verhandeln ließen, welcher am 21. Sept. desselben Jahres abgeschlossen und mit einem dreijährigen, Berwicks Besitz sichernden, Waffenstillstande (bis 29. Sept. 1487) in Verbindung gebracht wurde, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sowol Richard seine Bundesgenossen, Spanien, Portugal, Österreich, Burgund und Bretagne, als auch Jacob die seinen, nämlich Frankreich, Dänemark und Bretagne, innerhalb sechs Monaten zum Beitritte auffodern sollte [67]). Jene Heirath vorlor zwar mit Richard's Tode (1485) ihre Kraft, nicht aber der Waffenstillstand, in welchem wegen der Festung Dunbar ein Artikel so unbestimmt niedergelegt worden war, daß nach dessen Deutung Richard den Platz sowol behaupten, als Jacob ohne Verletzung des Vertrages zurücknehmen konnte. Also geschah es, daß die Herausgabe Dunbars sich verzögerte, bis Jacob nach Heinrich's VII. Thronbesteigung zur Gewalt schritt, die Festung im harten Winter belagerte und um so leichter eroberte, als sie bei dem unruhigen Zustande Englands keinen Entsatz erwarten konnte [68]). Der Waffenstillstand blieb unverletzt und Richard's Nachfolger verlängerte denselben am 3. Jul. 1486 zu London auf drei Jahre, bis zum Julius 1489, unter den bisherigen Bedingungen und Auffoderungen der schon erwähnten Mächte zum Beitritte, zu denen nun noch Kaiser Friedrich und Erzherzog Maximilian, Schweden sammt Kurbrandenburg gezogen wurden. Zugleich leitete man neue Heirathsentwürfe ein, die am 28. Nov. 1487 zur Reife gediehen. Nämlich man verlobte 1) Jacob Stuart, Marquis von Ormond, zweiten Sohn Jacob's III. mit Lady Katharinen, siebenter Tochter Eduard's IV. und Schwester der Königin Elisabeth von England, 2) den König Jacob selbst — seit etlichen Jahren Witwer — mit Elisabeth Woodville, Witwe Eduard's IV., und endlich 3) den Herzog von Rothesay mit einer nicht genannten Tochter desselben Königs. Zugleich verzichtete Schottland für immer auf den Besitz Berwicks; am 24. Jan. folgenden Jahres sollte auf einem Congreß diese Übereinkunft weiter besprochen und bestimmt, und im darauf folgenden Monate Mai zum Schlusse gebracht werden, worauf dann im Julius beide Monarchen in irgend einem noch zu bestimmenden Orte eine persönliche Unterredung deshalb

---

64) s. Rymer a. a. O. S. 122. 65) Rymer a. a. O. S. 122, 124 fg. Mortimer II, 119. Larrey (I, 902) setzt die Handlungen um ein Jahr zurück. Nur Buchanan spricht (S. 432) mit Bestimmtheit auch von einem Waffenstillstande für einige Monate zu Friedensverhandlungen. Duchesne ist verwirrt und unzuverlässig. 66) s. Rymer a. a. O. S. 127 fg.

67) Vergl. Rymer a. a. O. S. 148—155. 68) s. Buchanan S. 435. Im Vertrage vom J. 1486 ist von Dunbar nicht mehr die Rede; s. Rymer a. a. O. S. 169 fg. Buchanan ist S. 436 nicht genau von dieser Übereinkunft unterrichtet, daher sein Irrthum über einen siebenjährigen Waffenstillstand.

pflegen wollten [69]). Dies Alles aber vereitelte eine Empörung der Schotten.

Jacob nämlich war allmälig, besonders seit dem Tode seiner Gemahlin Margarethe, die seine Leidenschaften zu zügeln verstanden haben soll [70]), zu seinem frühern Lebenswandel zurückgekehrt, hatte den Adel wieder nachgesetzt und sich mit Vertrauten, die den höhern Ständen, wenn auch nicht durch Geburt, so doch durch Grundsätze und Hochmuth anstößig, ihm selbst aber zur Befriedigung seiner Vergnügungen behilflich waren, umgeben. In träge Gleichgültigkeit und abergläubischen Trübsinn versunken, schweifte er im nichtswürdigen Zeitvertreibe aus, und überließ seinen Günstlingen, deren Haupt der früher des Adels Wuth entronnene John Ramsay war, die Sorge für den Staat. Vom Könige zu den ersten Hofämtern gehoben und mit reichen Gunstbezeugungen überhäuft, wirkte Ramsay, stolz und unbesonnen zugleich, den königlichen Befehl aus, daß außer ihm und seinem Gefolge Niemand in des Königs Nähe Waffen tragen durfte. Dadurch wurde mehr Haß als Furcht verbreitet. Sodann dachte der König nur an Wegschaffung solcher, die er für Rebellen hielt. Und um es zu entdecken, gebrauchte er allerhand Künste der Verstellung; Andere hingegen, durch deren Kraft er sich geltend machen konnte, überschüttete er mit Ehren und Geschenken; so die Grafen von Crawford und Angus, er konnte sie aber wegen seiner bekannten eigensinnigen und mistrauischen Veränderlichkeit nicht so gewinnen, als er es in der That glaubte, wie er denn sich in dem Grafen Georg Douglas von Angus eine Schlange im Busen zog. Häufig ihn um sich habend, machte er ihn zum Vertrauten seiner Geheimnisse, und diese benutzend wußte jener schlauer und zutraulicher Weise des schwachen Königs Zustimmung zur Unterdrückung der gefährlichen Adelspartei abzulocken, indem er ihm den Plan, die Häupter derselben zu fassen und zu vernichten, so wichtig und zugleich für den Aufschub so gefährlich vorspiegelte, daß er seit der Zeit Niemandem mehr traute, während die drohende Gefahr den Parteihäuptern verrathen wurde. Nachdem sich Jacob eine Zeit lang in Edinburgh eingeschlossen hatte, begab er sich zu Schiffe in die ihm noch gehorchende Gegend von Fortham, wo er Truppen sammelte, und bei Blacnes ein Lager bezog. Der Adel, ohne Hoffnung auf Versöhnung mit seinem Könige, dachte an dessen Untergang und wählte dessen eigenen ältesten Sohn mit der Drohung zu seinem Anführer, daß man im Weigerungsfalle zu seinem und seiner Familie Schaden das Reich an England übergeben werde. Dies allein bestimmte den funfzehnjährigen Knaben zur Annahme des Anerbietens. Er stellte sich mit dem Heere der Rebellen seinem Vater gegenüber. Graf von Athol aber, aus dem königlichen Geblüte, brachte eine Versöhnung zu Stande, die um so kürzer war, als Verdacht und Argwohn festgewurzelt waren; und so foderte man ungescheut des Königs Abdankung zu Gunsten seines Sohnes. Diese Nachricht ließ Jacob sogleich den Königen von Frankreich und England hinterbringen, mit Bitte um Vermittelung oder thätige Hilfe. Gleichzeitig erging eine ähnliche Sendung an den Papst Eugen VIII. Der Papst gab seinen Legaten in England unverzüglich Befehl, die Unruhen zu dämpfen; aber zu spät. Denn den Großen blieben diese Schritte nicht verborgen, sie schlossen daraus auf des Königs gänzliche Unversöhnlichkeit, und beschlossen die Entscheidung durch die Waffen, bevor Jacob Verstärkung an sich ziehen würde. Um deren Ankunft aus den nördlichen Gegenden abzuwarten, hatte er sich nach Edinburgh begeben, von da trieben ihn seine Rathgeber, zu sicherm Empfange seiner Hilfsvölker, nach Stirling. Allein von den Gegnern überall umstellt, von Spionen umlagert und von Treulosen bedient — auch der Commandant zu Stirling war bestochen worden — fand Jacob dort keine Aufnahme. Umgeben von Feinden mußte er auf offenem Felde sein Heil in einer Schlacht suchen. Nach tapferer Gegenwehr stürzte Jacob mit seinem Pferde, er flüchtete in eine nahe gelegene Wassermühle, um dort ein Schiff zu besteigen; allein von Verfolgern ereilt, wurde er ohne Säumniß ermordet [71]). Das Gerücht hiervon verbreitete sich durch das ganze königliche Heer, und vollendete dessen Niederlage. Dies geschah am 11. Jun. 1488 in der Nähe von Stirling. Jacob hatte übrigens mit seiner Gemahlin Margarethe drei Söhne gezeugt: Jacob, Herzog von Rothesay, Jacob Stuart, Marquis von Ormond (irrig Erzbischof von St. Andrews genannt), und Johann, Grafen von Marr, deren Geburts-Tage und Jahre, mit Ausnahme des Ältesten, unbekannt sind.

Jacob IV., im März 1473 geboren, stand also im 16. Jahre bei dem Tode seines Vaters, von dessen Schicksale er und die Seinigen nach der Schlacht bei Stirling Nichts wußten; daher in der Meinung, er habe sich auf die Schiffe gerettet, der im Frith of Forth liegende Admiral Andreas Wood gefragt und aufgefodert wurde. Dieser aber konnte keine Auskunft geben. Erst zu Edinburgh erfuhr der junge König die Gewißheit vom Tode seines Vaters, worauf er ihm am 25. Jun. in einem Kloster bei Stirling eine prächtige Bestattung halten ließ. Bei der inzwischen angestellten Krönung Jacob's IV. waren nur die zugegen, welche an der Verschwörung gegen den Ermordeten Theil genommen hatten. Die Übrigen verriethen Unwillen über den Frevel und auch Manchen unter den Verschworenen rührte das Gewissen. Ein Bann-

69) s. Rymer a. a. O. S. 186 fg. Hiernach wurde der schon bestehende dreijährige Waffenstillstand auch bestätigt, und nur auf zwei Monate (bis zum 1. Sept. 1489), nicht aber, wie Mortimer (II, 140) will, auf 13 Monate verlängert. Mit Jacob's III. Tode erlosch diese Convention, und England hielt sich an die vom 3. Jul. 1486, welche Heinrich VII. erst am 26. Jul. 1488 ratificirte. Rymer a. a. O. S. 192 fg. 70) Sie starb ohne Zweifel nach Buchanan (S. 436) im J. 1486. Sie war Mulier singulari formae gratia et probitate quaeque viri effraenatos impetus plerumque moderari credebatur.

71) Vergl. Robertson S. 33. Buchanan S. 436 fg. Duchesne S. 951 fg. Barrey II, 14 u. 21. Bei Hume (III, 355) liest man eine sehr kurze, aber wahre Schilderung über die jammervolle Regierung dieses unglücklichen verdorbenen Königs. Scott II, 110 fg.

strahl des heiligen Vaters zu Rom trug endlich das Seinige bei, daß eine Reue wegen des begangenen Königsmordes eintrat, in welcher der Adel seinen völligen Sieg sehr zu mäßigen wußte, obschon der Thronfolger, wenn man Buchanan trauen darf, nach der Schlacht von ihnen gewählt und gekrönt worden war; sodann bezeigten sie immerdar pflichtmäßige Anhänglichkeit und dankbare Fügsamkeit unter des Königs Majestät, die Jacob IV. behutsam zu schätzen verstand. Sein Auftreten als König war schwierig, da er Gegner unter den Freunden seines gemordeten Vaters hatte. Diese warben sich Anhang, je mehr sie sahen, daß der königliche Jüngling in der Königsmörder Händen war. Die neue Regierung wurde verleumdet und angefeindet, was selbst England in einem Angriffe auf schottische Schiffe verrieth. Sie wurden aber an der Küste von Dunbar geschlagen, rüsteten jedoch ihre Seemacht zur Tilgung dieser Schmach wieder, gleichwie sich die Gegner der den jungen König noch in Vormundschaft haltenden angesehenen Männer, Douglas, Herburn und Hume, schlagfertig machten. Sie erlitten eine Niederlage, welche sich fast gleichzeitig mit dem Verluste der Engländer zur See am 9. und 10. August 1490 ereignete. Die Gefangenen sandte Jacob gerühmt und beschenkt in ihre Heimath zurück, wofür ihm Heinrich VII., obschon empfindlich über den Schlachtverlust, großen Dank sagte [72]). Seine Überlegenheit benutzte Jacob höchst weise. Zuerst ließ er das Parlament um sich versammeln, und verordnete mit demselben allerhand Einrichtungen zur Beruhigung seiner Gegenpartei. Große Mäßigung, Anstand, Würde und Zuverlässigkeit, wenn auch nicht hervorragende Bildung, waren die Grundlage seines Verfahrens; Grausamkeit und Habsucht wurden streng vermieden. Im Allgemeinen wurde verziehen, nur Wenige, die zu halsstarrig waren, wurden an Geld oder Grundbesitze gelind bestraft, dies wirkte auf Versöhnung, Eintracht und Gemeinsinn der Gemüther im Ganzen; im Einzelnen wußte Jacob vornehme Gegner durch Verheirathungen mit seiner Verwandtschaft zu gewinnen. Innere Ruhe war im Kurzen vollkommen hergestellt, sodaß sich Alle eines angenehmen Friedens erfreuen konnten und aus eisernen Zeiten eine goldene Friedenssaat aufkeimen sahen. Straßenraub wurde mit den Waffen und andere Verletzungen bürgerlicher Ordnung mit der Strenge des Gerichtes bestraft. Daher genügte auch die Einrichtung der Lords of Session nicht, weil ihre Sitzungen von zu kurzer Dauer waren, der daily Council (täglicher Rath) mit beständigem Sitze zu Edinburgh wurde noch hinzugefügt, und übte, wenn auch nicht aus Parlamentsgliedern zusammengesetzt, doch dieselbe richterliche Gewalt, wie die Lords of Session, aus [73]). Während dieser vortrefflichen Thätigkeit sah der junge König auch auf die Dinge nach Außen. Zuerst schloß er im März 1490 mit Karl VIII. von Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß gegen England, welches Beide bekriegen wollten, sobald dieses Einen von ihnen angreifen würde [74]). Ein Bund Heinrich's VII., Königs Maximilian und Ferdinand's von Spanien im Sept. desselben Jahres trat wenigstens Frankreich entgegen; aber in Folge dieser politischen Verknüpfungen mochte auch die Übereinkunft vom 16. April 1491 abgeschlossen worden sein, daß die Schotten, Lord Bothwell und Sir Thomas Thodde ihren jungen König sammt dessen Bruder, den Herzog von Roß, in Heinrich's Gewalt bringen sollten [75]). Statt dessen aber ergibt sich aus einer Urkunde vom 14. Jun. 1491, daß Jacob eine zahlreiche Botschaft an König Karl von Frankreich und zum Könige und zu der Königin von Spanien und Sicilien sandte, vielleicht in der Absicht, dem Kriege zwischen diesen Mächten Einhalt zu thun, da Heinrich VII. dieser Botschaft freundlichen Vorschub leistete [76]). Der Krieg mit Frankreich brach aus, aber mit Schottland schloß Heinrich am 21. Dec. desselben Jahres zu Coldstream am Tweed einen fünfjährigen Waffenstillstand, zu dessen Beitritte Frankreich, Spanien, Österreich, Dänemark, Neapel, Mailand, Ferrara, Savoyen, Portugal, Burgund, der teutsche Kaiser und dessen Sohn Maximilian aufgefodert werden sollten; Heinrich genehmigte am 9. Jan. 1492 unbedingt diese Artikel, Jacob hingegen weigerte sich, bestochen von Frankreich, wie Mortimer annimmt, und bestätigte dieselben nur bis zum 20. Nov. 1492. Kurz vor Ablauf der Frist wurde der Vertrag zu Coldstream, ohne Zweifel in Folge des erfolgten Friedens mit Frankreich, am 3. Nov. wieder erneuert und die Waffenruhe, in welche die oben genannten Staaten einbegriffen wurden, bis zum 30. April 1494 verlängert [77]). Die Bedingungen wurden nicht streng gehalten; darum kamen im Frühlinge 1493 schottische und englische Abgeordnete zu Edinburgh wieder zusammen, um nicht blos den Waffenstillstand in seinem ganzen Inhalte (nur die Hansestädte wurden noch unter die Auswärtigen aufgenommen) bis zum 30. April 1501 auszudehnen, sondern auch ein Ehebündniß zwischen Jacob und der Lady Katharine, einer Tochter des Herzogs von Somerset, abzuschließen [78]). Der Heirathsantrag wurde von den Schotten abgelehnt, der Waffenstillstand nur unter der Bedingung zugesagt, wenn England für erduldete Beleidigungen und erlittene Schäden 1000 englische Mark zahlen würde. Dies wurde am 25. Jun. fest beschlossen und die Summe am Ende des folgenden Monates gezahlt [79]). Heinrich benutzte diesen Waffenstillstand zu einem Versuche, sich enger mit Schottland zu befreunden, indem er am 23. Jun. 1495 Vollmacht ertheilte, zwischen seiner Tochter und Jacob eine Heirath zu verhandeln; auch findet man diesen Plan im Sept. erneuert, allein das freundschaftliche Verhältniß zwischen beiden Monarchen war bereits sehr getrübt worden [80]).

Nämlich im J. 1495 schon, wie die gewöhnliche Annahme lautet, erschien ein schlauer Betrüger, Perkin (aus Peterkin gebildet, d. h. Peterchen) Osbec oder Warbec,

72) Buchanan S. 440 fg. 73) Buchanan S. 444 fg. Robertson S. 23 u. 34. 74) s. den Vertrag bei Duchesne S. 956.

75) Vergl. Rymer V. P. IV, 29. 76) Vergl. Rymer a. a. O. S. 31. 77) Vergl. Rymer a. a. O. S. 38—50 u. Mortimer II, 146. 78) Vergl. Rymer a. a. O. S. 62 fg. 79) Vergl. ebendas. S. 65 fg. u. Mortimer II, 150 fg. 80) Vergl. Rymer a. a. O. S. 80 u. 106.

ein Flamänder, mit Mannschaft und Empfehlungsschreiben von der Herzogin Margarethe von Burgund und unterstützt von den Königen Karl VIII. und Maximilian I., bei Jacob IV., gab sich für den wirklichen Sohn Eduard's IV. von England, den Herzog von York aus, wußte durch bestechende Erzählungen seines Schicksales den feurigen jungen König zu rühren, durch edle Anmuth und Würde seine niedere Herkunft zu bemänteln, und den König für Hilfe und Rache der erlittenen Schmach empfindlich zu machen, obschon klügere und erfahrenere Minister Bedenklichkeiten erhoben. Die Stimmen des Mitleides aber und die Ansicht, bei dieser Gelegenheit Nutzen aus englischen Unruhen zu ziehen, siegten, und Perkin erwarb sich Zutrauen und Schutz. Jacob ertheilte ihm den Titel und die Auszeichnungen eines Herzogs von York, verheirathete ihn sogar mit einer seiner Verwandtinnen, der Lady Katharine Gordon, einer Tochter des Grafen von Huntley und rüstete sich zu einem Kriege mit England, das darauf nicht gefaßt war [81]). Im J. 1496 nun begann der Heerzug, zu welchem Perkin ein mit vielem Geiste und großer Bestimmtheit verfaßtes Manifest verbreitete [82]). Der Angriff geschah auf Northumberland mit unerhörter Barbarei, das pomphafte Manifest that keine Wirkung, Niemand fiel dem Warbec zu, worüber Jacob ungehalten so schrecklich hausen ließ, daß Perkin Vorstellungen dagegen machte. Mit großer Beute beladen und gegen Perkin erkaltet, zog sich Jacob über die Grenzen zurück, als er hörte, daß ihm Heinrich ein überlegenes Heer entgegenschicken würde. Dieses Heer aber, welches die verwüstete Provinz rächen sollte, konnte Heinrich nicht einmal gegen die Schotten gebrauchen, weil es gegen die plötzlich entstandenen Unruhen im Innern Englands, besonders in Cornwal, geführt werden mußte. Diesen Umstand benutzte Jacob, obschon gegen die Ächtheit des englischen Kronprätendenten zweifelhaft gemacht, zu einem zweiten Einfalle in das nördliche England, und belagerte Norham; und als ein Heer zum Entsatze nahete wich er nach Hause zurück, wenn er nicht durch Angriffe des Bischofes Fox von Durham dazu gezwungen wurde. Der inzwischen am englischen Hofe angekommene spanische Botschafter Peter d'Ayala wurde von Heinrich ersucht, mit Zuziehung des Bischofes Fox den schottischen Krieg beizulegen. Beide kamen mit Jacob's Bevollmächtigten in Jedburg zusammen, und klärten die Unechtheit des Perkin Warbec zwar auf, Jacob aber wollte den Betrüger nicht verstoßen; daher wurde nur ein kurzer Waffenstillstand geschlossen; während dessen entließ Jacob im Juli 1497 den Perkin reichlich beschenkt mit sicherm Geleite nach Irland, um ihn nicht an die Engländer, wie diese verlangten, auszuliefern [83]). Nun wurden die Verhandlungen zwischen beiden Höfen zu Ayton (bis dahin war ein englisches Heer im Verfolgen seiner Feinde gedrungen) fortgesetzt, und endete am 30. Sept. 1497 nicht in einem für beide Monarchen lebenslänglichen Waffenstillstandsabschlusse, wie ihn Heinrich gewünscht hatte, sondern nur in einem siebenjährigen, auf dem Grunde des Vertrages von 1464 ruhend, zu dem, außer den vorhin erwähnten Mächten, noch Venedig und Geldern beizutreten aufgefodert werden sollten [84]). Indessen ruhete Heinrich nicht eher, bis er die Waffenruhe auf seine und Jacob's Lebenszeit ausgedehnt sah, was schon zu Ende desselben oder zu Anfange des folgenden Jahres mit Hilfe des spanischen Gesandten bewerkstelligt wurde. Dieser Vertrag wurde am 12. Jul. 1499 von Neuem bekräftigt, und Holstein, Cleve sammt den Markgrafen von Brandenburg zu den übrigen auswärtigen Theilhabern erklärt [85]). Zwei Monate nachher leitete Heinrich abermals den Heirathsplan mit seiner ältesten Tochter Margarethe und Jacob ein, um dereinst beide Reiche, falls sein männlicher Stamm erlösche, unter ein Oberhaupt zu bringen. Die Sache fand aber, nach Mortimer, bei Heinrich's Rathgebern deshalb großen Widerspruch. Also zog sich die Angelegenheit in die Länge; in der ersten Zusammenkunft des Bischofes Fox von Durham mit Jacob in einem alten cistercienser Kloster zu Melrose wurde der Streit wegen Küstenbefehdungen, sowie die gefährlichen Vorfälle zu Norham, durch die Unbesonnenheit einiger jungen schottischen Edelleute gegen die dortige Besatzung veranlaßt, beigelegt [86]). Erst den 24. Jan. 1502 kam die Heirath in Richemond zum Abschlusse. Hiernach wurde die Vermählung bis in den September des folgenden Jahres verschoben, der Hofstaat der Prinzessin und dessen Erhaltung genau bestimmt, die Mitgift auf 30,000 Engelnobels, die in drei Fristen bis 1505 gezahlt werden sollten, festgesetzt, und für den Witwenstand ward ihr kein Aufenthalt vorgeschrieben. Weit wichtiger war der gleichzeitig abgeschlossene Friedensvertrag, dessen Kraft auf beiderseitige rechtmäßige Nachkommen ausgedehnt wurde. Derselbe verbot die gegenseitige Unterstützung der Rebellen, verhieß gegenseitigen Beistand im Falle eines Angriffes durch eine fremde Macht, sicherte dem Könige Heinrich den Besitz Berwicks, gab beiden Nationen die Fischerei im Esk frei, foderte die bereits erwähnten auswärtigen Staaten zum Beitritte in den Bund auf, und erlaubte für den Fall ihrer Weigerung den Schotten, ihren Bundesgenossen, wenn sie mit England in Krieg geriethen, beizustehen, nur nicht England selbst anzufallen, und umgekehrt; stürbe endlich Jacob oder Margarethe vor der Vermählung, solle dieser Vertrag seine Kraft behalten, sodaß der Friede zwischen beiden Reichen ungestört bleiben konnte [87]). Von wirklicher Erbfolge für das zufällige Aussterben eines dieser beiden männlichen Königs-

81) Vergl. Buchanan S. 446 fg. Mortimer II, 150, 154. Larrey II, 45 fg., der sich namentlich über die Heirath Perkin's sehr verächtlich ausläßt. Hume III, 396. 82) Dasselbe gibt Guthrie in seiner History of England. 83) Larrey (II, 54) setzt diese Verhandlungen um ein Jahr zu spät. Hume III, 403 u. Buchanan S. 451 fg.

84) Vergl. Rymer a. a. O. S. 120 fg. Die Punkte, über die man sich nicht vereinigen konnte, wurden der Entscheidung des Königs und der Königin von Spanien überlassen. 85) Vergl. Rymer a. a. O. S. 122 fg. u. 140 fg. 86) Vergl. Buchanan S. 453 fg. Mortimer II, 158. Larrey II, 61 fg. Duchesne S. 965. 87) Vergl. Rymer a. a. O. S. 165 fg.,

stämme ist nicht die Rede. Den Friedensvertrag beschwor Jacob am 10. Dec. 1502 zu Glasgow vor den englischen Abgeordneten, ließ aber im Titel seines Schwiegervaters die Worte „Kinge of Fraunce" aus, worauf er, als die Abgeordneten Beschwerde führten, sich mit der Entschuldigung erklärte, er habe diese Worte beim Ablesen der Urschrift, welche sie enthalte, übersehen, sei aber auf Heinrich's Verlangen erbötig, den Eid nochmals zu leisten. Dies geschah noch denselben Tag in Gegenwart des Erzbischofes von Glasgow, worüber eine Urkunde mit derselben Entschuldigung niedergeschrieben wurde [88]). Die Vermählung wurde im Sept. 1503 vollzogen, als Margarethe in ihrem 14. und Jacob in seinem 31. Jahre stand. Ein schottischer Dichter feierte dieses eben nicht glückliche Ehebündniß in einem allegorischen Gedichte: the Thistle and the Rose. An Jacob werden viele edle und schöne Eigenschaften gerühmt: Herzhaftigkeit, Großmuth, Anmuth, Rittersinn, Milde, Billigkeit und vor Allem gerechte Mäßigung gegen den Adel, mit dem er sich völlig aussöhnte [89]). Seine Prachtliebe mag indessen keinen geringen Antheil an dieser Aussöhnung gehabt haben, weil die Adeligen den Glanz seines Hofes vermehrten. Darum war er auf ihr Ansehen nicht eifersüchtig, vielmehr betrachtete er sie in Rücksicht ihrer Unentbehrlichkeit zur Zeit des Krieges, als die Schirmer seines Reiches. Seit seiner Vermählung soll Verschwendung an seinem Hofe eingerissen sein. Turniere und Waffenspiele, erzählt Buchanan [90]), wechselten mit Schauspielen, festlichen Aufzügen, Gastmählern, Tänzen, Pferderennen und andern sinneberauschenden Vergnügungen ab, und als das Gerücht davon sich auswärts verbreitete, zogen viele Fremde, besonders Franzosen, herbei, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Sie wurden von Jacob huldvoll und freigebig empfangen und entlassen. Auf Bauten an Schlössern und Klöstern verwendete er viel, noch mehr aber auf den Schiffbau. Er ließ drei Schiffe von ungewöhnlicher Größe und viele mittelmäßige bauen. Dieses Alles erschöpfte die Cassen, und dadurch wurde seine Regierung drückend. Der Bischof William Elfinston von Aberdeen war der, welcher ihn aus den Geldverlegenheiten riß. Zwei harte Gesetze, eine Frucht des alten Lehenverbandes, das eine über die Bevormundung unmündiger Güterbesitzer durch den König, das andere über die Verletzung der Gütereinheit bei Verkauf wurden jetzt sehr streng befolgt, und verschafften dem Könige ansehnliches Einkommen. Der Unwille darüber wurde Anfangs wegen Rücksicht auf seine guten Eigenschaften nicht laut, da aber seine fortgesetzte Verschwendung Murren erzeugte, verfiel Jacob auf den schwärmerischen Gedanken, seine Schuld, die hin und wieder durch Gewissensvorwürfe wegen der Empörung gegen den Vater vergrößert wurde, durch eine Wallfahrt ins gelobte Land abzubüßen [91]). Die Schiffe hierzu wurden bereits gerüstet, das adelige Gefolge beschrieben und benachbarte Monarchen davon in Kenntniß gesetzt; allein der alte schottische Groll auf England, selbst in Jacob durch die Heirath mit Margarethen nicht unterdrückt, vereitelte die Wallfahrt, und erneuerte die Anhänglichkeit an Frankreich. Zwar war nach Heinrich's VIII. von England Thronbesteigung das Bündniß vom 24. Jan. 1502 im J. 1509 erneuert und beschworen worden; je eifersüchtiger aber der junge englische König auf Frankreich wurde, desto mehr erkaltete in Jacob die Freundschaft gegen seinen Nachbar. Hierzu kam, daß außer andern Reibungen zwischen beiden Monarchen die Portugiesen ein schottisches Kauffahrteischiff überfallen, geplündert und dessen Besitzer Barton erschlagen hatten. Sein Sohn Andreas Barton hatte sich vergebens darüber beklagt; als er die Sache dem Könige Jacob hinterbrachte, ertheilte dieser ihm Kaperbriefe gegen die Portugiesen, erklärte aber den andern Seemächten, daß man Barton, wenn er die Portugiesen verfolge, für keinen Seeräuber halten solle. Barton machte sich im britischen Kanale furchtbar durch seine Rache. Die Portugiesen, alte, wachsame Freunde der Engländer, beklagten sich zu London darüber, worauf Heinrich den Lord Admiral Howard gegen Barton segeln, ihn bekämpfen und die Schiffe wegnehmen ließ. Jacob ließ sich über diese That hart beschweren und sie als einen Friedensbruch deuten; allein Heinrich erklärte, daß diese Seeräuberei nicht im Völkerrechte begriffen sei [92]). Dieses Ereigniß zerstörte das Einverständniß beider Staaten, welches England wegen seiner feindseligen Plane gegen Frankreich so gern erhalten wollte. Eine Sendung an Jacob mit Versicherung unverletzlicher Freundschaft konnte das alte Verhältniß nicht wieder herstellen, Jacob wartete auf Gelegenheit sich zu rächen. Insgeheim kam er mit Ludwig XII. überein, sich gegenseitig gegen englische Angriffe Beistand zu leisten. Eine schottische Flotte wurde unter beschönigendem Vorwande für die Königin Anna von Frankreich gerüstet, unter Hamilton's Führung zur See gesandt; sie that aber, aus unerklärlichen Gründen Mißgriffe und wurde durch einen Sturm zerstreut und verschlagen [93]). Sobald nun Heinrich, in Folge seines Beitrittes zur heiligen Liga (20. Dec. 1511), den Krieg mit Frankreich erklärt hatte, wollte er sich abermals mit Jacob sicher stellen. Der Dechant von Windsor erhielt am 15. April 1512 Auftrag, mit dem schottischen Könige die Verletzungen des bestehenden Friedensvertrages auszugleichen, und ihn nochmals zu dessen Bestärkung den Eid schwören zu lassen, wozu er sich auch auf Verlangen bereit erklärte. Statt dessen aber begannen Jacob's Kriegsvölker auf dringende Anmahnungen Alexander Hume's die englischen Grenzortschaften zu verheeren, geriethen in einen Hinterhalt ihrer Gegner und

168 fg. Ein Engelnobel wurde zu 20 Groschen engl. Münze berechnet. In einem besondern Schreiben vom 12. Jul. 1502 an König Heinrich sicherte sich Jacob die Liga mit Frankreich. Vgl. Rymer a. a. O. S. 176.

88) Vergl. Rymer a. a. O. S. 188 fg. 89) Buchanan S. 468 sagt von ihm: „Erat enim corpore firmo, statura justa, oris dignitate summa, ingenio quidem acri, sed vitio temporis, ab literis inculto. 90) Vergl. Buchanan S. 454.

91) s. Buchanan S. 455. 92) s. Buchanan S. 458 fg. Larrey II, 92. Scott II, 132 fg. 93) s. Mortimer II, 203 u. 208. Buchanan S. 456 fg.

büßten sie den Frevel mit bedeutendem Verluste [94]). Dies erhitzte die Schotten noch mehr, obschon die Sieger ihren Vortheil nicht verfolgt zu haben scheinen; vielmehr wiederholte Heinrich im Febr. 1513 durch doppelte Botschaften an Jacob seinen Versuch, den Frieden herzustellen, wenn es nicht ein listiger Vorwand gewesen, sich von dem laut gewordenen Bündnisse Jacob's mit Frankreich gewisse Nachricht und Abschrift zu verschaffen [95]). Dies geschah mit solcher Unzweideutigkeit, daß Heinrich dem Grafen von Surrey zur Rüstung eines Landheeres und dem Lord Admiral Eduard Howard zur Führung einer Flotte gegen die Schotten Befehl ertheilen mußte. Im Parlament zu Edinburgh wurde inzwischen die öffentliche Kriegserklärung mit patriotischen Gründen bekämpft, doch durchgesetzt hauptsächlich durch Hume und den französischen Botschafter. Der am 15. April 1513 abgeschlossene Waffenstillstand zwischen Frankreich und Spanien, auch die Glieder der heiligen Liga und deren Gegner in sich fassend, mochte wol die Kriegserklärung verschieben, aber keineswegs hindern, wie die Botschaft Heinrich's an seinen Schwager genugsam erweist [96]). Heinrich stand eben im Lager vor Terouane, als ihm am 12. August ein schottischer Herold die Kriegserklärung überbrachte, welche bitter und vorwurfsvoll beantwortet wurde [97]). Jacob brach nun in Northumberland ein, gewann große Vortheile, bevor der Graf von Surrey ihm entgegenziehen konnte. Die Annäherung desselben aber führte Mehre, wie Archibald Douglas von Angus, zur Vorsicht, den König zum Rückzuge zu bewegen. Jacob, unbeweglich, hieß verdrießlich seine Mahner nach Hause gehen. Graf Archibald sah bei dem eben nicht günstigen und durch Weglaufen geschwächten Zustande des Heeres das Unglück Jacob's voraus und soll in Thränen ausgebrochen sein. Die Zuchtlosigkeit war allerdings groß, und wurde vermehrt, als des Königs Aufmerksamkeit im Lager zu Ford auf eine Liebschaft mit einer schönen Lady gefesselt und sein Ansehen bei den Tapfern geschwächt wurde. Diese Verwirrung benutzte der Gegner, foderte den König mit Vorwürfen der Eidbrüchigkeit heraus, und da dies Nichts half, verleitete er durch Scheinbewegungen die Schotten, aus ihrem festen Lager am Till herauszugehen, und griff sie (abermals mit einer Herausfoderung, welche der König sehr geziemend, edel und auf seine gerechte Sache vertrauend beantwortete) [98]) verfolgend am 7. (? 9.) Sept. 1513 bei der Höhe von Flowdon an. Der Kampf, heiß und hartnäckig, währte bis zur Nachtzeit. Jacob focht, wie sein Heer, mit wahrer Verachtung des Lebens; ein Erzbischof, zwei Bischöfe, vier Äbte, 12 Grafen, 17 Barone sammt 4—5000 Gemeinen fielen auf seiner Seite, und unter ihnen verschwand auch er, der König [99]). Die Engländer behaupten, Jacob sei in der Schlacht erschlagen worden; sie nahmen einen Leichnam, ihn für den königlichen haltend, mit sich, Heinrich VIII. erklärte ihn für echt, erwirkte aus Mitleiden gegen seinen getödteten Schwager bei dem Papste Leo X. die Lossprechung vom Bannfluche, den er sich durch den Bruch mit England aufgebürdet hatte, und ehrte ihn noch mit einem feierlichen Begräbnisse in der S. Paulskirche zu London [1]). Die Schotten hingegen versichern, der von den Engländern weggeführte Leichnam sei Alexander Elfinston, ein an Gestalt und Kleidung dem Könige sehr ähnlicher Edelmann, gewesen; Jacob sei vielmehr, da die Flucht seines Heeres unvermeidlich geworden, nach Kelso geflohen und dort durch die Leute des Lord Alexander Hume, der sich vor der Schlacht, nach Buchanan's Berichte, mit dem Könige überworfen hatte, entweder auf Befehl oder aus Gefallsucht erschlagen worden. Die gemeine, doch keineswegs begründete Meinung blieb in Schottland, Jacob habe sich nach der Niederlage verborgen gehalten, bis er das längst gehegte Gelübde, nach Jerusalem wallfahren zu können, gelöst habe; diese Pilgerfahrt habe ihn aus dem Kreise der Lebenden verschwinden lassen. Jeden Falles ist die richtigere Meinung, daß die Engländer den erschlagenen König erbeuteten, da man, wie weiter unten gezeigt werden wird, nachmals die lauten Beschuldigungen gegen Hume nicht beweisen konnte. Für seinen Ruf starb Jacob nicht zu früh, da er bei längerm Leben leicht durch Prachtliebe, Verschwendung und Freigebigkeit in die Noth seines Vaters hätte gerathen können. Er hinterließ von seiner Gemahlin — die Unehelichen von Kebsweibern ungerechnet, deren Einer in seinem achten Jahre (1503) schon zum Erzbischofe von S. Albans ernannt worden war — zwei Söhne, deren zweiter, Alexander, Herzog von Roß war [2]). Der ältere

Jacob V., ungefähr 1512 geboren, gerieth in eine gefährliche und zugleich verderbliche Vormundschaft. Der Vater nämlich hatte vor dem Feldzuge einen letzten Willen entworfen und in demselben seiner Gemahlin Margarethe, falls sie nach seinem Tode unverheirathet bliebe,

94) s. Rymer VI. P. I, 33 u. 36. Buchanan S. 459 fg. 95) s. Rymer a. a. O. S. 38 fg. Mortimer II, 209 und Hume III, 457. 96) s. Original letters by *Henry Ellis* I, 64 sq. 97) Vgl. Rymer a. a. O. S. 52. Die Umstände dabei erzählt Buchanan S. 460 fg. 98) s. Ellis I, 86 fg. Die Herausfoderung hatten viele hohe Officiere unterschrieben. 99) Vgl. Buchanan S. 461 fg. Hume III, 470 fg. Mortimer, Herbert, Hall und Stowe nehmen unwahrscheinlicher Weise an, daß auf schottischer Seite 9—10,000 Gemeine gefallen wären.

1) s. die Urkunde bei Rymer a. a. O. S. 53. Man muß erwägen, daß, außer Heinrich, gewiß Mehre seiner Diener, die zuvor mit Jacob persönlich unterhandelt hatten, dann auch gefangene vornehme Schotten den König erkannt haben mußten, sodaß man sich genau unterrichtete, ehe der Papst um Befreiung des Bannes angesprochen wurde. Gegenseitiger Nationalhaß mag die Nachrichten hierüber getrübt haben. Die Original letters bei Ellis I, 88 fg. geben sehr dürftige Aufklärung; dagegen liefert Hall's Chronicle noch das Wahrscheinlichste, wenn darin erzählt wird: Jacob sei erst am Tage nach der Schlacht gefunden und nach Berwick gebracht worden, wo the Earl of Surrey shewed it to Sir William Scott his chancellor, and Sir John Forman his serjeant porter (beide waren Gefangene), which knew him at the first syght, and made great lamentation. Then was the body bowelled, embalmed, and cered, and secretly amongst other stuff, conveyed to Newcastle. Die Königin Katharine schlug diesen Sieg höher an, als die französische Krone. 2) Dieser zweite Sohn wurde nach Mortimer II, 216 erst nach des Vaters Tode geboren; so auch Scott II, 143.

die Vormundschaft über beide Kinder und die Regierung aufgetragen. Ein für die Schotten beispielloses Wagstück! sie duldeten aber diese Anordnung aus Furcht vor England im Bewußtsein ihrer eben erlittenen großen Niederlage so lange, bis sich wieder Parteiung unter den Großen bildete, die Margarethen's vormundschaftliches Ansehen anfocht und bekämpfte. Sie hatte ihren ältesten Sohn erst am 24. Febr. 1513 zum Könige krönen lassen können, und die Aufsicht des Reiches zwei Männern, Alexander Gordon, ihrem Günstlinge, und Lord Alexander Hume, der an Ansehen und Kraft Alle überragte, anvertraut [3]). Dieser Hume zeigte gleich bei Besetzung des Erzbisthumes S. Andrews, dessen Inhaber in der Schlacht bei Flowdon gefallen war, gegen die Mitbewerber und die Königin ein solches Übergewicht, daß der vom Papste erwählte Erzbischof Forman mit seiner Bestallung nicht eher öffentlich hervortreten konnte, bis er Hume's Gunst sich erworben hatte. Dadurch zog Hume sich die Feindschaft der zurückgesetzten Mitbewerber, insbesondere John Hepburn's, zu, welche seinen Untergang zu bereiten suchten. Diese leidenschaftlichen Bewegungen veranlaßten Margarethen, ihren Bruder König Heinrich VIII. von England, der ihr auch Gehör gab, um Einhalt der noch nicht eingestellten Feindseligkeiten und Verheerungen der Grenzlandschaften zu bitten. Der am 16. Febr. 1514 abgeschlossene Waffenstillstand der heiligen Liga hatte einen Frieden zwischen England und Frankreich (am 7. August d. J.) zur Folge, der auch Schottland, sofern es wollte, Ruhe verschaffen sollte. Aber die Regentin Margarethe vermählte sich in eben diesem Jahre an den jungen ehrgeizigen Grafen Archibald Douglas von Angus [4]), verscherzte sich dadurch die vormundschaftliche Würde, und da sie, von England unterstützt, nicht zurückstehen wollte, gab sie zu großen Verwirrungen im Reiche Gelegenheit. Es entstanden zwei heftige Parteien unter den Großen, die eine für Margarethen, von dem englischen Grenzbeamten (warden of Marches) Lord Dacre begünstigt, die andere für Alexander Hume, welche, der alten Gewohnheit nach, einen männlichen Regenten wählen wollte. Der päpstliche Legat suchte versöhnend den Streit zu enden; allein Frankreich fand seinen alten Einfluß wieder, und so geschah es, daß im heftigsten Streite über die höchsten Angelegenheiten des Reiches sich Viele für den Herzog Johann von Albany, den Sohn des nach Frankreich verjagten Bruders Jacob's des Dritten, Alexander, entschieden und Hume dieser Regentenwahl aus Haß gegen die Familie Douglas beistimmte, auch trotz vielfältiger Widersprüche durchdrang, daß das Parlament den, wie behauptet wurde, im guten Rufe lebenden Prinzen Johann und nächsten Blutsverwandten Jacob's V. unter Thränenströmen des Bischofes von Aberdeen wirklich zum Vormunde erwählte [5]). Johann, ein Mann von Tüchtigkeit und dem Könige Franz I. von Frankreich ergeben, nahm erst nach zweimaliger Zusendung den Ruf an. Ihm aber ging eine französische Botschaft voran, die am 3. Mai 1515 dem schottischen Parlament den Beitritt zum französisch-englischen Frieden anbot. Dieses erklärte sich am 15 desselben Monates mit Aufzählung der bisherigen Hindernisse dazu bereit. Drei Tage darauf übernahm der eben angekommene Johann die Regentschaft, und erklärte am 22. Mai dem französ. Botschafter seine Geneigtheit zum Frieden [6]). Dies geschah in französischer Sprache; denn dieser Herzog, in Frankreich geboren und erzogen, kannte weder schottische Sitten und Gebräuche, noch schottische Gesetze und Sprache. Er fand das Land ohne Haupt, zerrüttet und zerfleischt von politischen Parteien, von Räubern und Mördern, an deren Spitze gemeiniglich Mächtige standen, welche die Schwächern unterdrückten, wie denn Einer z. B. mit 800 solchen Gesindels eine ganze Landschaft verheerte, bis er mit List gefangen wurde. Ein anderer Straßenräuber hatte sein nichtswürdiges Handwerk so frech und ungescheut getrieben, daß man ihn ungestraft am königlichen Hofe duldete. Diesem Unwesen steuerte Johann allerdings, aber die politischen Gährungen konnte er nicht dämpfen. Als Günstling Königs Franz I. von Frankreich, von diesem auch für die Reise reichlich unterstützt und beschenkt, konnte Johann nur auf die in Schottland rechnen, welche England haßten, und sich an ihn, den Fremdling, anschließen wollten. Des Landes gänzlich unkundig, mußte er sich auf seine Anhänger verlassen und steigerte dadurch den Groll der Gegner, die um so verwegener wurden, je hartnäckiger Heinrich VIII. von England die Vormundschaft über seinen Neffen und dessen Land verlangte. Die Verwirrung wurde in Kurzem so groß, daß man sich am 3. Jul. 1515 beim heiligen Vater beschwerte [7]). Derjenige, welchem Johann in diesem Zustande sein ganzes Vertrauen schenkte, war der bei der Bischofswahl von S. Andrews schwerbeleidigte John Hepburn, ein Erzfeind des Lord Hume. Johann ließ ihn durch ganz Schottland mit dem Auftrage reisen, des Volkes Gebrechen zu erspähen und denselben abzuhelfen. Dadurch erhielt Hepburn Gelegenheit, den Regenten auf die Streitigkeiten im Einzelnen und auf die Feindschaften und Parteiungen im Ganzen, wie auf deren Häupter aufmerksam zu machen; dabei wußte er ihn gegen Hume so einzunehmen, daß jener diesem alle Rechtfertigung verschloß. Endlich malte er ihm die Factionen unter den edlen Familien so mächtig und gefährlich aus, daß zur Unterdrückung derselben von französischer Hilfe gesprochen wurde [8]). Die gefährlichsten von ihnen waren Margarethen's Gemahl, Lord Hume und Erzbischof Forman. Hume merkte bald, was vorging, und fing an sich mit der Königin

3) Vergl. Buchanan S. 469. Nach Larrey (II, 118) waren es Mehre. 4) Nach Buchanan und Larrey sollte man glauben, daß die Königin Witwe schon im Verlaufe des Frühlings 1513 sich wieder verheirathet hätte; richtiger aber scheint uns Mortimer's (II, 169) genealogische Nachricht zu sein. 5) Buchanan S. 469 fg. Mortimer II, 216. Ellis a. a. O. I, 240. Nach diesem (S. 99) regte sich Herzog Johann im Einverständnisse mit dem Könige Franz I. schon einige Monate nach der Schlacht bei Flowdon.
6) s. Rymer VI. P. I, 102 u. 104. 7) s. ebendas. S. 104, vergl. mit Ellis I, 93. 8) Vgl. Buchanan S. 473 fg.

Mutter und deren Gemahle auszusöhnen und sich mit ihnen heimlich zu berathen, wie der junge König aus den Händen des Fremdlings gerissen werden könnte, da dieser, leicht an seines Vaters Beispiel erinnert, das Reich an sich zu reißen vermöchte. Sie zogen den Lord Dacre an der englischen Grenze in ihr Geheimniß [9], brachten aber die Verschwörung nicht zur Reife, weil der heftige und schnell handelnde Regent davon benachrichtigt, mit vorhandenen Mitteln seinen Gegnern zuvorkam, dem jungen Könige öffentlich schwor, und Margarethen mit der Douglas'schen Familie vom Hofe entfernte. Hume floh mit seinem Bruder nach England; ihm folgten Margarethe und der Graf Archibald, vom Lord Dacre aufgefodert, im Herbste 1515 bald nach [10]). Johann, erschrocken, sandte eine doppelte Botschaft nach, eine an Heinrich's Hof mit Berichten, daß er nicht wisse, warum die Grafen und Lords sammt Margarethen geflohen wären, während die andere die Flüchtlinge aufsuchte, und sie durch Versprechungen zur Rückkehr überredete. Nur Margarethe blieb in England, hielt dort ihre Entbindung aus und ging nach London, wo sie am 3. Mai 1516 von der königl. Familie freundlich empfangen wurde [11]). Dieser Schritt der Königin Mutter vereitelte Johann's Absichten, die er mit Zurückrufung der Flüchtlinge verknüpft hatte. Sie bewirkte, daß Heinrich am 1. Jun. eine Sendung an's schottische Parlament erließ, mit der Erklärung, daß nicht eher Friede zwischen beiden Reichen eintreten und Sicherheit des jungen Königs anerkannt werden könne, bis der Herzog von Albany, als gefährlicher und verdächtiger Mann, den jedes Gesetz von der Reichsverwesung ausschließe, aus dem Lande gebannt, dagegen die Vormundschaft und sein Neffe ihm, dem nächsten Blutsverwandten, übergeben worden wäre, wozu das Parlament pflichtmäßig Vorschläge thun sollte. Darauf antwortete das Parlament am 4. Jul.: Bald nach ihres jungen Königs-Krönung sei Herzog Johann zum Regenten gewählt und vom Parlament ohne Widerrede anerkannt worden; darauf sei die Einladung erfolgt, gesetzlich die Wahl also und keinesweges verdächtig, sowie das Parlament diesem Regenten nur das beste Zeugniß geben könne, und was die Sicherheit des jungen Königs betreffe, so sei dafür in Mitte der ihm ergebenen Grafen und Lords schon hinlänglich gesorgt, wie es seine Mutter wisse [12]). Hierauf verhandelten der Herzog von Albany und Cardinal Wolsey am 24. Jul. zu Coldingham einen Waffenstillstand, der bis zum 30. Nov. dauern sollte, aber später bis Johannis 1517 verlängert wurde. Man kam ferner überein, für den jungen König das bewegliche Vermögen und die Schätze seiner Mutter, ihr hingegen den Genuß ihres Witthums zu sichern, ihr und ihrem Manne den Aufenthalt in England auf die Dauer des Stillstandes zu gestatten, den jungen König in den Händen seiner Räthe und Reichsstände zu lassen und wegen Schottlands Aufnahme in den londoner Frieden zwischen Heinrich VIII. und Franz I. nächstens Berathungen anzustellen [13]). Inzwischen waren Einige von den nach Schottland zurückgerufenen Großen verbannt und Hume geächtet worden. Darauf trieb er Räubereien in solchem Umfange, daß Johann 10,000 Mann Truppen gegen ihn aussandte; ehe es aber zu Gefechten kam, unterwarf er sich auf Anrathen seiner Freunde dem Regenten, der ihn zu Edinburgh einkerkern ließ. Hume aber wußte seinen Wächter Jacob Hamilton (Grafen von Arran), der zugleich sein Schwager war, zur Flucht und Verschwörung zu bereden, meinend, daß Hamilton, durch seine Mutter Neffe Jacob's III., nicht nur ebenso nahe, sondern auch noch gewissere Ansprüche auf die Regentschaft habe, als Johann, weil dieser von einem verbannten Königsbruder abstammend, der Heimath so fremd geworden sei, daß man nicht einmal die Landessprache mit ihm reden könne. Wächter und Staatsgefangener entwichen, jener auf seine Burg, dieser ins Freie an die Grenzen, und verheerte von da aus schottische Gebiete, ja zerstörte einen großen Theil Dunbars. Im Frühjahre 1517 traten zu der Partei noch John Stuart, ein Verwandter Hamilton's, und noch eine bedeutende Menge seiner Vasallen und Freunde. In Glasgow setzte man sich fest, um dem heranziehenden Regenten die Spitze zu bieten. Dieser umzingelt die Burg und Stadt, erobert sie und die Verschworenen ergeben sich. Auf Fürbitten Forman's werden die drei Häupter begnadigt, wenn auch Hume mit großer Mühe; die Ruhe ist zwar hergestellt, aber der Verdacht gegen Hume nicht getilgt, vielmehr in kurzer Zeit vermehrt, sodaß ihn Johann vor das Parlament laden ließ. Wider die Warnungen seiner Freunde erschien er mit seinem Bruder William, und da ihm seit der jüngsten Versöhnung kein neues Verbrechen Schuld gegeben werden konnte, so klagte man ihn des Königsmordes an. Die heftig bestrittenen Beweise waren indessen nicht genügend; da wußte sein Erzfeind John Hepburn ihm und seinem Bruder Pflichtvergessenheiten in der flowdoner Schlacht, neue und alte Frevel nachdrücklich vorzuwerfen, daß das Gericht Beide, des Todes schuldig, im October hinrichten ließ. Die drei noch lebenden Brüder Hume's erreichte nun auch Hepburn's Rache; zwei wurden verbannt, und der dritte kam in gelegten Schlingen um [14]). Als die mächtigste aller schottischen Familien vernichtet war, wagten ihre Freunde eine Zeit lang keine öffentlichen Störungen anzufangen. Da erwirkte sich Johann zu Ende des Jahres 1516 die Erlaubniß, wie es scheint, auf unbestimmte Zeit zu einem Besuche in Frankreich, während vier Grafen und zwei Erzbischöfe die Zügel der Regierung übernahmen. Unter diesen befand sich auch Archibald Douglas, der seit dem Junius 1517 mit Margarethen wieder zusammenlebte. Trotz aller Vorsicht, welche der im Frühlinge 1517 abreisende Regent zur Ruhe und Sicherheit des Reiches getroffen, begannen doch gleich nach seiner Entfernung die Zänkereien, Räubereien und Befehdungen der

9) s. Mortimer II, 218 und Hume IV, 7. 10) s. Buchanan S. 475 und Ellis I, 127. 11) Vgl. Ellis I, 127 und Mortimer II, 218. 12) Vergl. Rymer a. a. O. I, 118 fg. Buchanan kennt diese Verhandlungen nicht.

13) s. Rymer a. a. O. I, 125 u. 128 fg. 14) s. Buchanan S. 476 fg. Mortimer II, 220.

Großen, unter denen sich abermals zwei Häupter mit Anhange bildeten, Douglas und Hamilton. Als diese sich genugsam gerieben, ja bekriegt hatten, wurde auf den 29. April 1520 eine Parlamentsversammlung zu Edinburgh ausgeschrieben. Man machte zwar Einwendung, daß unter des Grafen Archibald Vorstande keine Sicherheit in dieser Stadt sei, und obschon er sein Amt ohne Verzug niederlegte, so konnte doch bei der Zusammenkunft keine Eintracht bewerkstelligt werden. Die Gegner versammelten sich bei dem Kanzler und beriethen sich über die Verhaftung des Grafen, bevor er durch seine Freunde Verstärkung sammeln konnte. Archibald berief 80 seiner geübtesten Begleiter zu sich, besetzte den größten Platz der verschlossenen Stadt, und wollte seine Gegner einzeln auffangen. Es kam zum Gemetzel, Hamilton und sein Sohn entkamen durch die Flucht, Andere verkrochen sich in's Dominikanerkloster [15]). Darauf machte des Grafen Bruder bekannt, daß Niemand, außer seinen Freunden und Vasallen öffentlich mit Waffen erscheinen sollte, sowie man auch den Gegnern auf ihr Bitten Abzug gestattete. Gegen 800 Mann schieden zu Pferde aus der Stadt. Dieser Aufruhr ereignete sich am 30. April 1520 und hatte 72 Personen das Leben gekostet [16]). Die Versuche, welche Hamilton's Partei nun zur Rache anstellte, konnten um so weniger gelingen, als Archibald Douglas die verscheuchten Anhänger Hume's an sich lockte, und im J. 1521 die Köpfe der enthaupteten Gebrüder Hume von dem Orte, wo sie aufgesteckt worden waren, wieder herabnehmen ließ; er war aber doch nicht mächtig genug, um dem am 30. Oct. 1521 zurückgekehrten Herzog Johann von Albany mit Nachdruck entgegenhandeln zu können. Johann brach seine Macht, verbannte ihn aus dem Lande und wandte dann seine Aufmerksamkeit auf das ihn von Neuem heftig anfeindende England.

Während Johann's Abwesenheit hatten die schottischen Reichsverweser fast kümmerlich und nur in kurzen Fristen den Waffenstillstand mit ihrem Nachbarstaate zu erhalten gesucht, und zu Ende Novembers 1520 fehlte wenig, so wäre der Krieg wieder ausgebrochen. Sei es, daß die Engländer Schwierigkeiten gemacht, oder daß die Schotten in heimischen Unruhen sowol als in fester Anhänglichkeit an Herzog Johann den Ablauf des Waffenstillstandes (am 30. Nov.) herbeikommen lassen mußten. Kurz am 22. desselben Monats erst wurde Lord Dacre zu Harbotell ersucht, sich bei seinem Monarchen Vollmacht zur Verlängerung des Stillstandes zu verschaffen. Dies war zu spät, doch ging der Lord auf Anerbietungen ein, und schloß auf Gerathewohl den Stillstand auf die Dauer eines Monates ab, um inzwischen Verhaltungsbefehle von seinem Hofe einzuholen. Fast gleichzeitig landete ein französischer Botschafter, der durch widrige Stürme aufgehalten worden war, zu Dunbar, mit Aufträgen von Franz I., das gute Vernehmen zwischen den beiden an einander grenzenden Staaten zu erhalten [17]). Die äußerst kurzen Fristen, in welchen dieser Ruhestand vom 1. Jan. 1521 an bis in's folgende Jahr hinein gestattet wurde, zeugen von dem vorhandenen Gährungsstoffe beider Regierungen. Heinrich VIII. hatte sich während Johann's langer Abwesenheit Einfluß in Schottland durch Archibald Douglas zu verschaffen gewußt und den Unfrieden desselben mit seiner Gemahlin Margarethe so zu deuten Anlaß bekommen, daß sie den Herzog Johann heirathen und sich vom Grafen scheiden lassen wolle. Heinrich beklagte sich darüber nicht nur bei Franz I., sondern auch am 3. Febr. 1522 bei dem schottischen Parlament. Johann habe, heißt es in der Urschrift, Zwiespalt zwischen Margarethen und ihrem Gemahle, ja sogar Absichten auf eine Ehescheidung verursacht, damit er Erstere heirathen könne, was sich weder mit den Pflichten eines Regenten, noch mit denen eines Vormünders des jungen Königs vertrage; also müsse er entfernt werden. Das Parlament aber antwortete am 11. Febr. mit so vielem Geiste und großer Bestimmtheit, daß Heinrich klar daraus die Schutznahme Johann's ersehen konnte [18]). Diese Entschlossenheit verrieth, was Cardinal Wolsey in einer Zusammenkunft mit Franz I. ausgespürt hatte, daß sich die Schotten mittels des Herzogs von Albany in einem Vertrage vom 28. Dec. 1521 zu Edinburgh mit Frankreich dahin verbunden hatten, sie sollten diesem im Falle eines Kriegs mit Heinrich 6000 Mann zu Hilfe schicken, und dieses solle jenen, wenn sie Heinrich allem Anscheine nach mit Krieg überziehen würde, mächtigen Beistand leisten. Um nun das Band desto fester zu knüpfen, wurde eine Vermählung des jungen Jacob mit einer Tochter Franzen's verabredet [19]). In der That, Johann und das Parlament hatten sich nicht getäuscht; denn zu Anfange Junius schloß Heinrich mit Kaiser Karl V., der eben in London angekommen war, ein Bündniß gegen Frankreich, in welchem auch von Eroberungsplanen der schottischen Krone für England die Rede war. Gewiß ist, beide Theile rüsteten sich rasch zum Kriege, schon am 30. Jul. 1522 bestellte Heinrich einen Generallieutenant gegen die Schotten, 14 Tage nachher wurden Aufrufe an die nördlichen Provinzen zur Bewaffnung ausgefertigt, und darin von sicherer Kunde gesprochen, daß Heinrich's alter Feind, die Schotten, auf Betrieb seines bekannten, grausamen Feindes, des Königs von Frankreich, zu Anfange Septembers, wenn nicht schon früher über England herfallen würde [20]). Gleichzeitig wurde im schottischen Parlament der Krieg beschlossen, und dem meist aus Unzufriedenen zusammengezogenen Heere bei schwerer Strafe die Widersetzlichkeit verboten. Aber als er an die Grenze gekommen, weigerte sich der meuterische Adel, das Nachbarland zu betreten, unter dem Vorwande, es sei äußerst unpolitisch, sich in einen unnöthigen Krieg zu verwickeln, da weder sie mit Heinrich, noch er mit ihnen Ursache dazu hätten. Darauf unterhandelte der Regent — wovon Rymer indessen nichts weiß — einen kurzen Waffenstillstand mit dem Lord Dacre, zog das Heer nach Edinburgh zurück und ent-

15) Vergl. Buchanan S. 479 fg. 16) Vergl. Buchanan S. 479 fg. 17) Vergl. Rymer a. a. O. I, 188 fg. 18) Vergl. Rymer a. a. O. I, 201 fg. 19) Vergl. Mortimer II, 229. Larrey II, 155 fg. und Duchesne S. 1006. Buchanan S. 504. 20) Vergl. Rymer a. a. O. I, 206.

ließ es in der Absicht, um schleunigst nach Frankreich zu segeln, und mit zurückgebrachten Hilfsvölkern den starrsinnigen Adel beugsamer zu machen. Am 25. Oct. 1522 segelte er ab, und zog dadurch größere Aufmerksamkeit der Engländer auf sich. Lord Dacre und Graf von Surrey wurden an den Grenzen befehligt, die Feindseligkeiten mit den Schotten fortzusetzen, oder mit ihnen, wenn sie darauf eingehen würden, zu verhandeln, während eine Flotte beauftragt wurde, an den französischen Küsten zu kreuzen und Johann's Rückkehr zu vereiteln. Dennoch gelang es 500 Franzosen, auf Fahrzeugen durchzuschlüpfen, um den Grenzkrieg, der bereits begonnen, nähren zu helfen. Surrey hatte Jedburgh, mehre Dörfer und Burgen verheert, während sich die Schotten an Northumberland rächten [21]. Inzwischen ließ der auflauernde Herzog Johann die Engländer, wie Buchanan bemerkt, durch ausgesprengte Gerüchte über seine Abreise täuschen, oder, wie Mortimer will, sie wurden durch heftige Stürme in die Dünen zurückgetrieben; kurz Johann fand einen günstigen Augenblick zum Absegeln und landete in der Mitte Septembers in Schottland. Sofort sammelte er das Parlament um sich, nach mehren Kämpfen siegte die Stimme des Krieges gegen England abermals, allein das Volk und ein nicht geringer Theil des Adels scheint dawider gesinnt gewesen zu sein. Dennoch zog das Heer aus, kam aber nur, wie Buchanan berichtet, bis Melrose, wo sich ein großer Theil zu widersetzen begann, ohne daß die Feindseligkeiten mit dem Grafen Surrey vermieden werden konnten. Allein Johann fand sein Ansehen so gefährlich untergraben, daß er allgemach auf keine Folgsamkeit zählen konnte. Demnach sprach er wieder von der Nothwendigkeit eines dreimonatlichen Urlaubes zur Reise nach Frankreich, bedingte sich die Unveränderlichkeit und Ruhe im Innern des Staates, gegen England den bisherigen Zustand und den Aufenthalt des jungen Königs zu Stirling während seiner Abwesenheit aus. Man versprach bei seiner Abreise im Mai 1524 pünktliche Beobachtung seiner Verfügungen, sobald er selbst Wort halten werde [22]. Aber schon im Juni fingen die Großen an zu wanken, Lord Dacre wirkte ein, die Zungen lösten sich ungescheut, Margarethe wünschte wieder zu regieren, ihr Bruder Heinrich schonte sie, um desto kräftiger gegen Frankreich zu wirken; der Adel und das Volk meinten, Jacob stehe im 13. Lebensjahre, es sei hohe Zeit, ihn der Vormundschaft zu entziehen und in die Staatsgeschäfte einzuweihen. Dies wünschte auch die Mutter, um den Sohn in seinen noch unmündigen Jahren zu leiten [23]. Also führte sie in Gesellschaft mehrer Großen den königl. Knaben zu Ende Julius von Stirling nach Edinburgh, wo ihm Treue geschworen wurde, nachdem ihm die Zügel der Regierung in die Hände gegeben worden waren. Der Knabe setzte Beamte ab und in wenigen Tagen wieder ein. Am 20. Aug. wurde auf dem Stadthause des Herzogs von Albany Absetzung beschlossen, und die Widersetzlichkeit zweier Bischöfe dagegen mit der Verhaftung bestraft. Hierauf ließ Margarethe im Namen ihres Sohnes mit dem Grafen von Surrey und Lord Dacre einen dreimonatlichen Waffenstillstand verhandeln, der am 4. Sept. abgeschlossen, dem Herzoge von Albany, bei Androhung des Bruches, die Rückkehr nach Schottland verbot, und die Schotten in einem Beivertrage vom 5. desselben Monates verpflichtete, an König Heinrich eine Botschaft zur Verlängerung dieses Stillstandes zu richten [24]. Dies geschah am 18. Nov., als die Bevollmächtigten zugleich eine Verlöbniß Jacob's mit Marien, der einzigen Tochter Heinrich's VIII., abzuhandeln befehligt wurden; dieser Prinzessin Verlöbniß mit Kaiser Karl V. war aber noch nicht aufgelös't worden. Daher finden sich auch nur Verlängerungen des bestehenden Stillstandes von Vierteljahr zu Vierteljahr, und dann erst, als England mit Frankreich (30. August 1525) eine friedliche Übereinkunft getroffen und dadurch ausdrücklich dem Herzoge von Albany, so lange Jacob noch minderjährig sein würde, die Rückkehr nach Schottland abgeschnitten hatte, gelang es den Schotten am 15. Jan. 1526 zu Berwick, einen dreijährigen Frieden, auf den Grund des Vertrages von 1464, mit England abzuschließen und darin der Königin Margarethe den Genuß ihres Witthumes zu sichern, nicht aber, wie Mortimer behauptet, das vorhin erwähnte Ehebündniß zu bewerkstelligen, da es sonst den französischen Vertrag verletzt haben würde [25].

Seit der Absetzung Johann's von Albany hatte sich in Schottland Alles verändert. Durch den Einfluß Heinrich's VIII. kam Graf Archibald Douglas von Angus nach England zurück, und da er sich mit Margarethen, auf deren Seite Hamilton stand, nicht versöhnen konnte, vielmehr scheiden lassen mußte, so trat er ihrer Partei schnell, doch siegend, gegenüber, nachdem er den Grafen Cambell, John Stuart und den sehr klugen Kanzler Jacob Beaton gewonnen hatte. Sie besetzten alle Ämter. Vorgefaßte Meinung des Volkes, Anhang des Adels, betäubende Überlegenheit des Genies und Scharfblick in Beurtheilung der Menschen und Zustände mochten diese plötzliche Revolution hervorgerufen haben. Acht, nach Robertson, und drei Männer, nach Buchanan, bildeten die Hüter des Königs und des Reiches in solcher Anordnung, daß jeder vier Monate lang um des Königs Person sein sollte. Archibald war der erste, den dies Loos traf, der aber diesen Umstand so geschickt benutzte, daß er den jungen Monarchen in seiner Gewalt behielt, und in dessen Namen, ohne den Titel eines Regenten unbeschränkter, als je einer der frühern Vormünder, herrschte. Zuerst suchte er den unmündigen König auf lüsterne und schlüpfrige Zerstreuungen hinzuweisen, ihn mit seinen Vertrauten und Spionen zu umgeben; das Volk gewann er durch

21) Vergl. Ellis I, 214 fg. Mortimer II, 231. 22) Vergl. Mortimer II, 234. Buchanan S. 487 und Ellis I, 240 fg. Die letzten Feindseligkeiten am Tweed zwischen Johann und Surrey werden bei Ellis (I, 225 fg.) umständlich erzählt. 23) Ein wichtiger Brief hierüber bei Ellis I, 246 fg. Andere Nachrichten bei Ellis sagen auch, Margarethe habe den frühzeitigen Tod ihres zweiten Sohnes, des Herzogs von Roß, den Ränken Johann's von Albany Schuld gegeben.

24) Vergl. Buchanan S. 487 fg. und Rymer a. a. O. II, 10, 11. 25) Rymer a. a. O. II, 13, 31 fg., 47 fg.

Errichtung des College of Justice, dessen Mitglieder Lords of Council and Session hießen. Dieser Verein von Richtern hatte nicht nur diejenige Gerichtsbarkeit inne, welche sonst der Session und dem täglichen Rathe zugewiesen worden war, sondern noch überdies neue Rechte und Gewalt erhalten. Sie erhielten wichtige Privilegien, um die Gerichtsbarkeiten des Adels zu überragen; ihre gerichtlichen Verhandlungen und Verfahren wurden in gewisse Formeln eingekleidet, sie sollen mehr Kenntnisse der Gesetze besessen, in den Untersuchungen ordentlicher verfahren sein, als die frühern Richter, und ihre Entscheidungen waren durch gewisse beständige Regeln der Willkür entzogen [26]). Dieser Gerichtshof erwarb sich in dem ziemlich finstern Schottland bald Ehrfurcht und Zutrauen, das Volk überließ ihm gern seine Angelegenheiten, und befestigte nachmals die Zuneigung des Volkes zum Könige. Nicht so siegend und einflußreich konnte Archibald auf den Hof und die Parteiung des Adels wirken. Mit Gewalt war Jacob in des gefürchteten Grafen Hände gekommen, Margarethe und Hamilton hielten aber die Bedienung des Königs durch Bestechungen in ihrer Abhängigkeit. Dem lebhaften und kräftigen Jünglinge wurde der Zwang lästig; kaum waren seine Klagen darüber verlautet, so suchte man ihn gewaltsam zu befreien. Der Versuch am 26. Jul. 1526 mißlang, John Stuart büßte dabei mit dem Leben; ein zweiter, wie es scheint, bald darauf unternommener Versuch scheiterte ebenfalls, und gab dem Sieger überdies den Vortheil an die Hand, die Cabale als ein Staatsverbrechen zu untersuchen. Aus Furcht vor der Strafe unterwarfen sich Viele; die aber hartnäckig blieben, wurden vor Gericht gefodert. Ein Graf Gilbert antwortete darauf, er habe nicht gegen, sondern für den König die Waffen ergriffen, wie er es durch Briefe von Jacob beweisen könne. Dies verursachte neue Untersuchungen und wiederholtes Familienunglück, was die Flucht Mehrer nach sich zog; auch Margarethe verkroch sich in eine verborgene Einsamkeit. Dennoch wurden die Ränke und Verschwörungen fortgesetzt, zumal da mit angehendem Frühlinge 1527 Archibald Douglas durch Bekämpfung der Straßenräuber Beschäftigung erhielt. Bis in den Sommer hinein waren mit Margarethen's Thätigkeit die Vorbereitungen zu des Grafen Sturze so heimlich und sicher getroffen worden, daß Jacob seinen Beobachter überlistend zu Falkland entschlüpfte und in die Residenz seiner Mutter, Stirling, den einzigen von Douglas unbesetzten haltbaren Platz, floh. Der Adel sammelte sich sogleich um ihn in ziemlicher Anzahl, die Absetzung des Grafen, seines Bruders Georg und seines Oheims Archibald Douglas wurde beschlossen und ihnen bei Todesstrafe der Hof verboten. Das für den September ausgeschriebene Parlament wollte der verzweiflungsvolle Graf mit Waffengewalt verhindern, was die Zurüstungen seiner Gegner zeitig vereitelten. Da zog sich Graf Angus auf seine Burg Temtallone zurück, und das Parlament ächtete, nachdem der König eidlich versichert hatte, er sei in den Händen der Douglas'schen Familie seines Lebens nicht sicher gewesen, ihn, seinen Bruder und Oheim, als Majestätsverbrecher mit der Drohung, jeden, der sie in Schutz nehme, mit derselben Strafe zu belegen [27]). Der Graf that nun von seiner Burg aus verheerende Streifzüge bis vor Edinburgh's Thore. Der König trat ihm mit Eintritte des Winters gerüstet entgegen, belagerte die Burg, mußte aber unverrichteter Dinge wieder abziehen, und der nachziehende Söldnerhaufe mit dem Geschütze wurde überdies noch geschlagen. Lange fand Jacob keinen tauglichen Führer eines frischen Belagerungsheeres, bis seine Wahl auf einen gewissen Cambell fiel; allein noch im October 1528 hielten sich nicht nur diese, sondern auch noch andere Burgen des Geächteten, als englische Botschafter die Verlängerung des Friedens mit Heinrich, unter der Bedingung der Versöhnung zwischen Jacob und der Familie Douglas, dem Könige antrugen; dieser Umstand indessen hielt die Verhandlungen auf, sodaß erst zu Berwick am 14. Oct. desselben Jahres Bevollmächtigte beider Könige sich in einem fünfjährigen Friedensschlusse unter bereits früher angenommenen Bedingungen vereinen konnten, in welchem zwar die gegenseitige Auf- und Schutznahme der Rebellen beider Reiche und Majestätsverbrecher ausdrücklich verworfen wurde, der Familie Douglas aber, welche sich an Heinrich gewendet und um Vermittelung bei Jacob gebeten hatte, sollte, nach gemachten mislungenen Versuchen und in der Ungewißheit künftiger Begnadigung, kraft eines Beivertrages vom 12. desselben Monates, gestattet werden, in England Schutz zu finden. Was die Burg Temtallone und andere ihnen zuständige Plätze betraf, mußten sie selbige an Jacob zurückgeben und Heinrich verbürgte sich, die Schäden zu ersetzen, welche die Douglas durch Überfälle ihres Vaterlandes anrichten würden [28]).

So erhielt Jacob die Besitzungen der seit Jahren gefährlich gewordenen adeligen Familie; sie selbst nahm ihre Zuflucht in England, und Drummond, ein wichtiger Anhänger derselben, fand Gnade bei Jacob. Seit Vertreibung dieses gefährlichen Grafengeschlechtes trat König Jacob, wenn gleich noch Jüngling, selbständig auf. Er war schön und wohlgebildet am Leibe, lebhaft, feurig und liebenswürdig am Geiste, doch nicht immer von fester Kraft, und wenn er dieselbe zeigte, beruhte sie mehr auf leidenschaftlicher Unbeugsamkeit, als auf ruhig überdachten Planen. Denn frühzeitig vernachlässigt, und an Umgang mit Weibern gewöhnt (er erzielte mehre uneheliche Kinder vor seiner Verheirathung) sollte er in wollüstiger Ergötzlichkeit und lockenden Zerstreuungen die Zeit vertändeln, um nicht klug, sondern von Andern gegängelt zu werden. Obschon später Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Abhärtung, vielleicht auch geregeltes Leben bei ihm eintraten, konnten doch die Tugenden, die er sich aneignete, die Fehler früher Angewohnheiten nicht übertreffen. Die schönen Anlagen des Geistes blieben zum Theil erdrückt, und er in

26) Vergl. Robertson S. 23 fg.

27) Vergl. Robertson S. 34 fg. Larrey II, 234 fg. Buchanan S. 489 fg. Hume IV, 139 fg. 28) f. Buchanan S. 497 fg. Rymer a. a. O. II, 109 fg., 120 fg., und Mortimer II, 246, der gewöhnlich guten Quellen folgt.

heftige Leidenschaften, in unversöhnlichen Haß, in ausschweifende Begierden, in Herrschsucht und Jähzorn versunken. Doch lobt man an ihm, daß er das System seiner Väter gegen den Adel standhafter und gründlicher, als diese, befolgt habe. Auch hatte er Ursache genug, sie zu hassen, da er ihre Willkür in seiner Minderjährigkeit gefühlt hatte. Aus demselben Grunde mochte er auch seine Mutter, als Frau Heinrich Stuart's, hart behandeln, sodaß sie sich bei ihrem Bruder, dem Könige von England, mehrmals beklagte. Er erhob den Grafen Jacob von Murray zum Reichsvicar, leitete in einem Parlament 1529 Untersuchungen gegen mehre Große ein, die gefährlicher Einverständnisse mit England beschuldigt wurden, ließ die Einen einsperren, die Andern verbannen. Von diesen wurden später, als Jacob einen glücklichen Heerzug gegen eine Räuberbande vollendet hatte, Mehre zurückberufen und gegen Leistung sicherer Bürgschaft in ihr Eigenthum wieder eingewiesen, Graf Bothwell aber 1532 wegen verdächtiger Umtriebe abermals eingesperrt [29]). Neue Heerzüge gegen Räuberbanden, gegen die unruhigen Inselbewohner, besonders gegen die Orkneys wechselten ab mit Bauten an Festungen und Schlössern im Innern des Reiches, wie an der englischen Grenze. Die Ruhe, die nun hergestellt, war von kurzer Dauer, schon im Frühjahre 1533 brachen die Engländer theils aus Übermuth, theils aus Eifersucht auf die Freundschaft Kaisers Karl V. mit Jacob, der zum Wahrzeichen derselben das goldene Vließ empfangen hatte, ihren Vertrag, und überzogen die Grenzgebiete Schottlands mit Krieg und Verwüstung; dagegen trat Jacob mächtig gerüstet auf, sodaß Heinrich einen gefährlichen Krieg vorhersah, den er anfänglich, vielleicht wegen Schwäche seines Gegners, nicht erwartet hatte. Darum wandte er sich, zu stolz, um selbst Frieden anzutragen, an Frankreich, damit dieses das freundliche Verhältniß herstellen sollte. Jacob kam der franzöf. Botschaft nicht nur mit Klagen über England, sondern auch über Frankreich, welches seine Gesandten ohne Antwort hinhalte, zuvor, scheint aber den Frieden mit England nicht abgewiesen zu haben, da schon im Jun. zu Newcastle am Tyne Verhandlungen eingeleitet und am 1. Oct. 1533 ein einjähriger Waffenstillstand abgeschlossen wurde [30]). Dieser hatte schon in den ersten Monaten des folgenden Jahres neue Unterhandlungen zur Folge, die am 11. und 12. Mai 1534 zu London mit einem lebenslänglichen Vereine beider Monarchen endeten. Schottland behielt sich darin die Erhaltung seiner alten Bündnisse mit Frankreich vor, wogegen Heinrichen gestattet wurde, die drei Glieder der Familie Douglas wie eigene Unterthanen in seinen Schutz und Dienst zu nehmen, während andere Verbrecher und Rebellen beider Reiche keinen Schutz bei ihnen finden sollten. Man beschloß in den Bund aufzunehmen Frankreich, Kaiser Karl V., König Ferdinand I., Dänemark, Geldern, Cleve, Holstein, Markbrandenburg, Sachsen, Pommern, Hessen, Baiern, die Hansestädte und Ungern. Margarethen wurde das königliche Witthum, wie früher, gesichert, und England verpflichtete sich, die eroberte Festung Edrington wieder abzutreten [31]). Heinrich war so erfreut über den Frieden, daß er dem Könige Jacob den Hosenbandorden durch Lord William Howard sandte. Ziemlich gleichzeitig sandte Jacob den David Beaton nach Frankreich, um sich Franzen's I. Freundschaft nicht nur zu erhalten, sondern sie auch durch einen Ehebund noch enger zu knüpfen; wenn aber keine Geneigtheit dazu sollte gefunden werden, hatte der Gesandte Befehl, den Kaiser Karl V. aufzusuchen und mit diesem einen Bund zu schließen. Für eine Verheirathung hatte schon Herzog Johann von Albany frühzeitig gesorgt und eine der ältesten Töchter Franzen's für den jungen König auswählen lassen; diese aber waren inzwischen gestorben, Franz durch sein Bündniß mit England für Schottland erkaltet, als Beaton um die dritte Königstochter, Magdalene, für seinen Herrn warb. Franz I. wendete allerhand Schwierigkeiten ein, unter Andern auch die Kränklichkeit seiner Tochter [32]). Da erschien mittlerweile ein kaiserlicher Botschafter bei Jacob mit verschiedenen Aufträgen, wie z. B. über die Ausrottung der Lutheraner. Dieser schlug dem Könige, um ihn von Frankreich zurückzuhalten, drei gleichnamige Verwandtinnen des Kaisers vor, nämlich die verwitwete Königin Marie von Ungern, Karls V. Schwester, Marie von Portugal, desselben Nichte, und Marie von England, welche letztere am meisten empfohlen wurde; allein Jacob wünschte von Karl's Nichten nur Christinen von Dänemark, sie war aber schon an Franz Sforza verlobt [33]). Darauf erließ Jacob um's Jahr 1535 eine neue Sendung nach Frankreich in Heirathsangelegenheiten. Dort bot man eine Verwandte des Königs, Marien von Bourbon, an, und erleichterte die Bedingungen; aber die Botschaft schloß, aus Furcht, die Prinzessin werde ihrem Könige misfallen, Nichts ab, sondern ertheilte Nachricht davon nach Schottland. Mittlerweile erschien ein englischer Bischof bei Jacob zu Stirling, wie erzählt wird, so unerwartet, daß er den König durch sein plötzliches Erscheinen überraschte, aber auch dadurch mancherlei Gerüchte erweckte. Das Gewisseste davon ist, daß er dem Könige Heinrich's Schrift gegen Luther überreichte [34]); Jacob hingegen soll sie mit den Worten: Ich will lieber das Buch zu Asche werden lassen, als mich durch dessen Bekanntschaft der Gefahr, in ewigen Flammen zu brennen, aussetzen, in's Feuer geworfen haben. Buchanan meint, Jacob habe sie seiner Geist-

29) s. Buchanan S. 499 fg. Robertson S. 87. In diese Zeit fällt auch die Erscheinung eines schottischen Sonderlings, der nach Buchanan 50, nach Rymer 106 Tage ohne Speise und Trank gelebt haben soll. Jacob stellte diesen Menschen auf die Probe. Er hieß John Scot. 30) s. Buchanan S. 502 fg. Rymer a. a. O. II, 189 und Larrey II, 324.

31) s. Rymer a. a. O. II, 210 fg. 32) s. Buchanan S. 503 fg. 33) Larrey (II, 324) irrt sich hier unzweifelhaft in der Zeit, da Buchanan's Angabe (S. 504) durch Umstände und Motive bestärkt, uns richtiger zu sein scheint, wenn er die Botschaft ins Jahr 1534 und nicht 1533 versetzt. Vergl. Robertson S. 50. 34) So will es l'art de verifier les dates II, 2, 90. Buchanan (S. 505 fg.) glaubt, es wären andere theologische Schriften Heinrich's gewesen.

lichkeit zur Durchsicht übergeben, die ihm Glück wünschte, seine Augen an der pestartigen Schrift nicht verletzt zu haben. Andere sagen, nicht ein Bischof, sondern Lord Howard sei nach Edinburgh gekommen und habe den König zu einer Unterredung mit Heinrich VIII. auf der Grenze bereden wollen, durch welche dessen Tochter mit Versicherung der englischen Thronfolge und andern großen Versprechungen mit Jacob verheirathet werden sollte. Aber doppelte Cabalen arbeiteten dem heirathslustigen Könige entgegen. Einmal war unter dem Adel eine Partei, die Hamiltonianer, die den König aus eigennützigen Absichten auf die schottische Thronfolge nicht verheirathen lassen wollten; zweitens hinderte der Klerus unter Einflusse des Papstes gerade dieses Bündniß aus Furcht vor einer Reformation in Schottland; also bot er ihm große Summen, wenn er die Unterredung, wozu er sehr geneigt, aufgäbe [35]). Ihm blieb demnach, der des ledigen Standes überdrüssig war, keine andere Wahl als zwischen einer österreichischen oder französischen Prinzessin übrig, und obwol Viele die erstere Verbindung für heilsamer, als die letztere hielten, erklärte sich Jacob doch für Frankreich. Er ging wider Willen seiner Mutter im Jul. 1536 zur Zeit englischer Unruhen zu Schiffe, ohne daß seine Begleitung wußte, wohin das Steuer gerichtet sei. Ein Sturmwind verschleuderte das Schiff, und man segelte, allerdings mit Absicht des Führers, um Schottland und die Inseln herum in die Nordsee, sodaß der König erst gegen die Mitte Septembers in Dieppe landete. Als er Marien von Bourbon, Tochter des Herzogs von Vendome, gesehen und nicht gefällig gefunden, reiste er zum Könige Franz nach Lyon, der ihn, ganz unerwartet, doch freundlich empfing und seine Tochter Magdalene, wider seinen Willen am 26. Nov. mit ihm verlobte. Beide Verlobte sollen schon früher heimlich einverstanden mit einander gewesen sein. Am 1. Jan. 1537 ward die Vermählung zu Blois vollzogen, und am 28. Mai kam das königl. Ehepaar erst in Schottland an. Magdalene starb aber schon am 7. Jul. desselben Jahres an hektischen Zufällen, zu Aller Bedauern, mit Ausnahme der Geistlichkeit, welche von ihr harten Tadel wegen ihrer Ausschweifungen befürchtete. Buchanan merkt dabei an, daß ihr Tod am schottischen Hofe zuerst die Trauer eingeführt habe [36]). Nun sandte Jacob den Cardinal Beaton und Robert Maxwell nach Frankreich, um sich die Hand der verwitweten Herzogin Marie von Longueville, ältesten Tochter des Herzogs Claudius von Guise, erbitten zu lassen. Kaum war die Verlobung erfolgt, so ließ auch Heinrich VIII. um ihre Hand werben. Franz I. kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit, da er seinem Bundesgenossen ungern abschlägliche Antwort gab; er beschleunigte demnach der Prinzessin Abreise, und bot jenem Marien von Bourbon an, welche Jacob früher ausgeschlagen hatte [37]). Daher kam Marie von Guise schon am 14. Jun. 1536 in Schottland an, und wurde gleich nachher zu S. Andrews mit Jacob vermählt. Bald war die Thronfolge gesichert, — die Königin gebar ihm 1539 einen Sohn und im folgenden Jahre abermals einen — und der König fing an, den Adel mehr und mehr zu verachten. Schon früher, wie bemerkt wurde, verrieth Jacob seinen Widerwillen gegen den Adel, und suchte sich mit der Geistlichkeit, deren Gewicht im Staate, wie ihre Ehrfurcht bei dem Volke gleich groß war, zu befreunden. Aus Nachlässigkeit der Päpste hatten die Könige allein das Recht erhalten, Bisthümer und Abteien zu vergeben, was für Jacob erwünscht war. Hierzu kam, daß der Klerus im Ganzen gebildeter war [38]), als der Adel, der nach Sir Ralph Sadler's Bemerkungen wenig Geist und geringe Kenntniß in den Welthändeln besaß, und nicht im Stande war, Etwas mit Einigkeit auszuführen, unter sich in Zwietracht und mit dem Klerus in Neid und Verachtung lebend. Dies war es, was den König kühn gegen den Adel machte. Die Großen verbannte er entweder, oder kerkerte sie ein, oder ließ sie enthaupten. Die Ämter der Barone an seinem Hofe, ein Vorrecht ihres Standes, vergab er an Geistliche, zog sie in seine Geheimnisse und vertraute ihnen die wichtigsten Staatsgeschäfte an. Seine Auswahl war in seinem Sinne gut, wie das Beispiel des Erzfeindes der Reformation, des Cardinals Beaton bezeugt. Die Geistlichen dienten ihm getreu und glücklich, waren aber auch Ursache, daß die Reformation, die sich seit 1530 in Schottland einnistete, mit scharfer Strenge, wie früher die Wicleffiten, verfolgt wurde. Buchanan berichtet uns von zwei solchen Untersuchungen, deren eine um's Jahr 1534 fiel, welche Verbannung und Verbrennung der entdeckten Lutheraner nach sich zog, die zweite um's Jahr 1539 mit gleichen Folgen [39]).

Diese Vorliebe zum Klerus jedoch half Jacob's frühzeitigen Untergang bereiten. König Heinrich VIII. durch seine Kirchenverbesserungen dem Papste zuwider geworden, hatte nicht nur von Paul III., sondern auch vom Kaiser Karl V. zu befürchten, daß sie Schottland gegen ihn zu einem feindseligen Bündnisse verführen würden, sowie er wieder auf Jacob's Verhältniß zu Franz I. eifersüchtig war, seitdem sich Karl V. und Franz I. gesehen hatten. Und von Beiden hinterbrachte man ihm die Nachricht, daß sie Jacob in ihren Bund ziehen wollten. Die Verbreitung von Flugschriften gegen ihn in Schottland gab Anlaß zu einer Sendung an den Hof Jacob's. In den Klagen hierüber war der Botschafter glücklicher, als im Ausspähen politischen Treibens gegen seinen König. Ferner ließ Heinrich seinen Neffen fragen, warum er den Titel eines Vertheidigers des Glaubens führe, da er ihm doch allein zustehe; hingegen kam die Thronfolge Englands

35) Larrey II, 337 fg. Der Papst schickte ihm einen geweiheten Degen. 36) s. Buchanan S. 508. 37) s. Hume IV, 225 fg. Larrey (II, 372) und Duchesne (S. 1038) verwechseln diesen Umstand mit Marien von Bourbon.

38) Dies bezieht sich auf die höhere Geistlichkeit; die niedere war so dumm, daß sie glaubte, Luther habe das Neue Testament geschrieben. 39) Larrey (II, 325) behauptet, der Papst sei über Jacob's Strenge gegen die Lutheraner so erfreut gewesen, daß er ihm eine Theilung Englands mit sich anbot, wenn er es ihm erobern helfen wollte.

zu Gunsten Jacob's wieder in Anregung, um diesen vom Papste, dem Kaiser und Frankreich abzulenken. Und damit Jacob auch zur Kirchenverbesserung geneigt werden sollte, wußte Sir Ralph Sadler, der Botschafter, ihn dadurch zu verlocken, daß er auf den Reiz der fetten Kirchengüter hinwies: was Alles in einer Unterredung mit Heinrich weiter berathen und beschlossen werden sollte [40]). Diesen mehr als ein Jahr dauernden Verhandlungen aber arbeitete die schottische Geistlichkeit sehr geschickt entgegen. Sie bot ihrem Könige, als Ersatz der angebotenen englischen Summen, ein jährliches Geschenk von 50,000, nach Mortimer 30,000 Kronen an, versprach ihm die Unkosten eines Krieges, welchen England durch eine ablehnende Antwort anfangen würde, decken zu helfen, und schmeichelte ihm endlich mit Einziehung der Güter von Solchen, die als Ketzer überwiesen und verdammt werden könnten, wenn er die Unterredung mit Heinrich, von der sie ihren Untergang befürchteten, ablehnen wollte. Hierdurch verblendet, schlug Jacob die Zusammenkunft, deretwegen Heinrich schon in York angekommen war, wirklich aus. Dies erklärte der stolze Engländer für Kriegserklärung und reiste voller Empfindlichkeit im September nach London zurück. Auf Rache denkend, hielt er für nothwendig, seinen Frieden mit Frankreich zu erneuern und den Schotten dadurch Hilfe abzuschneiden. Franz I. erforschte bald die Absicht, und ohne Schottland, das er im Nothfalle nicht verlassen haben würde, zu erwähnen, erschwerte er ihm die Fortsetzung des Bündnisses, sodaß man auch hier dem Bruche nahe kam [41]). Nun sann Heinrich, auf die Nachricht, daß Kaiser Karl seine Flotte vor Algier verloren hätte, auf neue Wege, Schottland zur Verzichtung auf des Papstes Macht zu zwingen. Er suchte die alten Ansprüche der englischen Krone auf die Oberherrlichkeit über Schottland hervor, mischte sie mit Vorwürfen und brachte dies Alles in ein pomphaftes Manifest, das aber nicht eher, bis ein Heer zum Kampfe bereit war, verbreitet wurde. Jacob, davon unterrichtet, wurde gereizt, und der französische Botschafter machte Anerbietungen von Geld und Mannschaft. Am 21. Oct. 1542 brach der Herzog von Norfolk mit ungefähr 30,000 Mann von Newcastle her an die Ufer des Tweed verheerend hervor, ohne die Vorstellungen eines schottischen Herolds zu achten. Der Graf von Huntley (Georg Gordon) trat ihm mit 10,000 Mann entgegen, konnte aber gegen die überlegene Macht Nichts ausrichten. Eine andere Heerabtheilung von 15,000 Mann und Artillerie übertrug Jacob dem Lord Maxwell, um auf einer andern Seite in England einzudringen. Er selbst war dabei, sah nun zu seinem Schrecken, daß der im Heere dienende Adel sich weigerte, über die Grenze zu gehen. Er schalt und schimpfte, konnte nicht besänftigt werden; doch mag unwahrscheinlich sein, daß er die Truppen zurückgezogen und sie aufgelöst, dann abermals bei drohender Gefahr durch seine Minister sie wieder zusammengezogen und den Oberbefehl seinem eben emporgestiegenen Günstlinge Olivier Sinclair übertragen habe. Richtiger dürfte sein, daß er auf Maxwell so gut wie auf Huntley einen unversöhnlichen Haß geworfen und diesen Sinclair über sie gesetzt habe, da man ihn selbst nicht bewegen konnte, den Heerbefehl zu übernehmen. Schwermüthig, mürrisch, äußerst mißtrauisch und fast leutescheu zog sich der leidenschaftliche Monarch zurück, während dem gleichfalls gereizten Heere in der Nähe eines 500 Mann starken fliegenden Corps Engländer der Befehl über die Veränderung der Anführer vorgelesen wurde. Dies ergriff die ganze Masse mit solchem Unwillen, daß alle Ordnung aufgelöst ward. Die kleine Schar Engländer unter Sir Thomas Warton bemerkte die plötzlich eingetretene Verwirrung ihrer Gegner, stürzte am 24. Nov. in voller Hast über sie her, die, in Meinung, es sei das ganze Heer des Herzogs von Norfolk, im Nu zerstoben, theils in die nahen Sümpfe gejagt, theils gefangen wurden, darunter Sinclair mit 200 Edelleuten, Gepäck und die Artillerie [42]). Dieser Unfall begab sich bei Solway unweit Carlisle. Jacob befand sich eben zu Caerlevaroc, als ihm diese schimpfliche Nachricht überbracht wurde. Sie ergriff sogleich alle seine Sinne; tiefe Schwermuth und Verzweiflung fingen an, den feurigen Körper zu verzehren. Er konnte den Schimpf, durch einen vorangegangenen Verlust zur See erhöht, weder ertragen, noch rächen, selbst die Geburt einer Tochter, der nachmals so bekannten als unglücklichen Königin Marie, konnte ihn nicht wieder aufrichten, sodaß Zeitgenossen an beigebrachtes Gift glaubten. Indessen bleibt doch immer die überwiegende Meinung, daß ihm unbeschreibliche Schwermuth binnen wenigen Wochen nach jener schmachvollen Niederlage, am 13. (? 14.) Dec. 1542 das Leben raubte. Die beiden Söhne waren ihm an einem Tage im Tode schon vorangegangen; und die einzige Tochter zählte fünf Tage, als Jacob starb. Sein Tod, sagt Drummond, ist ein Beweis, daß sein Geist über das Mittelmäßige zu einer gewissen Höhe emporgetrieben worden war; denn sterben konnte er, aber sein Unglück konnte er nicht verdauen. Der Adel war im Ganzen froh, daß ihr König dahingeschieden war. Von seiner Tochter, Marie, Nachfolgerin auf dem schottischen Throne, stammte sein gleichnamiger Enkel ab,

Jacob VI., am 19. Jun. 1566 geboren. Sein Vater, König von Schottland und Marien's Gemahl,

40) Ralph Sadler hat hierüber Briefe hinterlassen. Larrey II, 428 fg. Mortimer II, 276. Buchanan S. 510. Um diese Zeit starb auch Jacob's Mutter, Margarethe, welche, nach der Scheidung vom Grafen Archibald Douglas mit Heinrich Stuart vermählt gewesen war. 41) s. Mortimer II, 278. Robertson S. 39.

42) s. Mortimer II, 278. Larrey II, 472 fg. Hume IV, 254 fg. Buchanan S. 512 fg. Robertson S. 39 fg. Scott (II, 205 fg.) weicht insofern von diesen Allen ab, als er behauptet, der Heerbefehl sei dem Lord Maxwell, einem Verhaßten des Adels, übertragen, aber der die Verfügung vorlesende Sinclair sei von der Menge falsch verstanden worden, als habe er seine eigene Ernennung zum Befehlshaber vorgelesen.

war Heinrich Darnley, und hatte mit ihr eine und dieselbe Großmutter[43]). In Folge einer Uneinigkeit zwischen ihm und seiner Gemahlin wohnte Heinrich der Taufe seines Sohnes, welche nach katholischem Gebrauche verrichtet wurde, nicht bei, und fand, nachdem Marie sich an des ermordeten Rizio Stelle einen neuen Liebhaber in dem Grafen von Bothwell erkoren hatte, durch eine hiermit zusammenhängende Verschwörung am 10. Febr. 1567 seinen Tod. Drei Monate nachher vermählte sich Jacob's Mutter mit diesem ausschweifenden Manne. Jacob aber ward bald nach seiner Geburt der Sorge des Grafen Marr anvertraut, am 29. Jul. des genannten Jahres zum Könige erkoren, und bewohnte während dieser und späterer Vorfälle das Schloß zu Stirling. Marr's Bruder, Alexander Erskine, hatte die Oberaufsicht der Erziehung, welcher außer dem Protestanten Georg Buchanan noch drei andere wissenschaftlich gebildete Männer vorstanden. Sie brachten dem königlichen Knaben, nach damaliger Hoffitte in Europa, die gelehrte Bildung bei, mit welcher er später als König glänzte. Jacob verrieth bei seinen natürlichen Anlagen zeitig große Lernbegierde, und brachte es bald zu solchen Fortschritten, daß er sich sehr günstige Urtheile erwarb, ungeachtet seine ganze Jugendzeit stürmisch und äußerst zerstreuend war[44]). Indessen scheint aus Allem so viel hervorzugehen, daß bis zur Regentschaft Morton's Jacob von seinen Vormündern, den Grafen von Murray und Lenox, sorgfältig gehütet worden sei; da aber jener des jungen Königs Erzieher vernachlässigte, sie verachtete, ja beleidigte und reizte, so vereinte sich ihre Rachsucht schnell mit dem gekränkten Ehrgeize anderer Männer, welche dem jungen Könige, eilf Jahre alt, gegen Morton Argwohn einflößten, wie ihn sich die frühern Vormünder junger schottischer Könige in der That hatten zu Schulden kommen lassen. Genug es bildete sich im J. 1577 eine Partei gegen Morton, an deren Spitze die beiden mächtigen Grafen Argyle und Athole standen. Im Palaste Jacob's selbst kam die Verschwörung zu Stande, worauf deren Theilnehmer den Regenten bei jenem verklagten und auf eine allgemeine Versammlung des Adels antrugen, durch welche den Beschwerden des Volkes abgeholfen werden sollte. Jacob willigte ein und am 4. März 1578 wurde die Versammlung gehalten, welche Morton absetzte und auf seine Güter verwies. Acht Tage nachher gab man dem königlichen Knaben die Zügel der Regierung unter dem Beistande eines aus zwölf Adeligen zusammengesetzten geheimen Rathes in die Hände. Hierauf würde das feste Schloß zu Edinburgh, von Morton's Leuten noch besetzt, mit Gewalt genommen. Morton aber war, wie seine beiden Vorgänger seit Marien's Thronentsagung, Murray und Lenox, dem Protestantismus sehr zugethan; die jetzige Regierung hingegen, sehr katholisch gesinnt, erregte schnell Unzufriedenheit, welche Morton mit Hilfe der Familie Erskine benutzte und sich am 26. April 1579 nicht nur seine vorigen Würden, sondern auch den Besitz des Königs und Stirlings wieder verschaffte[45]). Das Parlament erkannte am 25. Jul., trotz heftiger Widersprüche, seine Macht wieder an, reizte aber dadurch Morton's Gegner zu einem Kriege, welcher den jungen König von der wirklich gefühlten Sklaverei befreien sollte. Die Königin Elisabeth von England, die sich schon oft in die schottischen Angelegenheiten gemischt hatte, trat auch jetzt in's Mittel und brachte zwischen beiden Parteien eine Versöhnung zu Stande, an welche zugleich das erneuerte Bündniß zwischen Schottland und England angereiht wurde. Nun aber geschah, daß sich ein Franzose, Aimé Stuart, von seinem Gute Herr von Aubigny genannt, in Jacob's Gunst einschlich, und zum Lord, Grafen und endlich zum Herzoge von Lenox und Lord Großkämmerer erhoben wurde; daß ferner sich gleichzeitig ein Capitain, Jacob Stuart, zweiter Sohn des Lords Ochiltree, in des Monarchen Gnaden setzte, und daß beide Günstlinge, eine Reise des Königs benutzend, Morton's Gewalt zu stürzen suchten, indem er von Stuart der Theilnahme an Darnley's Ermordung, und da dies unerweislich, des Hochverrathes angeklagt wurde. Englische, französische und niederländische Fürbitte konnte ihn von dem Todesurtheile nicht retten[46]). Das Verfahren in diesem Proceß war gewaltsam, unordentlich und tyrannisch. Jacob Stuart erwarb sich dabei die Würde eines Grafen von Arran, und um allein den König zu beherrschen, versuchte er auch seinen Nebenbuhler zu vernichten, was fehlschlug. Sie beide nun herrschten über Schottland mit großer Frechheit und ungebundener Gewalt. Ihr Aufenthalt war nicht zu Stirling bei dem Könige, sondern der König wohnte bei ihnen auf ihren Gütern abwechselnd zu Dalkeith und Kinneil, wo man ihn mit unanständigen Ergötzungen unterhielt[47]). Durch sie mag Jacob, zum Theil selbst auch auf das System seiner Vorfahren gewiesen, die hohen Begriffe der königlichen Gewalt, die sich mit der schottischen Staatsverfassung und der eingewurzelten Feudalaristokratie nicht vereinbarten, eingesogen ha-

43) Margarethe, Tochter Heinrich's VII. von England, vermählt a) mit König Jacob IV.; b) mit Graf Archibald Douglas von Angus.

a) Jacob V., König von Schottland, vermählt mit Marie von Guise. — Maria, Königin von Schottland.

b) Margarethe, vermählt mit Grafen Lenox Stuart. — Heinrich Stuart, Lord Darnley.

Jacob VI.

44) Robertson S. 310 und *Thuanus*, Historia sui temporis IV, 521. Maria hatte Buchanan noch selbst zum Lehrer ihres einzigen Sohnes bestimmt. Nichtsdestoweniger ließ er sich in der ihm eigenen Schärfe und Freisinnigkeit hindern, Marien sowol in einer besondern Schrift, als auch in der seinem königlichen Zöglinge gewidmeten schottischen Geschichte anzugreifen, und sie der Theilnahme an Darnley's Tode zu beschuldigen, worüber Jacob, nach de Thou's Zeugnisse, sich sehr ärgerte.

45) s. Robertson S. 310 fg. Lingard's Geschichte von England, übersetzt von Salis. VIII, 159 fg. und *Rapin de Thoyras*, Histoire d'Angleterre. VII, 369 46) Vergl. Rapin VII, 371, 377. Lingard VIII, 160 fg. 47) Vergl. Robertson S. 326.

ben. Die bleibenden Eindrücke davon gehen durch sein ganzes Regentenleben in Worten, Thaten und Schriften. Die ersten und wichtigsten Spuren verriethen sich in der Errichtung von Gerichtshöfen jeder Grafschaft durch eine ungewöhnliche Strenge mit einer Art von Beobachtung über die Vasallen verknüpft. Dies rief mancherlei Verwirrungen und Empörungen hervor, wobei der Königin Elisabeth Einfluß bald mehr, bald weniger thätig war. Des Königs Günstlinge, Elisabethen verhaßt und dem Adel wegen schlechter Hofwirthschaft verächtlich, lockten ein Ungewitter herbei, welches listiger Weise am 22. Aug. 1582 zu Ruthwen den König aus ihren Händen riß, dem Grafen von Arran die Einkerkerung und dem Lenox die Landesverweisung zuzog. Jacob schalt, tobte, flehte und weinte darüber, aber der Tutor von Glamis tröstete ihn mit den Worten: Besser ist, wenn Kinder und nicht Männer weinen [48])! Die Verschworenen, deren Handlung, the Raid of Ruthwen genannt, in ganz Europa großes Aufsehen erregte, legten ihre That öffentlich als gerecht dar, während König Heinrich III. von Frankreich sich durch eine Botschaft bemühte, den jungen König aus dieser, England ergebenen, Partei zu retten. Wirklich entwischte mit unerwarteter Verstellung Jacob am 27. Jun. 1583 zu Falkland seiner strengen, jedoch mit äußerer Ehrfurcht verbundenen Obacht. In der Freude über seine Befreiung verfuhr Jacob sehr mäßig gegen die Verschworenen, bis sein alter Liebling, der Graf von Arran, nach besiegten Schwierigkeiten sich in das vorige Ansehen eingeschlichen hatte. Dies änderte sogleich des Königs Benehmen gegen Arran's Widersacher, und statt der milden Nachsicht wurde plötzlich demüthigende Unterwerfung gefodert. Da entflohen diese und sahen sich nach einem Aufenthalte im Auslande um, mit Ausnahme des Grafen von Angus, der sich freiwillig unterwarf. Die Vorwürfe, welche jetzt Elisabeth von England dem Könige brieflich und durch eine Gesandtschaft über die Umwandlung der Dinge machen ließ, wurden auf so würdevolle Weise beantwortet, daß die Königin von jetzt an ihren königlichen Nachbar mit mehr Anstand behandelte. Die schottische Geistlichkeit dagegen, welche es mit den Verschworenen hielt, klagte laut auf den Kanzeln über Jacob und seinen Günstling, worüber Verfolgungen und endlich eine neue Verschwörung unter der Grafen von Angus und Marr Leitung abermals zu Arran's Sturze entstanden, doch mislingend nicht nur des Günstlings Macht befestigten, sondern auch über die Geistlichkeit harte und demüthigende Gesetze verhängten, sodaß man glaubte, Jacob müsse ein Feind der protestantischen Kirche geworden sein. Anders aber wurde die Meinung, als Elisabeth im J. 1584 den Grafen von Arran durch Davison's Sendung gewann und wieder Einfluß über den jungen König erhielt; und als am 29. Jul. 1585 eine Übereinkunft zwischen Jacob und Elisabeth Erstern von seiner Mutter vollends abgeschnitten [49]) und ihm ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund Sterling aus England zugesichert hatte, verfuhr auch Elisabeth kühner und untergrub Arran's Macht [50]). Die schottischen Verbannten und Flüchtlinge, welche seit einem Jahre auf Jacob's Vorschlag aus den nördlichen Gegenden Englands in dessen innere Theile zurückgezogen worden waren, sandte man jetzt an die Grenzen zurück, und der englische Botschafter Wotton suchte sogar, wie schon vor 13 oder 14 Jahren an Ähnliches gedacht worden, Jacob'en mit sich nach England zu entführen. Der Vorsatz wurde verrathen und der Botschafter floh. Dagegen drangen die Verbannten mit ansehnlicher Mannschaft in Schottland ein, überfielen am 2. Nov. des Nachts Stirling, Arran entfloh in Bestürzung und der unvorbereitete Jacob mußte einen Vergleich eingehen, welcher des Grafen nichtswürdiger Verwaltung ein Ende machte, und die Geflüchteten sammt den Verbannten mit dem Könige aussöhnte. Ja Jacob soll ihnen sogar zur Gewähr für ihre Sicherheit die festesten Plätze im Reiche eingeräumt haben [51]). Ein am 10. Dec. eröffnetes Parlament versuchte die Unruhen vollends zu beseitigen. Arran wurde abgesetzt und geächtet; aber die Geistlichkeit war noch nicht zufrieden gestellt, selbst nicht durch die allgemeine Kirchenversammlung des folgenden Jahres. Ziemlich gleichzeitig wurde am 5. Jul. 1586 zu Berwick, trotz heftiger Einwendungen der französischen Botschaft, ein Bündniß mit England zu Stande gebracht, theils zur Vertheidigung der protestantischen Religion, theils zu gegenseitiger Vertheidigung im Falle feindseliger Angriffe, theils endlich zur Schutznahme der Ansprüche Jacob's auf die englische Thronfolge [52]). Zur Unterhaltung dieser Freundschaft bestellte Jacob aus Leichtsinn den der Ermordung seines Vaters verdächtigen Archibald Douglas zum steten Botschafter am Elisabeth's Hofe, was ihm großen Tadel zuzog. Diese Freundschaft mit England, kaum abgeschlossen, setzte auch sofort Jacob's kindliche Gesinnungen zu seiner Mutter auf eine harte Probe.

Maria nämlich war am 24. Jul. 1567 von den Baronen des Reichs gezwungen worden, zu Gunsten ihres Sohnes dem Throne zu entsagen, und zu Lochlevin eingesperrt sollte sie eine Untersuchung über den Antheil an der Ermordung Darnley's aushalten, dessen man sie beschuldigte. Sie aber entfloh, sammelte einen Anhang um sich, der in einem Treffen bei Langside-Hill ihr Schicksal entscheiden sollte; allein ihr Heer wurde geschlagen und Marie flüchtete nach bestandenen Abenteuern den 2. Mai 1568 nach England, wo sie die eifersüchtige Elisabeth, wie einst Heinrich IV. mit Jacob I. verfahren hatte, Anfangs in scharfe Obacht, dann gegen alle staatsrechtliche Gründe in gefängliche Haft nahm, um ihr Verbrechen, das zu

48) Robertson S. 327 fg. Rapin VII, 377, 386, 389 fg. Lingard VIII, 168. 49) Allerdings fand nach Robertson (S. 316) ein eingeleiteter Briefwechsel zwischen Beiden statt, scheint aber spärlich unterhalten worden zu sein, da er schon 1579 von Jacob unterbrochen wurde, weil ihm seine Mutter nicht die geziemenden Titel gab. Ebenso S. 348 fg. Bei Robertson bricht Jacob im J. 1585 wieder mit seiner Mutter.

50) Vergl. Rymer X. P. II, 48. Robertson S. 351. 51) Rapin VII, 406 fg. Robertson S. 351 fg. Mortimer II. 408. 52) Vergl. Mortimer II, 410 und Rapin VII, 412 fg. mit Robertson S. 354 und Rymer VI. P. IV, 185 fg.

richten der Schotten Sache war, nicht nur zu untersuchen, sondern auch zu bestrafen. In Jacob's Kindheit bestärkten die schottischen Regenten oder Reichsvormünder Marien's Verdacht, und Jacob selbst bewies sich im Briefwechsel mit seiner Mutter äußerst vorsichtig [53]); denn man hatte ihm stets, das Erbrecht auf den englischen Thron zu verwahren, vor Augen gestellt. Jetzt nun, als es der unglücklichen Marie durch die englischen Richter an's Leben ging, verwandte sich Jacob, von Frankreich besonders angetrieben, bei Elisabeth für sie, und soll auch Frankreich, Spanien und Dänemark um Fürbitten angesprochen haben [54]). Unterdessen wurde am 6. Dec. 1586 Marien's Todesurtheil öffentlich bekannt gemacht [55]); darauf wurden Melville und Gray mit kräftigen Vorstellungen dem schottischen Botschafter Douglas zu Hilfe geschickt, Bürgschaften für Marien's befürchtete Verschwörungen und Ränke gegen England versprochen; allein Gray selbst [56]) handelte unter der Hand gegen seine Pflicht, arbeitete insgeheim für die Hinrichtung der Königin und raunte Elisabethen selbst in die Ohren: the Dead cannot bite (der Todte kann nicht beißen). Höchstwahrscheinlich lag dem Könige Jacob selbst kein eifriger Versuch zur Rettung seiner Mutter am Herzen, weil er aus vorhin erwähntem Grunde Krieg mit England vermied und selbst äußerte: „Wenn ich nicht früher von der Befreiung meiner Mutter sprach, so kam dies daher, weil sie selbst es mir untersagte und ich einer undankbaren Person keine Dienste leisten will [57])." Als Marie am 16. Febr. 1587 hingerichtet worden war, verflossen vier Wochen, ehe Jacob sichere Nachricht davon erhielt. Jacob wollte den englischen Botschafter mit den Rechtfertigungen der Königin Elisabeth nicht über die Grenze lassen [58]); und als er endlich erschien, mußte ihn der König vor der Volkswuth mit Wachen schützen. Gewandte Politik wußte Jacob's ersten Schmerz und Racheruf zu übertäuben, sodaß er im Bewußtsein eigener Schwäche es zuletzt für unklug hielt, unter so bewandten Umständen sich in einen Krieg mit England einzulassen [59]). Melville und Gray, welche schnell zurückgerufen wurden, schienen ihm zwar verdächtig, sie reinigten sich aber bis zur Überzeugung des Königs von ihrer Unschuld, und warfen die Schuld auf Archibald Douglas [60]). So zweideutig Jacob im Verfahren zur Rettung seiner Mutter, welche er gewiß nicht für unschuldig halten konnte, gewesen, so ruhmvoll war indessen sein in diese Zeit fallendes Werk, die Feindschaften unter den großen schottischen Familien mittels angestellter Festlichkeiten zu Edinburgh wahrhaft väterlich zu tilgen und Aussöhnung unter sie zu bringen. Gleichwichtig sind auch die beiden auf seinen Betrieb gemachten Parlamentsbeschlüsse: nämlich die allgemeine Einverleibung der Kirchengüter mit den Krondomainen, wobei aber nach Jacob's gutherziger Verschwendung der größte Theil in der Hofleute Hände gerieth; und dann die schon von Jacob I. gegebene, jetzt wiederholte Erlaubniß, Vertreter des niedern Adels in's Parlament zu schicken. Dadurch aber war kein Gleichgewicht hergestellt; daher 1597 die Geistlichkeit wieder Sitz und Stimme im Parlament erhielt [61]).

Inzwischen rüstete sich König Philipp II. von Spanien zum Kriege mit Elisabeth, gegen welche er auch Jacob'en zu gewinnen glaubte durch das Versprechen, die Beute mit ihm zu theilen und Isabellen, seine Tochter, ihm zur Gemahlin zu geben [62]). Mehre Lords waren dafür, Maxwell griff vorschnell zu den Waffen. Aber Elisabeth bot Alles auf, den schottischen Monarchen auf ihrer Seite und beim jüngsten Bündnisse zu erhalten; erneuerte Bestätigung der englischen Thronfolge und des bisher schlecht bezahlten englischen Jahrgeldes sammt einem Herzogthume nahm sie dabei zu Hilfe. Schwankend verhielt sich Jacob bis zum 4. Aug. 1588, als er das erneuerte Bündniß gegen seiner Mutter Rächer, obschon die größte Gefahr vorüber war, annahm [63]), den spanischen Bund verwarf, den päpstlichen Nuntius nicht vor sich ließ, den Agenten des Prinzen von Parma einsperrte, die herumziehenden Pfaffen aus dem Lande jagen, den Lord Maxwell bekämpfen und gefangen nehmen ließ. Das Vertheidigungsbündniß mit England war demnach unverletzlich, und die Küsten in Wehrstand gegen Spanien gesetzt, worüber sich Marien's Rächer nicht wenig wunderten. Aus Liebe zur Religion und aus Haß gegen den Katholicismus war auch gleicher Eifer unter dem Volke zu finden, das sich mit seinem Könige gleichsam verschwor gegen heimische und auswärtige Feinde. Dadurch wuchs bei dem einheimischen katholischen Adel der Ingrimm, und auf spanische Hilfe gestützt, entspann sich eine Verschwö-

53) s. Ellis II, 288 fg. 54) So behauptet es Robertson S. 566 fg. Die neuern und neuesten Geschichtschreiber Lingard und Raumer wissen Nichts davon. Der Vertrag zu Berwick hatte Marien in gänzliche Vernachlässigung versetzt. Nur behaupten Mortimer (II, 413) und Andere, daß Jacob Sir William Keith mit einem Schreiben an Elisabeth gesandt habe. 55) Die Richter hatten nach Rapin (VII, 433) zu Gunsten Jacob's dem Todesurtheile der Königin von Schottland beigefügt, que les droits de ce Prince sur la Couronne d'Angleterre demeureroient toujours en leur entier. 56) Who was a pensioner of the queen of England, sagt der gut unterrichtete Mortimer (II, 413). 57) s. Raumer's Briefe zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. II, 192 und 196. Lingard VIII, 236 fg. Robertson S. 368 fg. Die neuesten Forschungen in v. Raumer's Geschichte Europa's II, 565 fg. stellen den König Jacob ebenfalls gleichgültig für seiner Mutter Leben hin, obschon an einem andern Orte dieses Werkes behauptet wird, Jacob habe den im J. 1582 sterbenden Buchanan ersucht, seine Ansichten über Marien's Schuld in der Historia rer. Scot. zu ändern, was dieser aber verweigert habe. Im Übrigen erzählt Mortimer (II, 414), daß der im Dome zu Peterborough beigesetzte Leichnam Marien's von ihrem Sohne 1612 in die Kapelle zu Westminster geschafft und dort beigesetzt worden sei. 58) Das Schreiben der Königin von England an Jacob steht französisch bei Rapin VII, 445.

59) Mortimer (II, 415) sagt hierzu: „The friends of Elizabeth, taking advantage of the caution and timidy of James, give him such frightful ideas of the power of England, and the treachery of the Roman catholics, of his danger in marrying into a popish family, and of his own inability to avenge his mother's death, that in a few months he turned his thoughts towards peace, etc. 60) Vergl. Lingard VIII, 237. 61) Vergl. Robertson S. 377 fg. mit S. 407. 62) Vergl. ebendaselbst S. 381. 63) Vergl. Lingard VIII, 278 fg. Rymer VII. P. I, 9 fg. Rapin VII, 458.

rung gegen den König, welche entdeckt und mild bestraft wurde, aber desto heftiger sich wieder aufschwang und den englisch gesinnten Minister Maitland vertreiben wollte. Dieser kam selbst auf die Spuren der ihm drohenden Gefahr. Die Verschworenen fliehen in die nördlichen Gegenden, wo sie sich endlich dem herbeiziehenden Könige ergeben [64]). Einsperrung der Häupter war die Folge, aber des Königs große Nachsicht gab ihnen bei seiner Vermählung die Freiheit wieder.

Im Laufe dieser Begebenheiten hatte Jacob 1585 um die älteste Tochter Königs Friedrich II. von Dänemark werben lassen, welche Werbung, von Elisabeth hintertrieben, im J. 1588 erneuert, aber von den schottischen in Englands Solde stehenden Ministern so verwirrt und hingehalten wurde, bis durch Elisabeth's geheime Ränke dem Könige Katharine von Navarra angelegentlich empfohlen worden war, worauf Friedrich seine Tochter mit einem Herzoge von Braunschweig vermählte. Dadurch so wenig, als durch Elisabeth's Umtriebe abgeschreckt, ließ Jacob 1589 um die zweite dänische Prinzessin, Anna, werben, wobei ihm die Stimmung seines Volkes sehr zu statten kam, sodaß kein schottischer Minister wagte, den Abschluß des Ehebündnisses zu verhindern. Die königliche Braut wurde indessen bei der Überfahrt durch einen Sturm nach Norwegen verschlagen, wo sie durch ungünstiges Wetter so lange aufgehalten wurde, daß der ungeduldige König sie selbst abzuholen beschloß. Er bestellte die Regierung im October 1589, und segelte mit einem Gefolge von 300 Mann nach Norwegen [65]). In der kleinen Küstenstadt Opslo wurde am 24. Nov. die Vermählung gefeiert, und wegen der Gefahren einer Winterreise zur See begab er sich nach Kopenhagen, wo der Winter mit Freudenfesten und Lustbarkeiten zugebracht wurde. Am 1. Mai 1590 langte er mit Annen in Schottland an, und ließ dieselbe mit großer Pracht durch den Presbyterianer Robert Bruce (Episkopalgeistliche waren nicht zugegen) salben und krönen, wobei 15 neue Ritter erkoren und der Kanzler Maitland zum Lord Crighton erhoben wurden. Anna hatte als Gemahlin Jacob's, der weniger galanter als getreuer Ehemann war, gar keinen Einfluß auf die Staatsverwaltung, blos die Cassen spürten ihren übermäßigen Hofstaat und schlechtbestellten Haushalt. Der zwiespältige, Frieden störende und durch Jacob's höchst tadelhafte Nachsicht gegen Verbrechen aller Art in tiefe Verachtung gesunkene Zustand Schottlands dauerte fort. Eine Reihe von Jahren füllen die Annalen des Reiches mit Aufzählung von blutigen Zänkereien und Raufereien großer Familien, untermischt mit Mord, anarchischer Frechheit und Barbarei, sodaß man alle Mängel der feudalaristokratischen Staatsverfassung jetzt mehr, als sonst fühlte. Denn Jacob war entweder zu gelind, um zu strafen, oder zu schwach, um nachdrücklich Etwas durchzusetzen. Wie er denn auch gegen seinen Willen und gegen seine Ansichten geschehen ließ, daß die presbyterianische Kirchenverfassung 1592 vom Parlament bestätigt wurde. Ein einziger Umstand beschäftigte seine ganze Aufmerksamkeit, nämlich die Zauberei, und wer deren verdächtig, fühlte gewiß auch die ganze Kraft seiner königl. Gewalt. Viele Personen durch fast alle Stände traf dieserhalb sein ganzer Zorn, da er, wie seine Geistlichkeit und sein Volk an die widersinnigsten und unglaublichsten Geständnisse, die solchen Unglücklichen ausgepreßt worden waren, wirklich glaubte. Durch dergleichen Untersuchungen kam auch der von ihm sehr begünstigte Graf von Bothwell in Klage, daß er mittels Zauberei des Königs Sterbetag habe erfahren wollen. Er gerieth in Haft, entfloh aber und bewaffnete seine Untergebenen gegen seinen Feind, den Kanzler Maitland. Dies zog ihm und seinem Anhange die Acht zu, doch nicht die Vertreibung aus den nördlichsten Gegenden, von wo aus er des Königs Person zu Falkland bedrohte. Hieran reiht sich die Schrecken erregende Verschwörung des katholischen Adels mit Spanien, welche zwar entdeckt, aber nicht mit der Strenge, wie sie des Volkes Eifer verlangte, geahndet wurde, sodaß Elisabeth sich beklagte, gleichwohl auch für Bothwell irriger Weise bat. Letzteres wurde abgeschlagen und ersteres versprochen [66]). Gleichzeitig entstand ein neues, mit Bothwell's Ränken im Vereine stehendes Unheil, die Parteiung bei Hofe; die Eine unter dem Kanzler Maitland für den König, die Andere unter (dem zurückgekehrten) Lenox, Athol und Andern für die Königin Anna. Der König wünschte am Hofe und im Lande Frieden zu erhalten; deshalb entließ er seinen Kanzler, dessen Unentbehrlichkeit aber rief ihn bald zurück; und da es seine Gegner verhindern wollten, führten sie Bothwell'n urplötzlich vor den König, welcher überrascht ihm Verzeihung angedeihen ließ und den Kanzler sammt einigen Räthen entfernte. Kaum fühlte sich Jacob wieder frei, so widerrief er und Bothwell griff zu den Waffen. Der Plan mißlang, und an die Grenze geflohen, waffnete sich der Rebell abermals zu einem, jedoch wieder fehlschlagenden Versuche, den König zu überfallen [67]). Kaum dieser Gefahr entronnen, sah er den Grafen von Bothwell im Einverständnisse mit dem von Spanien abermals unterstützten katholischen Adel, welcher mit einem zahlreichen Heere den König bei Glenlivat den 3. Oct. 1594 schlug, aber endlich, wozu Jacob seine Kostbarkeiten beisteuern mußte, zerstreut und verjagt wurde. Das Parlament verdammte diese Rebellen als Hochverräther, zog deren Güter ein; der König aber ließ den Nießbrauch den zurückgebliebenen Weibern dieser Empörer, wodurch das eben gegen die Katholiken erlassene Gesetz in seiner Schärfe gehemmt wurde [68]).

64) Vergl. Rapin VII, 461 und Robertson S. 383 fg. In diese Verschwörung hatte sich auch Franz Stuart (von Jacob zum Grafen von Bothwell erhoben), der Sohn eines natürlichen Kindes Jacob's V., gemischt. Mortimer II, 420. 65) Vgl. Robertson S. 385 fg. Umständliche Nachrichten bei Rapin VII, 406, 460 fg., 465. Rymer a. a. O. S. 15 fg.

66) Die beißende Antwort, welche Jacob bei dieser Gelegenheit der Königin von England sagen ließ, siehe bei Mortimer II, 423. 67) Vergl. Rapin VII, 474 fg. Robertson S. 393 fg. 68) Deshalb blieb der König den Protestanten verdächtig, während ein schottischer Jesuit ihn um diese Zeit klein-

Doch schmäheten ihn die Katholiken in Schriften, und Bothwell, bisher von Elisabeth in England gehütet, wurde nun wegen seiner Umtriebe mit den Papisten über das Meer nach Frankreich und Spanien hinweggejagt. Des wichtigen Kanzlers Maitland Tod im J. 1595, dessen großen Verlust Jacob in einem Gedichte betrauerte, hatte eine merkwürdige Veränderung in der Staatsverwaltung zur Folge. Der mit den Einnahmen des Königs in keinem Verhältnisse stehende Haushalt hatte Finanzverwirrungen verursacht. Acht 1596 mit fast uneingeschränkter Vollmacht ernannte Rechtsgelehrte (die Octavians) sollten das Finanzwesen in Ordnung bringen, bekamen aber dadurch bald die ganze Verwaltung der übrigen wichtigen Reichsgeschäfte in die Hände, und verdrängten sonach die andern Minister; was allerdings gute Folgen hatte, aber Unwillen bei den Zurückgesetzten erregte [69]). Die Unzufriedenheit nährte die mit gewissen Bedingungen verstattete Rückkehr des verjagten katholischen Adels so sehr, als die Erziehung der Prinzessin Elisabeth durch die papistische Lady Livingston. Da genehmigte Jacob zu seinem eigenen Schaden der tobenden Geistlichkeit einen beständigen Kirchenrath (the standing Council of the Church) zur Bewahrung kirchlicher Sicherheit. Ein Pfarrer predigte dennoch über des Königs Milde und Kryptokatholicismus, sodaß es in Edinburgh zu einem Aufruhre kam, wozu so mancherlei vorhin berührte Umstände beigetragen haben mochten. Jacob verschloß sich der tobenden Zudringlichkeit, eilte nach Linlithgow und ließ von da aus gegen die Stadt Edinburgh hart verfahren. Ein Erkenntniß vom 3. Jan. 1597 schränkte die Privilegien derselben ein, unterwarf die Geistlichkeit der königlichen Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und peinlichen Rechtsfällen und verbot die Kirchengerichte ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs, woran sich noch andere Einschränkungen geistlicher Vorrechte reihten, während der katholische Adel nun vollends begnadet wurde [70]). Seit der Zeit hatte Jacob vom schottischen Adel keine Verschwörung zu befürchten, außer der 1600 von den Gebrüdern Gowry zu Perth versuchten. Die Thatsache davon und die Lebensgefahr Jacob's dabei werden allerdings von schottischen Schriftstellern sehr zuversichtlich erzählt, sind aber so plump und in so mannichfaltige Zweifel gehüllt, daß man sich wundern muß, wie ein König so unvorsichtig handelte und durchaus kein Mißtrauen zeigte. Übrigens zeugt sie von großer Dreistigkeit und persönlicher Tapferkeit des entschlossenen Monarchen. Der Vorfall wurde auch im Publicum bezweifelt, bis der König und seine Minister den höchst sonderbaren Vorfall bekannt machen ließen, und das Parlament alljährlich am 5. August ein Dankfest für die wunderbare Rettung Jacob's anordnete [71]). Inzwischen näherte sich durch Elisabeth's vorrückendes Alter der englische Thronwechsel immer mehr. Seit 1597 ließ Jacob mehren europäischen Höfen die Gerechtigkeit seiner Ansprüche kund thun und sie um Beistand ersuchen. Auch bei Elisabeth wurde fast ununterbrochen verhandelt, die aber rücksichtlich der religiösen Stimmung Jacob's ziemliche Zurückhaltung in ihren Erklärungen beobachtete; weshalb dieser durch den klugen Eduard Bruce das englische Volk vorsichtig prüfen ließ. Zwar erschienen mehre Schriften gegen ihn, die aber Jacob's gelehrte Miethlinge tapfer widerlegten: was alles in England begierig gelesen, großen Antheil erweckte. Nun schrieb Jacob 1598 eine seinem ältesten Sohne Heinrich gewidmete und die Grundregeln der Regierungskunst enthaltende Abhandlung: *Βασιλικὸν δῶρον*, seu regia institutio ad Henricum, sehr gelehrt und nach damaligen Anfoderungen gut verfaßt, wodurch sich der erlauchte Verfasser auch bei den Engländern eine große Meinung von seinen Fähigkeiten verschaffte, bei Elisabeth hingegen sich den Verdacht der Abneigung gegen die protestantische und des baldigen Übertrittes zur katholischen Kirche zuzog [72]). Hierzu kam, daß er bei ihr eines Briefwechsels mit dem Papste angeklagt wurde, was zwar Jacob dem englischen Botschafter aufklärte, den Betrüger zur Strafe zog, und die Ankläger, sobald er den englischen Thron bestiegen hatte, aufknüpfen ließ [73]). Soviel indessen ergibt sich aus Allem, daß Jacob bemüht war — wie auch sein Benehmen gegen die eigenen Unterthanen papistischen Glaubens sattsam beweist — die Römischkatholischen zu gewinnen, um sich die Thronfolge in England zu erleichtern. Denn Lord Ogilvy unterhandelte deshalb an mehren italienischen Höfen und Drummond insgeheim mit dem Papste, dessen günstige Zustimmung den König zu einer öffentlichen Erkenntlichkeit verlockte. Auch bei dem Könige von Spanien ließ er verhandeln, während Sir James Lindsay die Papisten in England ebenfalls zu seinen Gunsten bearbeitete und im März 1600 legte er der schottischen Episkopalkirche trotz vieler Widerrede neue Fesseln an. Dies alles machte die Königin Elisabeth argwöhnisch. Und mag auch Jacob sich bei der Verschwörung des Grafen Essex gegen diese Königin vorsichtig benommen, oder heimlich eingemischt haben [74]), so fand er doch an dem mächtigen Minister Croil eine Stütze, der ihn zeitig von sich abhängig zu machen suchte und zum Throne führte. Also geschah, daß die jährli-

---

müthig und verblüfft nennt. Lingard VIII, 355. Über den Plan Jacob's, einen Bund mit protestantischen Fürsten, größern und kleinern, zu schließen, finden sich bei Rymer a. a. O. 36 fg. und 43 fg. Beweise.

69) Vergl. Robertson S. 399. 70) Vergl. ebendaselbst S. 406 fg. 71) Vergl. ebendaselbst S. 413 fg. Rapin (VII, 506, 660) erwähnt dieses Herganges mit wenigen Worten. Carey (III, 622 fg., 648) erzählt ihn anders, führt aber auch Zweifel gegen die Sache an.

72) Vergl. Robertson S. 409 fg. Rapin VII, 499. Beunruhigen konnte den König Heinrich's VIII. letzter Wille, in welchem, aus Abneigung gegen den schottischen Regentenstamm, die Erben seiner ältern Schwester Margarethe stillschweigend übergangen, und die Erben seiner jüngern Schwester Marie für thronfähig erklärt worden waren. Doch konnte das Todesurtheil Marien's von Schottland deren Sohne nicht schaden, sobald die englischen Richter diesen durch eine Erklärung von seiner diesfälligen Besorgniß befreiet hatten. Mortimer II, 415. 73) Ein dergleichen Rechtfertigungsschreiben an Elisabeth bei Rymer a. a. O. S. 200. 74) Vergl. Rapin VII, 518 fg.

chen Summen an Jacob nicht blos pünktlich fortgezahlt, sondern auch erhöht wurden; und je näher die heroische Königin dem Grabe rückte, desto mehr wandten sich die Augen ihrer Räthe und Unterthanen auf Jacob [75]). Mit ihrem Tode (3. April n. St. 1603) verschwanden plötzlich alle Ränke des In- und Auslandes zu Gunsten anderer Thronandidaten, sowie auch Volk und Adel beider Reiche den alten Nationalhaß in einhellige Freude über Jacob's Thronfolge, wie berichtet wird, verwandelten. Kaum hatte er die Kunde vom Tode seiner ihn hofmeisternden Nachbarin und den Ruf zur Erbfolge erhalten [76]), so ordnete er die Staatsverwaltung Schottlands, welches ihm zum Verdienste anrechnen konnte, daß er die stets vernachlässigten Hochländer und Inselbewohner gesitteter gemacht und im Innern des niedern Landes den friedlichen Künsten Eingang verschafft, sowie 1580 die Universität zu Edinburgh gestiftet hatte. Er hielt an die Edinburgher eine erweichende Abschiedsrede. Am 5. April a. St. 1603 trat er (die Gemahlin und Kinder kamen später nach) seine Reise mit einem prächtigen, aber nicht zahlreichen Gefolge an, und begab sich in einem pomphaften, jubelnden, doch sehr langsamen Triumphzuge nach London, wo er am 7. Mai anlangte, und wurde den 25. Jul. desselben Jahres, am Tage des Apostels Jacob, fast ganz nach alter katholischer Art feierlich gekrönt. Als Herrscher der drei Reiche England, Schottland und Irland nennt ihn die Geschichte Jacob I. [77]); er selbst fing nun an, sich König von Großbritannien zu nennen, konnte aber nur diesen Titel in Verhandlungen mit dem Auslande und auf Münzen gebrauchen, weil sich das englische Parlament der Verschmelzung Englands mit Schottland mittels einerlei Staatsverfassung fortwährend widersetzte. Doch hatte die äußere Vereinigung der drei Reiche unter ein Haupt die Folge, daß sich der schottische Adel nun mehr scheute, sich gegen Jacob aufzulehnen. Er unterwarf sich ihm, aus Furcht vor Überlegenheit, unbedingt; dafür ließ er ihm die alte Gerichtsbarkeit über die eigenen Vasallen. Die Engländer freuten sich anfänglich, nach so langer Weiberherrschaft wieder einen Mann, und zwar im kräftigsten Lebensalter, auf ihrem Throne sitzen zu sehen, der durch vielfache Erfahrungen zu einem der vorzüglichsten Herrscher herangebildet worden sein müsse. Gewiß ist, alle Religionsparteien hofften alles Gute von ihm und seine Besitznahme von England lief so ruhig ab, daß der König von Frankreich gegen den englischen Botschafter seine Bewunderung aussprach, wie sein Herr Bruder drei Königreiche so mühelos erworben habe, während ihm eins so viel zu schaffen mache. Der Botschafter aber antwortete: Sein König wundere sich noch mehr, wie Heinrich mit drei Weibern (Margarethen, Gabrielen und Marien) fertig geworden sei [78]). Doch bald spürten die Engländer, daß Jacob Elisabethen nicht ersetzte. Sie fanden an ihm rauhe Sitten und eine unangenehme Aussprache wegen ungestalteter Zunge, einen ungeschickten, schwankenden Gang, altmodische, bisweilen abgetragene Bekleidung des mittelmäßig großen Körpers, große rollende Augen, ohne daß diese ihm würdevolles königliches Äußere verschafften. Sein Betragen ohne einnehmende Ansprache; phlegmatisch träge, furchtsam, heftig aufbrausend und plötzlich wieder gutmüthig, war Jacob gegen Frauen gewöhnlich gleichgültig oder grob, dagegen ein leidenschaftlicher Jäger und Säufer. Ohne herablassend und zugänglich zu sein, ließ er doch wenigen Glanz an seinem Hofe blicken. Gelehrt, aber geschmacklos und pedantisch gebildet, hatte er kein Urtheil über die Wissenschaften und Künste. Gleichwohl nannten ihn seine Lobredner den Salomo seiner Zeit, während andere, so auch der Herzog von Sully, schärfer bemerkten: sein Geist wäre ein Magazin für bedeutungslose Kleinigkeiten und er selbst der weiseste Thor in der Christenheit [79]). Als Schriftsteller ist er sattsam bekannt; meist Abhandlungen und Reden sind es, welche der Bischof Jacob Montacuti in einem Folianten gesammelt und als **Opera Jacobi 1619** zu London erscheinen ließ. Hierzu gehören z. B. sein **Commentarius in apocalypsin**, hauptsächlich gegen Papst und Katholiken gerichtet; die **Oratio de unione Angliae et Scotiae**; die **Meditatio in orationem dominicam ad subditos; Apparatus epistolarum; Commentatio de antiquitate, dignitate et officio Comitis Mareschalli Angliae; Commentatio de Anti-Christo Apocalyps. XX.** In seiner **Daemonologia** beweist Jacob die Möglichkeit der schwarzen Kunst, das Vorhandensein böser Geister und Hexen, und untersucht sehr genau, weßhalb der Teufel sich vorzugsweise mit alten Weibern abgebe. Die **Corona virtutum Principe dignarum; Apologia pro juramento fidelitatis; Responsio ad *Bellarmini* apologiam, quam edidit contra suam pacificationem monitoriam**, und **Defense pour les droits des Rois contre l'harangue du Cardinal de Perron** sind neben andern politischen Schriften diejenigen, in welchen er ein ungebundenes monarchisches System vorträgt, dem er eine höhere geheiligte Quelle zuschreibt; aber alle bestehende Formen, Rechte und Gewohnheiten setzt er in die Willkür des Herrschers [80]). Daher ist leicht begreiflich, daß er mit der englischen Staatsverfassung in Widerspruch gerieth, die Minister, welche er in London vorfand und fast alle beibehielt, eigensinnig behandelte und zeitig Unzufriedenheit erregte. Hierzu kam, daß er die Schotten, welche mit dem Könige gekommen waren, vorzog, und

75) Cf. *Moleville*, Histoire d'Angleterre. III, 215. Mortimer II, 437: All the counsellors in general were firmly attached to James. Und daß Elisabeth Jacob's Räthe im Solde hatte, erweist Rapin VII, 460. 76) Derselbe (VIII, 6) erweist und bemerkt, daß Jacob keine Trauer um Elisabeth anlegte, so wenig er es seiner Umgebung gestattete. 77) Als solchen riefen ihn auch die englischen Behörden unmittelbar nach der Königin Elisabeth Tode aus. Rymer a. a. O. P. II, 64 fg.

78) Vergl. Khevenhiller's Annalen. VI, 2697. 79) Cf. *John Rushworth*, Historic. collections I, 160. Der berühmte Bacon stellte seinen Monarchen geistig hoch. Schiller sagt von ihm: „Während Jacob seine Gelehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel aufzusuchen, ließ er die seinige auf Erden verfallen." 80) Eine andere Ausgabe der gesammten Werke Jacob's erschien zu Frankfurt 1689 in Fol. Mehre der Schriften sind auch einzeln in Teutschland nachgedruckt worden.

daß diese solche Gunst aus Ehrgeiz und Eigennutz mißbrauchten[81]). Man hielt sie also für „Raupen des Königreiches" und da man selbst des Königs überdrüssig geworden, sprach man von schottischen Vespern nach Art der sicilischen[82]). Dennoch mißlangen die Versuche, Arabelle Stuart auf den Thron zu setzen, während Raleigh's und Cobham's Bemühungen weniger in Betracht gezogen wurden. Dagegen erhielt und verbreitete sich Gespött über des Königs Person. Man fand daneben lächerlich und Verdienste herabwürdigend, daß Jacob in den ersten sechs Wochen 237 und bei der Krönung 60 neue Ritter schuf[83]). Was den König indessen anfänglich noch im In- und Auslande im Ansehen erhielt, war die strenge, pflichtgemäße und unbestechliche Haltung des trefflichen, aus Elisabeth's Schule stammenden Staatsmannes Robert Cecil, welchen Jacob, als ersten Rathgeber, zum Grafen von Salisbury erhob, neben welchem der schottische Ritter Georg Hume, der Graf von Dunbar geworden, stand, wenngleich nicht viel vermögend, so doch verständiger und tugendhafter, als die nachfolgenden Günstlinge des Monarchen. An dessen Stelle trat im J. 1607 ein körperlich schöner, aber geistig armer Schotte, Robert Carr, welcher sich zum Grafen von Somerset emporgeschwungen, und nach Cecil's Tode (14. Mai a. St. 1612) den größten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten gewann, ohne doch verhüten zu können, daß er sich durch Anmaßung und Grobheit den Untergang bereitete, als der 21jährige Georg Villiers, nachmals Herzog von Buckingham, sich die Gunst des Monarchen erschlich und seinen Nebenbuhler 1615 ins Gefängniß brachte. Dieser kostspielige Günstling, der später einem Richelieu und Olivarez entgegen zu treten wagte, war kein außerordentlicher Staatsmann, sondern ein in Hofränken routinirter, stolzer, eigennütziger, grober, launenhafter und prachtliebender Minister, welcher seinen König durch mannichfache Zerstreuungen, unanständige und gemeine, die Zeit zu vertreiben verstand[84]). Das Ausland, wie z. B. Camerarius Oxenstjerna'n meldet, erwartete mit Recht nichts Gutes von ihm[85]). Die Schuld lag in Jacob, daß solche Leute emporkamen, und so traf ihn auch der Vorwurf, daß die Achtung gebietende Stellung England's gegen die auswärtigen Staaten gänzlich verschwand. Zuerst ließ sich Jacob am 30. Jul. 1603 zu Hamptoncourt mit Mühe zu einem Bündnisse mit Frankreich zu Gunsten der vereinten Niederlande gegen Spanien bewegen, gab aber schon am 18. August 1604 durch ein Bündniß mit Spanien diese Hilfe wieder auf, um Frieden mit diesem Volke zu haben, ohne doch in ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehen, aus Furcht, die Holländer möchten sich ganz in die Arme der Franzosen werfen[86]). Erst durch den zwölfjährigen Waffenstillstand für die V. Niederlande vom 9. April 1609 trat ein völlig friedliches Verhältniß England's zum Auslande ein. Nun suchte sich König Philipp III von Spanien mit Jacob näher zu befreunden, indem er seine älteste Tochter Anna 1610 dem Prinzen von Wales Heinrich zur Gemahlin antragen ließ, was aber von diesem selbst standhaft abgelehnt wurde, und durch seinen frühzeitigen und plötzlichen Tod (16. Nov. 1612) sich von selbst aufhob[87]). Darauf bewarb sich der Kurprinz von der Pfalz Friedrich V. um Jacob's Tochter Elisabeth, worüber man sich freute, weil der spanischkatholische Einfluß gemindert werden sollte. Die Heirath kam am 14. Febr. 1613 zu Stande. Dennoch wurden drei Jahre nachher von Spanien neue Heirathsanträge für den Prinzen Karl gethan, die 1618 auch dem völligen Abschlusse nahe gebracht, aber in ihrer Kraft gehemmt wurden, als Kurfürst Friedrich von der Pfalz den böhmischen Königsthron bestieg. Die freudige Stimmung in England über dieses Ereigniß fand in Jacob wenigen Anklang; er begann zu schwanken und weigerte sich sogar den Königstitel seines Schwiegersohnes anzuerkennen, da selbst nach seinen Begriffen ihm die Handlung der Böhmen unrechtmäßig, ja rebellisch erschien[88]). Daher unterstützte er den neuen König schlecht, und suchte vielmehr einen Frieden zwischen den kriegenden Parteien zu vermitteln. Dies erschien selbst den Spaniern so lächerlich, daß man zu Brüssel eine Posse aufführen ließ, nach welcher der Pfalzgraf mit 100,000 dänischen Pökelheringen, mit eben so vielen niederländischen Butterbüchsen und ebenso vielen englischen Abgesandten unterstützt wurde, wobei Jacob mit heraushängenden leeren Taschen und mit einem in der Scheide eingerosteten Schwerte an der Seite erschien[89]). Die widersprechenden Ansichten Jacob's, und die Meinung am wiener Hofe, daß er unfähig sei, mit Kraft und Nachdruck zu handeln, zog die Unterhandlungen mit Spanien in die Länge, und brachte den Kurfürsten Friedrich um Land und Leute. Diese Reichsacht weckte zwar den König vom Schlummer auf, trieb ihn aber nicht zu kräftiger Hilfe, weil er immer noch glaubte, daß der spanische Heirathsplan der richtige Weg sei, auf dem sein Schwiegersohn der Reichsacht entbunden werden könne. Er sandte nun den Grafen von Bristol nach Madrid, nahm gegen seine katholische Unterthanen besonders Rücksicht, und mochte er durch diese und andere Maßregeln den spanischen Hof auch gewonnen haben, so verdarb doch Buckingham's und Karl's Reise nach Madrid und des

81) Von den mitgebrachten Schotten zog Jacob in sein englisches Ministerium den Herzog von Lenox, den Grafen von Marr, Lord Hume, Lord Kinloß, Sir Georg Hume und den Secretair Elfinston. Moleville III, 246. 82) Vergl. Raumer's Geschichte Europa's. IV, 252. 83) *Johnston*, Historia rerum Britannic. p. 365 und Rapin VIII, 6 fg. 84) Harte Urtheile hat auch der Cardinal von Richelieu in seinen Mémoires publiés par *Petitot*. III, 183 und IV, 163. 85) s. Moser's patriotisches Archiv. VI, 92.

86) Rymer a. a. O. II, 117 fg. und *Dumont*, Corps diplomat. V, II, 30 sq. 87) Johnston S. 528. Rapin VIII, 72 fg. 88) Vergl. Johnston S. 535. Moleville III, 282. Mortimer II, 502: James complained of this proceeding in the elector as disloyal, imprudent, and dishonourable: he could not digest the maxims of elective governments, and thought that Ferdinand by a kind of prescriptive right, had acquired a lawful title to Bohemia etc. Nevertheless he for the present denied his son-in-law the title of king of Bohemia, heißt es weiter unten, and forbad him to be prayed for in the churches under that appellation. 89) s. Raumer IV, 264.

Letztern Ungeduld den ganzen Plan. Die plötzliche Erscheinung des Prinzen von Wales, die Versuche ihn katholisch zu machen, Buckingham's brutales, anstößiges Betragen und dessen Zwiespalt mit Olivarez hoben das schon diplomatisch richtig gemachte Verhältniß auf. Jacob schritt, um mit Spanien zu brechen, im Nov. 1623 zu Mitteln, die er zwei Jahre früher hätte gebrauchen können. Zu schwach und zu spät angewandt, auch mit den Hoffnungen auf Frankreich übel berechnet, konnten sie nichts Erhebliches bewirken.

Was das Inland in weltlichen Dingen betrifft, so traf Jacob nach seiner Thronbesteigung in England mit zweckmäßigen Verfügungen für Polizei-, Finanz- und Handelswesen auf[90]); seine unbesonnene, verschwenderische Freigebigkeit aber setzte bald den Schatzmeister in Verlegenheit, und das Parlament in Zwiespalt mit ihm. Sodann traten seine Grundsätze über die königliche Gewalt mit den Ansprüchen des Parlaments in einen unvereinbaren Gegensatz. Jacob unterließ aus eigener Macht die Berufung des Parlaments, verlieh Stimmrechte, übte auf die Wahlen bestimmten Einfluß aus, drohte mit Strafen und Gütereinziehungen, wenn seinen Anordnungen zuwider gewählt wurde, untersagte, oder tadelte oder bestrafte alle Privatäußerungen und Berathungen über Staatssachen sowol von Parlamentsgliedern, als von Andern. Widersetzlichkeit der Richter wurde mit Absetzung oder andern empfindlichen Strafen geahndet. Dadurch entstanden Reibungen und leidenschaftliche Übertreibungen, und wenn Jacob des Parlaments Rechte einzuschränken suchte, so dachte dieses an Festhaltung und Erweiterung des Herkömmlichen und Bestehenden. Seine Grundsätze kündigte Jacob in einer ebenso unmäßig langen als anstößigen Rede im ersten Parlament, 19. März 1604 an[91]); daneben griff er die Puritaner, als unruhige Unterthanen, an, während er die Katholiken, deren Irrthümern er längst den Krieg angekündigt hatte, als gute Staatsbürger lobte. Von 1609 bis 1620 berief er — die zweimonatliche Sitzung 1615 ausgenommen — kein Parlament, nachdem er bei Auflösung desselben am 31. Dec. 1609 in Streit gerathen war über Geldbewilligungen, über die Kraft seiner Proclamationen und Beschränkung der geistlichen Gewalt. Aus seiner Rede an das 1620 eröffnete Parlament, dem er vorwarf, daß es nicht getanzt, wenn er gepfiffen, und nicht mitgetrauert, wenn er geklagt hätte[92]), geht schon die Gesinnung hervor, mit welcher er verhandelte; Klagen und Vorwürfe auf beiden Seiten, Verhaftungen und Bestrafungen einzelner Parlamentsglieder brachten die Sitzungen am 6. Jan. 1622 zur Auflösung. Merkwürdig ist dieses dritte Parlament dadurch geworden, daß es den berühmten Großkanzler Franz Bacon von Verulam und Vicomte von Albans wegen beschuldigter und erwiesener Bestechlichkeit in Untersuchung brachte, während Buckingham durch Ertheilung schädlicher Patente, welche zu unerlaubten Monopolen, Gelderpressungen und „skandalosen" Betrügereien gebraucht wurden, weit strafbarer, gerettet wurde. Mit großer Aufrichtigkeit gestand der Philosoph seine Schuld, und zog sich nicht nur eine bedeutende Geldstrafe, sondern auch das Gefängniß zu, dessen Dauer in des Königs Gefallen gestellt wurde. In Rücksicht seiner großen Verdienste gab ihm Jacob nach kurzer Zeit die Freiheit wieder sammt dem Erlaß von der Geldstrafe, und warf ihm, weil er vom Parlament aller Dienstfähigkeit beraubt, ein Jahrgeld von 1800 Pfund Sterling aus[93]). Am 19. Febr. a. St. 1624 eröffnete der König sein letztes Parlament in einer zutraulichen und bescheidenen Rede[94]). Die Heirath der Infantin Maria von Spanien mit dem Prinzen Karl ward verworfen und der Krieg zu Gunsten des Pfalzgrafen berathen. Jacob bewies sich gegen das Parlament sehr gefällig, gestattete die Vernichtung aller Monopole, und stellte den für England so berühmt und erfolgreich gewordenen Grundsatz auf: „daß jeder Engländer thun könne, was er wolle, sobald er dadurch den Rechten seiner Mitbürger nicht zu nahe trete, und daß weder der König noch ein öffentlicher Beamter, sondern nur das Gesetz diese Freiheit beschränken könne." Doch bewilligte das Parlament nur mäßige Hilfsmittel zum Kriege. Desto mehr Beistand erwartete Jacob von Frankreich, ging einen Heirathsvertrag für seinen Sohn Karl und Ludwig's XIII. Schwester, Henriette Marie, unter lästigen Bedingungen im J. 1624 ein; aber was den Krieg mit Spanien und Österreich anlangt, so konnte der damals auftretende Cardinal von Richelieu aus Rücksicht auf innere zu beseitigende Verhältnisse den Wünschen Jacob's nicht völlig entsprechen. Beide Staaten unterstützten den Grafen Peter Ernst von Mansfeld, dessen Unternehmen schon zu Anfange des J. 1625 fast noch im Entstehen verunglückte.

Die kirchlichen Verhältnisse endlich belangend, so hatten sich Presbyterianer und Katholiken bei Jacob's Annahme der englischen Thronfolge große Hoffnungen gemacht; allein letztere erhielten die erweiterte Religionsfreiheit nicht, um welche sie baten, und Erstern, obschon er in ihren Grundsätzen erzogen, verweigerte er die verlangte Duldung, in der Meinung, daß ihre republikanischen Grundsätze mit der königlichen Gewalt nicht vereinbarlich wären. Also gab er, wie auch später in Schottland, der Episkopalkirche den Vorzug. Darum entstanden Klagen auf der einen, und öffentliche Verschmähung des Papstes auf der andern Seite, obschon auch später lauter Tadel sich regte, daß Jacob seine Glaubensgenossen in Böhmen und Teutschland den Gegnern preisgebe. Inzwischen darf einige Nachgiebigkeit Jacob's gegen den Papst so jetzt, wie früher, nicht geleugnet werden, wegen seiner Furcht vor jesuitischen Ränken und Mördern, sowie Heinrich's IV. Schicksal ihn noch ängstlicher stimmen mochte. Deshalb finden wir in seinen drei Reichen die Jesuiten thätig, und

---

90) f. Johnston S. 366. 91) f. Rapin VIII, 21–32. 92) f. ebendaselbst S. 157 fg. Je vous ai joué de la flûte, et vous n'avez point dansé: Je vous ai chanté des lamentations, et vous n'avez point lamenté, heißt es in der französischen Übersetzung der Thronrede.

93) Vergl. Mortimer II, 503 fg. Moleville III, 235. Rushworth I, 28 fg. und Lingard IX, 210 fg. 94) f. Rapin VIII, 242 fg.

sie wirkten wol mit auf die Verschwörung fanatischer Katholiken, welche anfänglich den König allein, dann aber, nach Robert Catesby's Rathe, die ganze königliche Familie sammt den Lords und Gemeinen des Parlamentes mit einem Schlage zu vertilgen beschlossen. Die Ausführung des Plans, in der Geschichte durch den Namen Pulververschwörung bekannt, verzögerte sich vom März 1604 bis zum 5. November des folgenden Jahres. Man behauptet, König Heinrich IV. von Frankreich habe dem Jacob die Spuren dieses Frevels entdeckt und nachgewiesen; unbestritten aber ist, daß ein katholischer Lord, Mounteagle, auf räthselhafte Weise vor dem Besuche des Parlaments in einem Briefe gewarnet[95]), denselben dem Staatssecretair überreicht und somit dem Könige Anlaß zu errathen gegeben habe, daß die ganze Versammlung durch eine Pulverentzündung vernichtet werden solle. Die hierauf angestellten Untersuchungen bestätigten die Vermuthung. Einige Verschworene entflohen, andere wurden ergriffen und hingerichtet. Jesuiten und katholische Geistliche wurden bei Todesstrafe verwiesen, und jedem Unterthanen wurde ein neuer Eid zur Sicherung für des Königs Person angemuthet; wer sich weigerte, wurde von allen Ämtern ausgeschlossen, der Besuch des protestantischen Gottesdienstes bei Strafe anbefohlen und eine Haussuchung nach katholischen Büchern und Reliquien angeordnet[96]). Es scheint, daß Jacob von jetzt an eine Übereinstimmung der Religionslehre, wie der kirchlichen Verfassung erstrebt habe, was aber fehlschlug, weil gleichbleibende Strenge mangelte und Furcht sich einmischte, sodaß Jacob bald wieder zum großen Ärgernisse der Episkopalgeistlichen, welche ihm das Wort geredet hatten, in den Verdacht geheimer Zuneigung zum Katholicismus verfiel. Die Puritaner, welche fortwährend die hohe Kirche anfochten, wollte Jacob, was Elisabeth absichtlich zu verhindern gesucht hatte, durch Religionsgespräche mit der Episkopalkirche vereinen, wobei er selbst als Theolog und Redner glänzte, wie in dem Religionsgespräche zu Hamptoncourt im Jan. 1604; aber vergebens[97]). Daher schritt er zu Strafen, wodurch viele Puritaner zum Auswandern angetrieben wurden. Eine Reise im J. 1617 nach Schottland machte dem Könige zum Geschäfte, auch dort diese Secte zu verfolgen, und mit Mühe die englische Episkopalkirche herzustellen. Im Übrigen machte Jacob mit Zuziehung seiner Geistlichkeit mehre kirchliche Anordnungen, die auch 1621 vom Parlament Bestätigung erhielten, und der königlichen, wie der bischöflichen Macht Ansehen verschafften; doch finden sich nirgends, wie auch der allgemeine Zeitgeist damals nicht zuließ, bei ihm reine Begriffe echtchristlicher Duldung. Einen Beweis hierzu liefert auch Jacob's Aufmerksamkeit auf auswärtige Religionshändel, wie z. B. die Arminianischen in Holland waren. Er schrieb gegen ihre Lehre, ließ die Schriften des Konrad Vorstius in seinen Staaten öffentlich verbrennen, und schickte den G. Staaten der Niederlande ein Verzeichniß der Vorst'schen Irrthümer in Verbindung mit einem heftigen Schreiben zu, in welchem er den berühmten Arminianer des Feuertodes würdig erklärte. Dann tobte er so lange, bis die Generalstaaten diesem Manne die Bekleidung eines Amtes untersagten[98]). Im Übrigen that Jacob für die Cultur Irland's viel, ja mehr, als die frühern Regierungen, sowie auch die Colonieanlagen der Engländer unter seinem Scepter erst recht zu gedeihen anfingen[99]). Endlich löste er 1616 die von Holland verpfändeten Plätze Vliessingen, Briel und Rammekens aus Geldnoth und doch zu seinem Nachtheil wieder aus. Ein bleibender Tadel seiner Schwäche bleibt dabei immer, daß er den verdienstvollen Walther Raleigh den Spaniern unklug opferte und ihn am 29. Oct. 1618 hinrichten ließ.

So näherte sich Jacob's Regierungsende, nicht arm an Lob, aber viel reicher an Tadel und Gespötte, welches besonders seine eigenen Unterthanen geschäftig verbreiteten. Stellten ihn doch Stadtkomödianten auf der Bühne dar, wie der französische Botschafter berichtet, in Gegenwart seiner Gemahlin, um ihn auslachen zu helfen *). Von Narren und Possenreißern umgeben, wurde er ein Untergebener seiner Günstlinge, dem geschicktes Urtheil, Muth und Festigkeit zu gehöriger Zeit abging. Er hinterließ nach Whitelocke eine Schuldenmasse von 300,000 Pfund Sterling. Als er gefährlich krank wurde, ließ er seinen Sohn Karl noch zu sich kommen (die Gemahlin Anna war am 1. März 1619 ihm im Tode vorausgegangen) und gab ihm mancherlei Lehren. Jacob starb am 6. April (a. St.) 1625. Der Verdacht, daß sein Günstling Buckingham seinen Tod durch giftige Arzeneien beschleunigt habe, weil er im Begriffe gewesen, den Herzog von Somerset wieder zu Gnaden aufzunehmen, ist weder begründet, noch erwiesen worden. Er hatte mit Anne'n von Dänemark sieben Kinder gezeugt: Heinrich, Robert, Elisabeth, Karl, Margarethe, Marie und Sophie, von denen Heinrich, Prinz von Wales, in seinem 18. Jahre so plötzlich starb, daß man an beigebrachtes Gift glaubte, und die übrigen, bis auf Elisabeth und Karl, in ihrem

95) Vgl. Mortimer II, 486. 96) Vgl. Rapin VIII, 43 fg. Johnston S. 402 fg. 418 fg. Wahrhafftige vnd eygentliche Beschreibung der allerschrecklichsten vnd grawsamsten Verrätherey ꝛc. durch Joh. Theod. vnd Joh. Isr. de Bry. (Frankf. 1606. 4.) Jacob selbst beschrieb anonym dieses Ereigniß unter dem Titel: Conjuratio sulphurea, die in der Sammlung seiner Werke befindlich. Umständlich kritisch Lingard IX, 1. Cap., glaubt aber, daß die Jesuiten nicht so schuldig gewesen, wie vorgegeben wurde. 97) Vergl. Johnston S. 379 fg. Rapin VIII, 15 fg. Larrey III, 648 fg.

98) Vergl. Rapin VIII, 75 fg. Larrey III, 711. Jacob's Schrift über Vorst heißt: Protestatio Antivorstia. 99) Bei Moleville (III, 311) liest man eine kurze Übersicht nebst Berechnung der Aus- und Einfuhr in den verschiedenen Perioden der Regierung Englands unter Jacob. *) s. das sehr anziehende Schreiben des französischen Botschafters Beaumont in Raumer's Briefen II, 252 fg. Von dem Gespötte über ihn zeugt folgendes Distichon:

Rex fuit Élisabeth sed nunc regina Jacobus
Error naturae sic in utroque fuit.

Die Franzosen machten folgendes Epigramm auf ihn:

Tandis qu' Élisabeth fut Roi,
L'Anglois fut d'Espagne l'effroi:
Maintenant, devise et caquette,
Régi par la Reine Jaquette.

zarten Alter starben. Elisabeth aber zehrte schon am fremden Gnadenbrote, und Karl, der erste König dieses Namens von Großbritannien, warf sich in die Arme des nichtsnutzigen Günstlings Buckingham. Von ihm und seiner Gemahlin Henriette Marie wurde

Jacob II., oder der Siebente dieses Namens aus dem Hause Stuart, der dritte Sohn seiner Ältern, gezeugt. Geboren am 24. Oct. a. St. 1633, wurde Jacob, Herzog von York, nach des Vaters Willen in den Grundsätzen der Episkopalkirche (established church, church of England), in wissenschaftlichen Dingen und im Kriegswesen sorgfältig erzogen; fiel aber 1646 den 24. Juni nach Eroberung der Stadt York, in welcher sich der Herzog aufhielt, in des Rebellengenerals Fairfax Hände, da sich dieser geweigert hatte, den Prinzen in die Capitulation aufzunehmen. Hierauf brachte man ihn zu seinen beiden, bereits gefangen gehaltenen, Geschwistern, dem Herzoge Heinrich von Glocester und der Prinzessin Elisabeth, in den St. Jamespalast zu London, wo sie unter der Obhut des Grafen von Northumberland von ihres Vaters Feinden spärlich erhalten wurden. Im folgenden Jahre gestattete man dem Prinzen und seinen Geschwistern, ihren gefangenen Vater zu Caversham auf die Dauer etlicher Tage zu besuchen, der ihnen Gehorsam gegen den ältesten Bruder und Festhalten an der protestantischen Lehre einflößte[1]). Seit der Rückkehr nach London bereiteten Anhänger der königlichen Familie Jacob's Flucht in's Ausland heimlich vor, indem er jeden Abend angehalten wurde, mit den Edelleuten seiner Umgebung Verstecken zu spielen; und als der zur Flucht bestimmte Tag, der 21. April 1648, gekommen war, schlich sich Jacob um 9 Uhr Abends während seines gewöhnlichen Kurzweils unbemerkt durch die Galerie auf einer verborgenen Treppe in einen Garten nach der äußern Thüre hinab, zu welcher dem Gärtner der Schlüssel unter dem Vorwande, der Herzog werde folgenden Tages in aller Frühe auf die Jagd gehen, abgefordert worden war. Vor dieser Gartenthür nahm ihn Oberst Damfield in Empfang, legte ihm eine Larve mit einer Augenöffnung vor das Gesicht, und in einem bereitstehenden Wagen zu einer Gondel auf dem Flusse geleitet, gelangte J. in ein Haus an der Brücke, wo ihm weibliche Kleidung angethan wurde. Sodann bestieg der Herzog mit Damfield ein Fahrzeug, das sie unter Schwierigkeiten des mißtrauisch gewordenen Schiffers und bei stürmischem Wetter nach Gravesand trug. Von da begaben sich die Flüchtlinge nach Tilbury auf ein holländisches Schiff, das sie nach Middelburg und Helvoetsluy brachte. Aber schon nach Verlauf eines Monates sah sich Jacob auf einen Theil der englischen Flotte, der sich in den Dünen zu Gunsten Karl's I. empört und der holländischen Küste genähert hatte, versetzt[2]). Auf diesem Schiffe hielt sich der Herzog nach Rapin so lange auf, bis sein älterer Bruder Karl herbeigekommen war, der ihn in den Haag zu seiner Schwester Marie, Gemahlin des Prinzen von Oranien, schickte. Ungewiß ist, wie lange er dort geblieben; doch mag er seit den letzten mißlungenen Versuchen seines Bruders Karl im J. 1651, den britischen Thron zu erkämpfen, zu seiner Mutter Henriette Marie nach Paris gesendet worden sein, da ohnehin Frankreich die Verpflichtung auf sich nahm, Mutter und Kinder zu erhalten. Die Jahrgelder wurden äußerst unordentlich gezahlt, und oft fehlte es sowol Jacob'en als seiner Schwester Henriette an nöthigen Bedürfnissen. Dieser Aufenthalt gab dem Herzoge von York eine ganz andere Richtung in religiösen und politischen Dingen, wozu auch unzweifelhaft die Hinrichtung des Vaters beigetragen haben mochte. Der Umgang mit der bigottkatholischen Mutter und die unmittelbare Leitung des Ritters Berkeley flößten ihm große Neigung zum Papismus ein, der um so eher in dem königlichen Jünglinge festwurzelte, als man ihm bis zur Überzeugung die Ansicht beibrachte, daß sein Vater nur des Protestantismus wegen auf dem Schafott geblutet habe. Die Versuche, ihn katholisch zu machen, sind unbestritten, sowie die Anträge, ihn mit einem katholischen Fräulein zu vermählen, sehr glaubhaft werden. Zuerst schlug man ihm das reiche Fräulein von Longueville und dann (1651) eine natürliche Tochter des Herzogs von Lothringen vor. Letztere war der Mutter zu gering, und erstere sagte der Politik des ältern Bruders, der sich König Karl II. von Großbritannien nannte, nicht zu, wie dieser überhaupt Jacob'en vor vertraulicher Gemeinschaft mit Katholiken und vor dem Übertritte zu deren Kirche fortwährend warnte, auf die Lehren und das Beispiel des unglücklichen Vaters sich berufend[3]). Gleichwol konnte er nicht hindern, daß Jacob, obschon von Geld entblößt, aber durch den Krieg der Fronde mit dem königlich französischen Hofe zu Waffenthaten gereizt, als Freiwilliger 1652 unter Turenne's Fahnen trat, nicht mehr als 300 Pistolen besitzend, die ihm ein gascogner Edelmann zur Rüstung geliehen hatte. Berkeley ging mit ihm. Jacob stahl sich aus Rücksicht gegen seinen Oheim, den Herzog von Orleans, am 21. April 1652 mit Berkeley von Paris weg und fand eine sehr freundliche Aufnahme bei dem Marschall. Im zweiten Feldzuge 1653 finden wir ihn als Inhaber eines Regimentes und in dem Genusse eines Oberstengehaltes von 6000 Pistolen. Die Feldzüge in Flandern bis Ende des Jahres 1655 half er als Oberst und endlich als Generallieutenant mit großer Tapferkeit und Auszeichnung vollbringen, bis Mazarini und Cromwell (3 Nov. 1655) Frieden schlossen, dem zu Folge den Stuarts der Aufenthalt in Frankreich untersagt wurde. Dringende Vorstellungen des Herzogs von York und Fürbitten Turenne's vermochten aber so viel, daß Jacob den französischen Kriegsdienst beibehalten konnte, wenn er sich als Generallieutenant in das französische Heer, das der Herzog von Modena in Italien befehligte, begeben wollte. Dieses Anerbieten

1) Vergl. Larrey IV, 228, 239. Rapin IX, 634 und Mortimer II, 569. 2) Vergl. Rapin IX, 681 fg. Mortimer II, 573 fg. Lingard (X, 384) irrt offenbar, wenn er den Herzog von York zur Zeit der Hinrichtung Karl's I. noch in londoner Haft erwähnt.

3) Vergl. Larrey IV, 405, 410.

nahm der Herzog an, allein sein Bruder Karl, der inzwischen sich mit den Spaniern in ein Bündniß eingelassen hatte, drang unaufhörlich in ihn, nach Flandern zu kommen. Jacob gehorchte und seine Mutter billigte es so sehr, als der französische Hof. Am 1. Sept. 1656 begab er sich mit Berkeley nach Brügge zu seinem Bruder, allein Cromwell's Ränke verschrien den Herzog, der unter Berkeley's Einflusse stehe, als verdächtig und unzuverlässig für Spanien, desto ergebener für Frankreich. Jacob mußte seinen Mentor entlassen, kam aber selbst auf den Gedanken, sich wieder in Frankreich einzuschleichen. Schon war er bis Breda gekommen, da erreichten ihn die Befehle seines Bruders Karl zur Rückkehr. Er schlug den 13. Jan. 1657 den Rückweg nach Brügge ein, und Berkeley folgte ihm nach. Die Nachricht eines neuen Vertrages zwischen Frankreich und England gegen Spanien, und der erneuerten Zusicherung, die Stuarts von den französischen Gebieten entfernt zu halten, reizte sie zur Rüstung und zur Theilnahme an dem flandrischen Kriege. Britische und irische Officiere, auch Haufen Gemeiner von diesen Nationen, verließen den französischen Kriegsdienst und stellten sich unter York's Fahnen, der nun als Generallieutenant unter den Befehlen Condé's und Don Juan's gegen seinen Freund, den Marschall von Turenne, bis gegen Ende des Jahres 1659 tapfer, ruhmreich und mit Lebensgefahr kämpfte, und sich eine abgöttische Zuneigung seiner Landsleute erwarb [4]). Der Tod Cromwell's und die Schwächen seines Nachfolgers indessen verschafften den Stuarts neue Aussichten auf den englischen Thron. Jacob begab sich aus dem Kriegslager nach Breda zu seiner Schwester, der Gemahlin Wilhelm's von Oranien, während Karl nach Fuentarabia eilte, um den Verhandlungen zum pyrenäischen Frieden beizuwohnen. Eingeleitete Verbindungen mit den Royalisten in England hießen den Herzog zeitig nach Boulogne sich verfügen, wo ihm seine Mutter die Nachricht zukommen ließ, daß Turenne wichtige Dinge mit ihm zu verhandeln hätte. Sofort begab er sich nach Amiens, wo der Marschall dem Herzoge ansehnliche Hilfsmittel mit Ludwig's XIV. Bewilligung zu einer Landung in England anbot sammt den Diensten seiner beiden Neffen, des Herzogs von Bouillon und des Grafen von Auvergne. Die Truppen wurden an die Seeküste verlegt, die des Herzogs in Flandern bereit gehalten, und der Herzog von Glocester mit 4000 Mann nach Ostende gewiesen, sodaß Alles zum Einschiffen im Laufe des Jahres 1659 in Bereitschaft war, als Sir Richard Willis, der den Aufstand in England leiten sollte, ein Verräther an dem Hause Stuart ward, und die Royalisten geschlagen wurden. Auf die Nachricht hiervon begab sich der Herzog von York aus Boulogne nach Montreuil zu Turenne, der, nach reifer Überlegung, ihm günstigere Umstände abzuwarten und sich inzwischen in Flandern ruhig zu verhalten rieth. Da er von Gelde völlig entblößt war, gab ihm der Marschall eine Zehrung von 300 Pistolen. In Brüssel fand J. seine beiden Brüder, und hatte zugleich die Freude, das Patent als spanischer Admiral zu empfangen, welches er aber nicht benutzen konnte, da sich die Zustände Englands wieder änderten und Karl II. am 8. Mai 1660 als König von Großbritannien zu London ausgerufen wurde [5]). Am 23. Mai segelte Jacob mit seinen beiden Brüdern aus dem Haag nach London ab, wo sie am 28. desselben Monates ihren feierlichen Einzug hielten. Das Parlament reichte ihm ein Geschenk von 10,000 Pfund Sterling, und sieben Jahre später mochte es sein, als ihm auch ein Antheil von den Gütern der Königsmörder geschenkt wurde [6]). Nun geschah es, daß im Sommer 1660 Anna Hyde's Schwangerschaft und dadurch ihre heimliche Vermählung mit dem Herzoge von York bekannt wurde. Als Ehrenfräulein seiner Schwester Maria hatte er sie im Haag kennen gelernt, und war von ihr nicht sowol durch äußere Reize, die ihr abgingen, als vielmehr durch geistige Vorzüge so sehr gefesselt worden, daß sie am 24. Nov. 1659 einen geheimen Ehebund schlossen, und denselben etliche Monate nach ihrer Ankunft zu London nach dem Gebrauche der englischen Kirche heimlich durch Priesters Hand einweihen ließen. Als der Hergang durch der Herzogin zunehmende Schwangerschaft ruchtbar geworden war, wußte Jacob zwar seines verdrießlichen Bruders Einwendungen durch leidenschaftliche Heftigkeit zu beseitigen, aber der Kanzler Hyde, Annen's Vater, war weder mit Worten, noch mit Geschenken und Würden zufrieden zu stellen, wozu sich noch die bittersten Vorwürfe der Königin Mutter und der ältesten Schwester, der Prinzessin von Oranien, gesellten. Hierzwischen traten endlich Verleumdungen gegen die unbescholtene Herzogin, sodaß Geistliche und Rechtsgelehrte aufgeboten wurden, die Gültigkeit der Ehe in Jacob's Gegenwart zu untersuchen. Das Ergebniß war: des Herzogs geheimes Ehebündniß, ohne des Königs Gutheißen geschlossen, könne nicht für rechtskräftig angesehen werden. Er gab demnach Anne'n auf, während sie am 22. Oct. 1660 nach der Niederkunft mit einem Knaben ihrem Beichtvater gestand, daß sie vor Zeugen mit Jacob getraut, sich nie eine Untreue habe zu Schulden kommen lassen. Die Verleumder wurden verhört und gestanden ihre unverschämten Beleidigungen ein; die Königin Mutter wurde durch Mazarini's Vorstellungen beruhigt, und Marie, die erzürnte Schwester, starb über der Beseitigung dieses Familienzwistes [7]). Anna wurde nun öffentlich als Herzogin von York anerkannt, und ihr Gemahl gewann durch

4) Hierüber s. Ramsay's Histoire du Vicomte de Turenne I, von 253 an fg.; dann die am zweiten Bande dieses Werkes befindlichen Mémoires du Duc d'York, welche blos diese Feldzüge beschreiben, doch von Jacob in seiner Muttersprache verfaßt und 1696 auf sein Geheiß für den Cardinal von Bouillon ins Französische übersetzt worden sind. Lingard XI, 264 fg., 305 fg. Der von Larrey (IV, 308 fg.) erzählte Vorfall zwischen Jacob und dem englischen Gesandten auf offener Straße im Haag ermangelt sicherer Beweise.

5) Cf. Mémoires du Duc d'York, p. 148 sq. Ramsay I, 392 fg. und Lingard XII, 30 fg. 6) Vergl. Rapin X, 151 mit Lingard XII, 150. 7) Vergl. Lingard XII, 154 fg. Rapin X, 165. Mortimer II, 607 und Molleville IV, 131.

die Lord-Admiralswürde (am 19. Novbr. 1664 übertragen) Gelegenheit, seinem Ehrgeiz, seiner Tapferkeit und Wirksamkeit für das allgemeine Wohl nachdrücklichen Raum zu geben[8]). Im J. 1663 erhielt er die Stelle eines Präsidenten der afrikanischen Compagnie, für deren Aufblühen er, wenn auch nicht immer erfolgreich, eifrig bemüht war. Ein Krieg mit Holland, 1665 der Besitzungen dieser Gesellschaft wegen erregt, gab dem Herzoge Anlaß, seine Feldherrentalente zur See zu entwickeln. Er führte im Frühjahre eine furchtbare Flotte nach der holländischen Küste, und verhöhnte einen Monat lang die Holländer, bis ihn der Ostwind an die englische Küste zurücktrieb. Die Holländer unter Opdam's Führung verfolgten die feindliche Flotte und geriethen am 3. Jun. desselben Jahres in der Nähe Lowestoff's mit ihr in einen Kampf, der dem Herzoge einen vollständigen Sieg verschaffte[9]). Bei der großen Feuersbrunst im folgenden Jahre zu London erwarb sich des Herzogs unermüdete Thätigkeit viele Volksgunst, konnte aber später der Wuth der Gegner seines Schwiegervaters, welcher zum Grafen von Clarendon erhoben worden war, keinen Einhalt thun, und mußte denselben in die Verbannung gehen sehen. Nun hatte er auch von Buckingham's steigendem Einflusse Vieles zu ertragen. Seine Verwaltung der Marine wurde laut getadelt, seine Freunde wurden entfernt und an deren Stelle die Geschöpfe seines Gegners trotz seiner Einwendungen eingesetzt. Die öffentliche Meinung sprach von Vergehen und baldiger Absetzung des Herzogs von seinen Staatswürden, während Einzelne den König zur Überzeugung brachten, daß er seinem Bruder Schutz schuldig sei; da aber Buckingham in des sorglosen und vergnügungssüchtigen Königs Gunst blieb, so fruchteten freundschaftliche Zuredungen wenig, ja sie reizten vielmehr den königlichen Günstling, welchen die Furcht vor Jacob's einstiger Thronbesteigung daneben bewegte, zu einem Schritte bei Karl, daß dieser seinen Bruder zu Gunsten seines natürlichen Sohnes, Herzogs Jacob von Monmouth, von der Thronfolge ausschließen sollte[10]). Dieser Vorschlag und die Scheidungsbill, gegen deren Sieg Jacob mit einem Anhange von 28 Stimmen protestirte, scheiterten an des Königs plötzlicher Sinnesänderung. Ein anderes wichtiges Ereigniß war Jacob's Geständniß gegen seinen Bruder im J. 1668, daß seine Leichtgläubigkeit in Religionssachen durch Heylin's Geschichte der Reformation (dies nur Vorwand, wie Rapin allein richtig bemerkt) erschüttert worden sei, und er nach genauer Prüfung gefunden habe, zur römischen Kirche zurückkehren zu müssen, und um den Gefahren dieses Wechsels zu entgehen, wolle er sich äußerlich nach den Gebräuchen der herrschenden Kirche Englands richten, insgeheim aber den katholischen Gebräuchen folgen. Der König für sich allein machte keine lästigen Einwendungen, aber auf Anfragen bei dem Papste und den Jesuiten wurde diese Behutsamkeit als unzulässige Zweideutigkeit erklärt. Also beschloß der Herzog, den katholischen Glauben ernstlich anzunehmen, und vermochte auch seine Gemahlin im August 1670, trotz kräftiger Widerrede, dieselben Entschließungen zu fassen[11]). Jacob ließ diese Veränderung nur Wenigen merken, besuchte zuweilen noch mit dem Könige den protestantischen Gottesdienst in der Hofkapelle, hörte aber auf, das heilige Abendmahl mitzugenießen. An seiner Gemahlin spürte man erst zur Zeit ihrer letzten Krankheit, daß sie ihr Glaubensbekenntniß geändert hatte, als sie das Sacrament aus den Händen eines Franziskaners empfing. Schon längst siechend, starb sie am 31. Mai 1671 in ihrem 34. Lebensjahre, Mutter von acht Kindern, von welchen aber nur zwei Töchter, Maria und Anna, sie überlebten. Beide wurden protestantisch erzogen und gelangten später nach einander auf den britischen Thron. Der Ausbruch des Krieges zwischen England und Holland lenkte die Aufmerksamkeit 1672 auf Jacob's Waffenthaten. Er vereinte die ihm übertragene Flotte mit einem französischen Geschwader unter d'Estrées' Führung zu S. Helens, und segelte den 4. Mai nach Ostende, wo der Admiral de Ruyter mit der holländischen Flotte lag. Dieser wußte kluger Weise seine Gegner zum Rückzuge nach der Küste bei Southwoldbay (Solebay) zu bewegen, und lieferte ihnen, sobald er sie ausgespürt hatte, am 28. Mai a. St. bei ungünstigem Winde eine Schlacht, in welcher die Engländer ausdauernden Muth und Jacob vorzügliche Geschicklichkeit und Tapferkeit bewiesen. Beide Parteien schrieben sich den Sieg zu, wie denn der Verlust bei Beiden fast gleich, wenn nicht für die Engländer größer war[12]). Hierauf gab der Herzog von York in Folge der berühmten Testbill vom 28. Febr. 1673, welche seinen geheimen, doch vielfach vermutheten Katholicismus unwiderleglich verrathen hatte, den Oberbefehl an den Pfalzgrafen Ruprecht, Sohn des unglücklichen Friedrich V. ab, sowie er, nach dem Beispiele des Ministers Clifford und anderer Katholiken, alle Stellen plötzlich niederlegte, die er von der Krone hatte, und aufhörte, seinen Bruder zur Kirche zu begleiten, wenn dieser das Abendmahl genoß[13]). Des Volkes Unwille aber über Jacob's Rücktritt zur katholischen Kirche wurde durch die Nachricht noch mehr gesteigert, daß er den 30. Sept. 1673 um die Hand der katholischen Prinzessin von Modena, Maria von Este, nachdem ihm eine Erzherzogin von Österreich die Hand ausgeschlagen hatte, hatte werben lassen[14]). Das Haus der Gemeinen und der Minister

8) Vergl. Larrey IV, 426. Jacob hatte bis an's Ende seiner Regierung die britische Flotte zu 163 Schiffen von allen Gattungen gebracht und die Seesignale erfunden. Moleville IV, 385. 9) Lingard (XII, 198) nennt diesen Ort, in dessen Nähe das Treffen vorfiel. Mortimer (II, 611 fg.) nennt keinen Ort, Moleville (IV, 153), Rapin (X, 225 fg.) und Larrey (IV, 429) nennen Harwich. 10) Vergl. Lingard XII, 269, 280 fg.

11) Vergl. Larrey IV, 474 fg. Rapin X, 291 fg. Lingard XII, 272 fg. 12) Vergl. Moleville IV, 199 fg. Larrey IV, 471 fg. Rapin X, 305 fg. Saint-Allais II, 2, 70. Mortimer II, 623 fg. und Lingard XII, 317 fg., der aber den Engländern den Sieg unbedingt zuschreibt. 13) f. Mortimer II, 625 und Lingard XII, 343 fg. Die Testbill verlangte, die Befähigung zur Anstellung im öffentlichen Amte von einem Eide abhängig zu machen, dessen Leistung die Prüfung enthalten sollte, ob der Bewerber rechtgläubig sei. 14) Vergl. Rapin X, 328, 332 fg. Lingard XII, 347 fg.

Arlington warnten den König vor wachsender Gefahr der protestantischen Religion; aber Karl wollte seinen Bruder weder schnöde noch unwürdig behandeln. Der Bischof von Oxford erklärte am 21. Nov. desselben Jahres dieses neue Ehebündniß für gesetzlich und gültig. Dennoch gerieth der König durch allgemeinen Unwillen in solche Verlegenheit, daß er seinem Bruder, der in Dover seine Braut empfangen hatte, den Rath ertheilen ließ, sich nach Audleyend zurückzuziehen; allein der Herzog verwarf den Vorschlag mit Unwillen und führte seine 15-jährige Gemahlin in den S. Jamespalast zu London. Die Herzogin wußte sich zwar bei Hofe beliebt zu machen, doch unterblieben die strengen Befehle gegen die Katholiken und Dissenters nicht, welche mit Härte vollführt wurden. Nächstdem gingen die Gegner des Herzogs und seines verstoßenen Schwiegervaters mit nichts Geringerm um, als ihn von der Thronfolge auszuschließen: eine Cabale, welche zwölf Jahre lang die Volkspartei und einen Theil des Adels beschäftigte, und dem Herzoge viel Ungemach zuzog. Zuerst stellte man einen neuen Test zur Verbannung Jacob's aus dem Oberhause, dem geheimen Staatsrathe und der Nähe seines Bruders auf [15]). Das Hintertreiben der Angelegenheit rief im Oberhause einen Vorschlag hervor, welcher nicht nur seine zweite Vermählung kränkte, sondern ihn auch nöthigen sollte, seine Kinder in den Grundsätzen der Episkopalkirche zu erziehen und mit Protestanten zu verheirathen. Daher ließ Karl seinem Bruder zum Trotze, dessen Tochter in dieser Kirche confirmiren, und schlug mit Zureden Anderer derselben den Prinzen Wilhelm von Oranien zum Gemahle vor; und da es Jacob nicht zugeben wollte, mußte er den Verweis hören, daß seine Kinder der Nation angehörten. Alle diese Kränkungen erduldete Jacob; sie wurden ihm zugefügt, weil der König meinte, er könne auf seines Bruders Unterwürfigkeit rechnen. Jetzt aber, da 1675 ein Streit im Parlament über Berufungen sich entspann, und die Frage erörtert wurde, ob dasselbe, 1661 gewählt, den Gesinnungen des Volkes im J. 1675 auch noch genüge, brach der Herzog von York sein Stillschweigen und suchte auf die Auflösung des Parlaments hinzuwirken, damit er Zeit gewönne, sich auf seiner Feinde Angriffe vorzubereiten. Die Minister und deren Anhang redeten dagegen; allein der Herzog siegte insofern, daß jene nur ein schwaches Übergewicht von zwei Stimmen erhielten, und Karl von seinem Bruder überredet wurde, das Parlament zu prorogiren. Es geschah in ungewöhnlicher Weise auf die Dauer von 15 Monaten. Am 4. Nov. 1677 vermählte der Herzog seine älteste Tochter endlich mit dem Prinzen von Oranien unter der ausdrücklichen Erklärung, in Zukunft solle Niemand mehr wegen seiner religiösen Meinungen in bürgerlichen Beziehungen Ungelegenheiten erfahren [16]). Gleichwol hörte die öffentliche Meinung nicht auf, den Herzog, der in Kriegs- und Friedenssachen seinen Einfluß behielt, anzufeinden, und das seit dem Febr. 1677 wieder zusammenberufene Parlament setzte seine Vorschläge fort, ihn und seine Glaubensgenossen mit neuen Beschränkungen zu ermüden, was natürlich den Verdacht erregen konnte, daß man ihn durch eine Art von Verschwörung von der Thronfolge ausschließen wollte. Man brachte im Hause der Gemeinen die Lieblingsbill der Volkspartei abermals zur Sprache, nämlich den Test zur Ausschließung der Katholiken aus dem Parlament und der Umgebung des Königs. Siegreich kam diese Bill aus dem Unterhause in das Oberhaus, und da auch hier ihr Sieg befürchtet wurde, stellten die Peers dem Könige vor, er möge seinen Bruder zur freiwilligen Entfernung aus dem Staatsrathe und vom Hofe rathen. Karl beschränkte diese Zumuthung blos auf den Ausschluß vom geheimen Rathe, wozu sich Jacob nach heftigem Kampfe verstand. Hierauf erhielt am 20. Nov. 1678 die Ausschließungsbill im Oberhause ihr völliges Übergewicht, jedoch ohne Beziehung auf den Herzog von York. Die Hauptabsicht der Volkspartei war vereitelt, und zielte nun, hauptsächlich nach Danbey's Betrieb, auf Jacob's Entfernung aus dem Königreiche. Auf seine Weigerung, freiwillig eine Zeit lang das Reich zu verlassen, folgte der Vorschlag bei dem Könige, seinem Bruder Brüssel zur künftigen Wohnung gebieterisch anzuweisen; und da dies dem Könige zu hart schien, nahm er den Vorschlag an, den Versuch einer Bekehrung mit seinem „irrgläubigen" Bruder zu machen. In der That erschienen am 22. Febr. 1679 ein Erzbischof und einige andere Prälaten, „das verirrte Schaf in den Stall der herrschenden Kirche zurückzubringen" [17]). Der Herzog wies sie so ruhig ab, als er sie angehört hatte. Da gab ihm der König den Wink, sich wenigstens auf kurze Zeit aus England zu entfernen. Jacob gehorchte, nachdem er seine Ansprüche auf die Krone verwahrt hatte. Am 4. März des vorhin genannten J. begab er sich mit seiner Gemahlin nach Brüssel. Nun erhoben sich hinter seinem Rücken neue Beschuldigungen gegen ihn, während er, ungeduldig, bei jeder günstigen Gelegenheit sein Gesuch um Erlaubniß zur Rückkehr erneuerte. Man wies ihn zur Geduld, mit Hindeutungen auf die Gefahren einer allgemeinen Empörung, welche seine Rückkehr veranlassen würde. Daher ihm auch der Besuch im August bei dem gefährlich kranken Könige zu Windsor blos auf seine eigene Verantwortlichkeit gestattet wurde. Verkleidet und unter fremdem Namen kam er nach Windsor, und erwirkte seines Nebenbuhlers, des Herzogs Jacob von Monmouth, Verbannung nach Holland, und für sich die Verlegung seines Aufenthaltes von Brüssel nach Edinburgh, wo er am 27. October mit seiner Familie ankam [18]). Die festen Grundsätze Jacob's mochten dem Sklaven der Weiber, König Karl, des Bruders Unentbehrlichkeit fühlbar gemacht haben; darum drang er am 28. Jan. 1680 auf dessen Rückkehr in den S. Jamespalast. Der gute Empfang, der seiner wartete, ging zu einer Zeit, wo sich die Whigs und Torys fest und bleibend bildeten, bald in heftige Anfeindungen über. Ein

15) s. Rapin X, 334. 16) s. Rapin X, 368 fg. Lingard XIII, 25.

17) s. Lingard XIII, 114 fg. 18) s. Lingard XIII, 164 fg. Rapin X, 436, 462 fg.

katholisches Glaubensbekenntniß wurde abermals getadelt, er selbst vor Gericht gezogen, während die Bemühungen, ihn zur Thronfolge gänzlich unfähig zu machen, wie im verflossenen Jahre in volle Thätigkeit bei der Volkspartei geriethen, wobei listiger Weise die Äußerung festgehalten wurde, daß dieser Ausschluß nöthig sei, wenn man das Leben Karl's vor der Bosheit seines Bruders verwahren wolle [19]). Die Ausschließungsbill drang im Unterhause durch, fand aber im Oberhause ein schlagendes Gegengewicht. Dennoch mußte der Herzog, auf Anrathen seines Bruders, am 20. Oct. 1680, mit desto schwererem Gemüthe nach Schottland zurückkehren, je mehr sich ihm der Verdacht aufdrängte, daß seine Gegner eigentlich nicht Feinde seiner Religion, sondern Republicaner wären, welche das Reich zu einem Wahlreiche umwandeln wollten. Wirklich drohte die Beschränkungsbill des Lord Halifax, Jacob's als katholischen Thronfolgers künftige Gewalt in ihren Grundzügen zu vernichten und ihm bei Lebzeiten seines Bruders den Aufenthalt in der Nähe der britischen Küste unter 500 Meilen bei Strafe des Hochverrathes zu verbieten. Die deshalb an den König gerichtete Vorstellung erschreckte denselben so sehr, daß er am 18. Jan. 1681 das Parlament auflöste, und ein neues nach zwei Monaten in Orford zu versammeln verkündete. Dies geschah am 21. März vom Könige, nach vergeblichen Versuchen, seinen erzürnten Bruder zur Leistung des Testeides und zur Rückkehr in den Schoß der herrschenden Kirche Englands zu bewegen, mit dem Antrage eines Auskunftmittels, welches nicht nur die lebenslängliche Verbannung Jacob's und aller bemittelten Katholiken aus den britischen Gebieten nach obiger Bestimmung enthielt, sondern ihn auch nach des Königs Tode, mit Ausschlusse des leeren Titels, aller Regentengewalt beraubte, die auf seine im protestantischen Lehrbegriffe erzogenen Kinder übergetragen werden sollte. Das Unterhaus, durch eine so eben erst erschienene Schmähschrift aufgereizt, verwarf nach zweitägigem Kampfe auch den königlichen Titel; ein Umstand, der, mit andern widrigen Vorfällen geschickt benutzt, den König sogleich zur Auflösung des Parlaments bestimmte [20]). Dieser Schritt, so unerwartet er auch die Volkspartei erschütterte, rettete höchst wahrscheinlich das Reich von einem Bürgerkriege. Jacob saß als königlicher Statthalter inzwischen im geheimen Rathe zu Edinburgh, ohne sich in irgend eine Verbindung einzulassen. Er legte die von alten Zeiten herstammenden Familienzwiste des Adels bei, linderte den Druck des Volkes durch die geräuschlose Entfernung eines schlechten Ministers (Lauderdale) und rieth seinem Bruder zu allen Mitteln, deren Anwendung von dem Willen des Souverains abhängig war, und von dem der Krone ergebenen Adel nicht erschwert wurde. Sodann hatte er die Freude, daß das auf sein Ansuchen gehaltene Parlament zu Edinburgh seine Rechte auf den schottischen Thron unter Sicherstellung der protestantischen Religion in solcher Weise anerkannte, daß dieselben weder Unterschied der Religion noch Parlamentsacten verändern konnten [21]). Im März 1682 war Jacob, bisher stets unter Zumuthungen zum Rücktritte in den Schoß der Episkopalkirche von England zurückgehalten, veranlaßt worden, wegen einer Ausgleichung gewisser Einkünfte mit der Herzogin von Portsmouth, Karl's Kebsweibe, nach Newmarket zu seinem Bruder zu kommen, wo seine Persönlichkeit abermals den Sieg, wieder im S. Jamespalaste wohnen zu können, davon trug. Kaum sah man den Herzog in London, so wußte auch sein Feind Halifax ihm neue Kränkungen zuzufügen. Zuerst versuchte er den König mit Jacob von Monmouth auszusöhnen und dann auf Zusammenberufung eines Parlaments zu bringen; allein die Aussöhnung Monmouth's war von kurzer Dauer und die Berufung des Parlamentes unmöglich, da der Herzog von York bald Einfluß auf die Staatsgeschäfte erhielt, nur mit dem Unterschiede, wie z. B. bei Aufsicht des Admiralitätswesens, daß sich der König, um seinen Bruder vor Strafbestimmungen der Testacte zu schützen, die Ausübung solcher Ämter vorbehielt. Der dadurch erregte allgemeine Beifall machte Karl'n so kühn, daß er seinen Bruder, der Testacte zum Trotze, wieder in den Staatsrath einführte, ohne sich an das Murren, selbst der Torys, zu kehren, und ohne den Katholiken und Dissenters durch diesen Schritt eine Erleichterung zu gewähren. So hielt sich Jacob bei der seit Auflösung des orforder Parlaments ruhig gewordenen öffentlichen Stimmung aufrecht in des Thrones Nähe, bis er denselben selbst am 6. Febr. 1685 ohne Schwierigkeiten besteigen konnte. Am genannten Tage war sein Bruder im katholischen Glauben gestorben, ungewiß, ob Jacob ihn noch auf dem Todtenbette, oder er selbst sich dazu bekehrt hatte. Es ist unverkennbar, Jacob, nunmehr der zweite Stuart'sche König dieses Namens auf dem großbritannischen Throne, hatte auf denselben wieder so großen Einfluß gewonnen, daß dieser Regentenwechsel als etwas Geringes angesehen worden zu sein scheint, während Sir William Temple diese Begebenheit einige Jahre früher als das Ende der Welt betrachtet haben würde [22]). Im Allgemeinen stimmen Zeitgenossen wie spätere Geschichtschreiber [23]) in das Urtheil ein, daß Jacob ein Fürst von großer Heftigkeit, Rachsucht, von Festigkeit und Hoheit der Gesinnungen, von ausdauerndem Muthe und persönlicher Tapferkeit, voll von Zuverlässigkeit und Geradheit, sodaß Manche ihn den Gerechten nannten, und von höchster Thätigkeit war, was ihm bei mittelmäßigen Geistesgaben, die man ihm zuschreibt, große Vorzüge vor seinem unempfindlichen, sorglosen und weibischen Bruder, dem Könige Karl II., gewähren mußte. Daß er aber dessenungeachtet die öffentliche Gunst nicht erlangen konnte, lag in seinem Stolze, in Schonungslosigkeit und im Mangel an gefälligem Wesen: Eigenschaften, die seine festgewurzelten Begriffe von willkürlicher Herrschergewalt, wie sie sein einziger königlicher Freund Ludwig XIV. besaß,

19) s. Rapin X, 467 fg. Lingard XIII, 200. 20) s. Rapin X, 498 fg. Lingard XIII, 226–243. Moleville IV, 278 fg. Mortimer II, 643 fg.

21) s. Rapin X, 507 fg. Moleville IV, 285. 22) *Fox*, Histoire des deux derniers Rois de la Maison de Stuart. I, 139. 23) Lingard macht eine Ausnahme davon; er schweigt.

erzeugt und genährt hatten. Diese auf dem britischen Throne festzustellen, war die vornehmste Aufgabe seines Regentenlebens, sowie er die Überzeugung haben mochte, daß die Verbreitung des Papismus in seinen Staaten hierzu das wirksamste Mittel, nicht aber, daß Bekehrungseifer der oberste Grundsatz aller seiner Handlungen gewesen wäre. Dies scheint uns, mit Fox, der allen Andern, selbst Hume'n und Voltaire'n, hierin scharfsinnig entgegentritt, das Wesen der kurzen Regierung Jacob's gewesen zu sein, wie denn dieser Grundgedanke selbst in England einen berühmten Wortführer in dem Philosophen Thomas Hobbes hatte. Indem aber die katholische Religion, laut öffentlicher Stimmung, den Engländern als eine Lehre der Sklaverei erschien [24]), mußte Jacob bei aller der Unvorsichtigkeit, welche er sich als König zu Schulden kommen ließ, nothwendig untergehen. Denn selbst vor seiner Absetzung äußerten die Cardinäle zu Rom, daß man diesen König in den Kirchenbann thun müsse, weil er das Bischen Katholicismus in England vollends zerstöre; während nach derselben der Erzbischof von Rheims, Louvois' Bruder, bei des Königs Anblicke ausrief: Sehet da einen braven Mann, der um einer Messe Willen drei Königreiche aufgegeben hat [25])! Sobald als Karl II. gestorben war, erklärte Jacob dem versammelten Staatsrathe wohl durchdacht, nachdem er die Gerüchte über sein Streben nach willkürlicher Macht widerlegt hatte, daß er, den Fußtapfen seines Bruders folgend, die gesetzmäßige Verfassung der Kirche und des Staates aufrecht zu erhalten entschlossen sei, weil die Grundsätze der englischen Kirche der Monarchie günstig und ihre Glieder gute Unterthanen wären; der Krone und ihren Rechten aber werde er so wenig Etwas vergeben, als er gesonnen sei, das Eigenthum irgend Jemandes anzutasten [26]). Diese Erklärung, sobald sie kund geworden, erregte lauten Beifall, besonders unter den Torys, die sie „für ein Wort des Königs, das noch niemals gebrochen," erklärten [27]). In den Ministern fand der neue König, den Grafen von Rochester, durch Anna Hyde mit ihm verwandt, ausgenommen, lauter ehemalige Widersacher seiner Person und Grundsätze; er aber verzieh ihnen Allen, und schenkte selbst einem Sunderland und Godolphin Vertrauen. Im Vereine mit diesen Staatsmännern, mehr oder weniger auf ihren Einfluß achtend, findet sich Jacob's fast vierjährige Herrschaft sowol rücksichtlich weltlicher und religiöser, als auswärtiger und innerer Angelegenheiten in folgenden wesentlichen Grundzügen charakterisirt.

Zuerst und hauptsächlich war Jacob's Hauptaugenmerk, sich zur Gründung einer umunschränkten Monarchie und zur Zurücksetzung allerhand bindender Parlamentsbestimmungen Frankreichs Freundschaft zu sichern. Dies ließ er Ludwig's XIV. Botschafter, dem bekannten Barillon, angelegentlichst merken, und stellte viele wichtige Angelegenheiten in dessen Rathschläge. Hieran reihte sich der Wunsch nach Geldunterstützung, der auch sogleich mit 500,000 Franken erfüllt wurde, sowie Jacob seiner Krone Bündniß mit Spanien aus Dankbarkeit bei Seite schob und sich aller Theilnahme an den Angelegenheiten der spanischen Niederlande gänzlich enthielt; allein neue Geldfoderungen für schuldige Rückstände aus den Zeiten seines Bruders fielen dem Hofe zu Versailles zur Last, wogegen Ludwig allerdings auch Schwierigkeiten erhob [28]). Der hohe Ton Frankreichs aber stimmte nach Verlauf von sechs Monaten die sonst friedlichgesinnte Politik Jacob's zu einem Vertrage mit den holländischen Generalstaaten auf den Grund der 1678 geschlossenen Defensivallianz. Dies gab dem spanischen Botschafter Muth, dem Könige eine Erneuerung des jüngsten Vertrages mit Karl II. von Spanien und der kraftlos gewordenen Tripelallianz gegen Frankreich vorzuschlagen. Durch Sunderland's Thätigkeit aber bequemte sich Jacob zu der Erklärung, in keine Verpflichtungen, die ihm leicht Feindseligkeiten zuziehen könnten, einzugehen [29]). Was endlich den Statthalter der vereinten Staaten Hollands betrifft, Wilhelm von Oranien, so suchten zwei Parteien eine innige Verbindung zwischen diesem, der Jacob's Schwiegersohn war, und dem Könige zu verhindern. Die eine war Frankreich; die andere waren die britischen Verbannten, die wegen politischer Vergehen ausgestoßen in Holland gemeinsame Zuflucht gefunden, den Plan entwarfen, ihren König zu Grunde zu richten, wozu sie mit Gleichgesinnten in der Heimath Verbindungen anknüpften. Ihre Entfernung konnte Jacob so wenig erwirken, als das Ausstoßen der verdächtigen Officiere aus den sechs britischen Regimenten, welche von dem Oranier befehligt, auf dem Festlande von den Generalstaaten unterhalten, aber im Nothfalle zu Jacob's Verfügung bereit standen. Sodann fing Wilhelm im Sommer 1686 die Rüstung einer Flotte an, und trat in geheimes Einverständniß mit den Verbannten. Zu diesen Irrungen kam noch das wahrscheinlich von Barillon oder einem andern französ. Diplomaten ausgestreute Gerücht, Jacob wolle seine älteste Tochter Marie, Wilhelm's Gemahlin, entweder zu Gunsten der zweiten, Anna, seit 1683 des Prinzen Georg von Dänemark Gemahlin, oder zum Besten seines natürlichen Sohnes, des Herzogs von Berwick, von der englischen Thronfolge ausschließen. Obschon der König dies für eine Lüge unter feierlichen Betheuerungen erklärte, so blieb Wilhelm dennoch mißtrauisch, und verlangte für seine Gemahlin, als nächster Thronerbin, ein jährliches Einkommen, was indessen verweigert wurde und dem oranischen Ehepaare die Zumuthung, die Testacte zu widerrufen, zuzog [30]). Dies hielt aber das Gesetz für unumgänglich nöthig, wodurch Wilhelm bei dem englischen Volke großen Anhang erhielt, den die Erscheinung des scharfsehenden und fähigen Staatsmannes Dyckvelt zu London im Jahre 1687, als ora-

24) No Popery! No Slavery! war der Wahlspruch des Volkes; s. Hume VIII, 158. 25) Cf. *Voltaire*, Oeuvres complètes XX, 400 sq. Rapin XI, 164. 26) s. Fox I, 140 fg. Rapin X, 563 fg. Hume VIII, 226. 27) s. Hume VIII, 227.

28) Vergl. Fox I, 147 fg. Lingard XIV, 13 fg. [illegible]leville IV, 316 fg. 29) Vergl. Lingard XIV, 83 fg. Fox II, Correspondance Novbre. et Decbre. 30) Vergl. Lingard XIV, 147 fg.

nischen Botschafters, wohl zu pflegen und zu vergrößern verstand, indem neues Gewäsche zu Hilfe genommen wurde, als z. B. der enge Freundschaftsbund Jacob's mit Ludwig XIV., unter Mitwirkung ihrer Eiferer Petre und Lachaise zur Ausrottung der Protestanten in ihren Reichen, hernach auch in den Provinzen der Holländer. Also war es dem Oranier ein Leichtes, auch Zwist zwischen seinem Schwiegervater und den hochmögenden Staaten zu werfen, wozu insbesondere die Klagen der ostindischen Compagnie in England und die günstige Aufnahme Burnet's in Holland, welchen Jacob für den Verfasser mehrer Schmähschriften hielt, das Ihrige beitrugen. Hierauf foderte der König die sechs britischen Regimenter zurück; und als sie verweigert wurden, erließ Jacob einen Aufruf an alle seine fremden Mächten dienenden Unterthanen, zur Rückkehr in die Heimath. Es kamen nur Wenige[31]). Dagegen wurden die sechs Regimenter in Bereitschaft gesetzt, noch mehr Mannschaft, auch Schiffe herbeigezogen: Alles unter dem Vorwande, daß Jacob und Frankreich die Generalstaaten mit Krieg überziehen wollten. Als dem Könige ein männlicher Thronerbe geboren worden war, blieben zwar beide Höfe äußerlich in stetem Verkehre mit einander; allein Wilhelm duldete und begünstigte doch ein in Holland erschienenes Pamphlet, welches dem Könige Jacob, als Katholiken, alle Rechte auf den britischen Thron absprach, ihn für einen Usurpator erklärte und der Prinzessin Maria von Oranien alle englischen Gewalthaberrechte zuerkannte[32]). Diese Schrift, gleichsam das Zeichen zum Ausbruche der Feindseligkeiten gebend, erschien eben, als die holländische Flotte sich auf der Rhede von Schoonvelt zum Absegeln bereitete. Da richteten nun mehre Hohe vom englischen Adel und unter ihnen Jacob's Liebling, der Baron von Churchill, am 30. Jun. 1688 eine Adresse an den Prinzen Wilhelm, daß neunzehn Zwanzigtheile des gemeinen Volkes mit der größten Sehnsucht einer Thronumwälzung entgegensähen, und der Adel, wenn er sich auch nicht mit gleichem Freimuthe ausspräche, dieselben Gesinnungen theilte; wenn Wilhelm demnach zeitig — Aufschub sei gefährlich — mit einer Kriegermacht, die seinen Freunden hinlänglichen Schutz gewähre, landen wolle, so könne er in Kurzem an der Spitze eines Heeres stehen, welches das königliche um das Doppelte übertreffe. Der Viceadmiral Herbert überbrachte diese Zuschrift[33]). Die ersten Folgen von der Wirkung dieses Aufrufes zeigten sich in dem Gerüchte, das Wilhelm aussprengen ließ, Jacob's neugeborner Sohn sei ein untergeschobener. Die Warnungen, welche Ludwig XIV. an Jacob erließ, fruchteten Nichts; vielmehr suchte der arglose König bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und dem teutschen Reiche im September desselben Jahres die Generalstaaten zu beruhigen, daß derselbe nicht in Gemäßheit seiner Verhältnisse zu Frankreich begonnen sei. Die darauf empfangene beleidigende Antwort öffnete dem Könige die Augen; es war zu spät.

Es hatte nämlich Jacob bei seinem Streben, die weltlichen innern Angelegenheiten zu ordnen, zweitens gleich nach seiner Thronbesteigung den Zusammentritt des schottischen Parlamentes angeordnet, in der Meinung, Vieles von dort, als wirksames Beispiel für die zweifelhafte Willfährigkeit des englischen zu erreichen. Er täuschte sich nicht, und da die Wahlen der Parlamentsglieder in England, besonders aus Rücksicht auf Beobachtung des protestantischen Rituals, bei seiner Krönung ruhig vollzogen worden waren[34]), so eröffnete er, auf dieses günstige Zeichen bauend, am 19. (? 22.) Mai 1685 die in ungesetzlicher Weise beschiedene Versammlung mit einer Rede, der zwar seine Erklärung an die Minister vom 6. Febr. zum Grunde lag, aber eine Drohung an das Parlament, wofern es sich seinen Wünschen nicht fügen würde, nicht abgestritten werden konnte[35]). Diese Rede, vom Könige selbst ohne Hilfe des Lord Siegelbewahrers verfaßt, wurde von Einigen für offenbare Verachtung der Gesetze, für Drohung willkürlicher Gewalt vermischt mit dem kühnen Versuche, die Vertreter der freien Verfassung einzuschüchtern, von Andern hingegen für beifallswürdig erklärt. In der That brachten Einschüchterung und Furcht vor Beschuldigungen der Theilnahme an Aufruhr und Zwiespalt Einmüthigkeit in die Bewilligung jeder Foderung. Diese bestanden in Unterstützung gegen die hochverrätherischen Plane Argyle's und Monmouth's und in Feststellung gewünschter Einnahmen; und da der König keine andern Ansprüche machte, führte man auch keine Beschwerde über seine eigenmächtige Erhebung der Zölle und anderer Abgaben, die einen Theil der Einkünfte seines Bruders gebildet hatten und gleich nach seiner Thronbesteigung gefodert worden waren. Sodann mußte man ihm zugeben, daß er kein Verschwender, ja karg in seinen Gewohnheiten, bereits kostbare Sitten des Hofes abgeschafft hatte. Daher in einer Rücksicht seine Erwartungen übertroffen, in anderer hingegen wider seinen Willen verfahren wurde, nämlich durch den Beschluß, alle Strafgesetze gegen die Dissenters unmittelbar in Vollziehung zu setzen. Zugleich suchte ein listiger Volksführer das alte Feuer der Zwietracht anzuschüren, indem er mit dem auffallenden Vorschlage hervortrat, daß Alle, die früher für Jacob's Ausschließung zum Throne gestimmt hatten, ihrer Ämter entsetzt werden sollten. Der Versuch wurde weislich unterdrückt. Auf den Herzog von Monmouth wurde ein Preis von 5000 Pfund Sterling gesetzt, womit zugleich die Bill zu größerer Beschützung des Königs verbunden wurde, um wahrscheinlich die zügellose Presse zu beschränken[36]). Die Unruhen, durch Argyle's und Monmouth's Landung herbeigeführt, veranlaßten am 2. Julius schon die Verta-

31) Vergl. Lingard XIV, 154 fg. Hume VIII, 295 fg. Moleville IV, 341 fg. 32) Vergl. Lingard XIV, 186. 33) Vergl. Hume VIII, 297. Lingard XIV, 187 fg. Rapin X, 662 fg. und XIII, 427 mit Mortimer II, 665.

34) Rapin (X, 568) erzählt als ausgemacht, que la Couronne se trouvant trop petite pour la tête du Roi, fut toujours chancelante et toujours en danger de tomber. Auch der Baldachin soll über ihm zusammengebrochen sein, was Alles die Engländer für böse Vorbedeutungen annahmen. 35) s. Fox I, 206 fg. und Rapin X, 575 fg. 36) s. Fox I, 220 fg. Lingard XIV, 24 fg.

gung des Parlaments. Der Erstere war am 6. Mai in Schottland, der Andere am 11. Jun. zu Lyme in Dorsetshire, doch beide aus Holland kommend, gelandet. Argyle wurde schon den 17. Jun. gefangen und drei Tage nachher hingerichtet. Monmouth, weit gefährlicher, erhielt einen Zulauf von 3000 Mann, unter denen Niemand von Bedeutung, und nahm, er selbst gestand gezwungen, den Königstitel an. Der König war indessen verlegen wegen Mangels an geübten Truppen; denn die vorhandenen brauchte er zum Theil in der Hauptstadt, zum Theil standen sie unter verdächtigen Officieren. Nichtsdestoweniger wagte Lord Feversham mit diesen am 6. Jun. bei Sedgemoor eine Schlacht, welche der durch Argyle's Hinrichtung kleinmüthig gewordene Monmouth verlor. Zwei Tage nachher fing man ihn auf, und keine Mittel, sich des Königs Gnade zu erwerben, retteten ihn von der Hinrichtung, die am 15. desselben Monates vollzogen wurde. Von seinen Anhängern wurden nur Wenige begnadigt, Mehre ausgepeitscht und eingekerkert und gegen 800 Mann in die überseeischen Pflanzungen geschafft, während 330 als Hochverräther hingerichtet wurden [37]). Auf diesen Sieg, welcher den König zu sicher machte und denselben die Opposition gering zu achten verführte, stützte er alle seine folgenden Handlungen, vornehmlich seine Plane zur Gründung eines stehenden Heeres, zur Anstellung katholischer Officiere und zur Umänderung der Habeascorpusacte. Hierüber zerfiel sein Ministerium in zwei Parteien, deren eine von Rochester, die andere von Sunderland geleitet wurde; und das Volk, ohnedies schon in Gährung, konnte durch die Eröffnung des am 9. Nov. zusammengerufenen Parlaments um so weniger zufrieden gestellt werden, als dieses durch des Königs Vorschläge in heftige Widersprüche gerieth und am 20. desselben Monates schon prorogirt wurde [38]). Die hierauf folgenden Untersuchungen gegen Vornehme wegen Einverständnisses mit Monmouth hatten keine Folgen, sowie auch der Ministerzwiespalt, obschon auf Jacob's Beischläferin, die Gräfin von Dorchester, und dessen Gemahlin eine Zeit lang wirkend, keinen wesentlichen Einfluß auf des Königs Handlungsweise ausübte. Denn Sunderland behielt das Übergewicht und der Sturz seines Nebenbuhlers 1686 erleichterte den Katholiken den Zutritt zu Officier- und Civilstellen, während ein Botschafter öffentlich an den heiligen Stuhl gesendet wurde [39]). Um sich ferner den Sieg in den Parlamentssitzungen zu verschaffen, verordnete Jacob geheime Unterhandlungen unter Leitung von Beamten, welche ihm bei Verlust ihrer Dienste die Stimmen der Volksvertreter sichern sollten. Die Drohung verfehlte aber bei Vielen ihren Endzweck. Daher gerieth er, als am 18. April 1687 die Religionsfreiheit in allen seinen Ländern verkündet worden war, auf den Einfall, das Parlament aufzulösen, und unter Mitwirkung der Dissenters seinen Ansichten ergebene Männer in's neugewählte Parlament zu bringen. Die Auflösung erfolgte am 2. Jul. desselben Jahres und sofort bereiste der König, ohne von dem vergeblichen Bemühen durch die Minister abgehalten worden zu sein, die volkreichsten Städte, und besprach sich daselbst mit den Vornehmen, während an die Lordlieutenante der Grafschaften die Weisung erging, Verzeichnisse von Männern einzureichen, welche dem Könige ergeben, zu Bürgermeister- und Sheriffstellen tauglich befunden würden, sodann ihren Unterbeamten Fragen vorzulegen, welche Bezug auf die Wahl von gehorsamen Volksvertretern hatten und ihnen die Schutznahme der verkündeten Gewissensfreiheit an's Herz legten. Da nun davon die Beibehaltung ihrer Ämter abhängig gemacht worden war, so antworteten die Meisten in allgemeinen, nicht verbindenden Ausdrücken, welche in einer gedruckten Formel zu übereinstimmender Ausflucht verbreitet worden waren [40]). Sonach fand sich Jacob getäuscht und vertagte die Parlamentsangelegenheiten auf spätere günstige Zeiten; in der That aber war er fest entschlossen, kein Parlament wieder zu berufen, wenn er nicht der Stimmenmehrheit beider Häuser versichert wäre. An die Zustimmung des Prinzen von Oranien, die ihm sonst nöthig erschien, wurde seit dem Eintritte der Schwangerschaft seiner Gemahlin weniger gedacht. Doch verbreiteten seine heimlichen Gegner vorsichtiger Weise das Gerücht, daß Marien's gesegnete Leibesumstände ungegründet und nur erfunden worden wären, um zur Ausschließung der wahren Thronerbin, der Prinzessin Marie von Oranien, ein männliches Kind unterschieben zu können. Parteivortheil griff dieses Mährchen gierig auf und suchte es dadurch wichtiger und glaubhafter zu machen, daß die Geschichte von der Schwester Elisabeth's, der Königin Maria „falscher Schwangerschaft" von Fox neu aufgelegt und mit dem Titel: „Idem iterum oder der Königin Maria Schwangerschaft" verbreitet wurde [41]). Jacob achtete nicht darauf, sondern ließ am 23. Dec. die wahren Umstände seiner Gemahlin, als ein erfreuliches Ereigniß bekannt machen. Am $\frac{10}{20}$. Jun. 1688 gebar sie einen Thronerben, der den Namen seines Vaters erhielt. Die Feinde Jacob's aber erklärten, frech genug, den königlichen Knaben für untergeschoben, wozu sich eine Menge lächerlicher Berichte und Fabeln gesellte, welche alle Zeichen einer vorangegangenen Schwangerschaft Marien's bestritten und großen Beifall fanden [42]).

Was drittens die kirchlichen Angelegenheiten belangt, so errichtete Jacob gleich nach seiner Thronbesteigung ein

37) Vergl. Lingard XIV, 29—65. Fox I. cap. 3. Moleville IV, 325 fg. Hume VIII, 243 fg. Jacob ließ auf diese Ereignisse zwei Münzen prägen, die man bei Fox (I, 366) beschrieben findet. Der Revers der einen enthält unter andern die Aufschrift: Ambitio malesuada ruit; auf der andern liest man: Superi risère. 38) Vergl. Rapin X, 599 fg. Hume VIII, 251 fg. 39) Vergl. Rapin X, 625. Lingard XIV, 88 fg. und 137. Innocenz XI. behandelte Jacob's Gesandten so kalt, daß derselbe wieder zurückgerufen werden mußte. Seine Aufträge erhielt darauf Rinaldo von Este.

40) Vergl. Lingard XIV, 122 fg., 140 fg. Rapin X, 627 fg. 41) Vergl. Rapin X, 631. 42) Vergl. ebendas. 640—655 mit Lingard XIV, 178 fg. Hume VIII, 287 fg. Larrey (IV, 621) erzählt, daß anfänglich Jacob's Schwiegersohn und Tochter im Haag auch Dankgebete für diese Geburt angestellt, bald aber die Anerkennung der Echtheit widerrufen hätten. Mortimer II, 664 fg.

geheimes Collegium zur Wahrung der katholischen Angelegenheiten durch Sunderland's Thätigkeit. In diesem Collegium kam zuerst der wichtige Umstand zur Sprache, ob Jacob seiner Religion heimlich huldigen, oder öffentlich einem noch von den Gesetzen verbotenen Gottesdienste beiwohnen sollte. Nach kurzen Berathungen beschloß er, im Hofstaate die katholische Kapelle zu besuchen [43]). Am 12. Febr. hörte er öffentlich die Messe, und so mehrte sich das Gepränge, mit dem er den katholischen Gottesdienst besuchte, während er den Predigern die öffentlichen Angriffe auf den Papismus untersagte, und die Eidweigerer ihrer Haft entließ. Auf diese Weise erhielten mehre Tausend Katholiken und 1200 Quäker ihre Freiheit wieder, und die Dissenters blieben eine Zeit lang mit Verfolgungen verschont. In Schottland nun, wo der Katholiken sehr wenige waren, sodaß ihre Duldung gar keine Gefahr brachte, ließ Jacob doch anfänglich das Parlament, um es willfährig für seine Grundsätze zu machen, auffodern, die herrschende Kirche zu beschützen. Dieses erließ aber eine äußerst grausame Acte, der zufolge nicht blos alle frühern Einrichtungen zur Sicherheit und Freiheit dieser Kirche bestätigt, sondern auch die Hausprediger und Prediger sammt Zuhörern bei den Feldconventikeln mit der Todesstrafe belegt wurden. Die Convenanters traf die heftigste Verfolgung [44]). Jedenfalls mußte bei so bewandten Umständen die Errichtung mehrer katholischen Kirchen im J. 1686, die Niederlassung verschiedener Mönchsorden und Jesuitenschwärme an mehren Orten Unruhen herbeiführen, welche durch stehende Truppen gedämpft, sowie die Urheber einer aufrührischen Schmähschrift gegen die Papisten ausgeforscht und empfindlich bestraft wurde. Nun scheute J. sich auch nicht, Katholiken in den Staatsrath zu ziehen, unter welchen Pater Petre (oder Peters) der wichtigste und einflußreichste war [45]). Er war es, welcher mit Sunderland den Gegner der Katholiken, den Minister Rochester, stürzen half. Den Test- oder Religionseid, als die Befähigung zum Staatsdienste, ließ der König zur Sicherung seines Thrones nicht mehr befolgen. Zwei Bekanntmachungen vom 12. Febr. und 5. Jul. 1687 empfahlen endlich die Gewissensfreiheit, doch mit dem merkwürdigen Unterschiede, daß in der für Schottland bestimmten Verfügung die Ausdrücke härter und strenger waren, als in der für England, sodaß sich der schottische Klerus davor entsetzte. In Irland fanden sich zwar dieselben Ursachen der Zwietracht und Verschiedenheit in religiösen Meinungen, als in den übrigen Staaten, dort aber ließ Jacob durch Errichtung von 8000 Mann regelmäßiger Krieger Ruhe erhalten, und fand nach einem versuchten Wechsel in der Person des Statthalters endlich in Tyrconnel einen ihm sehr ergebenen Diener. Mit diesen Verfügungen würde die theilnehmende Aufnahme der französischen Flüchtlinge (Hugenotten) in Jacob's Staaten in ziemlich grellen Widerspruch gestellt worden sein, wenn nicht Jacob die französische Flugschrift über die durch Verfolgung der Hugenotten bewiesene Unmenschlichkeit Ludwig's XIV. hätte verbrennen lassen. Auf die Verkündigung der Gewissensfreiheit gestützt kümmerte sich Jacob wenig um die Freiheiten der protestantisch-geistlichen Körperschaften. Daher machte er seit 1687 Versuche, an den Universitäten Katholiken ohne Rücksicht auf den Testeid anzustellen, um diesen nach und nach das Übergewicht zu verschaffen, wie denn wirklich schon, nach Lingard, in den ersten Monaten des folgenden Jahres das Collegium zu Oxford den Protestanten entrissen wurde. Im April 1688 befahl er mit unerschütterlicher Festigkeit die Verkündigung der Gewissensfreiheit durch Ablesen auf den Kanzeln zu erneuern. Da traten zu London vier Bischöfe, an welche sich schnell noch sieben andere anschlossen, zusammen und unterzeichneten mit Ausnahme des Bischofes von London, eine Bittschrift an den König, in welcher sie um Verschonung dieser Bekanntmachung baten, begingen aber die Unvorsichtigkeit, das Schreiben sogleich drucken und in den Straßen der Hauptstadt austheilen zu lassen, bevor sie des Königs bestimmte Erklärung darauf erfahren hatten. Darum ließ er diese Widerspenstigen vor ein Criminalgericht zur Rechenschaft ziehen, und da sie, als Peers, die verlangten persönlichen Bürgschaftsleistungen nicht geben wollten, wurden sie zwei Tage vor der Geburt seines Thronerben verhaftet, in den Tower, und am 15. Jun. nach Westminsterhall geführt. Durch ihre Anwalte von der Haft freigesprochen, begann der Proceß vor dem Criminalgerichte unter regster Theilnahme des Volkes, und endete nach lautem und heftigem Streite mit der Freisprechung der Angeklagten. Der allgemeine Jubel über dieses Erkenntniß verbreitete sich mit Blitzesschnelle über die Hauptstadt hinweg bis in's Feldlager bei Hounslowheath, wo der König eben bei Lord Feversham speiste, als ihn das Jubelgeschrei der Soldaten überraschte und zugleich beunruhigte [46]). Ein Jahr zuvor, am 3. Jul. 1687, hatte Jacob solcher Volksstimmung zum Trotze, den päpstlichen Nuntius, welcher bisher privatim an seinem Hofe residirt hatte, öffentlich einführen lassen [47]). Der erste Kammerherr, Herzog von Somerset, verlor, da er den Legaten einzuführen sich weigerte, seine Stelle und den Befehl über das Garderegiment. Endlich machte J. noch seinen Beichtvater Pater Petre zu seinem Kabinetssecretair. Er und Sunderland, der seit dem Monate Mai 1687 heimlich zur katholischen Kirche übergetreten war, waren mit Zuziehung eines irländischen Katholiken allmälig in den Besitz der ausschließlichen Leitung aller Staatsgeschäfte gekommen.

43) Vergl. Lingard XIV, 7 fg. Rapin (X, 565) hält dies für keinen wichtigen Schritt, da seit 1670 bekannt war, daß Jacob Katholik sei. Indessen hielt der König diese Umstände für nöthig, sowie er auch um diese Zeit durch ein beglaubigtes Actenstück bekannt machte, daß sein Bruder als Katholik gestorben sei. S. 566. 44) Vergl Fox I, 174 fg. 45) This Peters was a Jesuit, sagt Mortimer (II, 660), a hot-headed, intriguing man, who, mad with the ambition of becoming a cardinal and primate of England, was the chief person who pushed the misguided king on to the precipice from which he afterwards fell.

46) Lingard XIV, 169 fg. Moleville IV, 343 fg. Rapin X, 635 fg., 656 fg. 47) s. Rapin X, 629 und Mortimer II. 662. Lingard XIV, 135 fg. und L'art de vérifier les dates II, 2, 72.

Unter solchen Umständen war die Feindschaft Wilhelm's von Oranien mit Jacob ausgebrochen. Zu stolz, um fremde Hilfe zu suchen und anzunehmen, that der überraschte König Alles, um sein Volk wieder mit sich zu versöhnen. Er ertheilte eine Menge wichtiger Concessionen, und vermehrte seine Land- und Seemacht. Wilhelm ließ eine Schmähschrift von Burnet gegen seinen Schwiegervater verfassen und 80,000 Exemplare zur Verbreitung in England drucken, während dem Kaiser und Spanien die Heerfahrt nach England unter falschen Vorspiegelungen bekannt gemacht wurde. Inzwischen ließ Jacob für den Fall, daß ihm ein Unglück begegnen würde, eine Menge Beweise von der Echtheit seines Sohnes sammeln, welche kein Unbefangener zu widerlegen vermag [48]). Sodann entfernte er Petre und Sunderland aus dem Staatsrathe und setzte zwei Protestanten, doch feste Anhänger des Königs, an ihre Stellen. Wilhelm landete endlich am 15. Nov. n. St. 1688 an der englischen Küste zu Torbay; sah sich aber Anfangs getäuscht, weil er wenigen Zulauf erhielt. Jacob dagegen handelte saumselig und unentschlossen; statt in Person mit seinem zahlreichen Heere, wie ihm Ludwig XIV. gerathen, ungesäumt auf seinen Feind loszugehen, verschwendete er einen guten Theil günstiger Gelegenheit mit Berathungen, und zog endlich, auf Anrathen der erfahrensten Officiere, seine Truppen in Londons Nähe. Nun begannen die königlichen Truppen überzulaufen; Officiere folgten schnell nach einander nach, und unter diesen auch der undankbare Günstling Jacob's, der berühmte Churchill, damals noch Baron von Aymouth genannt. Der Abfall wurde täglich bedeutender, und da der eben anwesende Prinz Georg von Dänemark mit seiner Gemahlin Anna den Überläufern nachfolgte, rief der erschütterte König unter Thränen: Gott stehe mir bei, meine eigenen Kinder verlassen mich [49])! Gleichzeitig brach auch Meuterei in der königlichen Flotte aus. Nun wurde (30. Nov.) das Parlament auf den 15. Jan. des folgenden Jahres ausgeschrieben und Verzeihung aller frühern Vergehen angekündigt. Ferner bequemte sich Jacob, mit dem Oranier in Unterhandlung zu treten; Wilhelm, im Vorrücken gen London begriffen, ließ aber den Abgesandten seines Schwiegervaters lange harren und gab endlich, die britische Krone unverrückt im Auge habend, eine hoffnungslose Antwort. Für die Sicherheit der Gemahlin J.'s und seines Sohnes wurde inzwischen gerathen und gesorgt; sie floh am 10. Dec. um Mitternacht verkleidet mit einer Kammerfrau und einer Amme, die das königliche Kind trug, nach Calais, und weiter an den französischen Hof. Der großmüthige Ludwig XIV. nahm sie zu Chatou mit den Worten auf [50]): „Madame, ich leiste Ihnen einen betrübten Dienst; ich hoffe aber bald, Ihnen einen großen und sehr erfreulichen zu leisten!" Das unaufhaltsame Vorrücken Wilhe'm's, der angeblich von ihm herrührende und zu London verbreitete Aufruf zur Vernichtung der Katholiken überzeugten den betäubten König, der die Entlassung seines unzuverlässigen Heeres befohlen hatte, von eigener Unsicherheit. Er entfloh, wie es der weichenden Gemahlin versprochen worden war, des Nachts am 11. Dec., wurde aber zu Faversham erkannt und unter Beschimpfung des Pöbels in die Wohnung des Lord-Mayors daselbst, hierauf unter dem Schutze einer 200 Mann starken Leibwache nach der Hauptstadt zurückgebracht. Am 16. Dec. zog Jacob mit königlichem Prunke unter lauten Freudenbezeigungen des mitleidigen Volkes in London ein, während Graf von Feversham nach Windsor zu Wilhelm mit der Einladung zu einer Unterredung mit seinem Gegner im Whitehallpalaste gesendet, anfänglich Verlegenheit und Überraschung erweckte, da man geglaubt hatte, Jacob wäre nicht mehr auf englischem Boden anzutreffen. Aber bald besann sich der Oranier, ließ den Grafen verhaften und dem Könige des Nachts am 18. die Weisung geben, den Palast zu räumen und ein Privathaus zu Ham zu beziehen. Der König bedung dagegen die Stadt Rochester zum Aufenthalte sich aus, und nach seiner Ankunft daselbst schrieb er die Erklärung nieder, daß er seine Krone zwar freiwillig ablege, allein auf jeden Ruf zur Wiederannahme derselben, sobald das Volk enttäuscht worden, gefaßt sein werde [51]). Graf von Middleton erhielt diese Schrift zur Bekanntmachung in die Hände. Jacob verließ nun in der Nacht vom $\frac{22}{23}$. Dec. 1688 mit einigen Cavalieren und dem Herzoge von Berwick, seinem natürlichen Sohne, das britische Reich, dessen Schiffahrt und Colonien er sehr erweitert und zu hoher Blüthe gebracht, wie die Landmacht um das Doppelte verstärkt hatte, und stieg nach zweitägiger langsamer Seefahrt zu Ambleteuse an die französische Küste. Er eilte nach S. Germain en Laye zu seiner Gemahlin und seinem Sohne, wo ihn Ludwig mit der herzlichsten Theilnahme und außerordentlicher Freigebigkeit empfing. Die Engländer erklärten nun den Thron für erledigt, und trugen am 13. Febr. 1689 Jacob's Schwiegersohne und Tochter die Krone mit der Nachfolge für Anna feierlich an. Zwei Monate nachher folgten die Schotten diesem Beispiele. Doch allgemein beifällig war die Thronbesteigung Wilhelm's keineswegs; denn acht bis zehn Peers und ebenso viel Bischöfe hatten den Huldigungseid verweigert, sowie neben ihnen noch eine Menge Männer in den drei Königreichen lebten, die getreu an Jacob hingen, zu denen hauptsächlich der irische Statthalter Graf von Tyrconnel gehörte [52]). Sie alle waren die Urheber und Pfleger der nachfolgenden Verschwörungen zu Jacob's Gunsten.

Mit Jacob zugleich waren Viele seiner Anhänger und Katholiken nach dem Festlande geflohen. Weniger glücklich war der päpstliche Nuntius, der in Bedientenkleidung auf dem Wagen des savoyen'schen Botschafters hinten aufgestellt, aber erkannt und aufgefangen wurde. Jacob selbst wurde des Lebens am französischen Hofe bald überdrüssig, die Franzosen hielten ihn für einen unbedeutenden Ausländer, und fingen an Gespött über ihn

48) s. Rapin X, 672 fg. Lingard XIV, 209 fg. 49) s. Hume VIII, 311 fg. 50) s. Voltaire XX, 408 fg.

51) Vergl. Lingard XIV, 229—251. Rapin X, 698 fg. Moleville IV, 361 fg. 52) s. Moleville V, 10.

zu treiben [53]). Seine Zeit vertrieb er mit Jagden, mit der veralteten Monarchensitte, Kröpfe zu berühren, und mit dem Umgange der Jesuiten, welche seinen Wohnsitz umlagerten. Er sah diese Leute gern und rühmte sich sogar zu ihrer Gesellschaft zu gehören. König Ludwig fuhr fort seinem königlichen Gaste nicht nur reichliche Unterstützung zu reichen, sondern ihm auch zur geraubten Herrschergewalt wieder zu verhelfen. Jacob's Stolz aber erlaubte nicht, die volle Spende der Kriegsmittel anzunehmen, weil er zu sicher auf die Ergebenheit seiner ehemaligen Unterthanen baute, denen er stets bis an sein Ende einen unbegrenzten Patriotismus schenkte. Nächstdem war der Minister Louvois nicht der aufrichtige Freund, wie ihn Jacob in seinen Nöthen bedurfte. Man sagt, Jacob habe gleich anfänglich dem Marineminister mehr Aufmerksamkeit als jenem geschenkt und dadurch hindernde Reibungen veranlaßt. Auf Tyrconnel's Einladung und Ludwig's XIV. Betrieb wurde schnell eine Heerfahrt nach Irland gerüstet, und dem Könige der Generallieutenant von Rosen, als der tüchtigste Officier, beigegeben. Der großmüthige König von Frankreich gab ihm seine eigene Rüstung und nahm mit den Worten Abschied: „Den besten Wunsch, den ich Ihnen geben kann, ist, Sie nie wieder zu sehen [54])." Mit einem Geschwader von zehn Schiffen, aber mit geringen Geldmitteln versehen, landete Jacob am 11. März 1689 an der irischen Küste zu Kinsale, während in den Gebirgen Schottland's sich auch ein Kampf für ihn entsponnen hatte, doch allmälig wieder getilgt wurde [55]). Zu Cork empfing Graf von Tyrconnel seinen König, und führte ihn am 24. (?) März unter lautem Jubel zu Wilhelm's III. großer Verlegenheit in Dublin ein. Schon die ersten Handlungen Jacob's in diesem wiedergewonnenen Staate (nur eine Stadt, Londonderrey, konnte nicht erobert werden) waren Mißgriffe. Er zog die Franzosen und seine Begleitung den Inländern vor; aus Franzosen wählte er seine Bedienung, Generale und Minister, darunter den französischen Gesandten, Grafen von Avaux, mit Zurücksetzung einheimischer Protestanten. Sodann erließ er fünf Bekanntmachungen. In der ersten rief er die irländischen Protestanten, welche geflohen waren, zurück und foderte das ganze Land zur Bewaffnung gegen Wilhelm III. auf; in der zweiten spendete er den Katholiken Lob; in der dritten wurde das Landvolk zur Unterstützung des Heeres mit Lebensmitteln aufgefodert; in der vierten wurde der Werth der gangbaren Münzen erhöht, und dadurch vielerlei Unfug und Druck veranlaßt, und die letzte rief ein Parlament zusammen [56]). Mit großen Lobpreisungen für die Irländer eröffnete Jacob am 7. Mai a. St. 1689 dasselbe in seiner Hauptstadt, that große Verheißungen, äußerte strenge Unparteilichkeit, nahm die Gewissensfreiheit in Schutz, und versicherte, Nichts ohne Bewilligung des Parlaments zu thun. Bald aber erfolgte die verdächtige Bill gegen zwei Drittheile anwesender Protestanten, die wegen früherer Vergehen bis auf die Zeiten seines Vaters zurück für strafbar erklärt wurden; die abwesenden Genossen desselben Glaubens wurden in einer zweiten Bill des Hochverrathes beschuldigt und zum Besten des Königs verdammt. Durch diese seltene Barbarei verloren ungefähr 3000 Protestanten bis zum höchsten Range hinauf ihre Güter und standen auf den Listen der Todeswürdigen. Dem Könige gewährte das äußerst gehorsame oder vielmehr eingeschüchterte Parlament eine Summe von 20,000 Pf. St. monatlicher Einkünfte und dem Grafen von Tyrconnel ein Jahrgeld von 20,000 Pf. [57]). Sein Heer schätzte man auf 36,000 Mann, wovon 6000 mitgebrachte tüchtige Krieger, die übrigen von Tyrconnel gesammelt, zuchtloses und ungeübtes Gesindel waren; sie lebten überall nach ihrem Gefallen, erpreßten Geld, plünderten bemittelte Häuser und schleppten das gefundene Kupfer in die königliche Münze. Dem Gelde gab man einen willkührlichen Werth, mit dem es Jedermann unter Androhung harter Strafen aufgedrungen wurde, während viele falsche Münze in Umlauf kam. Jacob erhob eigenmächtig eine Meubelsteuer, hob die Akademie zu Dublin zum Besten seiner Casse auf, ließ das Collegium derselben in eine Caserne, die Kirche in ein Magazin und andere Räume in Gefängnisse umschaffen. Am 20. Jul. endlich vertagte er das Parlament auf den 12. Januar des folgenden Jahres [58]). In Mitte Augusts erschien der englische Marschall von Schomberg mit einem mäßigen, wenig geübten Kriegerhaufen in Irland. Nur kleine Vortheile gewann er bis zum Eintritte des Winters. Im J. 1690 setzte er mit Dänen und andern Kriegerhaufen verstärkt den Feldzug gegen Jacob mit mehr Glück in kleinen Gefechten fort, und als Wilhelm III. im Juni mit Verstärkung zu ihm stieß, fanden Beide ein Heer von 36—40,000 Mann beisammen. Jacob, der erst sechs Tage später Wilhelm's Ankunft erfahren haben soll, zog ihm mit einer gleichen Anzahl von Streitkräften (15,000 Mann lagen in Besatzungen) entgegen, und wählte am Flusse Boyne eine vortheilhafte Stellung, die ihn indessen am $\frac{1}{11}$. Jul. vor einer gänzlichen Niederlage nicht schützen konnte. Er zog sich in guter Ordnung nach Dublin zurück, und schiffte sich äußerst bestürzt, seine besten Officiere und den Herzog von Berwick zurücklassend, Tages darauf nach Brest ein [59]). Der Seesieg der Franzosen über die verbündete

53) Man dichtete zum Beispiel (vielleicht Fontenelle) auf den König:

Quand je veux rimer à Guillaume,
Je trouve aisément un royaume,
Qu'il a su mettre sous ses lois;
Mais quand je veux rimer à Jacques,
J'ai beau rêver, mordre mes doigts,
Je trouve qu'il a fait ses pâques.

54) Vergl. Voltaire XX, 406. 55) Vergl. Rapin XI, 165 fg. Moleville V, 10 fg. Larrey IV, 670. Saint-Allais (II, 2, 73) gibt den 17. März als Landungstag an.

56) Vergl. Moleville V, 23 fg. und Histoire de la Révolution d'Irlande, p. 36 sq. 57) Moleville V, 26 fg. Rapin XI, 190 fg. und Histoire de la Révolution d'Irlande, p. 40. 58) Vergl. Moleville V, 29 fg. Man findet selbst in der Histoire de la Révolut. nicht, daß das irische Parlament im Januar 1690 oder später durch Jacob wieder eröffnet worden sei. 59) Vgl. Histoire de la Révolution d'Irlande, p. 129 sq. Rapin XI, 217 fg. Moleville V, 51 fg. Saint-Allais

englisch-holländische Flotte am 10. Jul. gab der Partei Jacob's einigen Muth; aber Louvois hinderte die Benutzung günstiger Gelegenheiten. Im J. 1691 stärkte sich zwar Tyrconnel's Heer wieder, wurde aber in einer von früh bis an den Abend dauernden Schlacht bei Agheim den 12. Juli völlig geschlagen [60]). Der bald darauf erfolgte Tod dieses treuen Anhängers und die Übergabe Limericks endeten den irischen Krieg zu Wilhelm's III. Vortheile, während die in England gebildete Verschwörung gegen denselben entdeckt und bestraft wurde. Nach solchen mißlungenen Versuchen sollen gegen 20,000 Irländer nach Frankreich übergeschifft und in Ludwig's Kriegsdienste gegangen sein. Mit den zurückgebliebenen Anhängern Jacob's in Irland wurde von S. Germain aus eine geheime Correspondenz geführt, ebenso mit den Getreuen in England. Im J. 1692 war eine Landung daselbst mit ansehnlicher Macht vorbereitet worden; der König selbst hatte sich schon nach la Hogue begeben, als die Niederlage der französischen Flotte am 29. Mai die Ausführung des Planes, welcher zugleich London den Untergang gedroht hatte, vereitelte. Die gleichzeitig in Irland angezettelte Verschwörung wurde entdeckt, doch im folgenden Jahre eine neue, zu der Sunderland und Marlborough mitwirkten, eingeleitet, von Jacob aber fast unbeachtet gelassen, und bis zum Jahre 1696 in der Stille erweitert, wobei die Ermordung Königs Wilhelm, sei's mit oder ohne ausdrückliche Genehmigung Jacob's, eine Hauptaufgabe war [61]). Truppen von Ludwig XIV. wurden zur Unterstützung der Verschworenen schon nach Calais und Dünkirchen verlegt. Der Herzog von Berwick hatte sich bereits zu den Verschworenen nach Englaud geschlichen, und Jacob nach Boulogne zur Einschiffung begeben. Der Plan, abermals entdeckt, raubte dem unzufriedenen Könige auf immer die Aussicht den Thron seiner Ahnen wieder zu besteigen. Nach dem Tode des Königs von Polen, Johann Sobiesky, suchte ihn Ludwig mit der Krone dieses Reiches zu trösten, aber Jacob schlug das Anerbieten aus, meinend, kein Recht darauf zu haben [62]). Seine Manifeste, welche während der ryswicker Friedensverhandlungen erschienen, wurden vom Könige Ludwig nur insofern berücksichtigt, als er Jacob's Sohn zum Nachfolger Wilhelm's auf dem britischen Throne befähigen wollte; allein Jacob und seine Gemahlin fanden ihre eigene Zurücksetzung darin und schlugen den Antrag standhaft aus. Daher protestirte J. auch gegen diesen Friedensschluß, obschon derselbe seiner Gemahlin ein Jahrgeld von 50,000 Pfund Sterling vom Könige Wilhelm zusicherte [63]). König Ludwig ließ ihn indessen die 50,000 Louisdor [64]), die er jährlich seinem Gaste zahlte, fortwährend genießen, und nahm ihn im J. 1698 kräftig in Schutz, als Graf von Portland am Hofe zu Versailles darauf antrug, diese verbannte Königsfamilie nach Avignon zu weisen, weil in England die Meinung fest stand und durch Nachrichten von Residenten an fremden Höfen bestärkt wurde, daß Jacob mit Leuten umgeben sei, die Alles aufböten, ihm wieder auf den britischen Thron zu verhelfen. Jacob aber blieb seit dem ryswicker Frieden, selbst nach dem Tode des Herzogs von Glocester (eines Sohnes von Annen und Georg von Dänemark), jedem Versuche, den verlornen Thron wieder zu erlangen, stets abgeneigt; er wandte vielmehr seinen Sinn zur Frömmigkeit hin, und unterhielt deshalb einen Briefwechsel mit dem Abte de la Trappe. Sein strenges büßendes Leben schwächte den starken Körper, die Bäder von Bourbon waren nicht hinreichend ihn zu stärken. Seit dem 2. Sept. 1701 mit heftigen Ohnmachten und Lähmungen befallen, verbunden mit bedeutendem Blutverluste, ward er auf das Krankenbette geworfen. König Ludwig besuchte ihn öfters, und versicherte seiner Familie Schutz und Beistand, sowie dem Prinzen von Wales die Anerkennung zur englischen Thronfolge. Jacob hingegen verzieh allen seinen Beleidigern, ertheilte seinen Kindern gute Lehren, und versicherte dem Nuntius, daß er als Bekehrter der katholischen Gemeine sterbe. Am 16. Sept. 1701 starb er Nachmittags zu S. Germain en Laye [65]). Von den 14 Kindern, welche er mit seinen beiden Gemahlinnen Anna Hyde und Marie von Este nach einander gezeugt, überlebten ihn nur vier, nämlich von der ersten: Marie, geboren am 30. April 1662, und Anna, geboren am 6. Febr. 1664, vermählt mit dem Prinzen Georg, zweitem Sohne Königs Friedrich III. von Dänemark, später Königin von England geworden; von der zweiten Gemahlin: Jacob Franz Eduard, von welchem hernach die Rede sein wird, und Louise Marie Therese, geboren am 18. Jun. 1692 und gestorben am 8. April 1712. Mit seiner ersten Beischläferin der Mrs. Arabella Churchill, Schwester Marlborough's, zeugte er: 1) Jacob Fitz-James, gewöhnlich Herzog von Berwick, 2) Heinrich Fitz-James, gewöhnlich Großprior genannt, 3) Henriette, 4) eine ungenannte

---

II, 2, 73. Die Mémoires de Berwick I, 60 schieben den Grund der Niederlage auf die schlechte Beschaffenheit der irischen Truppen. Zwei Monate nach dieser Schlacht verließ auch König Wilhelm Irland.

60) Vergl. die Mémoires de Berwick I, 86 sq. Der Verf. behauptet, daß zwischen den Befehlshabern der Franzosen und Irländer Mishelligkeiten obgewaltet und diese den Verlust der Schlacht verursacht hätten. 61) Vergl. Rapin XI, 283 fg. Moleville V. 66 fg. Voltaire XX, 412 fg. Larrey IV, 777 fg. 62) Vergl. Moleville V, 128 fg. 63) Larrey IV, 785—790. Rapin XI, 448 fg. Moleville V, 181 fg. Frankreich erkannte in diesem Frieden den König Wilhelm von Großbritannien an.

64) s. Rapin XI, 450. Jacob's Ministerium bestand nach Moleville aus dem Grafen von Milford und drei Staatssecretairen, und sein Haushalt war mit mittelmäßiger Anzahl von Dienerschaft bestellt. Man zeigte noch 18 4 die Zimmer in dem alten Schlosse zu S. Germain, in denen diese unglückliche Königsfamilie gelebt hatte. Voltaire (XX, 414) behauptet, daß Jacob blos 70,000 Franken Jahrgeld, und Berwick (I, 256), daß er monatlich 50,000 Livres von Ludwig XIV. empfangen habe. Er hatte in England, nach Moleville, eine jährliche Einnahme von zwei Millionen genossen. 65) Vergl. Rapin XI, 576 fg. Moleville V, 181 fg. C'est un arbre frapé de la foudre qu'il faut respecter, sagt Larrey IV, 873. Rousset (le chevalier de St. George, 1745, p. 196) erzählt, daß Jacob's Leichnam nach Paris geschafft und in die englische Benedictinerkirche zur Faubourg St. Jacques begraben worden sei.

Tochter, die ihr Leben in einem franzöſ. Kloſter beſchloß. Mit der andern, Mrs. Katharine Sedley, Tochter Sir Karl Sedley's, zur Gräfin von Dorcheſter erhoben, zeugte er Katharina Darnley. Dieſe Anzahl Kinder zuſammengenommen, ſowie der Mangel ſicherer Beweiſe für einen gebrechlichen Körper, widerlegen die Beſchuldigung, daß Jacob ſich frühzeitig durch unerlaubten Umgang mit Weibsperſonen eine giftige Krankheit zugezogen und dieſelbe ſeinen beiden Gemahlinnen beigebracht habe, wie Ferguſon, Hamilton und Burnet ſchmähender Weiſe behaupten. Das Gerücht, daß Rom ihn nach ſeinem Tode habe kanoniſiren wollen, ermangelt zuverläſſiger Beweismittel. Sein einziger Sohn rechtmäßiger Ehe war

Jacob III., oder der **achte Stuart** ſeines Namens, bekannter unter dem Namen des **britiſchen Kronprätendenten**. Am 20. Juni n. St. 1688 geboren, war er das fünfte Kind ſeiner Ältern und ſchon in der Wiege von den Feinden ſeines Vaters angefochten, ſodaß eine Verwirrung der Anſichten über die Echtheit ſeiner Abſtammung entſtand, welche noch in unſern Tagen manchen Geſchichtsforſcher in Verlegenheit geſetzt ßat[66]). Getauft wurde der königliche Knabe nicht heimlich, wie man behauptet, ſondern im Angeſichte des ganʒen Hofſtaates in der Kapelle des S. Jamespalaſtes. Taufzeugen waren Papſt Innocenz XI., der nach altem Herkommen geweihete Windeln zum Geſchenke machte, und die Königin Witwe, Katharina von Aragonien. Auf dieſe Handlung am 15. Oct. 1688 folgte ſieben Tage ſpäter die feierliche Aufſtellung der Beweismittel für die Echtheit ſeiner Abkunft. Der Vater ließ die Königin Witwe, ſeine Schwägerin, die Hofdienerſchaft beiderlei Geſchlechtes, Miniſter, etliche Peers, Ärzte und Hebammen, zuſammen 42 Perſonen (darunter 23 weibliche), welche nach altem engliſchen Gebrauche bei der Entbindung der Königin zugegen geweſen waren, verſammeln und in Gegenwart des Prinzen Georg von Dänemark, durch deren Eid bekräftigen, daß Jacob Franz Eduard (dieſen Namen erhielt er bei der Taufe) der wirkliche Sohn Königs Jacob's II. und Marien's von Eſte wäre. Die Actenſtücke über dieſe Handlung wurden durch den Druck öffentlich bekannt gemacht, aber von den einmal verblendeten Parteigängern nicht geglaubt, vielmehr ſaben ſie größern Verdacht darin[67]). Das Parlament hingegen hielt es nach Jacob's II. Entweichung nicht für ſtaatsklug, die Echtheit der Abſtammung gründlich zu unterſuchen, um ſich nicht ſelbſt einen neuen Thronbewerber aufzubürden; daher kein Wunder, wenn die gröbſten Lügen über die falſche Herkunft des königlichen Knaben im Schwange blieben und hin und wieder auch im Auslande feſtwurzelten. Der großmüthige Ludwig XIV. erkannte ſeine Echtheit unbedingt an, und ſorgte wie ſein Vater für eine ſeiner hohen Abkunft angemeſſene Erziehung. Dieſelbe wurde ſorgſam gepflegt. Mathematik, Seeweſen und Feſtungsbau waren diejenigen wiſſenſchaftlichen Gegenſtände, welchen Jacob den meiſten Fleiß zuwandte, und er vergaß dabei nicht, mehre europäiſche Sprachen zu erlernen. Nebendem wurde er in körperlichen und ritterlichen Übungen ſo geſchickt gemacht, daß er ſeines Gleichen darin geſucht haben ſoll[68]). Als Jacob II. im Sept. 1701 todtkrank war, wurde König Ludwig von ſeinen Miniſtern in dem Vorſatze, den Prinzen von Wales, wie die Franzoſen den Sohn des verbannten britiſchen Königs nannten, nach deſſen Tode als König von Großbritannien anzuerkennen, irre gemacht, bis ihn die Thränen Marien's von Eſte im Gemache der Maintenon auf andere Geſinnungen brachten[69]). Und ſo war Jacob II. kaum geſtorben, als Ludwig den Prinzen Jacob Franz Eduard zum Könige von Großbritannien und Irland unter dem Namen Jacob III. ausrufen ließ, wodurch der ohnedies ſchon vorbereitete Ausbruch des Krieges mit König Wilhelm III. beſchleunigt wurde[70]). Als König anerkannt und königliche Ehren genießend empfing Jacob auch von Ludwig daſſelbe Jahrgeld, dieſelbe Anzahl von Bedienung und Leibwache mit dem Gebrauche des Schloſſes zu S. Germain en Laye, was Alles ſein Vater genoſſen hatte[71]). Dieſes Verfahren ließ Ludwig XIV. nicht nur dem britiſchen Hofe, ſondern auch allen andern europäiſchen Cabineten kund thun, mit der Bemerkung, daß der ryswicker Friede dadurch ſo wenig verletzt, als König Wilhelm III. im Beſitze ſeiner neuen Reiche geſtört werde[72]). Dieſer aber, welcher ſchon den 12. Jun. 1701 mit Hilſe des Parlaments die bekannte proteſtantiſche Succeſſionsacte zu Gunſten Annen's, ſeiner Schwägerin, und der Kurfürſtin Sophia von Hanover,

---

66) Wie wenig ſich König Jacob Anfangs um die ſchmähenn Gerüchte kümmerte, geht aus einer Schrift ſeiner Gegner: ie Alamodiſchen Zeugen, S. 8 fg., hervor, worin es heißt: „Es zu bewundern geweſt, daß diejenige, ſo die Rechtmäßigkeit lches Printzens verthädigen, ſich von der erſten Stunde an, um wohl dieſe drey Königreiche, als auch ſo viel Millionen Menʒen beynahe in gantz Europa, ſo alle an der Wahrheit der Sache eiffeln, zu überzeugen keineswegs bemühet; Ja was das vorhmſte, nicht einmahl getrachtet haben, wie ſie Ihro K. Hoheit r Printzeßin von Oranien, als welche die Augenſcheinlichſte Cronrbin iſt, in dero wohlgegründeten Argwohn Genüge thun möchn." Anders dachte die königliche Partei ſeit der gedrohten Lanng Wilhelm's von Oranien. 67) Blos die teutſche Überung dieſer Actenſtücke iſt uns bekannt: Genauer Beweiß des önigs von Engeland wegen der warhafftigen Geburt des Printzen n Wallis ꝛc. gedruckt im Jahre 1688 in 4. Gegen dieſe Schrift erſchien: Die Alamodiſchen Zeugen, über die Geburt eines Alamodiſchen Printzens ꝛc. durch Ericum Wolten, gedruckt zu Londen 1689 in 4. Der Verf. ſtellte hierin drei Geſichtspunkte auf: Erſtens, Römiſchkatholiſche können rückſichtlich des Teſteides in England nicht fähig ſein, Zeugniſſe der Wahrheit abzugeben; zweitens, Hausgenoſſen oder Dienerſchaft der Königin können dem römiſchen Rechte zufolge ſo wenig als Zeugen zugelaſſen werden, als drittens die Ausſagen Derer verläßlich ſind, welche keine gewiſſe Kenntniß von der fraglichen Sache beſitzen. Hiernach verwirft er alle, ſelbſt der Hebammen und Ärzte Bekenntniſſe unter lächerlichen Sophiſtereien.

68) Vergl. die Geſchichte des engliſchen Kronprätendentens, 1746 (ohne Angabe des Verf. und Druckortes), S. 61. 69) ſ. Voltaire XX, 465 fg. 70) Vergl. Larrey IV, 873 und Rapin XI, 580 mit Häberlin's Unpartheyiſchen Betrachtungen über das Betragen der Krone Frankreich ꝛc. S. 15. 71) Vergl. Berwick I, 236. 72) ſ. ebendaſ. S. 237 fg. Larrey IV, 874 und Le Chevalier de St. George, par Mr. *Rousset*, p. 198 sq.

englisch-holländische Flotte am 10. Jul. gab der Partei Jacob's einigen Muth; aber Louvois hinderte die Benutzung günstiger Gelegenheiten. Im J. 1691 stärkte sich zwar Tyrconnel's Heer wieder, wurde aber in einer von früh bis an den Abend dauernden Schlacht bei Agheim den 12. Juli völlig geschlagen[60]). Der bald darauf erfolgte Tod dieses treuen Anhängers und die Übergabe Limericks endeten den irischen Krieg zu Wilhelm's III. Vortheile, während die in England gebildete Verschwörung gegen denselben entdeckt und bestraft wurde. Nach solchen mißlungenen Versuchen sollen gegen 20,000 Irländer nach Frankreich übergeschifft und in Ludwig's Kriegsdienste gegangen sein. Mit den zurückgebliebenen Anhängern Jacob's in Irland wurde von S. Germain aus eine geheime Correspondenz geführt, ebenso mit den Getreuen in England. Im J. 1692 war eine Landung daselbst mit ansehnlicher Macht vorbereitet worden; der König selbst hatte sich schon nach la Hogue begeben, als die Niederlage der französischen Flotte am 29. Mai die Ausführung des Planes, welcher zugleich London den Untergang gedroht hatte, vereitelte. Die gleichzeitig in Irland angezettelte Verschwörung wurde entdeckt, doch im folgenden Jahre eine neue, zu der Sunderland und Marlborough mitwirkten, eingeleitet, von Jacob aber fast unbeachtet gelassen, und bis zum Jahre 1696 in der Stille erweitert, wobei die Ermordung Königs Wilhelm, sei's mit oder ohne ausdrückliche Genehmigung Jacob's, eine Hauptaufgabe war[61]). Truppen von Ludwig XIV. wurden zur Unterstützung der Verschworenen schon nach Calais und Dünkirchen verlegt. Der Herzog von Berwick hatte sich bereits zu den Verschworenen nach England geschlichen, und Jacob nach Boulogne zur Einschiffung begeben. Der Plan, abermals entdeckt, raubte dem unzufriedenen Könige auf immer die Aussicht den Thron seiner Ahnen wieder zu besteigen. Nach dem Tode des Königs von Polen, Johann Sobiesky, suchte ihn Ludwig mit der Krone dieses Reiches zu trösten, aber Jacob schlug das Anerbieten aus, meinend, kein Recht darauf zu haben[62]). Seine Manifeste, welche während der ryswicker Friedensverhandlungen erschienen, wurden vom Könige Ludwig nur insofern berücksichtigt, als er Jacob's Sohn zum Nachfolger Wilhelm's auf dem britischen Throne befähigen wollte; allein Jacob und seine Gemahlin fanden ihre eigene Zurücksetzung darin und schlugen den Antrag standhaft aus. Daher protestirte J. auch gegen diesen Friedensschluß, obschon derselbe seiner Gemahlin ein Jahrgeld von 50,000 Pfund Sterling vom Könige Wilhelm zusicherte[63]). König Ludwig ließ ihn indessen die 50,000 Louisdor[64]), die er jährlich seinem Gaste zahlte, fortwährend genießen, und nahm ihn im J. 1698 kräftig in Schutz, als Graf von Portland am Hofe zu Versailles darauf antrug, diese verbannte Königsfamilie nach Avignon zu weisen, weil in England die Meinung fest stand und durch Nachrichten von Residenten an fremden Höfen bestärkt wurde, daß Jacob mit Leuten umgeben sei, die Alles aufböten, ihm wieder auf den britischen Thron zu verhelfen. Jacob aber blieb seit dem ryswicker Frieden, selbst nach dem Tode des Herzogs von Glocester (eines Sohnes von Annen und Georg von Dänemark), jedem Versuche, den verlornen Thron wieder zu erlangen, stets abgeneigt; er wandte vielmehr seinen Sinn zur Frömmigkeit hin, und unterhielt deshalb einen Briefwechsel mit dem Abte de la Trappe. Sein strenges büßendes Leben schwächte den starken Körper, die Bäder von Bourbon waren nicht hinreichend ihn zu stärken. Seit dem 2. Sept. 1701 mit heftigen Ohnmachten und Lähmungen befallen, verbunden mit bedeutendem Blutverluste, ward er auf das Krankenbette geworfen. König Ludwig besuchte ihn öfters, und versicherte seiner Familie Schutz und Beistand, sowie dem Prinzen von Wales die Anerkennung zur englischen Thronfolge. Jacob hingegen verzieh allen seinen Beleidigern, ertheilte seinen Kindern gute Lehren, und versicherte dem Nuntius, daß er als Bekehrter der katholischen Gemeine sterbe. Am 16. Sept. 1701 starb er Nachmittags zu S. Germain en Laye[65]). Von den 14 Kindern, welche er mit seinen beiden Gemahlinnen Anna Hyde und Marie von Este nach einander gezeugt, überlebten ihn nur vier, nämlich von der ersten: Marie, geboren am 30. April 1662, und Anna, geboren am 6. Febr. 1664, vermählt mit dem Prinzen Georg, zweitem Sohne Königs Friedrich III. von Dänemark, später Königin von England geworden; von der zweiten Gemahlin: Jacob Franz Eduard, von welchem hernach die Rede sein wird, und Louise Marie Therese, geboren am 18. Jun. 1692 und gestorben am 8. April 1712. Mit seiner ersten Beischläferin der Mrs. Arabella Churchill, Schwester Marlborough's, zeugte er: 1) Jacob Fitz-James, gewöhnlich Herzog von Berwick, 2) Heinrich Fitz-James, gewöhnlich Großprior genannt, 3) Henriette, 4) eine ungenannte

---

II, 2, 73. Die Mémoires de Berwick I, 60 schieben den Grund der Niederlage auf die schlechte Beschaffenheit der irischen Truppen. Zwei Monate nach dieser Schlacht verließ auch König Wilhelm Irland.

60) Vergl. die Mémoires de Berwick I, 86 sq. Der Verf. behauptet, daß zwischen den Befehlshabern der Franzosen und Irländer Mishelligkeiten obgewaltet und diese den Verlust der Schlacht verursacht hätten. 61) Vergl. Rapin XI, 283 fg. Moleville V. 66 fg. Voltaire XX, 412 fg. Larrey IV, 777 fg. 62) Vergl. Moleville V, 128 fg. 63) Larrey IV, 785—790. Rapin XI, 448 fg. Moleville V, 181 fg. Frankreich erkannte in diesem Frieden den König Wilhelm von Großbritannien an.

64) s. Rapin XI, 450. Jacob's Ministerium bestand nach Moleville aus dem Grafen von Milford und drei Staatssecretairen, und sein Haushalt war mit mittelmäßiger Anzahl von Dienerschaft bestellt. Man zeigte noch 18.4 die Zimmer in dem alten Schlosse zu S. Germain, in denen diese unglückliche Königsfamilie gelebt hatte. Voltaire (XX, 414) behauptet, daß Jacob blos 70,000 Franken Jahrgeld, und Berwick (I, 256), daß er monatlich 50,000 Livres von Ludwig XIV. empfangen habe. Er hatte in England, nach Moleville, eine jährliche Einnahme von zwei Millionen genossen. 65) Vergl. Rapin XI, 576 fg. Moleville V, 181 fg. C'est un arbre frapé de la foudre qu'il faut respecter, sagt Larrey IV, 873. Rousset (le chevalier de St. George, 1745, p. 196) erzählt, daß Jacob's Leichnam nach Paris geschafft und in die englische Benedictinerkirche zur Faubourg St. Jacques begraben worden sei.

Tochter, die ihr Leben in einem französ. Kloster beschloß. Mit der andern, Mrs. Katharine Sedley, Tochter Sir Karl Sedley's, zur Gräfin von Dorchester erhoben, zeugte er Katharina Darnley. Diese Anzahl Kinder zusammengenommen, sowie der Mangel sicherer Beweise für einen gebrechlichen Körper, widerlegen die Beschuldigung, daß Jacob sich frühzeitig durch unerlaubten Umgang mit Weibspersonen eine giftige Krankheit zugezogen und dieselbe seinen beiden Gemahlinnen beigebracht habe, wie Ferguson, Hamilton und Burnet schmähender Weise behaupten. Das Gerücht, daß Rom ihn nach seinem Tode habe kanonisiren wollen, ermangelt zuverlässiger Beweismittel. Sein einziger Sohn rechtmäßiger Ehe war

Jacob III., oder der achte Stuart seines Namens, bekannter unter dem Namen des britischen Kronprätendenten. Am 20. Juni n. St. 1688 geboren, war er das fünfte Kind seiner Ältern und schon in der Wiege von den Feinden seines Vaters angefochten, sodaß eine Verwirrung der Ansichten über die Echtheit seiner Abstammung entstand, welche noch in unsern Tagen manchen Geschichtsforscher in Verlegenheit gesetzt hat[66]). Getauft wurde der königliche Knabe nicht heimlich, wie man behauptet, sondern im Angesichte des ganzen Hofstaates in der Kapelle des S. Jamespalastes. Taufzeugen waren Papst Innocenz XI., der nach altem Herkommen geweihete Windeln zum Geschenke machte, und die Königin Witwe, Katharina von Aragonien. Auf diese Handlung am 15. Oct. 1688 folgte sieben Tage später die feierliche Aufstellung der Beweismittel für die Echtheit seiner Abkunft. Der Vater ließ die Königin Witwe, seine Schwägerin, die Hofdienerschaft beiderlei Geschlechtes, Minister, etliche Peers, Ärzte und Hebammen, zusammen 42 Personen (darunter 23 weibliche), welche nach altem englischen Gebrauche bei der Entbindung der Königin zugegen gewesen waren, versammeln und in Gegenwart des Prinzen Georg von Dänemark, durch deren Eid bekräftigen, daß Jacob Franz Eduard (diesen Namen erhielt er bei der Taufe) der wirkliche Sohn König Jacob's II. und Marien's von Este wäre. Die Actenstücke über diese Handlung wurden durch den Druck öffentlich bekannt gemacht, aber von den einmal verblendeten Parteigängern nicht geglaubt, vielmehr saben sie größern Verdacht darin[67]). Das Parlament hingegen hielt es nach Jacob's II. Entweichung nicht für staatsklug, die Echtheit der Abstammung gründlich zu untersuchen, um sich nicht selbst einen neuen Thronbewerber aufzubürden; daher kein Wunder, wenn die gröbsten Lügen über die falsche Herkunft des königlichen Knaben im Schwange blieben und hin und wieder auch im Auslande festwurzelten. Der großmüthige Ludwig XIV. erkannte seine Echtheit unbedingt an, und sorgte wie sein Vater für eine seiner hohen Abkunft angemessene Erziehung. Dieselbe wurde sorgsam gepflegt. Mathematik, Seewesen und Festungsbau waren diejenigen wissenschaftlichen Gegenstände, welchen Jacob den meisten Fleiß zuwandte, und er vergaß dabei nicht, mehre europäische Sprachen zu erlernen. Nebendem wurde er in körperlichen und ritterlichen Übungen so geschickt gemacht, daß er seines Gleichen darin gesucht haben soll[68]). Als Jacob II. im Sept. 1701 todtkrank war, wurde König Ludwig von seinen Ministern in dem Vorsatze, den Prinzen von Wales, wie die Franzosen den Sohn des verbannten britischen Königs nannten, nach dessen Tode als König von Großbritannien anzuerkennen, irre gemacht, bis ihn die Thränen Marien's von Este im Gemache der Maintenon auf andere Gesinnungen brachten[69]). Und so war Jacob II. kaum gestorben, als Ludwig den Prinzen Jacob Franz Eduard zum Könige von Großbritannien und Irland unter dem Namen Jacob III. ausrufen ließ, wodurch der ohnedies schon vorbereitete Ausbruch des Krieges mit König Wilhelm III. beschleunigt wurde[70]). Als König anerkannt und königliche Ehren genießend empfing Jacob auch von Ludwig dasselbe Jahrgeld, dieselbe Anzahl von Bedienung und Leibwache mit dem Gebrauche des Schlosses zu S. Germain en Laye, was Alles sein Vater genossen hatte[71]). Dieses Verfahren ließ Ludwig XIV. nicht nur dem britischen Hofe, sondern auch allen andern europäischen Cabineten kund thun, mit der Bemerkung, daß der ryswicker Friede dadurch so wenig verletzt, als König Wilhelm III. im Besitze seiner neuen Reiche gestört werde[72]). Dieser aber, welcher schon den 12. Jun. 1701 mit Hilfe des Parlaments die bekannte protestantische Successionsacte zu Gunsten Annen's, seiner Schwägerin, und der Kurfürstin Sophia von Hanover,

---

66) Wie wenig sich König Jacob Anfangs um die schmähenden Gerüchte kümmerte, geht aus einer Schrift seiner Gegner: Die Alamodischen Zeugen, S. 8 fg., hervor, worin es heißt: „Es ist zu bewundern gewest, daß diejenige, so die Rechtmäßigkeit solches Printzens verthädigen, sich von der ersten Stunde an, um sowohl diese drey Königreiche, als auch so viel Millionen Menschen beynahe in gantz Europa, so alle an der Wahrheit der Sache zweiffeln, zu überzeugen keineswegs bemühet; Ja was das vornehmste, nicht einmahl getrachtet haben, wie sie Ihro K. Hoheit der Printzeßin von Oranien, als welche die Augenscheinlichste Cron-Erbin ist, in dero wohlgegründeten Argwohn Genüge thun möchten." Anders dachte die königliche Partei seit der gedrohten Landung Wilhelm's von Oranien. 67) Blos die teutsche Übersetzung dieser Actenstücke ist uns bekannt: Genauer Beweiß des Königs von Engeland wegen der warhafftigen Geburt des Printzen von Wallis 2c. gedruckt im Jahre 1688 in 4. Gegen diese Schrift erschien: Die Alamodischen Zeugen, über die Geburt eines Alamodischen Printzens 2c. durch Ericum Wolten, gedruckt zu Londen 1689 in 4. Der Verf. stellte hierin drei Gesichtspunkte auf: Erstens, Römischkatholische können rücksichtlich des Testeides in England nicht fähig sein, Zeugnisse der Wahrheit abzugeben; zweitens, Hausgenossen oder Dienerschaft der Königin können dem römischen Rechte zufolge so wenig als Zeugen zugelassen werden, als drittens die Aussagen Derer verläßlich sind, welche keine gewisse Kenntniß von der fraglichen Sache besitzen. Hiernach verwirft er alle, selbst der Hebammen und Ärzte Bekenntnisse unter lächerlichen Sophistereien.

68) Vergl. die Geschichte des englischen Kronprätendentens, 1746 (ohne Angabe des Verf. und Druckortes), S. 61. 69) s. Voltaire XX, 465 fg. 70) Vergl. Larrey IV, 873 und Rapin XI, 580 mit Häberlin's Unpartheyischen Betrachtungen über das Betragen der Krone Frankreich 2c. S. 15. 71) Vergl. Berwick I, 236. 72) s. ebendas. S. 237 fg. Larrey IV, 874 und Le Chevalier de St. George, par Mr. *Rousset*, p. 198 sq.

Jacob's I. Enkelin, und deren Nachkommenschaft aufgestellt hatte[73]), sah, wie ein großer Theil seines Volkes, eine feindselige Handlung in diesen Vorfällen, rief seinen Botschafter aus Frankreich zurück und wies das Gefolge des bereits abwesenden französischen Gesandten aus seiner Hauptstadt, während das Parlament den Prätendenten, so nannten die Briten von jetzt an den König Jacob III., mit seinem Anhange des Hochverrathes und des Todes schuldig erklärte, und alle Parlamentsglieder sammt den Beamten schwören mußten, daß Jacob kein Recht an dem britischen Throne habe[74]). Der junge König Jacob erließ inzwischen am 8. Oct. 1701 eine Erklärung, in welcher er sich die Verwirklichung seiner Ansprüche bis zu einer Zeit, die ihn dazu in den Stand setzen würde, vorbehielt[75]). Er benahm sich, wie ein wirklicher König, schuf den Grafen von Perth in einen Herzog und den Grafen von Middleton in einen Grafen von Monmouth um, und alle in Frankreich anwesende Briten verehrten ihn als ihren rechtmäßigen Monarchen. Als solchen erkannten ihn außer Frankreich auch der Papst, Spanien, Parma und Modena an. Und in der That, so lange Wilhelm's Nachfolgerin Anna auf dem britischen Throne saß — sie bestieg denselben im März 1702 — waren die Aussichten Jacob's, die Reiche seiner Ahnen zu beherrschen, ziemlich gut. Nämlich unter Annen's Herrschaft erhielten die Torys das Übergewicht in England, die Versuche und das endliche Gelingen (1707), dieses und Schottland in ein Reich unter einerlei Verfassung zu bringen, erregten allgemeinen Unwillen unter den Schotten, die Großen, welche nicht gewonnen worden waren, glaubten sich zurückgesetzt, viele Peers, Städte und Flecken waren durch diese Vereinigung (Union genannt) vom neuen Parlament ausgeschlossen, und somit ihrer schönsten Vorrechte beraubt worden. Die Quelle ihrer Freiheit blieb demnach blos die Wiederherstellung des vertriebenen königlichen Hauses durch den Prätendenten. Auch die Presbyterianer waren damals derselben Meinung und trösteten sich, daß Gott den Prätendenten zu einer bessern Religion bekehren werde[76]). Die 1704 in Schottland zu Jacob's Besten angezettelte Verschwörung wurde entdeckt und niedergeschlagen, aber die Keime zum Aufruhre blieben und wurzelten weiter. In Annen's Staatsrathe nun saß ein Mann, welcher dem Prätendenten heimlich ergeben war, Lord Godolphin, und Marlborough, durch den höchsten Militairbefehl das Schicksal des Staates in den Händen habend, wurde durch Jacob's Sendungen schon 1703 gewonnen. Eine geheime Übereinkunft mit diesem Feldherrn soll — doch ist sie nicht gründlich erwiesen — dem Jacob die britische Thronfolge nach Annen's Tode zugesichert haben und ihm zur Erleichterung der Sache Marlborough's dritte Tochter zur Gemahlin vorgeschlagen worden sein[77]). Man kann aber nicht nachweisen, wie Jacob den Vorschlag aufgenommen habe; man meint blos, das Kurhaus Hanover habe den Herzog von Marlborough gewonnen. So viel ist gewiß, der Herzog führte einen geheimen Briefwechsel mit dem Hofe zu S. Germain, bot lange Zeit demselben seine Dienste zur Herstellung der männlichen Stuarte in den alten Glanz an und versicherte gleichzeitig dem Hause Hanover dieselbe eifrige Aufmerksamkeit. Diese Charakterlosigkeit war fast allen britischen Großen, obschon in amtlichen Verhältnissen, seit der Revolution eigen, wie denn Anna's Minister Harley, St. John, und die Herzoge von Leeds, Buckingham und Shrewsbury einen mehr oder minder stehenden verrätherischen Briefwechsel führten. Offener und unzweideutiger handelten die Schotten; allein die, welche sich dort Jacobiten nannten, hatten zwei, auf einander eifersüchtig gemachte Häupter, die Herzoge von Hamilton und von Athol. Die Gesinnungen zu prüfen, doch durch Marlborough's Siege im Flandern abgehalten, für Jacob kräftig aufzutreten, sandten die Höfe zu Versailles und S. Germain im Anfange des Jahres 1707 den Obersten Hookes mit Aufträgen nach Schottland. Vom Herzoge von Perth unglücklicher Weise an die verwitwete Gräfin von Errol gewiesen, erhielt der Oberste von ihr den Rath, sich zuerst an den Herzog von Athol zu wenden. Entzückt über den Vorzug, der ihm vor Hamilton gegeben, glaubte er, wie ein anderer Monk, die Ehre zu haben, den Prätendenten wieder in seine Thronrechte einsetzen zu können. Er und die um ihn versammelten Edelleute schlossen deshalb eine Übereinkunft mit Hookes ab, worauf dieser in der Meinung, ganz Schottland werde beitreten, an den Herzog von Hamilton gewiesen, aber bei ihm und seinem Anhange kein Gehör fand, weil sie sich für zurückgesetzt hielten, und darum mit Middleton zu S. Germain besonders in Unterhandlung traten[78]). So entstand der schädliche Zwiespalt unter den Jacobiten und der Aufschub des Vorhabens, dem Prätendenten wenigstens einstweilen die Krone Schottlands zu verschaffen, bis nach Annen's Tode auch die andern Reiche an ihn gebracht werden könnten. Indessen glaubten Eiferer immer noch, daß Jacob, wenn er nur den katholischen Glauben aufgeben würde, höchst wahrscheinlich ein glückliches Unternehmen auf Schottland wagen könnte. Als nun Marlborough und Godolphin mit Anne'n, welche dem Staatssecretair Harley auffallende Gunst bewies, unzufrieden wurden, und eine Sendung der Schotten bei Jacob eintraf, welche eine Landung, wenn sie unverzüglich geschähe, äußerst günstig schilderten, so ließ sie Ludwig XIV. zu Dünkirchen durch geheime Zurüstungen vorbereiten, und der Papst Clemens XI. zur Förderung derselben vierzigstündige Gebete anordnen. Am 6. März 1708 kam Ludwig nach S. Germain zu Jacob und nahm herzlichen Abschied von ihm. Er überreichte ihm ein Käßchen mit 100,000 Louisdor, schenkte noch einen sehr kostbaren Degen, Gold- und Silbergeschirre sammt prächtigen Kleidungsstücken und Wäsche. Von seiner Mutter empfing J. 40,000 Stück ersparte Louisdors und Juwelen von 280,000 Livres an Werth, die auf der Flucht 1688 ge-

73) s. die Statutes at Large etc. IV, 83 fg. 74) Vergl. Häberlin's Unpartheyische Betrachtungen. S. 7 fg. 75) s. die Gesch. des Engl. Cron-Prätendenten. S. 429. 76) s. Rapin XII, 298. 77) s. Moleville V, 216 fg.

78) s. Rapin XII, 298 fg.

rettet worden waren [79]). Am 7. verließ er S. Germain und kam den 9. März in Dünkirchen an. Seine Begleitung bestand in dem Lord Middleton, zwei Edelleuten und ebenso vielen Kammerdienern. Sein natürlicher Bruder, der Herzog von Berwick, folgte ohne öffentliches Amt. Die französische Flotte aus 8 Kriegsschiffen, 24 Fregatten und 70 Barken mit zwölf Bataillonen unter Forbin's Aufsicht bestehend, lag zwar zum Absegeln bereit; allein ungünstige Winde, die plötzliche Erkrankung des Prätendenten an den Masern, und die Aufstellung feindlicher Schiffe in der Nähe verzögerten die Abfahrt. Anne'n waren die Zurüstungen im französischen Hafen nicht verborgen geblieben, und Anstalten zur Gegenwehr getroffen worden; der Admiral Byng bewachte die Nordsee und den Befehl des zwiespältigen Heerhaufens in Schottland empfing Graf Leven, der die Katholiken entwaffnete, die Verdächtigen gefänglich einzog, und das Gerücht aussprengte, daß die französische Flotte zu Dünkirchen von einer englischen belagert würde, und Jacob, auf dessen Kopf ein Preis von 5000 Pfund Sterling gesetzt worden war, nach S. Germain zurückgekehrt wäre [80]). Dies schlug die Jacobiten nieder und brachte sie außer Fassung, als Forbin's Geschwader mit dem Prätendenten, der am 20. März unter dem Namen des Ritters S. Georg mit vier Millionen an Geld zu Schiffe gegangen, auf der Rhede zu Edinburgh erschien, aber keine Antworten von der Küste auf die gegebenen Zeichen erhielt. Dieser Umstand und die Nähe des Admirals Byng mit seiner weit zahlreichern Flotte schreckte die Franzosen von der Landung ab, und weiter nördlich oben bei Inverneß zu landen, wollte man aus Mangel an kundigen Schiffleuten nicht wagen. Zufrieden, die schottische Küste wenigstens gesehen zu haben, lenkte Forbin seine Fahrzeuge unter stetem Kanonendonner zum Rückzuge nach Frankreich wieder um, büßte eine vielerlei Kostbarkeiten des Prätendenten tragende Fregatte an den Feind ein und gelangte den 7. April zu Dünkirchen an zum großen Erstaunen der Franzosen, wie zum Tadel Ludwig's und des Prätendenten selbst. Man verzieh nicht, daß Jacob sich nicht einmal dem Schicksale zu stegen oder zu sterben, ausgesetzt, sondern nur sich von denen habe leiten lassen, die für sich und ihn Sorge trugen.

Der Prätendent, den Namen des Ritters S. Georg fortwährend tragend, begab sich nach S. Omer, und dann, wie schon früher bestimmt worden war [81]), in's französische Lager des Herzogs von Burgund, unter dem er dem Feldzuge in Flandern als Freiwilliger beiwohnte. Nach der Niederlage bei Oudenaerde am 11. Juli wäre der Ritter beinahe in die Hände der Engländer gerathen, als er mit den Herzogen von Burgund und Vendome in einer Scheune Federball spielte, wenn er nicht noch zur guten Zeit von der Annäherung englischer Krieger Kunde erhalten hätte [82]). Während der folgenden unglücklichen Feldzüge der Franzosen in Flandern kämpfte der Ritter unter des Marschalls von Villars Befehle mit Auszeichnung bis zum Abschlusse des utrechter Friedens (11. April 1713); allein schon seit den Verhandlungen 1709 war er der Gefahr ausgesetzt worden, Frankreich verlassen zu müssen, da König Ludwig zur Erleichterung der Friedensverhandlungen den Engländern diese Bedingung vorschlagen ließ, den Ritter aber mit der Versicherung tröstete, ihm und seiner Mutter die Jahrgelder fortzuzahlen und beiden im Kirchenstaate einen Aufenthalt auszuwirken, wozu sich auch der Papst bereit erklärte [83]). Indessen versäumte Jacob nicht, durch den Marquis von Torcy den Herzog von Marlborough zu prüfen, welcher, wie Godolphin, der Meinung war, daß Jacob, wenn er den britischen Thron besteigen wolle, nothwendig Frankreich verlassen, und sich da, wo er über seine Angelegenheiten Herr werden wolle, niederlassen müsse [84]). Allein Mangel an Zuverlässigkeit dieser Männer, oder die schwankende Stellung derselben hielt Jacob'en bei beschränkter Aussicht auf anderweitiges Unterkommen an Frankreich gefesselt. Seit 1712 ließ Jacob, weil auf Marlborough's Gesinnungen nicht zu bauen war, durch eigene Geschäftsträger seine Angelegenheiten während der Friedensverhandlungen in den Niederlanden betreiben und den versammelten Gesandten eine vom 25. April 1712 aus S. Germain datirte Schrift über seine unbestrittenen Rechte auf die Krone Großbritanniens einreichen und allen entgegengesetzten Handlungen widersprechen [85]). Dennoch aber erkannte der utrechter Vertrag die Königin Anna und die protestantische Thronfolge in England an, und wies den unglücklichen Prätendenten aus der französischen Monarchie. Seine öffentlichen Einsprüche gegen diesen Frieden erschienen wenige Tage nach dessen Abschlusse in lateinischer Sprache, und blieben unbeachtet [86]). Jacob mußte sich bequemen, einen andern Aufenthalt zu suchen. Verlassen von allen europäischen Mächten, doch von Ludwig XIV. noch heimlich unterstützt, wählte er am 21. Febr. 1713 zu Bar le Duc in Lothringen seinen Aufenthalt. Man glaubt, seine Schwester, die Königin Anna, habe diese Wahl insgeheim gebilligt; allein das Parlament, damit unzufrieden, trug bei ihr an, daß sie mit ihren befreundeten Mächten den Herzog von Lothringen ersuchen solle, den Prätendenten zu verjagen, und auf die Frage, wohin derselbe sich begeben könne, antwortete der Graf von Peterborough, weil Jacob seine Studien in Paris begonnen habe, so könne er sie am Füglichsten zu Rom vollenden [87]): ein Vorschlag, den schon 1711 der Herzog von Marlborough anscheinend für unräthlich hielt. Anna versprach zu thun, was das Parlament gerathen hatte; sie hielt nicht Wort. Im J. 1714 erfolgte die Wiederholung des Gesuches ebenso vergebens, da sie den Verlassenen schützte, und deshalb

79) Vergl. die Gesch. des engl. Kronprätendenten. S. 31 fg. Berwick II, 105 und Rousset S. 206 fg. Leben und Thaten des klugen u. berühmten Papsts Clementis XI. 1720. II, 39 fg. 80) s. Rapin XII, 300 fg. 81) s. Berwick II, 100 fg. 82) s. Rapin XII, 303.

83) Vergl. Mercure historique an 1709, S. 636 und Gesch. des engl. Kronprät. S. 37 fg. mit dem Leben Clementis XI. (1720) II, 407. 84) s. Moleville V, 292 85) Vgl. die Gesch. des engl. Kronprät S. 426 fg. Moleville (V, 370) meint irriger Weise: Cette protestation ne fut point rendue publique. 86) s. Rapin XII, 210 fg. 87) s. Moleville V, 380.

ihre Ungnade auf den Grafen von Oxford, Jacob's Widersacher, warf. Doch konnte Anna, nach der Entdeckung, daß ihr Bruder heimlich in England verhandeln und sogar Truppen anwerben ließ, nicht umhin, einen Preis von 5000 Pfund Sterling zur Belohnung anzukündigen, wenn er bei einer Landung in ihren Reichen oder auf dem Wege dahin gefangen werden würde. Das Haus der Gemeinen fand die Summe zu gering und erhöhte den Kopfpreis auf 100,000 Pfund [88]). Unter solchen Umständen starb Anna, und kaum davon benachrichtigt, begab sich Jacob nach Versailles; aber der Marquis von Torcy wies ihn sogleich wieder über die Grenze [89]). Sobald er nach Plombières gekommen, erließ er am 20. Aug. 1714 zur großen Verlegenheit des lothringischen Residenten zu London ein Manifest in englischer, französischer und lateinischer Sprache, in welchem er über die Thronbesteigung eines Fremdlings klagt, und auf seine Rechte an der großbritannischen Krone hinweist. Exemplare davon wurden an Marlborough, Shrewsbury, Argyle und Andere gesendet. Das Manifest blieb so wenig ohne Wirkung als die aufrührischen Predigten Sachverel's, und die Erscheinung vieler Flugschriften gegen das Haus Hanover, zumal da der neue König, Georg I., sich zur Partei der Wighs schlug. In Irland, wo es sehr viel Katholiken gab, war man ohnehin dem Prätendenten nicht abhold; in Schottland wurde schon 1711 eine Münze auf Jacob's Rückkehr geprägt, und in England, wo man früher sein Bildniß mit denen des Teufels und Papstes verbrannt hatte, zeigte sich jetzt, wie z. B. zu London und an mehren andern Orten, laute Anhänglichkeit an ihn. Bald rief man ihn zum Könige von Großbritannien aus, bald trank man an öffentlichen Orten auf seine Gesundheit, bald warf man Georg's Anhängern die Fenster ein. In mehren Städten wurde des Prätendenten Geburtstag öffentlich gefeiert. In Manchester beging der Pöbel bei dieser Gelegenheit Ausschweifungen, in Leeds hatte die Stadtbehörde dieses Fest verordnet, und in Schottland kam es hie und da zu blutigen Auftritten zwischen Jacob's und der königlichen Partei. Gleichwol blieb der hohe Kopfpreis von 100,000 Pfund Sterling auf Jacob feststehen, während Georg I. verschrien und verhaßt gemacht wurde. Man schonte aber auch Annen nicht, wozu die Flugschrift Burnet's, eines Sohnes von dem bekannten Doctor und Bischofe, sehr viel beitrug. Dieser beschuldigte sie der heimlichen Anhänglichkeit an den Prätendenten, und ihre Minister klagte er an, desselben Freunde unterstützt zu haben. Das Parlament zog die Anklagen in genaue Erwägung und verhängte sogar über die Urheber des utrechter Friedens Untersuchungen, ärgerte dadurch die Torys und mehrte die Zahl der [illegible]zufriedenen, während sich Frankreich und Spanien ge[illegible]kränkt sahen [90]). Da brachen die Unruhen, nur in [illegible]land nicht, überall aus, die Wuth wurde entweder gegen das Haus Hanover oder gegen die Presbyterianer ge[illegible]tet, der König hatte in zwei Reichen zu kämpfen. [illegible] den Jacobiten in Schottland wurde es nicht schwer, [illegible] allmälig von einem kleinen Haufen zu 15 bis [illegible] Mann emporzuschwingen; aber anstatt ihren minder[illegible]ken Gegner, den Herzog von Argyle, aufzusuchen [illegible]schlagen, nahmen sie unter ihrem Führer, dem G[illegible] von Marr, die Städte Perth, Dundee, Aberdeen [illegible] Inverneß ein. Marr verbreitete auch am 1. Oct. 17[illegible] in 10,000 Exemplaren eine Auffoderung der ganzen [illegible]tion in Jacob's Namen [91]), die Waffen zu ergreifen, [illegible]wartete höchst wahrscheinlich stündlich auf dessen [illegible] Allerdings waren in Frankreich einige Schiffe ge[illegible] irische Regimenter zum Einschiffen an die Küste der [illegible]mandie und Boulogne gelegt, Waffen, Kriegsbedar[illegible] Geld aus Dieppe und Havre nach Schottland ge[illegible]worden, und an der gascogner Küste, klagte der [illegible] von Stairs am französischen Hofe, bereiteten der Herzog von Ormond und andere Verschworene eine Landung in Irland vor, während dem zur Abreise gerüsteten [illegible]tendenten, welchen Georg I. scharf beobachtete, sogar [illegible]stellt wurde, als Ludwig XIV. starb. Der Re[illegible] Frankreich, Herzog von Orleans, der Stütze selbst [illegible]tig, hielt es für gefährlich, sich in Jacob's Sache zu [illegible]schen, änderte die Zurüstungen und überließ den Prätendenten seinem Geschicke [92]). Auf diese Weise wurde [illegible] Abreise verschoben, aber nicht aufgegeben, obschon [illegible] und sein Anhang durch unterschiedliche Treffen bei [illegible]ston und Dumblain von Argyle geschwächt worden [illegible] Unter tausenderlei Gefahren und wider alle Wahr[illegible]lichkeit eines glücklichen Erfolges eilte Jacob durch Frankreich nach S. Malo, schiffte sich am 23. Nov. 171[illegible] sechs Edelleuten (Lord Bolingbroke wurde ihm [illegible]tet abfällig auf einem Kauffahrteischiffe) ein und [illegible] nach langer Irrfahrt am 2. Jan. 1716 zu Peter[illegible] in der Grafschaft Buchan [93]). Marr und seine [illegible]leute empfingen ihn als König, führten ihn in's [illegible] von 5 bis 6000 Mann bei Perth, das von Allem [illegible]blößt, ohne Hilfsquellen und von einem überlegenen [illegible]ner fast eingeschlossen war. Jacob bot durch eine [illegible]kanntmachung Allen, nur Marlborough, Sunderland, [illegible]hope und Robert Walpole ausgenommen, Verzeihung [illegible] ordnete ein Dankfest für seine Ankunft an, berief [illegible] Stände des Reiches zusammen, und befahl den [illegible] fremder Münzarten [94]). Ungeachtet dieser Sprache [illegible]

88) s. Moleville V, 395. Rapin XII, 630, 651 u. 655. Jacob selbst lobt in seinem Manifest zu Plombières (bei Rousset S. 244 fg.) seiner Schwester Anna gute Zuneigung zu ihm; was Rapin (a. a. O. S. 656) für unwahrscheinlich hält, aber richtig (XI, 78) bemerkt, daß Jacob, wenn auch auf den Thron gelangt, seine Herrschaft nur kurze Zeit genossen haben würde, wozu überdies noch Ludwig's XIV. kräftige Mitwirkung nöthig gewesen wäre, der er hohen Alters und anderer triftigen Gründe wegen abgeneigt war. 89) s. Moleville VI, 10.

90) s. Rapin XIII, 36 fg. 91) s. Rapin XIII. [illegible] Moleville VI, 24 fg. und Geschichte des engl. Kronprätendenten. S. 434 fg. 92) Bergl. Rousset S. 303 fg. [illegible] erhielt auch der Herausgeber der pariser Gazette Befehl, [illegible] Prätendenten nicht mehr König zu tituliren. 93) s. Rapin XIII, 95. Rousset S. 323 und Gesch. des engl. Kronprät. [illegible] 48. Nach Moleville ging er erst den 22. Dec. in Dünkirchen [illegible] Schiffe; unbekannt, aus welchen Quellen dies entnommen; [illegible] auch bei Häberlin a. a. O. S. 28. 94) s. Rapin XIII.

r den Vorschlag, sich krönen zu lassen, für bedenklich, da r keinen Zulauf erhielt, keine Stadt sich ihm öffnete und r selbst sich in Perth eingeschlossen sah, aus dem er kei- ien Fuß zu setzen wagte, in steter Furcht, daß ein Entschlossener den großen Kopfpreis an ihm verdienen möchte. Also konnte er seine Unzufriedenheit nicht beherrschen nd ergoß sich in Klagen gegen die, welche ihn gerufen atten. An ihm hingegen tadelte man Mangel an Fe- igkeit, Gewandtheit und Tapferkeit. Vielleicht war er elbst wegen des voreiligen Schrittes zur Besinnung gekommen, und hütete sich gar sehr, es mit irgend einer katho- ischen Macht, am wenigsten mit dem Papste, der ihm ie einzige und letzte Zuflucht offen hielt, zu verderben. Anstatt das Äußerste in harter Bedrängniß zu wagen, ühlte er sich zu keiner Kühnheit gewachsen, und zog sich or Argyle über Dundee nach Montrose zurück, wo er am .4. Febr. 12—1500 Mann um sich versammelte und ie Nothwendigkeit einer Reise vorstellte. Allein er schlich ich, mit Zurücklassung einer schriftlichen Erklärung, daß r ohne fremden Beistand und bei der Schwäche seiner reunde sich nicht länger persönlichen Gefahren aussetzen önne, das Vorhaben im Vertrauen fortdauernder An- änglichkeit auf günstigere Zeiten verschiebend, unbemerkt ach der Küste. Am 15. Febr. bestieg er ein französi- ches Schiff mit Marr und einigem Gefolge, entkam in Schifferkleidung glücklich den verfolgenden Engländern und andete nach sechs Tagen zwischen Calais und Gravelines n der französischen Küste[95]). Seine Mutter, damals in Challiot wohnhaft, konnte sich bei dem Unglücke ihres Sohnes nicht fassen. Des Regenten Mutter war eben- o wenig im Stande sie zu trösten, und „weinte selbst echt von Herzen" mit ihr, während der Freiherr von Pölnitz, als ihm Madame den Jammer erzählte, kalt und ngerührt blieb[96]). Allerdings war Jacob nunmehr nicht los verlassen, sondern auch verspottet. Statt großarti- er Entwürfe hatte man Thränen an ihm bemerkt, so- aß selbst eifrige Anhänger in Schottland, wie Seaford nd Huntley, ihn verlassen, und nach seinem Verschwin- en der ganze Anhang sich verlaufen hatte. Man prägte ine Münze auf dieses Unternehmen, worauf die Worte: ihil efficiens, und Bis venit, vidit, non vicit, flens- ue recessit eingegraben waren. Das irländische Par- ament hatte auch 50,000 Pfund Sterling auf sein Haupt esetzt, und Frankreichs Regent befolgte alle Rathschlä- e, welche Georg I. gegen seinen unglücklichen Nebenbuh- r that. Durch die Picardie, Champagne nach Lothrin- en gehend, fand der Unglückliche kaum Zeit zum Aus- uhen. Man trieb ihn in der Mitte Märzes nach Avi- non, wo er mit seinen verbannten Schicksalsgenossen ei- en kleinen Hof bildete. Hier verweilte er auf päpstliche osten und mit königlichen Ehren, bis zum Abschlusse der Defensivallianz zwischen England, Frankreich und Hol- and am 4. Jan. 1717, die ihn nicht nur über die Al- en hinüber vertrieb, sondern ihm auch jegliche Unter- ützung aus Frankreich abschnitt. Ja man bat sogar seine Mutter Marie, sich nach Modena zu begeben[97]). Jacob ging von Avignon am 6. Febr. 1717 nach Turin, Modena, Bologna und Pezzaro in's Herzogthum Urbino, welches er nach kurzem Aufenthalte verließ, worauf er am 26. Mai 1717 ungekannt im Wagen eines Cardinals zu Rom einzog. Hier soll er eine Menge Ungereimtheiten begangen haben, damit sich der heilige Vater seiner Sicherheit desto mehr annehmen mußte. Auf Befehl Clemens' XI. wurde er als Jacob III., König von Großbritannien, geehrt und berücksichtigt, ja in der ersten Audienz soll der Papst ihn mit denselben Ehren, wie einst Clemens VII. Kaiser Karl V., empfangen haben; andere Nachrichten lauten aber gemäßigter. Jacob erhielt 100 Corsen zur Leibwache. Scherzweise indessen nannten die Italiener ihn entweder Rex in partibus oder Il Ré di Qui im Gegensatze von Ré di Qua, womit sie den wirklichen König von Großbritannien bezeichneten. Inzwischen leiteten die Jacobiten neue Verschwörungen zu des Prätendenten Vortheil ein, als sie an Karl XII. von Schweden heftige Erbitterung gegen Georg I. bemerkt hatten. Sie gewannen Karl's Residenten zu London, den Grafen von Gyllenborg, und erboten sich zu großen Summen, wenn sein König Jacob's Landung in Schottland bewerkstelligen wolle. Gyllenborg meldete es dem Barone von Görtz, Karl's Vertrauten und Gesandten im Haag. Dieser rieth die Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen; es kam auch zu geheimer Thätigkeit und Rüstung, während Karl in Norwegen beschäftigt war; allein dem Könige Georg I. wurde der Plan entdeckt, Gyllenborg mit vielen Engländern verhaftet, ebenso Görtz auf des Königs Gesuch. Karl XII., dadurch schwer beleidigt, brauchte Gewalt an dem englischen Botschafter zu Stockholm und versicherte, daß seine Minister ohne sein Wissen gehandelt hätten. Beide Monarchen gaben nach, allein der zum Unternehmen geführte Briefwechsel wurde hinterher zur Aufhellung der Thatsachen entdeckt[98]). Für diesen Plan aber hatte auch der ehrsüchtige und tollkühne Cardinalminister Alberoni in Spanien, wenn er nicht der Urheber davon gewesen, eifrig gearbeitet und durch den Cardinal Aquaviva zu Rom mit dem Prätendenten verhandelt. Jacob, noch lieber seine Umgebung, dafür gewonnen (da Geld und Waffen in ansehnlichen Massen zu einer gleichzeitigen Landung in Irland von Alberoni angeboten worden waren), entsendete im J. 1718 den Herzog von Ormond zu Werbungen nach Frankreich. Vom Junius bis Ende Octobers daselbst geschäftig, ward dieser endlich dem englischen Botschafter verdächtig, und auf dessen Betrieb verfolgt. Der Regent von Frankreich ließ viele Per-

95) Vergl. Rousset S. 324 fg. Rapin XIII, 96 fg.
6) s. die Geschichte des engl. Kronprätendenten. S. 48.

97) s. Häberlin a. a. O. S. 24 fg. Die Gesch. des engl. Kronprätendenten. S. 141 fg. und Rousset S. 358 fg. Nach dem Verf. des Lebens und der Thaten Clementis XI. III, 425 fg. gab ihm der Papst 12,000 Rthlr. Jahrgeld in Avignon, und zeigte große Geduld bei den Klagen über die Unarten der protestantischen Höflinge des Prätendenten. S. 451 fg. 98) Vergl. die Geschichte des engl. Kronprätendenten. S. 50 fg. und Leben des Cardinals Julii Alberoni. II, 134. Der entdeckte Briefwechsel darüber in den historischen Nachrichten vom nordischen Kriege. V, 372. S. noch Häberlin S. 25.

sonen und Officiere verhaften, Ormond aber entwischte über die Pyrenäen und wurde nun zur Fortsetzung des mit den Schweden vergebens verabredeten Planes gebraucht. Was er auf Irland zuvor zu unternehmen beauftragt war, das sollte er jetzt in Schottland wagen[99]). Während dessen rüstete sich Jacob in aller Stille zu Rom. Papst Clemens und seine Cardinäle schossen 800,000 Livres für das Unternehmen zusammen, und eine päpstliche Anweisung auf erledigte spanische Kirchenpfründen sicherte dem Prätendenten noch die tägliche Einnahme von 100 Pistolen (oder, nach Andern, von 200 Dublonen) zu. Am 8. Febr. a. St. 1719 verließ dieser, nach Empfang geheimer Nachrichten, ganz unerwartet und zur Verwunderung der Weltstadt seinen Palast, und begab sich verkleidet nach Nettuno (oder Civitavecchia), während die Grafen von Marr und Perth mit einem gewissen Paterson, den sie für ihren Herrn gelten ließen, über Mailand reisten, aber zu Voghera von kaiserlichen Husaren verhaftet und bald wieder freigegeben wurden. Jacob hatte unterdessen ein spanisches Kriegsschiff bestiegen, und war nach mühseliger Seefahrt am 15. (18.) März zu Rosas in Catalonien gelandet und dann nach Madrid geeilt. Sein Empfang bei Philipp V. war höchst prächtig und königlich, seine Wohnung im Palaste Buenretiro[1]). Der König, die Königin, der Prinz von Asturien, der Cardinalminister Alberoni nebst andern Kronbeamten und Granden bewillkommneten und besuchten den Prätendenten, der stets an Philipp's Tafel aß, und von ihm ein Geschenk von 25,000 Pistolen erhielt, während Andere wissen, daß ihm auf die Dauer seines Aufenthaltes in Spanien monatlich 50,000 Pistolen versprochen, drei sechsspännige Wagen, 24 Reitpferde, kostbare Kleider, ein Silbergeschirr von 60,000 Thalern, Wäsche und Zeuche sammt einem kostbaren Diamanten von der Königin verehrt wurden. Diese Großmuth Philipp's erinnerte an Ludwig's XIV. Freigebigkeit für den Vater dieses unglücklichen Stuart. Mit großem Eifer wurde der Landungsplan in Schottland betrieben, und Alberoni wünschte, daß Jacob der Flotte folgen sollte, was Ormond indessen aus Gründen widerrieth. Daher blieb er in Valladolid zurück, während der Herzog von Ormond nach Coruña eilte, um von dort auf einem Schiffe der bereits am 7. März zu Cadiz ausgelaufenen Flotte nachzueilen. Diese soll von 10 — 15 Bataillone geregelte Truppen, 1200 Pferde, Waffen für etliche und 20,000 Mann, treffliche Artillerie und sechs Millionen in „Contanten" am Bord gehabt und von 9 bis 10 Kriegsschiffen geschützt worden sein[2]). Am Cap Finisterre wurde sie, wie Philipp's II. unüberwindliche Flotte, durch einen Sturm zerstreut und außer Stand gesetzt, ihre Fahrt fortzusetzen; denn nur zwei Fregatten mit Mannschaft und Waffen landeten am Ende Aprils zu Kintal, an welche sich bald 5000 Mann unzufriedener Schotten anschlossen. Sie eroberten das Schloß Donan, verloren es bald wieder an die zeitig gerüsteten Engländer, welche den Rebellenhaufen theils aus einander jagten, theils erschlugen und die Lords auf die Inseln trieben, wo sie von spanischen Fahrzeugen wieder aufgenommen wurden[3]). Der Prätendent verließ zu Anfange Augusts Spanien wieder, gelangte in Matrosenkleidung, woraus man auf eine Flucht aus Spanien geschlossen hatte, auf einer Galeere am 25. August zu Livorno an, und begab sich von da nach Rom, wo er seine harrende Braut fand.

Im Laufe des spanischen Planes nämlich, König Georg I. vom britischen Throne zu stoßen, hatte Jacob unter Mitwirkung des päpstlichen Stuhles um Marie Clementine, Tochter des Polen Jacob Sobiesky und der Pfalzgräfin Hedwig Elisabeth Amalia, wahrscheinlich in der Absicht, vieles Geld zu bekommen, werben lassen. In Hoffnung, die Tochter auf den britischen Thron steigen zu sehen, willigten die Ältern ein, und konnten sie blos mit ansehnlichen Geldgaben ohne Anweisungen auf schuldenfreie Güter aussteuern, sodaß man sagte: der betrogene Jacob genösse nur den Vortheil der Verwandtschaft mit den größten und vornehmsten europäischen Familien. Der Ehevertrag scheint zu Ende des Jahres 1718 oder gleich zu Anfange des folgenden geschlossen, und sofort überall bekannt geworden zu sein, obgleich der Kaiser auf dringendes Ersuchen des englischen Botschafters denselben hatte verhindern wollen; doch gelang es ihm, die Prinzessin auf ihrer Reise nach Rom zu Insbruck verhaften und in ein Nonnenkloster sperren zu lassen. Jacob, hiervon benachrichtigt, gab einem französischen Major Auftrag, sie zu befreien. Diesem gelang es auch mit Hilfe eines Engländers und Irländers, welche die Prinzessin nach Bologna führten, wo sie Lord Dumbar im Namen des schon nach Spanien gereisten Prätendenten empfing. In Rom hielt sie einen stattlichen Einzug und soll doch bis zur Ankunft Jacob's in Verborgenheit gelebt haben. Ihre Vermählung mit dem Prätendenten geschah am 1. Sept. 1719 zu Montefiascone[4]). Aus dieser Ehe gingen hervor 1) am 31. Dec. 1720 Karl Eduard, Prinz von Wales, 2) am 6. März 1725 Heinrich Benedict Eduard Alfred Ludwig Thomas, Herzog von York und S. Alban.

Jacob hatte seit der Vermählung seinen Aufenthalt, kleine Reisen in Italien umher ausgenommen, stets im Palaste des Marquis von Monti zu Rom genommen, und lebte sorglos von der Gnade des Papstes Clemens, welcher ihm jährlich 12,000 Scudi, nach andern Nachrichten monatlich 15,000 Thaler, andere ansehnliche Geschenke ungerechnet, zahlte, und ihn auf seinem Sterbebette 1721 den versammelten Cardinälen mit der Be-

---

99) s. das Leben des Cardinals Julii Alberoni. II, 135 fg.
1) s. ebendas. S. 139 fg. Moleville VI, 55. Rapin XIII, 261 fg. Rousset S. 362 fg. 2) s. das Leben des Cardinals Julii Alberoni. II, 141 fg. III, 64 fg. Rapin XIII, 264 fg. und XV, 83.

3) s. Moleville VI, 57 fg. Rapin XIII, 267. Rousset S. 366 fg. 4) s. Saint-Allais II, 2, 75. Die Geschichte des engl. Kronprätendenten. S. 61 fg. Rousset übergeht (S. 378 fg.) die Umstände dieser Heirath, und spricht blos nebenbei: „Nous le parlerons pas de la manière basse et canailleuse dont il vécu avec cette vertueuse Princesse." Umständlich davon in dem Leben Clementis XI. III, 904 fg.

bingung empfahl, daß der Prätendent unabänderlich den angewiesenen kostbar ausgeschmückten Palast bewohnen, das einmal festgesetzte Jahrgeld bis zur wirklichen Thronbesteigung genießen und von den Nachfolgern Sr. Heiligkeit in Allem gegen seine Feinde unterstützt werden solle, was auch von den folgenden Päpsten beobachtet wurde. Außerdem zog Jacob noch Unterstützung von den Jacobiten in den britischen Staaten und 50,000 Pistolen alljährlich aus Spanien [5]). Sein Hofstaat, ohne strenge Rangordnung, bestand in 40 Personen, darunter Wenige von Adel, und der Vornehmste war Lord Dumbar, eine Zeit lang aber der zum Grafen von Inverneß erhobene Lord Hayes. Den Morgen vollbrachte er in Geschäften und in der Messe, Mittags aß er gewöhnlich mit zwölf Personen, Nachmittags fuhr er mit einem Gefolge von drei Wagen spazieren, den Abend brachte er in Gesellschaft der Cardinäle zu. Bisweilen beschäftigte er sich auch mit Heilung der Kröpfe, um sich, dem alten Herkommen gemäß, als britischen König zu bethätigen. Der Titel Majestät wurde ihm selbst vom Papste gegeben, doch erschien er nie öffentlich bei demselben, sondern gewöhnlich vermittels einer verborgenen Treppe. Österreicher besuchten ihn nie, desto häufiger Franzosen, vielleicht auch Spanier. Die Engländer beobachteten ihn scharf. Erschien er öffentlich, so verehrten ihn Katholiken nachlässig, und Protestanten verachteten ihn [6]). Der Prätendent war übrigens, wie seine Freunde versichern, im Gesicht und Geberden seinem Vater sehr ähnlich, von mittelmäßiger und magerer Gestalt, von unangenehmem Organe, düster, aber angenehmen Zeitvertreib liebend, kaltsinnig gegen Fremde, höflich und herablassend gegen Bekannte, und liebte von seinen unglücklichen Umständen zu sprechen. Diese Gemüthsstimmung ging bald auch auf seine Gemahlin über, sodaß sie vor Trübsinn und Frömmelei nach Verlauf etlicher Jahre den Gemahl nicht mehr zerstreuen konnte; und da dieser nicht in, sondern nur außer sich Aufheiterung fand, wählte er, früher wol schon zur Wollust geneigt, die Frau des Lords Hayes zum vertraulichen Umgange. Im J. 1725 brach schon die Unzufriedenheit zwischen ihm und seiner Gemahlin aus, die Versuche der Aussöhnung waren vergebens, und am 14. Nov. desselben Jahres begab sich letztere in ein Nonnenkloster. Jacob, dabei kalt, meldete sogar seinem getäuschten Schwiegervater, daß er seine Tochter wieder abholen sollte. Inzwischen war sein Umgang mit der zur Gräfin von Inverneß gestempelten Beischläferin offenkundig geworden. Der Papst, die Cardinäle, der spanische Botschafter und die Prinzessin von Piombino verschwendeten viele Mühe, den Prätendenten mit seiner Gemahlin auszusöhnen. Im Sept. 1726 besuchte er sie zwar wieder in dem Kloster, aber die vollständige Aussöhnung hinderte der Umstand, daß Jacob die Protestanten aus seiner Umgebung, zu denen auch der Graf und die Gräfin von Inverneß gehörten, nicht verbannen wollte. Er scheint nämlich, obschon von Kindheit an eifriger Katholik, die Absicht verfolgt zu haben, seine beiden Söhne in der protestantischen Religion erziehen zu lassen. Zu dem Ende wurde in seinem Palaste eine protestantische Kapelle eingerichtet, in welcher Sonntags ein englischer Geistlicher predigte [7]). Inverneß oder Lord Hayes ward Oberhofmeister seiner Kinder. Diese Einrichtungen waren Jacob's Gemahlin zuwider, und hätte jetzt der Papst nicht mit Einziehung des Jahrgeldes gedroht, so würde Jacob diese seiner Gemahlin unleidlichen Personen nicht entfernt haben. Es geschah dies aber noch im Herbste 1726, und Jacob begleitete die Gräfin und ihren Mann bis Bologna, wo er sich mit ihr bis in den April 1727 ergötzte und sie hernach verabschiedete. Hierauf erfolgte die völlige Aussöhnung mit Marie Clementine'n unter der Bedingung, daß die beiden Söhne unter ihrer Aufsicht in der katholischen Religion erzogen würden. Die Aussöhnung scheint nicht aufrichtig gewesen zu sein, da Jacob den Ausschweifungen ergeben blieb, die Protestanten, wie Dumbar und Murray an seinem Hofe behielt, und später auch, nach Dohm, die Gräfin von Inverneß wieder an sich zog, welche jedoch zur katholischen Kirche übertrat. Vom Julius 1727 bis Mai 1729 lebte die Prätendentin mit ihren Kindern in großer Andacht zu Bologna, während Jacob eine Zeit lang in Lothringen und Frankreich reiste. Der Papst erhielt äußerlich das friedliche Zusammenleben der Prätendentenfamilie, während Marie Clementine ihren Verdruß über die zunehmenden Ausschweifungen des Gemahles durch Gebet und weibliche Arbeiten, die sie unter die Armen vertheilte, verscheuchte und endlich am 18. Jan. 1735 an der Schwindsucht starb [8]). Sie war nach des Freiherrn von Pölnitz Urtheile eine liebenswürdige, bescheidene, dienstfertige und wohlthuende Fürstin, mit mehren neuern Sprachen bekannt und genoß zuletzt den Ruf einer Heiligen, die sogar nach ihrem Tode Wunder verrichtet haben soll!

Unterdessen wurden die Versuche, den Prätendenten auf den britischen Thron zu bringen, zu verschiedenen Malen wiederholt. Zuerst entdeckte sich im J. 1722 eine Verschwörung in England zu Gunsten Jacob's gegen den König Georg I., der auch in einem ausgebreiteten Manifest zur Rückkehr nach Hanover angemahnt wurde. Diese Schrift angeblich vom Prätendenten herrührend, wie Georg selbst glaubte, wurde vom Parlament für untergeschoben erklärt und zum Feuer verdammt. Bei dieser Gelegenheit sprach Robert Walpole die Ansicht aus, daß das Complott zu Rom und im Busen der Katholicität ausgebrütet worden wäre [9]). Als sich ferner 1726 Spanien zum neuen Kampfe mit England rüstete,

5) Der Verf. des Aufsatzes: Leben, Abenteuer und Schicksale des Prätendenten Karl Eduard im politischen Journale, Jahrg. 1788. 1, 243, spricht noch von 200,000 Livres französischen Jahrgeldes. 6) s. die Gesch. des engl. Kronprätendenten. S. 53 fg.

7) s. die Geschichte des engl. Kronprätendenten. S. 60. In spätern Jahren, als sein Sohn an der Wiedergewinnung des väterlichen Thrones arbeitete, soll Jacob, nach Rousset (S. 18), sogar alle Katholiken von seinem Hofe verbannt und sich mit Genehmigung des Papstes, doch mit geheimem Vorbehalte, der anglikanischen Kirche ergeben haben. 8) s. die Geschichte des engl. Kronprätendenten. S. 79. 9) s. Rapin XIII, 430 fg., 448 und 453. Moleville VI, 67 und 90.

glaubte man abermals an einen Plan, das Haus Hanover zum Besten Jacob's zu verstoßen, ja König Georg sprach in der Thronrede an das Parlament (28. Jan. 1727) von gewissen Gerüchten über eine dahin zielende geheime Übereinkunft zwischen Spanien und dem teutschen Kaiser. London und das britische Parlament bezeugten ihrem Könige die lebhafteste Theilnahme, während Kaiser Karl VI. diese Beschuldigungen nicht nur auf der Tagfahrt zu Regensburg heftig angriff, sondern auch seinem Gesandten zu London Auftrag gab, die Thronrede Georg's mit Empfindlichkeit zu widerlegen. Unter den Augen dieses Königs ließ derselbe ein in lateinischer, englischer und französischer Sprache gedrucktes Memoire verbreiten, das die Anklagen höchlich verneinte, von Georg aber und seinem Parlament für frivol gedeutet wurde [10]). Gewiß ist, in Großbritannien nahm man den Plan für des Prätendenten Thronbesteigung für unbestritten; der englische Gesandte zog sich von Wien zurück, und man verhandelte zu Madrid wegen Hintertreibung der Ausführung. Die drei Mächte, dem Bruche nahe, kamen wieder zu friedlichen Gesinnungen. Hingegen reizten die Jacobiten nach Georg's I. Tode den Prätendenten zu einem Landungsversuche in England, der Papst willigte auch in erbetene Hilfsgelder; allein der protestantische Thron stand schon so sicher, daß Jacob, obgleich er bereits nach Genua im Jul. 1727 gereist war, die Fortsetzung der Reise aufgeben mußte. Ebenso schwach war im November desselben Jahres Makintosh's Versuch einer ähnlichen Empörung in Schottland. Doch verdroß es den großbritannischen König Georg II., als im Julius 1728 der Herzog von Parma den Prätendenten mit allen Ehren, die einem Könige von Großbritannien gebühren, bei sich in seiner Residenz empfing, so sehr, daß er dem parmesanischen Geschäftsträger die Weisung ertheilte, binnen 48 Stunden seine Staaten zu verlassen. Parma entschuldigte seine Handlung bei dem Cardinal Fleury, welcher den britischen König zu beruhigen wußte [11]). Nun kamen die Engländer, so erzählt Rapin [12]), auf den Einfall, Jacob's ältesten Sohn zu stehlen oder zu entführen. Am 3. Jan. 1734 erschien nämlich ein Fremder aus Paris plötzlich zu Rom, und begab sich unverzüglich mit Briefen zu dem Prätendenten, worauf dieser den Lord Dumbar zu dem französischen Botschafter Saint-Aignan schickte. Die geheime Thätigkeit hatte Unterredungen mit dem Papste zur Folge, welcher acht Staatswagen für den Prätendenten bereit hielt, und zugleich verordnete, daß alle Wagen der Fremden ohne Ausnahme denen Jacob's und seiner Kinder den Vorzug lassen sollten, unter Androhung von Gewaltthätigkeiten. Gleichzeitig verschloß man mehre Thore der Stadt, damit die Abzeichen der Fremden, womit man auf die Anwesenheit etlicher vornehmer Engländer zielte, die dem Prinzen Karl Eduard nachstellten, desto eher bemerkt werden könnten, und am 22. Jan. wurden sogar päpstliche Wachtposten in den Zugängen des Prätendentenpalastes aufgestellt, und scharfe Nachsuchungen in den benachbarten Wohnungen gehalten, deren Ergebnisse unbekannt geblieben sind. Endlich schimmerten wieder neue Strahlen der Aussicht auf den britischen Thron hervor, als der Cardinal Fleury sich des Prätendenten, wie einst Ludwig XIV., gegen England bedienen wollte. Zunächst ließ dieser Minister ihn durch den Gesandten seines Königs, den Cardinal von Tencin, seit 1740 priesen, und in ihm das Verlangen nach der Krone erwecken. Jacob erklärte sich nicht abgeneigt, wünschte aber nicht bei den militairischen Unternehmungen vorgeschoben zu werden, theils wegen zunehmenden Alters, theils wegen schwächlicher Gesundheitsumstände, sondern schlug seinen ältesten Sohn, Karl Eduard, damals 22 Jahre zählend, vor. Im August 1743 wurden neue Versicherungen gegeben, die dem Prätendenten so angenehm waren, daß er seinen Freunden in Schottland davon Nachricht geben ließ. Die Spanier wirkten seit dieser Zeit auch für denselben Plan, und so geschah es, daß der alte Prätendent, als König der drei britischen Reiche, zu Anfange des Jahres 1744 seinem ältesten Sohne die schriftliche Vollmacht ertheilte, als Prinz von Wales Regent seiner Reiche zu sein, und als solcher künftig zu handeln. Deshalb gab man diesem nun den Namen des jungen Prätendenten. Am 9. Jan. genannnten Jahres verließ er in Begleitung der protestantischen Lords Dumbar und Georg Murray heimlich Rom, und ging nach Frankreich, welches im März dem Könige Georg II. den Krieg erklärte. Bald nachher (14. April 1744) erklärte die Republik Venedig, sei es in Folge dieser politischen Veränderungen, oder eines mehre Monate vorher stattgefundenen Streites zwischen den Kutschern des venetianischen Botschafters und Karl Eduard's zu Rom auf offener Straße, daß sie den Prätendenten niemals als König von Großbritannien anerkennen werde. Diese Erklärung wurde an alle europäische Höfe abgegeben, und machte den Papst Benedict XIV so muthlos, daß er den Prätendenten ermahnte, bei seinem Hofstaate alle Gelegenheiten zum Rangstreite mit dem Gesandten dieser Republik sorgfältig zu vermeiden [13]). Jacob's Sohn war endlich im Julius 1745 in Schottland gelandet, hatte daselbst, während in England 30,000 und in Irland 50,000 Pfund St. auf seinen Kopf gesetzt wurden, am 18. Oct. eine neue Regierung errichtet, und seinem Vater durch Absendung eines Abtes Bericht von seinen Unternehmungen abstatten lassen. Der König beider Sicilien ließ ihm bereits Glück wünschen, in Rom wurden Freudenfeste angestellt, auch drängten sich umherwandernde Schotten und Irländer mit Anerbietung ihrer Dienste zu Jacob, welche dieser an seinen Sohn wies; aber die Niederlage bei Culloden am 27. April 1746 vereitelte alle Hoffnungen der Stuarte [14]). Bekanntlich

10) s. Rapin XIII, 566—594. Auch der russische Hof stand im großen Verdachte bei Georg, daß selbiger Jacob's Thronbesteigung begünstige. Moleville VI, 102 fg. 11) s. Rapin XIV, 41, 79, 109. 12) a. a. O. S. 471 fg.

13) Vergl. die Gesch. des engl. Kronprätendenten. S. 440 fg. mit Rapin XV, 548. 14) Vergl. die Gesch. des engl. Kronprätendenten. S. 107, 111, 122, 408 fg. Ferner Dohm im teutschen Museum 1785. I, 186 fg. u. politisches Journal (Hamburg 1788). I, 244 fg., 342 fg.

landete der Regent Karl Eduard nach vielem erlittenen Ungemache am 29. Sept. desselben Jahres wieder an der bretagner Küste, und wohnte mit seinem Bruder bis zum Ende des folgenden Jahres in Paris, von wo ihn die französische Regierung mit Gewalt über die Grenze bringen ließ. So endete der letzte Versuch der Stuarte, ihren väterlichen Thron wieder erobern zu wollen, und zugleich die politische Bedeutsamkeit des alten Prätendenten, der, einmal verbannt und an Unglück gewöhnt, seine Tage im Kreise seiner Söhne — der jüngere wurde am 3. Jul. 1747 Cardinal und starb erst 1807 — verlebte, bis ihm am 1. Jan. 1766 der Tod die Augen schloß. Er war sonach der erste unter den Stuarten, die ein hohes Alter erreicht hatten; aber nicht der Letzte, der den eingebildeten Titel eines Königs von Großbritannien festhielt. Auch sein Sohn, Karl Eduard, hing unerschütterlich an demselben. (*B. Röse.*)

JACOB, Kurfürsten, Herzoge, Markgrafen, Grafen und Prinzen.

A) Jacob, Graf von Armagnac, s. Armagnac.

B) Markgrafen von Baden.

1) **Jacob I.**, Markgraf zu Baden und Graf zu Sponheim, war Bernhard's I. des Großen, und dessen Gemahlin Anna, gebornen Gräfin von Öttingen, ältester und einziger zu Jahren gekommener Sohn, geboren am 15. März 1407. Nach der Verordnung seines Vaters in den freien Künsten und besonders in den Sprachen, einer der ersten aus dem badischen Fürstenhause sorgfältigst unterrichtet, wurde er, sowie jener ein kriegerischer Fürst war, ein milder und friedliebender Landesherr, wegen der Weisheit und Gerechtigkeit, womit er regierte und den Frieden seinen Landen in schwieriger Zeit zu erhalten wußte, der badische Salomo genannt, von den Häuptern Europa's hochgeachtet und von dem Reiche zu ehrenvollen Sendungen gebraucht.

Noch in der Wiege, im J. 1408, mit der kaum siebenjährigen Katharine, Herzogs Karl's I. des Kühnen von Lothringen, zweiter Tochter, verlobt, und im J. 1426 mit derselben vermählt, wurde er Schwager des Herzogs Renne (Renatus) von Anjou, Königs von Jerusalem und Sicilien, welcher die ältere Tochter Isabelle zur Gemahlin hatte, und der Königin Elisabeth von Frankreich, die eine Schwester des Königs Renne war. Durch den Ehevertrag erhielt Markgraf Jacob die Anwartschaft auf das Herzogthum Lothringen, wenn Isabelle kinderlos sterben sollte, und statt der vertragsmäßigen 15,000 Gulden Mitgift die lothringischen Städte Bruyeres, Arches, Raon und St. Dieu nebst den dazu gehörigen Landschaften, welche er durch Wersik Bock von Stauffenberg, einen tapfern schwäbischen Ritter, regieren ließ. Nach Markgrafen Jacob's Tode kaufte König Renne diese Städte um eine große Summe wieder an sich.

Schon im J. 1425 machte ihn sein Vater zum regierenden Markgrafen in Hochberg, das er zehn Jahre vorher an sich gebracht hatte [1]). Als solcher zieht Markgraf Jacob seinem Schwiegervater im J. 1429 mit einem Kriegsheere gegen die Stadt Metz zu Hilfe, und errichtet 1430 ein dreijähriges Bündniß mit der Stadt Freiburg und den andern Städten im Breisgau. Im J. 1431 folgte er seinem Vater in der Regierung der badischen Lande nach, und nimmt seine Residenz in dem Schlosse zu Baden. In demselben Jahre schickt er sein Contingent, bestehend in 25 Reitern mit Lanzen bewaffnet, zu Kaiser Sigismund's Heerzuge gegen die Hussiten, und steht bei der streitigen Wahl eines Erzbischofes von Trier mit den Erzbischöfen von Mainz und von Cöln auf der Seite des Grafen Ulrich von Manderscheid gegen Jacob Freiherrn von Sirk. Die übrigen Kriegsverrichtungen Markgrafen Jacob's, in welchen er immer als ein muthiger Herr, als treuer Bundesgenosse und wackerer Friedensstifter auftritt, sind: Die Hilfe, die er dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem berühmten teutschen Achilles, in den Jahren 1442, 1448 und 1449 gegen die Stadt Nürnberg leistete; sein Bündniß mit Österreich und Würtemberg gegen die Eidgenossen im J. 1446, wozu er 1000 Pferde und 1500 Fußknechte stellte, alle seine Freunde und Vasallen zum Mitzuge aufbietet, aber auch zugleich durch seine Bemühungen den Krieg zwischen Österreich und Basel 1449 beilegt, und die Stadt Rheinfelden mit dem Herzoge Albrecht von Österreich wieder aussöhnt; der Krieg, den er mit Würtemberg gegen die Stadt Eßlingen führte, wo er seinen Feldhauptmann, Johann von Steinheim, in siegreichem Treffen verliert, und im J. 1450 in eigener Person die Belagerung der Stadt Weil leitet; endlich der Beistand, den er seinem Schwestersohne, Grafen Ludwig VIII. von Lichtenberg, in dem verderblichen Kriege mit den Grafen von Leiningen in den Jahren 1450 bis 1452 leistet, und hauptsächlich durch rastlose Thätigkeit für die Aussöhnung beider Häuser wirkt.

Dem Reiche ein anhänglicher und treuer Fürst zeigt sich Markgraf Jacob besonders bei dem französischen Angriffe auf die teutschen Reichslande in dem sogenannten Armagnakenkriege. Das Schreiben, durch welches ihn seine Schwägerin, die Königin Elisabeth von Frankreich, von der für ihn und für seine Lande bei ihrem Gemahle und bei dem Dauphin ausgewirkten Sicherheit während des bevorstehenden Zuges nach Teutschland im J. 1444 benachrichtigt, sendet Markgraf Jacob unverzüglich dem Oberhaupte des Reiches, und begleitet es mit einem eigenen Handschreiben, worin er als seine Pflicht erkennt, den Kaiser auf diese drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, wo in demselben Jahre der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen wurde, erhält Markgraf Jacob zugleich mit dem Herzoge Albrecht von Österreich, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dem Grafen Ulrich von Würtemberg den Auftrag, sich mit ihrer Mannschaft ins Breisgau zu begeben, um zu sehen, wie dem Lande wegen der Armagnaken zu helfen wäre und mit dem Dauphin wegen Zu-

1) s. den Art. Hochberg.

rückziehung seines Heeres zu verhandeln, bei welcher Gelegenheit der Markgraf friedliche Vergleiche zu stiften sucht, und seinen Landen Verschonung von allen Kriegsübeln verschafft. Eine andere ehrenvolle Sendung wird ihm im Jahre 1446 zu Theil, wo er auf dem Kurfürstentage zu Frankfurt zugleich mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Bischöfen von Augsburg und von Chiemsee, dem berühmten Äneas Sylvius, damaligem Domherrn zu Trient, und noch zwei andern angesehenen und gelehrten Männern als kaiserlicher Gesandter erscheint, an dessen Statt mit unumschränkter Vollmacht zu sprechen, zu handeln und zu beschließen.

Den größten Ruhm erwarb ihm aber die Regierung seiner Erblande und die vortreffliche Erziehung seiner Kinder. Eben jener Äneas Sylvius rühmt beides, und nennt ihn darum den klügsten und gerechtesten der teutschen Fürsten. Die Johanniter-Ordenshäuser und alle geistliche Stiftungen seines Landes begaben sich in seinen Schutz. Er ließ sich die Herstellung der verfallenen Zucht in diesen Stiftungen angelegen sein, ja die Ordensleute selbst baten ihn um Einführung guter Ordnung und Zucht in ihren Klöstern. Unter den Bemühungen und Verordnungen für das Wohl seines Landes ist besonders die Aufmerksamkeit merkwürdig, welche er auf die gemeine Ruhe und Sicherheit, auf den Schutz der Wege und Straßen gegen Räuber richtete. Kaum war ihm ein begangener Raub zur Kenntniß gekommen, so ließ er die Beraubten vor sich kommen, die Größe ihres Verlustes angeben und beschwören, und denselben sofort aus dem Fiscus ersetzen, die Räuber aber verfolgen, ergreifen und auf das Rad flechten; hierdurch gelang es ihm, wie Äneas Sylvius versichert, in kurzer Zeit die größte Sicherheit in seinen Landen herzustellen.

Seine Lande vermehrte Markgraf Jacob durch Ankauf bedeutender Besitzungen, theils aber auch durch erhaltene Schenkungen und Erbschaften, von welchen die der Grafschaft Sponheim bemerkt werden muß. Bei Erlöschung des Sponheimischen Grafenstammes, welcher im J. 1437 durch den Tod des Grafen Johannes erfolgte, kommt Markgraf Jacob wegen seiner Großmutter Mechtilde, einer gebornen Gräfin von Sponheim, und weiland seines Großvaters, Markgrafen Rudolf's VI., Gemahlin, zugleich mit dem Grafen Friedrich von Veldenz in den gemeinschaftlichen erblichen Besitz der hintern und der $\frac{4}{5}$ der vordern Grafschaft Sponheim; denn $\frac{1}{5}$ besaß Kurpfalz durch Schenkung Elisabethen's von Sponheim weiland des Pfalzgrafen, Herzogs Ruprecht's Pipan's Gemahlin. Auf dem Tage zu Frankfurt im J. 1442, wo auch er als Zeuge die Urkunde unterschrieb, kraft welcher Kaiser Friedrich III. die Freiheiten des Hauses Österreich erneuerte, ertheilte der Kaiser dem hochgebornen Markgrafen Jacob von Baden, seinem lieben Oheime und Fürsten, wegen der Dienste und Treue, die er täglich dem Kaiser und dem Reiche erweiset, die Freiheit, daß alle seine Diener und Leute, sie mögen Grafen, Herren, Ritter, Knechte, Bürger oder Bauern sein, bei keinem Landrichter noch Hofrichter, noch irgend einem andern Gerichte, als bei ihrem eigenen Landesherrn oder bei dem von diesem bestellten Richter belangt werden können.

Vorzüglich interessant ist Markgrafen Jacob's Testament, worin er neben andern weisen Anordnungen die Succession der männlichen Linie seines Hauses bestimmt, die Prinzessinnen ausschließt, so lange noch männliche Erben vorhanden sind, und dreien seiner Söhne, unter welche er seine Lande vertheilte, Einigkeit unter sich und Milde gegen ihre Unterthanen befiehlt, und ihnen auflegt, ein Jahr nach seinem Tode alle Landestheile, alle Städte und Dörfer, begleitet von fünf Räthen, zu bereisen, an Ort und Stelle die Klagen der Unterthanen anzuhören, und wenn etwa Jemandem unter seiner Regierung Unrecht sollte geschehen sein, abzuhelfen. Bei seiner Heimkunft von einer Reise nach Speier erkrankte er im J. 1453 und starb in seinem Schlosse zu Baden. Sein Leichnam wurde in der Pfarrkirche daselbst, die er eben in diesem Jahre zu einer Stiftskirche erhoben und dotirt hatte, neben dem seines Vaters beigesetzt.

Seine Gemahlin Katharine gebar ihm fünf Söhne und eine Tochter. Die Tochter Margarethe wurde an Albrecht, den teutschen Achilles, Markgrafen von Brandenburg, im J. 1444 verlobt, und das Beilager im J. 1445 zu Ansbach vollzogen. Sie gebar ihm neben andern Kindern seinen ältesten Sohn Johann, den teutschen Cicero, Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg. Von Markgrafen Jacob's Söhnen folgte ihm Karl I. in der Regierung und als Stammhalter des Fürstenhauses nach. S. den Art. Karl I., Markgrafen von Baden.

Der zweite Sohn Bernhard, der Selige, im J. 1428 geboren, wurde ein ungemein schöner Jüngling von edler Gesichtsbildung, hohem Wuchse und großartiger Haltung, dabei ein geistvoller, heldensinniger, frommer und tugendreicher Fürst. Durch die väterliche Theilung bekam er ansehnliche Landesstücke erhalten. Er nannte sich einen Markgrafen in Pforzheim, Eberstein und Besigheim, und war schon mit Magdalene, König Karl's VII. von Frankreich jüngster Tochter, verlobt, als er plötzlich erklärte, sich ewiger Keuschheit und dem beschauenden Leben zu widmen, und aller Einreden ungeachtet im J. 1455 die Regierung, doch mit Vorbehalt seines Rechts, seinem ältesten Bruder, dem Markgrafen Karl, in die Hände legte, um sich mit zwei Gefährten in eine Einsiedelei zurückzuziehen. Kaiser Friedrich, der Schwager seines Bruders, unterbricht dieses Verhaben. Er beruft den Markgrafen Bernhard als seinen Gesandten, um alle europäische Höfe zu einem Kreuzzuge gegen die Türken anzufeuern. Markgraf Bernhard geht zuerst nach Frankreich an den Hof Königs Karl's VII., von da im Anfang Julius 1458 nach Turin zum Herzoge Ludwig von Savoyen, und setzt nach erhaltenen günstigen Versicherungen seine Reise nach Rom zum Papste, Calixtus III., fort. Allein schon zu Montcalier, etwa drei Meilen von Turin wird er plötzlich krank, und stirbt daselbst im Kloster der Franziskaner am 15. Jun. 1458. Sein Leichnam wurde in der Hauptkirche San Maria neben dem Hochaltare begraben. Der Ruf von seinem heiligen Lebenswandel und

den Wundern, die bei seinem Grabe sollen geschehen sein, veranlaßte Papst Sirtus IV. die Sache im J. 1468 zu untersuchen, und den Markgrafen Bernhard in die Zahl der Seligen zu versetzen. Bei fortdauernden Nachrichten von den durch diesen gewirkten Wundern befiehlt der Papst durch seine Bullen vom J. 1478 und 1479 zur Vorbereitung seiner Kanonisation wiederholte Prüfungen, welche im J. 1481 erfolgten. Die Kanonisation aber unterblieb wegen der großen dazu erfoderlichen Summen, und als man einem der nachfolgenden Markgrafen zuredete, den seligen Bernhard doch zum Heiligen erheben zu lassen, gab derselbe zur Antwort: „Er ist mir selig genug." Die Verehrung des seligen Bernhard's verbreitete sich besonders in Piemont, in Lothringen und in der alten Markgrafschaft Baden. Die Stadt Montcalier wählte ihn zu ihrem Schutzpatron, und Markgraf Christoph, sein Brudersohn, ließ im J. 1501 eine Gedächtnißmünze auf ihn, und sein geharnischtes Bild auf badische Landmünzen prägen, von welchen, nebst einem Exemplar der genannten Gedächtnißmünze, noch eine Landmünze vom J. 1512, ein Dukaten vom J. 1513, ein Silbergroschen von demselben Jahre, und ein Dukaten vom J. 1519 vorhanden und bei Schöpflin in Histor. Zaring. Badens. Tom. IV., Numismat. Tab. supplement. I., und Tom. III. Numismat. Tab. I. abgebildet sind [2]).

Der dritte Sohn des Markgrafen Jacob's ist Johann II., Erzbischof und Kurfürst von Trier; von ihm ein besonderer Artikel. Der vierte Sohn Georg wurde Bischof von Metz, auch von diesem s. man den besondern Artikel. Endlich ist der fünfte Sohn Marx, im J. 1434 geb., wie sein Bruder Johann nach dem väterlichen Befehle von Kindheit an für den geistlichen Stand gebildet, 1459 Domherr zu Cöln, 1465 von den Lüttichern gegen ihren damaligen Bischof Ludwig von Bourbon zum Beschützer des Landes und Bisthumes Lüttich berufen und von den drei Ständen zum Bischofe postulirt, verließ aber nothgedrungen diese Regentschaft noch in demselben Jahre, gab 1468 alle Ansprüche daran auf, wurde Domherr zu Strasburg und starb als solcher im J. 1478. Noch Einiges von ihm in den Artikeln über seine Brüder Karl, Johann und Georg. (*Thomas Alfried Leger.*)

2) Jacob II., s. Jacob II., Kurfürst von Trier.

3) Jacob III., Markgraf zu Baden und Hochberg, Landgraf zu Sausenberg, Herr zu Röteln und Badenweiler u. s. w., aus der Linie Baden-Durlach, war des Markgrafen Ernst's, der diese Linie zu Pforzheim anfing, Enkel, Karl's II. und dessen Gemahlin Anna, einer Tochter des Pfalzgrafen Herzogs Ruprecht zu Veldenz, mittlerer Sohn, geb. zu Pforzheim am 24. Mai 1562. Nach dem Tode seines Vaters, 1577, kam er unter die Vormundschaft seiner frommen und hochverständigen Mutter-Regentin, des Pfalzgrafen Kurfürsten Ludwig's VI., des Pfalzgrafen Herzogs Philipp Ludwig's zu Neuburg und seines Schwagers Herzogs Ludwig's des Frommen zu Würtemberg, an dessen Hofe er einige Zeit zubrachte. Wegen seiner großen Fähigkeiten von frühester Jugend an zum Studium der freien Künste und der Sprachen vorbereitet, wurde er in seinem 15. Lebensjahre auf die Hochschule nach Tübingen, und ein Jahr später nach Strasburg geschickt, wo er zwei Jahre lang weilte. Aufgemuntert durch den Ruhm der Sprachkenntnisse und ausgebreiteten Gelehrtheit, welcher das Andenken seines Großoheims, Jacob's II., Erzbischofes und Kurfürsten von Trier, begleitete, trieb er an beiden Orten mit beharrlichem Fleiße das Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften und erwarb sich besonders in der lateinischen Sprache eine große Fertigkeit und einen vorzüglich reinen Ausdruck. Von Strasburg aus begab er sich im J. 1581 unter dem Namen eines Grafen von Hachberg nach Frankreich und nach Italien, um in dieser Länder Sprachen eine weitere Ausbildung für das Leben zu erlangen.

In Italien hörte Markgraf Jacob, daß sich auf dem Reichstage zu Augsburg, den der Kaiser im J. 1582 ausschrieb, die vornehmsten Fürsten und Stände versammeln würden. Sogleich eilte er dahin, um sich dem Oberhaupte des Reiches zu empfehlen, und die Freundschaft der anwesenden Fürsten zu erwerben. Seine schöne Leibesgestalt, seine angenehmen Gesichtszüge, der Anstand in seinem Betragen, und besonders seine Sprachkenntnisse ließen ihn bald seinen Endzweck erreichen. Er erwarb sich den Beifall des Kaisers und die Liebe und Hochachtung der Fürsten. Allein der öftere Umgang mit Kriegsmännern, die vielen Erzählungen von den Verdiensten großer Helden weckten seinen angebornen ritterlichen Muth. Gleich nach seiner Heimkunft zeigte sich seine Neigung zum Kriegswesen; das Studium der Künste des Friedens mußte nach und nach den Waffenübungen weichen, in welchen er es in kurzer Zeit so weit brachte, daß er in den Ritterspielen nicht selten den Preis davon trug. Er las

2) Das Leben des sel. Bernhard's, Markgrafen von Baden, beschrieb zuerst Joh. Bapt. Plancardi in ital. Sprache, gedruckt zu Turin 1628. Dieses wurde ins Teutsche übersetzt von Pater Joh. Hornig aus der Gesellschaft Jesu, und gedruckt zu Strasburg 1686 in 4. Abgekürzt in ital. Sprache von Camillo Gabrielli, gedruckt zu Turin 1658. Dieses abgekürzte Leben rückte Cuper in latein. Sprache in seine Fortsetzung der Act. Sanct. Bolland. Tom. IV. Jul. p. 113 sq. ein. Sorgfältiger beschreibt das Leben dieses Seligen Antonio Mombello, ein Patrizier von Montcalier, unter dem Titel: La Corte santificata dalla vita et dalle virtù del B. Bernardo, Marchese di Baden, Protettore della Cità di Moncalieri (Taurini 1722. 4.), wobei auch ein Gedicht desselben über den sel. Markgrafen Bernhard, dem berühmten Feldherrn Markgrafen Ludwig von Baden gewidmet. Fernere Nachrichten von dem sel. Bernhard geben: *Trithemius*, Chron. Hirsaug. ad An. 1465; *Francisc. Irenicus*, Exeg. German. Lib. III. cap. 101; *Philibertus Pingonius*, Chron. Augustae Taurinorum ad An. 1458; *Pistorius Nidanus*, Orat. I. de Vita et Morte Jacobi March. Bad. p. 182; *Calmet*, Histoire de Lorraine. Tom. II. Livr. X; *Cuper*, Act. Sanct. Tom. I. p. 110 sq., wo man auch sein Bildniß nach einem alten Gemälde im Schlosse zu Baden in Kupfer gestochen findet; vorzügl. histor. u. diplomat. Nachrichten bei *Schoepflin*, Histor. Zaring. Badens. Tom. II. Lib. IV. cap. IV. und in Cod. diplomat. und bei Sachs, Einleitung zur Geschichte der Markgrafschaft und des markgräfl. altfürstl. Hauses Baden. 2. Th. S. 509 fg. Sein Leben ist neuestens kurz und bündig beschrieben in Tablettes généalogiques des illustres Maisons des Ducs de Zaeringen, Margraves et Grands-Ducs de Bade (Darmst. 1810). p. 167 sq.

daneben die Schriftsteller über Kriegskunst, und von seinen Sprachkenntnissen unterstützt, wählte er vorzüglich die Werke der Alten aus. Zugleich bot sich ihm auch Gelegenheit seinen Kriegsgeist im Waffenernste zu zeigen. Eben zog der Pfalzgraf Herzog Johann Kasimir dem Kurfürsten von Cöln, Gebhard, Truchseß von Waldburg, der zur protestantischen Kirche übergetreten war, an der Spitze eines kurpfälzischen Heerhaufens zu Hilfe. Markgraf Jacob begleitete ihn. Nach kurzem Feldzuge ging zwar der Markgraf mit dem Pfalzgrafen, der bei dem Tode seines Bruders, des Pfalzgrafen und Kurfürsten Ludwig's VI., am 12. Oct. 1583, zur Administration der pfälzischen Kurlande gerufen war, nach Hause. Allein bald hernach kehrte Markgraf Jacob zum cölnischen Kriege, doch nicht mehr für Gebhard's Sache, zurück. Die Blutsverwandtschaft mit Gebhard's Gegner, dem neuerwählten cölnischen Erzbischofe, Herzoge Ernst von Baiern, dessen Großmutter Maria Jacobäa, eine Tochter von Markgrafen Philipp, dem Bruder von Jacob's Großvater, Markgrafen Ernst, war, veranlaßte ihn für den neuen Erzbischof und Kurfürsten die Waffen zu ergreifen, und mit ihm in ein enges, auf gegenseitige Dienstleistungen gegründetes Freundschaftsbündniß zu treten. Von ihm ersucht, und mit jährlichen Hilfsgeldern versehen, um tausend Reiter und zwanzig Fahnen Fußvolkes zur Beschützung des Erzstiftes Cöln zu halten, schloß sich Markgraf Jacob an den berühmten spanischen Feldherrn, Herzog Alexander Farnese von Parma, an, der eben, 1586, das von den Niederländern genommene Neuß belagerte. Er sah in diesem das Muster eines großen Kriegsfürsten, und kam ihm in diesem Feldzuge nie von der Seite. Er beobachtete alle seine Bewegungen, hörte mit Aufmerksamkeit seine Rathschläge an, war in dem Feldlager und beim Vordringen bis an die Thore der feindlichen Festung sein unzertrennlicher Begleiter. Nach der Erstürmung von Neuß folgte der Markgraf dem Herzoge zu der Belagerung von Rheinbergen, und kehrte endlich beim Beziehen der Winterquartiere in sein Vaterland zurück, wohlerfahren in den Hauptmomenten der Kriegskunst unter der Leitung eines so großen Meisters. Der Ruf seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung drang bis an den spanischen Hof, und wahrscheinlich hätte der Markgraf Jacob diesem seine Dienste geweihet, wenn er länger gelebt hätte, um so gewisser, weil er wegen der Güter in Geldern, die ihm seine Gemahlin Elisabeth, eine Tochter des Grafen Florentius von Culenberg und Manderscheid, zugebracht hatte, ein Vasall des Königs von Spanien geworden war. Mit ihr hatte sich Markgraf Jacob schon nach seiner ersten Heimkunft aus dem cölnischen Kriege im J. 1584 vermählt, und in eben diesem Jahre am 4. Dec. die väterlichen Lande mit seinen beiden Brüdern, dem ältern Ernst Friedrich und dem jüngern Georg Friedrich getheilt, als seinen Landesantheil die Markgrafschaft Hachberg nebst den Herrschaften Usenberg, Sulzberg, Höhingen und Landeck erhalten, die Selbstregierung sogleich angetreten und seine Residenz auf dem festen Schlosse Hachberg genommen.

Indessen verbreitete sich sein Kriegsruhm im In- und Auslande immer mehr. Die Stände von Schwaben und Elsaß, besorgt wegen der Heere, die im J. 15.. aus Teutschland dem Könige Heinrich von Navarra zu Hilfe zogen, schlossen unter sich ein Bündniß und stellten ein Beobachtungsheer auf, dessen Oberbefehl sie dem Markgrafen Jacob auftrugen; Herzog Karl II. von Lothringen rief ihn unter denselben Bedingungen, wie er der Erzbischof Kurfürst Ernst von Cöln, zu Hilfe. Er schloß mit ihm 1588 ein Bündniß, wobei sich aber Markgraf Jacob bedungen hat, nie verbunden zu sein, gegen den Kaiser, das heilige römische Reich, die Fürsten und Stände der augsburgischen Confession und gegen den Kurfürsten Ernst von Cöln, noch gegen die Brüder der Rosen und gegen seine Brüder und Vetter, die Markgrafen von Baden zu ziehen. Er schickte ihm sogleich fünf Fahnen auf eigene Kosten gedungenen Fußvolkes zu der Belagerung der Stadt Jamets zu Hilfe, die sich im Dec. 1588, ihr Schloß aber erst im Jun. 1589 an den Herzog ergab. Vier andere Fahnen, die auf Verlangen des Herzogs den ersten bald gefolgt waren, schickte derselbe nach Frankreich dem Herzoge von Maine gegen König Heinrich von Navarra zu Hilfe. Der Muth und die Geschicklichkeit dieser badischen Hilfshaufen wurde damals gerühmt. Zur Versicherung der versprochenen Stipendien versetzte der Herzog dem Markgrafen im J. 15.. die Herrschaft Bitsch, welcher sie sofort in Besitz nahm und seinem Bruder und Nachfolger, dem Markgrafen Ernst Friedrich, hinterließ.

Während dieser Ereignisse ging Markgraf Jacob damit um, die Lutherische Kirche, in der er geboren und erzogen war, zu verlassen und sich in den Schooß der römischkatholischen zu begeben. Seine Reise nach Italien, sein Feldzug mit dem Herzoge Alexander von Parma, seine enge Freundschaft mit dem Erzbischofe und Kurfürsten Ernst von Cöln, mit dem Erzherzoge Ferdinand von Österreich, mit dem Herzoge Wilhelm von Baiern und mit dem päpstlichen Nuntius in der Schweiz, ...vius, Bischof von Alexandria, sowie verschiedene Religionsschriften, waren allerdings die Veranlassung zu ... umgeänderten Ansicht, welche diesen Entschluß zur ... brachte. Der erste Ruf davon verbreitete sich im J. 15.. Sein Bruder Markgraf Ernst Friedrich, seine Schwester die Markgräfin Elisabeth, Pfalzgraf Herzog Philipp Ludwig von Neuburg, Herzog Ludwig der Fromme von Würtemberg, Herzog Friedrich von Würtemberg-Mümpelgard, Landgraf Ludwig von Hessen und noch Andere suchten ihn durch wiederholtes Schreiben von seinem Vorhaben abzubringen. Allein Erzherzog Ferdinand von Österreich, Herzog Wilhelm von Baiern, der Cardinal Andreas Erzherzog von Österreich und Bischof Johann von Strasburg aus dem Hause Manderscheid, thaten dagegen in ihren Schreiben alles Mögliche, ihn zu Ausführung seines Vorhabens aufzumuntern, und versprachen ihm, wo es nöthig wäre, ihre Hilfe und ... kräftigen Beistand. Das Werk aber vollendete sein ... der berühmte Dr. Johannes Pistorius, welcher einige ... zuvor zur katholischen Kirche übergetreten war. Auf Antrieb dieses gelehrten und beredten Mannes veranstaltete der Markgraf im Jahre 1589 ein Religionsgespräch

Baden zwischen Pistorius, dem sich Pat. Theodorus Busäus, Rector des Jesuitencollegiums zu Molzheim, beigesellte, und den beiden Lutherischen Theologen, Dr. Jacob Andreä, Propst und Kanzler der Universität zu Tübingen, und Dr. Heerbrand, Professor daselbst. Gegenwärtig waren: Markgraf Jacob nebst seinem Hofprediger Magister Johann Zehnder; Herzog Friedrich von Würtemberg-Mümpelgard, als Stellvertreter des Herzogs Ludwig's; der würtemberger Hofrichter und Obervogt zu Herrenberg Johann Burkhard von Anweyl als Gesandter, und neben den schon genannten Theologen von Seiten Würtembergs auch Dr. Stephan Gerlach, Professor der Theologie zu Tübingen; Christian Doldius, Doctor der Rechte und würtemberger Rath; Andreas Osiander als verordneter Notar, und Johann Andreä, Superintendent und Pfarrer zu Herrenberg; ferner der Kanonikus Philipp Lautershelm, des Pistorius Notar und Dr. Franziscus Bornius von Madrigal, Prediger zu Baden. Das Gespräch fing am 18. Nov. an und wurde nach der vierten Sitzung vom Markgrafen aufgehoben.

Jacob war nämlich mit dem Fortgange dieses Colloquiums nicht zufrieden. Er stellte daher auf weitern Antrieb seines Rathes Pistorius ein zweites Religionsgespräch zu Emmendingen in seiner Markgrafschaft Hachberg an, zu welchem er den strasburger Theologen Dr. Johannes Pappus einlud, und alle Prediger seines Landes mit dem Befehle berief, ihre Lehre gründlich zu vertheidigen, oder derselben feierlich abzusagen. Dr. Pappus aber sollte sie unterstützen und die Wahrheit der evangelischen Lehre öffentlich behaupten. Das Gespräch nahm am 3. Jun. 1590 seinen Anfang; bei demselben waren fast alle fürstliche hachbergische Räthe und Beamten und zwanzig hachbergische Pfarrer erschienen. Die Colloquenten waren Lutherischer Seits: Dr. Johannes Pappus, Johann Schegelin, Dr. Johann Nisäus, Superintendent und Pfarrer zu Emmendingen, Magister Schrott und Kaspar Ingeranus, hachbergische Landpfarrer; katholischer Seits: Magister Johann Zehnder, des Markgrafen Beichtvater und Hofprediger, der nicht lange vorher zur römischkatholischen Kirche übergegangen war, und Dr. Georg Hänlein, Professor und Pfarrer zu Freiburg; Pistorius war nicht zugegen. Markgraf Jacob präsidirte selbst, legte seine Fragen vor, und verlangte eine bejahende oder verneinende Antwort und die Gründe der letztern. Nach der siebenten Sitzung wurden die Verhandlungen vorgelesen mit der Erklärung des Markgrafen: „Weil man keine Kirche vor Luther zeigen könne, welche ganz Lutherisch gewesen wäre, so sei er genöthigt, eine andere und richtigere Kirche zu suchen."

Markgraf Jacob's öffentlicher Übertritt zur römischkatholischen Kirche erfolgte unter vielen Feierlichkeiten am 15. Jul. 1590 im Cistercienserkloster Thennenbach. Papst Sixtus V. ließ bei der Nachricht davon öffentliche Dankgebete und Processionen nach den Hauptkirchen Roms anstellen; er selbst, begleitet von seinen Cardinälen und einer großen Anzahl Priester, schritt barfuß nach der Kirche zur heiligen Maria der Teutschen. Markgraf Jacob aber unternahm eine Umbildung der Kirche seines Landes. Er ließ den Befehl ergehen, daß alle Lutherische Prediger innerhalb drei Monaten seine Markgrafschaft verlassen sollten. Cardinal Andreas von Österreich, damals Bischof von Constanz, schickte auf Verlangen des Markgrafen seinen Weihbischof Balthasar, Bischof von Askalon, um alle Kirchen der Markgrafschaft nach katholischen Gebräuchen einzuweihen. Der Anfang wurde mit der Kirche zu Emmendingen gemacht. Aber schon war der Markgraf krank; auf dem Lande widersetzte sich das Volk aller Neuerung, und der Tod Jacob's machte Allem ein Ende. Er starb zu Emmendingen am 17. August neuen Kalenders, nicht ohne Verdacht beigebrachten Giftes. An seinem Sterbebette befanden sich: Karl II., Graf von Hohenzollern-Sigmaringen, der bairische Gesandte Adolf Wolfgang Metternicht, Domherr zu Speier, und Dr. Pistorius. Sein Leichnam wurde auf Befehl seines Bruders Ernst Friedrich in der Fürstengruft zu Pforzheim beigesetzt. Dem Bischofe von Askalon gebot Markgraf Ernst Friedrich, sich aller fernern Einweihungen der Kirchen in der Markgrafschaft zu enthalten, und allen katholischen Priestern, das Land zu verlassen*).

Des Markgrafen Jacob hinterlassene Gemahlin vermählte sich ein Jahr nach seinem Tode mit Karl II., Grafen von Hohenzollern-Sigmaringen, und nach dessen 1606 erfolgtem Tode mit einem Freiherrn von Hohensax. Dem Markgrafen Jacob hatte sie vier Kinder geboren. Zwei Prinzen starben in der Wiege. Die älteste Tochter Anna, 1587 geboren, wurde 1607 an Grafen Volrath von Waldeck vermählt und die andere, Jacobäa, 1589 geb., starb 1625 bei ihrer Schwester im ledigen Stande.

(*Thomas Alfried Leger.*)

C) Grafen von Bourbon.

1) **Jacob von Bourbon-la-Marche**, der Erste dieses Namens in der sehr zahlreichen und ausgebreiteten Familie Bourbon, die in dem heiligen Ludwig ihren Stammvater verehrt. Er war der dritte Sohn Herzogs

*) Das Leben des Markgrafen Jacob hat beschrieben: *Joh. Pistorius Nidanus*, De Vita et Morte Illustrissimi Sanctissimique Principis ac Domini D. Jacobi Marchion. Bad. etc. Orationes II. (Coloniae 1591). Von seiner Religionsveränderung: Die Verhandlungen des Colloquiums zu Baden, herausgegeben von den würtemberg. Theologen, die demselben beiwohnten, und gedruckt zu Tübingen 1591. *Pistorii* Epistola προςφωνητικὴ ad D. Jacobum Heerbrandum etc. (Colon. Agrip. 1591). *Joh. Ludovicus Hartmannus*, Concilia illustr. Tom. IV. p. 680. Des Colloquii zu Emmendingen summarischer Inhalt von Pistorius (Cöln 1591). *Joh. Fechtii* Histor. Colloquii Emmendingensis (Rostochii 1694). Unser von Gottes Gnaden Jakob's Markgrafen zu Baden 2c. wohlfundirte Motiven, warumb wir 2c. die Lutherische Lehr verlassen 2c. und zu dem kathol. Glauben Uns nothwendig begeben 2c. dabey 300 Theses von der Justification 2c. und die Conclusionsschrift im Colloq. zu Emmendingen 2c. in Druck ausgefertigt durch Dr. Joh. Pistorium 2c. Gedruckt zu Cölln 1591. 4. Eine Schrift in dem großherzogl. bad. Archiv: Relazione fatta sopra la conversione del Serenissimo Signore Marchese Giacomo di Baden al Cardinale Paliotto. Wahrhafte kurze Beschreibung, was sich bey weylandt 2c. Herrn Jacoben Marggr. zu Baden 2c. letzter Krankheit bis in Ihrer Fürstl. Gnaden Christl. heilig Ableiben und letztem Athem verlaufen 2c. durch Dr. Joh. Pistorium Nidanum 2c. Coelln An. 1591. 4.

Ludwig I. oder des Großen von Bourbon und Marien's von Hennegau, folglich naher Verwandter Königs Eduard III. und doppelt gebunden an das eben aufsteigende französische Königshaus Valois. Durch das väterliche Testament vom 27. Jan. 1341 (ein Paar Tage nachher starb Ludwig I.) wurde er, doch nicht ohne Zwistigkeiten mit seinem ältesten Bruder, Herzog Peter I. von Bourbon, Besitzer der Grafschaft la Marche sammt der Herrschaft Montaigu in Combrailles, und hierdurch zugleich Gründer der Grafenlinie von la-Marche, sowie durch seine Gemahlin Johanna von Saint-Pol Stammvater des noch jetzt bestehenden (entthronten) Hauses Bourbon und des neuen Königshauses Orleans. Johanna, mit ihm 1335 vermählt, brachte als Tochter und Erbin Hugo's von Chatillon, genannt von Saint-Pol, dem Grafen Jacob die Herrschaften Leuze, Condé, Carency, Bouquoi und Aubigni zu. Jahr und Tag seiner Geburt ist schwer zu ermitteln, da man nicht gewiß annehmen kann, ob er erst nach dem frühen Ableben seines ältern gleichnamigen Bruders (9. Sept. 1318) oder Jahre zuvor zur Welt gekommen sei, weil es in den Zweigen des gesammten bourbonischen Stammes nicht ungewöhnlich war, je zwei gleichzeitig lebende Kinder beiderlei Geschlechtes mit einem und demselben Namen zu belegen. Vielleicht aber war er dem Könige Johann dem Guten in Jahren gleich; doch dem sei, wie ihm wolle, die alten Nachrichten nennen ihn erst, als König Philipp VI. seinem ebengenannten Sohne, damaligem Herzoge von der Normandie, 1340 ein Heer zur Führung des bretagner Erbfolgekrieges übergab, in welchem Jacob mit seinem Bruder Peter für Karl von Blois kämpfte. Was in den drei folgenden Jahren bis zum Waffenstillstande vom 19. Jan. 1343 dort an Waffenthaten verrichtet wurde, daran hatte auch Jacob, wiewol mit Unterbrechungen (s. den Art. König Johann II. von Frankreich), wesentlichen Antheil, sowie er der Politik des königlichen Hauses Valois gegen England streng nachlebte, während seine Verwandten mütterlicher Seite (die Grafen von Hennegau) sich an König Eduard III. hielten. Diese treue Ergebenheit belohnte Philipp VI. bei dem Ausbruche des Krieges mit England an dem Grafen Jacob durch die Schenkung der Grafschaft Ponthieu, an welche König Eduard von seiner Mutter her grade damals ernste Ansprüche machte [1]). Ob sich aber Jacob im Herbste und Winter 1345 an seines Bruders Peter oder an des Herzogs von der Normandie Heerhaufen zur Bekämpfung der Engländer im südwestlichen Frankreich angeschlossen habe, ist weniger gewiß, als sein Erscheinen in den ersten Monaten des J. 1346 auf dem Musterplatze zu Orleans. Das hier gesammelte Heer vereinte König Philipp mit dem seines Sohnes zu Toulouse unter dessen oberster Leitung; und so geschah, daß Jacob durch solche Umstände mit glücklichen Waffen bis zur viermonatlichen Belagerung Aiguillons fortgerissen wurde, also der unglücklichen Niederlage Philipp's VI. bei Crecy in seiner Grafschaft am 26. Aug. nicht beiwohnen, geschweige den König mitretten konnte, obwol es von Einigen [2]) ohne hinlängliche Begründung gegen Froissart's Zeugniß und gegen neuere Forschungen behauptet worden ist. Erst nach dieser Schlacht kam Jacob unter Führung Johann's von der Normandie ins nördliche Frankreich zurück und schloß sich im Mai 1347 dem Heere seines Königs zu Amiens an, das, obschon erfolglos, die von Eduard III. hart bedrängte Stadt Calais entsetzen sollte. Neue Thätigkeit nahm ihn in Anspruch, als er am 15. Jun. 1349 ziemlich unbeschränkter Generalcapitain über ganz Languedoc wurde, in welchem Berufe er sich unter Königs Johann II. verwirrender und den Adel kränkender Regierung so viele Achtung zu erwerben wußte, daß ihm nach des königlichen Günstlings, Karl's von Spanien, Ermordung zu Aigle (Jan. 1354) der Connétabledegen, den jener bisher geführt hatte, übergeben wurde. In dieser neuen Würde sandte ihn und den Cardinal von Boulogne der König Johann zum Könige Karl den Bösen von Navarra, nach Mantes, um auf Betrieb der beiden königlichen Witwen Johanna und Blanka eine Versöhnung zwischen beiden durch die Mordthat zu Aigle entzweiten Monarchen zu vermitteln. Die am 22. Febr. schon zu Stande gebrachte schnöde Übereinkunft zeugt für des Cardinals von Boulogne Übergewicht, da an Jacob's redlichen Gesinnungen für seinen König kein Grund der Zweifel aufgeführt werden kann; auch bei der Verhaftung Karl's des Bösen am 4. März desselben Jahres im Parlament zu Paris und bei dessen schnell erfolgter Befreiung konnte der neue Connétable nur den gebieterischen Umständen, wie sie Johanna und Blanka bedingten, gehorchen, und nicht viel mehr Freiheit mochte er haben, als er in Verbindung mit Walther von Brienne einen zweiten Sühnevertrag mit dem bösen Karl von Navarra am 10. Sept. 1355 auf den Grund der manteser Übereinkunft abschloß. Von einer widerstrebenden Kraft Jacob's gegen den seinen König beschämenden Vertrag ist wenigstens nirgends die Rede; sie konnte in solchen flauen Zeiten auch von einem Connétable, der, wie Jacob, wegen seiner biedern Ritterlichkeit **la fleur des chevaliers français** genannt wurde, kaum erwartet werden. Gleiche Verwirrung mit großer Widerspenstigkeit verbunden, begegnete dem ehrlichen Connétable in Languedoc, als Königs Eduard von England gleichnamiger ältester Sohn — der schwarze Prinz — im Herbste und Winter ebengenannten Jahres von Bordeaux her in's Herz Frankreichs einfiel. Jacob kam zwar zur Abwehr herbei, wurde aber zum Theil von trotzigen ausländischen Söldlingen verlassen, zum Theil von den beiden mächtigen königlichen Vasallen, den Grafen von Armagnac und von Foix, die unter sich in Zwiespalt lagen, so nachlässig unterstützt, daß er bis an die Loire zurückgedrängt, empfindlich über die Geringschätzung seiner Befehle durch widersetzliche Kronvasallen, am 9. Mai 1356 seinen Connétabledegen an Walther von Brienne, Herzog von Athen, abgab, und nun dem Könige als Prinz vom Geblüt und als Kronvasall in dem Feldzuge gegen die Englän-

1) Cf. *Froissart* edit. *Buchon*, II, 273.

2) Noch Saint-Allais (III, 187) hat dies den ältern historisch-genealogischen Werken nachgeschrieben.

der diente. Er half dieselben mit einem pomphaften Gefolge (die meisten Vasallen waren mit gleicher verschwenderischer Pracht erschienen) bis Poitiers zurückwerfen, und schlug hier am 19. Sept. 1356 in des Königs Umgebung das unglückliche Treffen mit, welches seinem Bruder Peter I. das Leben und ihm die Freiheit kostete. In der dritten Schlachtordnung unter dem Könige streitend, hielt Jacob, gleich diesem, ritterlich mit äußerster persönlicher Anstrengung den Kampf bis zur Mittagszeit hin, und wurde ziemlich gleichzeitig mit ihm und dessen jüngsten Sohne gefangen, aber in des feindlichen Prinzen Zelte sehr ehrenvoll behandelt. Am Abende des Schlachttages wurde er, wie Johann und dessen Sohn Philipp, mit sechs andern Gefangenen hoher Abkunft, nach Froissart's Berichte, von dem Prinzen von Walis an einer reich besetzten Tafel bedient [3]), und dann mit nach Bordeaux geführt, wo er nebst den übrigen Kriegsgefangenen nach sechs und einem halben Monate nach England eingeschifft wurde. Hier blieb er bis zur Vollziehung des bretignier Vertrags, und als er nach Calais zurückgebracht und mit seinem Könige am 24. Oct. 1360 in Freiheit gesetzt wurde, mußte er den Frieden, über welchen er sich laut beschwert hatte, beschwören [4]). Derselbe raubte ihm die Grafschaft Ponthieu wieder, ohne daß er von seinem Könige entschädigt worden wäre. Gleichwol großmüthig genug unterzog er sich, als er kaum die Seinigen daheim wieder gefunden hatte, des Auftrages, die durch den Frieden von Bretigni Frankreich entrissenen südlichen Provinzen dem englischen Bevollmächtigten John Chandos zu überliefern, bei welchem er zugleich mit Gewißheit erfuhr, daß die umherschweifenden Kriegerhorden, Kameradschaften genannt, nicht unter Englands Obhut standen. Um so eifriger sammelte er gegen das Frühjahr 1362 einen Heerhaufen, darunter viele von Adel, bei welchem er sehr beliebt war. Bevor er aber das Gebiet seiner Schwester, der Gräfin von Forez, von diesen lästigen Gästen befreien konnte, wie er's im Sinne hatte, stieß er mit seiner Mannschaft im Walde von Brignais unweit Lyons am 2. April auf eine solche, doch ihm an Streitkräften und Geübtheit überlegene Kamerадschaft. Zwar wurde deren Stellung und Stärke ganz richtig erforscht, allein man berechnete nicht, daß bei einem Angriffe auf das verschanzte Lager auf der Höhe die im Thale versteckt gelegene feindliche Abtheilung Seitenangriffe thun würde, die allerdings erfolgten und dem Grafen Jacob eine vollständige Niederlage und tödtliche Verwundung zuzogen. Gleich gefährlich wurde sein ältester Sohn verwundet und sein Neffe, der junge Graf von Forez, getödtet. Jacob wurde nach Lyon gebracht, und starb am 6. April 1362, sein Sohn etliche Tage später, und beide wurden in dasiger Dominikanerkirche begraben. Ein Denkmal soll die Stätte an der rechten Seite des Hochaltares bemerklich machen. Seine Gemahlin Johanna starb neun Jahre später (1371). Sie hatte ihm folgende Kinder geboren, deren Geburtsjahre nicht ermittelt werden können: 1) Peter von Bourbon-la-Marche, mit dem Vater bei Brignais schwer verwundet, starb in den ersten Tagen des April 1362; 2) Johann I. von Bourbon-la-Marche, s. d. Art.; 3) Jacob von Bourbon-Préaux, Stifter dieser Linie, s. d. Art; 4) Isabelle (nicht Johanna) vermählt zuerst mit Ludwig, Vicomte von Beaumont und Maine, und nach dessen kinderlosem Tode, 1367 mit dem Grafen Bouchard VII. von Vendome-Castres, wurde erst durch diesen Mutter eines Kindes, Namens Johanna, das 1374 (? 1375) in zartem Alter, sie hingegen schon 1371, wenn nicht früher, zum wenigsten vor ihres Gemahles Tode, starb; daher irren die, welche aus Isabellen zwei Töchter Jacob's I. machen, und die eine, Katharine (jeden Falls eine Verwechselung mit Katharine'n von Vendome-Castres, Schwester Bouchard's VII., welche den Grafen Johann von Bourbon-la-Marche heirathete) mit dem eben erwähnten Bouchard, die andere, Isabelle, mit dem gleichfalls schon genannten Vicomte von Beaumont sich vermählen lassen [5]). (*B. Röse.*)

2) Jacob II. von Bourbon-la-Marche 2c. ist der König von Neapel.

3) Jacob I. dieses Namens von Bourbon-Préaux war Stifter dieser bourbon'schen Seitenlinie und dritter Sohn des Grafen Jacob I. von Bourbon-la-Marche, und führte auch, wie seine kleine Nachkommenschaft, das Wappen dieses Stammhauses, nämlich ein aufrecht stehendes, gekröntes Wappenschild mit drei Lilien, zwischen welchen ein Balken mit drei hinter einander springenden silbernen Löwen schwebt. Jacob, in uns unbekannter Zeit geboren und vermählt, hatte zur Gemahlin eine junge Witwe, Margarethe, Tochter Peter's von Préaux und Blanka's Crespin, Frau von Dangu und Thury, die er auch beerbte, daher er Herr von Préaux, Dangu und Thury genannt wird. Daneben besaß er von seinen Ältern noch die Herrschaft Argies. Als Prinz vom Geblüte hielt er sich an den königlich französischen Hof und nützte demselben sowol durch seine Einsicht im Kriegswesen, als auch durch seine Kenntnisse in der Staatsverwaltung, ohne doch in den Chroniken glänzend hervorgehoben worden zu sein. Wir finden Jacob erst 1377 in dem Heere, das Herzog Philipp der Kühne von Burgund für seinen Bruder König Karl V. in die Picardie gegen die Engländer führte, und dort half Jacob Ardres belagern und erobern. Im Januar 1378 nahm er an den Berathungen seines Königs und des Kaisers Karl IV. über die Streitigkeit mit England wegen der Gascogne Theil. Vier Jahre nachher (1382) erscheint er im Heere Königs Karl VI., welches im Herbste zu Gunsten des Grafen von Flandern gegen dessen aufrührische Unterthanen geführt wurde. Nach dem Siege der Franzosen über die Rebellen bei Rosebecq am

3) A une table moult haute et bien couverte. Alle übrige Gefangene Barone und Ritter kamen an andere Tische. 4) Vgl. *Saint-Marthe*, Histoire généalogique de la Maison de France. I, 340.

5) Vergl. Saint-Allais III, 6, 348. Saint-Marthe II, 907 fg. und außer den angeführten Werken noch *P. Anselme*, Histoire de la maison royale de France. I, 275 sq. *Desormeaux*, Hist. de la maison de Bourbon. I, a. m. O. *Sismondi*, Hist. des français. X, a. m. O. und *Chastelet*, Hist. de Mre. de Bertr. du Guesclin.

verabredeter Maßen in die Stadt einfallen sollte, während deren Mauern die Belagerer stürmen wollten. Diese Anstalten nöthigten die Empörer nach dreitägiger Widersetzlichkeit zur Unterwerfung [6]). An Jacob's Stelle wurde nun ein Graf von Aumale Schloßhauptmann zu Rouen, während jener sich stets zum Dauphin hielt, sich auch in dessen Gefolge am 11. Jul. 1419 befand, als die Versöhnung zwischen Karl und Johann statthatte und endlich den Sühnevertrag am selbigen Tage mitbeschwor [7]); doch wird er nicht unter den Leuten erwähnt, die Thäter und Zeugen von der Ermordung Johann's grade zwei Monate nachher auf der Yonnebrücke bei Montereault waren. Gleichwol traf ihn, wie seinen Bruder, 1421 die Reichsacht. Dieser Umstand sowol als der im Sept. 1420 zu Valere in Touraine erfolgte Tod seiner Gemahlin mochten ihn zur Rückkehr in den geistlichen Stand bestimmen. Zu besserer Sicherheit wählte er das Klosterleben: er ging schon 1421 in's Cölestinerkloster Ambert im Walde bei Orleans, that viel Gutes und unterzog sich 1422 dem Auftrage, die Klöster seines Ordens in der Provence zu untersuchen. Dieses Zutrauens ungeachtet gefiel ihm dieser Orden nach Verlauf weniger Jahre nicht mehr: er trat also unter dem Scheine der Vervollkommnung in den Orden der Franziskaner über. Auch dieser Verein stand ihm nicht an, der weltliche Sinn und Heirathslust, vielleicht auch andere minder bekannte Einwirkungen von Außen, veranlaßten ihn, dem Klostergelübde überhaupt abtrünnig zu werden. Völlig dunkel ist nun sein vielleicht nicht ruhmwürdiges Leben. Man erzählt sich von einer zweiten Verheirathung Jacob's (mit wem? wird nicht angegeben) und von einer Reise nach Rom; von da kehrt er zurück, und wird unterwegs auf Veranlassung seiner Schwiegerältern greuelhaft ermordet, weil er deren Tochter, seine zweite Gemahlin, betrogen haben soll [8]). Dies Alles geschah, nach Anselme's Versicherung, noch vor dem Jahre 1429. Und so erlosch mit ihm die Seitenlinie Bourbon-Préaux nach kurzem Bestehen auf jämmerliche Weise. Ein Theil ihrer Besitzungen, Thury und Préaux, kam, wie oben bei Jacob's II. Schwester bemerkt wurde, an das Haus Ferrières, der andere Theil, zu dem eine Urkunde des Parlementshofes auch die Herrschaft Velaines zählt [9]), fiel an die beiden verwandten Linien Bourbon-la-Marche und Bourbon-Vendome, welche aber deshalb in einen Proceß mit einander geriethen. *(B. Röse.)*

D) Herzog von Kurland.

Jacob, Herzog von Kurland und Semgallen, der Enkel des berühmten Stifters dieses Herrscherhauses, Gerhard Kettler's, und einziger Sohn Herzogs Wilhelm und Sophien's, einer gebornen Herzogin von Preußen, war den 28. Oct. 1610 zu Goldingen geboren worden. Seine Geburt war der Mutter Tod, und seines Vaters unbesonnene Handlungen raubten ihm 1616 die Theilnahme an den väterlichen Erblanden, die Wilhelm mit seinem ältern Bruder Friedrich gemeinschaftlich verwaltete; als aber der Vater im März 1633 den Genuß gewisser Einkünfte wieder bekam, so trat auch Jacob in seine Rechte wieder ein und wurde von dem kinderlosen Oheime zum Nachfolger in dem Gesammtstaate bestimmt. Wiewol durch die polnische Belehnung vom 1. Sept. genannten Jahres gesichert, suchte man ihn doch zwei Jahre nachher aus der Erbfolge zu verdrängen, und je schwächlicher sein Oheim Friedrich, desto begieriger wurde des Polenkönigs Wladislav Bruder, Johann Kasimir, auf die kurische Erbfolge. Ihn aber retteten ein Mal die Freundschaft des Fürsten Radziwil, das andere Mal die Treue kurländischer Beamten und Johann Kasimir's französische Gefangenschaft, sodaß Jacob im April 1638, trotz vorangegangener Zusagen, erst in der Nachfolge gesichert und ihm den 31. Jul. desselben Jahres die Mitregentschaft vom siechen Oheim übertragen wurde, nachdem er dem Könige von Polen die Aufrechthaltung der katholischen Religion in seinem Lande und hierzu die Erbauung einer katholischen Kirche zu Goldingen und einer zu Mitau auf seine Kosten versprochen hatte. Auf diese Weise ward Jacob in's Land zurückgerufen, ohne bis dahin den Aufenthalt seines verstoßenen Vaters zu Lucklau in Pommern, wo derselbe am 11. April 1640 starb, ununterbrochen getheilt zu haben. Vortreffliche Geistesgaben, eine sorgfältige Erziehung, der Aufenthalt in fremden Ländern, wie man vermuthet, auch in England, wo er seine Kenntnisse im Seewesen bereicherte, und seine mit Auszeichnung gekrönte Theilnahme an mehren polnischen Feldzügen hatten ihn zu einem tüchtigen, doch ehrgeizigen Fürsten herangebildet, welcher für alles Gute, Edle und Großartige empfänglich, in Sachen der Religion duldsam, mit Begeisterung in den neuen Wirkungskreis trat, und deswegen, obschon der Heimath fremd geworden, bald wieder für heimisch erkannt wurde. Nachdem er in den Besitz einiger Ämter gekommen, wohnte er den Berathungen in Staatsgeschäften bei und führte in Friedrich's Abwesenheit auch den Vorsitz. Endlich wurde er am 16. Aug. 1642 durch dessen Tod alleiniger Gebieter über Kurland und Semgallen, und durch den polnischen Lehnbrief vom 18. Febr. 1639 der Ansprüche auf ein Stück von Esthland und Reval, falls es Schweden verlieren würde, theilhaftig, sowie der Aussicht auf den Besitz des Stiftes Pilten, welches die nachlässigen Verweser seines Vaters hatten verloren gehen lassen, näher gebracht. Dort hatte Polen — obschon die Errichtung der beiden katholischen Kirchen in seinem Lande durch Verträge von

6) s. Monstrelet I, 240. *Alain Chartier*, Histoire du Roy Charles VII. p. 38, der irrig den Namen Jacob mit Johann verwechselt, und Desormeaux I, 475 fg. vgl. mit *Velly*, Histoire de France. XIII, 430. 7) Irrig nennt die Acte bei Monstrelet I, 274 diesen Jacob einen Seigneur de Curoy statt Thury. 8) Die einzige Nachricht über dieses räthselhafte Schicksal Jacob's II. findet sich in Gerson's Schrift: An Monachus pro studio possit negligere divina? considerat. XI. extr., wo es heißt: „Nota quod paucos tangit execrabile factum Fratris Jacobi de Borbonio, qui sub praetextu perfectionis Ordinem Coelestinorum reliquit et ad Fratres Minores de Observantia transiit et paulo post miserabiliter apostavit, ad saeculum rediens et uxorem accipiens, propter quod crudeliter a parentibus uxoris, quam deceperat, cum Roma rediret, interfectus est tempore Martini Papae.“ 9) Vergl. Saint-Marthe II, 1005.

5. Jun. 1641 und 24. Oct. 1642 mit dem Bischofe von Szamajten geordnet und bestellt worden war — Manches gegen die Regierungsweise und Anordnungen Jacob's einzuwenden und zu berichtigen, wie seinen Einfluß auf den kurischen Adel, der damals an 109 Familien gezählt haben soll [1]), zu befestigen, bevor es ihn feierlich in das Herzogthum einweisen wollte. Diese Eingriffe königlich polnischer Beauftragter, welche nicht zurückgewiesen werden konnten, und auf Bestimmung des Residenzortes (Mitau), auf die Zahl der adeligen und bürgerlichen Räthe, auf die Stände des Landes, wodurch die Industrie nicht wenig gehemmt worden sein soll, auf Zusammenstellung der Landesgesetze und auf Herstellung einer neuen Gerichts-, Sportel-, Contributions- und Executionsordnung zielten, beweisen eben nicht, daß Jacob ein freier, unumschränkter Herr gewesen sei, wie man angenommen hat; denn obschon er über allen polnischen Magnaten auf den Reichstagen sitzend, neben dem Könige auf einem Throne einen Platz mit bedecktem Haupte nahm, erstreckte sich doch seine Abhängigkeit von diesem Herrscher so weit, daß ihm neuprivilegirte Edelleute aufgedrungen werden konnten, und er sich die Entscheidung der Fragen gefallen lassen mußte, ob bürgerliche Gelehrte zu Notarien des peinlichen Gerichtes bestellt werden und ob der Adel die von ihm verordneten Seezölle entrichten sollte oder nicht. Hierzu kam, daß dieser kurische Adel sehr polnisch gesinnt, eigentlich die Landstandschaft auf einer Ritterbank bildete, und solches Ansehen besaß, daß der Herzog im J. 1644 das Gesuch seiner Städte um Sitz und Stimme im Landtage abschlug, sich aber erbot, ihre Beschwerden jedes Mal durch Anordnung eines Landtages untersuchen und nach Beschaffenheit der Umstände heben zu lassen. Hier über waren gewöhnlich die Angeklagten und die Richter der Adel selbst, weshalb sie demselben keine gesetzgebende Gewalt über sich zugestehen wollten, ohne gegen die ihnen schädlichen Landtagsabschiede ein anderes Mittel zu besitzen, als das Recht, sich durch Manifeste dagegen zu verwahren, oder sich bei dem Polenkönige zu beschweren. Und als dies einst geschah (wozu sie die Universalien befähigten), erhielten sie zwar gesichertere Rechte und Schutzmittel, aber diese Maßregeln halfen, nach Ziegenhorn's Aussage, wenig, ja scheinen dem Flor der Städte mehr geschadet als genützt zu haben, wenn man zumal bedenkt, daß ihr sonst sehr gepriesener Fürst in der That selbst Kauf- Handels- und Fabrikherr war, und als solcher sich im Verkehre zu Wasser und zu Lande und bei Erwirkung dieser und jener Vortheile im Auslande mehr, als seine Unterthanen bedachte, wie das englische Handelsprivilegium z. B. an die Hand gibt. Als ausgezeichneter Finanzmann und glücklicher Rechenmeister hob Jacob seine Kammer und Handelsgeschäfte zu ungewöhnlicher Blüthe und erwarb sich mit deren außerordentlichen Mitteln leichter, als durch den Besitz seines schmalen, flachen, stromarmen und offenen Landes eine politische Bedeutung, die ihm bei dem erschöpften und in sich fast zerfallenen Zustande Polens beinahe überall das Ansehen und den Ruf eines unabhängigen Herrschers in Europa, was allerdings das letzte Ziel aller seiner ehrgeizigen und eigennützigen Bestrebungen war, verschaffte.

Das erste Aufsehen erregende Werk seiner geregelten und überlegten Thätigkeit war die Herstellung einer Flotte 1690, welche, mit bewaffneten Pflanzbürgern versehen, zuerst nach Guinea segelte, auf der Zahn- oder Elfenbeinküste Handels- und Vorrathshäuser unter dem Schutze mehrer Schanzen errichtete, dann mit Englands Zustimmung die wüste Insel Tabago in den Antillen 1642 besetzte, befestigte und bebauete. Hierauf trat er zur Sicherung dieser errungenen Vortheile gegen die Ansprüche der Niederländer 1643 in Verbindung mit Frankreich, wirkte dort zugleich seinen Unterthanen, vornehmlich aber sich und umgekehrt den Franzosen in Kurland freien Handel aus, versprach den Feinden dieser Monarchie keinen Vorschub zu leisten, dem Könige aber Kriegswerbung in seinem Lande zu gestatten, und sicherte sich dadurch einen Kornhandel, welcher die Schweden höchlich beeinträchtigte und empörte. Mit England wurden 1652 Handelsverbindungen angeknüpft, hier aber ausschließlich der Herzog bedacht; der Verkehr mit Rußland und dessen Beherrscher mochte ebenso kaufmännisch als politisch sein, wie sie es mit Dänemark waren. So gestattete ihm König Friedrich III. am 13. Mai 1664, in Norwegen Erz aufsuchen und bearbeiten zu können, und dieselbe Krone erlaubte ihm am 7. Sept. 1674 auf die Dauer von zwölf Jahren Island mit drei Schiffen befahren, dort Fische, Fleisch und andere Eßwaaren sammt Häuten, Fellen, Federn und rohen, wie verarbeiteten Wollarten auf seine Rechnung einhandeln zu lassen. Unter solchem unermüdeten Streben nach Vergrößerung seiner Seemacht, Verbreitung seiner Handelsverbindungen und Aufhäufung von Schätzen glaubte er sich noch durch die Verbindung mit dem Kurhause Brandenburg wichtiger zu machen. Mit Luise Charlotte, 28jähriger Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg [2]), ward er am 13. Jul. 1645 verlobt, den 7. Oct. desselben Jahres vermählt und durch sie mit Ansprüchen auf Cleve, Mark und Ravensberg bereichert, sobald der kurbrandenburgische Mannsstamm erloschen sein würde. Seinen Planen vollkommen zugethan, mischte sich diese staatskluge Fürstin in die Geschäfte, pflog selbst zu weit aussehenden Verbindungen Unterredung mit Fürsten und Botschaftern, wußte mit Muth alle Furcht und Besorgnisse, wenn selbige den Gemahl befielen, niederzuschlagen, machte sich daheim bei dem kurischen Adel durch ihren Scharfblick so furchtbar, als durch ihre reformirte Religion und durch die Abschaffung mancher Gebräuche (z. B. des Exorcismus und der brennenden Altarlichter) in der Hofkirche verhaßt, sowie sie durch die Verbindung mit ihrem Bruder, dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den Gemahl und dessen Land weit und breit in erhöhtes Anse-

1) Vergl. Hupel's nordische Miscellaneen. III, 21. — Dem Colloquium charitativum zu Thorn 1645 wohnte er nicht in Person, wie er eingeladen worden, sondern durch Absendung zweier Geistlichen bei. Siehe die Abhandlungen von livländischen Geschichtschreibern. S. 95.

2) Sie war geboren am 3. Sept. 1617.

hen setzte. Das aber, was der kluge Jacob stets bedenklich fand, waren die Ausbildung einer gefährlichen Kriegsmacht der Russen und die unerlöschliche Feindschaft der Polen und Schweden gegen einander, die zwar der stummsdorfer Stillstandesvertrag zügelte, welche aber immer wieder plötzlich auszubrechen und dann den Herzog einer oder beiden Parteien preiszugeben drohte, während Schweden sich Kurland anzueignen bestrebte. Also wirkte J. dahin, daß der stummsdorfer Vertrag in einen Frieden verwandelt würde, und als dies mißlang, gedachte er sich wenigstens durch eine Neutralitätsacte der Königin Christina von Schweden (vom 4. Jun. 1647) zu schützen. Die Bedingungen derselben gestanden indessen dem Herzoge eine Ruhe zu, die im Falle eines Krieges mit Polen den Schweden, wenn nicht vortheilhafter, doch ebenso nutzbar als dem Herzoge war, und Letztern den Erstern jedenfalls feindselig machen mußte. Während Jacob 1652 die Polen gegen die rebellischen Kosaken und Tataren unterstützte, suchte er, als der russische Zar 1654 einen Krieg mit Polen anfing, bei ihm um eine Neutralität nach, und erhielt sie auch am 17. Jun. 1655. Gleich nachher wurde seine Stellung viel schwieriger und verwickelter, als der Krieg zwischen Schweden und Polen ausbrach, in welchen sich Rußland, Österreich, Brandenburg, Siebenbürgen und endlich Dänemark mit den Waffen mischten. Drei überlegene Mächte, Polen, Rußland und Schweden, sahen dabei auf ihn, aber je mehr das Kriegsglück abwechselte, desto feiner und künstlicher war die Stellung dieses kecken Fürsten, der hierbei das Streben, sich von polnischer Hoheit frei zu machen und von anderer Abhängigkeit fern zu halten, stets verfolgte, und zugleich mittels der ihm zugestandenen Neutralitäten die Schiffahrt und den Handel nach Rußland und Polen meistens an sich ziehen, wie sein Land, man vermuthete es, durch das Stift Pilten und etliche lithauische und szamajtische Bezirke vergrößern wollte. Freilich entstand dadurch ein so gewagtes als merkwürdiges Gewebe von Verbindungen, Entwürfen und Gegenentwürfen, bei welchen dem Herzoge mehr Verstand und Schlauheit als Waffengewalt, aber auch auf den äußersten Nothfall nicht nur in Frankreich, sondern auch in Teutschland eine Zuflucht zu Gebote standen. Und so geschah, daß Polen ihm zwar am 16. Nov. 1655 Neutralität gewährte[3]), Schweden aber die seinige, wiewol die Hauptbedingung von Jacob erfüllt worden war, Anfangs mit vielen Schmeicheleien, dann mit Drohungen in ein Vasallenverhältniß oder wenigstens in ein offenes Schutz- und Trutzbündniß verwandeln wollte. Jacob aber lehnte die Anträge ab, bestand hartnäckig auf Neutralität und wollte insgeheim den Briefträger beider Parteien spielen. Zu seiner Sicherheit ließ er Schloß und Stadt Mitau zeitig sehr befestigen, hielt zehn Kriegsschiffe auf dem Meere, welche durch seine bewaffneten Kauffahrteischiffe zu 44 Segeln verstärkt wurden, und wenn ihm auch Anfangs der Adel in der Aufstellung eines Landheeres von 15 bis 20,000 Mann hinderlich war, so gelang es ihm doch später bei drohender Gefahr. Unter solchen Umständen ihn am meisten fürchtend, verlangte der König Karl Gustav von Schweden (zu Ende Julius 1655) von ihm völlige Unterwerfung, Werbungen, Geld und Pflege für seine Truppen sammt der Besetzung Bauske's. Da Jacob hierdurch nicht zu gewinnen war, so bot man ihm die Souverainität über sein Land an, was er abschlug, und wofür ihm Polen aus Erkenntlichkeit größere Gewalt über seinen Adel und mancherlei Ersparnisse zugestand. Sodann trat ihm der stark gerüstete Fürst Radzivil in Lithauen zur Seite, worüber die Schweden unwillig, dem Herzoge die Neutralität von Neuem aufzukündigen, und falls der dritte Versuch, ihn zu gewinnen, mißlingen würde, ihn sammt seinem Adel mit Gewalt der Waffen zur Unterwerfung zu zwingen entschlossen waren. Dieser aber wollte sich nur zu einer Geldhilfe von 50,000 Thlrn. verstehen, und da der König durchaus auf Unterwerfung drang, wußte Jacob die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und zu verwirren, woraus zwar eine Geneigtheit zur Folgsamkeit hervorleuchtete, ohne daß er alle seine bisherigen Vorrechte aufgeben, geschweige die Anerkennung seiner Ansprüche auf ein Stück von Livland, auf Ösel, Pilten, die Hälfte des Dünastromes und dessen livländisches Ufer schwächen lassen wollte. Dagegen schrieb das Waffenglück des Schwedenkönigs dreistere und drückendere Bedingungen vor, während der freche und unanständige Kanzler Skytte an des Herzogs Hoflager sich kränkende und schamlose Zumuthungen erlaubte. Da wußte Jacob keinen andern Ausweg, als die Unterwerfung so lange heimlich anzunehmen, bis die Schweden mächtig geworden wären, Russen und Polen von seinem Lande abzuhalten. Schweden gestand dies zu; allein die Berichtigung der Sache wurde im Frühjahre 1656 sowol durch Skytte's plötzliche Abreise zu seinem Könige, als auch durch die Empörung der Lithauer verschoben. Inzwischen bewies Jacob gegen die bedrängten Schweden so viel Großmuth, daß Karl Gustav, gewiß auch mit Rücksicht auf des Herzogs Schwager, den großen Kurfürsten, und vorzüglich auf des russischen Zars Drohungen, seinen Plan änderte, ihm die Fortsetzung der Neutralität bewilligte und einen Vorschuß von 50,000 Thlrn. abnahm, wofür dem Herzoge das verpfändete Stift Pilten eingeräumt wurde. Und da Jacob sich noch mit dem Besitzer der markgräflich brandenburgischen Güter in diesem Bisthum für 30,000 Thlr. abfinden mußte, so fiel ihm kein Vortheil weiter zu, als seine Neutralität über dieses Gebiet ausdehnen zu können. Gleichzeitig versuchte er zwischen Polen und Schweden Frieden zu vermitteln und Karl Gustav's Eroberungsplane durch allerhand Eröffnungen auf Amerika hinzulenken; was aber mißlang. Hierauf hielt sich Jacob insgeheim immer fester an die Moskowiter und wußte seine Stände (den 6. Nov. 1656) zu einem Aufgebote von 14,000 Mann zu bewegen, worüber Schweden abermals stutzig den Herzog mit großen Anerbietungen, wenn er sich mit ihnen gegen die Russen und Polen vereinen würde, zu gewinnen, oder seinen Adel gegen ihn zu empören versuchte. Beides schlug fehl; doch verriethen die fortgesetzten Schmeicheleien gegen Schweden nur zu offen seinen unabhängigen Sinn, den er ihnen durch

3) Am 3. August 1658 wurde sie erneuert.

allerhand Vorstellungen einleuchtend und wichtig zu machen suchte. Karl Gustav aber konnte sich davon durchaus nicht überzeugen, sondern bestand abermals auf des Herzogs Unterwürfigkeit mit mildern Bedingungen, als früher, wenngleich des Königs Begehrlichkeit nach dem kurischen Staate durchschimmerte. Jacob bestand aber unverändert auf Fortsetzung der Neutralität, ohne daß sein Gegner in seinem Vorsatze irre (in der Ausführung desselben jedoch behutsam und langsam) gemacht werden konnte, wozu die Ablehnung des Vermittlergeschäftes für den russischen Frieden, der eben ausgebrochene Dänenkrieg und Kurbrandenburgs Abfall einen gewiß nicht unbedeutenden Anlaß gegeben haben mochten. Mit großer Mühe gelang es dem Grafen Delagardie 1657, den Herzog auf einer Dünainsel zur Unterredung zu bewegen, wo harte Vorwürfe und lockende Anträge des Schweden über die erheblichen Einwürfe des Herzogs nichts vermochten, sondern die Unterhandlung plötzlich zum Abbruche brachten. Nun reiste Luise Charlotte zu ihrem Bruder nach Königsberg, wo auf ihre spottenden Verhetzungen Vieles mit österreichischen, polnischen und dänischen Botschaftern gegen die Schweden, wie diese selbst klagten, verhandelt und beschlossen worden sein soll: sie insbesondere über die Ostsee zurückzubannen und dem Herzoge Jacob die Übermacht auf diesem Meere, sammt Lithauen, Szamajten, vielleicht auch Livland, zu verschaffen. Zu diesen Entwürfen, freilich nicht diplomatisch erweislich, kamen noch der halbjährige Aufenthalt des englischen Botschafters am Hofe zu Mitau, ohne das gewünschte Vermitteramt zum Frieden zwischen Schweden und Rußland ernstlich zu verrichten, worin Jacob das Haupthinderniß gewesen sein soll, während doch Cromwell dem Zar Alexei Michailowitsch äußerst verhaßt und dessen Botschafter auf russischem Boden sehr mißhandelt worden war, ferner das kostbare Geschenk Jacob's an den Zar, die Verfälschung der Zeitungsnachrichten über die Schweden, und die Unterstützung eines Anschlages, den der Woiwode Nassokin mit dem lithauischen Generale Gonchewsky zu einer Verschwörung zum Nachtheile der Schweden gemacht hatte [4]). Alle diese gegen den Herzog gerichteten Klagen sammt der Betrachtung, daß das unstete Waffenglück, nachdem ein Sühneversuch mit Polen 1658 mißlungen, der Waffenstillstand mit Rußland aber zu Stande gekommen war, Karl Gustav's Heer doch aufreiben und ihm Polen zuletzt noch entziehen würde, erneuerten und verstärkten unter lautgewordenen Klagen über des Herzogs „Falschheit" in dem Könige den Vorsatz, sich dessen Person und Lande zu bemächtigen. Sonach ließ er zuerst Lebensmittel in Kurland erpressen und gab mittlerweile dem Grafen Duglas Auftrag, Mitau und Bauske als Unterpfand zu bessern Gesinnungen abzufodern, und im Weigerungsfalle sich des Herzogs, dessen Familie und höchster Beamten mit den Gebietstheilen zu bemeistern. Da sich aber der Graf verspätete, hatte der General Helmfeld inzwischen mit J. einen Vertrag über Darreichung von Lebensmitteln und Sicherheit des Letztern vor Beleidigungen abgeschlossen, den der König natürlich verwarf. Endlich unterzog sich Duglas, von Karl Gustav wiederholt ermuntert [5]), der Ausführung des schwierigen Geschäftes mit der größten Vorsicht, da ihm nur 3000 Mann zu Gebote standen. Unter freundlichen und täuschenden Vorwänden rückte er auf das kurische Gebiet, grade als (den 16. Sept. 1658) zu Mitau ein Landtag zusammenberufen worden war. Hier ließ er Geld und Lebensmittel für seine Krieger, deren Stärke sorgfältig verhehlt wurde, fodern, Verbesserung der Wege und Brücken dringend empfehlen, und dabei insgeheim die Beschaffenheit der Festungswerke auskundschaften. Da diese für einen offenen, gewaltsamen Überfall zu stark befunden wurden, so beschloß der Graf, sich vorerst eine Meile weit von Mitau an der Aa festzusetzen und sich zu stärken, während er den Herzog durch Erneuerung der Neutralität mit Vorbehalt königlicher Zustimmung einzuschläfern bemüht war. Daneben bat er ihn um eine gewisse Anzahl von Schiffen, um angeblich seine Kranken im Heere auf der Aa nach Riga zu schaffen, in der That aber sein Fußvolk für einen nächtlichen Überfall Mitau's am 29. Sept. herbeizuführen. Die Schiffe wurden gereicht, und einige derselben auch, um Verdacht zu vermeiden, mit Kranken beladen, während auf den übrigen das Fußvolk nach Mitau eingeschifft wurde und die Reiterei zu gleicher Zeit auf dem Lande nachrückte. Dies geschah am Abende des vorhin genannten Tages. Der Überfall, so geheim als geschickt vorbereitet, daß bei der Einnahme des Schlosses nur eine Schildwache, ein Tanzmeister und ein Officier, die sich widersetzten, niedergestoßen wurden, erregte fast überall großen Unwillen [6]). Die herzogliche Familie wurde gefangen und geplündert; erst die Ankunft des Grafen that Einhalt und steuerte den Gewaltthätigkeiten in der Stadt. Mehre Zimmer, Schränke und Kisten im Schlosse wurden versiegelt, das Geräth weggeschafft, die Räthe und andere Hofbeamte verhaftet, dagegen vergaß man sich des Archivs zeitig zu bemächtigen, wo inzwischen des Herzogs geheime Papiere vernichtet wurden. Duglas zwang dem Herzoge Bauske und Doblehn ab, die übrigen Städte fielen in wenigen Tagen dem Feldmarschall auch in die Hände. Dennoch ließ derselbe dem Fürsten einen Schein der Regierung, um die den Schweden sehr abgeneigten Kurländer im Gehorsam zu halten; allein vergebens, sowie auch Karl Gustav mit diesem Verfahren unzufrieden war, weil er das Land lieber als eine Eroberung behandelt gesehen hätte. Inzwischen wurden Unruhen und

4) Dieser Anschlag im J. 1657, und was Jacob ihm zu Gute kommen ließ, erzählt das Theatr. Europ. VIII, 155. Wie der Zar gegen England gesinnt, siehe Wagner's Geschichte des russischen Reichs. S. 394. Übrigens ist zu bemerken, daß Jacob sein Land bis zum März 1657, wo Gonchewsky's Truppen in demselben etliche Wochen lang gepflegt werden mußten, vor fremden Einlagerungen geschützt hatte.

5) Ein Schreiben hierüber siehe im Theatr. Europ. a. a. O. S. 643 fg., das aber aufgefangen wurde. 6) Außer Pufendorf erzählt auch das Theatr. Europ. VIII, 644 den Überfall umständlich, läßt ihn aber am 30. Sept. früh sechs Uhr stattfinden. Dasselbe irrt wenigstens in der Annahme, daß Jacob mit seiner Familie (die Gemahlin war ihrer Niederkunft sehr nahe) schon am Tage der Verhaftung nach Riga gebracht worden sei.

hen setzte. Das aber, was der kluge Jacob stets bedenklich fand, waren die Ausbildung einer gefährlichen Kriegsmacht der Russen und die unerlöschliche Feindschaft der Polen und Schweden gegen einander, die zwar der stummsdorfer Stillstandesvertrag zügelte, welche aber immer wieder plötzlich auszubrechen und dann den Herzog einer oder beiden Parteien preiszugeben drohte, während Schweden sich Kurland anzueignen bestrebte. Also wirkte J. dahin, daß der stummsdorfer Vertrag in einen Frieden verwandelt würde, und als dies mißlang, gedachte er sich wenigstens durch eine Neutralitätsacte der Königin Christina von Schweden (vom 4. Jun. 1647) zu schützen. Die Bedingungen derselben gestanden indessen dem Herzoge eine Ruhe zu, die im Falle eines Krieges mit Polen den Schweden, wenn nicht vortheilhafter, doch ebenso nutzbar als dem Herzoge war, und Letztern den Erstern jedenfalls feindselig machen mußte. Während Jacob 1652 die Polen gegen die rebellischen Kosaken und Tataren unterstützte, suchte er, als der russische Zar 1654 einen Krieg mit Polen anfing, bei ihm um eine Neutralität nach, und erhielt sie auch am 17. Jun. 1655. Gleich nachher wurde seine Stellung viel schwieriger und verwickelter, als der Krieg zwischen Schweden und Polen ausbrach, in welchen sich Rußland, Österreich, Brandenburg, Siebenbürgen und endlich Dänemark mit den Waffen mischten. Drei überlegene Mächte, Polen, Rußland und Schweden, sahen dabei auf ihn, aber je mehr das Kriegsglück abwechselte, desto feiner und künstlicher war die Stellung dieses kecken Fürsten, der hierbei das Streben, sich von polnischer Hoheit frei zu machen und von anderer Abhängigkeit fern zu halten, stets verfolgte, und zugleich mittels der ihm zugestandenen Neutralitäten die Schiffahrt und den Handel nach Rußland und Polen meistens an sich ziehen, wie sein Land, man vermuthete es, durch das Stift Pilten und etliche lithauische und szamajtische Bezirke vergrößern wollte. Freilich entstand dadurch ein so gewagtes als merkwürdiges Gewebe von Verbindungen, Entwürfen und Gegenentwürfen, bei welchen dem Herzoge mehr Verstand und Schlauheit als Waffengewalt, aber auch auf den äußersten Nothfall nicht nur in Frankreich, sondern auch in Teutschland eine Zuflucht zu Gebote standen. Und so geschah, daß Polen ihm zwar am 16. Nov. 1655 Neutralität gewährte[5]), Schweden aber die seinige, wiewol die Hauptbedingung von Jacob erfüllt worden war, Anfangs mit vielen Schmeicheleien, dann mit Drohungen in ein Vasallenverhältniß oder wenigstens in ein offenes Schutz- und Trutzbündniß verwandeln wollte. Jacob aber lehnte die Anträge ab, bestand hartnäckig auf Neutralität und wollte insgeheim den Briefträger beider Parteien spielen. Zu seiner Sicherheit ließ er Schloß und Stadt Mitau zeitig sehr befestigen, hielt zehn Kriegsschiffe auf dem Meere, welche durch seine bewaffneten Kauffahrteischiffe zu 44 Segeln verstärkt wurden, und wenn ihm auch Anfangs der Adel in der Aufstellung eines Landheeres von 15 bis 20,000 Mann hinderlich war, so gelang es ihm doch später bei drohender Gefahr. Unter solchen Umständen ihn am meisten fürchtend, verlangte der König [illegible] Gustav von Schweden (zu Ende Julius 1655) von ihm völlige Unterwerfung, Werbungen, Geld und Pflege [illegible] seine Truppen sammt der Besetzung Bauske's. Da Jacob hierdurch nicht zu gewinnen war, so bot man ihm [illegible] Souverainität über sein Land an, was er abschlug, und [illegible] für ihm Polen aus Erkenntlichkeit größere Gewalt [illegible] seinen Adel und mancherlei Ersparnisse zugestand. [illegible] dann trat ihm der stark gerüstete Fürst Radziwil [illegible] thauen zur Seite, worüber die Schweden unwillig, [illegible] Herzoge die Neutralität von Neuem aufzukündigen, [illegible] falls der dritte Versuch, ihn zu gewinnen, mißlingen [illegible] de, ihn sammt seinem Adel mit Gewalt der Waffen [illegible] Unterwerfung zu zwingen entschlossen waren. Dieser [illegible] wollte sich nur zu einer Geldhilfe von 50,000 Thlrn. [illegible] stehen, und da der König durchaus auf Unterwerfung drang, wußte Jacob die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und zu verwirren, woraus zwar eine Geneigtheit zur Folgsamkeit hervorleuchtete, ohne daß er alle seine [illegible] herigen Vorrechte aufgeben, geschweige die Anerkennung seiner Ansprüche auf ein Stück von Livland, auf [illegible] Pilten, die Hälfte des Dünastromes und dessen [illegible] ländisches Ufer schwächen lassen wollte. Dagegen [illegible] das Waffenglück des Schwedenkönigs dreistere und drückendere Bedingungen vor, während der freche und unanständige Kanzler Skytte an des Herzogs Hoflager sich [illegible] kende und schamlose Zumuthungen erlaubte. Da [illegible] Jacob keinen andern Ausweg, als die Unterwerfung [illegible] lange heimlich anzunehmen, bis die Schweden mächtig geworden wären, Russen und Polen von seinem [illegible] abzuhalten. Schweden gestand dies zu; allein die [illegible] richtigung der Sache wurde im Frühjahre 1656 sowol [illegible] Skytte's plötzliche Abreise zu seinem Könige, als [illegible] durch die Empörung der Lithauer verschoben. Inzwischen bewies Jacob gegen die bedrängten Schweden [illegible] Großmuth, daß Karl Gustav, gewiß auch mit Rücksicht auf des Herzogs Schwager, den großen Kurfürsten, [illegible] vorzüglich auf des russischen Zars Drohungen, [illegible] Plan änderte, ihm die Fortsetzung der Neutralität bewilligte und einen Vorschuß von 50,000 Thlrn. abnahm, [illegible] für dem Herzoge das verpfändete Stift Pilten [illegible] räumt wurde. Und da Jacob sich noch mit dem Besitzer [illegible] markgräflich brandenburgischen Güter in diesem Bisthum für 30,000 Thlr. abfinden mußte, so fiel ihm kein Vortheil weiter zu, als seine Neutralität über dieses Gebiet ausdehnen zu können. Gleichzeitig versuchte er zwischen Polen und Schweden Frieden zu vermitteln und [illegible] Gustav's Eroberungsplane durch allerhand Eröffnungen auf Amerika hinzulenken; was aber mißlang. Hierauf hielt sich Jacob insgeheim immer fester an die Moskowiter und wußte seine Stände (den 6. Nov. 1656) zu einem [illegible] gebote von 14,000 Mann zu bewegen, worüber [illegible] den abermals stutzig den Herzog mit großen Anerbietungen, wenn er sich mit ihnen gegen die Russen und Polen vereinen würde, zu gewinnen, oder seinen Adel gegen ihn zu empören versuchte. Beides schlug fehl; doch [illegible] riethen die fortgesetzten Schmeicheleien gegen Schweden [illegible] zu offen seinen unabhängigen Sinn, den er ihnen [illegible]

5) Am 3. August 1658 wurde sie erneuert.

allerhand Vorstellungen einleuchtend und wichtig zu machen suchte. Karl Gustav aber konnte sich davon durchaus nicht überzeugen, sondern bestand abermals auf des Herzogs Unterwürfigkeit mit mildern Bedingungen, als früher, wenngleich des Königs Begehrlichkeit nach dem kurischen Staate durchschimmerte. Jacob bestand aber unverändert auf Fortsetzung der Neutralität, ohne daß sein Gegner in seinem Vorsatze irre (in der Ausführung desselben jedoch behutsam und langsam) gemacht werden konnte, wozu die Ablehnung des Vermittlergeschäftes für den russischen Frieden, der eben ausgebrochene Dänenkrieg und Kurbrandenburgs Abfall einen gewiß nicht unbedeutenden Anlaß gegeben haben mochten. Mit großer Mühe gelang es dem Grafen Delagardie 1657, den Herzog auf einer Dünainsel zur Unterredung zu bewegen, wo harte Vorwürfe und lockende Anträge des Schweden über die erheblichen Einwürfe des Herzogs nichts vermochten, sondern die Unterhandlung plötzlich zum Abbruche brachen. Nun reiste Luise Charlotte zu ihrem Bruder nach Königsberg, wo auf ihre spottenden Verhetzungen Vieles mit österreichischen, polnischen und dänischen Botschaftern gegen die Schweden, wie diese selbst klagten, verhandelt und beschlossen worden sein soll: sie insbesondere über die Ostsee zurückzubannen und dem Herzoge Jacob die Übermacht auf diesem Meere, sammt Lithauen, Szamajten, vielleicht auch Livland, zu verschaffen. Zu diesen Entwürfen, freilich nicht diplomatisch erweislich, kamen noch der halbjährige Aufenthalt des englischen Botschafters am Hofe zu Mitau, ohne das gewünschte Vermitteramt zum Frieden zwischen Schweden und Rußland ernstlich zu verrichten, worin Jacob das Haupthinderniß gewesen sein soll, während doch Cromwell dem Zar Alexei Michailowitsch äußerst verhaßt und dessen Botschafter auf russischem Boden sehr mißhandelt worden war, ferner das kostbare Geschenk Jacob's an den Zar, die Verfälschung der Zeitungsnachrichten über die Schweden, und die Unterstützung eines Anschlages, den der Woiwode Nassokin mit dem lithauischen Generale Gonchewsky zu einer Verschwörung zum Nachtheile der Schweden gemacht hatte[4]). Alle diese gegen den Herzog gerichteten Klagen sammt der Betrachtung, daß das unstete Waffenglück, nachdem ein Sühneversuch mit Polen 1658 mißlungen, der Waffenstillstand mit Rußland aber zu Stande gekommen war, Karl Gustav's Heer doch aufreiben und ihm Polen zuletzt noch entziehen würde, erneuerten und verstärkten unter lautgewordenen Klagen über des Herzogs „Falschheit" in dem Könige den Vorsatz, sich dessen Person und Lande zu bemächtigen. Sonach ließ er zuerst Lebensmittel in Kurland erpressen und gab mittlerweile dem Grafen Duglas Auftrag, Mitau und Bauske als Unterpfand zu bessern Gesinnungen abzufodern, und im Weigerungsfalle sich des Herzogs, dessen Familie und höchster Beamten mit den Gebietstheilen zu bemeistern. Da sich aber der Graf verspätete, hatte der General Helmfeld inzwischen mit J. einen Vertrag über Darreichung von Lebensmitteln und Sicherheit des Letztern vor Beleidigungen abgeschlossen, den der König natürlich verwarf. Endlich unterzog sich Duglas, von Karl Gustav wiederholt ermuntert[5]), der Ausführung des schwierigen Geschäftes mit der größten Vorsicht, da ihm nur 3000 Mann zu Gebote standen. Unter freundlichen und täuschenden Vorwänden rückte er auf das kurische Gebiet, grade als (den 16. Sept. 1658) zu Mitau ein Landtag zusammenberufen worden war. Hier ließ er Geld und Lebensmittel für seine Krieger, deren Stärke sorgfältig verhehlt wurde, fodern, Verbesserung der Wege und Brücken dringend empfehlen, und dabei insgeheim die Beschaffenheit der Festungswerke auskundschaften. Da diese für einen offenen, gewaltsamen Überfall zu stark befunden wurden, so beschloß der Graf, sich vorerst eine Meile weit von Mitau an der Aa festzusetzen und sich zu stärken, während er den Herzog durch Erneuerung der Neutralität mit Vorbehalt königlicher Zustimmung einzuschläfern bemüht war. Daneben bat er ihn um eine gewisse Anzahl von Schiffen, um angeblich seine Kranken im Heere auf der Aa nach Riga zu schaffen, in der That aber sein Fußvolk für einen nächtlichen Überfall Mitau's am 29. Sept. herbeizuführen. Die Schiffe wurden gereicht, und einige derselben auch, um Verdacht zu vermeiden, mit Kranken beladen, während auf den übrigen das Fußvolk nach Mitau eingeschifft wurde und die Reiterei zu gleicher Zeit auf dem Lande nachrückte. Dies geschah am Abende des vorhin genannten Tages. Der Überfall, so geheim als geschickt vorbereitet, daß bei der Einnahme des Schlosses nur eine Schildwache, ein Tanzmeister und ein Officier, die sich widersetzten, niedergestoßen wurden, erregte fast überall großen Unwillen[6]). Die herzogliche Familie wurde gefangen und geplündert; erst die Ankunft des Grafen that Einhalt und steuerte den Gewaltthätigkeiten in der Stadt. Mehre Zimmer, Schränke und Kisten im Schlosse wurden versiegelt, das Geräth weggeschafft, die Räthe und andere Hofbeamte verhaftet, dagegen vergaß man sich des Archivs zeitig zu bemächtigen, wo inzwischen des Herzogs geheime Papiere vernichtet wurden. Duglas zwang dem Herzoge Bauske und Doblehn ab, die übrigen Städte fielen in wenigen Tagen dem Feldmarschall auch in die Hände. Dennoch ließ derselbe dem Fürsten einen Schein der Regierung, um die den Schweden sehr abgeneigten Kurländer im Gehorsam zu halten; allein vergebens, sowie auch Karl Gustav mit diesem Verfahren unzufrieden war, weil er das Land lieber als eine Eroberung behandelt gesehen hätte. Inzwischen wurden Unruhen und

4) Dieser Anschlag im J. 1657, und was Jacob ihm zu Gute kommen ließ, erzählt das Theatr. Europ. VIII, 155. Wie der Zar gegen England gesinnt, siehe Wagner's Geschichte des russischen Reichs. S. 394. übrigens ist zu bemerken, daß Jacob sein Land bis zum März 1657, wo Gonchewsky's Truppen in demselben etliche Wochen lang gepflegt werden mußten, vor fremden Einlagerungen geschützt hatte.

5) Ein Schreiben hierüber siehe im Theatr. Europ. a. a. O. S. 643 fg., das aber aufgefangen wurde. 6) Außer Pufendorf erzählt auch das Theatr. Europ. VIII, 644 den Überfall umständlich, läßt ihn aber am 30. Sept. früh sechs Uhr stattfinden. Dasselbe irrt wenigstens in der Annahme, daß Jacob mit seiner Familie (die Gemahlin war ihrer Niederkunft sehr nahe) schon am Tage der Verhaftung nach Riga gebracht worden sei.

Empörungen, drohender Patente ungeachtet, rege und bald so gefährlich, daß der Herzog, da er selbst jegliche Unterwerfung standhaft ablehnte, mit seiner Familie nach Riga gebracht, und sein Land einer schwedischen Verwaltung unterworfen wurde. Kurbrandenburg nahm sich des Gefangenen an und verlangte von Rußland ein Gleiches; allein dieses fand Bedenklichkeiten, wie auch Großbritannien und die vereinten Niederlande, welche nichts weiter thaten, als den Herzog in ihr Bündniß vom 20. Jul. 1659 einzuschließen. Hingegen erschienen Schmähschriften gegen Schweden, welche den Herzog in Schutz nehmend den Ruf Karl Gustav's heftig angriffen und in der That an mehren Höfen gute Wirkung thaten [7]). Natürlich fehlte es nicht an Gegenschriften, wie die Schutzschrift beweist, welche der Graf von Waldeck nach Pufendorf im Namen seines Königs am casseler und an andern teutschen Höfen bekannt machen sollte [8]). Unter solcher Stimmung fand sich nur Kurbrandenburg, welches den Herzog mit den Waffen rächte. Die Rache traf den Schwiegervater des Schwedenkönigs, den Herzog von Holstein-Gottorp. Sodann ließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm den aufrührischen Kurländern eine Hilfe von 2000 Mann zugehen; hierzu gesellten sich Lithauer und Polen. Duglas riß einen Theil der in Mitau versiegelten Kostbarkeiten des Herzogs an sich, entzog demselben die ansehnliche Erbschaft der verstorbenen Herzogin Elisabeth Magdalena, und besoldete und stärkte mit diesen und den dem Adel geraubten Schätzen sein Heer. Um das Andenken an den Herzog zu vertilgen, ließ er, doch vergebens, von den Kanzeln des Landes herab die schwedische Regierung anpreisen und rieth seinem Könige, den Herzog in das einsam gelegene Iwanogorod zu bringen. Es geschah und Jacob wurde dort nach der Schweden Angabe sehr anmuthig und kurzweilig, nach der Kurländer Versicherungen aber äußerst dürftig unterhalten. Bei seiner Abführung bestand seine Casse nur in 16 Gulden. Seine Kurländer hingegen hielten sich im Laufe des Jahres 1659 so tapfer, daß sie das Land bis auf Mitau und Bauske eroberten, und Mitau am 9. n. St. 1660 auch zur Übergabe zwangen. Duglas mußte sich, um nicht von Livland abgeschnitten zu werden, auf das linke Ufer der Düna zurückziehen [9]). Ob nun wol Karl Gustav's Absichten mit Kurland vereitelt worden waren, hielt er sie doch bei den schon 1659 eingeleiteten Friedensverhandlungen in Danzig fest und drang unaufhörlich auf eine auswärtige Entschädigung Jacob's. In Danzig sowol als auch zu Oliva, wohin am Ende Januars 1660 die Verhandlungen verlegt wurden, betrieb eigentlich Jacob's Kanzler Fölckersam die kurischen Angelegenheiten am kräftigsten, da auch der Großkanzler und etliche Magnaten Polens gegen den Herzog eiferten, und Ersterer durch ein ansehnliches Geldgeschenk gewonnen werden mußte. Man war indessen bis zu Anfange des Märzes dem Abschlusse der Sache nahe, als die Nachricht von Karl Gustav's Tode denselben bis zum 5. April obigen Jahres verschob, wo beschlossen wurde, daß Jacob und die Seinigen binnen sechs Wochen nach Riga und von dort innerhalb 14 Tagen nach Unterzeichnung der Friedensurkunde mit allen Ehrenbezeugungen nach Mitau gebracht und nicht nur in den Besitz der Länder, sondern auch aller geraubten und noch vorhandenen Kostbarkeiten gesetzt werden sollten, so bald der Herzog eine schriftliche Verzicht auf jegliche Rache von sich gegeben haben würde. Diese Schrift stellte er am 10. April aus, erhielt aber, genau genommen, außer den vorigen Würden und Landen nur die Erstattung dessen, was sowol von den geraubten Kostbarkeiten noch vorhanden war, als was auch an den ohne Zweifel ungenau verzeichneten andern Gegenständen vom Werthe fehlte, die Benutzung der Bulderaa zu freier Schiffahrt und Vertilgung der Reverse und Verbindlichkeiten, die erweislich durch die Waffen erpreßt worden waren; dagegen büßte er ein: seine Ansprüche auf das Land vor Riga, auf die Insel Rühnen, welche seine Vorfahren von Dänemark eingetauscht hatten, auf Sonneburg, Leal und Matzel; und Bauske, das von den Schweden an die Polen abgetreten wurde, gaben diese erst gegen die Summe von 10,000 Gulden an Jacob zurück. Der Nebenstreit zu Oliva über die Titel und Würden des Herzogs und seiner Gemahlin, über sein Recht zu Gesandtschaften und andere Unabhängigkeitsvorzüge scheint nicht recht zur Klarheit gekommen zu sein. Genug Polen nahm durch eine Acte vom 20. April 1660 den Herzog und dessen Gebiete in den herkömmlichen Schutz und ließ ihn am 2. Sept. desselben Jahres durch Abgeordnete feierlich darin einweisen, nachdem er am 8. Jul. in Goldingen angekommen, diesen Ort zur Residenz bestimmt hatte [10]). Jacob fand sein Herzogthum verheert und ausgesogen, und für seine Person einen Verlust von 6½ Millionen Thalern, wie Gebhardi ihn gewiß nicht zu gering anschlägt, wenn man berechnet, daß seine Kostbarkeiten und Geräthe meistens gestohlen, seine Waarenlager geplündert, seine Kammergüter zu Grunde gerichtet, seine auswärtigen Handelsbesitzungen von Andern erobert, seine Flotte unter Freunde

7) So z. B. die beiden Berichte von Eroberung des Schlosses zu Mitau und von des Herzogs von Kurland gefänglicher Wegführung nach Riga; beide 1658 in 4. erschienen. Relation der schwedischen Proceduren in Kurland (1658. 4.); Schwedisches Jubelfest in Stralsund (1659. 4.); Schwedische, in Schriften verfassete und mit Hand und Siegel bekräftigte Parole, woraus J. K. M. von Schweden schließen können, was Unrecht dem Herz. von Kurland geschehen (1659. 4.); Fides Suecica, sive plenaria Deductio, qua Processus a Suecis adversus Ducem Curlandiae institutus omnibus ad oculos ponitur (1660. 4.). Dieselbe erschien auch in teutscher Übersetzung. 8) Im Auszuge bei Pufendorf, Thaten Karl Gustav's, Königs von Schweden. S. 643 fg., vollständig außer bei Londorp im Theatr. Eur. a. a. O. S. 646—660. Auch ist sie besonders 1658 in 4. abgedr. worden. Darauf erschien eine Widerlegung „mit ziemlich scharffgespitzter Feder," die in Londorp und Theatr. Europ. a. a. O. S. 661—671 nachgesehen werden kann. 9) Dieser Krieg wird im Theatr. Europ. a. a. O. S. 1088 fg. umständlich erzählt.

10) Vergl. Pufendorf a. a. O. von S. 92—673 mit S. 725. Gebhardi's Geschichte des Herzogthums Kurland u. Semgallen in der A. W. H. LI, 40—100. Die Geschichte Schwedens von Rühs in der A. W. H. LXVI, 74 fg. und 82. Hartnack's und Bergmann's Geschichten von Livland geben nur kümmerliche Ausbeute.

und Feinde vertheilt worden waren, mithin sein Handel völlig vernichtet und keine sichere Aussicht vorhanden war, ihn je wieder zu der ehemaligen Höhe zu bringen. Denn Rußland und England hatten inzwischen allerhand, ihm nachtheilige, Handelsverfügungen erlassen, und Schweden erschwerte ihm den Handel durch bedeutende Zollerhöhungen, sowie der russisch-polnische Krieg ihn bis zum Jahre 1667 drückte. Alles was Polen, um dessen Willen er mitgelitten hatte, für ihn that und thun konnte, war die Sicherstellung seines Besitzthums an dem Stifte Pilten, welches genau genommen ihm erst im Laufe des J. 1668 unterthan wurde. Zwar gelang es ihm auch, nach mancherlei Unterhandlungen im J. 1680 Tabago durch die Engländer wieder zu bekommen, allein die Versuche, die inzwischen wüste gewordene Insel durch einen Statthalter und kurische Pflanzbürger wieder in Flor zu bringen, mißlangen; sie verließen selbige 1683 und kamen nach Hause zurück. Doch geht hieraus, wie aus seinem Handel nach Island hervor, daß er seine Seemacht wieder in Schwung gebracht hatte. Das Recht sich in Polen Güter ankaufen zu dürfen, wie er sich's früher in Frankreich verschafft hatte, wurde ihm auch auf dem Reichstage 1669 gestattet; allein bis zur Thronbesteigung Königs Michael hatte er abermals der Polen Unzufriedenheit gereizt, da er sich zum unabhängigen erblichen Herrn seiner Gebiete machen wollte; darum wurde auch die Belehnung derselben bis zum 28. Nov. 1670 verschoben. Ja König Michael sah sich am 11. Aug. 1672 genöthigt ein den Herzog tadelndes Ausschreiben an den kurländischen, semgallischen und piltenischen Adel ergehen zu lassen, und Johann Sobiesky ertheilte, bevor er den Herzog belehnte, dem kurischen Adel das Recht, unbeschränkten Handel treiben zu dürfen, was dem Fürsten um so unangenehmer sein mußte, als dadurch ein drittes, die andern bestreitendes Handelsinteresse in dem Herzogthume entstand neben dem des Herzogs und seiner vier besten Städte (Goldingen, Liebau, Mitau und Windau). Während des Krieges zwischen Polen und der Türkei traf Jacob Anstalten zur Verwahrung seines Landes, und gab auch den Polen freiwillig eine Türkensteuer, sowie er 1675 aus Rücksichten seinen ältesten Sohn aus den Niederlanden zurückrief, wo dieser mit einem Dragonerregiment gegen Frankreich kämpfte. Im J. 1677 wehrte er sich standhaft gegen polnische und schwedische Versuchungen, hielt sein Land von Durchzügen frei, bis sich die Schweden eiligst und unerwartet durchschlichen. Mit Rußland blieb er stets in freundschaftlicher Verbindung und gab dessen Unterthanen am 12. Febr. 1670 die Erlaubniß in seinem Lande den Flecken Jacobstadt zu gründen, welcher bald die Hauptschule der bekannten Bärenführer wurde. Für sein Haus machte er zwei Testamente, eins am 6. Sept. 1673 und das andere am 31. Mai 1677, welche neben einander bestehen sollten. Sie bestellten die Erbfolge im Lande, doch nicht streng nach dem Erstgeburtsrechte, da seinem zweiten Sohne Tabago, das damals noch nicht aufgegeben worden war, und die Handelsniederlagen am Gambia mit zehn Schiffen, dem dritten die von der Mutter geerbte Anwartschaft auf die Herrschaften im kurbrandenburgischen Staate, die norwegen'schen Bergwerke und das Privilegium nach Island und Norwegen zu handeln, sammt einem zehn Jahre dauernden Jahrgelde von 10,000 Thalern (so viel bekam auch der zweite Prinz) vermacht wurden. Die Prinzessinnen erhielten ebenfalls ansehnliche Geldvermächtnisse, die aber wegen ausbleibender Rückstände in England auf geringere Summen herabgesetzt werden mußten. Auf diese Weise für seine Familie bedacht, starb Jacob am 31. Dec. 1682 des Nachts im Witwerstande, nachdem ihm Luise Charlotte den 29. Aug. 1676 in's Grab vorangegangen war. Mit ihr hatte er sieben Kinder gezeugt. Sie waren 1) Luise Elisabeth, an einem unbekannten Tage 1646 geboren, am 23. Oct. 1670 an den Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg vermählt, und gestorben den 16. Dec. 1690; 2) Friedrich Kasimir, Herzog von Kurland, Semgallen und Pilten, den 6. Jul. 1650 geb., s. d. Art.; 3) Charlotte Sophie, den 1. Sept. 1651 geb., wurde 1688 Äbtissin von Herforden und starb am 1. Dec. 1728; 4) Marie Emilie, geb. den 12. Jun. 1653, wurde am 21. Mai 1673 mit dem Landgrafen Karl von Hessen-Cassel vermählt und starb den 16. Jul. 1711; 5) Karl Jacob, den 20. Oct. 1654 geb., starb zu Berlin den 29. Dec. 1677; 6) Ferdinand, den 2. Nov. 1655 (? 1656) geb., s. d. Art.; 7) Alexander, bald nach Verhaftung seiner Ältern am 18. Oct. 1658 geb., trat in kurbrandenburgische Kriegsdienste, ging als Oberst im April 1686 mit dem Hilfsheere nach Ungern, wurde bei der Belagerung Ofens am 26. Jul. desselben Jahres tödtlich verwundet und starb bald nachher. (*B. Röse.*)

E) Kurfürst und Erzbischof von Mainz.

Jacob, Freih. von Liebenstein aus Schwaben, Kurfürst und Erzbischof von Mainz, wurde den 13. Mai 1497 Domdechant und am 30. Dec. 1504, ungeachtet seines Widerspruches, zur höchsten Würde zu Mainz befördert. Am 27. Jan. 1505 nahm er schon die Ernennungen der wichtigsten weltlichen und geistlichen Beamten vor. Am 2. Jan. bestätigte er die Freiheit des alten Rheingaues im Schlosse zu Eltwil, und am 30. Jan. zu Aschaffenburg einige Statuten des Stiftes Alban außerhalb Mainz. Bald erwarb er für sein Kurhaus den noch übrigen vierten Theil des Marktes Klingenberg auf der rechten Mainseite, welchen der Pfalzgraf Philipp von Grafen Philipp zu Hanau erworben hatte, durch rechtmäßigen zu Heidelberg abgeschlossenen Kauf. Nach der vom Kaiser Maximilian I. und Papst Julius II. erlangten Bestätigung ließ er sich am 30. Jul. in der Domkirche zum Erzbischofe einsegnen. Er entschied einen wichtigen Besitzstreit zwischen den Grafen von Königstein und von Eppenstein. Während des Reichstages zu Cöln erhielt er vom Kaiser den Auftrag, den Streit des Abtes Macarius von Limburg mit dem Grafen Emicho von Leiningen zur Befriedigung beider Theile zu schlichten. Zur Vervollständigung seines Contingents, welches auf diesem Reichstage dem Kaiser versprochen war, schickte er unter andern 36 Edelleute und Kriegserfahrne. Nach einer Übereinkunft, welche er mit den drei rheinischen Kurfürsten zu Oberwesel abgeschlossen

Leben getrachtet hatte, Darnley'n hinderte er in der Heirathssache mit Marien, weil er Katholik war, während dieser jenen wegen seiner großen Besitzungen beneidete. Beides war der Königin sehr zuwider, sie setzte aber, ohne den Parlamentsbeschluß abzuwarten, die Heirath eigenmächtig durch und erklärte ihren Gemahl zum Mitregenten. Dies und das stolze Auftreten des unerfahrenen jungen Königs beleidigte und setzte zurück. Daraus erwuchsen Reibungen und schnell genug Verschwörungen, wobei die Engländer, wie gewöhnlich, geschäftig waren. Daneben blieben offene Beschuldigungen nicht aus; Murray klagte, Darnley strebe ihm nach dem Leben, und dieser, jener wolle mit seinem Anhange ihn gefangen nehmen und nach England schaffen lassen. Murray war, da er sich ohnehin nicht mehr bei Hofe halten konnte, zu seiner Mutter nach Lochleven gegangen, während Marie und Darnley in einem festen Platze Sicherheit suchten, und von da aus so kräftige Maßregeln gegen den Grafen und dessen rebellischen Anhang ergriffen, daß diese überrascht in ihren Rüstungen auf englischem Boden Zuflucht und Unterstützung suchen mußten, aber am 6. Aug. 1565 als Empörer der Strafe des Bannes anheim fielen. Während Marie daheim beleidigende Worte über ihren Halbbruder ausstieß, suchte dieser in London unter Schwierigkeiten zur Unterredung mit Elisabeth zu gelangen, was auch am 9. Oct. gelang, nach der gewöhnlichen Annahme des bekannten diplomatischen Gaukelspieles vor dem französischen und spanischen Gesandten, um Elisabeth's Ehre zu retten, nach den neuesten Entdeckungen aber mit dem zuversichtlichen und standhaften Bekenntnisse des Grafen, gegen seine Königin nie etwas unternommen zu haben, vielmehr sei Marien's Groll gegen ihn von Andern angefacht worden, und er wünsche durch Elisabeth's Stütze die vollkommenste Aussöhnung mit ihr jedoch zur Sicherstellung des Protestantismus zu erhalten. Indessen erlangte Jacob, nach eigenen Geständnissen, bei ihr wenig Hilfe für sich und seine Freunde; nach Mervil einen kärglichen Unterhalt, den er von der Barmherzigkeit seiner englischen Freunde zu empfangen, öffentlich bekennen mußte, obschon dies den Verdacht von Elisabeth's geheimer Theilnahme an der Sache der Verschworenen nicht abwies, ja ihr Botschafter Randolph von Marien's Hofe weggewiesen wurde (Februar 1566). Dort hatte Jacob aber heimliche Mitverschworene (Morton, Ruthven, Lindsay und Maitland) zurückgelassen, die auf günstige Augenblicke zur Herstellung früherer Verhältnisse lauerten; ja sie wußten den unerfahrenen König, der sie zuvor für seine Feinde hielt, jetzt aber so gut wie sie Klagen über seine Gemahlin führte, in ihr Netz zu ziehen und ihn am 20. Febr. 1566 zu einer Verschreibung zu vermögen, auf welche am 1. März eine viel schauderhaftere folgte. In Folge dieses Zusammentretens geschah am 9. März 1566 Abends sieben Uhr der Mord an Marien's häßlichem Günstlinge David Riccio, und folgenden Tags die Rückkehr des Grafen von Murray und seiner Leidensgefährten, welche die Königin so lange umstellt hielten, bis sie ihnen, worunter doch die wirklichen Mörder Riccio's nicht begriffen waren, volle Verzeihung zugesichert und somit die bevorstehende Parlamentsbestätigung der Acht wieder entrissen hatte. Der königliche Gemahl trat in Verachtung, wie natürlich, zurück, Bothwell seit einem halben Jahre im geheimen Rathe als von der Königin vorzüglich begünstigt, hervor, und Murray, obschon von ihr äußerlich geliebkost, blieb ohne sonderlichen Einfluß und bedeutende Thätigkeit. Er hatte ja — so erzählt man — bei seiner Rückkehr Marien angeloben müssen, sich aller feindseligen Handlungen gegen Bothwell, mit dem er lange gehadert, zu enthalten. Dennoch war er dem bevorzugten Liebhaber im Wege, und dieser suchte sich seiner zu entledigen. Ein Gleiches sprach sogar der zurückgesetzte König gegen seine Gemahlin aus, erbost darüber, daß er mit ihm und seiner Frau so häufig umgehe, was sie dem Grafen wieder erzählte und in Gegenwart Mehrer eine dreiste Zuredestellung zur Folge hatte, wobei Marie ernstlich erklärte, daß sie Darnley's und Anderer Feindschaft mit Murray nicht dulden würde. Hinwieder meinen Andere, der König habe diesen eines Mordanschlags auf ihn beschuldigt, und als endlich Bothwell mit einem Mordplane gegen Darnley umgegangen sei, habe der mitwissende Graf, der zugleich über die Geburt eines Thronerben mißvergnügt gewesen wäre, Nichts dagegen eingewandt, habe am Tage vor der Mordthat den Hof verlassen, um seine Frau zu besuchen, sich aber nachher wieder bei der Königin eingefunden. Allein es ist gewiß, der Graf misbilligte den Leichtsinn und die verdächtige Aufführung seiner Halbschwester, womit sie in der Untersuchung über den Königsmord verfahren ließ. Privat- und öffentliche Meinung sprach ihr Schuldig über Bothwell aus; auf ihm blieb der Verdacht ruhen, nicht auf Murray, der auch nicht gerichtlich, obschon Bothwell, deshalb angeklagt wurde. Fast einen Monat nachher, am 7. April 1567, verabschiedete er sich, nachdem ihm der Aufenthalt in S. Andrews verweigert worden war, zu einer Reise nach Frankreich, und entzog sich dadurch, obschon von Marien ernstlich darum gebeten, und von Andern, selbst Schuldigen, deshalb nachmals verdächtig gemacht, der Unterschrift einer Urkunde von frechem Inhalte sowol zur Reinigung des schwer beschuldigten königlichen Günstlings, als auch zu dessen Empfehlung für einen künftigen königlichen Gemahl. Allein dieselben Lords zum Theil, zum Theil auch Andere von Adel, diese in Entrüstung, jene im Schamgefühle, verschworen sich, nachdem Marie drei Monate nach Darnley's Ermordung, drei Wochen nach ihrem angeblichen Raube durch Bothwell und vierzehn Tage nach dessen erschlichener Scheidung von seiner rechtmäßigen Frau sich mit diesem Königsmörder zu dauernder Qual und Pein vermählt hatte, gegen den Verbrecher auf dem Throne, verjagten ihn genau vier Wochen nach seiner Verheirathung, nahmen Marien gefangen und sperrten sie in der Burg Lochleven ein. Hier zwang man sie am 24. Jul., zu Gunsten ihres unmündigen einzigen Sohnes Jacob, dem Throne zu entsagen und ihren Halbbruder, Grafen von Murray, den man nicht leicht übergangen wissen wollte [3]), zum Regenten

3) Schon im October 1566 war man entschlossen, dem K-

oder Statthalter bis zu des Prinzen Mündigkeit zu ernennen. Auf die Nachricht hiervon erschien Graf Jacob am 11. Aug. 1567 wieder in der Mitte seiner Freunde, aber in nicht geringer Verlegenheit. Natur und Ehre trieben ihn, sagt ein diplomatischer Augenzeuge, zu Milde und Mitleiden gegen seine unglückliche Schwester; alte Freundschaft zwischen ihm und den Häuptern, deren Sicherheit und Erhaltung der Religion, zogen ihn nach der entgegengesetzten Richtung. Deshalb hielt er auch seiner Schwester bei dem ersten Besuche eine harte und vorwurfsreiche Strafrede, und nach zurückgekehrter Ruhe konnte er sie doch mit Nichts weiter, als höchstens mit Erhaltung ihres Lebens trösten; denn ihre Freilassung hielt auch er nach reifer Erwägung der Umstände für nachtheilig. Mit solchen Gesinnungen übernahm er am 22. (nicht 20.) August zu Edinburgh unter großem Beifalle die vormundschaftliche Regierung nach Ablegung eines feierlichen Eides, worin besonders der gänzlichen Vertilgung „aller Ketzer und Feinde von Gottes wahrer Lehre in Schottland" gedacht wird. Der Regent Jacob[4]) handhabte nun, während sich die Hamiltonianer, Anfangs eine sehr kleine Anzahl, insgeheim gegen ihn verbanden, strenge Zucht, suchte aus der Verwirrung Ordnung herzustellen, berief am 15. Dec. 1567 die Stände des Königreichs zusammen, um über das Geschehene Prüfung, dann Bestätigung oder Verwerfung verhängen zu lassen, und wußte sich überhaupt durch seine fast drittehalbjährige Verwaltung das bleibende Andenken eines braven Regenten im Volke zu erwerben. In Sachen seiner Halbschwester hielt er sich an die öffentliche Meinung und an die eigene Bekanntschaft mit den Beweisen ihrer Theilnahme an dem Königsmorde, war also von ihrer Strafbarkeit überzeugt, obschon weder ihm noch dem Parlament das Recht ihrer Bestrafung zustand. Dennoch beobachtete er hierin gegen England eine entschiedene Haltung. Als Maria am 2. Mai 1568 ihrer Haft entsprang, nahm sie den 5. Mai in einer Erklärung an den Regenten ihre Thronentsagung zurück, wogegen dieser am 7. Mai eine Bekanntmachung erließ, die Tages darauf einen Bund der Königin mit 126 Adeligen und in dessen Folge eine Ächtung Jacob's und seiner Freunde nach sich zog. Ohne sich lange zu besinnen, drangen die Verbündeten auf schleunige Entscheidung durch Waffengewalt; sie wurden aber, obschon die stärkern, von Murray am 13. Mai an der Höhe Langside gänzlich geschlagen. Marie, schon im Laufe des Treffens an einem glücklichen Ausgange zweifelnd, wie Einige berichten, floh in größter Eile nach dem englischen Gebiete, das sie am dritten Tage erreichte und welches sie am sechsten schon als Staatsgefangene festhielt. Inzwischen leitete Graf Jacob Untersuchungen gegen die Anhänger Marien's ein, und berief deshalb die Stände des Reichs zusammen. Diese Versammlung wurde von den Gegnern nicht allein erschwert, sondern auch zum Theil gewonnen, sodaß nur Wenige der Schuldigsten bestraft wurden, weshalb der Regent zu den Waffen griff, um das Richteramt an ihnen auszuüben. Es kam zu einem erbitterten Kriege, in den sich die Königin Elisabeth mischte, und den Frankreich, wenn es nicht mit sich selbst so beschäftigt gewesen wäre, gern unterstützt hätte. Im September aber scheint ein Waffenstillstand durch englisches Zureden zu Stande gekommen zu sein, da beide Parteien fremder Hilfe bedurften, England aber durch angeblich unbefangenes Verhör die Sache schlichten wollte. Daher wurden Abgeordnete von beiden Parteien zur Unterredung nach York beschieden, worüber Graf Jacob in mehrfacher Hinsicht in Verlegenheit gerathen mußte, wenn man bedenkt, daß Marien's Angelegenheit, bereits vom schottischen Parlament entschieden, nun von Neuem geprüft werden sollte, und dadurch mehre europäische Höfe beleidigt werden würden, ohne endlich selbst zu wissen, wie Elisabeth bei gründlicher und aufrichtiger Darlegung der Klagebeweise zuletzt entscheiden werde. Jacob half sich endlich mit der Erklärung, mit zehn Abgeordneten der vormundschaftlichen Verwaltung in York zu erscheinen, wenn Elisabeth entscheiden, sie schützen und keinen Einfluß Frankreichs auf Schottland dulden wollte. Man gab ihm wirklich die Zusicherung und später abermalige Bestätigung, daß Marie, falls sie schuldig, nie wieder nach Schottland zurückkehren sollte, während diese eine hiermit im Widerspruche stehende Zusage erhielt. Am 3. Oct. 1568 begann die verhängnißvolle Conferenz unter der Leitung des Herzogs von Norfolk und Sir Ralph Sadler's auf eine Weise, wie sich schwerlich hatte erwarten lassen. Denn Norfolk rieth gleich Anfangs zur Milde und zur Annahme eines Vergleiches, weil, so lassen die bessern Nachrichten schließen, der Herzog schon damals mit einer Bewerbung um Marien umgehen mochte, wenn nicht deren Gegenpartei in Rücksicht englischer Flauheit ihn zuerst hatte daran denken lassen. Murray's gewandtes Benehmen (jeden Falls kein aufrichtiger Beförderer dieses Planes von einem heimlichen Feinde) setzte indessen die Engländer in Verlegenheit und Marien's Vertreter in Schrecken; und da man Ränke befürchtete, die Elisabeth's Absichten ganz entgegen waren, so verlegte sie im November die Unterredung nach London. Hier kam es nun, sei's auf verschlagene oder offene Weise, zur Mittheilung der handschriftlichen und andern Beweismittel für Marien's Schuld durch ihre Gegner, welche deren Echtheit eidlich bekräftigen mußten. Elisabeth unterwarf selbige dennoch einer genauen Prüfung, woraus sich nach ihrem eigenen Geständnisse zu Marien's Abgeordneten, „sehr große und einleuchtende Anzeichen und Gründe" ergaben, welche die frühern allgemeinen Gerüchte über der schottischen Königin zur Last gelegte Verbrechen bestätigten. Da diese aber weder Gehör zur persönlichen Rechtfertigung vor Elisabethen selbst, noch zur ungehinderten Abreise nach Frankreich oder Schottland fand, so schob sie hartnäckig wie bisher ihrer Gegner Anklagen zurück, wiederholte ihre Vorwürfe gegen Murray, auf den

ten, als Marie gefährlich krank darnieder lag, die Regentschaft zu übergeben, und den König davon auszuschließen. Lingard VII, 397 fg. Des Grafen Mutter, die Lady Douglas, war Marien's Aufseherin im Kerker.

4) In den Urschriften lautet seine Unterzeichnung: James Regent.

sie seit ihrer Flucht untilgbaren Haß geworfen hatte, und gegen dessen Genossen, und verlangte Einsicht in die von denselben mitgetheilten Beweismittel, um vollständig auf jegliche Beschuldigung antworten zu können, worauf ihr endlich am 13. Jan. 1569 unter gewissen Bedingungen die Bewilligung des Gefoderten zugestanden wurde; allein ihr Stolz ließ sich nicht auf weitere Unterhandlungen ein, sondern verlangte ungehinderte Abreise aus dem englischen Gebiete, wie sie eben kurz zuvor Murray und seiner Begleitung gewährt worden war. Elisabeth hatte nämlich in der vernünftigen Voraussicht, ihre Nebenbuhlerin werde weder ihren Sinn ändern, noch die Conferenz deshalb verkürzen, sondern darüber einen schottischen Bürgerkrieg, auf welchen die fortdauernden Unruhen bereits hindeuteten, ausbrechen lassen, den Regenten am 12. Januar obigen Jahres mit dem Abschiede entlassen: sie werfe ihm Nichts vor, er hätte aber auch gegen seine Königin Nichts erwiesen. Bei so gestalteten Umständen konnte die englische Königin mit strenger Überlegung nicht anders antworten, obschon es ihr für boshaften Doppelsinn ausgelegt wurde, und was den Grafen Jacob anbelangt, den seine Gegner und, wie Melvil erzählt, selbst Norfolk während der Hin- und Herreise hatten ermorden lassen wollen, so schied er in den Augen nicht weniger Parteigänger als Haupturheber des Königsmordes, und früh und spät so eifrig in Schutz genommen als angefochten, fand er immer berühmte und gründliche Vertheidiger, so an Buchanan, dem Könige Jacob VI, de Thou, den Camden keines Andern belehren konnte, Robertson, Hume und in neuester Zeit mit großer Umsicht an von Raumer gegen Lingard, welcher des Grafen Handlungsweise und Stätigkeit inmitten höchster Leidenschaften und gräulicher Hofränke offenbar falsch aufgefaßt hat. Der Graf blieb sich gleich; selbst als im Laufe des Jahres 1569 durch die Lage politischer Zustände Elisabeth ihre Staatsgefangene gegen sichernde Bedingungen gern an die Schotten überliefert gesehen hätte, wollte er weder davon noch von Unterhandlungen mit Marien Etwas wissen. Ebenso wußte er das zusammenberufene Parlament, wenn nicht öffentlich, doch insgeheim zu stimmen, und gleichergestalt lehnte er sich auch gegen seiner Halbschwester Heirath (die er, so sagen Einige, um die Zeit seiner Abreise von London zu eigener Rettung aus den gelegten feindseligen Schlingen bei seinen Gegnern selbst wieder zur Sprache gebracht haben soll) mit dem Herzoge von Norfolk entschieden auf, sowie er den Begünstiger dieser Angelegenheit, Maitland, nach Stirling zu locken und zu verhaften suchte, worauf seine Rechtfertigung an Elisabeth und Norfolk's Einsperrung zu London erfolgte. Dies führte zu einer neuen Empörung, die mehr in England als in Schottland zum völligen Ausbruche kam, aber doch bewies, daß Murray's und des unmündigen Königs Jacob VI. Freunde einstimmig mit Elisabethen handelten. Daher geschah auch, daß des Herzogs von Chatellerault zweimalige Versuche, sich zum Regenten erklären zu lassen, scheiterten, und in einer Gefangenschaft endeten. Indem aber Murray's Streben den Protestantismus in Schottland zum völligen Siege brachte, fanden die vereinzelten Gegner und Marien's Anhang stets Anlaß zu persönlicher Anfeindung, wie sie ihn sammt seiner Umgebung mancherlei Laster und Leidenschaften beschuldigten. So geschah es, daß Hamilton von Bothwellshaugh, wenn auch nicht aus Privatrache, so doch durch den innern Zusammenhang der Parteiwuth (weil der Erzbischof von S. Andrews als Mitschuldiger aufgehängt wurde,) zunächst veranlaßt, den Grafen von Murray am 23. Jan. 1570 zu Linlithgow, als er durch eine breite Straße ritt, mit einem Pistolenschusse verwundete, und Jacob zum großen Jubel seiner heimischen und auswärtigen Feinde etliche Stunden nachher starb. Er war seit dem Februar 1561 mit Anna, ältester Tochter Wilhelm Keith's, Grafen Marschal, vermählt gewesen und hatte mit dieser, eine unglückliche Niederkunft abgerechnet, 1) Elisabethen, vermählt mit Jacob Stewart, Sohne des Lord Doun; 2) Margarethen, verheirathet an Franz Hay, Grafen von Errol, erzeugt. Anna Keith verheirathete sich späterhin an Colin Campbell, Grafen von Argyle [5]. (*B. Röse.*)

G) Prinzen von Savoyen.

1) **Jacob von Savoyen**, Fürst von Achaja und Morea, Graf von Piemont und Herr von Yurée, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, war der älteste Sohn Philipp's von Savoyen und Isabellen's von Ville-Harduin, die ihrem Gemahle die Fürstenthümer Achaja und Morea mit der Herrschaft Korinth zubrachte, ohne daß er und seine Nachkommen in wirklichen Besitz dieser Länder kamen. Sonach war auch Jacob nur Titularfürst von Achaja und Morea, doch Universalerbe des wirklichen Länderbesitzes seines Vaters, als dieser (am 25. Sept. 1334 gestorben) seine übrigen zahlreichen Kinder mit Geld abgefunden hatte. Der Fürst fand sich noch unter der Vormundschaft seiner Stiefmutter Katharine, einer geborenen Dauphine von Viennois, da diese am 10. Sept. 1335 mit dem Könige Robert von Neapel gegen seine Ansicht einen Vertrag abschloß, der den jungen Fürsten wegen des Schlosses und Gebietes Fossano zu des Monarchen Vasallen machte und ihm den Besitz Savigliano's, ja noch die Freiheit raubte in seinen Streitigkeiten mit Montferrat, Saluzzo und Asti nach eigener Einsicht zu verfahren. Auch vom Dauphin von Viennois wurde er seit 1339 abhängig gegen den Genuß einer Leibrente von 500 Goldgulden. Wie seine Streitigkeiten mit Mailand und Vercelli im J. 1337 geschlichtet haben mag, ist nicht genau zu bestimmen. Durch Neapel namentlich ließ er sich im J. 1340 bereden, die Stadt Saluzzo zu erobern und großentheils zu zerstören. Den Markgrafen Thomas nahm er in seinem Schlosse gefangen, und überlieferte ihn dem neapolitanischen Seneschall in Piemont, des Gefangenen Kinder aber führte

---

5) Sonach irren Hübner und Imhof in ihren genealogischen Werken; vergl. *Lodge*, Portraits of illustrions personages of Great-Britain. Vol. II. zu Jacob's vortrefflichem Bildnisse, [illegible] noch *Buchanan*, Historia rerr. scoticarum. Robertson's Geschichte von Schottland. *Rapin de Thoyras*, Histoire d'Angleterre. Tom. VII. Lingard's Geschichte von England, [illegible] von Salis, 7. u. 8. Bd. mit von Raumer's Geschichte Europa's rc. 2. Bd. und dessen Beiträge zur neuern Gesch. 1. [illegible]

er mit sich nach Pignerol. Anders aber verhielt sich Jacob nach Robert's von Neapel Tode, als Graf Amé VI. von Savoyen die neapolitanischen Besitzungen in Piemont wegnehmen wollte. Jacob fand sich sehr bereitwillig zum Beistande. Für sich eroberte er im J. 1346 Alba, gemeinschaftlich mit dem Grafen Quiers (Chieri), Cherasco, Montdeviso, Savigliano und Cony mit der Bedingung, ihre Beamten daselbst wechseln zu lassen. Inzwischen lud ihn König Ludwig von Ungern ein, ihm in Eroberung des Königreichs Neapel Hilfe zu leisten, wofür ihm der Besitz von Achaja und Morea versprochen wurde; Jacob aber hielt für zweckmäßiger, sich in Piemont festzusetzen, weil die Gelegenheit jetzt dazu vorhanden, wenn auch nicht günstig war. Denn unglücklicher Weise wollte Mailand dieselbe Gelegenheit auch benutzen. Dieses und Markgraf Thomas von Saluzzo erklärten sich für die Königin Johanna I. von Neapel, die ihnen gern zusagte, was sie verlangten, um die Plane Jacob's und dessen Freundes Amé, die ohnehin schon durch des Markgrafen von Montferrat feindselige Gesinnungen erschwert wurden, zu vereiteln. Allein es fügte sich, daß der Papst Clemens VI. ihnen aus Wohlwollen im Dec. 1348 Montferrat gewann, das seine Ansprüche auf Turin aufgab. Mailand wurde ein Jahr später durch eine Heirath im Hause Visconti mit Blanka von Savoyen freundschaftlich verbunden, sodaß Thomas von Saluzzo verlassen blieb; statt aber zu verzagen, schloß er 1356 mit Ferrara, Mantua, Bologna, Genua und dem Bischofe von Vercelli ein Bündniß gegen Jacob und Mailand; Jacob aber wußte den Bischof wieder für sich zu gewinnen, und fiel in Verbindung mit dem Fürsten Philipp von Tarent in die Markgrafschaft Saluzzo verheerend ein, während Thomas mit seinen Verbündeten Mailand befehdete. Erst der Tod dieses Fürsten endete den Krieg, weil dessen Sohn und Nachfolger, Friedrich, Jacob's Freundschaft suchte, und ihm (1359) über die Städte Revel, Carmagnola und Raconigi den Leheneid leistete. Hingegen mußte Jacob seit 1352 den Grafen Amé als Lehenherrn seiner Herrschaft du Pont de Beauvoisin anerkennen. Kaiser Karl IV. ertheilte ihm jedoch im J. 1355 die Erlaubniß, Gold- und Silbermünzen zu prägen und in allen seinen piemonteser Besitzungen Notare zu erkiesen. Hierüber dreist geworden, belegte er diese Lande mit gewissen Lasten, besonders auf die Waaren, worüber der Graf von Savoyen, sein Lehenherr, empfindlich, in Streit mit ihm gerieth, den Bevollmächtigte schlichten sollten. Einer dieser Männer, ein angesehener Edelmann, wurde auf Jacob's Anstiften ermordet. Dies reizte den Grafen Amé zum Kriege gegen seinen Vasallen. Derselbe wurde 1360 geschlagen, gefangen und in Rivoli eingesperrt. Amé eroberte nun Alles, was Jacob in Piemont besaß, wozu auch seine Hauptstadt Turin gehörte, und als J. wieder auf freien Fuß kam, mußte er sich fremdem Urtheilsspruche unterwerfen. Dieser (vom 17. Mai 1360 datirt) lautete dahin, daß der Fürst dem gräflichen Hause Savoyen Piemont abtreten mußte gegen Vergütung an den Städten und Schlössern Conflans, Tornon, Sallenche, Beaufort, Cuyans, Montjoie, Hermanco, Alinges, Thonon und etlichen andern Ortschaften in Chablais und Faucigny. Doch drei Jahre nachher (1363) bewirkte Eduard von Beaujeu, daß Jacob wieder in Besitz Turins und der andern piemonteser Städte kam mit Vorbehalt der Oberlehenherrlichkeit Amé's VI. Nun schlug er seinen Wohnsitz, wie zuvor, wieder in Turin auf, und die Macht Amé's anerkennend befehdete er 1364 auf dessen Geheiß den Markgrafen Friedrich von Saluzzo, welcher sich ein Jahr nachher auf Betrieb von Jacob's Gemahlin mit dessen ältestem Sohne Philipp, der dafür der Rechte seiner Erstgeburt beraubt wurde, und den Visconti von Mailand zur Bekämpfung des Grafen von Savoyen verband und zu rächen suchte. Amé zuvorkommend, fiel in Piemont feindselig ein und nahm Philipp'en in Fossano, das er eroberte, gefangen. Aus Bekümmerniß über den Ungehorsam seines Sohnes starb Jacob am 17. Mai 1366, nachdem er grade sechs Jahre früher ein Testament verordnet hatte, welches den Franziskanern in Pignerol zur Erbauung einer Kapelle und eines Grabes, das seine Gebeine auch aufnahm, 3000 Goldgulden, seiner dritten Gemahlin einen anständigen Witwengehalt in drei Schlössern und Städten — darunter Turin — bestehend, vermachte, und die Rechte der Erstgeburt so gut, als sich's damals erwarten ließ, bestimmte. Die Töchter wurden auf immer von der Erbfolge ausgeschlossen.

Jacob war dreimal vermählt gewesen, zuerst im Jan. 1339 mit Beatrix von Este, Tochter Reinhold's von Este, Markgrafen von Ferrara, die nach einer kurzen Ehe, ohne Kinder geboren zu haben, starb; dann mit Sibylle von Baux, Tochter Bertram's von Baux, und endlich mit Margarethen von Beaujeu am 16. Jul. 1362. Ihr Vater Eduard von Baujeu gab ihr 15,000 Goldgulden Heirathsgut mit, und sie erbte 1375 noch 20,000 Goldfranken mit der Herrschaft Berzé nach ihres kinderlosen Bruders Anton Tode zur Entschädigung auf ihre Ansprüche an die Baronie Beaujeu. Sie starb wenigstens nicht vor Ende Octobers 1388 in großer Frömmigkeit, wenn nicht im Nonnengewande.

Die Kinder, die Jacob mit den beiden letztern Weibern zeugte, waren a) mit Sibyllen: 1) Philipp von Savoyen, Herr von Vigon, Villefranche, Miradour, Cardé, Moretta und Brigueras, wurde 1365 der Vortheile seiner Erstgeburt wegen Ungehorsams gegen den Vater und Lehenherrn entsetzt, und starb 1369 wahrscheinlich in savoyischer Gefangenschaft. Über seinen Tod wird verschieden geurtheilt. Er war am 4. Aug. 1346 mit Marien, Gräfin von Genf, verlobt worden, hatte aber doch, man weiß nicht, warum, am 19. Sept. 1362 Alix von Villars geheirathet, die ihm keine Kinder gebar. b) Mit Margarethen: 2) Amé von Savoyen, Fürst von Achaja und Morea, Graf von Piemont, trat 1365 an seines ältern Bruders Statt in die Rechte des Erstgebornen und kam bis zu seiner Mündigkeit unter des Grafen von Savoyen Vormundschaft; dann aber machte er sich merkwürdig durch seinen Versuch, die Fürstenthümer Achaja und Morea an sein Haus zu bringen. Der Papst Clemens VII. verwendete sich für ihn, er spann mit Griechen Einverständnisse an und gewann auch Venedig; allein die beiden Fürsten-

thümer blieben in getheiltem Besitze der Paläologen und Genua's, bis sie von den Türken erobert wurden. Noch zeichnet sich Amé's Leben durch seine Kriege mit Montferrat und Saluzzo aus. Er starb am 7. Mai 1402, nachdem er mit Katharinen, gebornen Gräfin von Genf (vermählt am 22. Sept. 1380) zwei Töchter gezeugt hatte. Daher 3) Ludwig von Savoyen, Fürst von Achaja und Morea, Graf von Piemont wurde. Als solcher gründete er die Universität zu Turin 1405, blieb getreuer Vasall des Grafen von Savoyen und Verehrer Kaisers Sigismund, und starb den 11. Dec. 1418. Obschon seit dem 24. Jul. 1403 vermählt mit Bonne'n von Savoyen, hinterließ er keine ehelichen Kinder. Daher mit ihm (sein mit einer sehr vornehmen Neapolitanerin gezeugter Sohn kam nicht in Betracht) diese savoyische Seitenlinie ausstarb, sein wirkliches Besitzthum an seinen Schwager Amé VIII., ersten Herzog von Savoyen, zurückfiel; nur sein natürlicher Sohn führte als Ritter Ludwig von Achaja mit seinen Nachkommen das Andenken an leere Ansprüche seines Hauses fort. — Jacob hatte übrigens auch einen natürlichen Sohn, Anton von Morea, welcher Stammvater eines eben nicht ausgezeichneten piemontesischen Geschlechtes von Busque mit Beibehaltung des Titels Morea wurde *).

2) Jacob von Savoyen, Graf von Romont und Baron von Vaud, war der vierte Sohn Herzogs Ludwig von Savoyen und Annen's von Cypern, in unermittelter Zeit geboren, doch im Februar 1460 schon mündig, weil er damals in Staatsverträgen als Zeuge erscheint. Auch in demselben Jahre (26. Febr.) setzte ihm der Vater die Grafschaft Romont mit der Baronie Vaud (Waat) zur Apanage mit dem herkömmlichen Lehenverhältnisse aus. Mehr Anhänglichkeit als sein jüngerer Bruder, Graf Philipp von Bresse, an dem gichtbrüchigen Vater beweisend, war er der einzige Sohn, welcher ihn auf der Reise nach Frankreich im Winter $14\frac{64}{65}$ begleitete, pflegte und den 29. Jan. 1465 zu Lyon sterben sah, aber nicht dessen zarte Anhänglichkeit an König Ludwig XI. von Frankreich erbte. Unruhiger Sinn, ritterliche Abenteuerlichkeit und des jüngern noch unruhigern Bruders, des Grafen von Bresse, Beispiel wirkten gar sehr auf den empfänglichen Prinzen, den eine besonnenere Leitung, da er Tapferkeit und Muth in hohem Grade besaß, mehr Glück und besseres Geschick verschafft haben würde, als er wirklich hatte. Graf Philipp nämlich schloß sich an den tollen Herzog Karl von Burgund an, und säumte nicht (1468), seinen Bruder Jacob auch an denselben zu ketten. Auf diese Weise kam der Graf von Romont in das burgundische Heer, welches unter du Lau's Befehlen an der picardischen Grenze schreckliche Verwüstungen verübte, worüber sich auch die Prinzen von Savoyen des französischen Königs Ungnade zuzogen, die nur ihr Bruder, Graf Janus von Genf, zu beschwichtigen unternahm. Ohnehin wohnten sie, so auch Jacob, der mehrwöchentlichen Unterredung Karl's von Burgund und Königs Ludwig im October 1468 zu Peronne bei, und wurden in dem dort am 14. d. M. abgeschlossenen Vertrage mitbegriffen. Darauf nahm Jacob mit Philipp'en Antheil an Karl's Bekämpfung der rebellischen Lütticher. Nach Beendigung dieses Kleinkrieges wandte sich Jacob mit seinem Bruder Philipp nach der Heimath und suchte mit diesem zugleich die Regentschaft Jolanden's im Herzogthume Savoyen zu stürzen. Ihr Bruder Amé IX., durch stete Kränklichkeit für die Geschäfte untauglich geworden, hatte seiner Gemahlin Jolande unter Obhut seines Schwagers, Königs Ludwig XI., die Staatsverwaltung überlassen, wodurch sich Jacob und seine Brüder verletzt fühlten. Da im Guten Nichts erwirkt werden konnte, griffen sie zu Gewaltmitteln, drangen im Jul. 1471 mit Heeresmacht in Savoyen ein und belagerten die wehrlose Jolande und deren Gemahl im Schlosse Montmeillan, nachdem die Stadt genommen und geplündert worden war. Durch Betrug wußten sie sich des Herzogs zu bemeistern; die Herzogin entkam nach Aspremont und von da nach Grenoble, wenn dies nicht ihres Bruders, Ludwig's XI., Beistand bewirkt hatte. Jacob's und seiner Brüder Heer stand bei Chambery, als die Franzosen gegen sie anrückten. Die Abgeordneten der Cantone Bern und Freiburg schritten vermittelnd ein, französische Bevollmächtigte thaten ein Gleiches, und so stellte ein Vergleich vom 5. September nicht nur das alte freundschaftliche Familienverhältniß wieder her, sondern gewährte auch den Prinzen Theilnahme an wichtigen Staatsgeschäften des Herzogthums. Der Tod Amé's IX. trübte aber das Verhältniß von Neuem, indem Jacob mit seinen beiden Brüdern Philipp und dem Bischofe von Genf die Vormundschaft über ihren minderjährigen Neffen verlangte, die Jolande übernommen hatte. Ihre Schwäger schritten abermals zu einer List, und da diese den jungen Herzog Philibert ihnen nicht in die Hände spielte, so zwangen sie mit Heeresgewalt die in Montmeillan eingeschlossene Jolande zur Erklärung, die Angelegenheit durch die Landstände entscheiden zu lassen. Kaum hatte Jolande die Schloßpforten geöffnet, so brachen Jacob und seine Brüder das gegebene Wort und führten Philibert'en gefangen nach Chambery, während die Herzogin in die Dauphiné floh, wo ihr von mehren Seiten her Hilfe versprochen wurde. Hierüber, wie über die Besorgniß wegen eines innern Krieges bekümmert, ging Jacob mit seinen Brüdern zu Rathe, und überließ endlich in seiner Ohnmacht Jolande'n, wie es auch des Landes Wunsch war, die unbeschränkte Vormundschaft. Nur der Graf von Bresse setzte heimliche Ränke fort. Jacob hingegen ließ die heimischen Angelegenheiten außer Acht und hielt es für angemessener seine einmal geschlossene Verbindung mit Karl von Burgund fortzusetzen. Und so findet er sich schon 1473 an dessen Hofe, unterstützt ihn mit Kriegsvolke und sucht Hilfe, Arras zu retten, wurde aber von dem französischen Admiral, dem Bastarde von Bourbon, geschlagen, und konnte sich nur kümmerlich, da ihm das Streitroß erschossen wurde, nach Arras retten; daher die Angabe irrig, daß er gefangen worden sei. Der Vertrag zu Soleure vom 13. Sept. 1475 endete den Krieg mit

*) Die besten Nachrichten über diesen Prinzen ertheilen *Guichenon*, Histoire généalogique de la Royale Maison de Savoye. I, 328—346 vgl. 1139 fg., und die dort angef. Werke.

Frankreich und schloß auch den Grafen Jacob mit ein, während er nun gegen die Schweizer das Schwert ziehen mußte.

Jacob hatte bisher viel Kriegsvolk aus dem savoyischen Gebiete in Herzogs Karl Dienste gezogen, das auf den Märschen durch die Schweizergebiete Unfug und Schaden anrichtete. Klagen der Cantone darüber mochten gleich Anfangs nicht gehört worden sein, da die Berner namentlich sich mit dem Bischofe von Sion gegen die durchziehenden Rotten zur Gegenwehr verbanden. Aus Fürsorge ließ Jacob seine mitten im berner und freiburger Gebiete liegenden Lande besetzen, untersagte den Seinigen jeglichen Verkehr mit den Cantonen, und da er so dieselben mehr und mehr verachtete, fanden sie sich auch desto verletzter, zumal da der Graf an Roussi's Stelle Statthalter von Burgund geworden war. Auf den Landstraßen kam es zu Thätlichkeiten, Wagen mit Kaufmannsgütern wurden angehalten und beraubt, Weinhändler zu Yverdun mißhandelt, Raub und Gewaltthat durch die gräflichen Truppen ohne Scheu ausgeübt, sodaß an Untersuchung und Bestrafung der Frevler nicht zu denken war, obschon die Cantone bei Jacob ernstlich darauf drangen. Solcher Druck und der stete Groll gegen Karl von Burgund veranlaßten die Freiburger auf der Berner Betrieb, am 14. Oct. 1475 dem Grafen von Romont einen Fehdebrief zuzusenden [1]). Mehre Cantone traten zusammen, drangen in des Grafen Gebiete ein, und eroberten in wenigen Tagen Morat oder Murten mit sechs andern Städten. Widerstand wurde greulich geahndet. Nachdem die Gegenden um Neufchatel und Murten verheert worden waren, traf die Rache das Waatland (Vaud); Lausanne rettete sich durch eine Kriegssteuer von 200,000 Gulden. Genf löste sich mit 26,000 Gulden. Obschon Jacob herbeieilte und mit Hilfe seines Bruders, des Bischofes von Genf, ein Heer bei Morges sammelte, das sich aber vor der feindlichen Übermacht nach Burgund zurückziehen mußte, war doch der Widerstand gering und binnen drei Wochen verlor er sein ganzes väterliches Erbtheil. Auch sein Freund, ein Herr von Chateau-Guyon, der ihm Beistand leisten wollte, büßte einige Schlösser seines Besitzthumes ein. Karl von Burgund damals mit Belagerung Nancy's beschäftigt, beschloß seinen Freund, den er jeden Falls gegen seine Erzfeinde, die Schweizer, gereizt, aber ihm nicht die Kriegserklärung gegen sie, wie frühere Berichterstatter behaupten, befohlen hatte, in Schutz zu nehmen. Die Schweizer, bestürzt über die Rüstungen — auch Jacob warb 4000 Mann in Savoyen — sandten an Karl, erboten sich zur Rückgabe aller Eroberungen und zur Verzichtleistung mancher dem Herzoge misfälligen Verbindungen; allein Karl war unerbittlich. Jacob eröffnete mit Beginn des Jahres 1476 den Feldzug, drang ohne Widerstand durch Jougne nach Orbe bis Yverdun vor, nahm diese Stadt in der Nacht vom $\frac{12}{13}$. Januar durch Einverständniß der ihm zugethanen Einwohner, stritt in den Straßen mit der aufgeschreckten Schweizerbesatzung, belagerte das Schloß, wurde dabei verwundet, mußte aber, von Übermacht gedrängt (die Cantone wurden von Frankreich mit Geld, vom Herzoge Sigismund von Österreich und von den Bischöfen zu Basel und Strasburg mit Mannschaft unterstützt) nach Granson zurückweichen, wo im Februar Karl's Heer zu ihm stieß. Im Vereine mit diesem belagerte er diese Stadt, und nahm sie nach achttägiger Mühe mit einem Vergleiche, den der Herzog verletzte. Da erschien das Schweizerheer und brachte dem 40,000 Mann starken burgundischen Streiterhaufen am 3. März eine gänzliche Niederlage mit großen Verlusten bei. Kaum hatte Karl mit Jacob's und Jolanden's von Savoyen Hilfe die Trümmer gesammelt und gestärkt, so rückte er vor Murten und belagerte es. Die Schweizer kamen zum Entsatze herbei und schlugen den unvorsichtigen Herzog am 22. (? 23) Jun. 1476 unter schrecklichem Würgen, das lange Zeit zum Sprüchworte geworden, zum zweiten Male ebenso empfindlich. Jacob, auf der andern Seite der Stadt mit 12,000 Mann gelegen, und durch einen feindlichen Scheinangriff von der Theilnahme der Schlacht abgehalten, zog sich nach des Herzogs Niederlage zurück in's Schloß Jougne [2]), und obschon er länderlos blieb, half er jeden Falls seinem fürstlichen Freunde, der den Lothringer wegen seines den Schweizern geleisteten Beistandes bestrafen wollte, Nancy wieder belagern, wo aber Karl in den ersten Tagen des neuen Jahres 1477 getödtet wurde. Hilflos geworden und seine Heimath ganz außer Acht lassend, warf sich Jacob nun in des Erzherzogs Maximilian von Österreich Arme, der ihn sehr schätzte und *den alten erfahrenen Hauptmann* zu nennen pflegte. Maximilian, des verstorbenen Burgunders Schwiegersohn, nahm Jacob'en zu Brügge sehr gut auf und gab ihm den Ritterorden des goldenen Vließes. Dieser diente ihm in der Belagerung Térouenne's im Sommer 1479 getreulich, führte mit Auszeichnung 200 Edelleute an und hatte zu Fuße kämpfend (eine nicht ungewöhnliche Erscheinung vornehmer Anführer in Schlachten bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts,) wesentlichen Antheil an dem Siege über die Franzosen am 4. Aug. desselben Jahres am Fuße des Berges von Guinegâte. Hierauf eroberte er Mauban und Lillers, stieß bei Saint-Pol wieder zu Max und blieb bis zum Frieden zu Arras am 23. Dec. 1482 für denselben thätig. Ein Artikel dieses Vertrages verhieß dem tapfern Grafen mit Zustimmung und Hilfe Ludwig's XI. den Wiederbesitz seines geraubten Landes, sowie ihn der Erzherzog aus Dankbarkeit zum Burgherrn von Lille in Flandern gemacht hatte, wo er den 14. Jan. 1483 einzog und reich beschenkt wurde. Im folgenden Jahre, wenn nicht früher, wurde er unter die Führer und Erzieher des erzherzoglichen Prinzen Philipp aufgenommen, und gerieth mit diesem in die Gewalt der Genter, die sich zugleich mit den Bürgern von Ypern und Brügge gegen Max verschworen und empörten. Jacob aber misbrauchte des Erzherzogs Zutrauen und mischte sich in den Aufruhr, ja wurde, wie Guichenon versichert, Haupt desselben. Maximilian ließ des Grafen Gemahlin Marie sammt deren Mutter oder Schwester in Brügge verhaften; und obschon es am

1) Cf. *Barante*, Histoire de Bourgogne. X, 454 sq.

2) Cf. *Barante* XI, 1—88.

28. Jun. 1485 zu einem Vergleiche zwischen dem Erzherzoge und den Rebellen wie zur Auslieferung des gefangenen Philipp kam, so wird doch des Grafen von Romont keinesweges darin gedacht [3]), vielmehr mochte er sich zeitig entfernt und Karl's VIII. von Frankreich Rücksichten auf ihn und seine Gemahlin der Aussöhnung mit Max vorgezogen haben. Gewiß ist, er fand sich um diese Zeit in la Fere, dann in Ham, wo er auch am 30. Jan. 1486 im dasigen Schlosse starb und begraben liegt. Graf Jacob war erst wenige Jahre vor seinem Tode (also nicht 1460) mit seiner Nichte, Marie'n von Luxemburg-Saint Pol zu Ende des Jahres 1482 oder zu Anfange 1483 vermählt worden [4]). Sie, seiner Schwester, Margarethe, und Grafen Peter's II. von Luxemburg-Saint Pol älteste Tochter, gebar ihm eine Tochter, Luise Franziska, nachmals Gemahlin des Grafen Heinrich von Nassau-Viane. Diese erhob nach ihres Vaters Tode Ansprüche auf dessen Besitzungen, und gerieth darüber mit dem Herzoge von Savoyen in einen Streit, der von hohen Personen geschlichtet, ihr am 17. Jul. 1512 eine Entschädigung von 30,000 Gulden auswirkte. Sie starb 1526, ihre Mutter aber erst den 1. April 1546, im hohen Alter, nachdem sie sich am 8. Sept. 1487 an den Grafen Franz von Bourbon-Vendome wieder verheirathet und demselben eine Menge Kinder geboren hatte [5]). Die ansehnlichen Besitzungen, welche Marie — Haupterbin ihrer Ältern — dem andern Gemahle zugebracht hatte, konnte Jacob noch nicht mitgenossen haben, weil sie erst Karl VIII. seit 1487 für völlig erbfähig anerkannte. Es erlosch sonach die savoyische Nebenlinie Romont schon mit ihrem Stifter, dem Grafen Jacob [6]).

3) **Jacob von Savoyen, Herzog von Nemours und Genevois**, geboren in der Abtei Vauluysant in der Champagne am 12. Oct. 1531, war der einzige Sohn Herzogs Philipp von Nemours und Charlotten's von Orleans. Der Vater war Gründer dieser savoyardischen Nebenlinie, gehoben durch König Franz I. von Frankreich und durch die berühmte Luise von Savoyen, Jacob's Base. Dieser erst zwei Jahre alt, als er seinen Vater verlor (25. Nov. 1533), kam unter Vormundschaft seiner sehr erleuchteten Mutter. Bei glänzenden Talenten empfing der Prinz eine vorzügliche Erziehung; unterrichtet in den Wissenschaften (besonders in der Mineralogie), Künsten und Sprachen, lernte er vortrefflich Spanisch, Italienisch, Französisch und Latein; in die Mathematik mit Geschmack eingeweiht wurde er Kenner der Baukunst, Bildhauerei, und durch diese zur Malerei geführt vernachlässigte er doch keineswegs die Kriegskunde und jegliche Ritterkünste, worin er ausgezeichnet unter seinen Zeitgenossen hervortrat. Schön am Körper, brav, tapfer, liebenswürdig und wohlberedt (in gebundener und ungebundener Rede), wie er war, sagt ein alter Berichterstatter von ihm: Wer den Herzog von Nemours in seinen rüstigen Jahren nicht gesehen hat, hat Nichts gesehen, und wer ihn gesehen, kann ihn in der ganzen Welt die Blüthe des ganzen Ritterthums nennen. Seine sinnreiche Devise, die er sich zum Ausdrucke der Ritterlichkeit wählte, bestand in einem aus Wolken gestreckten geharnischten Arme mit einem kurzen und breiten Säbel bewaffnet, der im Begriffe ist, mehre Knoten zu zerhauen. Die Umschrift lautet: Nodos virtute resolvo! Gewiß, er war die Zierde seines gesammten Herrscherhauses. Diese Ausbildung hatte er seiner Mutter und deren Sorgfalt für ausgezeichnete Erziehung zu danken. Er scheint mit Charlotten bis in sein 15. Jahr zu Annecy gewohnt zu haben, von wo sie ihn Franz'en I. auf dessen Begehr nach Arzilli zuführte. Der Monarch empfing ihn mit ausgezeichneter Zärtlichkeit. Jacob mochte nun am französischen Hofe geblieben sein, da er Hauptmann über 200 leichte Reiter wurde, Heinrich II. erhob ihn zum Führer von 100 Mann schwerer reitender Leibgarde (hommes d'armes des ordonnances de France) und war deshalb an dessen Person und Reisen gebunden. Im J. 1551 ging er jedoch mit den Gebrüdern Bourbon Johann und Ludwig und andern Großen nach Piemont, zeichnete sich in der Belagerung Lanzo's merklich aus und fand sich im folgenden Jahre bei dem Entsatze von Metz ein, das Kaiser Karl V. belagerte, warf sich in Begleitung einiger Tapfern in die schlecht verwahrte Stadt, und that wesentliche Dienste in glücklicher Vertheidigung derselben. Im J. 1553 kämpfte er unter des Marschalls von Montmorency Führung in dem Treffen bei Dourlans mit; den 13. August des folgenden Jahres sah man ihn 400 Reiter bei Renti ausgezeichnet führen. Hierauf stellte er sich mit eigener Heerabtheilung in der Gegend Menil's auf, dessen Verschanzungen er in ihrem Entstehen oder Verbessern verhindern sollte, und leistete bei Piqueni dem Gegner, Herzoge Emanuel Philibert, großen Widerstand unter großer Gefahr seines Lebens. Ferner, um der Schanze Menil die Lebensmittel abzuschneiden, mußte er mit dem Rheingrafen und Andern die Grafschaft S. Pol verwüsten. Aus der Picardie eilte er 1555 wieder nach Piemont, half unter des Marschalls von Brissac Leitung Vulpiano belagern und erstürmen. Nach mehren glücklichen Waffenthaten blieben die Franzosen 40 Tage unthätig, was Jacob benuzte, um dem spanischen Heerführer Marchese von Pescara eine Ehrenlanze anzubieten, die auch angenommen wurde. Im folgenden Jahre kämpfte er unter dem Marschall von Saint-André in den Niederlanden gegen die Kaiserlichen, die keine große Schlacht annahmen; daher nur kleine Gefechte. Nachdem Jacob genug Eifer, Tapferkeit und Geschick bewiesen hatte, trat er im Januar 1557 als Generaloberst des Fußvolkes unter dem Herzoge von Guise in Italien auf, dessen Heer die Auswahl des französischen Adel- und Kriegerstandes bildete. Nach Beendigung de-

3) Vergl. Dumont III, 2, 145 fg. 4) Cf. *Nic. Vigner*, Histoire de la Maison de Luxembourg, p. 755 sq. Ihr Vater, Graf Peter II., starb nach den Epitaphien bei Vigner S. 776 am 25. Oct. 1482, ihre Mutter, Margarethe von Savoyen, in der Fastenzeit 1483. Von ihrer Heirath heißt es dort mit Berufung auf beigefügte Urkunden: „Qui estoit l'aisnée, prist en maringe après le decez de son père Jaques de Savoie comte de Romont son oncle.“ 5) Cf. *P. Anselme*, Histoire de la maison roy. de France. I, 283 und Saint-Marthe II, 863 fg. 6) Vergl. Guichenon I, 519—528 und 552—575 mit 593 und den dort angezogenen Schriftstellern.

Feldzuges erhob ihn Heinrich zum Generalobersten der Reiterei, und er focht als solcher 1558 mit Erfolge vor Thionville. Im folgenden Jahre wohnte er zweien glänzenden Vermählungen am königlichen Hofe bei, wo er vom Könige zu einem seiner Lanzenhalter erwählt wurde in einem am 29. Jun. gehaltenen prächtigen Waffenspiele zu Paris, das Heinrich'en den Tod zuzog. Unter dessen minderjährigen Nachfolgers, Franz' II., unruhiger Regierung hielt sich Jacob zur Seite der Guisen, und erhielt 1560 den Auftrag, das Nest der „Verschwörung von Amboise" zu zerstören. Er zog vor Noisai, worin die Verschworenen lagen, belagerte und eroberte dieses Schloß sammt den Verschworenen, die er nach Amboise, wo der König seinen Hof hielt, geleitete. Unter der vormundschaftlichen Regierung Karl's IX. (die Gemahlin des verstorbenen Königs, die unglückliche Maria Stuart, begleitete er bei ihrer Abreise 1561 bis Calais) wurde Jacob's Ansehen bedeutender. Er fand sich unter den Vermittlern, welche die Aussöhnung Guise's und Condé's bewirkten. Zwei Jahre nachher verdankte Bourges, das Guise belagerte, seinen Vergleich der Geschicklichkeit Jacob's. Je mehr aber jetzt die Partei der Protestanten oder Hugenotten sich ausbreitete, desto geschäftiger zeigt sich der katholische Herzog von Nemours. Lyon zu bekämpfen war ein nächstes Geschäft. Hierzu hielt er die Besetzung Vienne's für unerläßlich. Dies geschah auch (1562) ohne große Anstrengung; darauf schlug er die Hugenotten bei Beaurepaire, belagerte diese Stadt, und zerstreute ein herbeieilendes Entsatzheer. Die Stadt war nicht mehr zu retten, denn ein zweites 4200 Mann starkes feindliches Hilfsheer erlitt ebenfalls eine Niederlage. Nachdem aber die Hugenotten sich wieder gesammelt und 2000 Schweizer an sich gezogen hatten, fand Jacob sich in seinen kriegerischen Unternehmungen auf Lyon und auf die Plätze zwischen Lyon und Vienne gar sehr gehemmt. Nur eine glückliche Waffenthat verrichtete er in der Niederlage und Gefangennehmung Saint-Auban's. Gleich rastlos blieb er ferner und verdiente sich 1563 die Statthalterschaft über Lyonnois, Forez, Beaujolois, Dauphiné, Auvergne und Maçonnois, begab sich aber nach Abschlusse des Friedens vom 12. März desselben Jahres in sein Erbland, das er seit seiner Mutter Tode (8. Sept. 1549) hatte in Besitz nehmen und verwalten lassen. In Saint Genis erhob er Streit, wenn derselbe nicht schon eingeleitet worden war, mit Herzog Emanuel Philibert von Savoyen wegen der Erbfolge im savoyardischen Regentenhause. Guichenon will wissen, der Herzog von Nemours habe als Enkel Herzogs Philipp von Savoyen die Hälfte von Emanuel Philibert's Universalerbschaft verlangt. Emanuel Philibert berief sich mit Recht auf die Unverletzbarkeit der Erstgeburt, wie auf seines Großvaters Testament, demzufolge Jacob in der That keine Ansprüche erheben konnte. Allerdings waren selbige eine unerwartete und seltene Erscheinung, die sich nicht einmal dadurch erklären läßt, daß Jacob ein Familienseniorat habe erschleichen wollen, weil weder sein Vater Karl'n noch Emanuel Philibert'en an Jahren voranging. Jeden Falls muß die Irrung ihren Grund in der verkürzten Apanage seines Vaters gehabt haben, da von beiden Seiten am 11. Jul. 1563 Bevollmächtigte zusammentraten und ihre Entscheidung für eine Vergütung des apanagirten Hauses Nemours faßten. Ein Vertrag zu Etoile vom 17. Sept. 1564 bestätigte selbige nicht allein, sondern bestimmte sie auch auf 20,000 Livres jährlichen Zuwachses, zu dem am 5. Febr. 1565 noch 6000 Livres hinzugeschossen wurden. Die Grafschaft Genevois verwandelte der Herzog von Savoyen in ein Herzogthum. Hierauf begab sich Jacob befriedigt nach Frankreich zurück und wohnte im Februar 1566 der Ständeversammlung zu Moulins bei. Da nun die Protestanten die Unruhen wieder erneuerten, verdoppelte auch Jacob seine Wachsamkeit; insonderheit rühmt man selbige, als König Karl IX. zu Meaux von nur 6000 Mann neugeworbenen Schweizern und 900 schlechtbewaffneten Reitern beschützt von Condé und Coligny umstellt worden war. Auf Jacob's ausdrücklichen Rath begab sich der Monarch den 27. (? 29.) Sept. 1567 unter steten Gefechten seiner Bedeckung nach Paris. Karl verdankte öffentlich seine Rettung dem Herzoge von Nemours, desto erbitterter waren Coligny und Condé über den fehlgeschlagenen Plan, und ehe ihre Hilfe aus Flandern ankam, hatte sie Nemours im Vereine mit Montmorency am 10. Nov. desselben Jahres schon bei S. Denis geschlagen. Hierauf begleitete er den Herzog von Anjou als Rathgeber in die Champagne und nach Lothringen, wo man den anrückenden teutschen Hilfsvölkern der Hugenotten begegnen sollte; allein hier spürte er, vielleicht nicht zum ersten Male, die Eifersucht französischer Großen, namentlich des Herzogs von Aumale. Also mißlang mancher von ihm entworfene Plan, sodaß der Herzog von Zweibrücken (1569) in Frankreich eindringen und großen Schaden anrichten konnte. Dergleichen Ränke hatten den Herzog auch bei den Guisen verleumdet, und von diesen mußte er seine Ungnade bei Karl IX. befürchten, damit Aumale's Fehler beschönigt werden sollten; um also einem Ungewitter vorzubeugen, zog er sich aus dem Felde wie vom königlichen Hofe, wo er, nach den Zeugnissen der Zeitgenossen, für den Tonangeber der Moden gegolten hatte, unzufrieden und kränkelnd in seine Erbstaaten zurück. Erst 1574 reiste er wieder zum Könige nach Lyon; aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, er kehrte nach Annecy zurück, wo er von der Gicht geplagt, eifrig Künste und Wissenschaften studirte, dichtete und in Prosa ausarbeitete, ohne je etwas drucken zu lassen (seine Handschriften schätzten gelehrte Zeitgenossen hoch), stand dem Herzoge Karl Emanuel bei, während dieser damals noch unbeweibt und tödtlich krank, ihm Aussichten auf seine Nachfolge auf den savoyardischen Fürstenthron gab und den herzoglichen Palast zu Turin bereits einräumen lassen wollte. Aber Jacob schlug dieses und andere auszeichnende Anerbieten uneigennützig aus, sprach dem kranken Fürsten Muth zu, und zog sich nach dessen Genesung wieder nach Annecy zurück, wo er am 15. Jun. 1585 sein thätiges Leben beschloß. Er wurde in der Kirche zu U. L. Frauen beigesetzt. Mit Anne'n von Este (Witwe Franzen's von Guise und Tochter des Herzogs Herkules II. von Ferrara) war er am 29. April 1566 vermählt und bei der Hoch-

zeit von Karl IX. und Emanuel-Philibert sehr fürstlich beschenkt worden. Mit ihr hatte er drei Kinder gezeugt, nämlich: 1) Herzog Karl Emanuel von Nemours und Genevois, geb. im Febr. 1567, führte ein Leben voller merkwürdiger und zweideutiger Begebenheiten, und starb aus Verdruß über vereitelte Plane ohne verheirathet gewesen zu sein, im Jul. 1595. 2) Margarethe von Savoyen, am 3. Jul. 1569 geboren, starb schon im Julius 1572 und liegt zu Annecy bei ihren Ältern begraben. 3) Heinrich von Savoyen, Marquis von Saint Sorlin, wurde den 2. Nov. 1572 geboren und nach seines ältern Bruders Tode Herzog von Nemours und Genevois. Er setzte durch eheliche Nachkommenschaft die Linie seines Hauses (s. d. Art. Karl Amadeus von Nemours) noch eine kurze Zeit fort, bis sie 1659 erlosch. Außer diesen ehelichen Kindern hatte Jacob von Nemours noch einen mit Franziska von Rohan gezeugten Sohn, welcher durch einen pariser Parlamentsbeschluß für außerehelich erklärt wurde, weil seine auf bloßes Wort geschlossene Ehe mit Franziska keine päpstliche Zustimmung erhalten, vom genannten Parlament als eine heimliche im J. 1566 aufgelöst wurde. Anna von Este verschaffte dem Bastarde auf seiner Mutter inständiges Klagen die Erhebung seiner Herrschaft Loudun in ein Herzogthum. Er folgte der Partei Condé's und starb, ohne vermählt gewesen zu sein (das Todesjahr ist unbekannt), ein natürliches Kind hinterlassend, Samuel von Nemours, Herrn von Villemain. Anna von Este, Jacob's Witwe, starb in einem Alter von 76 Jahren zu Paris am 21. (nicht 7.) Mai 1607, liegt aber zu Annecy bei ihrem Gemahle begraben*). (*B. Röse.*)

H) Kurfürsten und Erzbischöfe von Trier.

1) **Jacob I.**, Freih. von Sirck, Erzbischof und Kurfürst von Trier, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben, einst Kanzler des Königs Renatus von Sicilien, Liebling des Papstes Eugen IV. und König Siegmund's, deren Irrungen er auf die befriedigendste Weise schlichtete. Jacob war als Domherr und Scholastiker des Erzstifts Trier mit Ulrich von Manderscheidt gleichheitlich vom Domcapitel im J. 1430 gewählt; beide aber auch vom Papste Martin V. gegen die jährliche Entschädigung eines jeden von 2000 Fl. verworfen und das Erzbisthum dem Bischofe Raban von Helmstat zu Speier als Verweser übergeben. Nachdem das Domcapitel durch neunjährigen Streit gegen den Verweser und die beiden Nebenbuhler eine Schuldenlast von mehr als 400,000 Fl. sich zugezogen und im ganzen Erzstifte eine volle Anarchie geherrscht hatte, hielt Raban für gut, dasselbe gegen eine Entschädigung von 100,000 Fl. im J. 1439 an Jacob von Sirck abzutreten und sich auf sein Bisthum Speier zurückzuziehen. Jacob I. hatte kaum die Bestätigung Papsts Eugen IV. erhalten, so ließ er sich auf seinem gewöhnlichen Schlosse Rensburg als Erzbischof den 11. Sept. 1439 einsegnen, und hielt seinen feierlichen Einzug in die Stadt Trier. Die gerechte Beschwerde des Magistrats über die Freiheit des Domcapitels von allen Abgaben, besonders am Weine, und über die Auswanderung desselben, durch welche die Stadt verarmt sei, würdigte er nach ihrer vollen Wichtigkeit, und bewog nicht nur das Domcapitel zur Rückkehr, sondern auch zur Entrichtung eines Zolles für den zu verkaufenden Wein auf die nächsten sechs Jahre. Nach dem Tode König Albrecht's II. wurde Erzherzog Friedrich III. von Österreich den 2. Febr. 1440 zu Frankfurt als römischen König gewählt, und Erzbischof Jacob I. von den übrigen Kurfürsten ersucht, nach Wien die Nachricht dieser Wahl an König Friedrich III. zu überbringen. Er war als der schlaueste und gewandteste Geschäftsmann berühmt. Während er sich auf dem Reichstage zu Mainz befand, erhielt er den 25. Febr. 1441 durch drei Abgeordnete das Gesuch des baseler Kirchenrathes, er möge sich für das Ansehen und die Ehre der allgemeinen Kirche bestens verwenden. Am 4 Nov. d. J. erkannte er den Schiedsspruch des Grafen Friedrich von Mörse und Sarwerden über die Irrungen zwischen ihm und einigen Edelleuten. Als König Friedrich III. den 17. Jun. 1442 zu Aachen gekrönt wurde, versah Erzbischof Jakob I, mit Einwilligung des Erzbischofs Theoderich von Mainz, das Amt des Erzkanzlers, ließ sich, nach des Kaisers Rückkehr über Cöln, zu Frankfurt den 17. Aug. d. J. die Regalien und die Grafschaft Dietz für sein Erzstift bestätigen und der Stadt Coblenz das Recht jährlicher Messen wie sie Frankfurt hatte, ertheilen. Am 27. Aug. erhielt er die Begünstigung zu Strasburg vom Kaiser Friedrich III., daß alle trierer Mannlehenbücher zur Ausübung der Lehenrechte auch dann hinreichend seien, wenn die Lehenbriefe verloren wurden. Am 2. Jan. 1442 entsprach er dem Gesuche des Magistrats von Trier, für die Dauer seines Lebens seine Schöppenverfassung zu verändern und zwei Bürgermeister jährlich zu ernennen, welche die früheren Magistratsräthe vertreten sollten. Am 14. März d. J. erhielt er vom Papste Felix V. zur Entschädigung seiner Anstrengung für dessen Interesse vor dem des Papstes Eugen IV. und für die gute Besorgung der Angelegenheiten der Kirche die Erlaubniß, durch Abgeordnete 10,000 Fl. an Zehnten und an den Gebühren in Sachsen, Magdeburg, Bremen erheben zu lassen. Am 1. Febr 144[illegible] erhob er zu Coblenz Kaspar Schlick von Weisenkirchen in den Adelstand. Im Februar erlangte er vom Könige Karl VII. in Frankreich zu Nancy die Befreiung von Truppendurchzügen und Sendung einiger Hilfstruppen für das Versprechen, nichts zur Erleichterung der Feinde im Trierschen verüben zu lassen. Am 20. April schloß er zu Bingen mit den drei Kurfürsten von Mainz, Cöln und der Rheinpfalz auf sechs Jahre einen Münzverein. Im Sommer d. J. begab er sich auf den Reichstag nach Nürnberg, wo er sich vom Kaiser die Erlaubniß eines Zolles zu Engers und Boppard ertheilen ließ, während der kaiserl. geheime Secretair und Gesandte, Äneas Sylvius, vergebens nach Rom zum Papste Eugen IV. reiste, um ihn zur Veranstaltung eines neuen Kirchenrathes oder anderer Mittel für den Frieden der Kirche zu bewegen. Da Erzbischof Jacob I. seine Unzufriedenheit über

*) Vergl. Guichenon a. a. O. I, 1055—1065 mit II, 626 und den dort angeführten Werken.

den Papst nicht verheimlichte, so wurde er von diesem zu Rom den 9. Febr. 1445 seiner Stelle entsetzt. Ob schon einige triersche Edelleute und Domherren, über diese päpstliche Anmaßung sich freuend, sich gegen Jacob I. verschworen und ihn durch Waffen beunruhigten, welche er bald unwirksam gemacht hatte, so versammelten sich doch die Kurfürsten zu Frankfurt und beschlossen, daß sie die Entsetzung Papst Eugen's IV. und das Ansehen jeder Kirchenversammlung über den Papst, welche der constanzer und baseler Kirchenrath ausgesprochen hatte, genehmigen würden, wenn er die Entsetzung der teutschen Erzbischöfe nicht zurücknähme. Da Eugen IV. durch seinen Cardinal und Gesandten, Joh. Carvagialla, dem Reichstage zu Frankfurt die Bestätigung aller baseler Beschlüsse unter der Bedingung versprechen ließ, daß auch er als Papst von Teutschland anerkannt werde, so erfolgte den 5. Febr. 1447 die Entbindung des Erzbischofs Jacob I. vom Banne und die päpstliche Wiedereinsetzung in sein Amt. Im Juli versammelte sich Jacob I. mit mehren teutschen Fürsten und mehren königl. Gesandten zu Bourges für Abfassung eines Gutachtens, wie der kirchliche Zwist geschlichtet werden könnte. Unterdessen war Papst Eugen IV. gestorben, Papst Felix V. zur Entsagung bewogen und Papst Nikolaus V. anerkannt, welcher im J. 1450 ein Jubelfest anordnete, zu welchem Jacob I. mit dem Bischofe Konrad von Metz und 150 Reitern nach Rom reiste. Daselbst ließ er sich im Mai vom Papste Nikolaus V. mehre Begünstigungen ertheilen, unter welchen sogar der künftige Besitz des Bisthums Metz begriffen war. Im J. 1451 brachte er die ausgearteten Franziskaner zu Coblenz wieder zur Ordnung. Für die höhere Ausbildung seines Sprengels besorgt, erbat er sich den 2. Febr. 1454 die päpstliche Bestätigung für die Errichtung einer Universität zu Trier. Im Januar 1455 wohnte er dem Reichstage zu Neustadt in Österreich bei und ließ sich die Privilegien seines Erzstifts wieder bestätigen, wie er selbst zu Wien den Kaiser, als Herzog von Luxemburg, am 15. März d. J. belehnte. Am 16. Oct. d. J. ertheilte er den Mainzern auf zehn Jahre freies Geleit in seinem Erzstifte. Die Verbindung des Ade's und der Städte vom 10. März 1456 gegen die Rechte des Erzbischofs widersprach dem Inhalte der goldenen Bulle, und wurde deswegen vom Kaiser Friedrich III. den 18. April 1457 auf den Antrag Jacob's I. für ungültig erklärt. Allein Letzterer hatte sich durch Geiz seinen Untergebenen so verhaßt gemacht, daß er, im Herbste 1455 auf der Rückreise aus Österreich vergiftet, in einen bewußtlosen Zustand gerieth, in welchem er am 17. Mai 1456 starb. Sein Leichnam wurde in der Domkirche beigesetzt *). (*Jaeck.*)

2) **Jacob II.**, Erzbischof und Kurfürst zu Trier, aus dem Hause der Markgrafen zu Baden, Großenkel des Markgrafen Jacob I., ältester Sohn von Markgraf Christoph I. und Ottilie, Gräfin von Katzenelnbogen, geb. am 6. Jun. 1471, wurde wegen seiner trefflichen Anlagen, auf den Rath seines Oheims, Kaiser Friedrich's III., und dessen Sohnes, Königs Max, dem geistlichen Stande, und damit zugleich den Wissenschaften gewidmet. Mit seinen beiden Brüdern, Bernhard III. und Ernst, nachmaligen Stammvätern der beiden Hauptlinien Baden-Baden und Baden-Pforzheim (Durlach), besuchte er Bologna und genoß dort den Unterricht des berühmten Humanisten Filippo Beroaldo, welcher ihm sein schönes Buch, de felicitate, widmete [1]).

Von Bologna begab er sich, auf Zureden seines Großoheims, des Kurfürsten Johannes II. von Trier, nach Rom zu Innocentius VIII. und wußte sich bei ihm so zu empfehlen, daß derselbe für ihn drei geistliche Lehen (zu Mainz, Trier und Salzburg) sich vorbehielt und ihm noch im J. 1490 die erledigte Rectoralkirche Serkirchen im salzburgischen Sprengel ertheilte. Markgraf Jacob benutzte seinen Aufenthalt in Rom zur sorgfältigsten Aufsuchung von Alterthümern. Er beschrieb dieselben in zwei Büchern, noch von Brower und Züngler bemerkt, welche aber jetzt nirgends mehr zu finden sind [2]).

Obschon sich Jacob bei seiner im J. 1490 erfolgten Rückkehr in die Heimath damals sehr zum weltlichen Stande neigte, ließ er sich doch durch seinen Vater bestimmen, den frühern Vorsatz festzuhalten, und er rüstete sich also zu einer zweiten Reise nach Rom, von welcher er im J. 1493 zurückkam. Er hatte daselbst der Beisetzung seines alten Gönners, Innocentius VIII., beigewohnt und sich an dessen Nachfolger, Alexander VI., einen neuen Gönner erworben, welcher Umstand ihm sehr nützlich wurde, als ihn Johann II. von Trier im J. 1493 zum Coadjutor und Nachfolger ernannte. Vor und nach dessen Tode weigerte sich ein Theil des Domcapitels, wegen der Umgehung seiner Einwilligung, den Coadjutor als Nachfolger anzuerkennen, und wählte sogar den mainzer Dompropst und Pfalzgrafen Georg vom Rheine zum Erzbischofe. Allein da Papst Alexander VI. und Kaiser Maximilian I. sich sehr kräftig für die Beibehaltung des Markgrafen Jacob von Baden, als Erzbischofs von Trier, erklärten, so hielt der Nebenbuhler Georg für besser, auf die ihm zugefallene Wahl gegen eine Entschädigung zu verzichten und Jacob II. anzuerkennen. Während seiner zehnjährigen Coadjuterie hatte er Zeit

*) Müller, Reichstags-Theater. I, 277. *Broweri* Annal. Trevir. II, 279—290. *Luenig*, Spic. eccl. Cont. I, 220. *Hontheim*, Prodr. hist. Trevir. II, 1263. Hist. trev. dipl. II, 389—425. *Raynald*, Cont. annal. Baronii. XVIII. *Burgermeister*, Cod. dipl. equestr. I, 145.

1) In dem Eingange und am Ende desselben gibt er den drei Prinzen ein günstiges Zeugniß, besonders aber erhebt er den Markgrafen Jacob, rühmt seine vielseitige Bildung, Bescheidenheit und Leutseligkeit, seinen Eifer in den Wissenschaften, seine Liebe zu den Gelehrten, seine Geschicklichkeit und Beredsamkeit, seinen edeln Anstand und seine Freigebigkeit u. s. w. 2) Auf dieser Reise hatte er den Landvoigt Johann v. Berwangen, als Hofmeister, und den Dechant Joh. Müller von Rastetten und den Magister Anton Frey. nachmals Kanzler am badischen Hofe, zu Begleitern. Müller schrieb ein Tagebuch von dieser Reise und von dem Aufenthalte des Prinzen in Rom. Profectio Jacobi March. Baden. ad urbem Romam etc. steht in *Aeneae Sylvii* German. cum alloquio *Jacobi Wimphelingii* (Straßb. 1550 gedruckt).

und Gelegenheit, sich in geistlichen und weltlichen Geschäften des Kurfürstenthums Trier zu vervollkommnen. Drei Jahre hernach wurde ihm das wichtige Amt eines Reichskammerrichters aufgetragen [3]).

Nach dem Tode seines Großoheims, des Erzbischofs und Kurfürsten von Trier, der am 9. Febr. 1503 erfolgte, bestieg er den erledigten Stuhl. Nach der allgemeinen Anerkennung seiner Würde schloß er am 11 Nov. 1503 zu Frankfurt mit den drei übrigen Kurfürsten des Rheins einen Vertrag über die Sicherheit und den Handel ihrer Bezirke. Im J. 1504 zog er das Münzrecht, welches die Stadt Trier sich anmaßen wollte, nach einer Urkunde König Karl's IV. an sich. Am 10. März 1505 ertheilte er der Stadt Cochem ein wöchentliches Marktrecht. Am 14. März d. J. brachte er die Glieder der Universität Trier mit den Brüdern zu St. German in Eintracht. Am 2. April d. J. legte er dem Domcapitel einen solchen Eid ab, wie ihn Papst Julius II. genehmigt hatte. Er wohnte dem Reichstage zu Hagenau und zu Cöln bei, wo er die Reichslehen und so viel Nachlaß an der Kriegsmatrikel erhielt, als die Stadt Trier beizutragen hatte. In Coblenz berieth er sich mit seinen Landständen über das Beste seines Sprengels, obschon seine persönliche Weisheit und Gelehrtheit vom Kaiser Maximilian I. ungemein hoch geschätzt war [4]). Auf dem Reichstage zu Cöln im J. 1505 antwortete er dem päpstlichen Gesandten lateinisch, dem spanischen, französischen und venetianischen in ihren Landessprachen. Auf eben diesem Reichstage wandte er mit den andern Fürsten und Ständen alle mögliche Mühe an, die pfälzisch-bairische Streitigkeit auf irgend eine Weise beizulegen. In diesem Geiste fuhr er fort, auf die Reichsangelegenheiten als geschickter und erfahrner Staatsmann und als treuer Reichsfürst einzuwirken, und erwarb sich die Liebe der Fürsten, sowie des Kaisers und des Papstes, und durch seine Beredsamkeit und ausgebreitete Gelehrtheit bei Allen großes Ansehen. In eben diesem Geiste regierte er auch die Lande seines Erzstiftes, sorgte mit Strenge und Milde für öffentliche Sicherheit und bei jeder Veranlassung für das geistige und körperliche Wohl seiner Unterthanen, und scheuete keine Arbeit für das gemeine Beste. Er führte eine fromme, eine weise und zugleich prächtige Regierung, vernachlässigte aber dabei keineswegs die richtige Staatssparsamkeit, und löste seinem Erzstifte manche verpfändete Ortschaften wieder ein. Am 9. Jun. 1506 benutzte er die Vermittelung des Domcapitels zur Beseitigung einiger Irrungen mit der Stadt Trier durch wechselseitige Urkunden. Auch ließ er sich von den Einwohnern Limburgs huldigen. Am 30. April 1507 verglich er sich durch Schiedsrichter wegen der Grafschaft Sponheim mit dem Pfalzgrafen Johann und dem Markgrafen Christoph von Baden.

3) Er ist der zweite, der mit dieser hohen Würde bekleidet wurde. Vor ihm war Graf Eitel Friedrich von Zollern dazu ernannt gewesen (1495). 4) Kaiser Max sagte öfters: „Er wisse keinen weisern und erfahrenern Fürsten, dem er die Reichsgeschäfte sicherer anvertrauen könne."

Da es ihm im J. 1509 auf dem Reichstage zu Worms gelungen war, den gefährlichen Streit zwischen dem Bischofe daselbst und der Stadt glücklich beizulegen, ersuchte ihn Kaiser Max, auch die Bürgerschaft von Cöln mit ihrem Rathe wieder auszusöhnen und die gemeine Ruhe auch in dieser Stadt wieder herzustellen. Jacob reiste in dieser Absicht im J. 1511 nach Cöln und nahm in dem Hause des Domherrn Bilsen seine Wohnung; allein bald nach seiner Ankunft wurde er von einer Krankheit überfallen, welche mit solcher Heftigkeit zunahm, daß er schon nach wenigen Tagen starb. Die Art seines Todes ließ auf Vergiftung schließen. Sein Leichnam wurde nach Coblenz gebracht und in der Kirche zu St. Florentius beigesetzt, wo ihm sein Nachfolger, Richard von Greifenklau, ein Grabmal mit Inschrift errichten ließ [5]). Doch auch das Andenken dieses großen Fürsten hat der Geifer der Verleumdung besudelt [6]). (*Jaeck und Th. A. Leger.*)

3) **Jacob III. von Eltz**, Erzbischof und Kurfürst von Trier, wurde als Dombechant auf dem Schlosse Ottenstein bei Wittlich am 7. April 1567 gewählt, vom Papste Pius V. bald bestätigt und mit dem erzbischöflichen Pallium beehrt, zum Priester und Erzbischofe noch während des Jahres in Coblenz eingesegnet und vom Kaiser Maximilian II. mit den Reichslehen versehen. Er ließ sich vom ganzen Sprengel huldigen; nur kam er nicht in die Stadt Trier, deren Einwohner ihn nicht einmal begrüßten, was als offenes Zeichen der Feindschaft angesehen werden konnte. Er war bereit möglichst nachgiebig gegen sie zu sein, wenn ein gütlicher Vergleich mit ihnen stattfinden könnte; doch diese Hoffnung war vergebens. Am 19. Mai deff. J. gab er zu Coblenz den Befehl an einige Äbte, die Abtei Tolei zu untersuchen. Am 26. Mai 1568 beorderte er den Stiftsdechanten, Christ. Mosler, zur Veranstaltung einer Diöcesansynode, während der Erledigung des Erzdiakonats. Die widerspenstigen Einwohner von Trier zu bezähmen, ließ er das Meßschiff von Frankfurt anhalten, die Stadt einschließen und einen Theil der Weinernte nehmen. Je enger er die Stadt einschloß, desto größer wurde die Bosheit ihrer Bewohner, welche bei einem ernstlichen Überfalle seine Truppen besiegten. Kaum hatte Kaiser Maximilian II. dieses vernommen, so gebot er beiden Parteien, die Waffen nieder

5) *Trithemius*, Chron. Hirsaug. ad Ann. 1511. Acta anonym., Gest. Trevir. cap. 173, ap. *Hontheim*, Prodr. Hist. Trevir. Part. poster. p. 857. *Francisc. Irenicus*, Exeges. German. p. 158. *Broweri* Annal. Trevir. Tom. II. Libr. XX. p. 320 ad 326. *Hontheim*, Histor. Trevir. diplomat. Tom. II. p. 564, 568, 574, 575, 579, 580, 582, 583, 584. *Schoepflin*, Histor. Zaring. Bad. Tom. II. p. 311 ad 322. Sachs, Einleitung zur Gesch. der Markgrafsch. u. des Fürstenhauses Baden. 3. Th. S. 141–164. 6) Er habe sich, schreiben Einige, im J. 1511 in Coblenz zu eines Kürschners (nach Andern zu eines Schiffers) Tochter bei Nacht begeben, und sei vom Vater derselben, welcher die Sache gemerkt habe, so lange geschlagen worden, bis seine Diener herbeigekommen, und mit ihm zu Schiffe nach Cöln geeilt wären; im Schiffe sei er gestorben. Joh. Nohe von Hirschfeld, Hessische Chronik (bei *Senckenberg*, Select. Jur. et Histor. Tom. V. p. 508 sq.). *Imhof*, Notit. Procer. Imp. Libr. IV. cap. 8. §. 9. Drollinger in Iselin's hist. Lexikon. 2. Aufl. 2. Th. S. 893.

zulegen und ihre Streitigkeit im langweiligen Rechtswege entscheiden zu lassen. Während desselben kam weder Jacob III. noch ein Domherr in die Stadt Trier. Am 19. Jan. 1569 ließ er die Beschlüsse des trienter Kirchenraths im Refectorium des Domcapitels, ohne Rücksicht auf dessen Widerspruch, verkündigen. Am 18. April verbot er jeden Besitzwechsel von Grundstücken ohne bestimmte Haftung für Steuer und Erbzins. Am 22. April nahm er eine Reform des Schöffengerichts zu Trier vor; am 4. Jul. geschah ein Gleiches am Hofgerichte zu Coblenz. Am 30. Aug. verfügte er über die militairische Versicherung des Schlosses Ehrenbreitstein. Im Januar 1570 übergab er den Jesuiten zu Trier das Kloster der ausgewanderten Franziskaner und am 19. April sprach er die Begründung ihres Collegs aus. Im Juli verfügte er sich auf den Reichstag zu Speier, von welchem er Elisabeth, die Tochter des Kaisers Maximilian II. als Braut König Karl's IX., nach Frankreich begleitete. Nach seiner Rückkehr berief er auch Jesuiten nach Coblenz und verweigerte den Ketzern jeden Zutritt an seinen Hof, wie er auch von jedem neuen Bürger zu Coblenz das katholische Glaubensbekenntniß foderte. Über die Abteien Prum und Maximin zu Trier hatte er zwar, gleich bei dem Antritte seiner Regierung, die Oberherrlichkeit erlangt; doch belehnte er die Äbte nach Gewohnheit wieder. Im J. 1574 befahl er die Einführung ordentlicher Amtsbücher über alle Besitzungen seiner Unterthanen. Den Schiffern über die Mosel befahl er die Entrichtung des Stadtzolles zu Trier, bei der Fahrt durch die Brücke. Im J. 1575 versammelte er seine Landstände wegen der Steuer, von welcher der Adel sich frei erklärte, ungeachtet des erzbischöflichen Widerspruches. Die Universität Trier, deren Rechte von den Einwohnern beschränkt worden waren, setzte er in den vollen Genuß derselben wieder ein. Vom Kaiser erlangte er eine Bestätigung für die fortdauernde Vereinigung der Abtei Prum mit der erzbischöflichen Kammer, welche Papst Gregor XIII. im J. 1579 bestätigte. Im J. 1576 nahm er eine Reform am Hofgerichte zu Coblenz, wie an den beiden Ordinariaten daselbst und zu Trier vor. Im Sommer wohnte er dem Reichstage zu Regensburg mit großem Gefolge bei. Im J. 1575 erklärte er, welche Wege als Landstraßen zu betrachten seien. Im J. 1577 bemühte er sich die Mängel und Fehler seiner Geistlichkeit zu beseitigen. Auch ließ er sich vom Kaiser Rudolf II. die Reichslehen wieder ertheilen. Im J. 1580 erlangte er die Entscheidung des kaiserl. Reichsgerichts gegen die Stadt Trier; da diese unzufrieden war, so schickte sie, wie er, Abgeordnete an den Kaiser zu Prag, welcher sich ebenfalls für die Unterwürfigkeit der Stadt unter den Erzbischof erklärte. Kaum hatten die Sprecher um Jacob's Nachsicht gegen ihr vermeintliches Rechtsgesuch auf Unmittelbarkeit gebeten, so bewilligte er ihnen dieselbe im vollen Maße und lud sogar die Vorsteher an seine Tafel. Nachdem er vorerst durch einen Statthalter wieder vollen Besitz von der Stadt genommen hatte, hielt er selbst seinen feierlichen Einzug, ließ sich von Neuem huldigen, gab den Behörden eine ganz neue Einrichtung, gestattete einen Nachlaß an Steuern, ertheilte verschiedene Privilegien und milderte den ganzen Beschluß des Reichsgerichts. Im J. 1580 versetzte er die Cisterciensernonnen zu Coblenz auf die kleine Insel, und machte aus ihrem Kloster ein Collegium der Jesuiten und ließ Hoffnung zur Stiftung eines Priesterhauses daselbst blicken. Allein er wurde am 5. Jun. 1581 vom Tode überrascht und in die Domkirche an den Dreifaltigkeitsaltar begraben *). (*Jaeck.*)

l) Graf von Lichtenstein, Erzbischof von Salzburg.

Jacob Ernst, Graf von Lichtenstein, Erzbischof von Salzburg, päpstlicher Gesandter und Primas von Teutschland, wurde den 14. Febr. 1690 auf dem Schlosse Hertwigswaldau, einer Familienherrschaft des Fürstenthums Neiße, in Schlesien geboren. Nach einiger Vorbildung in Künsten und Wissenschaften besuchte er die hohen Schulen zu Brünn und Olmütz in Mähren und verfügte sich nach Rom zum Studium der Theologie, worauf er das Doctorat vor der Priesterweihe daselbst empfing. Im J. 1715 erhielt er eine Dompfründe zu Olmütz, und den 16. Jun. 1617 auch eine zweite zu Salzburg. Am 17. Jan. 1728 wurde er vom Erzbischofe Leopold zum Bischofe von Seckau, bald vom Kaiser Karl VI. zum geheimen Rathe von Steiermark und den 11. Oct. 1738 durch einhellige Wahl seines Capitels zum Bischofe von Olmütz ernannt. Als solcher hatte er die Ehre, Maria Theresia als Königin von Böhmen zu krönen, welche ihn mit einem sehr kostbaren bischöflichen Brustkreuze beschenkte. Zur Beförderung des wissenschaftlichen Unterrichts errichtete er ein Erziehungshaus mit Kirche, für die Väter der frommen Schulen. Auf der ihm eigenthümlichen Herrschaft Pohorzeliz stiftete er eine einträgliche Pfarrei und erbaute eine ansehnliche Kirche. Obschon er bei geschwächter Gesundheit im J. 1745 durch einstimmige Wahl auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg befördert wurde, so durchwanderte er doch dieses Land mit wenigem Gefolge, um alle Mängel und Gebrechen persönlich kennen zu lernen und nach Möglichkeit sogleich zu beseitigen. Zu seinen wichtigsten Regentenhandlungen daselbst gehört die Stiftung eines Leihhauses mit seinem Vermächtnisse von 20,000 Fl. Er starb an Entkräftung den 10. Jun. 1747 nach einer kaum zweijährigen Regierung, und wurde in die Domkirche zu Salzburg begraben †). (*Jaeck.*)

JACOB. Christliche Feldherren, Geistliche, Mönche und Gelehrte.

Jacob von Acco, s. Jacob von Vitry.

Jacob Alexandrinus, so benannt von **Alessandria della Paglia** in Italien, wahrscheinlich einerlei mit **Jacob de Albis** oder **de Blanchis**, ein Franziskanermönch in der Mitte des 14. Jahrh. Er schrieb eine **Postille quadragesimalis et super evangelia** und einen Com-

*) *Broweri* Annal. Trevir. II, 401—418. *Hontheim*, Prodrom. Hist. Trev. I, 37. II, 875 et dipl. III, 13—145.
†) Leichenrede auf Jacob Ernst, und *Dalham*, Concil. Salisburg. p. 641.

mentae zur Physik des Aristoteles [1]). Dem Jacob de Albis schreibt Jacob Longus [2]) Postillen über das Evangelium Johannis und den Brief an die Römer zu. Wadding [3]) führt von ihm an, daß er mit Robert von Sicilien in freundlichem Vernehmen gestanden, Postillen über das Evangelium, Commentare zu den Schriften des Aristoteles de coelo et mundo, de generatione et corruptione, endlich auch ein liber per conclusiones über alle Schriften des Aristoteles verfaßt habe [4]). (*R.*)

Jacob de Ancharano, s. Jacob de Teramo.

Jacob Angelus aus Florenz, bemerkenswerth als Übersetzer des Ptolemäos ins Lateinische. Er blühete im Anfange des 15. Jahrh., übersetzte auch Mehres von Plutarch's Lebensbeschreibungen ins Lateinische und stand mit Emanuel Chrysoloras in Verbindung *). (*R.*)

Jacob de Arena (Harena), aus Parma gebürtig, lehrte ums J. 1300 die Rechte zu Padua und hat sich als fleißiger Schriftsteller seines Faches bekannt gemacht, indem er die Digesten und den Codex commentirte und mehre andere Schriften, als de Commissariis, de positionibus u. s. w., verfaßte. Die meisten seiner Abhandlungen sind öfters gedruckt †). (*R.*)

Jacob von Avesnes in Flandern, berühmt als Kreuzfahrer. Er kam im September 1189 mit einer mächtigen Heerschar vor Akkon (Ptolemais) an, und nahm seine Stellung dem verfluchten Thore gegenüber, blieb bei der Schlacht gegen Saladin am 4. Oct. nebst Gottfried von Lusignan zum Schutze des Lagers zurück, nahm jedoch zuletzt, als der anfängliche Sieg der Christen sich in Niederlage verwandelte, auch Theil am Kampfe, ward von seinem Streitrosse herabgeworfen, aber von einem seiner Ritter befreit, der ihm sein Pferd überließ und durch eigenen Tod das Leben desselben rettete. Den Oberbefehl über das christliche Heer vor Ptolemais führten Jacob und der Landgraf Ludwig der Milde von Thüringen, bald gemeinschaftlich, bald abwechselnd einer nach dem andern, bis Graf Heinrich von Troyes anlangte und dieser die Führung des Heeres durch die Franzosen erhielt. In der Schlacht bei Arsuf (den 7. Sept.) bildete Jacob mit den Niederländern und der auserlesenen und tapfersten Ritterschaft, welche unter Führung der Hospitaliter stand, das fünfte Treffen. Die Christen siegten; aber der für Gott begeisterte, tapfere Jacob stürzte mit seinem Rosse und wurde, da der Graf Robert von Dreux ihn im Stiche ließ, nach tapferm Widerstande von den ihn in dichten Haufen umgebenden Rittern erschlagen. Brompton berichtet, es sei ihm, als er zum dritten Male wider die Türken stürmte, zuerst ein Bein über der Wade abgehauen, worauf er ausgerufen habe: „Guter König Richard, räche meinen Tod!" Nachdem er sich wieder ermannt gehabt und noch einmal die Türken abzuwehren gesucht habe, sei ihm auch die rechte Hand abgehauen worden. Als man ihn im Lager bei Arsuf vermißte, ritten am andern Tage (den 8. Sept.) die Hospitaliter und Templer mit ihrer leichten Reiterei aus, suchten seine Leiche und fanden sie nebst drei mit ihm gefallenen flandrischen Rittern, umgeben von 15 Leichnamen erschlagener Türken. Mit Mühe erkannten sie sein durch Wunden entstelltes Gesicht. Die Könige Richard von England und Veit von Jerusalem wohnten dem Leichenbegängnisse und der Todtenfeier des Helden bei [1]).

Von diesem Jacob von Avesnes, dem berühmten Kreuzfahrer, ist zu unterscheiden der andere, auch sehr tapfere Kreuzfahrer Jacob von Avesnes, der im J. 1200 das Kreuz nach dem Beispiele des Grafen von Flandern nahm, und im J. 1203 einer der Anstifter der Parteiung unter den Pilgern war. Im Treffen bei dem Thurme von Galata (den 6. Jul. 1203) war er der erste auf dem Kampfplatze mit seiner Ritterschaft und seinem Fußvolke, unternahm den Kampf gegen die überlegene Zahl der anstürmenden Feinde mit allzugroßer Kühnheit, erhielt durch das Schwert eine schwere Wunde im Gesichte, und ward nur durch die treue Hilfe seines Waffengefährten, des Ritters Nikolaus von Laulain, vom Tode oder der Gefangenschaft gerettet [2]). (*Ferd. Wachter.*)

Jacob Baradaeus, s. Monophysiten.

Jacob Basilides, s. unter dem Art Moldau.

Jacob de Beaulieu, s. Jacques (Frère).

Jacob de Benedictis, s. Benedictis.

Jacob de Benevento, Dominikanermönch aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., verfaßte Commentare zum Lucas und Johannes, mehre kleine Schriften dogmatischen Inhalts und Sermones de tempore et de sanctis *). Jöcher vermuthet, nach Echard's Scriptt. ord. Praed. daß dieser Schriftsteller mit Jacob de Bovenato identisch sein möge. (*R.*)

Jacob von Bologna, bekannt unter dem Beinamen Glossator antiquus, lebte in den J. 1140 — 1176 als Rechtslehrer zu Bologna. Er war ein Schüler des Irnerius, genoß eines bedeutenden Ansehens und wurde zugleich mit Martinus Gosias, Bulgarus und Hugolinus

1) *Wadding*, Scriptores ordinis minorum, p. 180. 2) Bibiblioth. exegetica, p. 790. 3) l. c. p. 181. 4) Cf. *Fabricii* Biblioth. lat. med. et infim. aetat. sub voce und Jöcher, Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 1805.

*) *Fabricii* Bibl. lat. med. et infim. aet. sub voce, nach *Poccianti* et *Julii Nigri* Historia scriptorum florentin. p. 320 und *Thomasini* Elogia, p. 7.

†) Cf. *Hendreich*, Pandect. Brandenb. p. 257 und überhaupt über ihn *Trithemius*, De scriptorib. eccles. c. 521. *Guid. Pancirollus*, De clar. legum interprett. II. p. 50. *Nic. Comneni* Historia Gymnasii Patavini. Tom. I. p. 193 und *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aet. sub voce.

1) *Gaufridus Visinauf*, Iter Hierosolymitanum Richardi Regis ap. *Gale*, Script. Rer. Angl. T. II. p. 280, 360. *Brompt.* Chronicon ap. *Seldenum*, Scriptt. X. Hist. Anglor. p. [illegible] *Radulfus*, De Diceto, Imagines historiarum ap. *Rog.* [illegible] Scriptt. Rer. Angl. p. 648. *Bbn al Athir*, Chronicon in [illegible] Notices et Extraits des Manuscripts de la Bibliothèque du Roi T. I. p. 522 sagt: die Franken verloren an diesem Tage eins ihrer besten Häupter. Vergl. Wilken, Gesch. der Kreuzzüge. [illegible] Th. S. 260, 265, 268, 286, 414, 424. (Funk) Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 3. Th. S. 132, 138, 284, [illegible] 2) Cf. *de Villehardouin*, Hist. de l'empire de Constantinople ed. *du Fresne*, p. 44, 61. Wilken, 5. Th. S. 114, 194, [illegible]

*) Vergl. *Jacob Quetif* et *Echard*, Scriptt. ord. Praedicatorum. T. I. p. 648. *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. [illegible] sub voce und Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Th. Col. 1807.

a Porta Ravennate im J. 1158 von Kaiser Friedrich I. zu der berühmten Volksversammlung auf den roncalischen Feldern berufen, wo er die kaiserl. Auctorität unterstützen half*). Daß die bologneser Rechtsschule nach dem Tode des Irnerius eben von Jacob besonders geleitet worden sei, ist wenigstens wahrscheinlich; auch legt man dem Irnerius in Bezug auf diesen seinen Schüler den Spruch in den Mund: Jacobus id, quod ego. Die Beihilfe Jacob's bei der Gratian'schen Compilation des Decrets läßt sich zwar nicht erweisen, aber doch muthmaßen. Über seine Streitigkeiten mit Martinus gibt die Schrift des Rogerius Beneventanus: de dissensionibus dominorum einige Auskunft. Daß seine Arbeiten von den spätern Glossatoren sehr benutzt worden, ist bei seinem Ansehen doppelt leicht zu erklären; man erzählt auch, daß namentlich Petrus Baldus de Ubaldis an Jacob zum Plagiarius geworden. Jacob starb im J. 1176, wie wenigstens jetzt meistens angenommen wird, während man sonst das J. 1161 als sein Todesjahr angab**). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Jacob Carpensis, Carpus, s. Carpi (Jacob Berengar von).

Jacob Carthusiensis, s. Clusa.

Jacob de Cessolis (Cezolis, Cessulis), ein nach Echard [1]) aus Rheims in Frankreich, nach Oudin [2]) von Casali in der Lombardei gebürtiger Dominikanermönch, welcher am Ende des 13. und Anfange des 14. Jahrh. lebte und als Prediger zu seiner Zeit sehr geachtet war, hat sich bekannt gemacht durch seine Schrift: De moribus hominum et de officiis nobilium super ludo Scaccorum (Andere citiren es unter dem Titel: Moralitates super ludum Scacchorum). In dieser Schrift macht er Anwendung von den einzelnen Figuren des Schachspiels auf das Leben, auf Sitte und Pflichten der verschiedenen Stände. Gedruckt ist dieses Werk im J. 1479 zu Mailand in Fol.; außerdem gibt es in mehren Bibliotheken Handschriften davon [3]). Der Verfasser fand mit dieser Schrift so viel Beifall, daß sie auch ins Französische, Italienische und Teutsche übersetzt wurde. Da man das Schachspiel auch ludus tessellarum nannte, heißt dieser Mönch auch Jacob de Tessellis, woraus Andere de Tessalis, oder wol gar de Thessalonica gemacht haben [4]). Außer jener berühmt gewordenen Schrift werden diesem Jacob auch Sermones zugeschrieben [5]). (*R.*)

*) Cf. *Radevicus*, Vita Friderici I. II, 5. Man nannte diese vier Juristen später gewöhnlich die quatuor columnas juris. **) Vergl. hierzu: *M. Sartii* Opus de claris Archigymn. Bonon. Profess. T. I. P. I. p. 45—47. *Tiraboschi* Storia della Letter. Ital. T. III. p. 330 sq. ed. Moden. (1783. 4.) *G. Fantuzzi* Notizie degli Scrittori Bologn. T. VII. p. 85—88. Haubold's Bemerkungen in s. Ausg. des R. Beneventanus de dissensionibus dominorum (Lips. 1821). p. XX. und den R. Beneventanus selbst ebend. S. 4 fg., sowie Hugo's Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts seit Justinian. S. 113 d. zweiten A.

1) Scriptores ordinis praedicatorum. T. I. p. 471. 2) De scriptoribus eccles. T. III. p. 627. 3) Vergl. über sie *Oudin* l. c. p. 628 und *Jacob Eckard* l. c. T. I. p. 471 et T. II. p. 818 sq. 4) *Trithemius*, De scriptt. ecclesiasticis. cap. 704. 5) Cf. *Oudin* et *Echard* l. c. *Lambecii* Hist. biblioth. Vindobon. Lib. II. p. 848 sq., vergl. mit p. 877. *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aet. sub voce *Cessolis*, und Jöcher, Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 1808.

Jacob Cisterciensis, Jacob de Clusa, s. Clusa.

Jacob von Corella, in der spanischen Provinz Navarra geboren ums J. 1657, trat in den Capucinerorden, gelangte bis zum Range eines Definitors, erwarb sich als Prediger einen angesehenen Namen und starb im J. 1699 zu Los Arcos. Seine auf Belehrung und Erbauung der Menge berechneten Schriften (Clavis coeli per generalem confessionem, Practica de el Confessionare, Summa de la Theologia moral) wurden geschätzt und mehrmals aufgelegt; außerdem schrieb er Methodus qua piissime fiat exercitium viae sacrae (S. Sebastian 1689)*). (*R.*)

Jacob Diesthus, oder richtiger Driesch, ein Niederländer, lebte als Superior der Wilhelmiten zu Brügge am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrh., bekannt als Verfasser einer Chronik von Flandern, welche Jacob Meyer 1530 in 4. und Anton Meyer 1561 und 1580 in Fol. herausgegeben haben†). (*R.*)

Jacob von Edessa (J. Edessenus), so bezeichnet nach dem Orte seiner geistlichen Wirksamkeit, gehört zu den berühmtesten syrischen Schriftstellern und blühete in der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. Geboren ist er zu Indaba ([illegible]), einer Stadt im Gebiete von Antiochien, erlernte die griechische Sprache vollkommen im Kloster des Aphthonius zu Kenscherin ([illegible]) und beschäftigte sich viel mit der heil. Schrift; zu seiner weitern Ausbildung begab er sich dann nach Alexandrien und wurde nach seiner Rückkehr in das Vaterland zum Bischofe von Edessa erwählt [1]), und zwar geschah dies nach dem syrischen Chronikon des Dionysius [2]) im J. 962 der Griechen (651 nach Chr. Geb.). Da indessen einige Kleriker durch ihr gesetzwidriges Betragen ihn ärgerten, gab er diese seine Stelle freiwillig auf. Überhaupt suchte er die kirchlichen Gesetze mit aller Strenge zu handhaben, ohne jedoch bei dem syrischen Patriarchen Julian und den übrigen Bischöfen den erwarteten Anklang zu finden. Vor Verdruß darüber verbrannte er die Sammlung der Kirchengesetze vor der Wohnung des Patriarchen, indem er ausrief: „Die Kanones, welche von euch mit Füßen getreten und nicht gehalten werden, verbrenne ich als überflüssig und unnöthig mit Feuer." Nach diesem Act des Feuereifers also begab er sich sogleich in ein Kloster und sah es ruhig mit an, daß sein Bisthum anderweitig vergeben wurde, nahm die Einladung der eusebuna'schen

*) Adelung, Ergänz. u. Forts. zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 2217, nach *Bern. a Bononia* bibl. Capuccinorum.

†) Cf. *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aet. s. v. *Jacob. Vossius*, De historicis latinis. (Lugd. Bat. 1651. 4.) L. III. p. 647. *Andreae* Bibliothec. belgica und Jöcher, Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 219.

1) *Barhebraeus* ap. *Assemani* in der Biblioth. Orient. Vatic. T. II. p. 335, 336. 2) Ap. *Assemani* l. c. T. I. p. 426. *Ant. Marsil. Columna* in der Hydragiologia gibt das J. 641 an.

Mönche (ܐܣܛܘܢܣܝܐ ܕܝܪ̈ܝܐ), zu ihnen zu kommen, ohne Weiteres an, und lehrte bei ihnen eilf Jahre lang das Griechische, wobei natürlich besonders auf die heil. Schrift Rücksicht genommen wurde. Da indessen die Klosterbrüder dieses Studium nicht liebten, so vertauschte er diesen Aufenthalt mit dem großen Kloster Teleda (ܬܠܥܕܐ), verweilte daselbst neun Jahre und beschäftigte sich mit Kritik des A. T. Als nach Ablauf jener Zeit das Bisthum Edessa wieder zur Erledigung gekommen war, gab der Patriarch dem allgemeinen Wunsche nach, es Jacob wiederum anzuvertrauen; desgleichen zeigte sich auch Jacob bereit dazu; allein schon vier Monate nachher starb er, als er im Begriffe war, seine Bücher nach Edessa zu schaffen, am 5. Jun. des J. 1019 der Griechen, d. i. 708 nach Chr. Geb. [3]). Das Chronikon des Dionysius kommt damit nicht ganz überein, sondern setzt den Tod um zwei Jahre später [4]). Dionysius Patriarcha [5]) erwähnt in seinem Chronikon, daß Jacob von Edessa auf der im J. 1017 der Griechen (706 nach Chr. Geb.) gehaltenen Synode neben dem Patriarchen Julian und dem Bischofe Thomas von Amida den Vorsitz gehabt habe. Von seiner Gelehrsamkeit fällt der selbst ausgezeichnete Barhebräus das günstigste Urtheil [6]). Die Angabe Assemani's [7]), daß Jacob schon als Jüngling mit Verschmähung weltlicher Ehre und Reichthums das Mönchsleben erwählt habe, wird von ihm nicht durch Stellen syrischer Historiker bekräftigt und ist wol nur aus dem Umstande geschlossen worden, daß derselbe seine geistige Bildung im Kloster erlangte. Renaudot's Behauptung [8]), Jacob von Edessa sei der monophysitischen Ansicht ergeben gewesen, meinte Assemani [9]) zwar Anfangs in Anspruch nehmen zu müssen, indem er sich vorzüglich auf das Zeugniß der Maroniten Stephan Edenensis, Faust Naironus und ähnlicher Schriftsteller berief, allein der Bericht des Barhebräus, welcher nicht blos auf sehr nahe Beziehungen zwischen Jacob und monophysitischen Geistlichen, sondern auch auf amtliche Verbindung mit denselben hinweist, brachte ihn später zu einem andern Urtheile [10]), und das um so mehr, da ihm Jacob durch sein Übersetzen der Homilien des monophysitisch gesinnten Severus, ohne irgend einen Tadel oder eine Verbesserung einfließen zu lassen, durch seine Achtung gegen den Monophysiten Philoxenus, und durch Theilnahme an einer monophysitischen Synode, schon einigermaßen verdächtig geworden war [11]). Jacob's Andenken wird allerdings von den Maroniten ebenso gefeiert als von den Jacobiten [12]). Sein Name hat zu Verwechslungen, besonders mit Jacob von Nisibis und Jacob von Serudsch, Veranlassung gegeben [13]), und doch war er leicht durch den Beinamen: der Büchererklärer (ܡܦܫܩܢܐ ܕܟܬ̈ܒܐ) zu unterscheiden. Über den Ursprung des letztern hatte Assemani [14]) keine historische Notiz, sondern sah sich auf eigene Vermuthung beschränkt. Die Bezeichnung eignet sich für Jacob allerdings sehr gut, da er die heiligen Schriften commentirte, vieles aus dem Griechischen ins Syrische übertrug, als Liturgien [15]), dann 125 Homilien des Severus [16]), die Kategorien, Peri Hermenias und Analytika des Aristoteles, dessen Dialektik bei den Jacobiten in großem Ansehen stand [17]), vielleicht auch nach Assemani's Vermuthung die Werke des Basilius, Athanasius, Gregor von Nazianz [18]) und Nyssa, des Chrysostomus u. s. w., welche Syrisch vorhanden sind; möglich wäre es auch, daß Jacob das Amt eines Übersetzers bekleidete, welches in der syrischen wie in der palästinensischen Kirche gewöhnlich war [19]). Seine Muttersprache von allem Fremdartigen rein zu erhalten, ließ er sich sehr angelegen sein [20]), verfertigte auch eine Grammatik derselben, wenn auch nicht, wie fälschlich angenommen zu werden pflegte [21]), die allererste; auch soll er, wie Barhebräus erzählt [22]), hauptsächlich Ursache sein, daß der gebildetere Dialekt des Syrischen, welcher in Mesopotamien geredet wurde, den Namen Edessenisch erhielt. Grammatischen Inhalts sind auch einige unter den erhaltenen Briefen desselben [23]). Die Masse seiner schriftstellerischen Arbeiten war sehr groß [24]).

3) *Barhebraeus* l. c. T. II. p. 336. 4) l. c. T. I. p. 426. cf. p. 488. 5) l. c. T. II. p. 105. 6) Histor. dynast. compend. p. 52 gesteht er ihm zu, daß er sich im Hebräischen, Griechischen und Syrischen ausgezeichnet habe, und S. 51 bezeichnet er ihn als einen vorzüglichen Kenner der griechischen Philosophie. 7) l. c. T. I. p. 468. 8) Liturg. Oriental. collect. T. II. p. 380, 383. 9) l. c. T. I. p. 470—475. 10) l. c. T. II. p. 337. 11) l. c. T. I. p. 474. 12) l. c. T. I. p. 468, 469. 13) Bei Andr. Masius (Commentarius de Paradiso — — a Mose Barcepha Syro script. in der Vorrede) und darnach bei Hottinger (Biblioth. oriental. p. 285) wird er als Schüler Ephräm's und Bischof von Nisibis betrachtet. Jac. Britius (Epitome annalium ecclesiasticorum Baronii, p. 75) macht gar Jacob von Edessa, Jac. von Nisibis und Jac. von Serudsch zu Einer Person; bei Naironi (Euopl. fid. cathol. Romanae hist. dogm. im chronologischen Verzeichniß der Autoren) fallen wenigstens der erste und letzte zusammen. Wilh. Cave (Scriptor. eccles. histor. liter. T. II. p. 110) tadelt zwar diejenigen mit Recht, welche diesen Jacob mit dem verwechseln, welcher den Beinamen Zanzalus hat, wiederholt aber im Übrigen den Irrthum Naironi's. 14) l. c. T. I. p. 475. 15) Vergl. über sie auch *Corn. Schulting*, Biblioth. ecclesiast. T. III. p. 106, welcher jedoch die Abfassung derselben im J. 783 nach Chr. Geb. und zwar in der Stadt Aeha (verstümmelt aus Urhoi, ܐܘܪܗܝ, Orrhoa, dem gewöhnlichen Namen Edessa's) irrig behauptet; s. *Assemani* l. c. T. I. p. 469. 16) Cf. *Assemani* l. c. T. I. p. 494. Diese Übersetzung gedenkt auch ein anonymer syrischer Schriftsteller (s. *Assemani* l. c. T. I. p. 469) und erklärt, sie sei gemacht im J. 1012 der Griechen (701 nach Chr. Geb.); nach Renaudot dagegen (Liturg. oriental. collect. T. II. p. 381), welcher sich auf eine Handschrift stützt, geschah es im J. 998 der Griechen (687 nach Chr. Geb., Renaudot rechnet falsch 686, cf. *Assemani* l. c. 17) Vergl. außer *Assemani* l. c. T. I. p. 475, 493, auch *Anastasia Sarita*, Odegos h. e. dux viae contra Acephalos. cap. 9. p. 97, 99, 101. 18) Cf. *Assemani* l. c. T. II. p. 307. 19) Cf. *Eusebius Caesareens.* ap. *Thier. Ruinart*, Acta Martyrum occidentalium, p. 578 et *Assemani* l. c. T. I. p. 475 nach der Angabe syr. Handschr. 20) Cf. *Assemani* l. c. T. I. p. 475 et 478. *Barhebraeus* bei dems. a. a. O. T. II. p. 307, 308 und meine Grammat. Syriac. p. 28. 21) Vergl. meine Grammat. Syr. p. 27 et *Assemani* l. c. T. III. P. I. p. 256. 22) Ap. *Assemani* l. c. T. I. p. 476. 23) *Assemani* l. c. T. I. p. 477, 478. 24) *Assemani* l. c. T. I. p. 476 spricht gar von scriptis *infinitis*.

und ist nicht vollständig bekannt; so war es Assemani noch nicht gelungen, sein Chronikon aufzufinden [25]). Seine Anaphora (ܐܢܐܦܘܪܐ) oder Liturgie dagegen ist wenigstens in lateinischer Übersetzung gedruckt [26]). Seine Taufordnung (ܛܟܣܐ ܕܥܡܕܐ ܩܕܝܫܐ) ist in die Ritualschriften der Maroniten und Jacobiten aufgenommen, und der von ihm zusammengestellten kirchlichen Kanones gedenkt Barhebräus [27]). Von seinen Briefen hat Assemani den über die alte Liturgie der Syrer vollständig [28]), und aus sechs andern interessante Notizen mitgetheilt [29]). Auch ein Buch der Schätze (Taufe, Messe, Weihe des Wassers), kirchliche Gesänge und Verbesserungen älterer Kirchenlieder werden ihm zugeschrieben. Außer dem historischen Theile seiner Werke möchten aber wol die exegetischen über die Bibel für uns am meisten Interesse haben. Hierher gehören seine eigentlichen Commentare (ܦܘܫܩܐ) und seine Scholien ([illegible]), welche beide sich über das A. und N. T. erstrecken [30]).

Nach den von Assemani ausgehobenen Stellen zu urtheilen, fehlte es seiner Exegese nicht an gar wunderlichen Deutungen und Ansichten; aber freilich sind sie ganz im Geiste seiner Zeit und seiner Kirche. Da Assemani bei Barhebräus die Abweichungen Jacob's von dem gewöhnlichen syrischen Psalmenterte angegeben fand, so vermuthete er, es möchte Letzterer, wie so viele Syrer gethan, die ganze heilige Schrift oder einen Theil derselben aus dem Griechischen in seine Muttersprache übersetzt haben [31]). Die syrische Übersetzung der Isagoge des Porphyrius, welche ein Mönch Athanasius unternommen hatte, versuchte er in einer eigenen Schrift zu erläutern [32]).

(*A. G. Hoffmann.*)

Jacob de Erfordia, s. Clusa.

Jacob Erlandsson, Erzbischof von Lund und Primas von Dänemark, war von mütterlicher Seite ein naher Verwandter des Erzbischofs Absalon, und verschiedener mächtiger Fürsten und Herren, nämlich des Königs von Schweden, der pömmerschen Fürsten und der Grafen von Reinstein, ein Umstand, welcher ihn zum Aufstreben anspornen mußte. Mit Weltkenntniß, Unerschrockenheit, Tapferkeit und Gelehrsamkeit verband er Herrschbegierde und Hartnäckigkeit. Am Hofe des Papstes Innocenz IV., dessen vertraute Bekanntschaft er im J. 1245 auf dem Concil zu Lyon gemacht und dem er eine Zeit lang als Kapellan gedient hatte, war er in die Lehrsätze von der päpstlichen Oberherrschaft eingeweiht worden. Diese nahmen ihn so sehr ein, daß er stets vor Begierde brannte, sie in Dänemark geltend zu machen. Hierzu erhielt er auch die beste Gelegenheit, als er im J. 1253 zum Erzbischofe von Lund erwählt ward. Früher war er Bischof von Roschild und ertheilte zuerst der Stadt Kopenhagen ihre Immunitäten und Privilegien, welche auch von seinen Nachfolgern bestätigt wurden. Als erwählter Erzbischof weigerte er sich, die Belehnung des Königs mit der weltlichen Macht des Stiftes, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, zu suchen, führte auch neue Gebräuche ein und veränderte die Statuten und Gesetze der Kirche von Schonen. Zu mehren kleinern Eingriffen in die königlichen Gerechtsame gab ihm die damalige schlechte Verfassung des dänischen Reichs manche Veranlassung und Scheingründe [1]). Alle Unordnungen im Lande legte er dem Könige Christoph I. zur Last, und beabsichtigte dabei, den Unwillen des Volkes gegen ihn zu erregen und so die Flamme der Empörung zu entzünden, was ihm auch nicht mislang. Natürlich gerieth der König über die Ungerechtigkeit des Erzbischofs und über die Verachtung seiner Bestätigung und Oberherrschaft in Zorn, und hob endlich, um den Erzbischof seine Ungnade fühlen zu lassen, einige Gerechtsame auf, welche die Könige dem Erzstifte verliehen hatten. Dieses schreckte jedoch den Erzbischof nicht; dieser wirkte vielmehr über jene Gerechtsame vom Papste eine Bulle aus, worin dem Könige befohlen wurde, sie dem Erzstifte zu lassen. Hierauf verfolgte Jacob rasch seine Bahn, verbot allen Bischöfen die königliche Belehnung zu suchen und die Heeresfolge zu leisten. Geistliche, welche der König vermöge seines Patronatrechtes vorgeschlagen hatte, ließ er nicht zu den Ämtern. Die Kapellane desselben, welche vermöge der päpstlichen Befreiung der Macht des Erzbischofs nicht unterworfen waren, belegte er mit dem Banne, sprach den königlichen Richtern allen Gerichtszwang über geistliche Personen, deren Bauern und Diener ab, entzog dem Könige das Recht, die 16 Domherrenstellen zu besetzen, welche seine Vorfahren gestiftet und stets vergeben hatten; ja, erlaubte sich Eingriffe in rein weltliche Dinge und erbaute drei neue Schlösser und eine neue Zollstätte an der See. Mit jedem Schritte ward er kühner, verklagte den König bei dem Papste, schalt ihn öffentlich einen Räuber und ließ seinen Thron aus dem lundischen Chore hinwegschaffen. Die Kothsassen seines Stifts verleitete er, sich zu vereinigen und mit Keulen zu bewaffnen und die Schlösser und Güter des Königs und des ihm getreuen Adels anzufallen und zu zerstören. Um dieser Empörung mehr Halt zu geben, ließ er sich mit dem Feinde des dänischen

25) l. c. T. I. p. 476. cf. T. II. p. 310, 313, und doch citirt es Barhebräus oft in seiner Historia dynastiarum. *Ebedjesu* (Catal. libror. Syror. ap. *Assemani* l. c. T. III. P. I. p. 229) erwähnt Annalen und Chronikon, als wenn es zwei verschiedene Schriften wären. 26) In *Renaudot*, Liturg. Oriental. collect. T. II. p. 73. 27) Cf. *Assemani* l. c. T. I. p. 477. 28) l. c. T. I. p. 479—486. 29) l. c. T. I. p. 477—479 et 486, 487. 30) Cf. *Assemani* l. c. T. I. p. 488 sq. et p. 64. 31) l. c. T. I. p. 493. 32) l. c. T. I. p. 493.

1) Der innern Kriege wegen mußten die Könige gegen den Adel Nachsicht haben, und dieser ließ sich daher leicht zu Gewaltthätigkeiten verleiten, und verachtete und beschimpfte die Priester und die Religion. Auch die Landleute folgten diesem bösen Beispiele. Der König erfuhr die wenigsten dieser Vergehungen, und unbestraft blieb daher mancher Mord und Raub. Desto schärfer verfuhren die Geistlichen in der Verurtheilung jener Unthaten, zogen sie insgesammt vor ihren Richterstuhl wider den Ausspruch der Gesetze, belegten diejenigen, welche die von ihnen bestimmten Geldstrafen nicht abtrugen, mit dem Kirchenbanne, und hoben diesen auch wol dann nicht auf, wenn der König für die Missethäter sich verwandte.

Reichs, dem Könige Hakon dem Alten von Norwegen, in geheimen Briefwechsel ein. Die vom Erzbischofe aufgewiegelten Bauern konnte der König nicht eher zum Gehorsam bringen, bis der Erzbischof selbst und dessen vertrauter Freund, der Bischof Peter von Roschild, auf des Königs Bitte die Misvergnügten durch ihr Ansehen und durch das Versprechen der Aufhebung des neuen Schatzes besänftigten. Eigenmächtig veränderte Jacob in dem neuen, von dem Könige den Bischöfen und dem ganzen Volke gegebenen und angenommenen schonischen Gesetzbuche sämmtliche Stellen, welche nur immer seinem und des Papstes Vortheile entgegenstanden. König Christoph I. zog ihn darüber zur Rechenschaft. Aber Jener antwortete, die Pflicht, die Rechte seiner Kirche zu vertheidigen, und der Eid, den er zur Beobachtung der Kirchengesetze dem Papste geleistet habe, nöthige ihn zu diesem Verfahren. Da gebot Christoph I. im J. 1256 durch ein öffentliches Ausschreiben allen Schonern, des Erzbischofs verändertem Gesetze nicht zu gehorchen, und berief eine allgemeine Reichsversammlung zur Untersuchung nach Nyborg. Dieser dagegen befahl allen Bischöfen, sich zu der nämlichen Zeit in Wedel oder Weile zu einer Kirchenversammlung einzustellen, und foderte vom Könige, daß er jene Reichsversammlung bis zu Beendigung des Concils aufschieben möchte. Der König dagegen erneuerte das Gebot, daß der Erzbischof zu der bestimmten Zeit in Nyborg erscheinen solle. Nichtsdestoweniger hielt Jacob mit seinen Prälaten die Kirchenversammlung zu Weile, und fertigte mit ihnen den 6. März 1256 jene berühmte oder berüchtigte Verordnung aus, welche unter dem Namen **Cum ecclesia daciana**, wie sie von ihren Anfangsworten heißt, bekannt ist. Sie hat in der Folgezeit die traurigsten Zerrüttungen im Dänenreiche erregt und enthält so unbillige Dinge, daß nicht nur einzelne Geistliche, sondern ganze Mönchsorden und Capitel sie anzunehmen sich scheuten. In ihr ward nämlich festgesetzt, würde ein Bischof auf königlichen Befehl oder auch nur mit Wissen des Königs von einem dänischen Herrn innerhalb des Reichs festgenommen, so sollten auf einmal alle Kirchen im Reiche verschlossen und die gottesdienstlichen Verrichtungen eingestellt werden. Hätte die Gefangennahme außerhalb Dänemarks statt, so sollte das Interdict zwar blos den Sprengel des gefangenen Bischofs treffen. Würde aber der König binnen Monatsfrist nach der ihm gemachten Vorstellung den Gefangenen nicht in Freiheit setzen, so sollte das Interdict sich über das ganze Reich erstrecken. Diese Verordnung zeigt, daß Jacob alles versuchte, einem künftigen schlimmen Ausgange seiner Bestrebungen vorzubeugen. Aber vergebens; ungeachtet auch der Papst Alexander IV., welcher diese Verordnung sogleich zugeschickt erhielt, sie den 3. Oct. 1256 bestätigte. Nachdem nämlich durch dieselbe alle Gefahr, welche den Bischöfen drohen könnte, abgewendet schien, begab sich der Erzbischof auf den Reichstag. Ihn hatten die Großen des Reichs, wie man vermuthet, auf seine Veranlassung, ebenso wie die ausländischen Lehnfürsten, weil sie vom Eise und durch die Seestürme behindert wurden, noch nicht besucht. Auf demselben schickte sich Jacob an, sein langes Ausbleiben und seinen Ungehorsam zu entschuldigen. Aber der König brach sogleich heftig gegen ihn los, hielt ihm alle Majestätsbeleidigungen mit Nachdruck vor, und gebot ihm, auf einem neuen Reichstage in Wordingborg sich einzustellen. Hier klagte ihn der König vor den pommerschen, den mecklenburgischen und den rügischen Fürsten und den übrigen dänischen Reichsständen förmlich an. Aber der Erzbischof verfügte sich, ohne sich in die Klage einzulassen und dem Könige zu antworten, nach seinem Stifte zurück. Hier bewogen ihn zwar endlich des Königs Schwiegervater, Fürst Sambor von Pommern und die Königin sich zu unterwerfen, als aber der König eine allgemeine Versammlung berief, um sein Verfahren nach dem Gesetze zu untersuchen, regte er die Bauern auf. Diesen Aufstand fand man so merkwürdig, daß man ihn durch das Chronogramm verewigte, **Kot Karla Wara Galna** (die Kothkerle — Kothsassen, Bauern der untersten und ärmsten Gattung — waren toll) nämlich zum J. CIↃCCLVI, wodurch also 1256 bezeichnet wird [2]). Der König vermochte den Aufstand nur durch vieles Blutvergießen zu dämpfen. Der Erzbischof excommunicirte eine Edelfrau, welche gegen die Satzungen der Kirche gesündigt hatte, und wollte ihr die Strafe zu Gunsten des Königs nicht erlassen. Dieses erbitterte den König gewaltig von Neuem. Als er sich kurz darauf eine Zeit lang in Lund aufhielt, ließ er Jacob an den Hof rufen und saß selbst zu Gericht, und zunächst neben ihm der Bischof von Wiborg, sein Kanzler Kilian. Der König gestattete Jedem, wer etwas gegen den Erzbischof zu klagen habe, es vorzulegen. Als gar Manches gegen ihn vorgebracht und des Königs Spruch über ihn verlangt wurde, soll Jacob aber öffentlich gesagt haben, er erkenne den König in geistlichen Sachen nicht als Richter an, sondern nur den Papst, daher wolle er auf die ihm gemachten Beschuldigungen nicht antworten und sei dazu nicht gehalten. Der König, durch diese Antwort höchlich erbittert, weil sein Ansehen dadurch sehr litt, ließ alle Anwesende in der

2) Vergl. die Annalen bei Ludewig S. 216 zum J. 1256. Daß der gewaltige Bauernaufstand wirklich und am meisten im J. 1256 statthatte, bezeugen auch die andern Annalen (S. 80), indem sie zu dem Jahre sagen: **Eodem anno erexerunt se rustici cum** *clava* **contra regem et nobiles.** Die **Historia gentis Danorum**, welche man fälschlich dem Könige Erich zuschreibt, bemerkt zum J. 1256: **Kothkarle Ware alle gallne moth Kyler** (die Kothsassen waren alle toll mit Keulen). Ja, sie gewannen dadurch eine Zeit lang die Oberhand, denn die Jahrbücher bei Ludewig S. 156 bemerken zum J. 1256: Die Keulen der Bauern hatten das Übergewicht. In der citirten Stelle steht bei Lindenbrog (**Scriptt. Rerum Germ. Sept. ed.** *Fabricii*) **Kockkarle**, wofür **Kothkarle** zu lesen ist. Pontanus (**Rerum Danicarum Historiae Lib. VII. p. 350**) bemerkt, daß in der unter dem Namen des Königs Erich herausgegebenen Chronik in der Muttersprache für: **Choercarle ware alle galne met cylner**, erklärt es durch: **Homines chorales cum clavis divagantes passim insanebant**, und bemerkt, die Plebs, welche die Sache des Erzbischofs vertheidigt, habe sich **Choercarle** genannt, weil sie sich vereinigt gehabt, die Sache des Chors und der Priester zu vertheidigen. Auch Hvitfeld liest **Korkarla**, und leitet diesen Namen auch vom Chore der Stiftskirchen ab.

Domkirche zusammenkommen und dort die Statuten der Kirche, über welche die Könige und Bischöfe vormals übereingekommen und die mit den Siegeln der Könige und Bischöfe versehen waren, Allen öffentlich vorlesen. Der Erzbischof antwortete, er könne nicht alles billigen, was darin enthalten sei, als mit dem kanonischen Rechte und den Decreten der Väter in Widerspruch, werde jedoch, was nur immer mit gutem Gewissen beibehalten werden könne, nicht verwerfen; was diesem jedoch zuwider sei, darüber glaube er den heiligen Vater befragen zu müssen. Die Anhänger des Königs wiesen darauf hin, daß die Bischöfe dann, wenn die verlesenen Artikel verworfen werden müßten, auch auf die Zehnten keinen Anspruch hätten, welche man einhellig zugestehe. Aber Jacob entgegnete, diese sei man schon nach gemeinem Rechte schuldig zu geben, also auch ohne die Artikel. Während dieses am vierten Tage nach Ostern im J. 1257 geschehen war, verlangte der König acht Tage später, daß Jacob seine Diener, welche er auf der Insel Hween und an andern Orten excommunicirt hatte, vom Banne lossprechе; dieser aber erbot sich dazu nur gegen das Versprechen derselben, die Befehle der Kirche nicht hintan zu setzen. Da dieses dem Könige und dem Rathe misfiel, wurden Briefe an den erzbischöflichen Hof gesandt, worin der König kund that, daß er alle dem Erzbischofe und dem ganzen Klerus von frühern Königen Dänemarks gegebene Privilegien und Immunitäten zurücknehme, setzte auch fest, daß der Klerus künftig die Lasten des Reichs mittragen und zu den Diensten am königlichen Hofe zugezogen werden solle. Zugleich befahl er denen, welche dem lundener Erzstifte durch Eidschwur verpflichtet waren (den Stiftslehnleuten), daß sie ihm (dem Könige) binnen 14 Tagen Gehorsam und Eidschwur leisten und von ihm ihre Äcker zu Lehen nehmen sollten; denn der König betrachtete sich, da er die Stiftsgüter dem Erzbischofe abgesprochen, als deren Herrn. Den Boten, welcher diesen Befehl des Königs überbrachte, belegte der Erzbischof mit Bann, als einen, der Befehle gegen die Rechte und Freiheit der Kirche publicirt habe; außerdem reizte er die Bauern wieder an, die Keulen gegen den König und den Adel zu ergreifen. Der König Hakon der Alte von Norwegen hatte sich zwar erboten, den schwedischen Reichsverweser Birger und den Erzbischof Jacob mit dem Könige von Dänemark zu versöhnen, fand aber die Gemüther zu erhitzt dazu; daher ergriff der dänische König wieder das Schwert und bekämpfte die Bauern in den Schlachten bei Trostrup im J. 1257 und bei Kystorp 1258. Der Erzbischof dagegen belegte auf einer Kirchenversammlung zu Kopenhagen alle diejenigen mit dem Banne, welche die wedelische Verordnung anfechten oder nur davon an den päpstlichen Stuhl appelliren würden, und alle die, welche dem neuen Kirchengesetze sich nicht unterwürfen und die Kirchenbußen verachteten. Als auf der Zusammenkunft der drei nordischen Könige in der Gotaelve der schwedische Jarl Birger sich mit dem dänischen Könige ausgesöhnt und alle ein wechselseitiges Vertheidigungsbündniß geschlossen hatten, versuchte Birger den Erzbischof zu besänftigen und zum Gehorsam gegen den König zu bringen. Allein der unbeugsame Jacob entschuldigte alles, was ihm der König mit Recht vorwarf, mit seiner Pflicht, den päpstlichen Verordnungen Gehorsam zu leisten. Zugleich überreichte er ein sehr umfangreiches Verzeichniß von Gegenbeschwerden, maß dem Könige alle Vergehungen der Unterthanen bei, führte jede Ausübung der Kronrechte desselben als Verbrechen und Kränkungen des geistlichen Rechts auf, gab vor, der König verfälsche die Münze, lasse die päpstlichen Bullen im Reiche nicht gelten und leihe von dem jährlichen Petersschatze, den das Reich dem Papste entrichten mußte, beträchtliche Summen, ohne sie wieder zu bezahlen u. s. w.[3]), wies jeden gütlichen Vergleich von sich, behauptete, die königliche Bestätigung der Bischöfe und die Veränderung des Gesetzes dürften durch keinen Vertrag von ihm bestimmt werden, weil der Ausspruch darüber blos dem Papste zustehe. Nach diesen vergeblichen Unterhandlungen schloß Jacob mit Bischofe Peter von Roskild, Bischofe Johann von Odensee und Fürst Jaromar von Rügen, ein Bündniß gegen den König und dessen getreue Anhänger, unter welchen die Bischöfe von Schleswig, von Wiborg, von Ripen und von Borglum oder Aalburg besonders genannt zu werden verdienen. Als daher der König eine Reichsversammlung nach Odensee berief, um seinen ältesten Sohn krönen zu lassen, blieb Jacob mit seinen Anhängern aus, und die gutgesinnten Bischöfe, welche zugegen waren, wagten nicht, Erich Glipping die Krone auf das Haupt zu setzen. Der Erzbischof beabsichtigte den Sohn des Königs Abel, Herzog Erich von Schleswig und Jütland, auf den Thron zu bringen, und wandte Alles an, die Macht desselben zu verstärken, veranlaßte sogar die verwitwete Königin Mathilde, welche den regierenden König und seine Gemahlin haßte, zum Bruche des feierlichen Gelübdes, in einen geistlichen Orden einzutreten, weil er die Hoffnung hegte, durch ihre Verheirathung mit dem schwedischen Jarl Birger diesen von dem Bündnisse mit dem Könige wieder abzuziehen. Zugleich verwendete er sich für Erich, den Sohn Abel's, bei dem Papste, und erklärte, Abel's Söhne seien unrechtmäßiger Weise von der ihnen zukommenden Reichserbfolge ausgeschlossen, welche er selbst und andere Bischöfe des Reichs ihrem Vater durch Handschrift versprochen hätten. Ferner klagte er dem Papste, König Christoph sei der Kirche und den päpstlichen Beschlüssen entgegen, und rieth, ihm die Krone zu nehmen und sie einem der Söhne Abel's zu verleihen. Der König machte die versammelten weltlichen Reichsstände zu Kopenhagen im J. 1258 mit diesem Verfahren des Erzbischofs bekannt; sie beschlossen daher, Jacob als Hochverräther gefangen nehmen zu lassen. Dieses Vorhaben hielt man möglichst geheim, aber Jacob, das ihm drohende Schicksal fürchtend, umgab sich auf allen seinen Reisen mit einer äußerst starken Wache. Überdies hatte man bei der Ausführung des Planes das Volk, welches dem Erzbischofe sehr an-

3) Hvidfeld, Danemarkis Rigis Krönike, zählt den Inhalt der Schrift des Erzbischofs Jacob S. 249 in großer Ausführlichkeit auf.

hing, und Jacob's Bruder, den Befehlshaber des Schlosses Helsingburg in Schonen, zu fürchten. Ein zweiter Bruder des Erzbischofs, Niels (Nikolaus) Erlandsson, Voigt von Lund, ermahnte diesen zur Versöhnung und zu Schritten des Friedens, aber ohne Erfolg. Als Jacob daher zu Anfange des J. 1259 in den schonischen Ort Gilseberg bei Landscrona mit weniger Dienerschaft gekommen war, ward er unversehens von Heinrich von Mecklenburg und von seinem eigenen Bruder Niels und ihrer Begleitung gegen die Nacht am St. Agathenfeste ergriffen, in die fünische Festung Hageskow gebracht, dort in einen Thurm gesperrt und zwei Jahre lang in Haft gehalten. Sobald Jacob sich in des Königs Gewalt befand, ließ dieser auch seine Gehilfen, vorzüglich dessen Rathgeber, den Archidiakonus und Dompropst der lunder Kirche, gefangen nehmen. Aber die gefährlichsten Anhänger des Erzbischofs, der Bischof Jens von Odensee und der Bischof Peter Bang von Roschild, entflohen zum Fürsten Jaromar von Rügen, belegten von dort aus das Reich mit dem Interdict und flehten den Papst um Beistand an. Der König appellirte von dem Banne jener Bischöfe an den Papst und stellte ihm nachdrücklich vor, wie unbillig es sei, daß die Geistlichkeit in ihren eigenen Angelegenheiten richte und für die Verbrechen eines einzigen Mannes das ganze Reich bestrafte. Aber der Papst nahm hierauf keine Rücksicht, sondern befahl dem Fürsten Jaromar von Rügen, sogleich mit den Waffen den Erzbischof in Freiheit zu setzen und bestätigte am 2. Oct. den bischöflichen Bann. Zwar wiederholte der König seine Vorstellungen am päpstlichen Hofe, aber ohne seine Absicht zu erreichen; vielmehr verhängte eine neue päpstliche Bulle das Interdict über das ganze Reich. Um die Gültigkeit desselben mit Gewalt zu vernichten, befahl er, unter Bedrohung, alle geistliche Güter einzuziehen, dem roschildischen Capitel dreimal, den päpstlichen Bannfluch nicht zu beachten und den Gottesdienst fernerhin zu verwalten, zwang auch die Geistlichen, seinem Befehle am dritten Ostertage Gehorsam zu leisten, obschon der abwesende Bischof von Roschild den Bann am 9. Febr. und am 20. März 1259 erneuert und seinen Geistlichen, Gottesdienst zu halten, bei schwerer Strafe verboten hatte. Den König verließen seine Bundesgenossen, der Jarl Birger von Schweden und der König Hakon von Norwegen nicht, und versprachen, ihre Flotte in kurzer Zeit zu seiner Unterstützung auslaufen zu lassen. Birger's Flotte erschien auch wirklich im Mai 1259 vor Kopenhagen. Der König verfügte sich daher nach Jütland, wo man ihm so treu anhing, daß das von den Bischöfen und dem Papste auferlegte Interdict nicht beachtet wurde. Er besuchte den Bischof von Ripen, um mit ihm zu überlegen, wie der nahe bevorstehende Krieg zu führen sei. Aber in dieser Stadt Ripen brachte ihn den 29. Mai der aarhusische Chorherr Arnefast, welcher erzbischöflich gesinnt war, durch Gift[4]) um das Leben. Der König wurde, obschon es der ausgesprochene Bann eigentlich nicht gestattete, doch im Chore der Stiftskirche daselbst begraben. Sein zum Nachfolger bestimmter Sohn Erik hatte durch des Erzbischofs Ränke noch nicht zur Krönung kommen können. Die Anhänger des Letztern, angeführt von Herzog Jaromar von Rügen und Herzog Erich von Schleswig, waren kurz nach Ostern auf Seeland gelandet, hatten die dem damals noch lebenden Könige Christoph treu gebliebenen Landleute bei Nestweth besiegt und ganz Seeland eingenommen. Während der Papst diesen Heerzug gut hieß, wandte Jacob dem Königsmörder das Bisthum Aarhus zu, und der erst 17jährige bequeme und schwache König Erich schien unterliegen zu müssen. Dennoch siegte er über alle Anschläge seiner Feinde durch seine Mutter Margarethe, eine durch Muth, Klugheit und Erfahrenheit in Staatsangelegenheiten ausgezeichnete Frau, und wurde am Weihnachtsfeste 1259 zu Wiborg von einigen Bischöfen gekrönt. Der Erzbischof über Margarethen's Unternehmungen sehr verdrießlich, excommunicirte diejenigen Bischöfe, welche dabei thätig gewesen waren. Sein Freund, Bischof Peter Bang von Roschild, verbot die Kriegsleute des Königs zu begraben, welche in der Schlacht von Nestweth gefallen waren, damit der abscheuliche Anblick so vieler Leichname in dem gemeinen Manne einen Abscheu und Widerwillen gegen des Königs Dienst erregen möchte; die Grafen von Holstein drangen mit großer Heeresmacht in das Reich ein, verheerten das Schleswigsche, der Fürst von Rügen nahm Bornholm nebst dem Schlosse Hammerhuus ein, wurde aber bald darauf durch den Messerstich eines Weibes tödtlich verwundet[5]). Die Königin Margarethe wünschte unter diesen Verhältnissen nichts mehr, als sich mit dem Erzbischofe auszusöhnen, und ließ ihn im J. 1261 unentgeltlich aus der Haft, hatte sich jedoch in dem unbeugsamen Manne stark verrechnet. Denn er wies alle Friedensanträge von sich, eilte sogleich nach Schweden, erhob am päpstlichen Hofe wieder Klage gegen den König, obgleich er es nicht mehr mit derselben Person wie früher zu thun hatte, und weigerte sich sogar sein Erzstift in Besitz zu nehmen, bevor er für die erlittene Beschimpfung eine hinlängliche Genugthuung erhalten haben würde. Der König dagegen bat auch den Papst, den Erzbischof und die Bischöfe Peter Bang von Roschild und Odensee gebührend zu züchtigen, indem er zugleich ersteren des Königsmordes anklagte, welchen er an Erich Plogpenning begangen. Bevor jedoch diese Klage zur Entscheidung kam, wurde der König und seine Mutter auf der Loheide unweit Schleswig den 29. Jun. 1261 von dem schleswig-holsteinischen Heere gefangen genom-

4) Vergl. den Art. Christoph I.

5) *Alb. Geo. Schwartius*, Historia finium principatus Regiae, p. 150, sucht aus einer Urkunde vom J. 1283 zu erweisen, daß Jaromar II. nicht auf der Heerfahrt gegen Dänemark im J. 1260 umkam, sondern im J. 1283 noch am Leben war. Aber alle Urkunden seit 1260 sind von Witzlaff III. oder seinem Bruder Jaromar. In keiner derselben wird der Einwilligung oder des Zeugnisses oder des beigedruckten Siegels des Vaters gedacht, wie es doch in den Urkunden einiger Jahre vor 1249 statt hat. Die einzige Urkunde, welche des Vaters gedenkt, ist vom J. 1261, und es heißt in ihr: Pie memorie patris nostri Germari. Vergl. G. D. G. v. d. Lancken, Rügensche Geschichte. 1. Th. S. 162.

men und Jacob brachte es bei dem Herzoge von Schleswig und den Grafen von Holstein dahin, daß beide in Ketten geschlagen wurden. So schien denn der Erzbischof völlig gewonnen zu haben. Allein durch Herzog Albrecht von Braunschweig erlangte wenigstens die Königin im J. 1262 die Freiheit und nahm an ihren Gegnern Rache, legte auch, um diese am Erzbischofe zu üben, in alle Klöster und auf alle lundischen und roschildischen Stiftsgüter zahlreiche Soldatenhaufen. Die Grafen von Holstein veranlaßten den Herzog Erich, den gefangenen König an den Markgrafen Otto von Brandenburg auszuliefern, worauf dieser von seiner Mutter mit Agnes, Tochter des Markgrafen Johann von Brandenburg, verlobt und wieder in Freiheit gesetzt wurde. Bei dem Papst Urban IV. ließ der König nun im J. 1264 eine ausführliche Klagschrift gegen den Erzbischof Jacob übergeben und bat um Absetzung desselben. Er erreichte durch seine Darstellung so viel, daß der Papst den Erzbischof seines Amtes unwürdig erkannte und ihn ermahnte, durch freiwillige Verzichtleistung seiner Absetzung zuvorzukommen. Doch Jacob folgte nicht, sondern begab sich zu Clemens IV., welcher Urban gefolgt war. Dieser sandte im J. 1265 den Cardinal-Presbyter Guido nach Dänemark, damit er die gegenseitigen Beschwerden des Königs und des Erzbischofs untersuche. Guido war Anfangs dem Könige geneigt, wandte sich aber bald darauf den Gegnern desselben zu, bewirkte, daß der Papst eine heftige Bulle gegen den König ergehen ließ und lud den König und seine Mutter im J. 1266 nach Schleswig vor sein Gericht, obschon er voraussah, daß er sich dorthin in die Gewalt seiner Feinde nicht wagen könne. Die Entscheidung fiel also aus, wie sich im Voraus erwarten ließ. Protestation des Königs gegen dieses Verfahren beim Papste fruchtete nichts. Die Macht des Herrschers verstärkte sich; dennoch bot er im J. 1269 dem Erzbischofe noch einmal einen gütlichen Vergleich an, ohne seinen Zweck zu erreichen. Nachdem er im J. 1271 das ganze Land des Herzogs Erich (die Stadt Schleswig ausgenommen) erobert hatte, der geflüchtete Herzog im J. 1272 gestorben war, verschwand für Jacob jede Hoffnung, Abel's Nachkommen auf den dänischen Thron zu erheben, und er sah sich überhaupt seiner mächtigsten Stütze beraubt. Er bot daher im J. 1273 dem Könige einen gütlichen Vergleich an, unter Bedingungen, welche dieser sogleich genehmigte. Denselben gemäß ward die Untersuchung der Veränderung des schonischen geistlichen Rechts einigen Gottesgelehrten, und die Prüfung der übrigen Gegenstände der Mishelligkeiten einigen gemeinschaftlichen Freunden des Königs und des Erzbischofs übertragen. Dem Letztern mit seinen Freunden wurde nun die Erlaubniß zu Theil, in das Reich zurückzukehren. Papst Gregor X. selbst legte auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Lyon die Streitigkeit endlich ganz bei, und erkannte, daß der König für den langen Genuß der Stiftsgüter dem Erzbischofe 15,000 Mark löthigen Silbers auszahlen solle. Die Angelegenheit erledigte sich größtentheils zum Nachtheile des Erzbischofs. Er eilte, nach langer Abwesenheit sein Vaterland baldigst wieder zu sehen, verschied aber noch auf der Reise auf der Insel Rügen, am 10. Mai 1274. Er war inzwischen noch Mitglied des Franziskanerordens zu Lund geworden, und ward in dieser Klosterkirche im Chore unter dem Lampensteine begraben [6]).

(*Ferdinand Wachter.*)

Jacob von Forli (Foroliviensis), bekannt als philosophischer Arzt in der ersten Hälfte des 14. Jahrh., prakticirte und lehrte zu Padua, bis er seines Alters wegen in Ruhestand gesetzt wurde. Er beschäftigte sich viel mit Erklärung der alten medicinischen Schriftsteller, eines Hippokrates, Galenus und des berühmten arabischen Arztes Ibn Sina (Avicenna). Seine schriftstellerischen Werke sind zusammen herausgegeben von H. Surian (Venedig 1495) *). (*R.*)

Jacob von Gruitrode (Gruitroedius, de Gruitro, de Gruitrode), welcher von Manchen, aber irriger Weise [1]), mit Jacob de Clusa verwechselt wird, Prior des Karthäuserklosters zu Lüttich, gestorben den 11. Febr. 1472 [2]), hat sich durch mehre Schriften, welche aber nicht alle gedruckt worden sind, zu seiner Zeit rühmlich bekannt gemacht. Er versuchte sich namentlich in der dialogischen Form; dahin gehören: colloquia quinque Jesu

---

6) Die Scriptores Rerum Danicarum ap. *Ludewig*, Reliquiae Manuscriptorum. Tom. IX. No. III. p. 80—84. No. VI. p. 156, 157. No. XII. p. 216. Die Historia gentis Danorum aus dem 13. Jahrh., welche fälschlich dem Könige Erich dem Pommer zugeschrieben wird, bei *Lindenbrog*, Scriptt. Rer. Sept. Ausg. von Fabricius S. 174—275. Incerti Auctoris Chronic. Slavica bei demselben S. 261. Continuat. *Albert. Stadens.* herausgeg. von Hojer, S. 2. Chron. Saeland. p. 67. Saga Hákonar Konúngs Hákonarsonar, cap. 293, große Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 329. Cap. 298. S. 336 in den Formanna-Sögur, 10. Bd. Cap. 285. S. 68. Cap. 298. S. 95. Dieses Geschichtwerk über Hakon den Alten gibt umständliche Nachricht darüber, wie dieser den Thorlaug Bosi als Gesandten zum Erzbischofe Jacob nach Lund schickt, um zu erfahren, ob der König Christoph von Dänemark den Vergleich halten wollte, der zuvor im Sommer 1256 verabredet worden war, und wie der Erzbischof den Thorlaug Bosi vor der Gefangennehmung rettet, welche der König von Dänemark beabsichtigt. Ferner *Pontoppidanus*, Annal. Dan. T. I. p. 682. Hvidfeld S. 259. *Grammaius* ad *Meursium* p. 427. *Pontanus*, Rer. Dan. Hist. Lib. VII. p. 345 sq. Dann die Denkmäler bei *Westphalen*, Mon. Ined. S. diese Citate bei Gebhardi, Fortsetzung der allgemeinen Weltgeschichte. 32. Th. S. 549 fg., sowie auch andere Schriftsteller, welche von dem Erzbischofe Jacob handeln, als z. B. *Rainald*, Histor. Eccles. ad an. 1265. §. 53 u. s. w. Carstens, Abhandlung von Herzog Erich's Gemahlin und sonstige Nachweisungen sich in Gebhardi's sorgfältiger Arbeit S. 543—554 verzeichnet finden. Vergl. auch *Jac. Neumann*, De fatis primatus Lundensis (Hafn. 1799). p. 102—104.

*) *Gaddius*, De scriptt. eccles. T. I. sub voce. *Trithemius*, De scriptt. eccles. c. 772. *Fabricii* Bibl. lat. med. et infim. aetat. sub voce und Jöcher 2. Th. Col. 1811 nach *Papadopoli* Historia gymnasii Patavini.

1) Cf. *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aet. sub voce. p. 27, welcher selbst darin sich einen Irrthum zu Schulden kommen läßt, daß er mehre Schriften des Jacob de Clusa ihm beilegt; s. den Art. Clusa, wo diese Schriften namhaft gemacht werden. 2) *Trithemius*, De scriptoribus eccl. cap. 824 und De germanicis scriptoribus cap. 199; s. auch *Valer. Andreas*, Imagin. doctor. viror. e variis gentibus, p. 410 und *Swertius*, Athenae belgicae, p. 364. *Theodor Petrejus*, Biblioth. Carthusianorum. *Arnold Bostius*, De praecipuis aliquot Cartus famil. patribus, cap. 31.

et monachi et praelati et senis et eremitae et discipuli; ferner dialogus crucifixi et peccatoris; Mariae et peccatoris dialogi duo. Am berühmtesten ist aber sein speculum quintuplex praelatorum, subditorum, sacerdotum, secularium hominum et senectutis, welches (Cöln 1540) unter dem Namen des Karthäusers Dionysius gedruckt wurde. Andere Schriften desselben sind: de vita domini Jesu; meditationes passionis domini; de nomine Jesu et Mariae; contemplatio Mariae; coronula Mariae; meditationes compassionis Mariae; dann Lavacrum conscientiae (gedruckt Cöln 1501. 4.); de veris virtutibus, Lib. III.; de septem peccatis mortalibus; de quatuor novissimis; de praeparatione ante missam; lectionarius mensae, Reden, Briefe u. s. w.[3]). (*R.*)

Jacob Heraklides, s. unt. Moldau.

Jacob de Junterbuk, de Jüterbog, s. Clusa.

Jacob I. Katholikus. Nach dem Tode des Katholikus Constantinus I. († 1268) traten auf Befehl Hethum's I., Königs des armenischen Königreiches in Cilicien, die Bischöfe und Wartabed der armenischen Nation in der Hauptstadt des Reiches, in Tarsus, zusammen und wählten Jacob aus Tarsus oder Sis (beide Angaben finden sich bei den gleichzeitigen Schriftstellern) zum Katholikus oder allgemeinen Patriarchen der armenischen Nation. Gleich nachdem die Wahl auf ihn gefallen war, verlegte er seinen Sitz nach Hromklah oder der Römerfestung, und wird deshalb, wie sein berühmter Vorgänger Nerses, auch der Klajensee genannt. Jacob war ein in den theologischen Wissenschaften sehr erfahrener Mann, und deshalb schon früher, im J. 1253, für den geeignetsten gehalten, einer zur Vereinigung der armenischen und griechischen Kirche gehaltenen Synode als Abgeordneter des Königs und des Katholikus beizuwohnen[1]). Hethum I. entsagte in dem folgenden Jahre (1269) freiwillig der Regierung, und ihm folgte Leon III., der vom Katholikus Jacob gekrönt wurde. Jacob erhielt von den in übertreibenden Beinamen sich gefallenden Schriftstellern seiner Nation den Beinamen Kidnagan oder des Weisen und Gelehrten; nach seinen Werken zu urtheilen, scheint er keineswegs dieses Lob zu verdienen. Wir kennen von ihm blos drei kleine und höchst unbedeutende Producte: 1) ein Rundschreiben, womit er das encyclische Schreiben an die armenische Nation von Nerses dem Klajensee begleitet; 2) verschiedene Commentare über einzelne Stellen und Worte der heiligen Schrift; dann 3) eine Hymne, welche jetzt von den Armeniern am Feste der Geburt Mariä gesungen wird. Jacob I., von dem Le Quien gar nichts zu sagen wußte[2]), regierte die armenische Kirche während eines Zeitraums von 18 Jahren und starb im J. 1286. Neumann, Geschichte der armenischen Literatur, S. 191.

3) Vergl. außer den genannten Schriftstellern Jöcher, Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 1808 fg., welcher diesen Jacob jedoch mit Jacob de Clusa identificirt.

1) Tschamtschean in der großen Geschichte Armeniens. III, 252. 2) Oriens Christianus I, 1404.

Jacob IV. Katholikus, wurde nach dem Tode des Katholikus Philipp im J. 1655 zum Katholikus der armenischen Nation erhoben. Es befanden sich seit dem Anfange des 17. Jahrh. in Armenien selbst und an den verschiedenen Orten Asiens und Europa's, wo sich Armenier niedergelassen hatten, mehre Druckereien; aber die Charaktere derselben waren so schlecht und ungenau, daß sich Jacob entschloß, einen seiner Diakone, Matthäus von Osar, nach Amsterdam zu senden, um dort schönere und correctere Buchstaben schneiden zu lassen. Nach dem Tode des Matthäus sandte Jacob den Bischof Oskan nach Holland, welcher mit den neuen Charakteren verschiedene Werke in Amsterdam drucken ließ, worunter auch die heilige Schrift, die im J. 1666 daselbst im Drucke erschienen ist. Der Katholikus begab sich selbst auf Reisen und besuchte Smyrna, Jerusalem und Constantinopel. Hier sprach er seine Neigung, die armenische Kirche mit der lateinischen vereinigen zu wollen, öffentlich aus, und legte ein sich darauf bezügliches Glaubensbekenntniß vor seinem Tode, im J. 1680, in die Hände des päpstlichen Vicars nieder. Dieses Glaubensbekenntniß findet sich in französischer Sprache in dem Werke: Estat present de l'Armenie, p. 241. Chardin hat, nach der Angabe in seiner Reise, den Katholikus Jacob im J. 1672 zu Etschmiadsin gesprochen*). (*C. F. Neumann.*)

Jacob de Konigshofen, Jacobus Kongelshovius, s. Königshoven.

Jacob Laudensis (von Lodi in der Lombardei), auch **Arigonius** und **de Balardis** genannt, trat in den Dominikanerorden, erklärte die heilige Schrift zu Bologna und erhielt bei Bonifacius IX. im J. 1395 die Stelle eines Magister sacri palatii und seit 1407 das Bisthum in seiner Vaterstadt Lodi[1]). In dieser seiner Würde nahm er an dem Concilium zu Pisa im J. 1409 Theil; bekannter machte er sich aber auf dem Concilium zu Kostnitz, wo er auch an der Verdammung von Johann Huß und Hieronymus von Prag Antheil hatte. Die wichtigsten seiner dort gehaltenen Reden sind durch Hermann von der Hardt[2]), und dann auch durch Jacob Quetif[3]) und Bzovius[4]) im Drucke mitgetheilt. Im J. 1417 empfing er von Martin V. das Bisthum zu Triest in Istrien und endlich 1424 das zu Urbino, wo er am 12. Sept. 1435 gestorben ist[5]). (*R.*)

Jacob von Lausanne (**de Lausanna s. Lausana**, auch irrig **de Osana** genannt), ein Dominikaner des 14. Jahrh., so genannt nach seiner Vaterstadt. Nach vollendeter Bildung lehrte er längere Zeit zu Paris und

*) Tschamtschean, Geschichte von Armenien. III, 657 fg., 701 fg. *Le Quien*, Oriens christ. I, 1415. Neumann, Geschichte der armenischen Literatur. S. 247.

1) *Quetif* et *Echard*, Scriptores ordinis praedicatorum. T. I. p. 756, 783 sq. *Ughelli*, Italia sacra. T. IV. col. 923. 2) Magnum oecumenicum constantiense concilium. T. I. p. 20. T. III. p. 1 sq. et 54 sq. T. IV. p. 204. T. V. p. 115. 3) l. c. T. I. p. 785 sq. 4) Annales eccles. ad ann. 1415. No. 49. 5) *Quetif* et *Echard* l. c. T. I. p. 784. *Ughelli* l. c. T. II. col. 869.

erlangte dort im J. 1316 das Baccalaureat und ein Jahr später die Licentiatur der Theologie. In seinem Orden vertraute man ihm die Stelle eines Provincialen für Frankreich an im J. 1318, doch starb er bereits 1321 auf einer Visitationsreise zu Rochelle. Aus diesem Umstande ist aber klar, daß man ihn ohne Grund für einen Bischof von Lausanne angesehen hat[6]). Von seinen Schriften ist nur das Wenigste gedruckt, nämlich seine geistlichen Reden (Paris 1530) und ein Auszug aus seinen **Moralitates in genesin, exodum etc.**, unter dem Titel: **Opus moralitatum praeclarissimum Jacobi de Lusanna** (**Limoges 1528**). Er beschäftigte sich vorzüglich mit der Erklärung der heiligen Schrift, als des Pentateuchs, der poetischen Bücher, des Jesaias; auch der Bücher des N. T., als des Matthäus, Lucas, Johannes und der katholischen Briefe[7]). (*R.*)

Jacob Magdalius von Gouda, s. **Magdalius**.

Jacob Magni, s. **Magni (Jacob)**.

Jacob Misensis, **Jacob von Miza**, s. **Jacobellus**.

Jacob von Nisibis. Jacob von Nisibis war, nach dem einstimmigen Zeugnisse der armenischen Schriftsteller, ein Vetter des heiligen Gregorius des Erleuchters, des Apostels der Armenier. Der Partherfürst Anak, der Vater des heiligen Gregorius, hatte eine Schwester, Chosrovuhi genannt, die, wie uns Zenob berichtet, mit einem Könige der Hephthaliten vermählt war. Die Frucht dieser Ehe war Jacob, der in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. unserer Zeitrechnung geboren wurde[1]). Jacob ward, wir wissen nicht wie und wann, mit einem Einsiedler, Namens Maruke, bekannt, auf dessen Anrathen er zum Bischofe von Nisibis oder Antiochia ad Mygdonium gewählt wurde. Jacob war ein sehr gelehrter Mann (unter seinen Schülern ist der Syrer Ephrem der berühmteste). Auf dem Concilium zu Nikäa, dem Jacob beiwohnte, soll er von den versammelten Vätern und selbst von Constantin dem Großen mit großer Auszeichnung behandelt worden sein. Das Todesjahr dieses heiligen Mannes, der nach den armenischen und andern Legenden mehre Wunder verrichtet haben soll, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Assemani setzt es nach der Chronik von Edessa auf das J. 338, Andere auf das J. 340 oder 342; nach Tschamtschean kann Jacob aber in keinem Falle vor dem J. 345 oder 346 gestorben sein[2]). Die Armenier, Griechen, Syrer und Lateiner haben ihm verschiedene Tage geheiligt. Die Lateiner feiern ihn am 15. Jul., unter welchem Tage ihm die Bollandisten (**Acta Sanct. Jul. IV, 28**) einen ausführlichen Artikel gewidmet haben.

Das einzige Werk, das sich von ihm erhalten hat, ist eine Sammlung von 18 Reden oder Predigten, theils dogmatischen, theils moralischen Inhalts, in armenischer Sprache. Jacob führt bei den Armeniern den Beinamen Eskon' oder der Weise; auch seine Reden werden mit dem Namen Eskon bezeichnet. Assemani kannte diese Reden blos aus einer Beschreibung Mechitar's, des Gründers des Mechitaristenordens[3]), und hat sie für echt gehalten. Sie sind seitdem, mit einer lateinischen Übersetzung und mit gelehrten Anmerkungen vom Cardinal Antonelli versehen, im J. 1736 im Drucke erschienen. Ein Nachdruck dieser Ausgabe erschien zu Venedig im J. 1765 in der Sammlung der Werke der heiligen Väter. Das armenische Original, ohne Übersetzung und Anmerkungen, erschien zu Constantinopel im J. 1824. Der Brief, welcher sich vor den Reden befindet und dem zweiten Nachfolger des heiligen Gregorius, seinem Sohne Werthanes († 356), zugeschrieben wird, ist sicherlich untergeschoben[4]). (*C. F. Neumann.*)

Jacob Oddo (**Odo** oder **de Oddis**), aus Perugia, ein Franziskanermönch und Provinzial seines Ordens, hat sich bekannt gemacht durch seine Schrift „**Franceschina**“ (**Franceschina**) in italienischer Sprache, worin er die bedeutendsten Männer unter den Franziskanern schildert *). Nach Aug. Oldoin **) schrieb er auch Einiges philosophischen und theologischen Inhalts ***). (*R.*)

Jacob de Osana, s. **Jacob von Lausanne**.

Jacob Palaeologus, s. **Palaeologus (Jac.)**.

Jacob Papiensis, s. **Piccolomini (Jacob)**.

Jacob de Paradiso, s. **Clusa**.

Jacob von Parma, s. **Jacob de Arena**.

Jacob de Partibus, Leibarzt bei König Karl VII. von Frankreich und bei Herzog Philipp dem Guten von Burgund, später Kanonikus zu Tournay, gest. im J. 1465, stammte nach der einen Angabe aus Paris, nach der andern aus Tournay, ist in der gelehrten Welt hauptsächlich durch seine Erläuterung des Ibn Sina (Avicenna), welche mit der lateinischen Übersetzung dieses damals hochgeachteten arabischen Arztes (Leyden 1498. Fol.) in drei Bänden erschien. Außerdem verfaßte er eine **Glossa interlinearis in practicam Alexandri Tralliani (ib. 1504. 4.)** und eine alphabetische Tabelle der Krankheiten und Heilmittel aus den Schriften des Johannes Mesue†). (*R.*)

Jacob Philipp Forestus, s. **Forestus**.

Jacob Piccolomini (**Piccolomineus**), **J. Ammanati**, **Jacobus Papiensis**, s. **Piccolomini (Jac.)**.

Jacob de Polonia (**Polonus**), s. **Clusa**.

Jacob Psychrestus, s. **Psychrestus (Jac.)**.

---

6) Cf. *Quetif* et *Echard*, Scriptt. ordin. praedicatorum. T. I. p. 547. 7) Cf. *Trithemius*, De scriptt. eccles. cap. 659. *Quetif* et *Echard* l. c. *Fabricii* Bibl. lat. med. et infim. aet. sub voce. Jöcher's Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 1813.

1) Geschichte Darons von Zenob dem Assyrer (Venedig 1832). S. 22 (in armenischer Sprache). 2) Tschamtschean in der großen Geschichte von Armenien. I, 664 (in armenischer Sprache).

3) *Assemani*, Bibl. orient. I, 557. 4) Tschamtschean I, 663. 423, 424. Leben der heiligen Väter von Baptista Aucher (Venedig 1814). 10. Bd. a. A. (in armenischer Sprache). Neumann, Geschichte der armenischen Literatur. S. 18 fg.

*) Cf. *Wadding*, Bibliotheca scriptorum minorum, p. 184, vergl. auch dessen Annales ordinis minorum an mehren Stellen, worin dieser sich über Jacob's Schilderungen ausspricht. **) Im Athenaeo Augusto, quod est de doctis Perusinis, p. 158. ***) Vergl. auch *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aet. sub voce.

†) Cf. *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aet. sub voce. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. 3. Th. Col. 1272. *Freheri* Theatr. eruditorum. p. 1214.

Jacob de Ravenna, J. a Ravanis, J. de Revigniaco (Revigny im vormaligen Lothringen, jetzt im französischen Departement Maas), ein Jurist, lehrte in der Mitte des 13. Jahrh. zu Toulouse, wurde später Beisitzer (Auditor) der Ruota Romana, vom J. 1292 an Bischof zu Verdun und ist auf einer Reise nach Rom 1296 zu Florenz gestorben [1]). In seinen Schriften verbreitete er sich über die Digesten und den Codex, verfaßte Disputationen verschiedenen Inhalts, ein Compendium feudorum und ein dictionarium, unter dem prunkenden Titel: Lumen ad revelationem gentium [2]). In der Geschichte der Jurisprudenz ist er auch dadurch merkwürdig geworden, daß er die einfachen Grundsätze und Entscheidungen der frühern Rechtslehrer dialektisch faßte [3]), wodurch der Sophisterei und Streitsucht ein weites Feld eröffnet und die bisherige Weise der Rechtspflege umgeändert wurde [4]). (*R.*)

Jacob de Saint-Charles, ein in der Literargeschichte bewanderter und bekannter Franzose, war am 20. Aug. 1608 zu Chalons an der Saone geboren. Sein Vater, Johann Jacob, stammte aus einem alten toscanischen Geschlechte, seine Mutter, Claudine, geborene Mareschal, aus einer burgundischen Familie. Die Verhältnisse der Ältern sind unbekannt, sie wiesen aber den Sohn auf wissenschaftliche Studien, in welchen die Theologie vorzugsweise mitbegriffen war, indem Jacob schon in seinem 17. Jahre (am 8. Jun. 1625) in dem Karmeliterkloster seiner Vaterstadt eingekleidet wurde und den 11. Jun. des folgenden Jahres das Ordensgelübde daselbst ablegte. Sein Taufname Karl wurde nun in Pater Louis de Saint-Charles umgewandelt, während er sich, wie die Titel seiner Bücher ausweisen, P. Ludovicus Jacob a S. Carolo nannte und schrieb. Als Karmelitermönch studirte er emsig die Theologie und schönen Wissenschaften fort, und erwarb sich hierdurch die Aufmerksamkeit seiner gelehrten Zeitgenossen, die ihm ihre und die öffentlichen Bibliotheken zur Benutzung öffneten. Namentlich ermunterte man ihn zur Bücherkunde, wozu auch die Kenntniß der Handschriften kam. Und diese Zweige der Gelehrsamkeit sind es fast ausschließlich, in welchen er sich mehr durch Sammlerfleiß, als durch scharfes Urtheil, Geschmack und Kritik auszeichnete. Indem ihm aber Kenntniß der neuern Sprachen und Gründlichkeit der Sachen gleichfalls abgingen, so konnte seine sehr große Thätigkeit das nicht ersetzen, was ihm bei Mit- und Nachwelt zu ehrenvollem Andenken verholfen haben würde. Doch muß bemerkt werden, daß die Sutdien für Literairgeschichte ihn etwa nach zehnjährigem Mönchsleben aus den Klostermauern hinaus auf Reisen durch sein Vaterland und im J. 1639 (ungeachtet damaliger Kriegsunruhen) nach Italien führten, wobei er nirgends eine Bibliothek unbesucht lassen konnte; in Rom aber, wo er sich eine geraume Zeit aufhielt und enge Freundschaft mit Gabriel Naudé (später Bibliothekar der Mazarinischen Büchersammlung) schloß, dessen Tod er auch in Lob- und Grabschriften (1653 und 1659) beklagte, verlor er unglücklicher Weise einen ansehnlichen Theil seines Sammlerfleißes, den unermüdete Thätigkeit wol wieder ersetzt haben mag. Nach Frankreich zurückgekehrt, verweilte er im J. 1642, vielleicht noch länger, zu Lyon und arbeitete hier das Gesammelte, wie schon zu Rom theilweise geschehen, für den Druck aus, und nachdem er endlich nach Paris gegangen, nahm ihn der Cardinal von Retz als Privatbibliothekar in seine Dienste, wozu er noch die Würde (ob auch das Amt?) eines königlichen Rathes und Almoseniers erhielt. Später, nicht vor dem J. 1659, erhob ihn der Parlamentspräsident von Harlay zum Aufseher über seine gelehrten Schätze und nahm ihn an seinen Tisch wie in seine Wohnung, worin er auch, obschon unzufrieden mit seiner Lage, am 10. Mai 1670 starb. Seinen Leichnam nahm ein Karmeliterkloster auf, dessen Gelübde er treu geblieben war. Seine zahlreichen Schriften unterliegen übrigens ziemlich alle einem und demselben Tadel, der seine Quelle in vorhin erwähnter Bildung und geistiger Beschränktheit hatte. Zuerst machte sich Jacob bekannt durch eine Relation de ce qui s'est passé dans la solemnité faite à Rome le 17. Juillet 1639 dans le Couvent des Pères Carmes etc. (Paris 1639.) Sodann ließ er seinen Catalogus Autorum, qui probant Nobilissimum D. Renatum Gros a St. Joyrio, e familia Ill. Comitis Fulcodii Gros parentis Clementis IV. papae procreatum (Lugduni [Lyon] 1642. 4.) drucken, welche Schrift auch in seine gleichfalls zu Lyon 1643 in 4. erschienene Bibliotheca pontificia duobus libris distincta aufgenommen wurde. Dieses mechanisch gearbeitete und als kopflos verschrieene Werk unternahm Jakob auf vorzüglichen Betrieb seines Freundes, Gabriel Naudé. Sein Traité des plus belles bibliothèques du monde (Paris 1644) wird blos wegen der darin vorkommenden wichtigen Gegenstände gerühmt. Hieran reiht sich seine Bibliographia Parisina und Bibliographia gallica universalis, welche beide vom J. 1643—1653 zu Paris in 4. erschienen, und zwar letztere in vier Jahreslieferungen als Anhang zu ersterer, die, nach Niceron, in fünf Lieferungen herauskam. Das Ganze enthält ein genaues, nach den Wissenschaften geordnetes (nur die Bibliographia g. univ. vom J. 1646 oder 1647 ausgenommen) Verzeichniß aller im Laufe genannter zehn Jahre sowol zu Paris als in den übrigen Städten Frankreichs gedruckten Schriften, die hier nur dem Titel nach, also ohne beurtheilende, geschweige bibliographische Bemerkungen wieder gefunden werden können. Daher der Präsident von Sallo auf den Gedanken der Errichtung des Journal des Savants kam, während Bibliothekare des In- und Auslandes in dieser Bibliographie sowol als in der gleich nachfolgenden Schrift bis in das 18. Jahrh. hinein ein (obschon unstatthaftes) Muster zur Anlegung der Kataloge für große Bibliothe-

1) *Guid. Pancirollus*, De interprett. juris. II, 34. *Sammarthani* Gall. christian. T. III. p. 1169. 2) *Trithemius*, De scriptor. ecclesiast. c. 526. 3) *Cinus* ap. *Trithemium* l. c. *Pancirollus* l. c. *Conring*, De scriptoribus sec. XIV. cap. 3. N. H. Gundling, Geschichte der Gelehrsamk. 2. Bd. S. 1828. 4) *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. latin. sub voce. Jöcher, Gelehrten-Lexikon. 3. Th. Col. 1924.

ken fanden [1]. Die Literaturgeschichte seiner Vaterstadt kam nun unter dem Titel: **De claris scriptoribus Cabilonensibus libri tres (Parisiis 1652. 4.)** heraus, worin zwar Quellenforschung, aber keine Genauigkeit sichtbar, und die Schriftsteller der Stadt Chalons und deren Bezirkes aufgezählt werden. Ferner ließ er im J. 1664 zu Lyon eine kurze Nachricht in lateinischer Sprache über die Karmeliter des Bezirkes Narbonne drucken, dann lieferte er eine aus alten handschriftlichen Nachrichten entlehnte **Relatio de Virgine Aurelianensi** zu Guyon's **Histoire d'Orleans**, worin statt Jacob's Namen Collet erwähnt wird, dem er die Handschrift mitgetheilt hatte. Endlich hat Jacob nicht wenige Gelegenheitsschriftchen, namentlich Lobreden, verfaßt, deren Niceron allein eilf zusammenbringt, von welchen man das **Elogium** auf die gelehrte Holländerin, Maria Schurmann (von Paul Jacob zu Lyon ins Französische übersetzt), das **Elogium** auf die Prinzessin Anna Komnena, welches auch für die jedoch nicht erschienene) **Bibliotheca illustrium foeminarum, quae libris editis claruerunt**, bestimmt gewesen war, und die **Elogia** auf die Rechtsgelehrten J. B. Begat und J. Despringles, die Beide dem **Commentaire de Chevannes sur la coutume de Bourgogne** vorgedruckt wurden, hervorzuheben pflegt. Jacob lieferte noch Zusätze zu Ménage's **Dictionnaire Étymologique**, während die ihm von Weiß zugeschriebenen Beiträge in des Paters Labbe **Nova Bibliotheca manuscriptorum** von Niceron abgestritten werden. Derselbe gelehrte Pater [2] führt dagegen acht verschiedene Schriften an, die Jacob, ohne wesentlichen Antheil daran zu haben, blos herausgab; wir erwähnen davon nur die **Lettre du P. Seraphin de Jesus à M. le Mis. de Fontenay-Moreuil sur la mort du Card. Duc de Richelieu. (Lyon 1642. 4.** Verfasser ist Pater Leon von S. Jean); das **Testament** und die **Sept lettres de Jean de Châlons, Prince d'Orange**, im zweiten Theile der **Histoire de Châlons** befindlich; die übrigen fünf Schriften betreffen theils einen dogmatischen Lehrgegenstand, theils die Klostergeschichte der Cistercienser in etlichen französischen Diöcesen und endlich Manuscriptenverzeichnisse aus den Sammlungen des Erzbischofs Montchal von Toulouse und des Karmeliterklosters zu Clairmont. — Pater Jacob soll jedoch eine ansehnliche Menge handschriftlicher (theils vollendeter, theils unvollendeter) Arbeiten hinterlassen haben, worüber die **Bibliothèque du Bourgogne** Nachricht gibt. Seine **Bibliotheca Carmelitarum** hält Niceron für eine von ihm selbst vollendete Arbeit. (*B. Röse.*)

Jacob von Serudsch (Jacobus Sarugensis s. Serugensis), ein in der syrischen Kirche sehr geachteter und durch zahlreiche Schriften in seiner Muttersprache ausgezeichneter Bischof, gebürtig aus der kleinen Stadt Kurtam (ܟܘܪܬܡ) am Euphrat, war der Sohn eines lange Zeit kinderlos gebliebenen Ehepaares, und zu Folge eines Berichterstatters über ihn der Sohn eines Priesters, sodaß die Umstände denen sehr ähnlich gewesen, welche die Geburt Johannes des Täufers nach Luc. 1 auszeichneten. Seine Geburt fällt in das J. 763 der Griechen, d. i. 452 nach Chr. Geb.; die Sage hat außerdem die Jugendzeit Jacob's mit allerlei Erzählungen ausgestattet, welche auf die künftige große Bedeutung desselben hinweisen [1]. Im 22. [2]) Lebensjahre prüften ihn fünf Bischöfe, angezogen durch den großen Ruf, welchen er bereits erlangt hatte, und veranlaßten ihn, ohne daß er sich vorbereiten konnte, zu einem Vortrage über den von Ezechiel gesehenen Wagen Gottes; auf dieses sonderbare Thema verfielen sie durch eine am Eingange zum Altare angebrachte Abbildung. Jacob löste seine Aufgabe vollkommen, ohne in irgend einem Punkte gegen die kirchliche Lehre zu verstoßen; aber Allen unerwartet soll er, wie einer seiner Biographen erzählt, auf die an demselben Tage erfolgte Eroberung Amida's durch die Perser übergegangen sein, von welcher man erst später in Serug (ܣܪܘܓ) Kunde erhielt. Die Unrichtigkeit der letztern Überlieferung erhellt schon daraus, daß Amida erst im J. 503 nach christlicher Zeitrechnung den Persern in die Hände fiel, wo Jacob schon das 50. Lebensjahr überschritten hatte [3]. Dagegen ist wol das nicht zu bezweifeln, daß dieser gefeierte Mann von seinem 22. Jahre an, ermuntert durch die höhere Geistlichkeit des Landes, geistliche Reden zu verfassen und aufzuschreiben begann. Im J. 503 nach Chr. Geb. gelangte er zu der Stelle eines Presbyters und 519 erhielt er das Bisthum Batne (*Βατναι*, *Βατνή*) oder Batnon (ܒܛܢܢ), bei den Arabern Serudsch (سروج, ܣܪܘܓ, oder vollständiger بطنان التي في سروج, syrisch ܒܛܢܢ ܕܒܣܪܘܓ oder ܒܛܢܢ ܕܣܪܘܓ), starb aber schon nach 2½ jähriger Verwaltung desselben am 29. Nov. 521 [4]) zu Serudsch, von welchem Orte er auch seinen Beinamen empfing [5]. Bei den orthodoxen Lehrern nicht nur, sondern auch bei den häretischen ward er hoch und heilig geachtet; die Maroniten begehen sein Gedächtniß am 5. April, die Jacobiten am 29. Oct., 29. Jun. und 29. Jul., und außerdem gedenken sie seiner täglich

1) So war z. B. der berühmte kurfürstliche Bibliothekar v. Leibnitz zu Hanover ein großer Anhänger dieser Methode. 2) In seinen **Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres. XL, 100 sq.**

1) So soll er schon als dreijähriger Knabe im Moment der Oblation plötzlich vom Schooße der Mutter gesprungen, zum Altare gegangen, dreimal Weihwasser mit drei Fingern geschöpft und von daher seine Beredsamkeit und Erkenntniß begonnen haben. 2) Das Wunderbare wird noch vergrößert, wenn das Factum schon ins 12. Lebensjahr gestellt wird, was wol nicht blos, wie Assemani glaubt (Biblioth. Orient. Vatic. T. I. p. 287), Folge eines Schreibfehlers ist, sondern Jacob mit Jesus in Parallele stellen soll; vgl. Luc. 2, 42 fg. 3) Vgl. Assemani a. a. O. S. 288, 289. 4) Vergl. Assemani a. a. O. S. 290. Naironus (**Euoplia fidei catholicae Roman. hist. dogmat. ex Syrorum s. Chaldaeorum monumentis eruta. P. I. p. 48 et P. II. p. 112**) und nach ihm Wilh. Cave (**Scriptor. eccles. hist. lit. T. II. p. 110**) machen diesen Jacob irrig zu einem Zeitgenossen von **Jacobus Edessenus.** 5) يعقوب السروجي z. B. bei *Abulfaragius*, **Hist. dynast. compend. p. 148.**

in der Liturgie auf eine ehrenvolle Weise[6]). Sein Beiname Lehrer (ܡܠܦܢܐ, auch ܡܠܦܢܐ ܬܒܝܠܝܐ, doctor universalis) führt ebenfalls auf allgemeine Achtung desselben. Sein Leben beschrieb sein Schüler Gregorius in einer Lobrede auf denselben und ein Ungenannter in syrischer Sprache. Assemani hat das Wichtigste daraus seiner Bibliotheca orientalis Vaticana T. I. p. 286 sqq. einverleibt; derselbe gibt sich Mühe zu erweisen, daß Jacob von Serudsch rechtgläubig gewesen. Die zu dem Ende von ihm beigebrachten Stellen mehrer zu Rom in Handschrift befindlicher Schriften desselben lassen darüber keinen Zweifel, daß er zwei Naturen in Christo annahm, und außerdem sprechen unverdächtige Zeugen zu seinen Gunsten, nicht minder die Verhältnisse Mesopotamiens, wo er als angesehener theologischer Schriftsteller lebte und der Zeit, in welcher er sein Bisthum verwaltete. Dessenungeachtet bezeichnet ihn Renaudot[7]) als einen Monophysiten; auch finden sich in Schriften, welche ihm zugeschrieben werden, allerdings Äußerungen, welche diese Behauptung zu unterstützen nicht ungeeignet sind. Assemani[8]) ist zwar eifrig und meist auch glücklich in der Vertheidigung Jacob's, muß aber doch dabei auch zu der immer etwas mislichen Beschuldigung seine Zuflucht nehmen, daß die Jacobiten solche Stellen untergeschoben oder verfälscht hätten, und daß der Jacobitische Patriarch Dionysius in seinem Chronicon nach einer falschen Überlieferung der Jacobiten von Jacob etwas mittheile, was, wenn es wahr wäre, diesen als strengen Monophysiten darstellen würde[9]). Daß eine solche Argumentation nicht ganz sicher sei, liegt klar am Tage; denn wie leicht ließe sich ein solcher Vorwurf von den Gegnern zurückgeben und die ihren Angaben widersprechenden Äußerungen in Jacob's Schriften für Einschiebsel der Orthodoxen erklären, welche dadurch diesen berühmten Mann hätten zu dem Ihrigen machen wollen, oder doch durch die Hypothese entkräften, Jacob möge im Laufe der Zeit mit seinen Ansichten gewechselt haben, wie es in jener Zeit, wo er lebte, bekanntlich nichts Seltenes war. Zum Glück hat dieser Streit auf Jacob's literarische Bedeutsamkeit keinen Einfluß. Er gehörte offenbar zu den Polygraphen; einer seiner Biographen legt ihm allein 763 Homilien oder metrische Reden bei[10]), Barhebräus[11]) gibt 760 an, bemerkt auch, daß darin die Erklärungen, Briefe, Hymnen (ܡܕܪ̈ܫܐ) und Gesänge (ܣܘܓܝ̈ܬܐ) nicht inbegriffen, und führt zugleich als Sage an, daß 70 Schreiber mit Copiren dieser Reden beschäftigt gewesen sein sollten. Jacob ging in denselben auch von Zuständen des öffentlichen Lebens und allgemeinen Unfällen aus, z. B. hielt er mehre Reden über eine zu seiner Zeit durch Heuschrecken herbeigeführte Verwüstung und dadurch veranlaßte Hungersnoth[12]). Nicht alle Reden aber waren in metrischer Form; nach Assemani gibt es im Vatican handschriftlich sechs prosaische und 233 metrische[13]), welche derselbe näher charakterisirt und theilweise ausführlich bespricht[14]). Die erstern heißen Erklärungen (ܬܘܪ̈ܓܡܐ), weil sie in der syrischen Kirche, nach dem Evangelium gelesen zu werden pflegen[15]). Die Homilien Jacob's werden noch jetzt, nach dem Kirchenjahre vertheilt, beim öffentlichen Gottesdienste zum Vorlesen benutzt[16]). Nach Barhebräus'[17]) Erzählung schrieb Jacob auch auf Bitten seines Schülers Gregor Erklärungen von den sechs Centurien des Evagrius (Ponticus). Von den übrigen Schriften erwähnt Assemani, außer noch fünf Briefen, die Ordnung der heil. Taufe; auch bemerkt er, daß Jacob zwei Liturgien oder Anaphora zugeschrieben werden (ܐܢܐܦܘܪ̈ܐ), deren eine er jedoch ihm abzusprechen und Severus von Antiochien beizulegen geneigt ist[18]); die andere hat Renaudot[19]) in lateinischer Übersetzung bekannt gemacht, und besitzt nach Hiob Ludolf's Angabe[20]) auch die äthiopische Kirche in einer Version[21]). (*A. G. Hoffmann.*)

Jacob von Soest (**Jacobus de Susato s. Susato s. Sosato**), so benannt von seiner in Westfalen liegenden Geburtsstadt, ein Dominikanermönch, lebte im 15. Jahrh. als Lehrer der Theologie und Inquisitor zu Cöln am Rhein, hat sich durch mehre Schriften, vorzüglich exegetischen Inhalts, zu seiner Zeit Ruf erworben und starb im J. 1423 *). Er commentirte das Evangelium des Matthäus, die Briefe an die Hebräer, an den Timotheus und das Buch der Weisheit; außerdem schrieb er sehr ausführliche Vorlesungen (lecturae) über Matthäus. Seine übrigen theologischen Schriften waren: Super missam; in IV libros sententiarum; de veritate conceptionis b. Mariae virginis; de hora mortis Christi; de auctoritate et origine ecclesiae. Dann sammelte, ordnete und vertheidigte er die Privilegien des Ordens, dem er angehörte, und hinterließ auch Collationes breves et

6) Assemani a. a. O. S. 55 und 283. 7) Liturg. Oriental. collect. T. II. p. 367. 8) a. a. O. S. 292 fg. 9) Und doch erzählt auch Barhebräus (bei Assemani a. a. O. T. II. p. 322), welcher freilich auch Jacobit war, etwas Ähnliches, allerdings wol nur nach ältern Jacobitischen Quellen, und Amru (bei Assemani a. a. O. T. III. P. I. p. 384), auf welchen Renaudot sich stützte, sagt gradezu: „Und Jacob der Serudschit war Anfangs rein im Glauben, und wurde unterrichtet mit Barsuma auf der Schule zu Edessa; aber als er sah des Kaisers Neigung zum Severus, sprach er nach dessen Meinung, unterstützte sie — — und bestätigte dem Messias Eine Natur — und daß die Leiden kamen über die göttliche Natur." Vgl. jedoch damit Assemani's Gegenrede (a. a. O. S. 337). 10) Vgl. Assemani a. a. O. T. I. p. 299. 11) Bei Assemani a. a. O. T. II. p. 322.

12) Cf. *Abulfaragii* Hist. dynast. compend. p. 148. 13) Er zählt nur 231, weil er zwei über Stellen aus Apokryphen des A. T. nicht mitrechnet. Vgl. a. a. O. S. 332, 333. 14) a. a. O. T. I. p. 304—340. 15) Assemani a. a. O. T. I. p. 23 und 304. 16) Assemani a. a. O. T. I. p. 300. 17) Bei Assemani a. a. O. T. II. p. 322. 18) a. a. O. S. 300, 301. 19) Liturg. oriental. collect. T. II. p. 356. 20) Commentar. ad Hist. Aethiopic. p. 340. 21) Einen kurzen Abriß der Lebensgeschichte Jacob's von Serudsch gibt Jöcher's Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 1816, 1817 nach Assemani.

*) *Quetif* et *Echard*, Scriptores Ord. Praedicatorum. T. I p. 774. Jöcher (Gelehrten-Lexikon. 2. Th. Col. 1817) nennt den Jacobus von Soez oder Zoet.

sermones und distinctiones breviores et longiores pro arte colligendi. Für unsere Zeit jedoch kann von seinen Arbeiten nur das Historische ein allgemeines Interesse erregen, obschon auch dieses fast nur auf seinen Orden sich bezieht. In einer **Chronica brevis**, welche auch unter dem Titel: **De viris illustribus ordinis Praedicatorum**, citirt wird, behandelte er nämlich die Geschichte desselben von seinem Ursprunge bis zum J. 1415. Mehre Ordensglieder setzten sie fort, excerpirten und interpolirten sie. Albert Castellanus führte sie z. B. bis zum J. 1504 und Felix de Castel franco bis zum J. 1566 fort. In dieser theils vervollständigten, theils aber auch verstümmelten und verunstalteten Form und mit den Angaben anderer Chronisten gemischt, erschien sie in dem Werke: **Brevis et compendiosa chronica de magistris generalibus et viris illustribus ordinis Praedicatorum ex diversis chronicis ordinis maximeque magistri Jacobi de Susato s. theol. professoris excerpta** (Venet. und sonst). Außerdem soll er noch eine Chronik (allgemeine?) und Weltkarte hinterlassen haben*).

(*A. G. Hoffmann.*)

Jacob von Tagrit, so genannt von der sehr angesehenen Stadt, wo er die Stelle eines Bischofs der Jacobiten bekleidete[1]), war gebürtig aus Bartela (daher auch J. Bartelensis, (ܒܪܛܠܝܐ) in der Gegend des alten Ninive, und widmete sich dem Klosterleben, bis er zu dem erwähnten geistlichen Amte berufen wurde. Bei Einigen heißt er Sohn des Esau[2]), bei Andern Severus, Sohn des Schaccau (ܫܟܘ)[3]), was freilich aus Esau verdorben sein könnte. In der Grammatik und Dialektik hatte er den Nestorianer Barzugbi, in der Lectüre der arabischen Philosophen aber den Mosulaner Kemaleddin zum Lehrer[4]). Er gehört der ersten Hälfte des 13. Jahrh. an und verfaßte in syrischer Sprache eine Dogmatik in vier Theilen, unter dem Titel „Buch der Schätze", welche handschriftlich erhalten und deren Inhalt von Assemani ziemlich speciell angegeben wird; ferner ein Symbol des Glaubens, eine Erklärung der kirchlichen Handlungen, Gebete[5]), Dialogen[6]) und Anderes. Sein Tod erfolgte im J. 1542 der Griechen (1231 n. Chr. Geb.), nicht lange nach Vollendung seines dogmatischen Hauptwerkes, als er im Begriffe war, sich zum Patriarchen Ignatius zu begeben[7]).

(*A. G. Hoffmann.*)

Jacob de Teramo (Tranensis) oder **Jacob de Ancharano**, ein neapolitanischer Geistlicher aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., war erst Archidiakonus und Kanonikus zu Aversa bei Neapel, später Bischof zu Monopoli und zuletzt Erzbischof zu Taranto. Er verfaßte einen Tractat **de monarchia papae**, welchen Karl Molinäus[1]) blasphemisch nennt. Nach Trithemius' Angabe[2]) schrieb er auch Anmerkungen zu den Clementinen; wichtiger ist die **Consolatio peccatorum seu liber Belial processus Luciferi contra Jesum judice Salomone**, welches Werk schon im J. 1482 in Fol. und 4. und nachher oft gedruckt wurde, obschon es zu den verbotenen Büchern gehörte; es gibt davon auch eine französische und teutsche Übersetzung, die letztere führt den Titel: „Das Buch Belial genannt." (Augsburg 1493. Fol.) Es ist ein Dialog, welcher die Erlösung des Menschengeschlechts zum Gegenstande hat[3]).

(*R.*)

Jacob de Tesselis, de Thessalonia, s. **Jacob de Cessolis**.

Jacob Tolosanus, s. **Magni** (**Jac.**).

Jacob Twinger de Koningshoven, s. **Königshofen**.

Jacob von Ungern, im 13. Jahrh. als Haupt der Pastorellen oder der Schäfersecte ein sehr merkwürdiger Mann, dessen Leben und Charakter einer genauern Untersuchung werth wären, als sie bisher geschehen ist. Was von ihm bekannt ist, reicht noch lange nicht hin, einen sichern Schluß über ihn selbst und über das eigentliche Ziel seiner gewagt enthusiastischen Unternehmungen zu ziehen, wenn auch die wenigen Thatsachen, die hin und wieder berichtet wurden, in sich bestimmter und zuverlässiger sind, als sie Manchem auf den ersten Anblick scheinen möchten. Dennoch ist schon das Wenige sehr anziehend. Ob er sich wirklich in seiner Jugend in den Orden der Cistercienser habe aufnehmen lassen, was von Mehren behauptet wird, dürfte sich noch am leichtesten beweisen lassen. Daß er aber in der Folge ein Abtrünniger geworden und sogar zu den Muhammedanern übergegangen sei, ist eine Beschuldigung, die in jenen Zeiten zu vielen unternehmenden Männern mit so offenbarem Unrecht gemacht wurde, daß sie bei dem Mangel an bis hierher zuverlässigen Beweisen kaum für etwas mehr, als für eine leere Erfindung seiner mächtigen Gegner angesehen werden kann. Viel muß er sich im Leben versucht, mancherlei Welt- und Menschenkenntniß sich erworben haben, die man hinter den Klostermauern zu gewinnen kaum im Stande sein dürfte. Hier verlassen uns grade die Nachrichten. Ausdrücklich wird von ihm gerühmt, daß er der lateinischen, teutschen und französischen Sprache vollkommen mächtig gewesen ist, was auch seine Geschichte beglaubigt. Die ungrische Volkssprache war ihm nicht minder geläufig, was sich von selbst versteht, da Ungern der erste Schauplatz seiner kühnen Unternehmungen war. Zuvörderst suchte er sich durch schwärmerische Predigten unter dem gemeinen Volke einen Anhang zu gewinnen, was ihm auch so wol gelang, daß er bald unter der leichtgläubigen Menge zum Ansehen eines von Gott inspirirten Propheten sich erhob. Als solcher feuerte er nun die ungrischen Landbewohner zu einer ganz eigenen Art von

*) Vergl. außer Quetif und Echard a. a. O. *G. J. Vossius*, De historic. lat. L. III. (ed. Lugd. Bat. 1651.) p. 801. *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aetat. sub voce.

1) Bibliotheca Orientalis Vaticana. T. II. p. 237 sq. 2) a. a. O. S. 237. 3) a. a. O. S. 455; namentlich nennt ihn Barhebräus so; vergl. Assemani a. a. O. S. 477. 4) a. a. O. S. 455. 5) a. a. O. S. 240—242. 6) a. a. O. S. 455. 7) a. a. O. S. 455.

1) Cf. *Leonh. Nicodemi* Additamenta ad *Nicol. Toppium.* p. 85. 2) De scriptor. ecclesiast. fol. 146. (ed. Par. 1494. 4.) 3) *Fabricii* Bibl. lat. med. et inf. aet. sub voce *Jacob de Ancharano*, und Jöcher, Gelehrten-Lexikon. 4. Th. Col. 1059.

Kreuzzuge an. Er verkündigte ihnen, Gott der Herr habe nach seinem ewigen Rathe beschlossen, in dieser letzten Zeit seine Macht auf Erden von Neuem der Welt zu offenbaren, wie er es vor Zeiten gethan; des Herrn starke Hand wolle schaffen, daß das gelobte Land aus der Gewalt der Ungläubigen gerissen und ein ewiges Eigenthum der Christenheit werde; dazu sei es Gottes heiliger Wille, daß der Tod des heiligen Ludwig von Frankreich an den Türken gerächt werde. Das Alles aber wolle der Herr allein durch die Armen und Niedrigen im Volke bewirken, damit des Ewigen Macht sichtbar werde vor allen Völkern, und daß man erkenne, wie der Herr die Unangesehenen ehren und die von den Großen Verachteten erhöhen wolle. Jacob versicherte seinen zahlreichen Hörern zu dem Ende, der Herr habe ihn gewürdigt, mit seinen himmlischen Heerscharen im beständigem Umgange zu stehen. Nicht allein die Engel kamen zu ihm und unterredeten sich mit ihm über die Ausführung des heiligen Werkes und andere himmlische Dinge, sondern auch die heilige Jungfrau Maria erschien ihm in ihrer göttlichen Erhabenheit und verhieß ihm ihren Alles vermögenden Beistand. Je gewöhnlicher damals der Glaube an solche Erscheinungen war, desto leichter fanden seine feurig vorgetragenen Versicherungen erwünschten Eingang unter der Menge, sodaß ihm auch das Landvolk in Haufen zuströmte. Sein sich zusehends vergrößernder Anhang erhielt also mit Recht den Namen der Pastorellen oder der Hirtensekte, aus welcher er bald ein nicht geringes Heer bilden konnte. Er theilte den Haufen in ordentliche Regimenter, nach Art des Kriegsvolkes, gab ihnen Obersten und Hauptleute, ließ Fahnen verfertigen, auf denen heilige Engel und die Mutter des göttlichen Sohnes, als ihre Beschützer, abgebildet waren. Seine eigene Fahne, das Hauptpanier des Bauernheeres, zeigte ein Lamm, welches das Zeichen des heiligen Kreuzes trug. Als er beinahe über ein Heer von 30,000 Mann zu gebieten hatte, fing er an, sich den Beherrscher Ungerns zu nennen, zog aber bald aus dem Lande durch Teutschland nach Frankreich, wo er seinen Anhang hauptsächlich zu verstärken gedachte. Amiens in der Picardie wurde das Hauptquartier seines Haufens, wo ihm Rast vergönnt wurde. Gewöhnlich wird der Aufbruch seiner Mannschaft aus Ungern in das J. 1251 gesetzt. Es ist also, sollte man meinen, entweder die Zeit des Ausmarsches und der Ankunft in Frankreich falsch aufgezeichnet worden, oder der ausdrücklich mit genannte Grund zur Begeisterung, dessen sich dieser kühne Abenteurer bedient haben soll, nämlich den allgemein geehrten König der Franzosen, Ludwig IX., zu rächen, kann nicht von ihm benutzt sein, da Ludwig der Heilige auf seinem letzten Kreuzzuge gegen die afrikanischen Raubstaaten erst im hohen Sommer 1270 vor Tunis umkam. Und doch scheint dieser Umstand am besten zu erklären, warum Jacob vorzüglich in Frankreich auf ansehnliche Verstärkung seines Haufens hoffen konnte, da die Franzosen notorisch schon den Kreuzzug ihres verehrten Königs nur aus Liebe gegen ihren Beherrscher im Allgemeinen mitgemacht hatten, also zu einem solchen Unternehmen ohne eine besondere Veranlassung nicht aufgelegt [illegible] mochten. Allein der Tod des Königs muß nur als vorgespiegelt, vom Gerücht verbreitet, angesehen werden; man glaubte grade damals um so leichter daran, da Ludwig im J. 1250 mit seinem ganzen Heere in Ägypten aufgehoben und gefangen genommen worden war. Da Ludwig erst im J. 1254 mit dem kleinen Reste seines Heeres zurückkehrte, war im J. 1251 augenscheinlich die Zeit der höchsten Spannung der Franzosen, was die Klugheit Jacob's und die Richtigkeit der Jahreszahl bestätigt und was der Fortgang noch stärker beweisen wird. Jacob selbst war nach Paris geeilt, wo er in der Kirche des heiligen Eustachius im Priesterornat so wirkungsvoll predigte, daß sein Heer auf 100,000 Mann heranwuchs. Mit dieser in verschiedene Haufen getheilten Masse bewegte er sich südlich, um die Abtheilungen in verschiedenen Städten einschiffen zu lassen. Zwar erklärten sich die meisten Bischöfe gegen ihn, unter diesen der Bischof von Orleans, Guil. de Bussy; die Einwohner der Stadt waren aber anderer Meinung und empfingen ihn als einen Propheten. Als aber auch Blanka, die überaus herrschsüchtige Mutter Ludwig's, welcher während der Abwesenheit des Königs die Regierung übertragen worden war, sich gegen diesen abenteuerlichen Kreuzzügler erklärte, nahm die Angelegenheit für diesen eine tragische Wendung. Allenthalben ergriffen die Städte gegen das zerstückelte Heer der Pastorellen die Waffen. Jacob selbst wurde eine teutsche Meile von der Stadt Bourges angegriffen und mit Vielen der Seinen erschlagen. Ein Fleischer hieb den Anführer nieder. Was nicht im Gemetzel umkam, wurde gefangen, die Glücklichsten retteten sich durch schnelle Flucht. So ging es ihnen auch in der Gegend von Marseille, Bordeaux u. s. w., sodaß mit dem Tode Jacob's die ganze Sekte völlig ausgerottet war. Weil aber Blanka bereits am 1. Dec. 1252 mit Tode abging, erhärtet sich die Angabe des J. 1251 auf das Bestimmteste. Weiteres darüber enthält Hist. de St. Louis.

(*G. W.* Fi[illegible])

Jacob von Varaggio (**Jacobus de Varagine**, bei seinen Zeitgenossen gewöhnlicher aber **J. a Voragine** genannt) erhielt, wie Johann von Trittenheim will, den Beinamen daher, weil er die heiligen Schriften so häufig anführe (also **vorago**, Schlund, für Berthuer, Verschwender). Wäre dieser Grund richtig, so sollte man freilich erwarten, daß Jacob nicht **a Voragine**, sondern gradezu **Vorago** genannt worden wäre, etwa wie Petrus Comestor heißt. Nach dem Latein des Mittelalters könnte **Jacobus a Voragine** wohl Jacob von (mit) dem Schlunde, der Alles verschlingende Jacob, bedeuten; doch ist nicht zu übersehen, daß der Name bei den Zeitgenossen nicht **de Voragine**, sondern **de Varagine** hieß, namentlich in mehren Stellen des **Chronicon MStum** eines Ungenannten, in der Bibliothek von Este, welches wenige Jahre nach Jacob's Tode geschrieben ist, und sein **Chronicon Genuense** benutzt[1]). Nach Oudin (Lib. de

1) Ebenso lautet der Name noch bei Georg Stella (Annal. Genuens. ap. *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. XVII. p. [illegible]), welcher ums J. 1409 schrieb.

Script. Eccles.) und Andern ist Jacob's Beiname von einer kleinen genuesischen Stadt, nicht weit von Genua, entlehnt, und Leander Albert[2]) berichtet, Jacob's Vaterstadt sei Varagium, ein Städtchen, 10,000 Schritte von Savona in der Richtung nach Genua entfernt. Dieses ist ganz der Sitte jener Zeit gemäß, welche zur nähern Bezeichnung den Geburtsort dem Taufnamen beifügte. Insofern jene noch jetzt bestehende, an der Meeresküste im Westen von Savona und im Osten von Voltri und Genua gelegene Stadt Varaggio bei Einigen Virago genannt wird (sie soll ursprünglich Vicus Virginis geheißen haben), wird Jacob auch de Viragine bezeichnet[3]). Richtiger möchte jedoch die Form Varago (Varagium) sein, nach dem italienischen Varaggio, wie auch Muratori[4]) mit Jacob's Zeitgenossen schreibt. Das Geburtsjahr Jacob's läßt sich einigermaßen daraus schließen, daß er zu der großen Sonnenfinsterniß im J. 1239 bemerkt, er habe damals noch in den Knabenjahren gestanden[5]). Im J. 1244 trat er in den Predigerorden, wurde später Provinzial der Lombardei und vom Papste Nikolaus IV. 1292 zum Erzbischofe von Genua erhoben. Der Papst hatte ihn durch ein Schreiben zu sich berufen, um ihm die Weihe und das Pallium zu geben; aber als Jacob am Palmensonntage nach Rom kam, fand er ihn gefährlich krank. Nach dem am Charfreitage erfolgten Tode desselben[6]) hielt das Cardinalcollegium in der Osterwoche ein Consistorium, und verordnete, daß bei der Achtung, welche die Gemeinde von Genua genieße, ihr Erzbischof bald abgefertigt werden müsse. Daher wurde Jacob in der Octava Paschae (am achten Tage nach Ostern) durch den ehrwürdigen Pater D. Latinus von Ostia geweiht und an demselben Tage oder in derselben Woche[7]) mit dem Pallium versehen. In seinem Amte bewies er sich sehr mildthätig gegen die Armen und Kranken, und verwendete auf sie die reichen Einkünfte seines Stiftes. Durch Demuth und Menschenliebe zeichnete er sich vor den Bischöfen seiner Zeit aus; Factionen begünstigte er nicht, sondern den Frieden, und schuf, wie er selbst berichtet, die lange Zwietracht der Genueser in Eintracht um. Daher paßt gar nicht auf ihn jene berühmte Sage, welche Blondus und nach ihm Jacob Phil. Bergamas[8]) von ihm erzählen, daß Bonifacius VIII. in der Meinung, Jacob begünstige die kaiserlichen Partei, ihm am ersten Tage der großen Fastenzeit, statt ihm die geweihte Asche zu reichen, diese ins Gesicht geworfen, und nicht, wie gewöhnlich: „Cinis es, et in cinerem reverteris," sondern parodirend: „Gibellinus es et cum Gibellinis tuis ad nihilum reverteris," oder nach Andern: „Memento, quia Gibellinus es, et cum Gibellinis tuis in pulverem redigeris," gesagt habe. Ist dies geschichtlich wahr, so konnte das Erzählte, wie die Vorsichtigern meinen, Jacob's Nachfolger, Porchett Spinola, begegnen, welcher sich wirklich den Haß des Papstes Bonifacius VIII. zuzog, auch abgesetzt wurde, jedoch später seine Stelle wieder erhielt. Jacob hielt im J. 1239 in der Kirche des heil. Laurentius ein Provinzialconcil[9]), und gab dadurch die Veranlassung zu vielen nützlichen Bestimmungen und Einrichtungen, welche wenigstens zu seiner Zeit beobachtet wurden. Umständlich ist er über den Leichnam des heil. Syrus, welcher in einer marmornen Kiste unter dem Altare des heil. Laurentius verwahrt wurde. Da nämlich Einige daran zweifeln mochten, ließ er in Gegenwart der Mitglieder des Concils und der Behörden der Stadt die Kiste aufmachen, öffnete die Kapsel, worin nach einer auf blecherner Tafel befindlichen Nachricht die Gebeine des heil. Syrus sein sollten, auf dem Altare des heil. Laurentius, untersuchte hier eigenhändig alle darin befindlichen Gebeine und fand sie vollständig. Kurz darauf, am Feste des heil. Syrus, stellte er die Kapsel auf einer großen Bühne in der Kirche des heil. Laurentius zur Schau aus, und zeigte die Gebeine zum Ansehen und zur Anbetung. Dann befahl er, das Haupt des heil. Syrus in der Sacristei aufzubewahren und in ein silbernes Behältniß einzuschließen. Auch verzeichnete er die Legende dieses Heiligen mit Eifer und Sorgfalt und erzählt viele Wunder, welche sich in der alten Legende nicht finden, die er aber von Glaubwürdigen gehört haben will[10]). Weniger Freude fand er an den politischen Geschäften. Im J. 1295 machten die Genueser und Venetianer große Kriegsrüstungen zum Kampfe mit einander; Bonifacius VIII. erwog, daß diese Zwietracht ein Hinderniß für die Angelegenheit des heiligen Landes werden könne, schickte daher Legaten in beide Städte und gebot ihnen, Bevollmächtigte zu ihm zu senden. Nach Genua begab sich demnach auf sein Geheiß der Erzbischof von Messina, nach Venedig aber der Erzbischof von Reggio; und beiden Städten wurde bei Strafe der Excommunication Waffenstillstand bis zum nächsten Feste Johannis des Täufers anbefohlen. Der Erzbischof Jacob wurde in dieser Angelegenheit nach Rom entboten und blieb mehr als drei Monate dort. Nachdem die Zeit des Waffenstillstandes zu Ende war und die Verhandlungen zu keinem Ziele führten, kehrte Jacob wieder heim und fand die

2) Descript. Ital. (Venet. 1581.) p. 13. 3) So z. B. von *Gerard. Joan. Vossius*, De Histor. Latin. Lib. II. p. 491: „a. MCCXC claruit *Jacobus de Viragine* Ligurum oppido, qui vulgo de *Varagine* appellatur." Letztern Namen führt er in den Ausgaben seiner Legenda aurea und bei Moreri (Grand Dictionnaire Historique. 11. ed. T. III. p. 193) wird er unter Jacques de Voragine abgehandelt, aber bemerkt, daß er auch de Varagine ou Viragine heiße. Joh. Jac. Hoffmann (Lexicon Universale p. 802) nennt ihn J. de Voragine, und so andere mehr. 4) Cf. In Chronicon Genuense Jacobi de Varagine Praefatio *Ludovici Ant. Muratorii* in seinem großen Werke: Rer. Ital. Scriptt. T. IX. p. 3. 5) „Licet *annos tunc pueriles ageremus*" etc. Chronicon Januense *Jac. de Varagine*, p. 47. 6) Nikolaus IV. starb den 4. April 1292. 7) So unbestimmt redet Jacob von Varaggio selbst in seinem Chron. Jan. p. 53. 8) Chr. Supplem. Lib. XII. ad ann. 1146, wo er erzählt, daß um diese Zeit zuerst den Genuesern gestattet worden, Gold- und Silbermünzen zu schlagen und sie mit dem Bildnisse des Kaisers zu versehen, während sie vorher sich der Münze von Pavia bedienten.

9) Die Bischöfe und Äbte, welche demselben beiwohnten, zählt er in seinem Chron. Jan. p. 54 selbst auf. 10) Dieses Alles erzählt er selbst, Chron. Jan. p. 26 et 54.

zahlreiche, herrlich bemannte Galeerenflotte der Genueser schon ausgelaufen; doch kam es nicht zu einer Schlacht mit den Venetianern. Jacob's Patriotismus zeigte sich bei dieser Gelegenheit auch darin, daß er diesen Seezug mit sichtbarer Liebe beschrieb, wie denn auch die übrigen Genueser ihn einem Triumphe gleich achteten, insofern die Venetianer nicht gewagt hatten, auf dem Meere zu erscheinen. Jacob's Schriften erregten theils die Bewunderung seiner Zeitgenossen und späterer Geistesverwandten, erfuhren aber auch den heftigsten Tadel. Wir folgen bei ihrer Aufzählung der von ihm selbst gewählten Reihenfolge am Schlusse seiner genueser Chronik. Sie gehören theils seiner frühern Zeit, wo er dem Orden lebte, theils der Periode seines Lebens an, wo er das Erzbisthum Genua verwaltete. Denn die Legenden der Heiligen compilirte er in mehren Büchern und fügte Vieles aus der **Historia Tripartita** und **Scholastica** und aus allerlei Chroniken hinzu. So berichtet er selbst. Dies Werk ist unter dem Namen **Legenda aurea** und **Speculum Sanctorum** berühmt; die Ausgabe vom J. 1497, mit dem Titel: **Lombardica historia que a plerisque Aurea legenda sanctorum appellatur**, beginnt mit einer **Tabula legendarum** und einem **Prologus**, welche beide nicht von dem Verfasser sind. Hierin wird der Inhalt des Werkes, welches **legendae sanctorum compilatae per fratrem Jacobum de voragine**[11]) **januensem** genannt wird, alphabetisch verzeichnet. Hierauf folgt ein anderer Prolog[12]) und nach demselben **Tabula legendarum**, mit der Überschrift: **Incipiunt capitula**, welche einen Nachweis der Legenden gibt, wie sie im Werke stehen, nach der Reihenfolge der Kirchenfeste. Nach diesem Verzeichnisse folgt dann endlich die eigentliche Darstellung der Legende selbst[13]). Nachdem die Legenden mit der **de dedicatione ecclesiae** geschlossen werden[14]), folgen aber noch **quaedam legendae a quibusdam aliis**[15]) **superaddite. Et primo quidem de decem millibus martyrum.** Dies ist die 178. Legende; das Ganze schließt aber mit der 215., der **Legenda de cena domini**, und am Schlusse heißt es: „**Finiunt quorundam sanctorum legende adjuncte post Lombardicam historiam, Anno Domini 1497.**“ So gut man einen Anhang von Legenden hinzuzufügen sich erlaubte, konnte man auch die Prologe[16]) vorausschicken, den einen als Einleitung zu dem alphabetischen Verzeichnisse, den zweiten, um einen Überblick über die vier Zeiten zu geben, wornach die Legenden im Werke geordnet sind. Jacob bemerkt übrigens jedesmal selbst das Nöthige im Werke über jede Abtheilung. Über Jacob's Schrift urtheilt Wicelius (in der Vorrede seines **Hagiologii**), es enthalte viel Ungewisses und Fabelhaftes, und der dadurch nicht eben verehrte Verfasser sei bei allen Verständigen in große Verachtung gerathen, da er die Acten der Ältern hintangesetzt habe, während doch grade in diesen das Leben und das Martyrerthum der Heiligen mit größerer Gewissenhaftigkeit und Treue überliefert worden sei. Ludwig Vives erklärt, die **Legenda aurea** sei von einem Menschen mit eisernem Munde und bleiernem Herzen geschrieben; man könne daher nicht genug den Fleiß derjenigen loben, welche aus den Quellen der Ältern die Lebensgeschichten der Heiligen schöpften. Aber Jacob hat den Inhalt der Legenden, wie er sich bei ihm findet, nicht erdichtet, sondern gibt die Sagen so, wie sie sich in der Folge der Zeit gebildet hatten, und es hat unstreitig auch sein Interesse, die immer mehr ausgeschmückten Angaben kennen zu lernen. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet hat sich Jacob durch sein auf diesem Felde reichhaltigstes Werk für alle Zeiten verdient gemacht. Wer freilich in der Legende reine Geschichte besitzen möchte, dem kann die **Legenda aurea** nicht zusagen, da sie den ungeschichtlichen Charakter dieser Überlieferungen zu klar vor Augen stellt, er wird sich vielmehr mit dem Bestreben befreunden, die Legenden in der ältesten Gestalt ans Licht zu ziehen, wo in der Regel die Unwahrscheinlichkeiten noch nicht so freigebig dargeboten werden. Warum sollte aber neben der ältern nicht auch die spätere Sage aufbewahrt werden? Für den Ursprung und die Ausbildung solcher Überlieferungen und eben dadurch auch für die richtige Betrachtungsweise derselben und ihre Kritik ist es vielmehr nothwendig, die Sage auch in der phantastischen Form und in ihrer völligen Entartung vor Augen zu haben. Von diesem höhern Gesichtspunkte aus behält also die **Legenda aurea** immer ihren Werth, und die vielen Ausgaben und Übersetzungen, in welchen sie verbreitet ist, dürfen nicht befremden. Jacob schrieb auch zwei **Volumina Sermonum de omnibus Sanctis**, deren Feste alljährlich gefeiert werden, das eine sehr weitläufig, das andere kürzer und gedrängter[17]); auch **Sermones**[18]) **de omnibus Evangeliis Dominicalibus**, welche im Jahreskreise von der Kirche gelesen werden, über jedes Evangelium

11) So ist der Name hier geschrieben. 12) Er fängt so an: „**Incipit prologus super legendas sanctorum, quas collegit in unum frater Jacobus natione janensis ordinis fratrum praedicatorum,**“ und handelt davon, daß die ganze Zeit des gegenwärtigen Lebens in vier Zeiten getheilt werde: **tempus deviationis, renovationis s. revocationis, reconciliationis et peregrinationis.** 13) „**Incipit,**“ heißt es, „**legenda sanctorum, que Lombardica nominatur. Et primo de festivitatibus, quae occurrunt infra tempus renovationis, quod reputat ecclesia ab adventu usque ad nativitatem domini. Legenda Prima. De adventu Domini. Adventus domini per quatuor septimanas agitur**“ **etc.** Da nun Jacob in seiner Chronik sagt: „**Istius Operis Prologus sic incipit:** ***Adventus*** **Domini**“ **etc.**, so kann auch der zweite Prolog nicht von ihm selbst herrühren. 14) Es heißt auch ausdrücklich: „**Explicit legenda lombardica Jacobi de voragine ordinis praedicatorum episcopi januensis.**“ 15) Petrus Clodiensis hat, wie Raphael Volaternus (**Urbanorum commentariorum Lib. XXI**) angibt, die von Jacob übergangenen Legenden verfaßt.

16) Den zweiten gibt Joh. v. Trittenheim (**De Script. Ecclesiast.** in **Oper. Hist. ed. Francof. P. I. p. 300**) als Anfang des Werkes an; er sagt nämlich: „**Historia Lombardica Lib. I. Universum temporis praesentis;**“ so beginnt aber der zweite Prolog. Über den Titel des Werkes bemerkt er: „**Legenda aurea sive speculum sanctorum, sed jam communiter appellatur legenda seu Historia Lombardica.**“ 17) Beide Volumina fangen so an: „**Vestigia ejus secutus est pes meus.**“ 18) Joh. v. Trittenheim kennt nur **Sermones de Sanctis, Lib. I.** und als Anfang derselben gibt er an: „**Vestigia ejus secutus est**

gelium drei **Sermones** zur Ehre der ungetheilten Dreieinigkeit[19]; ferner **Sermones de omnibus Evangeliis,** welche an den einzelnen Tagen in der großen Fastenzeit[20] gelesen werden, nämlich von der Aschermittwoche bis zum Osterdinstage, und zwar über jedes Evangelium ihrer zwei[21]. Ferner schrieb er ein Buch, das **Marialis** heißt, welches lediglich die heil. Maria betrifft und nach der Buchstabenreihe des Alphabets eingetheilt ist[22]. Die Chronik von Genua[23] trug er zusammen im zweiten Jahre seiner dortigen Wirksamkeit, nämlich 1293, wie er selbst berichtet. Sie unterscheidet sich von den meisten Chroniken des Mittelalters durch sorgfältige, künstlerische Eintheilung[24]. Nach dem J. 1293 stehen einige spätere Zusätze, aber auch von des Verfassers Hand, in welchen die Chronik bis zum J. 1297 herabgeht, da Jacob 1298[25] starb. Er führt die Geschichte bis zu dem Zeitpunkte, wo bereits der Zwiespalt zwischen dem Papste Bonifacius VIII. und den Cardinälen von Colonna ausgebrochen und diese ihrer Cardinalshüte beraubt worden. Jacob genoß einen solchen Ruf und solche Achtung, daß seine Chronik kaum aus seinen Händen war, als die Gelehrten sich in ihren Besitz zu setzen wetteiferten. Sie benutzte wenige Jahre nach seinem Tode der Ungenannte, dessen Chronik in der Bibliothek von Este aufbewahrt wird. Auch Gualvaneus de la Flamma, welcher ums J. 1330 seinen **Manipulus Florum** schrieb, zählt Jacob von Genua unter den Schriftstellern auf, die ihm zur Hand waren. Georg Stella (um 1409) fällt das Urtheil über Jacob[26], die heilige Schrift habe er sehr gut verstanden, und aus derselben nicht blos möglichst viel im Gedächtnisse gehabt, sondern auch viel compilirt, aber die andern Rhetoren, Historiker und Dichter zu wenig angesehen[27]. Aus dem Codex von Jacob's Chronik in der Bibliothek von Este, und da diesem einige Blätter fehlten, mit Ergänzungen aus einer Handschrift der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand hat Muratori die **Chronica de civitate Januensi edita a Fratre** ***Jacobo de Varagine*****, Ordinis Fratrum Praedicatorum Dei Gratia Archiepiscopo** im 9. Th. der **Scriptorum Rer. Italicarum**, p. 6—56, herausgegeben, aber nur das für die Geschichte Brauchbare, indem er die vielen Auswüchse, welche Jacob's Arbeit als Geschichtwerk betrachtet hat, die religiösen und politischen, ins Allgemeine gehenden Betrachtungen und das der Fabelwelt Anheimfallende hinwegließ[28]. Doch wäre auch dieser Theil für die Sagengeschichte interessant, weil man daraus sehen würde, wie sich diese Sagen im Mittelalter ausgebildet hatten[29]. Da Muratori vom rein geschichtlichen Standpunkte ausging, so hat er auch den zweiten Theil hinweggelassen; das erste Capitel darin beschäftigt sich mit der Zeit von Janua's Erbauung, Cap. 2 mit seiner Erweiterung, Cap. 3 mit seiner Zerstörung durch die Karthager oder Afrikaner und seiner Wiedererbauung durch die Römer. Dieses dritte Capitel enthält auch Geschichtliches[30]. Auch den dritten Theil, welcher die verschiedenen Meinungen über die Entstehung des Namens Janua, und die Angabe, daß es in allen alten Büchern Genua genannt wird, hat Muratori nicht mitgetheilt, ebenso wenig den vierten, welcher sich über die Bekehrung Janua's zum Christenthume und über den vorher überall herrschenden Götzendienst verbreitet. Auch vom fünften Theile, welcher in drei Capiteln die drei Zustände (des Anfangs, des Fortschrittes und der Vollendung) der Stadt Janua behandelt, sind nur die beiden letzten Capitel gedruckt und geben einen schätzenswerthen geschichtlichen Überblick. Ebenso großen, wenn nicht noch größern Werth hat der sechste Theil von den verschiedenen Arten der weltlichen Regierung, welche nach einander in Genua stattfand. Der siebente Theil lehrt, wie die Regierenden (**Rectores**), der achte, wie die Bürger, und der neunte, wie das Haus- und Familienwesen beschaffen sein soll, wie bei der Wahl der Frau zu verfahren und wie sie zu

---

19) Dieses Werk fängt nach dem Prolog so an: „Praepara te in occursum Dei tui Jerusalem" etc. 20) Weshalb das Werk bei Joh. v. Trittenheim Sermones quadragesimales, Lib. I., genannt wird. 21) Der Anfang dieses Werkes ist: „Filia populi mei induere cilicio" etc. 22) Dieses Buch beginnt nach dem Prolog so: „Abstinentia multiplex est" etc. Joh. v. Trittenheim (S. 500) nennt diese Schrift Mariale de S. Maria, Lib. I., und als dessen Anfang gibt er noch an: „Cogitanti mihi dies anni." 23) „*Praesentem* etiam Chronicam compilavit," sagt er im Chron. Januens. zum Schlusse der Aufführung seiner Werke. 24) Sie hat nämlich 12 Theile, und der 1. und 3. Theil 4 Capitel, der 2., 4., 6. jeder 3 Capitel, der 7. hat 4, der 8. ihrer 3, der 9. aber 6, der 10. 2, der 11. eins über die ungenannten Bischöfe von Genua, und dann so viel, als genannte Bischöfe sind, also mit jenem ersten zusammen 20, und der 12. so viel, als Erzbischöfe den Hirtenstab von Genua trugen, nämlich 11; jedem Bischofe und jedem Erzbischofe ist ein Capitel gewidmet und das letzte des letzten Theiles dem Verfasser selbst. 25) Nach Alexander Albertus, welcher im Lib. IV. „de viris illustribus Ordinis Praedic." ausführlich von seinem Leben handelt, soll er zwei Jahre nach seiner Erhebung zum Erzbischofe gestorben sein; aber jener irrt in dieser Angabe, denn Georg Stella (Annales Genuenses ap. *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. XVII. p. 953) bemerkt, daß Jacob im J. 1298 gestorben sei. 26) Ann. Gen. p. 953—961. 27) Dies beweist er an einigen Beispielen. So behaupte Jacob, Janiculum in Ligurien sei von Janus benannt und erbaut, da dieses sich doch nach Virgil und Solin nur von Janiculum bei Rom erweisen lasse, und benutze für jene Zeiten die Volksbenennung der Orte Sarzanum, Carignanum und Albarium und Anderes mehr.

28) So wird der ganze erste Theil übergangen, worin Cap. 1 von den ersten Erbauern und Gründern der Städte überhaupt, Cap. 2 von Janus, dem ersten Könige von Italien, dem Erbauer und Gründer der Stadt Janua (Genua), Cap. 3 von dem Bürger Janus von Troja, dem Erbauer und Erweiterer der bereits gebauten Stadt, und Cap. 4 von der Verehrung des Janus gehandelt wird. 29) Daß Jacob diese Sagen nicht selbst erfunden, sieht man aus dem, was er Cap. 3 bemerkt: „Istud autem, quod diximus de isto Jano Cive Trojae scimus tantum per famam publicam et antiquam. Nos enim filii ista didicimus, et patres nostri a suis patribus ista similiter didicerunt," und weiterhin: „Ista igitur etsi non inveniantur in aliqua autentica Historia, inveniuntur tamen vera, etiam ex publica fama et antiqua. Ubi autem deest auctoritas, sufficit famae celebritas." Aus diesen Stellen läßt sich hinlänglich abnehmen, in welchem Geiste das Werk in Betreff der fabelhaften Zeiten geschrieben ist. 30) Aus Livius wird nachgewiesen, daß Genua von dem Karthaginenser Mago im J. 833 der Stadt Rom zerstört wurde.

bewachen, wie die Ältern sich gegen die Kinder und diese gegen jene verhalten sollen u. s. w. Diese drei Theile liefert Muratori nicht. Das zehnte Capitel handelt von dem geistlichen Regiment der Stadt Genua, wie sie Bischofs- und dann Erzbischofssitz geworden, und der eilfte Theil gibt die Geschichte der dortigen Bischöfe [31]) und der zwölfte die der dortigen Erzbischöfe. Die systematische Anlage des Buches war also ganz verschieden von der gewöhnlichen Art der Chroniken des Mittelalters. Auf den ersten Blick kann es befremden, daß der geistliche Stolz hier nicht obwaltete, das weltliche Regiment also dem geistlichen vorangeht. Da sich aber im Mittelalter der Verfasser gewöhnlich am Schlusse des Buches nannte, so ist der Stoff recht geschickt geordnet, daß Jacob, als der mit Entstehung des Buches gleichzeitige Erzbischof, von sich selbst zuletzt handelt, und sich zugleich als Verfasser der Chronik am Schlusse nennt, wobei die spätern Zusätze nicht in Betracht kommen. Außer den von ihm bis zum J. 1293 verfaßten Schriften, welche er selbst aufzählt, gibt Joh. v. Trittenheim noch folgende an: 1) **De opusculis S. Augustini, Lib. I.**, mit dem Anfange **Sacra scriptura divini**; 2) **Sermones de tempore, Lib. I.**, und 3) **Sermones de S. Maria** [32]). Jacob starb im J. 1298 und wurde 1299 im Convent der Brüder Predigerordens zu Genua begraben [33]). (*Ferdinand Wachter.*)

Jacob von Vitry (**Jacobus de Vitriaco, Jacobus Vitriacus**), geboren in dem französischen Orte dieses Namens, war ausgezeichnet durch große Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit und Beredsamkeit [1]), und stand als Presbyter dem Dorfe Argenteuil bei Paris vor, als ihn der Ruf der Heiligkeit der Maria von Ognies bewog, sich zu ihr zu begeben. Sie nahm ihn gütig auf und wußte ihn durch Bitten dahin zu bringen, daß er Mitglied der regulirten Chorherren zu Ognies wurde. Hier erhielt er auch die Seelsorge der Parochie anvertraut und wurde mit der in derselben Parochie lebenden Maria sehr vertraut [2]). Sie starb im J. 1213 und Jacob beschrieb ihr Leben [3]) in drei Büchern. Diese **Vita Mariae de Oegiones** ist herausgegeben bei Surius (Tom. III.), unter dem 23. Jun., aber mit etwas veränderter Schreibart. Einen Auszug aus dieser Lebensbeschreibung hat S. Antoninus (Chronicorum Tit. XIX. Cap. 12). Einen für seine Zeit berühmten, für die unsrige aber traurigen Namen hat sich Jacob gemacht durch seine Kreuzpredigten gegen die Albigenser, welche er auf Geheiß des Papstes that und durch die er viele zur Annahme des Kreuzes bewog. Die von ihm mit dem Kreuze Bezeichneten nahmen im J. 1217 das Schloß Narbonne ein [4]). Im J. 1213 widmete er seine Beredsamkeit der Sache des heiligen Grabes und veranlaßte Viele zur Annahme des Kreuzes. Während er noch in Frankreich als Kreuzprediger herumzog, wählten ihn die Chorherren von Accon [5]) oder Ptolemais zu ihrem Bischofe; auf Befehl des Papstes begab er sich dorthin, stiftete viel Gutes [6]) und sammelte zugleich während seines langen Aufenthalts im gelobten Lande den reichhaltigen Stoff zu seiner trefflichen Beschreibung und Geschichte des Königreichs Jerusalem. Viele von den Kindern der Moslimen, welche in den beiden ersten Heerfahrten des J. 1217 in die Gefangenschaft der Christen geriethen, brachte er theils durch Kauf, theils durch Schenkung an sich, taufte sie und vertheilte sie unter fromme Frauen, um sie unterrichten zu lassen [7]). Im J. 1219 wohnte er der berühmten Belagerung und Eroberung von Damiette bei, und nahm, als die Stadt in die Gewalt der Christen gekommen war, eine große Anzahl muselmännischer Kinder an sich, taufte sie und behielt sie entweder bei sich selbst und unterrichtete sie im Christenthume, oder übergab sie seinen Freunden zur Erziehung und zum Unterrichte. Aber die Lebenskraft dieser unglücklichen Kinder war durch Hunger und Elend so zerstört, daß über 500 davon nach der Taufe starben [8]). Nach Hugo Plagon (S. 693, 694) ließ König Johann von Jerusalem, als er auf der unglücklichen Heerfahrt in Ägypten im Jahre 1221 das Misgeschick des christlichen Heeres sah, dem Sultan Kamel von Ägypten entbieten, daß er mit ihm kämpfen wolle. Dieser erwiderte, er habe nicht Lust zu kämpfen, weil es schon längst in seiner Gewalt gestanden hätte, sie sterben und keinen entkommen zu lassen, und foderte den König auf, zu ihm zu kommen und mit ihm zu unterhandeln. Hierauf verfügte sich der König mit Genehmigung des Cardinals, des päpstlichen Gesandten Pela-

31) Vom dritten Capitel dieses Theiles ist nur das im Drucke mitgetheilt, was sich auf den zweiten Bischof Felix bezieht, da der Verfasser hier auf Alboin's und Rosimund's Unthaten, auf die Theilung Italiens durch die Longobarden, auf das Lob Theodelinden's und anderer berühmter Frauen übergeht. 32) Sie sind verschieden von dem Mariale. 33) *Georgii Stellae* Annal. Gen. Lib. II. p. 1019.

1) Chronik des Meisters Wilhelm von Puy (ap. *Du Chesne*, Scriptt. Rer. Gallic. T. V. Cap. 30. p. 683. 2) Chronica Brabantiae ap. *Ger. Joan. Vossium*, De historicis Latinis. Lib. II. p. 466. 3) Vita Innocentii Papae III. ap. *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. III. p. 482.

4) über Jacob's Kreuzpredigten gegen die Albigenser berichten der Meister Wilhelm von Puy S. 683 und *Bernardus Guido*, Vita Honorii Papae III. ap. *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. III. p. 568, und die Historia Comitum Tolosae; auch Jacob selbst gedenkt ihrer in der Vita Mariae de Oegiones. Lib. II. Cap. 10. 5) Weshalb er durch Episcopus Acconensis und Acconitanus bezeichnet wird. 6) *Hugo Plagon*, Contin. gallic. historiae *Guilielmi Tynii* ap. *Martène* et *Durand*, Collect. Ampl. T. V. p. 684. Nach der Meinung Anderer ist Bernhardus Thesaurarius der Verfasser; s. hierüber Wilken, Gesch. der Kreuzzüge. 7. Th. 2. Abth. Verzeichniß der Quellen und angeführten Schriftsteller, S. 70. Für Jacob's von Vitry Geschichte ist auch Quelle *Bernh. Thesaurarius*, De acquisitione terrae sanctae, Cap. 155. ap. *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. Tom. V. p. 821. Er nennt ihn „vir in sacris Literis eruditus," und Cap. 206. p. 844: „Magistrum Jacobum de Vitrico Episcopum Acconitanum, virum eruditissimum." Vgl. Wilhelm von Puy S. 683 und *Bernardus Guido* p. 568, welche ihn durch „vir magnae honestatis, literaturae et eloquentiae" bezeichnen. 7) *Oliverus*, Historia Damiatina, Cap. II. (ap. *Eccardum*, Corp. Histor. Med. Aevi. T. II. p. 1399): „Episcopus Acconensis parvulos, quos pretio vel prece obtinere potuit, baptizavit, et distribuens inter religiosas foeminas *litteris applicare disposuit*. 8) *Jacobi de Vitriaco* epistolae quatuor ad Honorium III. Papam ap. *Martène* et *Durand*, Thes. novus anecdotor. p. 403.

gius, und begleitet vom Bischofe Jacob, in das Lager des Sultans, wo er auch mit großen Ehren aufgenommen wurde. Der Sultan erbot sich, die Christen unter der Bedingung, daß sie Damiette räumten, entkommen zu lassen. Hierauf bemerkte der König, daß er nicht der einzige Herr jener Stadt wäre, sondern noch andere daran Theil hätten, er aber bereit sei, den Vorschlag des Sultans zu melden. Als der Sultan hiermit zufrieden war, so begab sich der Bischof von Accon im Auftrage des Königs zum Cardinal und brachte die Antwort zurück, daß diese und alle übrigen Pilger nichts sehnlicher wünschten, als aus ihrer schlimmen Lage gerettet zu werden, und Alles, was der König in ihrem Namen verabreden möchte, gern halten würden. So gibt Hugo Plagon an; und Bernardus Thesaurarius (De Acquisitione Terrae Sanctae. Cap. 206. p. 844) stimmt damit überein; nach Letzterm wurde auch ein achttägiger Waffenstillstand geschlossen. Der König Johann stellt sich nebst dem Bischofe Jacob für die Christen als Geißel. Aber aus dem Berichte des Großmeisters der Templer [9]) geht hervor, daß Jacob von Vitry sich damals in Damiette befand und an diesen Unterhandlungen keinen Theil hatte; vielmehr widersetzte er sich mit dem Grafen Heinrich von Malta und dem kaiserlichen Kanzler Walther von Palear der Räumung von Damiette am heftigsten [10]), vermochte sie aber nicht zu hindern. Endlich verzichtete Jacob auf die bischöfliche Würde von Accon und kehrte nach Frankreich zurück [11]). Im J. 1230 machte ihn der Papst Gregor IX. zum Cardinal und gab ihm das Bisthum von Frascati oder Tusculum, wie es Alberich [12]) nennt, da Tusculum der alte Sitz des Bischofs war, und als Tusculum im J. 1191 verwüstet worden war, die Einwohner sich in Frascati anbauten. Damit aber war die Reihe der Würden nicht geschlossen, zu welchen ihn seine Verdienste erhoben. Er wurde auch zum päpstlichen Legaten in Frankreich, Brabant und im gelobten Lande ernannt. Bei den Verrichtungen, welche ihm diese wichtigen Ämter auferlegten, bewies er ungemeine Klugheit und hatte den Vortheil der Kirche überall im Auge. Sein Hauptwerk ist seine morgenländische und abendländische Geschichte, welche von ihrem Hauptgegenstande blos **Historia Orientalis** [13]) genannt wird, vielleicht auch weil das erste Buch am verbreitetsten war [14]).

9) Vita Honorii Papae III. Ex MS. Bernardi Guidonis ap. *Muratori*, Scriptt. T. III. p. 568. 10) Epistola Petri de Monte acuto ap. *Matthaeum Paris.*, Histor. Angl. p. 314. 11) *Bern. Thesaurarius* Cap. 183. p. 821. 12) *Alberici*, Monachi trium Fontium, Chronicon ap. *Leibnitz.*, Accession. Hist. T. II. p. 575 sagt zum J. 1250: „Magister *Jacobus* de Vitriaco quondam Episcopus Aconensis, modo *Cardinalis Tusculanensis* Calendis Maji Romae obiit.“ 13) So sagt Heinrich von Jacob von Vitry: „scripsit historiam, quam vocavit Orientalem,“ in welcher viel von den daselbst gethanen Handlungen beschrieben werden, von der Zeit, als die Abendländischen jene Orte zuerst mit den Waffen in Anspruch zu nehmen anfingen. 14) Johann von Trittenheim nennt unter den lesenswerthen Werken Jacob's voran: Historiam Orientalem, lib. I. Derselbe (*Trithemius*, Liber de Ecclesiasticis Scriptobus, T. I. Operum Historic. [Francof. 1601.] p. 285) kannte also blos das erste Buch von diesem Geschichtwerke.

Jacob bemerkt selbst in der Vorrede über den Plan seines Werkes, daß es in drei Bücher zerfalle; im ersten habe er die Geschichte Jerusalems [15]) kurz durchstreift und das vorgetragen, was in den Gegenden des Orients der Herr gethan, und dabei die verschiedenen Gattungen der Einwohner, so auch die Städte und andere Orte, deren er häufig in den heiligen Schriften gedacht gefunden, endlich auch die Eigenschaften und Beschaffenheit der dort vorkommenden Gegenstände beschrieben. Im zweiten Buche gehe er die neue Geschichte der Abendländer [16]) in der Kürze durch, und über das, was der Herr in den Gegenden des Abendlandes in diesen neuesten Tagen gethan habe, und handle vorzüglich über die verschiedenen Orden, sowol der regulairen als der Weltlichen [17]), und verbreite sich zum Schlusse umständlicher über den Orden und die Religion der mit dem Kreuze Bezeichneten und die Nützlichkeit der Pilgerung. Im dritten Buche wendet er sich vom Abendlande in das Morgenland zurück und beginnt von dem nach dem allgemeinen lateranischen Concil im Volke und Heere der Christen bis zur Einnahme von Damiette Geschehenen, nach eigener Beobachtung zu handeln [18]). Da er vom Inhalte des ersten Buches **disserui**, von dem des zweiten **pertractavi** sagt, beim dritten aber blos **tractare coepi**, so ist dieser dritte wol nicht verloren gegangen, sondern von Jacob nicht vollendet worden. Denn wie dies letztere jetzt gestaltet ist, scheint es, wie schon G. H. Voß annimmt, einen andern Verfasser zu haben. Gründe dafür sind, daß im dritten Buche des Bischofs von Accon, Jacob's von Vitry, gedacht wird, daß ferner dasjenige, was von den Büchern Saphadin's und den Orten des gelobten Landes darin gesagt wird, sich französisch findet und dem Patriarchen von Jerusalem als Verfasser zugeschrieben ist, und daß endlich ein guter Theil des dritten Buches in dem Briefe Oliver's von Cöln zu lesen ist. Freilich ließe sich einwenden, daß sich ja viele von den Alten auch in ihren Schriften nannten, und daß er auch unter dem Patriarchen von Jerusalem zu verstehen sei, weil Alphons Ciaconius erzählt, er sei zur Zeit des Papstes Gregor IX. dazu erwählt worden, aber nach Italien zurückgerufen, weil es dem Papste gerathener geschienen, daß er seine Kräfte der römischen Kirche widme und den Chorherren im Orient an seiner Statt den Bischof von Nantes darbiete. Auch könnte man vermuthen, Oliver Scholasticus habe vielleicht das Seine aus Jacob's Werke ausgeschrieben; aber dem steht entgegen, daß der Abschnitt des dritten Buches, eine meist wörtliche Wiederholung der **Historia Damiatina** des genannten Schriftstellers, den Briefen Jacob's an den Papst Honorius oft widerspricht. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß er von fremder Hand

15) Weshalb auch das Werk nicht blos Historia Orientalis, sondern auch Historia Hierosolymitana heißt. 16) Modernam Occidentalium historiam. 17) De diversis, tam regularium, quam secularium Ordinibus. 18) Jacob's von Vitry Praefatio bei *Camisius*, Antiq. Lect. Tom. VI. und die betreffende Stelle daraus bei *Ger. Joan. Vossius*, De Histor. Latin. Lib. II. p. 465.

hinzugefügt ist [19]), und wol aus keinem andern Grunde, als weil Jacob das dritte Buch nicht vollendet hatte. Das erste Buch geht von der Entstehung und Ausbreitung der Muhammedanischen Religion an, schreitet dann zu Peter dem Einsiedler fort und schließt mit der Krönung Johann's von Brienne zum Könige von Jerusalem im J. 1210, und das dritte endet mit den Ereignissen des Jahres 1218, nämlich der Belagerung und Einnahme Damiette's. Das ganze Werk ist herausgegeben **cura Andreae Hoji Brugensis**, Professors der griechischen Sprache zu Douay (Ebend. 1597). Das erste und dritte Buch oder die **Historia Orientalis Hierosolymitana** ist wiederholt im ersten Theile der von Bongarsius zu Hanau im J. 1611 herausgegebenen **Gesta Dei per Francos, sive Orientalium Expeditionum et Regni Francorum Hierosolymitani Historia**, aber, ungeachtet Manuscripte zugezogen wurden, doch nicht viel correcter als in der douayer Ausgabe. Besser ist die dritte Ausgabe der **Historia Hierosolymitana** bei Martène und Durand, **Thesaurus novus Anecdotorum. T. III. (Paris 1717.)** Einigen Ersatz dafür, daß das dritte Buch größtentheils unvollendet blieb und von fremder Hand ergänzt ist, bieten die geschichtlich sehr wichtigen Briefe (eigentlich briefliche Berichte) Jacob's dar, nämlich **Jacobi de Vitriaco Epistola missa in Lothoringiam de Captione Damiatae** herausgegeben von Bongarsius im ersten Theile der **Gesta Dei per Francos** und **ejusdem epistolae quatuor ad Honorium III. Papam, apud** *Martène* **et** *Durand*, **Thes. novus Anecdotor. T. III. p. 287 sq.** [20]). Seine Sermonen über die Evangelien und über die Episteln, welche bei der Messe das Jahr hindurch gelesen werden, hat Damien du Bois zu Antwerpen im J. 1575 herausgegeben. Außerdem schrieb er **Epistolarum ad diversos Lib. I.**, ferner **Contra Sarazenos. Lib. I.**, und außer der oben von uns genannten **Vita Mariae de Oegiones. Lib. III.**, noch **De sanctis mulieribus Leodiensibus. Lib. I.** [21]), und einiges Andere, welches schon Trittenheim nicht gesehen hat. Jacob von Vitry starb als Cardinalbischof von Tusculum zu Rom den 1. Mai 1240. Seine Gebeine wurden kurz darauf nach dem im lütticher Sprengel gelegenen Oygnies gebracht und hier ehrenvoll begraben [22]). Einen Biographen hat dieser berühmte Mann gefunden in dem Herausgeber seines wichtigsten Werkes, Andreas Hojus [23]). (*Ferdinand Wachter.*)

19) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. 6. Th. S. 142. 20) Über die Wichtigkeit der darin enthaltenen Mittheilungen s. z. B. Wilken 6. Th. S. 148, 286, 287, 292, 293. 21) Diese Schrift erwähnt außer Joh. von Trittenheim auch *Jacobus Bergomas* in Supplem. 22) *Albericus*, Monachus Trium Fontium, p. 575, und aus Albrich's Werke das Chronicon Magnum Belgicum ap. *Pistorium*, Scriptt. Rer. Germ. (Ausg. von Struve) p. 262. 23) Über Jacob von Vitry s. auch *Vincentius de Bauvais*, Speculi Hist. Lib. XXX. Cap. 10, und die Historia Comitum Tolosae. Außer den Genannten handeln von ihm auch Sponde, Bzovius (Contin. Baronii), Onuphrius, Genebrard, Reinaldi (Ann. Ecc.), Frizon (Gall. Purp.), Gesner, Moreri (Le Gr. Dict. Hist.) und Andere mehr.

Jacob von Volterra (Jacobus Volaterranus), ein mittelmäßiger Historiker des 15. Jahrh., ums J. 1425 zu Volterra geboren, stammte aus der bekannten Familie der Gherardi und widmete sich dem geistlichen Stande. Die Nachrichten über sein Leben sind ebenso dürftig als unzuverlässig, und man hat ihn nicht selten mit dem Cardinal Jacob Ammanati von Lucca, der als Schriftsteller berühmt ist, und bei dem er als Secretair in Diensten und Gunst stand, verwechselt. Als erwiesen darf man jedoch annehmen, daß Jacob von Volterra nach dem Tode seines Gönners (1479) zum Secretair und Protonotarius am päpstlichen Hofe ernannt wurde. Unter Innocenz VIII. und Leo X. entledigte er sich mehrer Sendungen an die Höfe zu Mailand, Florenz und Neapel mit ungewöhnlicher Gewandtheit, und erhielt im hohen Alter als Belohnung treu geleisteter Dienste das Bisthum Aquino (1510). Er starb im Sept. 1516 zu Rom. Seine amtliche Stellung gab ihm Gelegenheit, sich mit den Ereignissen seiner Zeit genau bekannt zu machen, und durch die Aufmunterung Ammanati's reifte in ihm allmälig der Entschluß, seine Beobachtungen und Erfahrungen der Nachwelt zu überliefern. Seine Erzählung, welche hauptsächlich die Begebnisse zu Rom zur Zeit Sixtus' IV. umfaßt, ist, was den Styl betrifft, lobenswerth, verräth aber nicht selten allzugroße Vorliebe für die Ansichten der römischen Curie. Muratori *) hat sie zuerst aus einer nicht sehr vorzüglichen Handschrift der Bibliothek der Fürsten von Este unter dem Titel: **Diarium Romanum ab anno MCCCCLXXII usque ad MCCCCLXXXIV**, bekannt gemacht. (*Ph. H. Külb.*)

Jacob Zanzalus, s. **Monophysiten.**

Jacob Zenus, s. **Zeno (Jacob).**

JACOB. Ausgezeichnete Männer jüdischen Ursprungs.

Jacob, der Patriarch. Sein Name hat, wie fast alle orientalische, welche aus irgend einem historischen Grunde gewählt wurden, eine symbolische Bedeutung. Berücksichtigen wir diesen allgemeinen Gang der Namenentstehung und Bildung, so können wir in יַעֲקֹב (supplantabit) eben nicht eine lobenswerthe Eigenschaft des hochgefeierten Mannes erkennen. Es bezeichnet das Wort einen Fersenhalter, d. h. einen solchen, der Andern gern zum Fallen bringen und dadurch überlisten möchte. Der Hebräer gebrauchte in dieser Form, wie auch sonst der Araber häufig, die dritte Person des sogenannten Futurum, wo wir ein aus dem Verbum gebildetes Substantiv wählen würden, um die Person zu bezeichnen, welche das thut, was das Verbum ausdrückt. Jacob war der zweite Zwillingssohn des schon 60jährigen Isaak's (der erste war Esau oder Edom) und der Rebecca; schon vor seiner Geburt wurde er in einem Orakel (1 Mos. 25, 23) zwar als der kleinere (d. i. jüngere) bezeichnet, aber auch angedeutet, daß ihm der größere

*) In Rer. Ital. Script. T. XXIII. p. 81—200; wo man auch die dürftigen Nachrichten über Jacob's von Volterra Leben zusammengestellt findet.

nichtsdestoweniger unterworfen sein werde. Die feindliche Stellung des jüngern Bruders gegen den ältern spricht sich schon hier deutlich genug aus, und was jener erst später wurde, wird in der Weissagung als Vorausbestimmung dargestellt. Jacob hielt bei seiner Geburt die Fersen des Esau; deshalb gab man ihm diesen Namen. Während nun Esau das Handwerk des Jägers und Ackermanns vorzog, heißt es von Jacob, daß er in der Hütte geblieben und ein frommer Mann geworden sei, und seine Mutter bewies für ihn Vorliebe, während Esau bei dem Vater beliebt war. Wichtig ist für die Charakteristik Jacob's die bekannte Erzählung, daß er schon als Jüngling seinen Bruder Esau durch ein Linsengericht, das im Orient für eine kostbare Speise galt, um das Recht der Erstgeburt brachte, welches das höchste Ansehen nach dem Familienvater verschafft und einen doppelten Theil des Erbguts sichert. Bei einer zweiten Überlistung des Bruders war ihm seine Mutter behilflich. Als nämlich Isaak, dem die Augen den Dienst versagten, seinen ältesten Sohn zu segnen verlangte, suchte Rebecca durch Verkleidung ihres Lieblings und ein zubereitetes Gericht, diesem den Segen zuzuwenden (1 Mos. 27). Jacob ging darauf ein, sah aber keinen andern Ausweg, dem Zorne seines Bruders zu entgehen, als aus Canaan nach Mesopotamien zu den Verwandten seiner Mutter, in das Haus ihres Bruders Laban zu eilen. Nachdem er unterwegs in einem Traume Verheißungen für die Zukunft erhalten hatte, kam er sonder Gefährde an den Ort seiner Bestimmung und erwarb sich durch einen 14jährigen Dienst Laban's Töchter, Lea und Rahel, zu Gattinnen (1 Mos. 20), wobei ihm, dem Überlister, freilich von Laban zuerst der Streich gespielt wurde, daß er statt der schönen Rahel die häßliche Lea gegen seinen Willen zur Frau bekam. Zuletzt kam er auch durch einen Kunstgriff zu einer bedeutenden Heerde; da ihm nämlich Laban als Lohn alle bunten Schafe und Ziegen überließ, wußte er deren Zahl zu vervielfältigen. (1 Mos. 30, 37 fg.) Er war im Besitze von allen Reichthümern eines morgenländischen Nomaden, als er Mesopotamien wiederum zu verlassen gedachte. Sein Abzug (1 Mos. 31) glich mehr einer Flucht als einer Reise in Begleitung seiner Frauen, Kinder und Heerde, doch verständigte er sich mit dem ihm nacheilenden Laban. Durch vorausgeschickte Boten versöhnte er sich dann mit seinem Bruder Esau und zog als Nomade in Palästina umher, bis er durch eine Theuerung genöthigt wurde, zu seinem Lieblingssohne Joseph, welcher durch Misgunst der Brüder ihm entrissen, aber durch wunderbare Führung Gottes zum ersten Minister in Ägypten erhoben war, sich zu begeben. Er starb im Lande Gosen 149 Jahre alt. Das ist kurz die Geschichte dieses Patriarchen, wie sie uns in der heiligen Schrift vorliegt. Seine zwölf Söhne, durch die er Stammvater der Israeliten wurde, sind folgende. Von der Lea hatte er sechs Söhne: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Isaschar und Sebulon von der Rahel seine beiden Lieblinge, Joseph und Benjamin, von der Beischläferin Bilha Dan und Naphthali, und von der Silpa, einer zweiten Beischläferin, ebenfalls zwei Söhne, Gad und Asser, und außer diesen Söhnen eine Tochter, Dina, von der Lea. Diese ließ sich schwächen und veranlaßte dadurch die Ermordung der Sichemiten durch ihre Brüder Simeon und Levi. Das Ringen Jacob's während der Nacht mit einem starken Manne, in Folge dessen er den Namen Israel (יִשְׂרָאֵל d. i. Gotteskämpfer von שָׂרָה und אֵל) erhielt, kann nach dem ganzen Zusammenhange unmöglich im Traume geschehen sein, da der Referent, wo sonst von einem solchen die Rede ist, dieses ausdrücklich erwähnt. Das Factum soll den ehrenvollen Namen Israel erklären und veranschaulichen und die Erzählung knüpft sich an die Etymologie an. Die heilige Urkunde schildert uns, indem sie vom theokratischen Gesichtspunkte ausgeht, Jacob den Stammvater des göttlichen Lieblingsvolkes natürlich überall auch als Liebling Gottes; Alles was er thut, geschieht daher nach Gottes Willen. Man hat hieran oft Anstoß genommen, weil man übersah, daß er und sein Bruder Repräsentanten der von ihnen entsprungenen Völker sind und deren Schicksale schon in dem ihrigen sich abspiegeln sollten. Sonst ist allerdings nicht zu leugnen, daß Jacob's Handlungsweise nicht selten doch in einem nachtheiligern Lichte erscheint, als die seines Bruders; er ist offenbar eigennützig, und aus Eigennutz hinterlistig, mistrauisch, deshalb oft in Mishelligkeit, auch furchtsam und nicht eben muthig, während Esau sich als schlichter Naturmensch zeigt, zwar heftig, aber auch wieder leicht versöhnlich und zutraulich. Wie ganz anders steht sein Ahnherr Abraham in dieser Beziehung da! Eine gut gemeinte, aber nicht genügende Apologie dieses Charakters findet man in den „Studien der evangel. Geistlichkeit Würtembergs," 1. Bd. 3. Hft. S. 60 fg., unt. d. Titel: Jacob's Führung. Von Jacob's Söhnen werden die zwölf Stämme des israelitischen Volks abgeleitet (s. d. Art. **Israel**).

Wie alle Personen unserer heiligen Geschichte, und das, was sie thaten, mehr oder weniger entstellt in den Koran, und aus diesem in den Volksglauben der Muhammedaner übergegangen sind, so begegnen wir auch dem Erzvater Jacob an etwa 14 Stellen des Korans, jedoch nie allein, sondern in Begleitung seines Vaters, oder, da er unter die Propheten gezählt wird, in der Gesellschaft aller der Patriarchen und der ältesten Männer, denen der Koran die Gabe der Prophetie beilegt. Gott habe sich ihm offenbart, er habe ihm die wahre Religion gegeben, sagt Muhammed, und macht daher die Muhammedaner auf den Glauben Jacob's aufmerksam. Die spätere Geschichte desselben findet sich vorzüglich in der Sure Jusuf, d. i. der zwölften, und Muhammed's Absicht war es, bei Nennung dieser Namen der heiligen Geschichte und ihrer Würde darauf hinzudeuten, daß das, was sie gelehrt, durch seine Offenbarungen bestätigt oder auch berichtigt werde. Jacob's Söhne nennt der Koran nicht namentlich, sondern sie erscheinen unter der allgemeinen Bezeichnung „Stämme," dagegen ist es Lehrsatz bei den Muhammedanern, daß alle nachherige Propheten, mit Ausnahme des Hiob, Jethro und Muhammed, aus dem Geschlechte Jacob's hervorgegangen sind. Jene drei gehören dem Stamme Ismael an und waren Ara-

ber. Um diese aber als Propheten geltend zu machen, heißt es, daß das Licht des Glaubens von Abraham nicht nur auf Isaak, sondern auch auf seinen andern Sohn Ismael übergegangen sei, und dieser wird überdies als der ältere auch immer zuerst genannt. Auch spielt Jacob eine bedeutende Rolle im Gedichte „Jusuf und Zuleicha," wo mehre durch die Wunder seiner Geschichte hervorgerufene Fragen beantwortet werden, wie nach d'Herbelot die: Wie er in Canaan den Geruch des Hemdes seines Sohnes Joseph in Ägypten habe wahrnehmen können, und warum er nicht gewußt, wie Joseph sich im Brunnen befunden habe? „Das Licht des Prophetenthums," erwidert er, „ist wie ein Blitz, dessen Erleuchtung nur einen Augenblick anhält und alsbald den Propheten wieder in Finsterniß läßt. Bisweilen bringt der Prophet mit seinem Blicke bis in den Himmel und sieht daselbst erstaunliche Dinge, bisweilen aber sieht er selbst nicht, was vor seinen Füßen liegt." (*G. Flügel.*)

Der Name des Patriarchen wurde bei seinen Nachkommen einer der gewöhnlichsten; auch unter den rabbinischen Schriftstellern findet sich eine große Zahl solcher, welche denselben führen und entweder blos durch Angabe ihres Vaters, oder ihrer Heimath oder auch durch ein charakteristisches Epitheton von einander unterschieden werden können. Man findet sie verzeichnet und besprochen von Bartolocci in der Bibliotheca rabbinica. T. III. p. 836—868, von Jo. Christ. Wolf in der Biblioth. Hebraea. T. I. p. 575—621, dann T. III. p. 436—534, und T. IV. p. 864—874, und darnach in der Kürze von Jöcher im Gelehrtenlexikon 2. Thl. Col. 1806—1819; vergl. Adelung's Fortf. und Ergänz. 2. Thl. Col. 2218. Die Encyklopädie kann natürlich nur auf die vorzüglichern darunter Rücksicht nehmen, namentlich auf solche, deren schriftstellerische Thätigkeit auch über den engen Kreis der jüdischen Gemeinschaft hinaus Beachtung verdient. Dazu möchten vor andern folgende zu rechnen sein:

1) **Jacob**, Ascher's Sohn und Enkel Jechiel's, lebte im 14. Jahrh., war in Teutschland geboren und blieb auch daselbst zurück, während seine übrigen Geschwister sich mit ihrem Vater nach Spanien begaben. Dort kamen diese bei Gelegenheit einer Judenverfolgung um, indem Juda, Jacob's Bruder, die Seinigen, damit sie nicht von ihren Verfolgern getödtet würden, mit eigener Hand und dann sich selbst umbrachte. Erst später, sagt man, ging J. nach Toledo und schrieb dort seine wichtigste Schrift, von welcher er auch **Baal Turim** (**Hatturim**) heißt. Dies sind ארבע טורים, die vier Ordnungen [1]; hieraus ist durch Misverständniß **Jacob jurim** gemacht worden. Dieses in vier Abtheilungen zerfallende Werk handelt von den jüdischen Gebräuchen, Gesetzen u. s. w. und wird von seinen Glaubensgenossen ungemein hochgeachtet, und in neuern Ausgaben des Talmud findet man Stellen daraus am Rande allegirt [2]). Die Ausgaben davon sind eben deswegen sehr zahlreich; bereits im J. 1478 (nicht 1428, wie fälschlich angegeben wurde), erschien eine davon zu Venedig. Auch haben es sich mehre Gelehrte angelegen sein lassen, das Buch zu commentiren; der bedeutendste darunter ist Joseph Karo. Die vier Abtheilungen sind betitelt: **Orach Chajjim** (Weg des Lebens), **Jore Dea** (Lehrer der Kenntniß), **Even Eser** (Stein der Hilfe) und **Choschen Mischpat** (Brustschild des Rechts); wegen ungenauer Kenntniß hat man unter der einen oder andern selbständige Werke verstanden. Einen Auszug in spanischer Sprache besorgte Moses Altaras; auch ist ein alphabetisches Verzeichniß der von Jacob Ben Asser erklärten Gebräuche besonders gedruckt. Anmerkungen desselben zum Pentateuch stehen in rabbinischen Bibeln, sind aber auch vereinigt im Druck erschienen; Richard Simon [3]) jedoch urtheilt ziemlich ungünstig über sie. Das **Kizzur Peskim** (Abriß der Entscheidungen) ist nichts als eine Zusammenstellung der einzelnen, in Handschriften des Talmud angetroffenen Urtheile Jacob's. Endlich wird diesem Jacob auch ein **Kether schem tov** (Krone des guten Namens) zugeschrieben, obgleich es Bartolocci [4]) als unrichtig tadelt. Die Nachrichten über Jacob's Tod differiren sehr; nach der einen soll er schon im J. 1328 gestorben, nach der andern dagegen sogar noch 1370 am Leben gewesen sein [5]). Hervorgehoben wird noch in seiner Lebensgeschichte, daß er arm war, auch sich niemals einer Unterstützung erfreute, ohne daß dies seine Zufriedenheit gestört hätte.

2) **Jacob**, der Sohn des Chabhibh (חביב) oder Chaviw, ein spanischer Jude, blühte gegen das Ende des 15. Jahrh. und hat sich bekannt gemacht durch seine aus zwei Theilen bestehende und bei den Juden in großem Ansehen stehende Schrift: **En jaäkov** (עין יעקב), d. i. Auge Jacob's, oder, wie Andere erklären, Quelle Jacob's, eine sehr lehrreiche Zusammenstellung von Parabeln und andern Geschichten (אגדות), rabbinischen Aussprüchen und Bibelerklärungen aus dem Talmud; die darin vorkommenden schwierigern Worte werden nach dem Buche Aruch erklärt. Die Ausgaben davon sind sehr zahlreich; zum Theil zeichnen sich diese aus durch Zugaben aus den Erklärern des Talmud. Sehr geachtet ist die Frenkel'sche (Amsterd. 1686. Fol.), welcher die berliner vom J. 1709 folgt, doch sind in letzterer einige gegen Christen und christliche Religion sich feindselig aussprechende Stellen hinweggelassen; auch die prager (1668. Fol.) wird geschätzt. Die Ausgaben sind zum Theil mit Commentaren, und zwar von berühmten Rabbinern versehen. Einiges ist aus dieser Schrift durch Daniel Springer und von Genebrard ins Lateinische übersetzt. Die beiden Theile des Werkes werden gewöhnlich auch durch Namen unterschieden, sodaß der erstere **En Israël** (Auge Israel's) oder auch wol wieder, wie das Ganze,

---

1) Joh. Fabricius erklärt den Ausdruck falsch: Herr der Berge. Cf. Biblioth. Fabriciana. P. I. p. 3. 2) Eine detaillirte Inhaltsangabe liefert *Wolf*, Bibl. hebr. T. I. p. 582 sq. *Bartolocci*, Bibl. rabbin. T. III. p. 838 sq. 3) Hist. critique du Vi. Test. L. III. cap. 6. 4) Biblioth. rabbin. T. III. p. 840. 5) Juchasin p. 138, 6. und Schalscheleth hakkabbala, p. 60, 6. *Ganz*, Zemach David.

En Jaakob, der andere dagegen Beth Jisraël heißt. Jacob gehört übrigens zu denen, welche im J. 1492 ihrer Religion wegen Spanien verlassen mußten [6]).

3) **Jacob**, Sohn des **Chajjim** (בֶּן חַיִּים), Enkel des Isaak und Großenkel des Adonja; aus Tunis, wurde aus seiner Heimath vertrieben, aus welcher Ursache, ist aber unbekannt, und wandte sich nach Italien, lebte eine Zeit lang zu Rom, Florenz und dann zu Venedig, wo er, bekannt seit dem J. 1516 [7]), in der berühmten Buchdruckerei von Daniel Bomberg als Corrector hebräischer Drucksachen Aufnahme und Unterkommen fand. Bomberg beabsichtigte grade damals eine neue Ausgabe des alttestamentlichen Textes und freute sich dabei einen gewandten und kundigen Juden zur Correctur und Herausgabe zur Hand zu haben [8]). Die Ausgabe selbst ist die sogenannte zweite [9]) rabbinische Bibel Bomberg's [10]) (die erste hatte Felix von Prato als Corrector besorgt) oder das berühmte מקרא גדלה und erschien Venedig 1525 und 1526 in Folio in vier Bänden mit dem Commentar berühmter Rabbinen, der chaldäischen Paraphrase und der Masora (der großen und kleinen); der Text ist nach spanischen Handschriften gegeben, nicht immer mit Berücksichtigung der masorethischen Bemerkungen. Diese Ausgabe ist insofern auch für die Kritik des alttestamentlichen Originaltextes von großer Wichtigkeit, als die meisten Ausgaben bis auf die neueste Zeit sich an sie angeschlossen haben. Man hat Jacob daraus einen Vorwurf gemacht, daß er auf die Masorethen zu viel gebe; indessen läßt sich doch auf der andern Seite zu seiner Entschuldigung sagen, daß überhaupt der Text doch nur in der Gestalt noch übrig ist, die er durch die masorethische Bearbeitung erhalten hatte [11]). Dagegen könnte ihm eher zugerechnet werden, daß er die ungeheure Masse der masorethischen Bemerkungen nicht durch eine noch lichtvollere Anordnung und zweckmäßigere Verarbeitung des durch fleißige Sammlung herbeigeschafften Materials zugänglicher und verständlicher gemacht hat; auch sind sehr viele Fehler mit untergelaufen, was bei einem solchen Unternehmen freilich nicht unerwartet sein kann [12]). Die ausführliche und gelehrte Vorrede zu dieser Bibelausgabe stammt von Jacob her, ebenso die Abhandlung von den Vocalpunkten, Accenten u. s. w. am Ende des vierten Bandes. Wahrscheinlich hatte Jacob auch einigen Antheil an der Ausgabe des Talmud, welche von Bomberg veranstaltet wurde. Auch die bei Bomberg im J. 1524 erschienene Ausgabe von Maimonides Jad chesakah ist von Jacob ben Chajim besorgt. Mit ihm ist nicht zu verwechseln **Jacob ben Chajjim Zemach**, Schüler des Chajjim Vitalis, aus dem 17. Jahrh. Dieser fast gleichnamige Jacob stellte unter andern das nagid umezavve, eine Schrift voll geheimer kabbalistischer Erklärungen der bei den Juden geltenden Vorschriften und Einrichtungen zusammen (gedruckt Amst. 1712.) und überlieferte damit das, was sein Lehrer darüber von Isaak Lorin vernommen hatte [13]).

4) **Jacob Abendana** (אבנדאנה, Dana's Sohn), aus Spanien gebürtig, verwaltete erst zu Amsterdam, dann zu London die Stelle eines Synagogenvorstehers und starb 1696 [14]). Er übersetzte das Buch Cosri in's Spanische und gab diese Übersetzung mit zum Theil sehr ausführlichen Anmerkungen heraus (Amst. 1663. 4.); er muß übrigens entweder einen solchen Text vor sich gehabt haben, in dem die für Christen anstößigen Stellen getilgt waren, oder hielt es für rathsam, sie nicht zu übertragen. Ferner übersetzte Jacob die Mischna nebst den darüber von Maimonides und Bartenora verfaßten Commentaren in's Spanische, wodurch sich später Surenhusius, wie dieser selbst gesteht [15]), bei der Herausgabe der Mischna wesentlich gefördert sah, und bereicherte den Commentar des berühmten Michlal jophi, welcher zu Amsterdam 1685 in Folio erschien, in mehren Stellen. Außerdem hat dieser gelehrte Mann sich durch eine Rede zum Andenken zweier um ihrer Religion willen verbrannten Juden (Abrah. Nunnez Bernal und Isaak Bernal) und einen brieflichen Streit mit Anton Hulsius de gloria majore templi (gedruckt Lugd. Bat. 1669 4. hebr. und lat., und im Nucleus propheticus ib. 1683. 4.), bekannt gemacht [16]).

5) **Jacob Antoli** (אנטולי), oder genauer: Jacob, Sohn des Simson Antoli (d. i. aus Antoli), oder auch: Jacob, Sohn des Abba Mori, Enkel des Simson, Großenkel des Rabbi Antoli, lebte im 13. Jahrh., war aus Spanien, nach Andern aus Neapel, gebürtig und daher der arabischen Sprache kundig, was ihn befähigte und veranlaßte, sich durch Übertragung interessanter arabischer Werke in's Hebräische um seine Glaubensgenossen verdient zu

6) *Bartolocci* l. c. p. 844—849 und *Wolf*, Bibl. Hebr. T. I. p. 590 sq. T. III. p. 456 sq. T. IV. p. 866 sq. 7) Cf. *Wolf*, Bibl. Hebr. T. III. p. 458. 8) Als einen solchen hat sich Jacob aber vollkommen bewährt, und auch Burtorf, welcher hierüber der competenteste Richter ist, bezeichnet ihn in der Vorrede zu seiner rabbinischen Bibel als doctissimus, in veterum Hebraeorum scriptis exercitatissimus. 9) Andere nennen diese Ausgabe die erste rabbinische Bibel; dies kann doch nur in dem Sinne gesagt werden, daß es die erste von Juden besorgte rabbinische Bibel ist; freilich wurde das Ansehen der ersten von Felix Pratensis durch diese Ausgabe sehr verdunkelt, da die Typen größer und schöner, die rabbinischen Commentare zahlreicher und manches für die Erklärung Nützliche hinzugekommen war. 10) Cf. *J. C. Zeltner*, Correctorum in typographiis eruditorum centuria (auch unter dem Titel: Theatrum virorum eruditorum, qui speciatim typographiis laudabilem operam praestiterunt), p. 281. 11) Vgl. übrigens den Art. Masora. 12) Joh. Burtorf (Tiberias Cap. XIX) spricht übrigens im Ganzen sehr rühmlich von dieser Arbeit; wenn dies bei J. Morinus (Exercit. Bibl. p. 284 sq. 556 sq.) nicht geschieht, so wirkte seine Abneigung gegen die Masora dazu mit.

13) Vgl. überhaupt *Wolf* l. c. T. I. p. 592, 593. T. III. p. 457—459. T. IV. p. 867. *Bartolocci* l. c. T. III. p. 841. *Zeltner* l. c. p. 276—283. *Richard Simon*, Hist. du vieux Test. Lib. I. Chap. 25, 26. 14) Cf. *Wolf*, Bibl. Hebr. T. III. p. 437, wo er auch die von ihm T. I. p. 578 gegebene, auf J. Moller's (Isagoge ad Cherson. Cimbric. P. II. p. 96) Angabe beruhende Nachricht, Jacob's Tod sei im J. 1695 erfolgt, als irrig bezeichnet. 15) Vorrede zu seiner Ausgabe der Mischna, S. 5. Bartolocci (l. c. p. 836), welcher diesen Jacob als einen Portugiesen bezeichnet, spricht von einer lateinischen Übersetzung der Mischna, und berichtet, Jacob habe sie der Bibliothek zu Cambridge geschenkt. 16) *Wolf* l. c. T. I. p. 578, 579 et T. III. p. 437, 438.

machen, wobei nur zu beklagen ist, daß seine nützlichen Arbeiten nicht durch den Druck im weitern Kreise bekannt wurden. So übersetzte er 1232 auf Kosten des Kaisers Friedrich II. zu Neapel die Isagoge des Porphyrius und vier philosophische Schriften des Aristoteles mit dem Commentar des Ibn Roschd (Averroes)[17]) und Lambecius[18]) fand in einer wiener Handschrift von diesem Jacob dergleichen Übersetzungen, nämlich von Porphyrius Isagoge, Aristoteles Kategorien und de interpretatione, von Maimonides Lehrbuch der Logik und des arabischen Philosophen Abu Nezar Elfarabi Schrift über den Syllogismus. Außerdem verdankt man Jacob eine hebräische Übersetzung von dem Werke des Alfragani über die Bewegung des Himmels ꝛc. und von Aristoteles' Buch de decem praedicamentis. Bartolocci[19]) legte ihm auch die philosophische Erklärung des Pentateuch bei, welche malmad hattalmidim (Reitel der Schüler) heißt, während freilich Wolf[20]) sie vielmehr dem Rabbi Simson, Sohne des Abtalion zuzuschreiben geneigt ist[21]). Ein Compendium der Physik, welches J. verfaßte, zeugt von seiner Liebe für Naturwissenschaft.

6) **Jacob Berav**[22]) oder **Berab** (בירב), Sohn Mose's, und Enkel Isaak's Berav, ein jüdischer Rabbi, welcher bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts lebte, war aus Spanien gebürtig, flüchtete sich aus der Heimath wegen dort stattfindender Judenverfolgung nach Palästina, wurde in Zarfend (auch wol Sarphet genannt, dem alten Sarepta) zum Synagogenvorsteher erwählt, jedoch nicht ohne Widerspruch, namentlich von Seiten des Rabbi Levi, Chaviv's Sohnes. Bemerkenswerth ist er als Exeget; seine Bemerkungen zu den prophetischen Büchern sind gedruckt im dritten Bande der von Rabbi Mose aus Frankfurt besorgten Bibel (Amst. 1724) und schon früher mitgetheilt bei Daniel Zanetus (Venedig 1602), durch Johannes de Gara (1607. 4.) Seine Vertheidigung in der Streitsache mit dem Rabbi Levi findet man in der Schrift Scheeloth u Theschuboth (d. i. Fragen und Antworten), welche Venedig 1663. 4. gedruckt sind[23]).

7) **Jacob Cansinos** oder **Kansino** (קנסינו), gest. am 19. Sept. 1666 als königlich spanischer Dolmetscher der arabischen Sprache in Oran[24]), stammte aus einer Familie, in welcher das Dolmetscheramt erblich geworden war. Sein Ältervater, welcher ebenfalls Jacob C. hieß, bekleidete schon 1556 dasselbe Amt und war im Gefolge der kaiserlichen Gesandten an den Beherrscher von Fez und Marokko; sein Großvater, Isaak C., verwaltete es von 1558 bis 1599 und sein Vater, Hayen C., von 1601 bis 1621, worauf zunächst Jacob's Bruder, [illegible] C., 1633, und endlich Jacob selbst folgte. Als Schriftsteller hat er sich blos durch seine spanische Übersetzung der Beschreibung Constantinopels vom Rabbi Moses Almosnino bekannt gemacht, mit dem Titel: Extremos y Grandezas de Constantinopla (en Madrid. 1638. 4.) Diese Schrift, welche zu den literarischen Seltenheiten gehört, zerfällt in drei Bücher, aber blos das erste ist topographischen Inhalts; denn das zweite beschäftigt sich mit dem Tode des Sultan Soliman und das dritte liefert eine Skizze seines Lebens[25]).

8) **Jacob Chagis** (חאגיז) oder **Chajis**, Samuel's Sohn, ein angesehener Rabbi des 17. Jahrhunderts, gest. im J. 1688 zu Constantinopel, und Enkel eines gleichnamigen, aus Spanien vertriebenen Juden, welchem man wol, aber nur irriger Weise, die Schriften desselben zugeschrieben hat. Der ältere Jacob Chagis wandte sich zuerst nach Fez, dann nach Jerusalem, und wurde dort der erste Rector an der sogenannten Viganischen Akademie, welche von den Gebrüdern Viga zur Erhaltung und Verbreitung der Bildung und Gelehrsamkeit unter ihren Glaubensgenossen gestiftet worden war[26]). Sein Enkel hat sich als Schriftsteller einen Namen gemacht und die meisten seiner Werke sind mehrmals gedruckt. Am meisten geschätzt wird sein Ez hachajjim (Baum des Lebens), ein Commentar zur Mischna, worin die Gemara, die Bemerkungen des Jarchi und wo diese nicht vorhanden sind, anderer Commentatoren, die sogenannten Tosaphoth (Zusätze) und andere Erklärungen kurz zusammengefaßt werden. Gedruckt ist dieses Buch mit der Mischna (Livorno 1672 fg. und Berl. 1716 [illegible]) Die zweite Schrift hat den vielversprechenden Titel: Techillath chochma (Anfang der Weisheit); Jacob will darin ergänzen, was Simson Isaak's Sohn in seinem Sepher kerithuth über die Hermeneutik der Gemara übergangen hatte; es ist daher auch damit zusammen im Druck erschienen (Verona 1647 und Amst. 1709). In der letztern Ausgabe befindet sich auch Jacob's Orach mischor (der gerade Weg), ein moralisches Werk von geringem Umfange, jedoch auch sonst noch mit ähnlichen Schriftchen anderer Rabbinen zusammen herausgegeben (Amst. 1715 in 16. und 1724). Jacob erklärte ferner das Buch asharoth (אזהרות), ein rhythmisch geschriebenes, ethisches Werk, das Salomo, Gavirol's Sohn, geschrieben hatte in seinem Pethil techeleth (Purpurfaden); auch dieses Schriftchen ist gedruckt (Vened. 1652. 4. Lond. 1714. 8.) Das Zeror hammor (Myrrhenbündel) gibt Mittel [illegible]

17) *Wolf* l. c. T. IV. p. 751 et 874. 18) Commentar. de biblioth. Vindob. T. I. p. 183. 19) Biblioth. magn. Rabbin. T. III. p. 867. 20) Bibl. Hebr. T. I. p. 619. 21) Vgl. überhaupt über ihn *Bartolocci* l. c. und *Wolf* l. c. T. I. p. 618, 619. T. III. p. 531. T. IV. p. 874. 22) Bartolocci (Biblioth. magna rabb. T. III. p. 841) schreibt den Namen auch בריאב, Bariav, was aber schon Wolf (Biblioth. Heb. T. I. p. 585) als unrichtig bezeichnet. 23) Schalscheleth Hakkabbala p. 63. Cf. *Bartolocci* l. c. *Wolf* l. c. T. I. p. 585. T. III. p. 450 et 451. T. IV. p. 865. 24) Cf. *L. J. de Sotomayor*, Breve relacion de la general Expulsion de los Hebreos de la Juderia de la ciudad de Oran, p. 1, und *Barrios*, Histor. jud. univers. p. 15. Bartolocci (l. c. p. 864) nennt ihn Kantz (קאנץ).

25) Cf. *Bartolocci* l. c. *Wolf* l. c. T. I. p. 613. T. [illegible] p. 524—526. *Nic. Antonii* Biblioth. Hisp. Nov. T. II. p. [illegible] 26) Vgl. über dieses Institut die „Unschuldigen Nachrichten auf das J. 1713," S. 429, und über diesen Jacob Schalscheleth hakkabbala p. 63. b. 27) Bartolocci (Biblioth. mag. Rabb. T. III. p. 866) legt diese Schrift ganz richtig dem Rabbi [illegible] ben Samuel bei, hält diesen aber offenbar für verschieden [illegible] Jacob Chaghiz (Chagis), welchem er (l. c. p. 843, 844) [illegible] das Buch תחילת חכמה zuschreibt.

die Verbindung mit Gott zu fördern und wird daher auch Lebensbündel (zeror hachajjim) genannt. Unter den übrigen verdient noch herausgehoben zu werden die Halachoth ketannoth (kleine Entscheidungen), deren Herausgabe sein Sohn Moses Chagis besorgt hat (Vened. 1704 fg.). Der darin befindlichen von Jacob ertheilten Antworten sind 613. Zugleich ist in jenem Werk eine Abhandlung desselben über Gittin enthalten. Im Korban mincha (Gaben-Darbringung), welches zu Smyrna ohne Angabe der Zeit des Druckes erschien, behandelt er Rituelles und exegesirt einige biblische Stellen. Das Sebach toda (Opfer des Dankes) hat Moses Chagis edirt; außerdem aber ist einiges Andere Handschrift geblieben [28]).

9) Jacob Delischkas (דילישקאש) oder Deliskas, ein als Exeget bekannt gewordener jüdischer Rabbi, von dessen Lebensumständen uns jedoch nichts weiter erzählt wird. Er schrieb Imre noam (d. i. angenehme Worte), worunter nichts anderes als ein Commentar zum Pentateuch zu verstehen ist. Die Erklärung ist nicht blos wörtlich, sondern auch allegorisch und kabbalistisch, läßt es sich aber auch zuweilen angelegen sein, dunkle Äußerungen Jarchi's und Aben Esra's deutlich zu machen. Gedruckt ist dieser Commentar mehrmals (Constant. 1540. Cremona 1556. Krakau 1598. 4. und Amst. 1724. fg.), zum Beweise, daß er Beifall fand, obgleich er nicht eben von großem Umfange ist. Bartolocci betrachtet im ersten Theile seiner Bibliotheca magna Rabbin. das Buch als anonym, allein T. III. p. 843 nennt er den Verfasser desselben, aber Wilithkasch (וויליתקאש), vielleicht durch ein Versehen; Jacob le Long [29]) verstümmelt den Namen gar in Daliskas [30]).

10) Jacob Jehuda Arje (Löwe), Leo, Leonitius, s. Leo (Jacob Jehuda).

11) Jacob, Isaak's Sohn, ein aus Teutschland gebürtiger Rabbi, angeblich ein Nachkomme Jarchi's, gest. zu Prag 1628, hauptsächlich bekannt als Verfasser der unter den Juden sehr verbreiteten Schrift Zenorenna, eigentlich Zeena ureena (Gehet hinaus und sehet). Es ist dies eine aus den Midraschim, Aggadoth und den namhaftesten Exegeten zusammengetragene, nicht blos wörtliche, sondern auch allegorisch-kabbalistische Erklärung des Pentateuchs, der fünf sogenannten Megilloth und der Haphtharen [31]), in jüdisch-teutscher Sprache, und so eingerichtet, daß ihr eine Paraphrase des Textes vorausgeht. Gedruckt ist dies Buch sehr oft und an verschiedenen Orten. Die Erklärung der ersten Parasche hat J. Saubert ins Lateinische übersetzt (Helmst. 1660.), und Wolf sie wieder abdrucken lassen in der Biblioth. Hebr. T. III. p. 472—505. Ein ähnlicher Commentar, jüdisch-teutsch, ist das Sepher maggid (Erklärungsbuch, liber exponens). Er erstreckt sich über die historischen und prophetischen Bücher, sowie über die Hagiographa, mit Ausnahme der Chronik, und ist unter den biblischen Originaltext gestellt, während Jarchi's Scholien zur Seite stehen. Auch von diesem Werke gibt es zahlreiche Ausgaben. Das Meliz joscher (der richtig Erklärende) dagegen ist ein neuer Commentar zu den Paraschen, jüdisch-teutsch, worin mehre ältere benutzt wurden; gedruckt ist er Lublin 1622. und Amst. 1688. fg. Endlich das Schoresch Jacov (Wurzel Jacob's) ist ein Clavis über die biblischen Beweisstellen für die Gebräuche und Einrichtungen der Juden, alphabetisch geordnet (Krakau 1585. 4. und 1640.) [32]).

12) Jacob Koppel (קאפיל) oder Kaphel, Kappel, Kopel, Koppelmann, s. Koppelmann.

13) Jacob Levi (לוי) oder Maharil (מהר'י'ל zusammengezogen aus מורנו הרב ר' יעקב לוי), Mose's Sohn, stammte nach Einigen aus Teutschland, nach Andern aber aus Polen oder aus Lithauen und namentlich von Wilna, weshalb er denn auch Vilnensis heißt, und starb als Levitischer Vorsteher der Synagoge zu Mainz im J. 1427. Unter seinen Schriften nimmt die erste Stelle ein das Maharil, nach ihm benannt, oder Sepher minhagim (Buch der Gebräuche), worin, ganz mit dem Namen desselben im Einklange, Alles von den Juden das ganze Jahr hindurch zu Beobachtende angegeben wird nebst Erklärung der schwierigern Worte. Gedruckt ist diese Schrift mehrmals, theils allein, theils mit ähnlichen zusammen. Ein zweites Werk Jacob's, des Leviten, heißt Scheeloth u theschuboth (Fragen und Antworten), enthält 233 juristische Responsa, und ist oft herausgegeben. Außer diesen gibt es noch andere Entscheidungen desselben, welche mit denen des Salomo, des Sohnes Abraham Addereth, zusammen erschienen. Sein drittes Buch Biurim (ביאורים Erleuchtungen) ist blos handschriftlich vorhanden. Geschichtlich merkwürdig ist er übrigens auch dadurch, daß er nebst seinen Lehrern, den Rabbinen Schalom und Kadesch, zuerst mit dem Titel Morenu [33]) ausgezeichnet wurde [34]).

14) Jacob Mantinus (מנטינו), ein sehr geachteter und gelehrter jüdischer Arzt [35]) in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., aus Spanien gebürtig, hat sich neben Ausübung seiner Kunst [36]), durch Übersetzung classischer Schriften medicinischen und philosophischen Inhalts, wesentliche Verdienste erworben. Von seinen nicht gewöhnlichen Kenntnissen zeugt nicht nur, daß er Doctor der Künste und der Medicin geworden war, sondern sich auch die Sprache der Gelehrten insoweit angeeignet hatte, daß er wagen konnte, aus dem Hebräischen und Arabischen

28) *Bartolocci* l. c. *Wolf*, Biblioth. Hebr. T. I. p. 588—591. T. III. p. 454—456. Unschuld. Nachrichten a. a. O. S. 411. 29) Biblioth. Sacr. p. 788. (ed. in Fol.) 30) Vgl. überhaupt *Wolf*, Biblioth. Hebr. T. I. p. 587. T. III. p. 452, 453. 31) Bartolocci (Biblioth. mag. Rabb. T. III. p. 851) betrachtet das Buch blos als Commentar zu den Mosaischen Schriften, nicht aber, wie Wolf (Biblioth. Hebr. T. I. p. 598) ihm Schuld gibt, als ausschließlich zu dem Leviticus.

32) Cf. *Bartolocci* l. c. *Wolf* l. c. T. I. p. 598, 599. T. III. p. 469—507 et T. IV. p. 869. 33) Ausführlich verbreitet sich über die Entstehung und Bedeutung dieser Würde Bartolocci in der Biblioth. magn. Rabbin. T. III. p. 855—858. 34) Vgl. überhaupt *Bartolocci* l. c. p. 855—859, und *Wolf*, Bibl. Hebr. T. I. p. 603, 604. T. III. p. 511, 512. 35) Dav. de Pomis (Apologia pro medico Hebraeo, p. 71) behauptet gar, Jacob sei Leibarzt des Papstes Paul III. gewesen. 36) Schalscheleth hakkabbala p. 65 b.

in dieselbe zu übersetzen. Seine meisten Übersetzungen sind aus dem Hebräischen gemacht. Dahin gehört seine Übertragung von Maimonides' More hannevochim (Führer der Verwirrten), und von dessen Vorrede zum Massecheth avoth (Aufzug der Väter), welche letztere auch gedruckt wurde (Bologna 1526. 4.); von des Averroes' Paraphrase zu Aristoteles' Werke: De partibus et generatione animalium, und der Erklärung des Rabbi Levi über dieselbe Schrift des Stagiriten. Desgleichen seine lateinische Version der Paraphrase des Averroes von Platon's Buch: „De republica," welche in Rom im J. 1539 und im dritten Bande der venetianischen Ausgabe von den Werken des Aristoteles (1560. 4.) erschien und von desselben Erläuterung und von Aristoteles' Organon, von der Analytik, Topik, der Republik, der Physik und der Epitome der Metaphysik, welche zu Venedig im J. 1562 gedruckt ist. Auch die Erklärungsschriften des Averroes über des Porphyrius' Isagoge, über die Schriften Praedicamenta und De interpretatione, über die Poetik u. s. w., bemühte Jacob sich durch Übersetzung ins Lateinische zugänglich zu machen; sie wurde aufgenommen in die Ausgabe der Werke des Averroes (Venedig 1552). Aus dem Arabischen dagegen hat er Einiges aus Avicenna (Ibn Sina) übersetzt, was mehrmals gedruckt wurde; er soll die Absicht gehabt haben, darin fortzufahren, aber durch einen venetianischen Patricier davon abgezogen worden sein [37]).

15) Jacob Marearia (מרקריאה), David's Sohn, jüdischer Arzt und Buchdrucker zu Trient im 16. Jahrh., aus dessen Officin mehre schätzbare Schriften hervorgingen, bei denen freilich ungewiß bleibt, ob er sie selbst verfaßt oder blos herausgegeben habe. Dahin gehört besonders das astronomische Werk: Sepher Ebronoth (Buch der Übergänge), worin vom jüdischen Kalenderwesen, von Tag- und Nachtgleiche, Sonnenwende, Einschaltung u. s. w., auch von den christlichen Festen gehandelt wird, und welches zuerst im J. 1561 in 4., dann aber zum Theil erweitert herauskam. Nach Bartolocci [38]) schrieb er auch den Commentar zu den Aggadoth vom Pascha, welcher mit Abarbanel's Buche: Sebach pesach (1551. Fol.), edirt wurde. Er besorgte ferner eine Ausgabe des Pentateuch mit dem Targum, Jarchi's Commentar und Bemerkungen, welche er zusammengetragen hatte (1561. Fol.); ferner den Commentar des Rabbi Levi, Sohnes Gerson, zu den fünf Megilloth (1560. 4.) und einige andere Schriften desselben [39]).

16) Jacob Rischer (רישר), Sohn Joseph's, welcher das Rabbinat an mehren Orten, namentlich Worms, Metz, zuletzt zu Ansbach verwaltete, hat mehre, großentheils auch durch den Druck allgemein zugänglich gewordene Schriften verfaßt, auf welche der Rabbi Moses Chagis vielfach Rücksicht nimmt. Bekannt sind: Minchath jaakob (Gabe Jacob's), gedruckt zu Prag im J. 1689 in Fol.; Chok jaakob (Bestimmung Jacob's), ein Commentar über die Pascha-hilchoth (Dessau 1696. 4.); Thorath schelamim (Gesetz der Dankopfer); Soleth lemincha veschemen lemincha (Mehl zur Gabe und Öl zur Gabe), worin theils die Gegenstände der zwei zuletzt erwähnten Bücher besprochen, theils Anmerkungen seines Sohnes Simeon mitgetheilt werden. Schebuth jaakob (Gefangenschaft Jacob's), enthält Fragen mit ihrer Lösung, und zwar 182 an der Zahl; angefügt ist Peer Jaakob (Schmuck Jacob's), Bemerkungen zu mehren Handschriften der Abtheilung des Talmud, welche Searim heißt. Gedruckt sind diese Entscheidungen Halle 1703. Fol. und Offenb. 1713. Fol.; eine zweite Abtheilung derselben Offenb. 1719. Fol. Ferner sind noch zu erwähnen Mischpete jaakob (Gerichte Jacob's), Erklärung des Chosche Mischpatn und die jeschuoth jaakob (Heil Jacob's) aus Wolf Spira's Bemerkungen zusammengetragen und das zu Wilmersdorf 1729 in Fol. gedruckte Ijjun jaakob (Betrachtung Jacob's), Erläuterung der talmudischen Erzählungen (Aggadoth), welche sich im En jisraël befinden [40]).

17) Jacob der Römer (רומיר), ein jüdischer Rabbi in Constantinopel, auf welche Stadt auch wol sein Beiname zu beziehen ist, da das griechische Reich bekanntlich bei den Orientalen das römische und der zu Constantinopel residirende Kaiser der von Rom heißt. Dieser geschickte Mann schrieb Mosne mischkal (Wagschalen des Gewichts), eine hebräische Prosodie, worin nach Burtorf's Angabe [41]) 1348 Gedichte mitgetheilt werden; ein Abdruck dieser interessanten Anthologie geschah zu Constantinopel. Dann soll er ein grammatisches Werk des Jonas ben Gannach, nach seiner Übersetzung aus dem Arabischen ins Hebräische, ebendaselbst in Druck gegeben haben; auch beschäftigte er sich mit einer Ausgabe des Buches Cosri in arabischer, hebräischer und lateinischer Sprache [42]). Endlich kommt der größeste Theil des Supplementes zu Burtorf's Bibliotheca Rabbinica von ihm her [43]). Überhaupt gibt ihm auch Ed. Pocock [44]) nicht nur das Zeugniß eines gelehrten, sondern auch rechtschaffenen Mannes; seines Unterrichts bediente sich Harlai de Sanci [45]) während seines Aufenthaltes zu Constantinopel [46]).

18) Jacob Rosales (רוסאליש), s. Rosales (Jacob).

19) Jacob Sasportas oder Scheschportes (ששפורטש).

---

37) *J. Amatus Lusitanus* (*J. Rodriguez di Castello bianco*), Curationum medicinalium centur, I. curatio 1; vgl. mit *Jo. Cinelli*, Bibliotheca volante Sect. VIII. p. 57. Vgl. überhaupt über ihn *Bartolocci*, Biblioth. mag. Rabbin. T. VII. p. 859, 860. *Wolf*, Bibl. Hebr. T. I. p. 515. T. III. p. 606, 607. T. IV. p. 869, und *J. Mangeti*, Biblioth. med. lit. M. p. 287. *Antonii* Bibl. His. nov. T. I. p. 467. 38) Biblioth. mag. Rabb. T. III. p. 860, 861. 39) *Bartolocci* l. c. *Wolf*, Biblioth. Hebr. T. I. p. 586 et 607, 608. Tom. III. p. 516.

40) Cf. *Wolf*, Biblioth. Hebr. T. III. p. 467, 468 et T. IV. p. 868. 41) Biblioth. Rabbinica p. 362. 42) Vgl. Burtorf's Vorrede zu seiner Ausgabe dieser Schrift. 43) Vgl. die Vorrede dazu in Burtorf's Biblioth. Rabb. p. 436 (ed. Basil. 1640.) 44) Notae miscellaneae zu seiner Ausgabe der Porta Mosis von Maimonides p. 90. 45) *Rich. Simon*, Lettres choisies. T. II. p. 82 (ed. Rotterd. 1704). 46) *Bartolocci*, Biblioth. mag. Rabb. T. III. p. 865. *Wolf*, Biblioth. Hebr. T. I. p. 614, 615. T. III. p. 528.

auch Sexportas [47]), Aaron's Sohn, leitete seine Abstammung von dem berühmten Rambam oder Maimonides her, war aber nicht wie dieser in Spanien selbst, sondern in Oran, geboren und gelangte in Tremezen oder Telemsan, dem Hauptorte der gleichnamigen Provinz in Algier, zu seiner geistigen Bedeutsamkeit [48]). Seine Familie hatte sich durch Treue gegen die spanische Regierung unter den Juden in Oran besonders ausgezeichnet [49]). L. J. de Sotomayor [50]) erwähnt einen im J. 1666 zu Carthagena lebenden Jacob Sasportas, dessen Bruder Jacob und Sohn Salomo sich in Oran befunden hätten; ob aber darunter der hier zu besprechende Rabbi gemeint sei, ist wenigstens zweifelhaft. Über London und Hamburg kam Jacob nach Livorno und bekleidete dort die Stelle des ersten Rabbiners, dann aber wurde er Synagogenvorsteher zu Amsterdam und starb daselbst 1698. Herausgegeben (nicht verfaßt) hat er Heehal hakkodesch (Tempel des Heiligthums), eine mystisch-kabbalistische Erklärung der jüdischen Gebete [51]). Dagegen schrieb er Eduth bejaakob (Zeugniß in Jacob), rechtliche Entscheidungen (Amsterd. 1674. 4.), und Toledoth Jaakob (Geschlechter Jacob's), ein Verzeichniß der im Talmud von Jerusalem erklärten Stellen des alten Testaments (gedruckt Amsterd. 1652. 4. und sonst) [52]).

20) Jacob Tam (תם), d. i. der Vollkommene, Sohn des Rabbi Meir und einer Tochter des berühmten Exegeten Jarchi und Schemuel's Enkel, aus Troyes in Frankreich, gest. 1170, erhielt seinen Beinamen Tam von der ihm natürlichen Milde, indem die Juden den 1 Mos. 25, 27 vorkommenden Ausdruck איש תם so deuten. Im Schalscheleth hakkabbala (p. 51 und 52. a.) wird seiner auch rühmlichst gedacht; denn er war darnach sehr weise, von den trefflichsten Anlagen und sein Scharfsinn und Streben, die Wahrheit zu verbreiten, unvergleichlich [53]). Wolf hegt die Vermuthung [54]), daß Jacob von Domrog (מדומרוג), Domrogensis, welcher im 12. Jahrh. mehres über die gesetzlichen Gebräuche der Juden schrieb, oder Jacob von Orleans (מאורליאנש), Aurelianensis, welcher 1190 starb, mit diesem Jacob einerlei sein möge. Von seinen Schriften verdienen Erwähnung das Sepher hajjaschar (Buch des Gerechten), jüdische Rechtskunde und Moral, dann die Schöpfung des Weltalls, Buße und Furcht Gottes betreffend, über welches schon Andreas Dumas [55]) ein sehr günstiges Urtheil fällt; gedruckt ist es ziemlich oft, und Konrad Pellican fertigte eine lateinische Übersetzung davon, welche aber Handschrift geblieben ist. Ähnlichen Inhalts ist das Sepher happiska (Buch der Entscheidung). Dagegen die Tosapheth uphilphulim al haggemara (Zusätze und Disputationen über die Gemara) sind aus den Ansichten verschiedener französischer Rabbinen, unter denen Jacob allerdings eine der ersten Stellen einnimmt, zusammengestellt, jedoch hatte die Mehrzahl derselben, wenn sie nicht von ihm ausging, doch gewiß Jacob's Beifall. Einige schreiben diesem Rabbi ferner die Schrift: Basar al gabbe gechalim (Fleisch über die brennenden Kohlen) zu; desgleichen das blos in Handschrift vorhandene Chiddusche Dinim oder neue Bemerkungen über das Rituale. Ist er identisch mit Jacob von Domrog, so verfaßte er auch Entscheidungen von Rechtsfragen unter dem herkömmlichen Titel Scheeloth u theschuboth (Fragen und Antworten). Endlich legt Bartolocci [56]) ihm auch die Iggereth hatteschuba (Brief der Buße) bei, welche jedoch nach Wolf [57]) einen andern Verfasser hat [58]).

21) Jacob Zaddik (צדיק), d. i. der Gerechte, Abraham's Sohn aus dem 17. Jahrh., lebte in Palästina und benutzte die ihm dadurch zu Theil gewordene günstige Gelegenheit, zu der Kenntniß dieses Stammlandes seines Volkes beizutragen. Er entwarf nämlich eine ziemlich specielle Karte desselben, worauf nicht nur das eigentlich Geographische (Berge, Flüsse, Seen, Bäche, Städte, Dörfer, Straßen u. s. w.), sondern auch geschichtlich (durch Schlachten und anderweit) merkwürdig gewordene Punkte von ihm verzeichnet wurden. Für nähere Belehrung war ein kleines Schriftchen in lateinischer Sprache bestimmt, und um die Benutzung desselben neben der Karte zu erleichtern, hatte er auf der letztern Ziffern angebracht, welche auf die dazu gehörige Beschreibung in ersterm verwiesen. Gedruckt ist diese Arbeit zu Amsterdam 1621 (? 1631) [59]). (*A. G. Hoffmann.*)

JACOB. Ausgezeichnete Muhammedaner, s. Jacub.

JACOB als Zuname mehrer Gelehrten. Unter diesen möchten besonders zu erwähnen sein:

1) Giles [1]), geb. 1686 zu Romsey in der Grafschaft Southhampton, widmete sich dem Studium der Rechte, und starb 1744 als Advocat. Er besaß mannichfache Kenntnisse in seinem Fache, die er zu einer sehr ausgebreiteten literarischen Betriebsamkeit nutzte. Seine zahlreichen Schriften über einzelne Zweige des juridischen Wissens sind nicht ohne Werth, obgleich größtentheils Compilationen. Die wiederholten Auflagen, welche mehre derselben erlebten, sind ein Beweis, daß sie viel gelesen worden sein müssen. Über die zweckmäßigste Abfassung

47) So Bartolocci's Bibl. mag. Rabbin. T. III. p. 867. 48) *Dan. Lev. de Barrios*, Arbol de las Vidas, p. 93; die betreffende Stelle ist auch abgedruckt in Wolf's Biblioth. Hebr. T. III. p. 532. 49) *D. L. de Barrios*, Historia universal. Judaica, p. 13, 14. 50) Kurze Erzählung von den aus der Stadt Oran gänzlich vertriebenen Juden (spanisch). Fol. F. p. 1. 51) Cf. *Wolf* l. c. T. III. p. 533 gegen T. I. p. 619 und gegen *Bartolocci* l. c. 52) Vgl. überhaupt *Bartolocci* l. c. *Wolf* l. c. T. I. p. 619 et T. III. p. 531—33. 53) Vgl. auch Juchasin p. 131 a. 54) Biblioth. Hebr. T. I. p. 621, vgl. mit p. 580 et 586, 587. 55) Josuae imperatoris historia illustrata . . . ab And. Masio auf der letzten Seite.

56) Biblioth. mag. Rabbin. T. III. p. 863. 57) Biblioth. Hebr. T. I. p. 620; cf. p. 488. 58) Vgl. überhaupt *Bartolocci* l. c. p. 868, 869. *Wolf* l. c. T. I. p. 620, 621. T. III. p. 533, 534. 59) Cf. *Bartolocci*, Biblioth. mag. Rabb. T. III. p. 863, 864. *Wolf*, Biblioth. Hebr. T. I. p. 612; der Erstere gibt auch eine Probe, welche schon J. H. Hottinger in der Histor. Oriental. p. 291 vorgelegt hatte.

1) Dunkel in seinen histor.-kritischen Nachrichten, 3. Bd. 3. Th. S. 771 nennt ihn irrig Georg. Giles ist der teutsche Name Ägidius.

von gerichtlichen Urkunden und Contracten schrieb Jacob in den Jahren 1736 — 1756 seinen Accomplished Conveyancer in drei Octavbänden, nachdem er schon früher (1716) ein ähnliches Werk unter dem Titel: Grand Precedent hatte drucken lassen. Die in seinem Vaterlande üblichen Friedensgerichte beleuchtete er in seinem Modern Iustice of Peace (London 1716) bereits 1729 zum vierten Male gedruckt. Von seinem Merchant's Companion (1718), in welchem er die englischen Handelsgesetze zusammengestellt hatte, erschien ebenfalls 1729 eine zweite verbesserte Auflage. Es gab fast keinen Zweig in der englischen Gesetzgebung, über den sich Jacob nicht verbreitet hätte. Hier mögen nur: The Laws of Appeals (London 1719) und The Gentlemans Law (ibid. 1719) unter mehren Schriften verwandten Inhalts angeführt werden. Eins seiner umfassendsten Werke betitelte er Treatise of the Laws, und gab in demselben eine allgemeine Einleitung in das gemeine, bürgerliche und kanonische Recht. Dies Werk erschien 1721 zu London in drei Octavbänden. Über den Ursprung, die Fortschritte und den gegenwärtigen Zustand der englischen Gesetzgebung sprach er in einem juridischen Lexikon, New Law Dictionary genannt, und zu London 1729 in Folio gedruckt. Dies Werk scheint vorzüglich großen Beifall bei seinen Zeitgenossen gefunden zu haben, weil es wiederholte zahlreiche Auflagen erlebte. Die eilfte erschien 1797 in zwei Quartbänden, und in gleichem Format die zwölfte noch im J. 1809 von Tomlins besorgt, mit beträchtlichen Zusätzen und Berichtigungen. Auch einen Auszug hatte Jacob ein Jahr vor seinem Tode (1743) von jenem Lexikon veranstaltet. Den Weg, sich zu einem geschickten Anwalt und Procurator zu bilden, zeichnete er vor in seinem Werke: Complete Attorney's Practice (London 1737. 2 Voll.), zu welchem er später (1744) noch einen Attorney's Director hinzufügte.

Nicht zufrieden mit der literarischen Bedeutsamkeit, die er durch die genannten Schriften erlangt, wollte Jacob auch als Dichter sich einen Namen erwerben. Seine poetischen Versuche: A Journey to Bath and Bristol; The Lover's Miscellany; Essays relating to the conduct of life etc. sind jedoch nur von geringem Werth. Was er für die Bühne schrieb (Love in a wood und the Soldier's last stake) ist fast noch unbedeutender. Mehr Verdienst erwarb er sich um die Literargeschichte seines Vaterlandes durch den zu London 1733 herausgegebenen Historical account of the most eminent English Poets. Man kann dies Werk als eine Fortsetzung zweier ähnlicher Arbeiten von Winstanley und Langbaine betrachten. Nach einer Stelle in der Vorrede soll Jacob von Prior zur Abfassung jenes Werkes ermuntert worden sein. Es leidet übrigens an manchen Mängeln. Bei den meisten Dichtern ist die Zeit, wann sie gelebt, entweder gar nicht angegeben, oder nur durch die Namen der damals in England regierenden Könige bezeichnet worden. Unsicherheit, Einseitigkeit und Befangenheit im Urtheil tritt überall hervor. Jacob trägt unter andern kein Bedenken, Milton allen Dichterruhm abzusprechen, blos aus dem Grunde, weil er Verrath begangen an seinem theuern Könige Karl I. Jacob eignete sein Werk dem Herzoge von Buckingham zu. Auf dem Titelkupfer befindet sich Chaucer als der älteste englische Dichter in der Mitte, über ihm oben in beiden Ecken Milton und Butler, unten Cowley und Waller.

Das vollständigste Verzeichniß von Jacob's zahlreichen Schriften hat Robert Watt geliefert [2]).

(*Heinrich Döring*.)

2) **Heinrich** (Henry), Vater und Sohn. H. Jacob der ältere, in der Geschichte der englischen Dissenters bekannt als Gründer der ersten Independenten- oder Congregationalgemeinde, war gebürtig aus Kent, hatte seine gelehrte Ausbildung zu Oxford empfangen und wurde daselbst im J. 1586 Magister. Nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand wurde er zunächst Vorsänger am Corpus Christi College, dann aber Beneficiat zu Cheriton in Kent. Seine erste schriftstellerische Arbeit: Defence of the Christian Churches and Ministry of England (Middleb. 1593, 1599. 4.), besonders gegen Fr. Johnson gerichtet, war zu Gunsten der anglikanischen Kirche. Zwei andere: A Treatise of the Sufferings and Victory of Christ in the work of our Redemption (Lond. 1597 u. 1598) und Defence of a Treatise touching the Sufferings etc. (ib. 1600. 4.), waren dogmatisch-polemischen Inhalts und bezogen sich auf den Artikel von der Erlösung, über welchen Jacob bei andern Geistlichen Irrthümer zu finden glaubte. Die zweite davon enthält einen Angriff auf den Bischof Thom. Bilson von Winchester. Wichtiger für sein Schicksal aber wurden zwei im J. 1604 erschienene Schriften: Reasons taken out of God's Word and the best of human Testimonies, proving the Necessity of reforming our Churches of England und A Position against Vainglorious and that which is falsely called Learned Preaching; denn durch sie zog er sich die Verfolgung des Bischofs Bancroft zu und sah sich veranlaßt nach Holland zu fliehen. In Leyden nun traf er mit J. Robinson zusammen und wurde durch denselben für Robert Brown's Grundsätze gewonnen, sodaß er von dieser Zeit an als entschiedener Independent oder Congregationalist in Wort und Schrift sich zeigte. In diesem Sinne sind seine meist in Holland, wo dem Drucke derselben nichts entgegenstand, herausgekommenen Schriften: The divine Institution of Christ's visible or Ministerial Church (Leyd. 1610); Farther Declaration of some things in the divine institution etc. (ib. 1610); Declaration and Opening of certain Points etc. (Middleb. 1611); An attestation of many learned divines, justifying this Doctrine viz. that the Church Governments ought

2) s. dessen Bibliotheca Britannica (Edinb. 1824). Vol. II. p. 540. Vgl. Geo. Crabb's Universal Historical Dictionary (London 1825). Vol. II. Baumgarten's Nachrichten von merkwürdigen Büchern. 11. Th. S. 270 fg. (Gottsched's) Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste. 3. Bd. S. 134 fg. Dunkel's histor.-kritische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten. 3. Bd. 3. Th. S. 771. Adelung's Fortsetzungen und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 2218 fg.

to be always with the people's free consent; Answer to Dr. Downame's and Dr. Bilson's Church Government (beide 1613); The Counter-Poison etc. Sein Streben ging nun dahin, seine Ideen über die Kirchenverfassung auch ins Leben einzuführen; zu dem Ende kehrte er nach England zurück, theilte seinen puritanischen Freunden seine Absicht mit, eine besondere Kirche zu bilden, da man sich einmal von der anglikanischen keine weitere Verbesserung versprechen dürfe. Sein Vorschlag fand Anklang. So traten denn Gleichgesinnte an einem bestimmten Tage zusammen und baten Gott feierlich um seinen Beistand; dann wurde das Glaubensbekenntniß abgelegt, und unter gegenseitigem Handgeben das Gelübde gethan, die göttlichen Verordnungen, so weit sie ihnen bis jetzt bekannt geworden oder noch enthüllt werden würden, treulich zu beobachten. Nachdem ferner Jacob von ihnen zum Prediger erwählt worden war, stellte dieser ihre Ansichten zusammen und vertheidigte sie und bat bei dem Könige um Duldung seiner Partei. Nach achtjähriger Arbeit für dieselbe begab er sich im J. 1624 nach Virginien, um auch dort für die Verbreitung der Independenten zu sorgen und ist auch dort gestorben [3]). Sein Sohn, ebenfalls Heinrich, ist geboren im J. 1609, erhielt fast seine ganze Bildung zu Leyden und machte bald in der alten classischen und in der morgenländischen Philologie ungewöhnliche Fortschritte. Unstreitig trug dazu der berühmte Erpenius bei, dessen Unterricht er genoß. Er begab sich von Holland nach England und fand dort zuerst an dem Grafen von Pembroke und dann an dem Erzbischofe Laud einflußreiche Gönner und bekam durch den letztern die Stelle eines Fellows an dem Merton College. Unter Cromwell im J. 1648 verlor er aber dieses Amt wieder, und wandte sich, da er auf solche Weise seiner Subsistenzmittel beraubt war, an den ihm schon früher befreundeten Selden, welcher sich seiner auch annahm. Spottweise nannte man ihn den jungen Selden, obgleich Selden selbst ihm in seiner Wissenschaft, namentlich in den orientalischen Sprachen, viel zu verdanken gehabt haben soll. Durch übermäßige geistige Anstrengung rieb Jacob sich auf und starb bereits im 44. Lebensjahre 1642 zu Canterbury in dem Hause eines Arztes Wilhelm Jacob, welchem er auch, der Sage nach, nach seinem Tode erschienen sein sollte. Mit schriftstellerischen Arbeiten vielfach beschäftigt, brachte er es doch nicht dahin viel drucken zu lassen. Unter den nachgelassenen Handschriften werden oben angestellt: Griechische und lateinische Gedichte, hebräische Grammatik; de Originibus Copticis; de Origine Druidum; Etymotechnia Catholica und Geographumena; sein Freund Heinrich Birkhead hat Einiges davon bekannt gemacht [4]) (Oxford 1654. 4.), nämlich die Oratio inauguralis und Annotationes in eam partem orationis inauguralis, in qua dicitur, oratione soluta scripsit Aristaeus Proconnesius, dann Beschreibung von Oakley-Hole in der Nähe von Wells in englischen Versen, sowie die griechischen und lateinischen Gedichte. Auch soll die von Edm. Dickinson herausgegebene Schrift: Delphi Phoenicizantes von Jacob herrühren, wie denn überhaupt sein Nachlaß von Mehren, wie es heißt, benutzt wurde, ohne daß sie ihn nannten [5]).

3) Johann, gebürtig als Sulfa in Armenien, bekleidete im J. 1641 die Stelle eines ersten Schreiners bei dem Könige von Persien, zeichnete sich durch Talent für Mechanik sehr vortheilhaft aus und machte auch verschiedene nützliche Erfindungen. Bei Gelegenheit eines Besuches von Europa wurde er mit der Buchdruckerkunst genau bekannt und bemühte sich bei seiner Zurückkunft in Ispahan eine Druckerei zu begründen, schnitt auch die erfoderlichen Matrizen selbst. Den ersten Versuch machte er mit der armenischen Übersetzung von den Paulinischen Briefen und den sieben Bußpsalmen. Leider behinderte ihn der Brodneid der Abschreiber in seiner Arbeit fortzufahren [6]).

4) Ludwig Heinrich, s. Jakob (Ludw. Heinr. v.)

5) Ein Musiker, dessen Vorname unbekannt, lebte in Paris, war ein Schüler von Gavigne auf der Violine und war als ausübender Geiger sehr geachtet. Noch wichtiger ist er namentlich in der Geschichte der Musik durch seine im J. 1769 bekannt gemachtes musikalisches Lehrbuch L'unclefier, worin er sich bemühte, alle Schlüssel auf einen zu reduciren. Allerdings ist er nicht der erste, welcher dies unternahm; namentlich hatte der Engländer Salmon bereits im J. 1672 etwas Ähnliches bekannt gemacht unter dem Titel: Essay for the Advancement of Music, by reducing all Clefs to one, weshalb ihn denn auch die Engländer des Plagiats beschuldigen [7]). (*R.*)

JACOB (St.). 1) Ein Dorf des Landgerichtes Taufers, im höchsten Theile des Kreises im Pusterthale und an der Eisack der gefürsteten Grafschaft Tyrol, im Ahrnthale, am Fuße hoher Schneegebirge der Centralalpen gelegen, 1½ Stunde von der Pfarre Ahrn entfernt, mit einer zu dieser Pfarre des Decanats Taufers (Bisthum Brixen) gehörigen katholischen Curatie, welche von zwei Priestern versehen wird, und (1831) 879 Seelen zählte; einer katholischen Kirche zum heil. Jacob und einer Schule. Von hier führt ein Fußsteig über das Hörnble, einen Nachbarberg des südwestlich gelegenen Teufelskamms, ins Zillerthal. 2) Ein unger. Szent Jakob, slow. Svati Jakub, auch Jacobsdorf genanntes, zum Theile zur königl. ungrischen Burgkammer, zum Theil der Stadt Neusohl gehöriges Dorf im obern Gerichtsstuhle (Proces-

3) Vergl. *Rees*, Cyclopaedia, Vol. 18, sub voce; auch Dan. Neal's History of the Puritans (Lond. 1732 sq.). *Watt*, Bibliotheca Britannica. Vol. II. p. 540. Stäudlin und Tzschirner, Archiv für alte und neue Kirchengeschichte. 2. Bd. S. 572 fg. *Wood*, Athenae oxonienses. *Crabb*, Universal historical dictionary, Vol II., sub voce behauptet, H. Jacob sei schon im J. 1624 gestorben. 4) Cf. *Watt*, Bibliotheca Britannica. Vol. II. p. 540. *Crabb* Vol. II. sub voce *Jacob*.

5) Vgl. außer Crabb und Watt a. a. O. Benthem's Englischen Kirchen- und Schulenstaat. 19. Th. §. 800. S. 1161 fg. *Wood*, Athenae oxonienses. 6) *Tavernier*, Voyages. T. I. p. 656. *Moréri*, Grand dictionnaire historique, Tom. IV., sub voce *Jacob-Jan.* *Rees*, Cyclopaedia. Vol. XVIII., sub voce. 7) Cf. *Rees*, Cyclopaedia, Vol. XVIII., sub voce

aun) der sohler Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungerns, ¼ Meile nordnordwestlich von der Stadt Neusohl, an der von ihr nach Rosenberg führenden Poststraße, unfern vom rechten Ufer des Hermanecz-flüßchens, in einem breiten, lieblichen Thale gelegen, nach Neusohl (Bisthum Neusohl) eingepfarrt, mit einem großen Kupferhammer und einem Drahtzuge; einer katholischen Filialkirche; 40 Häusern und 315 slowakischen Einw., die mit Ausnahme von 48 Protestanten sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen. In der Nähe befindet sich eine romantisch gelegene, bedeutende Papiermühle, die gutes Schreib- und Velinpapier verfertigt. 3) Ein Dorf der Pfarre St. Andrä im Landgerichte Brixen, im Kreise Pusterthal und Eisak der gefürsteten Grafschaft Tyrol, im Thale Afers, südlich von Brixen im Gebirge gelegen, zur Expositur in Afers eingepfarrt, und dahin auch zur Schule gewiesen, mit einer dem heil. Jacob geweihten Filialkirche. 4) Ein Dorf der Pfarre Virgen und des Landgerichtes Windisch-Matrey, St. Jacob in Tefereggen genannt, im Kreise Pusterthal und Eisack der gefürsteten Grafschaft Tyrol, im Tefereggenthale, am linken Ufer der reißenden teferegger Achen, zwischen den Dörfern St. Maria und St. Leonhard gelegen, sechs Stunden von der Pfarre, und wenn der Weg über die Berge ungangbar ist, 9½ Stunden davon entfernt, ringsum von hohen Bergen umgeben, mit einer katholischen Curatie, welche von zwei Priestern versehen wird, und zum Dekanat Windisch-Matrey (Bisthum Brixen) gehört; einer dem heil. Jacob geweihten Filialkirche und einer Schule; dessen Einwohner sich durch die Weberei der Tischteppiche auszeichnen, welche im Wege des Hausirhandels weit und breit bekannt sind. Hier wird auch jährlich am 13. Jun. ein Markt abgehalten. Ehemals war hier auch ein Zollamt. 5) Ein St. Jacob im Rosenthale genanntes Dorf im Bezirke Rossegg, im villacher Kreise des Herzogthums Kärnthen, an der von Velden durch das Rosenthal nach Hollenburg führenden Bezirksstraße, zwischen St. Peter und Feistritz, von beiden Ortschaften nur 500 Klafter entfernt, in einer sehr schönen Gebirgsgegend gelegen, mit einer katholischen Pfarre, welche von zwei Priestern versehen wird, zum oberrosenthaler Dekanat des gurker Bisthums gehört, und (1834) 2111 katholische Pfarrkinder in ihrem Sprengel zählte; einer dem heil. Jacob geweihten katholischen Kirche und einer Schule, über welche der fürstlich Lichtensteinischen Herrschaft Rossegg das Patronatsrecht zusteht. In diesem Dorfe geht ein nach Maria Elend führender Verbindungsweg aus der erwähnten Bezirksstraße ab. 6) Ein St. Jacob im Lessachthale genanntes Dorf im Bezirke Kötschach im villacher Kreise des Herzogthums Kärnthen, im obern Gail- oder Lessachthale, am nördlichen Thalgelände, an dem sogenannten lessacher Bezirkslandwege, zwischen hohen Gebirgen in einer rauhen Gegend, zwischen den Dörfern Strajach und Bodlanig gelegen, von dem erstern Dorfe 500, von dem letztern 923 Klafter entfernt, von einem nach dem Dorfe benannten Bache, der sich am linken Ufer in die Gail ausmündet, mit einer katholischen Pfarre, welche von einem Priester versehen wird, zum obergailthaler Dekanat des gurker Bisthums gehört, unter dem Patronat der Herrschaft Goldenstein steht, und (1834) 469 katholische Pfarrkinder in ihrem Sprengel zählte, und einer katholischen, dem St. Jacob geweihten Kirche. Die Einwohner sind Wenden, welche bei der felsigen Beschaffenheit des Bodens einen nicht besonders ergiebigen Ackerbau und etwas Viehzucht treiben. 7) Ein St. Jacob an der Straße genanntes Dorf im Bezirke Maria-Saal, im klagenfurter Kreise Unterkärnthens, an der untertrauburger Commercial- und Poststraße in ebener, offener Gegend gelegen, ¼ Meile östlich von Klagenfurt entfernt, mit einer katholischen Curatie, welche von einem Priester versehen wird, zum tainacher Dekanat des gurker Bisthums gehört, unter dem Patronat der Propstei Maria-Saal steht, und (1834) 456 katholische Pfarrkinder zählte; einer dem heil. Jacob geweihten kathol. Kirche, und 81 teutschen Einw. 8) Ein St. Jacob in der Laßnitz genanntes Dorf im Bezirke Grades im klagenfurter Kreise des Königreichs Illyrien, an dem zum Flußgebiete der Mur gehörenden Laßnitzbache, in einem hochgelegenen Thale am nördlichen Abhange der gradeneker Alpen, mit einer katholischen Pfarre, welche von einem Priester verwaltet wird, unter dem Patronat des gurker Ordinariats steht, zum friesacher Dekanat der gurker bischöflichen Diöcese gehört, und (1834) 238 Katholiken in ihrem Pfarrsprengel zählte, und einer katholischen Kirche. Die Einwohner, 73 an der Zahl, sind Teutsche. 9) Ein St. Jacob an der Save genanntes, der Herrschaft Eggob-Podpetsch gehöriges Dorf im Bezirke der Umgebungen Laibachs, im laibacher Kreise des Königreichs Illyrien, am linken Ufer des Savestromes an der lustthaler Hauptseitenstraße, zwischen den Dörfern Teschza und Weritschou in offener Gegend gelegen, mit einer neuen katholischen Localie, welche zum laibacher Dekanat und Bisthume gehört, unter dem Patronat des illyrischen Religionsfonds steht, von einem Priester besorgt wird, im J. 1788 aus der Pfarre Mansberg errichtet wurde, und (1833) 908 Seelen und zwei Filialkirchen in ihrem Sprengel zählte; einer katholischen Kirche und Schule; 13 Häusern und (1834) 56 slav. Einw. 10) Ein auch St. Jacob in Haus oder Haus genanntes Dorf im Landgerichte Kitzbühel, im Kreise Unterinn- und Wippthal der gefürsteten Grafschaft Tyrol, in der Hofmark Pillersee auf der Wasserscheide zwischen hohen Gebirgen gelegen, mit einem katholischen Vicariat, welches zum Dekanat St. Johann in Tyrol gehört, von einem Priester besorgt wird, unter landesfürstlichem Patronat steht, in dem Sprengel des Erzbisthums Salzburg liegt, und (1833) 255 Seelen im Umkreise des Sprengels zählte; einer katholischen Kirche zum heil. Jacob und einer Vicariatsschule mit einem Lehrer. 11) St. Jacob ob Gurk, ein Dorf im Bezirke Strasburg im klagenfurter Kreise des laibacher Gouvernements, nächst St. Peter und Gurk gelegen, mit 33 teutschen Einwohnern, einer katholischen Curatie, welche zum Dekanat Gurkenthal des Bisthums Gurk gehört, unter dem Patronat des gurker Domcapitels steht, von einem Priester verwaltet wird, und (1831) 461 Katholiken und e-

nen Protestanten in ihrem Sprengel zählte; einer dem heil. Jacob geweihten katholischen Kirche und einer Schule. 12) St. Jacob im Thale oder in Doll, auch blos Doll, windisch Doul genannt, ein geschlossenes Dorf im Bezirke Pragwald im cillyer Kreise der untern Steiermark, in einem engen Thale zwischen hohen Bergen gelegen, eine Stunde vom linken Ufer des Savestromes und ebenso weit von der Grenze Krains entfernt, von dem in der Gemeinde St. Marcus entstehenden Riedersbache durchflossen, mit 25 Häusern und (1834) 113 windischen Einw., welche Ackerbau und Viehzucht treiben; einer katholischen Pfarre, welche zum Dekanat Tüffers der lavanter Diöcese gehört, unter dem Patronat der Hauptpfarre zu Tüffer steht, von zwei Priestern besorgt wird, und (1833) 1417 Seelen im pfarrherrlichen Sprengel zählte und einer katholischen dem heil. Jacob geweihten Kirche. Zu dieser Pfarre gehören die Dörfer Doll, Kol, Hrastnigg, Wernza und mehre andere. 13) St. Jacob im Walde, eine auch Kirchen oberes Viertel genannte Gemeinde im Bezirke Vorau im nordöstlichsten Theile des grätzer Kreises im Herzogthume Steiermark, in einer unwirthbaren hochgelegenen Gegend, 14 Meilen nordostwärts von Grätz entfernt, mit 45 Häusern, welche zerstreut liegen, und sich über den östlichen Abhang des Jacoben- und Rotthalberges, über welche der Ungerweg in die Rotten führt, erstrecken; 255 teutschen Einwohnern, welche Ackerbau treiben, zu den Herrschaften Vorau, Thalberg und Reittenau dienstbar sind, einer incorporirten katholischen Pfarre des regulirten Chorherrenstiftes Vorau, welche von zwei Priestern dieses Stiftes versehen wird, zum vorauer Dekanat des seckauer Bisthums gehört, und (1834) 1069 Pfarrkinder in den Dörfern Waldbach, Kirchen, Kaltenegg, Filzmoos, Steinhof und andern zählte; einer katholischen dem heil. Jacob geweihten Kirche und einer Schule. Zu dieser Gemeinde, an der das Rotthal- und Waldbachl, die sich bei dem Dorfe Waldbach vereinigen und so in die Lafnitz sich ergießen, vorüberfließen, gehören 524 niederösterreichische Joche und 1583$\frac{1}{10}$ □Kl. reine und Wechseläcker, 131 Joche 558$\frac{8}{10}$ □Kl. Wiesen, 25 Joche 416$\frac{6}{10}$ □Kl. Hutweiden, Brände und Alpen, und 382 Joch 866$\frac{8}{10}$ Hoch- und Niederwälder. Nordwestlich von dieser Pfarre erhebt sich das Jakober-Eck, einer der bedeutendsten Berge der Gegend, welcher sich, nach der trigonometrischen Aufnahme der Catastralvermessung, $637,^{79}$ wiener Klafter über den Spiegel des Meeres erhebt. 14) Mehre andere kleinere Dörfer in Ungern, Kärnthen und in der Steiermark. *(G. F. Schreiner.)*

JACOB (St.). Von den vielen Kirchen und Kapellen, welche nach diesem Heiligen benannt wurden, sind in der Schweiz vorzüglich zwei durch blutige Schlachten berühmt geworden, die in ihrer Nähe vorfielen. Beide Schlachten gehören zu dem sogenannten alten Zürichkriege, d. h. zu dem Kriege, welchen Zürich im Bunde mit Kaiser Friedrich III. vom J. 1443—1446 gegen die übrigen eidgenössischen Orte führte. 1) Die Schlacht bei St. Jakob an der Sihl, vor dem Thore der Stadt Zürich. Den 22. Jul. 1443 rückte ein eidgenössisches Heer über den westlichsten Theil der Albiskette gegen Zürich an. Die Zürcher gingen demselben bis auf eine Viertelstunde von der Stadt entgegen, statt, wie die Verständigern wollten, den Feind in der sichern Stellung zwischen der Sihl und den Mauern der Stadt zu erwarten. Als aber die Reisigen auf das Fußvolk zurückgeworfen und dieses durch eine Schar umgangen wurde, die statt der eidgenössischen weißen Kreuze die österreichischen rothen als Feldzeichen trug, floh Alles in Unordnung nach der Stadt zurück. Vergeblich stellte sich ihr Anführer, der Bürgermeister Stüßi, allein den Fliehenden und den nachdringenden Feinden auf der Brücke über die Sihl entgegen. Nach tapferm Widerstande fiel er, weniger glücklich als Horatius Cocles auf der Tiberbrücke, wahrscheinlich durch die Hand einer seiner Mitbürger, die durch erbitterte Parteiung getrennt waren. Doch hatte er den Seinigen Zeit verschafft, das Thor zu erreichen. Aber als es den Flüchtlingen geöffnet wurde, drangen einige der Feinde mit hinein. Die Plünderung der Stadt und die Ermordung eines großen Theiles der entzweiten Einwohner schien unvermeidlich, als noch im entscheidenden Augenblicke ein Weib den Schoßgatter im Thore herabfallen ließ. Die Eidgenossen, nicht zum Sturme auf die schnell wieder besetzten Mauern gerüstet, lagerten sich dann auf dem Schlachtfelde bei der Kapelle und dem Siechenhause St. Jacob, von welchem die Schlacht ihren Namen erhalten hat. 2) Die Schlacht bei St. Jacob an der Birs, eine Viertelstunde von Basel, den 26. Aug. 1444. Schon den 22. Aug. 1443 hatte der Kaiser Friedrich III. von König Karl VII. von Frankreich die Überlassung einer Schar von Armagnaken (s. d. Art.) als Hilfstruppen wider die Eidgenossen verlangt. Die Unterhandlung zog sich in die Länge, wurde aber im Frühjahre 1444 wieder thätiger fortgesetzt, als die Versuche des Kaisers, das Reich gegen die Eidgenossen in Bewegung zu bringen, mislangen. Papst Eugenius IV. unterstützte die Sache, damit zugleich das in Basel versammelte Concilium zersprengt würde. Da an dem Frieden mit England nicht mehr zu zweifeln war, kam die Gelegenheit dem Könige von Frankreich erwünscht, die seinem eigenen Lande selbst furchtbaren Armagnaken, und mit ihnen den unruhigen Dauphin Ludwig aus den Grenzen seines Reiches zu senden und durch Eroberungen in Lothringen und im Elsasse die französische Herrschaft bis an den Rhein auszudehnen. Die Geschichte des Zuges der Armagnaken und der Schlacht bei St. Jacob an der Birs findet sich in dem angeführten Artikel. Den 26. Aug. 1824 am Jahrestage der Schlacht, welche dem Kampfe in den Thermopylen mit Recht an die Seite gesetzt wird, geschah die Einweihung des Denkmals, das die Stadt Basel den für das Vaterland gefallenen Helden, in der Nähe der Wahlstatt, gesetzt hat. *(Escher.)*

Jacobäa, 1) Markgräfin von Baden, s. Jacobe. 2) Tochter Wilhelm's VI., Grafen von Holland, s. unt. Holland. *(R.)*

JACOBAEA, der alte Name für Linné's Senecis Jacobaea, Jakobskraut oder die Blume des heiligen Jakob (weil sie um die Zeit des Jakobstages blüht).

Thunberg und Gärtner glaubten auf diese Art eine neue Gattung gründen zu müssen, die sie **Jacobaea** nannten, allein die Geringfügigkeit der Merkmale verhinderte, daß diese Annahme allgemeine Gültigkeit erhielt. (*Zenker.*)

JACOBATIUS 1) **Andreas**, auch **Jacobacius** und **de Jacobatiis** genannt, stammte aus einer sehr alten, ausgezeichneten edlen römischen Familie, aus der sich mehre Glieder zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen haben. Sein Vater war Christoph Jacobatius de Faceschis, der außer ihm noch zwei Söhne, Dominicus und Jacob, und sechs Töchter hatte. Von diesen drei Söhnen zeichneten sich Andreas und der weiter unten beschriebene Dominikus rühmlichst aus, nicht minder Christoph, ein Sohn von Jacob. Ebenso wichtige und verdienstvolle Männer gingen aus der weiblichen Linie hervor. Eine der sechs Schwestern, Julia, war die Mutter des von Paul III. creirten Cardinals Hieronymus Verallus, eine andere, Martia oder Maria, wie einige sie nennen, die Großmutter von Johann Baptista Castaneus, dem nachherigen Papste Urban VII. Andreas war ein frommer, gelehrter, der griechischen, lateinischen und hebräischen Sprache kundiger Mann, wurde zuerst Kanonikus am Vatican, dann im J. 1517 den 14. August Bischof zu Nuceria (dem heutigen Nocera), welches Episkopat ihm sein Bruder [1]) Dominikus Jacobatius nach damaliger Sitte mit Regreß abgetreten hatte. Mit Umsicht und auf eine ehrenvolle Weise verwaltete er dieses Amt sieben Jahre hindurch, als ihn der Tod 1524 überraschte. Sein Enkel

2) **Christoph**, Sohn Jacob's, genoß von Jugend an den steten Umgang seines Vatersbruders, des ausgezeichneten Cardinals Dominikus und war eifrigst bemüht, sich die vielen trefflichen Eigenschaften desselben anzueignen. Bei diesem edlen Streben sah er sich auch äußerlich belohnt, indem ihm eine Ehrenstelle nach der andern und zuletzt selbst die Cardinalswürde zu Theil wurde. Zuerst war er Kanonikus am Vatican, wurde dann am 23. März 1525 von Clemens VII. zum Bischofe von Cassano ernannt, welches Amt er mit solcher Treue, Rechtschaffenheit und Liebe für alles Gute verwaltete, daß ihn Paul III. alsbald zu seinem Datarius und zum Beisitzer (Auditor) der Ruota zu Rom machte, bald darauf aber im J. 1536 ihm zur großen Freude sowol der wichtigsten Geistlichen damaliger Zeit, als auch des Kaisers Karl V., bei dem die Familie der Jacobatii in hohem Ansehen stand, die Cardinalswürde ertheilte. Im J. 1538 wurde Christoph von Paul III. als Legat zum Kaiser Karl geschickt, um zwischen ihm und dem Könige Franz I. von Frankreich den Frieden zu vermitteln; kaum war er von dieser ehrenvollen Gesandtschaft zurückgekehrt, als er sich im J. 1539 mit einer zweiten nach Urbino und Perugia beauftragt sah. An letzterm Orte aber starb er den 7. Oct. 1540 und wurde auch dort oder, wie Oldoin [2]) und Andere wollen, in der Kirche S. Eustachii zu Rom beigesetzt. Von ihm befindet sich im Vatican noch ein Bericht über seine Gesandtschaftsreise und mehre Decisiones rotales [3]).

3) **Dominicus**, der Bruder von Andreas und Sohn von Christoph Jacobatius de Faceschis, geb. zu Rom 1443, zeigte von Jugend auf große Lernbegierde, unermüdeten Fleiß und treffliche Geistesanlagen, welche ihn befähigten, zu jenem großen Ansehen zu gelangen und die Höhe des irdischen Glanzes zu ersteigen, mit dem wir ihn in seinen spätern Jahren gekrönt sehen. Im J. 1485 wurde er Hofgerichtsadvocat, 1493 Beisitzer und einige Jahre nachher Dechant (Präsident) der Ruota zu Rom, im J. 1503 Kanonikus am Vatican und 1511 den 8. Nov. Bischof von Nuceria [4]) (Nocera) in Campanien bis zum J. 1517, wo er die Verwaltung dieser Kirche an seinen Bruder (nicht Vatersbruder), Andreas abtrat, nach dessen im J. 1524 erfolgtem Tode er sie jedoch wieder übernahm. Unter Papst Julius II., sowie unter Leo X. wohnte er dem lateranensischen Concilio bei, wurde von diesen beiden Päpsten, sowie auch von Sixtus IV., Innocenz VIII. und Alexander VI. zu den wichtigsten Angelegenheiten bei der Ruota gebraucht, und erhielt von Leo X. den 13. März 1517 die Cardinalswürde. Überdies war er auch Prätor (Rector) des römischen Gymnasii, sowie päpstlicher Vicar, und verwaltete außer Nuceria noch die Kirchen Massano, Grosseto in Hetrurien und Cassano in Calabrien, welche letztere er 1525 zu Gunsten seines Enkels Christoph abtrat. Dominikus, ausgerüstet mit den glänzendsten Talenten, hatte sich durch seinen unverwüstlichen Fleiß (selbst beim Frühstück und dem Mittagsmahle pflegte er gewöhnlich zu lesen) eine tiefe Kenntniß der Rechtswissenschaft und Theologie erworben und besaß einen großen Scharfsinn und vorzügliche Beredsamkeit. Dabei wurde er von einem frommen religiösen Sinne belebt, war ehrbar, gerecht und klug, ein Feind der Unthätigkeit, ein Freund aller nützlichen Bestrebungen und Einrichtungen, ein Verehrer und Vertheidiger des Papstes und des päpstlichen Ansehens, der Schutz und die Zierde der Gelehrten. Er vereinigte in sich erhabenen Ernst mit Heiterkeit, Strenge mit Milde, Hoheit mit Humanität und war von einem solchen Eifer, Gutes zu thun, erfüllt, daß er selbst mehrmals äußerte: er habe den Tag verloren, an dem er sich nicht Jemanden durch Wohlthun verbindlich gemacht habe. Er lebte äußerst frugal, war freigebig gegen Alle und besonders gegen die Armen. Jeder ohne Rücksicht des Standes hatte freien Zutritt zu ihm; mit heiterer und liebevoller Miene empfing er selbst die, die seine Mildthätig-

1) Nicht Vatersbruder, wie *Ughelli*, Italia Sacra. Tom. VII. p. 528 irrig schreibt. Cf. *Oldoini* Vitae et res gestae Pontificum Romanorum et Cardinalium. Ciaconii aliorumque opera descriptae. Tom. III. col. 383.

2) Athenaeum Romanum, p. 170. 3) Cf. *Ughelli*, Italia Sacra. T. IX. col. 351. *Oldoin* l. c. und dessen Vitae et res gestae pontificum romanorum et Cardinalium Ciaconii aliorumque opera descriptae. T. III. col. 608. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Th. Col. 1820. 4) Nicht Luceria oder Lucerinus, wie Oldoin im Athenaeo Romano p. 191 und in Vitis et rebus gestis etc. T. III. col. 383, einige Codices conciliorum, *Fabricius*, Bibliotheca latina med. et inf. aet. sub voce, und Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Th. Col. 1820 fälschlich schreiben; vgl. *Ughelli* l. c. T. VII. col. 528.

keit in Anspruch nahmen und Keinen entließ er ohne Trost und Hilfe. Und so krönte er den alten Glanz seiner Familie durch tiefe gründliche Gelehrsamkeit, durch Reinheit der Sitten und durch eine seltene Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit. Daher sagte auch Julius Simon von ihm: „Er ist unter den Gelehrten der Edelste, unter den Edlen der Gelehrteste, unter beiden der Beste, unter allen der Bescheidenste und Tugendhafteste.“ Er starb am 2. Jul. 1527, oder wie Andere wollen, im Januar 1528, zu Rom und wurde in der Kirche des heil. Eustachius, nach Andern in der des heil. Tryphon beigesetzt. Er schrieb ein sehr schätzbares Buch de Concilio, welches zu Rom 1538 in Folio gedruckt ist, auch in dem 9. Theile der Biblioth. maximae Pontificiae Rom. 1699, sowie später 1672 zu Paris u. 1728 zu Venedig erschienen, auch den 18. Theil zu Labbe's Collectio maxima Conciliorum bildet und diesem Werke erst Vollständigkeit gibt. In diesem Buche handelt er über den Ort, wo das Concilium zu halten sei, wem es zukomme ein Concilium zu versammeln, wann es zu berufen sei und wer an demselben Theil nehmen müsse; ferner ob der Papst sein Ansehen von den allgemeinen Concilien habe, oder ob das Concilium das Ansehen des Papstes einschränken könne, ob die Cardinäle, welche sich vom Papste getrennt haben, ein Concilium zu versammeln vermöchten, ob der Papst wegen Ketzerei angeklagt, aus welchen Ursachen und auf welche Weise er abgesetzt werden könne und endlich über die Appellation vom Papste an das Concilium. Außerdem verfaßte er eine Schrift de Donatione Constantini imperatoris und de utroque gladio in ecclesia [5]. (*R.*)

JACOBÄUS, 1) Oliger, Sohn des Bischofs Jacob Jacobäus von Aarhuus in Jütland, wurde am 5. Jul. 1650 geboren. Seine Mutter war eine Tochter des berühmten Gaspard Bartholinus, und diese sandte ihn, nach des Vaters Tode im J. 1671, nach Kopenhagen, wo er die Medicin studirte. Nach Vollendung seiner Studien bereiste er Teutschland, Ungern, die Niederlande, England, Frankreich und Italien, und lernte hier die berühmtesten Männer seines Faches kennen; im J. 1679 kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde sogleich zum Professor der Medicin und Philosophie in Kopenhagen ernannt. Sein großer Eifer, den er als Lehrer entwickelte, wurde durch Ertheilung äußerer Ehrenzeichen vollkommen anerkannt. Der Tod einer innig geliebten Gattin, Tochter des Thomas Bartholinus, die am 18. Aug. 1698 nach 17jähriger Ehe starb und ihm sechs Knaben hinterließ, störte sein ruhiges Glück und versetzte ihn in einen melancholischen Zustand. Auf den Rath seiner Freunde schloß er nach kurzer Zeit eine zweite Ehe, in der Hoffnung, sich dadurch von seinem traurigen Gemüthszustande zu befreien, aber vergebens. Sein Leiden nahm immer mehr zu und er starb am 18. Jun. 1701. Seine Schriften, außer mehren Abhandlungen in den Memoiren der kopenhagener Akademie, sind: Diss. de ranis (Romae 1676); Bartholomaei Scalae equitis Florentini historia Florentinorum, edita ab Oligero Jacobaeo, ex bibliotheca Medicaea (Ib. 1677). Er verdankte das Manuscript dem berühmten Magliabecchi. Oratio in obitum Thomae Bartholini (Hafniae 1681); Compendium institutionum medicarum (ib. 1684); Diss. de ranis et lacertis (ib. 1686); Francisci Ariosti de Oleo montis Zibinii s. Petroleo agri Mutinensis edita ex MSS. membranis ab *Olig. Jacobaeo* (ib. 1690); Musaeum regium s. Catalogus rerum tam naturalium, quam artificialium, quae in basilica bibliothecae Christiani V. Hafniae asservantur (ib. 1696). (*Fr. Wilh. Theile.*)

2) Veit, aus Nürnberg gebürtig, studirte im Anfange der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. zu Wittenberg, beschäftigte sich vorzugsweise mit der lateinischen Dichtkunst und hat sich durch mehre Gedichte in lateinischer Sprache rühmlichst bekannt gemacht. So verfaßte er im Namen des Rectors zu Wittenberg im J. 1556 das Weihnachtsprogramm in lateinischen Versen, was sich in den Scriptis Witteb. publice proposit. Tom. III. befindet, ferner Elegia de agno mactato in paschate (Witteb. 1556. 4.) und Triumphus filii dei adscendentis ad patrem. (Ib. 1556. 4.) Hierauf begab er sich nach Wien, wo er im J. 1558 als Dichter gekrönt wurde. Von dem Rector der dortigen Universität wird er als ein betriebsamer und scharfsinniger Gelehrter erwähnt [a]). In Wien schrieb er: Carmen de veteri et nova Pentecoste, in gratiam et honorem magnifici viri *D. G. Eder* (Wien 1558. 4.) und auf Veranlassung dieses akademischen Rectors, der ihm selbst seine zu einer solchen Arbeit seit längerer Zeit gesammelten Materialien mittheilte, die Geschichte der wiener Universität in einem lateinischen Gedichte, unter dem Titel: Respublica archigymnasii Viennensis, von der jedoch aus den darüber vorliegenden Nachrichten nicht klar wird, ob sie im Druck erschienen ist. Im J. 1562 ward Jacobäus Lehrer der Dichtkunst und Notarius der Universität zu Ingolstadt, eröffnete diesen neuen Wirkungskreis mit der Schrift: Academia Ingolstadiensis carmine illustrata (Ingolst. 1562. 4.), und starb einige Jahre später (1568) [b]). (*R.*)

Jacobe, Gräfin von Holland, s. unt. Holland.

JACOBE, Markgräfin von Baden, den 16. Jan. [1]) 1558 geboren, war das älteste Kind des Markgrafen Philibert von Baden-Baden und Mechtilden's, einer Tochter des bairischen Herzogs Wilhelm IV. Ihre protestantischen Ältern verlor sie frühzeitig, die Mutter im J. 1565 und den Vater grade vier Jahre später. Da dieser,

5) Cf. *Ughelli* l. c. T. III. col. 639. T. VII. col. 527 et 528. T. IX. col. 351, *Oldoini* Athenaeum Romanum, p. 193, und dessen Vitae et res gestae pontificum romanorum et Cardinalium Ciaconii aliorumque opera descriptae. T. III. col. 383 et 384. *Rees*, Cyclopaedia. Vol. 18. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Th. Col. 1820. *Fabricius* l. c.

a) Cf. *Steyerer*, Commentarii pro Historia Alberti II. Austriae Ducis, col. 452. b) Vgl. Will's Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 221. Adelung, Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. Col. 2220 f. und Steyerer a. a. O.

1) So berichten Schöpflin, Hausen's historisches Portefeuille und Hübner, von Haupt hingegen nimmt, wie es scheint ohne allen Grund, den 16. Jun. an.

nach damaliger teutscher Fürstensitte, in französischen Kriegsdiensten stand, mochte Jacobe (auch Jacobäa und Jacobine genannt) schon vor dessen Tode an den Hof des mütterlichen Oheims gebracht und daselbst erzogen worden sein. Sie lernte und übte hier, wie sie selbst erzählt, Zucht, Ehre, Wohlanständigkeit, fürstliche Zier und christkatholische Religion, der sie stets eifrig ergeben war. Sie sah aber hier auch verschwenderische Prachtliebe und lernte an dem Beispiele ihres Vetters, Herzogs Ferdinand, welcher mit der Tochter eines münchner Rentschreibers verheirathet worden war (sowie die Misheirath Erzherzogs Ferdinand von Österreich mit einer augsburger Bürgerstochter gewiß nicht verborgen geblieben), sattsam, daß es keine Schande für ihren Stand sein würde, sich in den Grafen Hans Philipp von Manderscheid, welcher damals am bairischen Hofe lebte, zu verlieben und diesem ewige Treue zu schwören. Die Liebenden nahmen zur Bekräftigung ihres Bundes das heilige Sacrament, wechselten Briefe mit einander, und hielten Zusammenkünfte, doch so verschwiegen, daß es selbst der Herzog Ferdinand nicht wissen durfte. Der zarte Sinn und die außerordentliche Anhänglichkeit beider Verliebten thut sich in den noch erhaltenen Briefen Jacobe's kund, in welchen sie den Grafen gewöhnlich ihren *herzallerliebsten* oder *alten auserwählten Schatz* nannte[2]. Dem bairischen Hofe blieb indessen diese Liebschaft nicht unbekannt, selbige misfiel ihm, und dadurch wurde Jacoben's Aufenthalt zu München sehr getrübt, ja sie mußte viele Unannehmlichkeiten ausstehen, als sich fürstliche Brautbewerber bei ihr einfanden. Zu diesen gehörte der einzige Sohn des in stillem Wahnsinne begriffenen Herzogs Wilhelm IV. von Jülich, Cleve und Berg, Johann Wilhelm, ein junger 23jähriger Fürst, Erbe schön gelegener, aber damals durch den niederländischen Krieg zerrütteter Länder, der seine Jugend im geistlichen Stande zugebracht hatte und jetzt schon unverkennbare Merkmale von Blödsinn an sich trug. Obschon der Markgräfin, die damals 27 Jahre zählte, diese Kränklichkeit verheimlicht wurde, so zeigte sie doch großen Widerwillen gegen den Prinzen, der gleichfalls Abneigung gehegt, und gegen seines Vaters Willen in München erst überredet worden sein soll; allein die verwandten katholischen Fürstenhäuser, selbst der Kaiser und König von Spanien, setzten Jacobe'n, um protestantischen Fürsten diese schönen Lande zu entziehen, so heftig zu, daß sie mit Thränen ihre Einwilligung gab, während der Graf von Manderscheid aus München entfernt und auf Reisen nach Frankreich geschickt wurde[3]. Er hinterließ seiner zärtlichen Jacobe ein sinnvolles und schmelzendes Abschiedsgedicht, verfiel auf die Nachricht von seiner Geliebten Verlöbniß in Raserei und starb darin. Im Sommer 1585 begab sich Jacobe in Begleitung ihres Bruders, des Markgrafen Philipp von Baden, des Landgrafen Georg Ludwig von Leuchtenberg und dessen Gemahlin Maria Salome, die Jacoben's Schwester war, sammt einem glänzenden Gefolge auf die Reise nach Düsseldorf. In Bonn sprach sie am 13. Jun. bei dem Kurfürsten Ernst von Cöln, einem Prinzen aus dem bairischen Hause ein, und wurde daselbst von Abgeordneten ihres Bräutigams bewillkommnet. Am 15. hielt sie einen geräuschvollen Einzug zu Düsseldorf, und den 16. Jun. ward ihre Vermählung auf höchst glanzvolle und verschwenderische Weise im Beisein mehrer fürstlichen Personen und des gesammten Landadels mit achttägigen Festlichkeiten gefeiert. Dieselben bestanden in Bällen mit Fackeltänzen, in Mummereien (oder Maskenbällen), in maskirten Ringrennen, Austheilung der Danke, Fechterspielen, maskirten Quintanstechen[4]), großen Prunkturnieren zu Pferde (Balienstechen) und in mehren großen allegorischen Feuerwerken auf dem Rheine und endlich in einem Fußturnier[5]). Das Fest geschah in der Nähe kriegführender Parteien, gegen deren Feindseligkeiten die jubelnde Stadt durch Schanzwerke geschützt worden war; und blieb es auch ungestört, so konnte doch die Ehe Jacobe's durchaus nicht vor zerstörender Zwietracht, Unzufriedenheit und Unglück geschützt werden. Mag sich auch Jacobe bei ihrem kräftigen, lebenslustigen, so eigensinnigen als herrschsüchtigen Charakter mit dem Schicksale ihrer Schwägerin Maria Eleonore von Jülich (vielleicht wurde auf dieses gelungene Beispiel hingewiesen) getröstet haben, welche mit großer Selbstbeherrschung den blödsinnigen, öfters rasenden Markgrafen Albrecht Friedrich von Brandenburg geheirathet und sieben Kinder mit ihm erzielt hatte[6]), so wirkten doch eine Menge widriger Umstände in dieser erzwungenen Ehe, in welche sich die Herzogin, laut eigener Geständnisse, trefflich gefügt hatte, so wunderbar zusammen, daß dieselbe eine der heillosesten wurde und daß man sich, wenn man nicht an ihren eigenen, ohne Zweifel von großer Leichtfertigkeit befangenen Tugenden zweifeln will, sich wundern muß, wie eine Fürstin in solchem Unwesen standhaft aushalten konnte. Zuerst verlor Jacobe an Bedeutung durch ihre Unfruchtbarkeit, welche die lästige Aufmerksamkeit dreier protestantischen fürstlichen Schwäger, durch Eheverträge auf die Erbfolge gewiesen, mehr als je auf das Land und den düsseldorfer Hof herbeizog, sodann nahm der Blödsinn ihres Gemahls in Folge steter Klagen über die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin dergestalt zu, daß man zu abgeschmackten und lächerlichen Heilmitteln, selbst unter Jacobe's Leitung, seine Zuflucht nahm,

---

2) Th. v. Haupt's Jacobe, Herzogin zu Jülich rc. (Coblenz 1820.) S. 3 fg. 3) Die Originaldenkwürdigkeiten eines Zeitgenossen am Hofe Johann Wilhelm's III. (?), Herzogs von Jülich rc. (Düsseldorf 1834), erzählen S. 124 fg., daß auch der Herzog bei seiner Anwesenheit zu München zu dieser Ehe überredet worden sei. Der in diesen Dingen gut unterrichtete belgische Annalist Eberhard Reidanus (Belgarum aliarumque gentium Annales, p. 890) berichtet von zwei Prinzessinnen, die dem Herzoge vorgeschlagen worden wären, die Jacobe und eine Tochter des Herzogs von Lothringen; aber Erstere wäre tamquam natu major et prolis spe minore vorgezogen worden.

4) Quintaine heißt das Ziel, nach welchem in der Reitbahn gerennt werden mußte; daher der Name Quintanstechen. 5) Außer Vorbeck und Brosius geben die Obersächsischen Provinzialblätter XVI, 258 fg. umständliche Beschreibung dieser Feierlichkeit und Dietrich Graminäus eine besondere Schilderung, die in Fol. mit Kupfern im J. 1587 zu Cöln im Drucke erschien. 6) Pauli's allgem. preuß. Staatsgeschichte IV, 476 fg.

und der Herzog selbst, dessen Hof ohnehin in Aberglauben tief versunken war, sich für behext glaubend, häufig im Toben ausrief: De Düwel is im Wammes![7]. Diese Lächerlichkeiten ehrten zwar Anfangs die Katholiken hoch und Papst Sixtus V. fand sich veranlaßt, die Herzogin zur Ermunterung in abergläubischer Religiosität durch das Geschenk einer geweihten goldenen Rose 1587 auszuzeichnen und ihr dieselbe durch einen Legaten feierlich in der Kirche überreichen zu lassen[8]; allein die zauberischen Possen mochten ihr selbst so spöttisch vorkommen, daß sie den Ernst und die Würde, womit ihren Gemahl äußerlich zu behandeln der Anstand gebot, allmälig zurücksetzte, und nicht nur selbst, sondern auch Andere, auf ihr Geheiß tyrannischen Muthwillen an ihm ausübten, während Andere darin nach und nach Anstoß und Strafbarkeit fanden. Dies Alles reizte den Herzog zu Gewaltthätigkeiten an seiner Umgebung, sowie die ununterbrochene Aufmerksamkeit seiner Schwäger auf die Erbfolge und deren Anträge auf vormundschaftliche Regierung in ihm die fixe Idee rege machten, daß man nach seinem Leben strebe. Hierzu kam eine drückende Beschränkung der herzoglichen Hofhaltung, welche ihm nicht einmal die Befriedigung kleiner Lieblingsneigungen verstattete, während die Herzogin oft nicht so viel im Beutel hatte, daß sie Armen in der Kirche oder auf Spazierfahrten ein Almosen geben konnte. Bisweilen war sie genöthigt, kleine Sümmchen von drei bis zehn Thalern bei Bürgern zu erborgen[9]. Die Pagen gingen in zerrissenen Hosen und Kleidern, welche das bloße Hemde öfters nicht verbargen, einher, und verunreinigten den Herzog wenigstens mit dem Ungeziefer, das in der lüderlichen Kleidung sich aufhielt und vermehrte[10]. Kanzler und Räthe hingegen schwelgten im Überflusse, und der Hofmarschall Wilhelm von Waldenburg, genannt Schenckern, lebte sogar im fürstlichen Prunke und mißbrauchte die beiden kranken Fürsten. So lange der blöde Herzog Wilhelm lebte, war keine Vormundschaft bestellt worden, und nach dessen Tode — er starb am 6. Jan. a. St. 1592 im stillen Wahnsinne — wurde sie ebenfalls gegen die Reichsgebräuche vernachlässigt, vielmehr überließ man die wahrhaft lüderliche Hofwirthschaft und Landesverwesung eigennützigen und treulosen Räthen. Diese sowol als die Landstände zerfielen in die katholische und protestantische Partei. An der Spitze der Erstern stand der nichtswürdige Schenckern, die andere, weit schwächere Partei führte der Graf von Broich an. Dieser schloß sich an die vereinten Generalstaaten der Niederlande, jener an den spanischen Statthalter zu Brüssel, Erzherzog Ernst, und nach dessen Tode an den Erzherzog Albrecht an. Hierüber wurden die Herzogin Jacobe, die mit sichtbarem Erfolge nach den Zügeln der Regierung zu greifen suchte, der Kaiser Rudolf und die verwandten protestantischen Fürsten des jülicher Hofes in die Angelegenheiten gezogen (wie es schon auf dem Landtage 1591 der Fall gewesen war), was stürmische Verwirrung in die Geschäfte brachte, welcher das Reichsoberhaupt mit seltener Gleichgültigkeit zusah. Diese unsinnige Wirthschaft trat erst recht merklich hervor, als der Hofmarschall, unter Spanien's Schutze, die Regierung behaupten und den Einfluß der Schwiegersöhne des verstorbenen Herzogs Wilhelm gänzlich verdrängen wollte. Von Reyd sagt, Schenckern und seine Geschöpfe hätten auf diese Weise die Lande in des Kaisers Gewalt bringen und deren Verschenkung in dessen Belieben stellen wollen, um sich auf die Lebensdauer des blödsinnigen Fürsten eine unumschränkte Gewalt zu sichern[11]. Gleichwol suchte Jeder, der Ansprüche oder Vortheil zu haben vorgab, in das Verwaltungswesen zu reden, und den Andern entgegen zu handeln. Jacobe, dieser Unordnung müde und den Bestrebungen der Räthe entgegen arbeitend, beschwerte sich bei dem Kaiser, und rieth, daß doch auch den Fremden und Unkatholischen zur Verhütung großen Schadens an der Landesregierung Theil zu nehmen gestattet würde. Die Landstände aber beschlossen auf einem Tage im J. 1593, wie uns Khevenhiller berichtet, daß nur dem Kaiser allein gehorcht und jeglicher Andersgesinnte nach Hause gewiesen werden sollte[12]. Dieser Beschluß wurde nicht genau befolgt. Jacobe, wenn sie auch nicht gegen den Kaiser gestimmt war, wie sich aus den Trostworten eines kaiserlichen Commissairs schließen läßt, wollte mit aller Kraft die Regierung lenken, beleidigte aber dadurch die Schenckern'sche Partei und zog sich deshalb viele Kränkungen zu. Sie klagte dem Papste ihre Noth, der Nichts als Ermahnungen zur Geduld geben konnte und der kaiserliche Commissair rieth ihr, sich nicht durch unteutsche Worte und Praktiken irre führen zu lassen. Allem Vermuthen nach hatte sich Jacobe, wie die Umstände verrathen, nach und nach siegreich zwischen allen Parteien, die den Hof hin und her zerrten, selbständig aufrecht erhalten und Ungebundenheit ihrer häuslichen Verhältnisse wie der Herrschaft ziemlich fühlbar gemacht. Dadurch war sie lästig geworden, was sich durch mancherlei Vorschläge kund that. Man machte ihr z. B. Anträge zur Ehescheidung und zu anderer Vermählung, bald sollte sie zur evangelischen Kirche zurücktreten, bald sich in geheime Liebschaften einlassen, während sie ihrem Kopfe folgte und sich nach Gefallen Liebeshändel erwählte, die der Schenckern'schen Partei so wenig gefielen, als der Prinzessin Sybille, Johann Wilhelm's Schwester, welche von Zeitgenossen als leichtgläubig, unbedachtsam, herrschsüchtig und unversöhnlich geschildert wird und von Jacoben durch muthwillige Späße schon gereizt worden war. Zu den Personen, welche ver-

7) Hausen I, 1, 149, besonders die Originaldenkwürdigk. S. 31. „Imgleichen hat sich befunden," klagte Sybille, „daß dem Herrn Bruder ins Wambaß ein Brieflein mit allerhand seltsamen Karakteren eingenehet, und wann S. L. solch Wambaß angehabt, großen erbärmlichen Angst und Jammer erlitten, auch S. L. selbst gesagt, der Teuffel ist in dem Wambaß." 8) *Brosii* Annales Juliae etc. III, 103 sq. 9) Haupt S. 34 fg. 10) Originaldenkwürdigkeiten S. 33: „Insgestalts, daß S. L. Edelknaben nicht ein ganz Kleid zugestellt, sonder die Hember durch die Hosen ausgehenkt, wären in den Kleidern gewachsen, und damit den Fürsten gleichfalls besudelt haben."

11) Reidanus S. 233, 267 fg. 12) Khevenhiller's Annales Ferd. I, 1114.

botenen Umgang mit Jacoben pflogen, werden hauptsächlich ein Herr von Ansterradt und vor Allen der Kämmerling Dietrich von Hall gezählt. Dieser Lieblinge wegen stellte sie mit Ausschluß der eifersüchtigen Sybille Bälle, Maskeraden, Gelage und anstößiges Kurzweil an, zog mit ihnen auf dem Lande in Lust- und adeligen Häusern umher, putzte dieselben stattlich heraus, gab ihnen oft Geschenke, zog Komödianten an sich, und schwelgte in „gräulicher Gulsigkeit Essens und Trinkens," während der kranke Gemahl in unerträglicher Gefangenschaft vergessen oder gehänselt und die Ermahnungen Wohlgesinnter zu seiner Erledigung, damit seine Gesundheit befördert würde, in den Wind geschlagen wurden. Dieses lüderliche Leben ging bald auf die Hofjunker und Hoffräulein über und verursachte allerhand Nachrede, besonders da im J 1591 ein neugebornes todtes Kind bei dem Schlosse gefunden wurde. Die Prinzessin Sybille war eine der geschäftigsten Personen, welche J.'s Lebensweise beobachtete, und keine jungfräuliche Scham schonte, sobald sie sich von ihrer Schwägerin heimlichen Liebschaften überzeugen wollte. Namentlich hatte sie den vertraulichen Umgang Hall's mit Jacobe scharf in's Auge gefaßt, und ihre äußerst unanständige Neugierde bis zur Büttelhaftigkeit getrieben. Durch sie und wahrscheinlich durch ihren Anhang wurde die geheime Unzucht verrathen, und Hall'en durch die Räthe der Hof verboten. Hall entfernte sich 1593 aus Düsseldorf, Jacobe reiste ihm nach. Selbst der sehr weltlich lebende Kurfürst von Cöln [13]) warnte sie, und wenn sie auch gehorchte, so geschah es doch nur auf kurze Zeit, bis Hall im J. 1594 nach Italien ging. Dies und andere anstößige Begebenheiten sammt einem unverhältnißmäßigen Aufwande der Herzogin zeugt allerdings von Ungebundenheit ihres Lebenswandels, stimmte aber darum nicht in die Absichten ihrer gemeinen Gegner, welche auf verderbliche Anschläge sannen; und da Jacobe von mehren getreuen Dienern gewarnt wurde, so soll sie auf den Einfall, die Lande ihres Gemahls zu verlassen, gekommen, und, wie es hieß, an einen ihr nahe verwandten Hof zurückzukehren Willens gewesen sein. Doch mag wahrscheinlicher sein, daß sie ihrem Buhlen Hall nachreisen und sich in Italien niederlassen wollte, weil sie ihren Lakei dahin vorausgeschickt hatte, mit dem Auftrage, dort verkäufliche Güter für sie auszukundschaften. Merkwürdiger Weise brachte ihr fester Entschluß, sich vom düsseldorfer Hofe in ein anderes Land zu begeben, bei ihrer Gegenpartei große Verlegenheit hervor, sodaß der Hofmarschall Schenckern kein anderes Hinderungsmittel wußte, als sie gewaltsam aus dieser Welt zu schaffen, nachdem Sybille wegen eines unbedeutenden Vorfalles mit ihrer Schwägerin in unversöhnliche Feindschaft zerfallen war. In den ersten Tagen des Jahres 1595 machte Schenckern dem Leibarzte der Herzogin den barbarischen Antrag, Jacobe'n zu vergiften [14]). Dieser, mit Namen Solenander, verwirft die Frevelthat mit gebührendem Abscheu, wodurch Schenckern erschreckt, keinen andern Ausweg findet, als die Herzogin mittels Anklagen der Prinzessin Sybille, welche im Vertrauen einzelne Glieder der Landstandschaft davon in Kenntniß setzte, in festen Gewahrsam und in Untersuchung zu bringen, um sie vor des Reiches Oberhaupte straffällig zu machen.

Es ist allerdings nothwendig, hier das Bekenntniß vorauszuschicken, daß die Hauptnachrichten über Jacobe's lockern und lüderlichen Lebenswandel von ihren Feinden [15]) auf die Nachwelt gebracht sind, und darum hat man sie in neuerer und neuester Zeit vor dergleichen Beschuldigungen retten wollen. Unabweisbar ist doch wol, daß ihre Erziehung vernachlässigt worden und sie mit ihrem Leichtsinne in eine lüderliche Hofwirthschaft zu Düsseldorf und in anerkannt unglückliche Ehe gekommen, wozu sich, wie schon gemeldet, ein Gewirr eigennütziger Parteisucht gesellt hatte; ohne feste sittliche Grundsätze konnte sie also leicht in den Strudel eines üppigsinnlichen zügellosen Lebens gerathen, gegen welches sie von Zeitgenossen nur der obengenannte Leibarzt in seinem Briefe an den Hofmarschall Schenckern vertheidigt hat. Der Annalist von Rheyd, welcher von ihren Ausschweifungen weiß, nimmt sie so wenig, als Brosius in Schutz; Andere kennen ihren Lebenswandel nicht. Beide sprechen noch von ihrer schlechten Landesverwesung und von innern Unruhen, die sie genährt und zu ihrem Vortheile verwendet haben soll [16]). Wie dem auch sei, Jacobe eröffnete am 29. Jan. 1595 gegen des Kaisers Willen, aber auf der Räthe Antrieb einen Landtag zu Grevenbroich; allein die Land- und Ritterschaft antworteten auf ihren Vortrag, daß sie sich nicht eher entschließen könnten, bis Johann Wilhelm seiner Haft entlassen, ihren Berathungen persönlich beiwohnen werde. Jacobe entschuldigte ihn wegen seines fortdauernden Blödsinnes; allein man beharrte einstimmig, Katholiken wie Protestanten, auf der einmal gegebenen Antwort, und Tags darauf begab sich die Ritterschaft mit Schenckern, der schon eine Anzahl Soldaten in Bereitschaft geordnet hatte, und dem Grafen von Broich nach Düsseldorf zum Herzoge, den sie in solchem Zustande tra-

---

13) Von ihm erzählt Rheyd: „cui per libidines ac vinolentiam magis aetas trahebatur, quam publici curam." 14) Die glaubwürdigen Actenstücke hierüber zuerst bei Hausen I, 1, 168 fg, dann in den Originaldenkwürdigkeiten S. 137 fg. Der Leibarzt mußte zwar Schenckern's Schreiben zerschnitten und „wol verpitschirt" dem Überbringer zurückstellen, hatte aber zuvor mit großer Schnelligkeit eine Abschrift davon genommen, die seine Tochter im J. 1640 an einen kurbrandenburgischen Beamten verrieth.

15) Man findet sie in den benutzten Acten bei Hausen und Haupt, die Haupturkunden sind bis jetzt doch die Historia Rerum Julio-Montensium per nobilem Beer a Lahr in den Originaldenkwürdigkeiten, welcher Edelmann ein eifriger Anhänger Schenckern's war, und die Articuli denuntiatoriales Sibillae Ducissae Juliae, Cliviae etc. contra Jacobam March. Bad., ebenfalls in Beer's Historia, oder vielmehr Tagebuche, welches mit dem J. 1594 anhebt. 16) Reidanus S. 311 und Brosius III, 111. Der Annalist Teschenmacher weiß über Jacobe's Leben gar nichts zu sagen, und was sein Commentator Dithmar in der Note zu S. 357 beibringt, hat dieser erst von Sleidan, hauptsächlich aber von Rheyd, erfahren. Ebenso unwissend ist Adelar Erich in seiner „Gülichischen Chronik." Der Historiograph Schöpflin in der Historia Zaringo-Badensis III, 36 sq. hat nichts Neues, sondern nur das Bekannte, aus den eben erwähnten Annalisten entlehnt. Graf von Khevenhiller verschweigt den ganzen Proceß.

fen, daß die Ärzte seine Freilassung wegen heftiger Kälte für schädlich hielten [17]). Doch beschloß man ihn besser und fürstlicher zu behandeln. Das Schloß und die Stadt wurden mit Soldaten besetzt, die Zimmer der Herzogin wurden versiegelt, ihre Papiere in Beschlag genommen, ihre getreuesten Diener entweder entfernt oder verhaftet, ihr Briefwechsel gehindert, und sie selbst, welche den Landständen entweder sogleich oder erst auf die Nachricht von den Vorgängen zu Düsseldorf nachgefolgt war, so scharf beobachtet und so dürftig gehalten, daß bald eine völlige Gefangenschaft aus ihrem Aufenthalte wurde. Zuerst ließ Sybille am 28. Januar einen Ausschuß der Landstände, die Räthe und den Hofmarschall zu sich auf das Rathhaus kommen und klagte ihnen die Gemeinheiten ihrer Schwägerin, die mit vielerlei Unglimpf (selbst die arglose heimliche Verlobung mit dem Grafen von Manderscheid zu München wurde zum Verbrechen gemacht, und sein Tod ihr irriger Weise Schuld gegeben) vermischt worden, wenn man besonders den Aberglauben berücksichtigt, welcher auf allen Gegnern Jacoben's lastete, und nach wie vor an dem unglücklichen Fürsten ausgeübt wurde. Man konnte die leichtfertige Jacobe zwar keiner Vergehen, welche nach heutigen Begriffen vom Rechte des Todes würdig sind, beschuldigen; allein Beweise von lästerlicher Behandlung ihres kranken Gemahls, von Neckereien gegen Sybille, von übermäßiger Prachtliebe und Verschwendung der an sich kärglichen Landeskräfte in Folge offenkundiger Buhlerei dürften wol unbestritten sein, wie sie auch zu völliger Genüge in den 91 Anklageartikeln der Prinzessin Sybille [18]) gefunden werden, und von welchen der Ehebruch wenigstens, wenn man auch den hohen Stand der Angeklagten berücksichtigt, damals das Leben verwirkt hatte. Denn obschon des koburger Herzogs Johann Kasimir ehebrecherische Gemahlin aus einem mächtigen Kurhause entsprossen war, so verhängte doch der jena'sche Schöppenstuhl zwei Jahre vor dem jülichschen Ereignisse die Strafe des Schwertes über sie und ihren Buhlen, und nur aus eigener Milde, ohne des Kaisers Zuthun, verwandelte der Herzog das Urtheil in lebenslängliche Einsperrung. Sybille berief sich nun zur Bekräftigung ihrer Aussagen auf mehre Diener und andere Zeugen, hauptsächlich auf fünf Personen, deren Mehrzahl überhaupt in Verhaft genommen worden zu sein scheint. Am 30. Januar hielten die Personen, welche der Prinzessin Klagen angehört hatten, dieselben der Herzogin vor, worauf diese dreist ihre Schwägerin der Erdichtung und der Lüge verdächtigte, meinend, es sei bekanntlich nicht das erste Mal; denn schon während des langen Landtages 1591 wäre sie von ihr bei dem Papste, Kaiser und den Königen des Calvinismus wegen „angezapft" worden. Sie werde sich aber vor Gott, dem Kaiser und den Landständen wohl vertheidigen, wozu, da sie von keinem Steine entsprossen, die Hülfe der verwandten Häuser Baden und Baiern so gut, als ein tüchtiger Rechtsgelehrter, weshalb sie an den Kurfürsten von Cöln geschickt hätte, nöthig wären. Sie bat endlich um Befreiung der ihretwegen verhafteten Dienerschaft und verbürgte sich für sie, wie sie auch die fünf Zeugen, auf welche Sybille ein großes Gewicht gelegt hatte, bestimmt zu sehen verlangte [19]). Diese Antwort erschütterte Sybille'n, als sie solche hörte, keineswegs; nur leugnete sie, die Herzogin des Abfalles von der katholischen Religion beschuldigt zu haben, und hielt bedenklich, jetzt schon die Namen der fünf wichtigen Zeugen zu nennen. Am 1. Febr. wurde der Herzogin von den Räthen angezeigt, daß sie sich, wie schon die Ärzte 1589 und 1590 gerathen, des Umganges mit ihrem kranken Gemahle, bis derselbe vollkommen genesen sei, enthalten und bis zum Empfange der kaiserlichen Antwort Düsseldorf nicht verlassen solle. Letzteres versprach Jacobe zuversichtlich, und über den Gemahl äußerte sie sich mit vieler Anhänglichkeit, warf aber Schenckern vor, daß er die Ärzte überredet und sie gern vom Herzoge zu trennen wie früher so jetzt gesucht habe [20]). Sybillen wurde gleichergestalt angekündigt, die Stadt vor Ankunft des kaiserlichen Bescheides nicht zu verlassen, sie erhielt aber nun durch ihre Ränke gegen Jacobe'n ein so wichtiges Ansehen, daß sie mit Schenckern die volle Herrschaft in die Hände bekam. Am 5. Febr. zeigten endlich die Räthe, nachdem zuvor kaltblütig und richtig die Umstände erwogen worden waren, daß rasche That statt bedenklicher und in Verlegenheit setzender Anfragen von dem Reichsoberhaupte am liebsten gesehen würde, den ganzen Hergang sammt den Anklageartikeln dem Kaiser an, schoben die Abhaltung des gegen seinen Willen berufenen Landtages auf die Stände selbst und baten um weitere Vorschriften. Die Antwort Rudolf's II. scheint nicht nur Schenckern's getroffene Maßregeln gebilligt, sondern ihm auch bis zur Ankunft kaiserlicher Commissaire unumschränkte Gewalt ertheilt zu haben, weil Jacobe von nun an wie eine gefährliche Staatsgefangene behandelt und sogar des Gottesdienstes beraubt wurde. Rücksichtlich der auf Vormundschaft Anspruch habenden Fürstenhäuser konnte man mit Recht um so mehr auf Einwendungen rechnen, als mit dem eingeleiteten Proceß eine neue Vermählung Johann Wilhelm's bezweckt werden sollte, die aber jenen Prätendenten sehr unwillkommen sein mußte, wie auch von Jacoben's Feinden richtig war erwogen worden. Allein Kaiser Rudolf hielt diese Fürsten-

17) Originaldenkwürdigkeiten S. 6 fg. und 116, verglichen mit m Briefwechsel des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken S. 91 . Darin erfährt man auch, daß der Pfalzgraf seine Schwäger n im November 1594 ersucht, ihren blöden Gemahl der lange eit ausgestandenen Custodie zur Herstellung seiner Gesundheit zu tledigen. 18) S. dieselben in den Originaldenkwürdigk. S. 29 fg. s wird darin auch geklagt, daß Jacobe sich schon gegen ihren chwiegervater unanständige und tyrannische Späße erlaubt, ihn rspottet, einen Hund und Narren gescholten und durch den Hofrren habe schlagen lassen. Ihre dort aufgezählten muthwilligen treiche gegen den blöden Gemahl sind wirklich toll, bisweilen verschämt. Ja sie soll ihm die Nothdurft an Holz, Kleidung, peisen und Trank haben mangeln lassen, und unter den dargeichten Getränken fand sich „böser, verderbter Wein, welcher eimal wegen Unreinigkeit durch ein Tuch gesiegen" werden mußte. ich werden Späße gegen Sybillen aufgeführt; so z. B. riegelte acobe selbige mit dem Haushofmeister in ein Zimmer ein.

19) Originaldenkwürdigkeiten, S. 102 fg. 20) Siehe dieselben S. 109 fg.

häuser mit der Erklärung, daß Johann Wilhelm bald völlig genesen und er nächster Blutsfreund und oberster Lehenherr sei, von jeglicher Einmischung zurück, während die wichtigsten Landstände bei diesen Ränken mit Hilfe der Generalstaaten Hollands Kanzler und Räthen die Macht entwinden und drohende auswärtige Herrschaft zurückweisen wollten, worauf sich jedoch die Staaten wegen der Übermacht der jülichschen Katholiken nicht einließen[21]). Am 30. März bestellte demnach Rudolf ohne Gefahr vor fremder Einmischung zwei Commissaire von seinen Beamten, welche nach Düsseldorf reisen, die Anklagen Sybillen's gegen Jacobe'n untersuchen, die Zeugen vernehmen, die Verklagte selbst verhören und über die Ergebnisse berichten sollten. Zugleich erhielten sie die Weisung, mit Zuziehung der fürstlichen Räthe dem beschwerlichen und zerfallenen Wesen der Regierung abzuhelfen[22]). Während dessen veranstaltete man am 16. April eine allgemeine Zusammenkunft der Räthe und Landstände, in welcher nur Schenckern's und des Kanzlers Anhänger erschienen, und verpflichtete sich, Leib, Gut und Blut aufzusetzen, damit Sybillen's Beschuldigungen unterstützt und vertreten würden[23]). Sodann schlossen Kanzler und Räthe mit dem Statthalter der Niederlande, Erzherzog Albrecht, ein Bündniß ab, um die drei protestantischen Prätendenten von jeglicher Einmischung in die jülicher Angelegenheiten nicht nur bis zum Tode des unsinnigen Herzogs, sondern auch bis zum kaiserlichen Ausspruche über die Erbfolge entfernt zu halten. Dadurch kühn geworden, wiesen sie die Gesandten dieser verwandten Fürsten vom düsseldorfer Hofe, und trafen Anstalten, ihnen selbst den Zutritt in die Lande zu verwehren. Dem protestantischen Adel im Lande wurde listiger Weise, um ihn verdächtig zu machen, nachgestellt, und die Beamten desselben Glaubens ihrer Ämter entsetzt, damit die Prätendenten keinen Anhang fänden. Über des Herzogs Gesundheitsumstände wurden lügenhafte Nachrichten ausgebreitet, obschon seine Raserei zunahm. Öffentlich wollte sich der Kaiser, wie es Spanien wünschte, der Regierung nicht annehmen, sondern nur im Geheimen, daher überließ er Kanzler, Räthen und dem übermüthigen Hofmarschall die Verwaltung der Regierung, hatte aber doch dadurch, wie durch den Proceß der Herzogin, volle Gewalt über die Angelegenheiten des Hofes und der Lande erhalten[24]). Unter solchen Verhältnissen erschienen auf Jacoben's Bitten deren Schwager, der Landgraf Georg Ludwig von Leuchtenberg und seine Gemahlin am 23. April mit 40 bewaffneten Kriegern, denen so wenig als ihrem Gebieter der Eingang in die Stadt anfänglich gestattet, endlich aber sieben Mann und der Landgraf mit seiner Gemahlin in das Schloß gelassen wurden[25]). Ihre Unterredungen mit Jacobe'n und wahrscheinlich auch mit deren Gegnern fruchteten so wenig als des Kurfürsten von Cöln Tadel über das gewaltsame Verfahren, ja er zog sich sogar eine höhnische Antwort zu. Endlich erschienen die beiden kaiserlichen Commissarien am 27. April in der Hauptstadt der jülicher Lande, am 8. Mai erst übergab Sybille ihre Anklage in den 91 Artikeln, zu welchen noch acht andere, welche lauter Unanständigkeiten der Herzogin enthielten, gefügt wurden, und schlug zur Bekräftigung derselben 55 nahmhaft gemachte und sechs ungenannte Zeugen beiderlei Geschlechts und jeglichen, besonders aber des niedern Ranges vor, nachdem sie selbst die Anklagepunkte hatte beschwören müssen. Die Verhöre begannen erst am 9. Julius, und unter den Zeugen befand sich ein abergläubischer Lakei, auf dessen Aussagen nächst Sybillen das meiste Gewicht gelegt wurde, wiewol er von seinem Gelichter selbst als ein „verläumbter Dieb" geschildert wird. In sieben Tagen waren die Zeugenverhöre beendet, aber Keiner wurde dem Andern, noch weniger den Angeschuldigten gegenübergestellt, um die Aussagen zu prüfen. Ja man legte der Herzogin nicht einmal die angeblich von ihr herrührenden und manche Anklagen bekräftigenden Briefe zur Anerkennung vor, so wenig sie, als sie die anberaumte Frist von sechs Wochen zu ihrer Vertheidigung als zu kurz verworfen hatte, angehört wurde. So war denn die ganze Untersuchung, auf welche Sybille und Schenckern's Anhang bedeutenden Einfluß hatte, und die mit Drohungen von diesen Feinden gegen die wirklich abhängigen Commissaire vermischt war, einseitig, oberflächlich, parteiisch und rechtswidrig. Von kräftiger Fürsprache verwandter und anderer Reichsfürsten ist zwar die Rede, aber ohne günstige Wirkung. Man erfuhr vielmehr, daß der Herzogin alle äußere Würde entzogen und die Wache bis auf sieben Mann bei ihr verstärkt wurde, als man verspürt hatte, daß Jacobe entfliehen wollte. Indessen gelang es zu Anfange August's einem Markgrafen von Baden-Rotenbach, sich in Bedientenkleidung zur Markgräfin in das Zimmer zu schleichen, er wurde aber nach etlichen Stunden verrathen und von Schenckern auf höfliche Weise weggewiesen[26]). Sofort wurde das Zimmer gewechselt, und Jacobe in das Gemach gesperrt, in welchem ihr rasender Gemahl drei Jahre lang gesteckt hatte. Das Zimmer wurde nach und nach mit mehren eisernen Thüren verwahrt, die sieben Schildwachen stündlich abgelöst und der gefangenen Fürstin nur zwei Zofen zur Bedienung in den Kerker gegeben. Inzwischen wurde der eine kaiserliche Commissair mit den Acten der geschlossenen Untersuchung nach Prag (der andere reiste am 28. Oct. ebenfalls ab) abgefodert, und ein jülichscher Rath folgte ihm mit dem Auftrage nach, den kaiserlichen Bescheid zu beschleunigen. Der Kaiser aber ließ plötzlich

21) Reidanus S. 318 und Häberlin's neueste teutsche Reichsgesch. XX, 340 fg. 22) Häberlin XX, 348 fg. 23) Haupt S. 62. 24) Reidanus S. 355 fg. und Häberlin XX, 367 fg., verglichen mit den Originaldenkwürdigkeiten S. 129. Nimmt man noch das anziehende Actenstück Nr. 22 ebendaselbst hinzu, so sieht man recht deutlich, wie Rudolf den Gegnern Jacoben's in die Hände arbeitete, um sie vor deren Verwandten und vor den Prätendenten zu schützen. Sie hatten sich seinen Dank dadurch verdient, daß sie nicht erst durch Anfragen vor den Verhaftungen ihn in Verlegenheit gesetzt hatten, sondern lieber zur That, welche er, wie es in der Urkunde heißt, sich besser würde gefallen lassen, geschritten waren.

25) Reidanus S. 311 und Originaldenkwürdigkeiten S. 19. 26) Vgl. die Originaldenkwürdigkeiten S. 48.

da nach Beschaffenheit der Untersuchungsacten (ohne Zweifel absichtlich und aus Mitleiden der Richter selbst) Jacobe nicht überführt werden konnte, den Proceß auf sich beruhen, und erlaubte dem Landgrafen von Leuchtenberg seine Schwägerin im Gefängnisse zu besuchen, während der kurcölnische Gesandte in des Kaisers Namen befahl, daß gegen Jacobe'n durchaus nichts Thätliches vorgenommen, sondern abgewartet werden sollte, bis Seine Majestät sich erklärt, die Ehetrennung durch den heiligen Vater bewirkt und der Herzogin der Wegzug zu ihren Verwandten gestattet worden wäre. Dieses nahmen Jacoben's Gegner sehr übel, mußten aber dem am 3. Nov. angekommenen Landgrafen auf drei Tage ebenso viele Stunden Zutritt zur Gefangenen gestatten. Georg Ludwig gab ihr Rathschläge zur Vertheidigung, sowie er durch ernste Vorstellungen bei Kanzler und Räthen bewirkte, daß man seiner Schwägerin Rechtsgelehrte zuließ [27]). Und so geschah, daß Jacobe am 19. Mai 1596 eine Vertheidigungsschrift und am 30. Jun. einen Nachtrag dazu an das kaiserliche Hoflager befördern konnte. Man findet in dieser Urkunde eben keine gründliche Widerlegung der Anschuldigungen, sondern ein aufgereiztes Betheuern bei „dem hochwürdig heiligen Sacrament," daß sie, die Verklagte, „an allem fälschlich ihr zugemessenen Ehebruche ganz unschuldig und unbefleckt sei." Sie spricht von Verleumdungen Sybillen's und deren Mitverschworenen, von Beraubung ihres vom Kaiser zugestandenen Antheiles an der Regierung, von unwürdiger und unfürstlicher Behandlung im Kerker, von dem Unrechte, daß ihre Ankläger zugleich Richter und Vollstrecker sein wollten, obschon S. K. Maj. solche Gewalt und Thätlichkeit ernstlich und bei Strafe verboten hätte; sie beklagt sich über die beiden kais. Commissarien, sie, als eine „dem Rechten unverständige und unerfahrene fräuliche Person" nicht nur ungehört, sondern auch ohne rechtlichen Beistand verlassen zu haben, und wirft endlich der Untersuchungsweise vor, daß mehre Leute von Bedeutung, auf welche sich die Zeugen berufen, nicht vernommen worden wären, während sie von ihrem irrsinnigen Gemahle mit herzlicher Ergebenheit und Anhänglichkeit spricht und über Sybillen mit Verachtung urtheilt [28]). Diese Schrift wurde vom Kaiser Rudolf den jülichschen Räthen mitgetheilt, von denselben aber nur sehr oberflächlich beantwortet. Nun wird zwar vermuthet, daß der Kaiser die Unglückliche in Schutz genommen habe; allein hierfür wie für ernsthafte Betreibung der Ehescheidung mangeln bis jetzt alle Beweismittel [29]); dagegen melden glaubwürdige Nachrichten, daß um diese Zeit schon an einer Verlobung des kranken Herzogs Johann Wilhelm, der von Zeit zu Zeit mit lächerlichen und widersinnigen Heilmitteln gemartert wurde, mit der schwächlichen und bejahrten Prinzessin Antoinette von Lothringen gearbeitet wurde, von Jacoben's Schicksalen aber wird nichts weiter berichtet, als daß Sybille den Kaiser oftmals um entscheidenden Ausspruch des Processes ersuchte, und dieser nur auf fortdauernde Einsperrung der Gefangenen drang, welche mit so schlechten Nahrungsmitteln gedrangsalt wurde, daß selbige häufig zurückgewiesen werden mußten. In so peinlicher Lage, obschon, wie zuverlässige Nachrichten melden, in ungeschwächter Gesundheit, legte sich Jacobe am 2. Sept. 1597 Abends zur Ruhe, und wurde am andern Morgen im Bette erdrosselt gefunden, während Beer von Lahr meldet, daß sie des Nachts plötzlich vom Katarrh befallen und an demselben am Morgen gestorben sei, obschon der Kaiser und ihre eigenen Freunde und Verwandte stillschweigend geduldet haben würden, wenn man der Markgräfin heimlich abgeholfen, was aber der jülichschen und teutschen Frömmigkeit widerstritten hätte [30]). Gleichwol wurden augenblicklich der Bottelirer oder Haushofmeister und der Burggraf wegen der Vermuthung, Jacobe sei vergiftet worden, vernommen, allein durch sie nichts Verdächtiges ermittelt. Ein Verhör der Schildwachen und der beiden die Herzogin bedienenden Zofen wurde unterlassen, sowie die flüchtige Section des Leichnams blos über die innern verdachtlosen Bestandtheile, nicht aber über die äußern (ob etwa Spuren von Gewalt zu finden wären) nothdürftige Auskunft gab. Dennoch damit zufrieden, erstatteten am 5. Sept. Kanzler und Räthe an den Kaiser und an die anverwandten Fürstenhäuser über der Herzogin unversehenes, plötzliches Absterben Bericht. Daß dieser genaue Untersuchungen über die Todesart verhängen ließ, ist nicht bekannt geworden, allein da die jülichsche Regierung nach und nach durch allerlei schmähende Gerüchte gequält und zu Rechtfertigungen gereizt wurde, so befahl er mit aller Strenge, die gehässige Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen [31]). Die öffentliche Stimme in jenen Landen nämlich ward von der Meinung geleitet, daß Schenckern Jacoben's Mörder gewesen wäre. Diese Ansicht soll sich durch Teutschland verbreitet, und durch höchst beißende Spottgedichte über Sybille und Schenckern bestärkt haben, sodaß die düsseldorfer Regierung genöthigt wurde, „dem unrühmlichen Geschreie und den Pasquillen" zu begegnen, indem sie heimlich aussprengen ließ, die Herzogin sei im Schwanenzimmer der fürstlichen Burg auf Befehl kaiserlicher Commissarien durch einen von Mannheim herbeigeholten Scharfrichter enthauptet worden [32]). Wie dem auch sei, so scheinen sich

27) Originaldenkwürdigkeiten S. 49 fg. Haupt S. 78 fg. 28) Haupt S. 79 fg. 29) Irrig ist Reidanus (S. 390) der Meinung, es sei nefas Pontificiis gewesen, uxorem ob polluta matrimonia sacra dimittere, aut novam inducere, und leitet aus diesem Grunde die Ursachen zur Ermordung Jacoben's her.

30) Vgl. die Originaldenkwürdigkeiten S. 59. Dieselben berichten auch S. 61, daß Jacoben's Buhle, von Hall, nach seiner Rückkehr aus Italien erst zu Anfange Januars 1599 im Limburgischen ertappt und nach Jülich gefänglich gebracht, aber im J. 1601 wieder in Freiheit gesetzt worden sei. Nach Haupt (S. 109 fg.) soll Hall schon vor Jacoben's Tode wieder in seines Vaterlandes Nähe gewesen, aber von Schenckern geflissentlich geschont worden sein, um keine Confrontation nöthig zu haben. Man veranlaßte ihn bei seiner Freilassung, in einen fremden Welttheil mit verändertem Namen zu gehen. 31) Haupt S. 92—102 u. 110. 32) Derselbe S. 108. Der Pasquillunfug im jülicher Lande war damals gewöhnlich; so lesen wir z. B. in den Originaldenkwürdigk. S. 21 fg. ein solch lateinisches Schmähgedicht über die bereits geschilderten Begebenheiten im Jan. und Febr. 1595. Schöpf-

die Gerüchte doch bald in ein Staatsgeheimniß verwandelt zu haben, weil von ältern gedruckten und ungedruckten Nachrichten sich blos zwei Quellen erhalten haben, welche mit Sicherheit behaupten, Jacobe wäre auf Befehl der Räthe, wie auch die Spuren eines Strickes am Halse verrathen hätten, des Nachts plötzlich erwürgt worden [33]). So viel kann behauptet werden, daß Jacoben's Leben ihren Gegnern vom Kaiser stillschweigend preisgegeben worden war, nicht blos des Ehebruches wegen, dessen sie allerdings, wenn auch nicht gerichtlich, überwiesen, schuldig war, sondern auch theils wegen eigennütziger Ansprüche auf den Länderbesitz, theils wegen öffentlicher Beschimpfung ihres blöden fürstlichen Gemahls, theils endlich — was in jener Zeit nicht übersehen werden darf — wegen Gebrauches zauberischer Heilmittel an demselben, und vielleicht auch wegen Verheimlichung scandalöser Ränke. Dies Alles zog der leichtsinnigen Fürstin in jener abergläubischen Zeit, wo schon Jesuiten in der Nachbarschaft den Fürstenmord predigten, einen Verruf zu, der selbst Verwandte und Freunde von kräftigen Mitteln und Wegen zu ihrer Befreiung oder Rettung endlich abhalten und sie außer Gemeinschaft mit ihr setzen mochte, sodaß sie zuletzt lästig geworden, in Mitte verhetzter, verkäuflicher, herrschsüchtiger und nichtsnutziger Diener, wie deren Mehre offenkundig waren, in einem fast ganz verarmten Lande willkürlicher Gewalt ausgesetzt war, und also obige Meinung vom Erdrosseln, da selbst die Räthe sogleich auf die Nachricht von Jacoben's Tode an ein gewaltsames Ende dachten, große Wahrscheinlichkeit erhält. Sie wurde am 10. Sept. ohne großes Gepränge in ein Gewölbe unter dem hohen Chore der düsseldorfer Kreuzkirche beigesetzt, und schwankende düstere Sagen über ihre Schicksale wie über ihr Ende behaupteten ihr Recht, bis 1782 ein ungenannter Gelehrter in Hausen's historischem Portefeuille mit einer „Rettung der Ehre und Unschuld Jacoben's" auftrat und 1819 die königliche preuß. Regierung durch Versetzung der Gebeine dieser unglücklichen Fürstin aus der Kreuzbrüderkirche in die jülichsche Fürstengruft der S. Lambertuskirche zu Düsseldorf Anlaß zu neuen Untersuchungen an dem Gerippe gab, ob Jacobe wirklich enthauptet worden sei oder nicht. Die anwesenden Kunstrichter sprachen sich entschieden dagegen aus, und so fand der bereits erwähnte Kreisrichter Th. v. Haupt patriotischen Andrang, der Fürstin Leben abermals mit Hilfe erst entdeckter Quellen 1820 zu bearbeiten, die chronologischen Schnitzer im Aufsatze des Portefeuille, dem Häberlin mit blinder Ergebenheit gefolgt war, zu verbessern, aber aus dem archivalischen Stoffe und den vorhandenen gedruckten Quellen nicht in der Allseitigkeit und mit der tiefen Kenntniß jenes Zeitalters, als zu wünschen war, ein biographisches Bild zu entwerfen. Die dramatische Arbeit von Zahlhas: Jacobe von Baden, Darmstadt 1833. 8., brachte neuerdings mit Entstellung vieler ermittelten Thatsachen in herkömmlicher Dichterweise die Fürstin auf die Bühne. (*B. Röse.*)

JACOBÉ oder JAKOBÉ (Johann), geboren zu Wien im J. 1733 und gestorben daselbst den 24. Jul. 1797, als k. k. Rath und Professor der bildenden Künste, ein sehr berühmter Kupferstecher in Schwarzkunstmanier (oder auch Schabkunst genannt), welchem vieles Vortreffliche und geistreich Behandelte verdankt wird. Seine fernere Entwickelung in der Kupferstecherkunst, welche er bei Jacob Schmutzer erlernte, förderte besonders der Umstand, daß er sich vorher der Malerei gewidmet hatte, und daß er als trefflicher Zeichner durch Führung des Pinsels gelernt hatte, seinen Kunstwerken als Kupferstecher etwas Malerisches zu geben, wodurch die etwas weichliche Manier der Schwarzkunst nicht allein an Feinheit und Geist, sondern auch an kräftiger Wirkung vielfach gewann. Zu seiner weitern technischen Ausbildung für die Schwarzkunst half ihm Schmutzer, welcher als tüchtiger Arbeiter des Grabstichels bekannt war, und der längere Aufenthalt in London, wozu ihn eine kaiserl. Pension in den Stand setzte; denn die Arbeiten von Earlom, Faber, Houston, Green, Pether u. s. w. dienten ihm hier als köstliche Vorbilder und gaben seinem Geiste neue Nahrung. Dieses Alles hatte den glücklichsten Einfluß auf ihn und auf seine spätern Verhältnisse bei der k. k. wiener Akademie der bildenden Künste, da für die Künstler, welche sich in der Manier der Schwarzkunst bilden wollten, ein eigener Lehrweg entstand, auf eine wirklich großartige Weise daselbst eingerichtet wurde und sich noch bis auf die neuere Zeit erhielt *). Jacobé hat ziemlich viel gearbeitet, in England nach Reynolds das Bildniß der Miß Monckton, Miß Meyer nach Romney, das des Lord Germain, dann in Wien mehre Bildnisse dortiger berühmter Künstler, sowie das Bildniß des Für-

---

lin (III, 88) hat übrigens eine solche von den düsseldorfer Räthen verbreitete Nachricht vor Augen gehabt und selbige als wahr angenommen, obschon er auch gedruckte Quellen benutzt hat. Wilhelm Türck in seinen seltenen supplementis sagt: „Fama fuit, quod Jacoba ex sententia Caesaris ultima supplicio clam fuerit affecta, sed a caedis autoribus haud dubio sparsa."

33) Diese Quellen sind die handschriftliche Historia arcana Clivensis und *Reidani* Annales. Erstere sind bei Hausen und von Haupt keiner kritischen Untersuchung unterworfen worden, daher müssen wir dahin gestellt sein lassen, ob ihr ungenannter Verfasser und von Rheyd einerlei Quelle gehabt, oder ob Einer aus dem Andern geschöpft habe. Letzterer sagt in seinen, im J. 1633 von Dionys Voß herausgegebenen, Annalen, die Verständigern und Verwandten der Herzogin Jacobe hätten geglaubt, daß die Ermordung auf der Regierung Befehl geschehen, und daß es, zu Folge der Spuren am Halse gewiß sei, nec suis eam (Jacobam) manibus periisse, nec alteri id quam Senatui ausum, cujus in manu et custodia erat. Dieser Meinung tritt unbedingt Dithmar zu Teschenmacher a. a. O. bei, andere ältere und neuere Schriftsteller sagen, sie wüßten nicht, auf welche Weise Jacobe gestorben; erst Pauli (a. a. O. VI, 649) tritt bestimmt mit Rheyd's Ansicht hervor, dann der Verfasser im historischen Portefeuille I, 1, 145—175, Häberlin XX, 374 und Haupt a. a. O. Die ungenannten Herausgeber der Originaldenkwürdigkeiten halten mit vollem Rechte die archivalischen Untersuchungen über Jacoben's Leben und Tod für noch nicht geschlossen, und weisen besonders auf das markgräfliche Archiv von Baden hin.

*) Es wirkte nämlich der berühmte Kininger an der Spitze desselben lange, und sowol durch ihn als durch den früher verstorbenen Pichler trat für Teutschland eine große Epoche des Wetteifers mit den englischen Meistern ein.

sten Adam Schwarzenberg ꝛc. Als höchst merkwürdig aber, theils wegen der Schönheit und Vollendung, theils wegen der Größe, ist der Modellsaal der k. k. Akademie in Wien, worin alle in Wien lebende Künstler und Professoren in den verschiedenartigsten Stellungen und Bildnissen vorkommen. Die Composition dieses Bildes ist von Quadal, einem berühmten, später sich in London aufhaltenden Maler (der sich auch in dem Thierfache sehr auszeichnete). Die Composition ist geistreich und lebendig, und der Kupferstecher J. wußte durch meisterhafte Arbeit dieses für die Bildnisse der wiener Künstler interessante Blatt sehr schön wiederzugeben, sodaß es als treffliches Seitenstück zu Earlom's berühmter londoner Akademie nach Zoffany, auch vermöge seiner Größe, da es sehr gr. Imper.-Qu.-Folioformat ist, dienen kann. Gute Abdrücke, besonders in avant la lettre, sind höchst selten. Ebenso werden folgende große Capitalblätter J.'s zu den Seltenheiten gerechnet: 1) Ein wilder Stier, welcher auf freiem Felde Hunde und Menschen anfällt, nach Nikolas Rhin, sehr gr. Fol. in die Höhe. 2) Eine Hirschjagd bei Mondscheine, in sehr reicher, großartiger Composition, sehr gr. Imper.-Qu.-Fol. 3) Der berühmte und kühne Prinz von Nassau-Siegen, welcher bei seiner Reise um die Welt in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts mit dem Grafen Bougainville in Amerika sich auf einer Tigerjagd befand, und als er von einem solchen Thiere angefallen wurde, solches vom Pferde herab mit der Pistole tödtete, sehr gr. Imper.-Qu.-Fol. Beide letztere Blätter, von der kühnsten, geistreichsten Composition, sind nach den Gemälden des berühmten Schlachtenmalers Franz Casanova, welcher längere Zeit in Wien lebte, und von welchem dort in verschiedenen Galerien sich herrliche Meisterwerke befinden. (*Frenzel.*)

Jacobea lily, s. Amaryllis formosissima.

Jacobellus, oder Jacob von Misa, s. Jakaubek.

JACOBENY, auch Jakobeny und Jakobenye, 1) ein zur Cameralherrschaft Solka gehöriges, nach Watra-Dorna eingepfarrtes, am linken Ufer der goldenen oder bukowiner Bystrica, an der sogenannten siebenbürger-Post- und Commerzialnebenstraße, zwischen Watra-Dorna und Waleputna, von ersterm Orte 1½ Meile und 600 Kl. und von letzterm eine Meile und 500 Kl. entfernt, in einem schönen Thale am Fuße bewaldeter Höhen gelegenes Dorf im czernowitzer Kreise Galiziens, der die Bukowina umfaßt, mit einem bedeutenden Bergbaue und Hüttenwesen. Schon seit dem J. 1786 wird hier ein Eisenbergwerk mit 19 Gruben betrieben, welches schon im ersten Jahre eine Ausbeute von 4125 Centnern und 10 Pfund, im J. 1832 aber 13364 Ctr. Roh- und 1770 Ctr. Gußeisen lieferte. Zu diesem bedeutenden Gewerke gehören zwei Hochöfen, vier Eisenzeughämmer, zehn Frischfeuer und eine Nagelschmiede, welche, außer dem Roh- und Gußeisen, mit 224 Arbeitern 4427 Ctr. Stab- und Stangeneisen, 41 Ctr. Blech, 243 Ctr. Zeugwaaren, 16904 Stücke Geschmiedewaaren, als Schaufeln, Krampen, Hauen und dergl., und 363,000 Nägel erzeugen. In der Nachbarschaft ist ein silberhaltiges Bleibergwerk. Dieses Werk wird durch einen großen Holzreichthum hinlänglich unterstützt. Zu dem jacobenyer Eisenwerke allein gehören in fünf, das Eisenwerk selbst umgebenden, Abtheilungen 7158 niederösterreichische Joche und 730 □Kl. Waldungen. Hier ist an der angeführten Straße, welche längs des Bystricaflusses dahinläuft und vor Jacobeny mehre Anhöhen passiren muß, eine Wegmeisterstation. Jacobeny steht in Handelsbeziehungen zu Lande mit Siebenbürgen und der Moldau, vorzüglich aber mit den Städten Bistritz, Suczawa und Czernowitz in Hinsicht des Verkehrs mit Kupfer, Eisen und Blei, welches in der Umgegend gewonnen wird. Sehenswerth ist das schöne hölzerne Wehr, durch welches das Wasser aus der Bistritz auf die Hämmer und zu den Hochöfen geleitet wird. Die Bistritza wird schon an der siebenbürger Grenze, oberhalb der Ausmündung des Herlibabaches, dazu benutzt, das zu den Eisenwerken und Hochöfen von Jacobeny benöthigte Holz herabzuflößen. 2) Ein Cameralgut, mit einem Antheilsbesitzer, in der Bukowina. (*Schreiner.*)

JACOBI, 1) **Adam Christoph**. Er wurde am 7. Nov. 1638 zu Gundorf in der Nähe von Merseburg, wo sein Vater, gleich seinem Großvater, Prediger war, geboren. Nachdem er die Stiftsschule zu Merseburg besucht hatte, studirte er zu Leipzig und kam hierauf als Stadtschreiber nach Dresden. Im J. 1666 wurde er Rathsherr und 1668 Armenadvocat beim dasigen Appellationsgerichte; später aber, im J. 1671, promovirte er nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: De auxilio restitutionis in integrum, sexui foeminino de jure communi et saxonico competente (Wittenb. 1671. 4.), als Dr. jur. zu Wittenberg, ward Assessor im Oberconsistorio, im J. 1673 Apellationsrath und 1677 auch noch Stadtsyndicus zu Dresden. Er starb plötzlich am Schlagflusse den 14. Nov. 1689, als er zu Leipzig der Hochzeit seines Sohnes, D. Christian Benjamin Jacobi, beiwohnte. Seine Zeitgenossen rühmen an ihm die Stärke seines Gedächtnisses und die Leichtigkeit, mit welcher er bei seinen praktisch-juristischen Arbeiten ohne Vorbereitung schriftlich und mündlich sein Amt zur Genugthuung der Parteien verwaltete und sich dabei noch durch Selbstständigkeit des eigenen Urtheils auszeichnete. Daher ward er auch von Kurfürst Johann Georg III. bei mehren wichtigen Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Sein vorgenannter Sohn, welcher zwölf Geschwister hatte, ist Verfasser der akademischen Abhandlung: De curatore mulieris saxonico (Lips. 1688. 4.). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

2) **Adam Friedrich Ernst**, war den 27. Oct. 1733 zu Ichtershausen im Herzogthume Gotha geboren. Sein Vater, ein dortiger Amtsschreiber, erhielt späterhin die Stelle eines Landcommissairs. Größtentheils nur in Gedächtnißübungen bestand der erste Unterricht, den Jacobi einigen Hauslehrern verdankte. Mit den Sprachen ward er erst in der Schule zu Arnstadt bekannt. Dort machte er seit dem J. 1750, unter der Leitung des Rectors Otto, bedeutende Fortschritte. Für seine weitere Bildung sorgte das Gymnasium zu Gotha, welches er nach zweijährigem Aufenthalte verließ und im J. 1752 die Universität Jena

bezog. Sein Hauptführer im Gebiete der Philosophie war dort Daries. Bei Walch hörte er Dogmatik, christliche Moral und Kirchengeschichte des alten und neuen Testaments. Auch Köcher's, Zickler's und Hirt's exegetische Vorlesungen besuchte er fleißig in der ersten Hälfte seiner akademischen Laufbahn. Das Streben nach einer vielseitigen Bildung trieb ihn auch, Succow's mathematische und Schmidt's historische Collegien zu besuchen.

Im J. 1756 ward J., nachdem er vor seinem Abgange von Jena unter Walch's Vorsitze seine Abhandlung: **De peccatis Apostolorum actualibus** [1]), vertheidigt hatte, Hauslehrer bei dem Amtmanne Spieß in Königsee und 1763 Hofmeister bei einem Baron von Forstern in Gotha und Herbsleben. Noch in dem genannten Jahre ging er nach Holland, das Regiment Sachsen-Gotha als Feldprediger begleitend. Bis zum J. 1769 blieb er in den Garnisonen zu Coeverden und Herzogenbusch. Seiner theologischen Bildung war diese Periode seines Lebens in mehrfacher Hinsicht günstig. In Amsterdam, Haag, Leyden, Gröningen, Utrecht und andern holländischen Städten lernte er mehre ausgezeichnete Gelehrte persönlich kennen, und erweiterte und berichtigte in ihrem Umgange die erworbenen Kenntnisse. Von dem Kirchenrathe zu Haag ersucht, hielt er bei Unpäßlichkeit des dortigen hochteutschen Predigers das heilige Abendmahl und Nachmittags in Gegenwart zahlreicher Zuhörer eine Danksagungspredigt. In Coeverden hatte sich ein Kreis gebildeter Officiere um ihn versammelt, denen er abwechselnd das Kriegs- und Friedensrecht von Grotius und die holländische Geschichte vortrug. In einem freundschaftlichen und lehrreichen Briefwechsel stand J. damals mit Spalding, Jerusalem und andern geistreichen Männern.

Während seines Aufenthaltes in Holland eröffneten sich ihm Aussichten zu einer Anstellung in seinem Vaterlande. Das Oberconsistorium zu Gotha machte ihm den Antrag zu einer Predigerstelle in Oldisleben; doch gab er einem Rufe zum Oberpastor in der Grafschaft Coppenbrügge im Hanöverschen den Vorzug. Die Tochter des Amtmanns Spieß zu Königsee, die er früher unterrichtet, ward seine Gattin. In seinen Amtsverhältnissen fühlte er sich so glücklich, daß er (1771) den Antrag zu einer Pastorstelle an der Kreuzkirche zu Hanover ablehnte. Auch die Aussicht, im J. 1774 Superintendent zu Hildesheim zu werden, hatte nichts Lockendes für ihn. Doch ging er im nächsten Jahre, von dem Herzoge Ernst von Gotha berufen, als Superintendent nach Kranichfeld.

Dort starb J. nach einer mehrjährigen, vielseitigen Wirksamkeit in seinen Amtsverhältnissen und als Schriftsteller den 3. April 1807. Durch mehre Werke pädagogischen, theologischen und historischen Inhalts erwarb er sich einen geachteten Namen, besonders durch den Versuch einer allgemein faßlichen philosophischen und christlichen Sittenlehre, die er unter dem Titel: „Religion aus den Hauptstellen der Bibel," zu Weimar 1783 drucken ließ [2]). Aus diesem Werke geht hervor, daß J., seiner theologischen Denkart nach, sich zu gemäßigten Grundsätzen bekannte und auch für das Gute in neuern Ansichten empfänglich war. Lesenswerth sind seine philosophischen und theologischen Unterredungen, bereits im J. 1766 zu Gießen herausgegeben. Für seine Predigten nach Anleitung aller Sonn- und Festtagsevangelien (Leipzig 1787 — 1788. 2 Thle.) wählte er die Form freundschaftlicher Gespräche. Hervorgehoben zu werden verdient noch unter seinen übrigen Werken, zu denen auch mehre Übersetzungen aus dem Holländischen gehören [3]), die Sammlung seiner kleinen theologischen, historischen und ökonomischen Schriften (Leipzig 1790), welche er mit einer Selbstbiographie begleitete.

J.'s Bildniß befindet sich vor Beyer's allgemeinem Magazine für Prediger. 11. Bd. 3. St. [4]).

(Heinrich Döring.)

3) **Friedrich Heinrich**, ein edler Wahrheitsforscher, welcher durch seine philosophischen Schriften bedeutend auf die teutsche Nation gewirkt hat. Er war der jüngere Bruder des einst beliebten lyrischen Dichters Johann Georg und geboren im J. 1743 zu Düsseldorf; sein Vater ein aus dem Hanöverschen stammender wohlhabender Kaufmann daselbst. Der Unterricht, den er im Hause von einem pedantischen Hofmeister empfing, scheint die Wirkungen nicht gehabt zu haben, welche sein Vater wünschte; deshalb bestimmte ihn letzterer für sein eigenes Geschäft, während er den Bruder studiren ließ. Allein eine vorherrschende Richtung auf das Religiöse zeigte sich früh bei ihm, sodaß er, wie uns von Roth erzählt wird, als Knabe mit einer frommen Dienstmagd religiöse Schriften las, und nachdem er confirmirt war, sich einer frommen Gesellschaft eifrig anschloß. Im 16. Jahre schickte ihn sein Vater nach Frankfurt a. M., um in einem dortigen Handelshause seine Lehrlingszeit zu bestehen. Aber Neckereien über seine Gewissenhaftigkeit verleideten ihm seine dortige Stellung; er ging daher mit seines Vaters Bewilligung nach Genf, wo er zugleich den Umgang mit den gebildetsten und berühmtesten Männern und das Studium der edelsten und ausgezeichnetsten Werke der französischen Literatur zu seiner geistigen Ausbildung benutzte, zugleich aber auch sich körperlich stärkte und entfaltete. Daß sich während der drei Jahre seines Aufenthaltes in Genf der Geist des lebendigen Nachdenkens bei ihm sehr hervorgedrängt haben muß, beweiset die hohe Achtung, welche einige Jahre darauf de Sage in Briefen aus Genf vor ihm ausdrückt. Allein die fernere Entwickelung seines Talents ward ihm versagt; er mußte in seine Vaterstadt zurückkehren und in seines Vaters Handlung eintreten. Kindliche Liebe er

1) Jenae 1754. 4. 2) 2. Aufl. 1. Th. (Weimar 1794.) 2. Th. (Altona 1796.)

3) Unter Andern eine von M. A. Hulshoff, Lehrer der Mennoniten zu Amsterdam, verfaßte Preisschrift, „das wahre System der Natur" betitelt. 4) Vgl. außer der oben angeführten Selbstbiographie Beyer a. a. O. 11. Bd. 3. St. S. 86 fg. Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 2. Bd. S. 9 fg. Baur's neues histor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 664 fg. Meusel's gel. Teutschland (5. Ausgabe). 3. Bd. S. 483 fg. 10. Bd. S. 3. 11. Bd. S. 391. 14. Bd. S. 21. 16. Bd. S. 355.

eichterte ihm das große Opfer; dagegen blieb er mit der Literatur in einer traulichen Verbindung, indem er alle Zeit, die das drückende Geschäft ihm noch übrig ließ, der ernsten Lectüre über Geschichte, Religion, Moral und Psychologie, selbst mit Gefahr seiner Gesundheit, widmete. Bald mußte er auch die Handlung seines Vaters selbst übernehmen, da dieser eine Zuckerfabrik in Pempelfort nahe bei Düsseldorf errichtete. Neue, größere Geschäftsarbeiten beschränkten jetzt seine Neigung zu den Studien. Ein günstigeres Geschick gab ihm durch die Hand seines Vaters eine hochbegabte Gattin, Betty von Clermont, aus Baels bei Aachen gebürtig, zum Geschenke, mit welcher er 20 Jahre in innigster Harmonie der Herzen lebte. Seine Lage und die Verbindungen seines Bruders verschafften ihm die interessantesten Bekanntschaften; und wir sehen ihn daher von jetzt an in lebhaftem Briefwechsel mit Sophie von La Roche und mit Wieland. Der feine kritische Sinn, den er in den Briefen an Letztern verräth, ist zugleich ein hoher Sinn des Wahren und Sittlichen, der sich mit freundschaftlicher Aufrichtigkeit ausspricht. Es charakterisirt J. sehr, wenn er von sich an Wieland schreibt: „Ich bin nun einmal so organisirt, daß ich glauben muß, ich habe nichts in der Welt zu verlieren, das besser wäre, als der Muth, den ich in mir fühle, mich in allen Fällen zu dem, was ich für wahr, gut und schön halte, zu bekennen, und da ich überzeugt bin, daß es unmöglich ist, tugendhaft zu bleiben, wenn nicht äußere Umstände mithelfen, so gehen meine Hauptbemühungen dahin, diese so einzurichten, daß das Interesse meines bessern Selbsts dabei nicht in zu starke und vielfältige Collisionen mit dem Interesse meines niedrigern Selbsts gerathe und mir durch sie eine Lebensart gleichsam vorgeschrieben und schmackhaft gemacht werde, wobei, nach Sokratischer Anweisung, meine Sinne gesund, mein Verstand heiter und mein Wille frei bleiben." Wir haben diese Stelle herausgehoben, weil sie zugleich beweist, wie ernstlich J. über sich reflectirte und immerfort mit seiner Bildung beschäftigt war. Verschiedenheit der Ansichten führten übrigens Wieland und Jacobi, welche beide gegen das J. 1772 durch die Herausgabe des teutschen Merkur auch geschäftlich verbunden waren, späterhin wieder aus einander. Da Letzterer stets mit Lebhaftigkeit und Eifer eine ideale Richtung durchsetzen wollte, jener mit leichterm Sinne verfuhr und den Menschen mehr nach dem Maßstabe der Erfahrung beurtheilte. „Fahren Sie immer mit allen Segeln," schreibt ihm daher Wieland, „und glücklich möge Ihre Fahrt sein! Ich will sehen, wie ich zwischen den Klippen, die ich nicht umfahren kann, durchkomme." J. hatte auch der Staatswirthschaft, so weit sie damals existirte, ernste Studien gewidmet; dies und die Gunst des damaligen Statthalters von Düsseldorf, des Grafen von Goltstein, verschaffte ihm im J. 1772 die Stelle eines Mitgliedes der Hofkammer, durch welches er seines Handelsgeschäftes entledigt wurde und noch Zeit für seine literarischen Neigungen und den Umgang mit geistreichen Menschen behielt. Er hatte zu dem teutschen Merkur Vieles beigetragen, z. B. Abhandlung über die Kunsttriebe der Thiere (1773), aber Größeres zu unternehmen bewog ihn der Zuruf Göthe's, von dem er sich mächtig angezogen fühlte. So gab er Proben von Allwill's Briefsammlung in der Iris (1775) und im Merkur, und begann den Woldemar (im Merkur). Unterdessen waren ihm bedeutende Amtsgeschäfte von seiner Regierung übertragen worden, vornehmlich die Fertigung eines Etats vom ganzen Landesvermögen der Herzogthümer Jülich und Berg, welche Arbeit auch kleine Reisen in jene Länder nothwendig machte. Seine Arbeiten erhielten bei der Behörde vielen Beifall. Unterdessen hatte J.'s Vater durch unglückliche Umstände bei seiner Fabrikunternehmung alles Vermögen verloren, und war in so drückende Verlegenheiten gerathen, daß er die Unterstützung des Sohnes bedurfte. Da veränderten sich glücklich J.'s Vermögensumstände (im J. 1776), indem seiner Gattin eine bedeutende Erbschaft zufiel. Immer mehr erweiterte sich der Kreis seiner Freunde, welche seinen schönen Familienkreis besuchten, und damit seine literarische Thätigkeit, ohne daß er sein Amt dabei vernachlässigte. Ja er wurde sogar, im Anfange des J. 1779, nebst seinem Gönner und Freunde, dem Minister von Hompesch, nach München berufen, um über mehre wichtige Gegenstände der Finanzwirthschaft sein Gutachten zu geben, wurde auch zum jülich-bergischen geheimen Rathe ernannt und zum Ministerialreferenten über das gesammte Zoll- und Commerzwesen bestellt, konnte aber dennoch mit seinen liberalen Ansichten nicht durchdringen, und mußte sogar im folgenden Jahre die Ungnade der Regierung erfahren. Aus dieser Periode stammt auch die politische Rhapsodie, durch welche er zuerst in Teutschland von Smith's Handelstheorie eine Anwendung machte und die damals in den bairischen Beiträgen erschien[1]). J. fand hinlänglichen Trost in seinen literarischen Beschäftigungen und in dem geistigen Verkehre mit seinen Freunden, zu welchen besonders Georg Forster, Lessing, Lavater, Hamann, Hemsterhuis gehörten, und in dem Kreise seiner liebenswürdigen Familie, mit welcher er die schöne Zeit des Jahres in dem reizenden und von ihm immer mehr geschmückten Pempelfort aufs Heiterste verlebte. In dieser Zeit gab er den ersten Band seiner vermischten Schriften, den abgeänderten Allwill und einen Theil des Woldemar enthaltend, unter dem Titel „Kunstgarten" heraus, schrieb die Abhandlung über Recht und Gewalt, in welcher er Wieland's Ansicht über das göttliche Recht der Obrigkeit, auf Linguet's Theorie gebaut, mit edler Freimüthigkeit entgegentrat; dann die Schrift, betitelt: „Etwas, das Lessing gesagt hat," und der Aufsatz über Mirabeau's Werk: „De lettres de cachet." Mehrmals litt er an schweren Krankheiten, und der Tod seines ältesten Knaben und seiner vortrefflichen Gattin störte sein Familienglück. Um so mehr ward sein Gemüth zu Untersuchungen religiös-metaphysischen Inhalts gestimmt. Auch beschäftigte er sich eifrig mit Kant's philosophischen Schriften. Ein Streit mit Mendelsohn über Lessing's philosophisches Glaubensbekenntniß führte

1) Sie steht jetzt in dem 5. Bande seiner Werke.

ihn auf das genauere Studium Spinoza's. Die Frucht desselben waren die Briefe über die Lehre des Spinoza, welche zuerst im J. 1785 erschienen, und zu welchen die Schrift: „Wider Mendelsohn's Beschuldigungen," betreffend diese Briefe (Leipzig 1786), einen Anhang bilden. Eine neue umgearbeitete Auflage der erstern erschien im J. 1789. Noch bestimmter trennte sich seine philosophische Ansicht von Kant in dem 1787 erschienenen Gespräche: „David Hume über den Glauben," oder „Idealismus und Realismus." In Lavater's Streite mit den Herausgebern der berliner Monatsschrift, den angeblichen Kryptokatholicismus betreffend, schrieb er mit lebhaftem Eifer (1788): „Betrachtungen über den frommen Betrug und über eine Vernunft, die nicht Vernunft ist" (erschienen in dem teutschen Museum, nachher im zweiten Bande der Werke). Nochmals bearbeitete er seine Jugendwerke, „Allwill" und „Woldemar" (1792). Unterdessen traten die Wirkungen der französischen Revolution, an welcher J. schon seit dem August 1789 den Glauben verloren hatte, immer näher. Er hatte selbst auf einer Reise in Aachen das bodenlose Treiben der Republikaner (1793) gesehen. Seit dieser Zeit machte er mehre Ausflüge zu Freunden und Verwandten; seit dem J. 1794 aber verließ er Pempelfort und lebte größtentheils in Holstein, besonders aber in Wandsbeck, Hamburg und Eutin. Dieses wandernde Leben und eine seit dem J. 1792 entstandene Augenkrankheit beschränkten seine literarische Thätigkeit. Doch schrieb er noch im J. 1799 den Brief an Fichte, 1801, in welchem Jahre er wiederum zu seinen Freunden an den Rhein reiste und einen Ausflug nach Paris machte, gab er die Aufsätze über das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen (zuerst in Reinhold's Beiträgen erschienen), und über eine Weissagung Lichtenberg's („unsere Welt wird noch so fein werden, daß es ebenso lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster"), heraus. Schon früher war er mit der Schrift „von den göttlichen Dingen" beschäftigt, in welcher er seinen Theismus auch dem Identitätssystem entgegenstellte. Im J. 1804 erhielt er endlich durch Vermittelung seines Freundes Schenk einen Ruf an die neu zu bildende Akademie der Wissenschaften in München, welchen er, ungeachtet seiner Kränklichkeit und seines vorgerückten Alters, um so eher annahm, da sein Vermögen, das in dem Fabrikgeschäfte seines Schwagers eingelegt war, nach dem Tode des Letztern bedeutende Verminderung erlitten hatte. Hier lebte er seit dem J. 1805 geehrt, im Kreise edler Freunde, die sein Geist an sich zog, und wurde nach drei Jahren sogar zum Präsidenten jener Akademie ernannt. Im J. 1811 gab er seine Schrift „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" überarbeitet und vollendet heraus, welche ihn in einen harten Streit mit Schelling brachte, der über Misverständniß und Verdrehung seiner Lehre klagte und in seiner Gegenschrift J.'s Verhältniß zur Wissenschaft, Philosophie und Religion einer scharfen Kritik unterwarf. Niedergedrückt von den Beschwerden seines Amtes und seines reizbaren Körpers hielt J., als er in sein 70. Lebensjahr trat, bei der Regierung um Entledigung von der Präsidentschaft an, und erlangte diese Ruhe mit Beibehaltung seines Amtsgehaltes. Seine zwei Schwestern hielten als treue Pflegerinnen bis an das Ende seines Lebens bei ihm aus, welches nach mancherlei körperlichen Leiden am 10. März 1819 erfolgte. In den letzten Jahren seines Lebens war er noch mit der Sammlung seiner Werke beschäftigt, welche sein Verehrer Fr. Köppen vollendete (sie erschien Leipz. 1812—1820 in 6 Bänden). An dieselbe schließt sich J.'s auserlesener Briefwechsel in 2 Bänden, Leipz. 1825—1827), welchem der Herausgeber (Friedrich Roth) einen biographischen Umriß vorgesetzt hat, der von uns in diesem Artikel auch benutzt worden ist.

Wenn wir J.'s ganze Laufbahn betrachten, so können wir nicht umhin, die Richtung gegen das Unerforschliche, wie Göthe es genannt hat, als die herrschende seines Lebens zu betrachten. „Ich wollte," sagt er selbst, „über etwas zu Verstande kommen, nämlich über die mir eingeborne Andacht zu einem unbekannten Gott." J.'s Bedürfniß war: Gott als den ersten Grund aller Wissenschaft zu entdecken und überall wiederzufinden. Nie war sein Zweck, ein System für die Schule aufzustellen, aber es lag in seiner geistigen Individualität und deren Entwickelung, daß er überhaupt das System zu gering achtete und ein solches, in welchem sich Glauben und Wissen versöhnten, zuletzt für unmöglich hielt. Ein immer reges, religiöses Gefühl war der Leitstern seines Nachdenkens. Letzteres entwickelte sich im Gegensatze mit den herrschenden systematischen Theorien und sprach sich in den Formen von Briefen, Gesprächen, Abhandlungen und philosophischen Romanen mit aller Lebendigkeit seines strebenden Geistes, in einer glänzenden, gefühlbewegten Darstellung, aber ohne wissenschaftliche Präcision und ruhige, methodische Entwickelung aus. Zuerst ward er mit der französischen Philosophie bekannt, welche so wenig als die gemeine Aufklärung, die sich in seiner Jugend über Teutschland verbreitete, seinem Herzen zusagen konnte. Den Materialismus jener mußte er hassen; die Leere dieser trieb ihn zu tieferm religiösem Nachdenken. Die positiven Formen wankten rings um ihn; eine neue wollte sich ihm nicht zeigen. „Es ist nur allzuwahr," sagt sein Woldemar, „daß unser Leben in einen der trübsten Zeitpunkte gefallen ist. Die edelsten Formen der Menschheit sehen wir zertrümmert; und wenn wir nun auch Vieh werden wollen, wie uns die Weisen (Rousseau) rathen, so sind wir, aus Mangel an Leibeskräften, auch das zu sein nicht einmal im Stande. Wir müssen dennoch Muth behalten, und anstatt unter schönen Schwärmereien zu erliegen, uns emporschwingen zur Wirklichkeit und Wahrheit. Die Zeit ist vielleicht nahe, wo aus jenen zertrümmerten Formen eine neue zusammenfließen wird, eine reine und bessere." J. hielt sich in dieser Erschütterung an das unmittelbare Gefühl der sittlichen Pflicht und an den Glauben an die Menschheit. Auf Spinoza's Lehre geführt, erkannte er in ihr das einzige System des consequenten Verstandes. Von der Voraussetzung nämlich ausgehend, der Verstand, dessen Product das System sei, komme nicht über die

Kette der bedingten Ursachen und Wirkungen, nicht über die Natur hinaus, verwarf er einestheils die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes, anderntheils stellte er den merkwürdigen Satz auf, wenn der Verstand (den er früherhin Vernunft nannte) consequent im Begreifen und Ableiten der Begriffe verfahre (also auf dem Wege der Demonstration, die er für den Weg des philosophischen Systems hielt), so gerathe er nothwendig in Fatalismus, und das einzig consequente Resultat der philosophischen Theorie sei der Spinozismus, Spinozismus sei aber Atheismus. „Denn der lebendige Gott," ruft es aus seiner innersten Seele, „ist nur der freie und persönliche."

In dem Resultate, das vermittelte Erkennen gewähre keine Erkenntniß des Göttlichen und Übersinnlichen, stimmte J. mit Kant zusammen; aber bei Kant ist der Grund, weil des Erkannten subjective Thätigkeit und das Object als das verhüllte Ding an sich von ihm getrennt ist, seine Erscheinungen uns blos zugänglich sind; bei J., weil jenes Erkennen ein durchaus endliches ist. Aber gegen Kant nimmt er einmal die Realität der sinnlichen Außenwelt in Schutz, anderntheils stellt er die Vernunft „als Wahrnehmung und Voraussetzung Gottes" oder „die unmittelbare Erkenntniß," sowol über die Sinnenwahrnehmung, als über den Verstand, welchen er, als entwickelndes Vermögen, zwischen jenen beiden in die Mitte stellt, ohne sein Verhältniß zu beiden mit Klarheit zu bestimmen. Von nicht sehr tiefen psychologischen Reflexionen geleitet, welche durch den wechselnden Gebrauch der Worte: Glauben, Gefühl, Vernunftanschauung noch schwankender werden, lehrt er: „Das Thier vernimmt nur Sinnliches, der mit Vernunft begabte Mensch auch Übersinnliches, und er nennt dasjenige, womit er das Übersinnliche vernimmt, seine Vernunft, wie er das, womit er sieht, sein Auge nennt." „Ich berufe mich," sagt er, „auf ein unabweisbares, unüberwindliches Gefühl als ersten unmittelbaren Grund aller Philosophie und Religion, auf ein Gefühl, welches den Menschen gewahren und inne werden läßt: er habe einen Sinn für das Übersinnliche. Diesen Sinn nenne ich Vernunft, zum Unterschiede von den Sinnen für die sichtbare Welt. Nur wo Selbstsein und Persönlichkeit beide Eins, auch nach Kant) vorhanden, kann eine solche Berufung und mit ihr Vernunft sich kund geben. Vorgesichte des Urwahren, des Urschönen, des Urguten sieht der Mensch im denkenden Geiste, und weiß, weil er diese Gesichte hat, daß ein Geist in ihm lebt und ein Geist über ihm. Niemandem kann zugemuthet werden, die poetische Klarheit solcher Vorgesichte durch prosaische Selbstverständigung zu verdunkeln." „Wurzel der Philosophie muß bleiben: menschliche Erkenntniß gehet aus von Offenbarung; die Vernunft nämlich offenbaret Freiheit, indem sie Vorsehung offenbaret, und alle Äste der Lehre treiben aus dieser Wurzel hervor." Mit dieser Erklärung stellte sich J.'s Philosophie eigentlich außerhalb der wissenschaftlichen Philosophie (er erklärt sie selbst einmal für eine Unphilosophie, die im Nichtwissen ihr Wesen habe), und erschien als kräftiger Ausdruck des gegen die Beschränktheit des Verstandes, in dem allein keine Befriedigung zu finden ist, protestirenden lebendigen Gefühls; der Form nach als Nichtwissen, das nur eine unmittelbare Erkenntniß, die aber der Verstandesentwickelung entzogen ist, gelten läßt. Gott, behauptet er standhaft eifrig, und zwar der persönliche Gott, ist unmittelbar gewiß; ihn wissenschaftlich erkennen, hieße ihn vernichten. J. redet zwar auch von einer wahren und falschen Wissenschaft; allein da er von ersterer alle Vermittelung des Denkens und Wissens ausschließt (weil er glaubt, dieselbe sei auf die Weise des Demonstrirens beschränkt), so bleibt ihr nur übrig, die geordnete Aussage des reinen Gefühls zu sein, das aber subjectiv und individuell bleibt und seinen Inhalt nicht rechtfertigen kann, sich also auf eine Offenbarung beruft, welche mit der Vernunft, oder mit dem, was er auch Herz nennt, zusammenfällt. Die ursprüngliche Offenbarung Gottes an den Menschen ist ihm keine Offenbarung in Bild und Wort, sondern ein Aufgehen im innern Gefühle. J. ist somit der Rationalist des Herzens, und der positiven christlichen Offenbarung nicht mit ganzem Herzen zugethan, weil er Christenthum für Anthropomorphismus hält[2]), obgleich er selbst genöthigt ist, von menschlicher Freiheit und Persönlichkeit auf Gottes Persönlichkeit zu schließen. Die Schwäche dieser Lehre, namentlich daß die Aussage jenes unmittelbaren Erkennens, Glaubens, Gefühls auf einen persönlichen Schöpfergott hingehe, wird ihm von Kant in einem Briefe sehr fein angedeutet. „Etwas, schreibt dieser, was über die Speculation hinzukommt, aber doch immer in ihr, der Vernunft, selbst liegt, und was wir zwar (mit dem Namen der Freiheit, einem übersinnlichen Vermögen der Causalität in uns) zu nennen, aber nicht zu begreifen wissen, ist das nothwendige Ergänzungsstück derselben. Ob nun Vernunft, um zu diesem Begriffe des Theismus zu gelangen, nur durch etwas, was allein Geschichte lehrt, oder nur durch eine uns unerforschliche innere Einwirkung habe erweckt werden können, ist eine Frage, welche blos eine Nebensache, nämlich das Entstehen und Aufkommen dieser Idee betrifft; denn man kann ebenso wol einräumen, daß, wenn das Evangelium die allgemeinen sittlichen Gesetze in ihrer ganzen Reinigkeit nicht vorher gelehrt hatte, die Vernunft bis jetzt sie nicht in solcher Vollkommenheit würde eingesehen haben, obgleich, da sie einmal da sind, man einen jeden von ihrer Richtigkeit und Gültigkeit anjetzt durch die bloße Vernunft überzeugen kann." Diese Bemerkung Kant's bewegte J., wie wir aus mehren Briefen sehen, gar lange in seinem Geiste; aber er glaubt dennoch, sie beziehe sich auf seine Lehre nicht, denn er meint seinen Theismus „aus dem allgegenwärtigen Facto menschlicher Intelligenz, aus dem Dasein von Vernunft und Freiheit" (welches selbst durch die That zu erweisen, nicht als Thatsache zu nehmen war) hergeleitet zu haben. Alle Erkenntnisse höherer Art entspringen ihm

2) Er schreibt unter Andern: „So weit das Christenthum Mysticismus ist, ist es mir die einzige Philosophie der Religion, die sich gedenken läßt; desto weniger aber komme ich mit dem historischen Glauben fort." Briefwechsel II, 55.

aus der unmittelbaren Anschauung, welche das vernünftige Wesen von sich selbst, von seinem Zusammenhange mit dem Urwesen und einer abhängigen Welt hat. Nach Kant nimmt „die Natur, überhaupt das Vorgestellte, die Form unseres einmal so bestimmten Vorstellungsvermögens an;" J. dagegen ist „geneigter, die Form der menschlichen Vernunft in der allgemeinen Form der Dinge zu suchen." Und doch erklärt er in einem Anfalle von Skepticismus, der sich übrigens mit der subjectiven Gefühlslehre wol verträgt: „Unser Wissen möchte wol so ganz Stückwerk sein, daß auch nicht einmal das Wissen unseres Nichtwissens davon ausgenommen werden könnte." Aber anderwärts setzt er hinzu: „Über dieses Stückwerk hinweg und hinauf führt nur der Glaube an die mit der Vernunft uns zu Theil gewordene Offenbarung." Übrigens macht sich die Lebendigkeit des Jacobi'schen Gefühls mit Recht gegen die Abstractionen Kant's und gegen das Postuliren der Vernunftideen geltend. Das Praktische ist bei ihm mit dem Theoretischen enger verbunden; „die Tugend mit der Religion unzertrennlich Eins: Wir erfahren, daß ein Gott ist, so oft sich in uns das Gewissen, unvertilgbar die freie Persönlichkeit bezeugend, übermächtig regt; durch ein göttliches Leben wird der Mensch Gottes inne. Von dieser Seite ist der Weg zur Erkenntniß des Übersinnlichen ein praktischer, kein theoretischer, „blos wissenschaftlicher." Von einer andern Seite gibt er dem Glauben den Vorrang vor der Tugend und sagt: „das religiöse Gefühl ist die Grundlage der Menschheit." „Auf Gott schauend," ruft er aus: „schafft der Mensch in sich ein reines Herz und einen gewissen Geist; außer sich Gutes und Schönes. Und so ist es die Selbstanschauung der Freiheit, welche die Wurzel des Menschen ausmacht. Denn wie der Mensch der eigenen Freiheit in sich gewahr wird, erhebt sich auch in ihm der Glaube an eine höchste Persönlichkeit und Vorsehung, in der jener Begriff in unüberschwänglichem Maße vorhanden sein muß. Das Höchste im Menschen deutet auf ein Allerhöchstes hin; und beide Überzeugungen, geschöpft nicht aus dem reflectirenden Verstande, sondern aus der Tiefe der Vernunft, stützen und verklären einander."

Wie J. Kant für den consequentesten Philosophen erklärt hatte, den je die Erde getragen, und seine Lehre für die bewundernswürdige Theorie eines durchaus bündigen Idealismus, der alle übrigen Systeme verschlinge, so erklärte er Fichte später für den Messias der speculativen Vernunft, und behauptete, eine Philosophie aus einem Stück, ein wahrhaftes Vernunftsystem, sei auf die Fichte'sche Weise allein möglich; aber „sie stelle ein nur sich selbst vorhebendes Handeln, blos des Handelns und Betrachtens wegen, ohne anderes Subject oder Object, ohne in, aus, für oder zu, dar." Gegen die Abstraction des Ichs machte er wiederum das Gefühl der Abhängigkeit geltend. („Meiner Vernunft Losung," sagt er, „ist nicht: Ich, sondern: mehr als ich! besser als ich! ein ganz anderer!") Gegen die unbedingt allgemeinen Gesetze, „die Unwesenheiten, welche zum Grunde gelegt werden müssen, wenn ein allgemeingültiges, strengwissenschaftliches System der Moral zu Stande kommen soll," das Gewissen, dessen Wurzel das Herz ist, welches er hier das eigentliche Vermögen der Ideen, „der nicht leeren," nennt, in dieser Allgemeinheit aber ebenso unbestimmt ist, als jene Gesetze.

Ebenso endlich hält J. auch die Naturphilosophie, welcher er wiederum den höchsten Grad von Wissenschaftlichkeit beilegt, obgleich dennoch in ihr der Atheismus unverholen ausgesprochen werden soll, seine lebendige Überzeugung von unmittelbaren Wahrheiten entgegen, ohne in Schelling's Freiheits- und Gotteslehre tiefer einzudringen, dessen Erbitterung gegen die übereilte Beschuldigung des Atheismus sich in der Schrift: „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen" (Tübingen 1812) Luft machte, wo auch das Verhältniß J.'s zu Wissenschaft und Theismus, zu Philosophie und Religion nachzuweisen versucht wurde.

Eine unbefangene Beurtheilung der Philosophie J.'s ist die Recension Hegel's von dem dritten Bande der Jacobi'schen Werke (in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, 1. St. Jahrg. 1817), und wieder abgedruckt in den vermischten Schriften Hegel's (Werke 17. Bd.[3]) und (Göschel's) Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältniß zur christlichen Glaubenserkenntniß. Ein Beitrag zum Verständniß der Philosophie unserer Zeit (Berl. 1829). Eine kurze Zusammenfassung der Hauptpunkte seiner Lehre hat J. selbst in der Einleitung zum zweiten Bande seiner Werke gegeben. Eine sehr ausführliche Schilderung der Jacobi'schen Philosophie aber hat kürzlich herausgegeben: J. Kuhn, Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch, das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern (Mainz 1834). Schon früher hatte Friedrich Schlegel in einer Recension des „Woldemar"[4]) (zuerst erschienen in den Charakteristiken und Kritiken, 1. Bd.) die Eigenthümlichkeit der Schriften und Philosophie J.'s geistreich gewürdigt und zu zeigen gesucht, daß J.'s Philosophie in der That nichts Anderes sei, als der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. J. selbst konnte darauf nur erwidern (Vorbericht zum 4. Bd. 1. Abtheil. S. 13 fg.), was auch Niemand geleugnet hat, daß er unbefangen und mistrauisch gegen eigene Vorurtheile die Wahrheit gesucht habe, die Erkenntniß ihres Inhalts wegen, eine Kopf und Herz befriedigende Wahrheit, und dabei habe er sich auf jenes unabweisbare, unüberwindliche Gefühl als unmittelbaren und ersten Grund aller Philosophie berufen. Somit behauptet J. allerdings den berechtigten Standpunkt des Gefühls gegen den Standpunkt des blos formellen Verstandes, der das Wesen nur als ein Object des Denkens faßt; aber diese Opposition wird bei ihm zu einem Hasse philosophischer Wissenschaftlichkeit, welcher das vernünftige Denken verkannte. Er appellirt an das Gefühl und will in demselben finden, als unmittelbare Wahrheit, was nur

3) Ob die Recension des ersten Bandes, aus den heidelberger Jahrbüchern in die Werke Hegel's (16. Bd. S. 203) aufgenommen diesem angehöre, kann bezweifelt werden. 4) Eine Recension des „Woldemar" von Wilh. v. Humboldt findet man in der Allgem. Lit.-Zeit. vom J. 1794.

auf dem Wege des vernünftigen Denkens sicher zu gewinnen ist, den vernünftigen Inhalt in vernünftiger Form. Weil das Gefühl dunkel und individuell ist, so konnten seine philosophischen Darstellungen der Dunkelheit, Unbestimmtheit und Inconsequenz dieses Standpunktes nicht entgehen, und die Stärke der Überzeugung, welche sich oft mit hinreißender Macht der Beredsamkeit ausspricht, war ein subjectiver Besitz dieses begeisterten Sehers, nicht ein Erwerb der den Zweifel überwindenden Wissenschaft [5]). Bei Andern, die bei minder edler Natur auf diesem Standpunkte stehen geblieben sind, artete solche Gefühlslehre in die verderblichste Schwärmerei aus, sowie die damit verbundene Behauptung von der Unfähigkeit der Wissenschaft, das Göttliche zu erkennen, Viele verleitet hat, sich der Trägheit in die Arme zu werfen und mit Hochmuth auf die Bestrebung der Wissenschaft herabzusehen. Dessenungeachtet ist gewiß, daß J.'s Geist und Polemik auf die bedeutendste Weise zur Entwickelung der neuern Philosophie unter den Teutschen gewirkt haben, und daß seine Werke, auch seine beiden Romane, in welchen er die edlere Menschheit mit Wärme, aber auch mit einer gewissen Überspannung des Gefühls geschildert hat, als Denkmale seines edlen Geistes immerfort leben werden [6]). (*A. Wendt.*)

4) **Johann Balthasar**, war am 19. Jul. 1658 zu Leipzig geboren, wurde, nachdem er sowol hier als in Wittenberg studirt hatte, auf der zuletzt genannten Universität im J. 1678 Magister, kehrte aber nach Leipzig zurück, wurde im J. 1681 daselbst Vesperprediger an der Nikolaikirche und erhielt die Würde eines Baccalaureus der Theologie. Da er sich als Prediger auszeichnete, erhielt er im J. 1685 drei auswärtige Berufungen zu gleicher Zeit, nach Magdeburg, Breslau und Erfurt, wovon er die letzte, als Diakonus an die Gregorii- oder sogenannte Kaufmännerkirche, annahm. Er wurde in Erfurt zugleich in die philosophische Facultät aufgenommen, wo er dann fleißig las und disputirte, und durch den Beifall, den er als akademischer Lehrer erhielt, nicht wenig zur Aufnahme der Universität beitrug. Im J. 1693 erhielt er auch eine Professur am evangelischen Gymnasio; folgte aber schon im J. 1695 einem anderweitigen Rufe nach Magdeburg, als Diakonus an die Johanniskirche, wo er im J. 1699 zum Archidiakonus aufrückte, aber schon am 16. April 1703 in seinem 45. Jahre starb. Seine Schriften werden von Kettner (im Clerus Johanneus Magdeburgicus) angeführt. Sie bestehen theils aus einzelnen Predigten, theils aus akademischen Disputationen, moralischen, exegetischen und kirchenhistorischen Inhalts, von denen einige, z. B. Diss. historico-moral. ad *Eusebii* lib. VIII. Cap. 12; de matre Antiochena, se cum duabus filiis in fluvium praecipitante servandae pudicitiae causa (Erford. 1694. 4.), zu seiner Zeit sehr geschätzt wurden. (*H. A. Erhard.*)

5) **Johann Friedrich**, war den 16. Jan. 1712 zu Wollershausen, einem Dorfe im Fürstenthume Grubenhagen, geboren. Für seine sittliche und intellectuelle Bildung sorgte sein Vater, ein dortiger Prediger. Früh ward er, bei den mäßigen Einkünften seiner Ältern, an Mäßigkeit und Entbehrung mancher Lebensgenüsse gewöhnt und dadurch der Sinn für Häuslichkeit in ihm geweckt. Nach dem ersten Elementarunterrichte erwarb er sich unter der Leitung seines Vaters schätzbare Vorkenntnisse in der Mathematik, Philosophie und Geschichte. Das Gymnasium zu Göttingen, dessen Zögling er im J. 1727 geworden war, verließ er im J. 1730 und ging nach Jena, wo ihn vorzugsweise philosophische Studien beschäftigten. Reusch und Hamberger gewannen dort den entschiedensten Einfluß auf die Richtung seines Geistes. Hamberger suchte ihm ein lebhaftes Interesse für Physik und Beobachtung der Natur einzuflößen, während Reusch den Hang zur philosophischen Skepsis in ihm weckte oder begünstigte und ihn sorgsam zu bewahren suchte vor einseitiger Anhänglichkeit an ein herrschendes philosophisches System.

Als sich J. im J. 1732 nach Helmstedt wandte, besuchte er dort Mosheim's, Lackemachers und A. J. von der Hardt's theologische Vorlesungen. Vorzüglich belehrend war für ihn der Umgang mit dem berühmten Hermann von der Hardt, der damals nicht mehr las, aber sich mit J. über griechische und morgenländische Literatur zu unterhalten pflegte. Er ermüdete nicht in der Ausbildung seines Geistes, während er oft mit dem Drucke äußerer Verhältnisse kämpfte. Als ihn diese zur Annahme einer Hauslehrerstelle nöthigten, überraschte ihn eine Einladung des Professors Reusch, nach Jena zu kommen und ihm dort behilflich zu sein in seinen gelehrten Arbeiten.

Um jene Zeit (1734) trat er zum ersten Male als Schriftsteller auf in einer Abhandlung über den Optimismus [1]), die er unter dem Vorsitze des Professors Reusch vertheidigte. In Obersachsen zeigten sich für ihn Aussichten, zu einem geistlichen Amte befördert zu werden. Aber auf die symbolischen Bücher zu schwören, wie es dort verlangt ward, schien seinem freien Geiste eine zu drückende Fessel. Er entschloß sich daher zu der Laufbahn eines akademischen Docenten. Noch im J. 1734 ging er nach Göttingen, wo er Privatvorlesungen über Philosophie hielt und im J. 1735 die Magisterwürde erlangte.

Bei der unausgesetzten Anstrengung, mit welcher sich J. theils durch Collegien, theils durch schriftstellerische Arbeiten seinen Unterhalt sichern mußte, war seine Ge-

5) Die Opposition gegen die Wissenschaftlichkeit, das System in der Philosophie erscheint bei Jacobi auch in Gestalt des geistreichern Dilettantismus, der seine Freiheit gegen den Zwang des „Handwerks" retten will. So schreibt er an W. von Humboldt: „Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, sei es auch blos in Nebenstunden, sind fruchtbarer, als die Schweißströme der Leute vom Handwerk. — Freilich," ist er genöthigt hinzuzufügen, „kann man mit den Händen die Baumwolle nicht so fein spinnen, als sie die Spinnmaschine liefert; mit dem bloßen Auge nicht so weit sehen, als mit Herschel's Sehrohre; aber ich denke, wir behalten dennoch unsere Hände, unsere Augen — unsere Spontaneität. Eins schließt das Andere nicht aus." 6) Vgl. auch F. H. Jacobi nach seinem Leben, Lehren und Wirken, von Schlichtegroll, Weiller und Thiersch (München 1819).

1) Diss. philosophica: Quo sensu hic mundus sit optimus? (Jenae 1734). Vgl. Mylius' blühendes Jena (1734). S. 154.

sundheit so sehr erschüttert worden, daß er, um in eine ruhigere Lage zu kommen, im J. 1738 ein Pfarramt zu Osterode annahm. Das J. 1744 führte ihn nach Hanover, wo er Prediger an der Kreuzkirche und 1755 an der Marktkirche ward. Aus diesen Verhältnissen schied er drei Jahre später, als ihm die Stelle eines Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lüneburg und eines ersten Predigers in Celle übertragen ward. Zugleich erhielt er den Charakter eines Consistorialrathes. Die göttinger Universität ertheilte ihm die theologische Doctorwürde, als sie im J. 1787 ihr 50jähriges Jubiläum feierte. Unter den Lehrern, die bei der Gründung jener Hochschule angestellt worden, war J. der einzige, der noch lebte. Doch nahte auch ihm wenige Jahre später der Tod. Er starb den 21. März 1791 im 80. Lebensjahre, nachdem er im J. 1788 sein Jubiläum als Prediger gefeiert hatte.

J. war als Mensch, als Geschäftsmann und als Gelehrter in mehrfacher Hinsicht ausgezeichnet. In dem langen Laufe seines Lebens veränderte sein Geist die Richtung nicht, die er in der Periode genommen hatte, wo seine Denkkraft sich zu entwickeln anfing. Das von ihm entworfene System, in welches er die verschiedenen Bestandtheile des menschlichen Wissens gebracht hatte, modificirte er nur in der Form. Im Wesentlichen blieb dies System sich immer gleich. Schon in seinen frühesten Schriften, unter andern in den göttingischen Nebenstunden[2]), welche Betrachtungen enthalten über die weisen Absichten Gottes bei den Dingen, die wir in der menschlichen Gesellschaft und in der Offenbarung antreffen, finden sich, gleichsam im Keime, die Ideen, die er in seinen spätern Werken mehr entwickelte und näher bestimmte, unter andern in seinen Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Religion[3]). Er liebte die speculative Philosophie, behauptete aber, daß das Dasein eines höchsten Wesens sich nicht demonstriren lasse. In seinem Skepticismus ging er so weit, die ersten Principien der Logik und die apodiktische Gewißheit mathematischer Sätze in Anspruch zu nehmen. Er hielt für unmöglich, die Existenz einer höchsten Weltursache, eines einzigen, allmächtigen und allgütigen Weltregierers aus der Vernunft zu erkennen. Grundlos schienen ihm alle Versuche einer Theodicee. In der Natur im Ganzen erblickte er ein regelloses Schauspiel von Leben und Tod, von Ernährung und Zerstörung, vom Fortschreiten zur Vollkommenheit und vom Zurückgehen von derselben. So hatte die speculative Philosophie, indem sie ihm das Unvermögen der Vernunft, das Übersinnliche zu erforschen und die ihm gesteckten Grenzen überschreiten zu können, aufs Überzeugendste darthat, für ihn eigentlich mehr ein negatives als ein positives Interesse. Kant, der die unbefugten Anmaßungen der Vernunft in ihre Schranken zurückgewiesen hatte, mußte schon deshalb gegründete Ansprüche auf seine Achtung haben. Aber nicht mit allen philosophischen Resultaten, die jener scharfsinnige Denker aufstellte, konnte J. sich befreunden. Am wenigsten schien es ihm einleuchtend, daß Religion, Tugend und Hoffnung auf das Überirdische durch die Principien der praktischen Vernunft begründet werden müßten, da die theoretische von dem allen nichts wisse und sage. Einzig auf seinen Glauben an höhere Offenbarungen gründete sich J.'s Überzeugung von jenen Wahrheiten. In diesem Glauben, den sein Skepticismus nie zu erschüttern vermochte, suchte er immer fester zu werden und die Zweifel und Einwürfe seiner Gegner zu widerlegen. Er that dies unter andern in seinen erneuerten Einwürfen gegen die Lehre von der Aussöhnung der Sünde durch einen Mittler[4]). Am ausführlichsten findet man seine Denkart geschildert in seiner letzten Schrift: „Mein Glaube an die Lehren der göttlichen Offenbarung, gestärkt und befestigt durch das fortgesetzte Betragen und die neuesten Schriften der Lehrer der Vernunftreligion"[5]). Gleichwol war er nicht unbedingt irgend einem orthodoxen System der positiven Theologie zugethan. Sein Hauptstreben ging dahin, zu einer liberalen Behandlung derselben mitzuwirken, und wenig kümmerte ihn der Ruf der Heterodoxie, den manche seiner Zeitgenossen über ihn verhängten. Im Kampfe gegen manche Vorurtheile seines Zeitalters ermüdete er nicht. Richtigere Ideen, als bisher, verbreitete er über das hohe Lied und über die Apokalypse, hob in seiner Interpretation der Bibel vorzugsweise ihre praktischen Lehren hervor und erwarb sich durch seinen Beitrag zur Pastoraltheologie[6]) ein besonderes Verdienst um diesen Zweig des theologischen Wissens. Ungeachtet des Widerspruchs, den seine Ideen über das Studium der Theologie Anfangs fanden, gab er Predigern und Schullehrern darin eine zweckmäßige Anleitung, sich zu ihren Ämtern vorzubereiten.

Historische Studien, besonders die Geschichte der Philosophie, hatten für ihn stets ein großes Interesse. Die Resultate der letztern wußte er so gut zu benutzen, daß er in der Übereinstimmung mit den aufgeklärtesten Völkern und Menschen in dem Glauben an das Dasein Gottes, selbst einen Beweis für dieselbe zu finden glaubte. Er folgte hierin dem Beispiele Cicero's, der, wegen der Geschichte der Meinungen, sein Liebling war unter den römischen Classikern. Doch auch zu einer Kenntniß der neuen philosophischen Werke wünschte er zu gelangen. Noch in den letzten Tagen seines Lebens studirte er mit vielem Eifer den damals erschienenen ersten Theil von Tiedemann's „Geist der speculativen Philosophie," und besprach sich darüber weitläufig mit einem Freunde.

Nicht blos als denkender Kopf und Schriftsteller, auch als Geschäftsmann und Mensch zeigte sich J. von achtungswerther Seite. Nichts ging ihm über die gewissenhafte Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten, und Pünktlichkeit und Ordnungsliebe begleiteten ohne Ausnahme seine Geschäfte. Einen sanften und nachgiebigen Obern fand an ihm ein Jeder, der ihm untergeben war oder mit ihm in Amtsverbindungen stand. Als Gatte

2) 1—7. Stück oder 1. Theil (Göttingen 1738—1740). 2. Th. (Jena 1745.) 3. und 4. Th. (Hanover 1749 und 1766.) 3) Zelle 1773—1778. 4. Thle. 2. Auflage des ersten Theils (ebend. 1776).

4) Zelle 1785. 5) Ebend. 1791. 6) Oder „Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer heilsamen Führung ihres Amtes" (Hanover 1766). 2. Auflage (ebendas. [illegible]). 3. Auflage (ebendas. 1774). 2. Theil (ebendas. 1782).

Vater und Freund war er untadelhaft. In dem stillen, traulichen Umgange mit seiner Familie fand er das höchste Lebensglück. Als ihm seine Gattin, eine geborene Münter aus Osterode, (1775) nach 35jähriger Ehe durch den Tod entrissen ward, betrauerte er innig ihren Verlust. Einfachheit, Ordnungsliebe und Wirthschaftlichkeit waren überall sichtbar in seinem Hauswesen. In geselligen Kreisen wußte er einer geistreichen Unterhaltung leicht ein Interesse abzugewinnen, ungeachtet ihm seine Art, über Welt, Natur und Menschen zu philosophiren, mitunter eine ernste, fast düstere Stimmung gab, die in höherm Alter noch durch das Gefühl abnehmender Kräfte vermehrt ward. Zunehmende Augenschwäche hinderte ihn in den letzten Jahren seines Lebens bei Lichte zu arbeiten. Da überließ er sich dann, in Winterszeiten von 5—8 Uhr einsam im Dunkeln in seinem Studirzimmer sitzend, seinen Speculationen, oder, wie er es nannte, seinen Träumen, in denen er sich gern durch den Besuch eines Freundes unterbrochen sah. Doch blieb ihm, bis zu den letzten Tagen seines Lebens, die nöthige Geistesstärke, um in anhaltenden Gesprächen, die oft mehre Stunden dauerten, seine Ideen entwickeln und Andern mittheilen zu können. In solchen Gesprächen pflegte er dann wol auf die von ihm immer lebhafter erkannte Unvollkommenheit alles menschlichen Wissens zurückzukommen, jenseit befriedigendere Aufschlüsse erwartend, als Vernunft und Philosophie ihm hier geben konnten.

J.'s Bildniß befindet sich vor den Annalen der braunschweig-lüneburgischen Kurlande. 1. Bd. 3. St. (1787), und vor Beyer's allgemeinen Magazin für Prediger. Es ist auch einzeln von Fritsch gestochen worden. Sein Schattenriß steht vor der von J. F. Münter (1789) verfaßten Beschreibung seines Amtsjubiläums [7]).

(*Heinrich Döring.*)

6) Johann Georg, aus einer hanöverschen Familie stammend, war den 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf geboren und der Sohn eines dortigen Kaufmanns. Seine Mutter, eine durch Geist und Herz auf gleiche Weise ausgezeichnete Frau, verlor er im frühen Alter. Von Geburt an schwächlich und von reizbarer Organisation, bedurfte er um so mehr der sorgsamen Pflege, die ihm nach der abermaligen Verheirathung seines Vaters seine Stiefmutter erwies. Was sie seinem zarten Alter gewesen, schilderte J. selbst in spätern Jahren in einem Gedichte an ihrem Grabe [1]). Aber mit jenem zarten Körperbaue, der ihn zaghaft und untüchtig machte zu allen Leibesbewegungen, vereinigte sich rege Empfänglichkeit für geistige Eindrücke. Zu diesen gehörten besonders Legenden, die ihm ein im älterlichen Hause dienendes Mädchen in ihrem einsamen, von einer düstern Lampe erhellten Stübchen, zu erzählen pflegte. Oft ergoß sich die Erzählerin auch wol in Klagen über das dürftige Loos, das ihrer Mutter, einer armen Witwe, gefallen war. Aus solchen Jugendeindrücken aber, die seinen poetischen Sinn früh weckten, werden die oft wiederkehrenden Schilderungen der beschränkten Genügsamkeit in J.'s Werken erklärlich, die mitleidige Theilnahme, die er dem Loose der Armuth zollt. Besonders angeregt ward seine jugendliche Einbildungskraft durch den Unterricht eines Candidaten der Theologie, dessen Sinnesart sich zur religiösen Schwärmerei hinneigte. Unter manchen Gesprächen über theologische Gegenstände, bei denen er mit reger Wißbegierde einen Zuhörer abgab, bildete sich in seinem moralisch-reinen Gemüthe die Idee Prediger zu werden. Einen tiefen Eindruck machten auf ihn die Umtriebe der bekehrungssüchtigen Jesuiten, welche selbst seinen Vater für die römische Kirche zu gewinnen suchten. Wie sehr sich aber J. in seiner protestantisch-lutherischen Rechtgläubigkeit gefiel, verriethen manche seiner jugendlichen Äußerungen, unter andern der naive Wunsch, daß sein jüngerer Bruder, Friedrich Heinrich, sich zum reformirten Glauben bekennen möchte, damit er die Freude habe, ihn wieder für das Lutherthum zu gewinnen.

Vielen Fleiß wandte J. auf die Erlernung fremder Sprachen. Die französische, in den gebildeten Cirkeln Düsseldorfs gewöhnlich gesprochen, mußte ihm am geläufigsten werden; Fenelon, Racine und Boileau wurden seine Lieblinge. In seinem 15. Jahre wagte er selbst einen Versuch in französischen Versen. Es war ein Trauerspiel, „Le traitre Protesilas" betitelt, das an dem Geburtstage seines Vaters vor der ganzen Familie aufgeführt ward. Auch eine teutsche Tragödie, die er den „Selbstmörder Nero" nannte, und außerdem mehre Gelegenheitsgedichte und geistliche Lieder entströmten seiner Feder. Während seine jugendliche Eitelkeit reiche Nahrung finden mochte in den ihm ertheilten Lobsprüchen, ward sein Fleiß zugleich dadurch gespornt, welchem er sich um so mehr hingab, da ihn die langsame Entwicklung seiner Körperkraft von den rüstigen Spielen des Knabenlebens ausschloß. Lieber weilte er in dem Kreise der Mädchen, wo früh der Keim zu einer zärtlichen Leidenschaft in ihm gelegt ward.

„Der erste Gegenstand einer schwärmerischen Zuneigung," erzählt einer seiner vertrautesten Freunde [2]),

7) Vgl. Neues gel. Europa. 6. Th. S. 332 fg. Beyer's allgem. Magaz. für Prediger. 4. Bd. 4. St. S. 448 fg. Pütter's Gelehrtengeschichte der Universität Göttingen. 1. Th. S. 96. Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1791. 1. Bd. S. 204 fg. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 2. Bd. S. 13 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 6. Bd. S. 205 fg. (wo sich ein vollständiges Verzeichniß von Jacobi's Schriften befindet).

1) Du meine zweite Mutter, o du Gute,
Getreue! wenn ich, von der Welt
Verlassen, hier an deinem Hügel ruhte,
Wo milde Lüfte wehn, der Thau so labend fällt,
So würde mir, wie irgend sonst auf Erden,
Vom Kummer leicht die mattgequälte Seele werden;
Es tönte zärtlich und vertraut
Mir aus der Ferne deiner Stimme Laut;
Ich sähe dich mit deinem engelreinen,
Trostvollen Auge nach mir lächelnd, mit mir weinen;
Und neugestärkt ging ich den dornumwund'nen Pfad.
Und blickt' umher nach mir verwandten Seelen,
Denn wo dein Fuß den Boden einst betrat,
Da kann es nie an Liebe fehlen.

s. Iris, ein Taschenbuch auf das J. 1805, S. 284.

2) s. Leben J. G. Jacobi's, von einem seiner Freunde (J. A. v. Ittner). Zürich 1822. S. 21 fg.

„war ein hübsches Mädchen aus seiner Gemeinde. Er sah sie als Kind in dem großväterlichen Hause[3]), wo sie mit ihm und seinem Bruder in den französischen Unterricht kam, später, wegen der Kälte zwischen den Vätern, im Hause weniger, am öftersten noch bei dem Ausgange aus der Kirche, wo er gewöhnlich an der Thür auf sie wartete, um sie wenigstens gesehen oder ein Wörtchen mit ihr gesprochen zu haben. Allein nie kam es zu einem offenen Bekenntnisse seiner Zärtlichkeit. Indessen blieb sie die Königin seiner Gedanken; er sah sie immer im Rosenlichte, wie einst Petrarca seine Laura. Sie starb in der Blüthe ihres Alters im 18. Jahre; J. stand im gleichen Alter. Der Schmerz über ihren Verlust war groß und griff höchst empfindlich sein Herz an, aber er mußte ihn zu verbergen. So viel es ihn auch kostete, war er doch Abends in der Kirche, als man sie begrub. Um den Leichenzug nicht zu sehen, versteckte er sich hinter einen vergitterten Kirchenstuhl; als er jedoch einmal aufblickte, da trug man eben den Sarg an ihm vorbei. Tief ward er durch diese Erscheinung erschüttert; er fing an zu beten und zu weinen; der Eindruck blieb unauslöschlich. Die Verklärte ward für lange Zeit die Herrin seiner Seele; treu bewahrte er ihr reines Bild und heiliges Andenken. Sie ward ihm zum Schutzgeiste in den ersten, gewöhnlich so gefährlichen Universitätsjahren; die fromme heilige Liebe ließ keine niedrige neben sich aufkommen."

In die Zeit, wo J. seine akademische Laufbahn in Göttingen eröffnen wollte, um dort Theologie zu studiren, fiel ein Ereigniß, das den tiefsten Eindruck auf ihn zurückließ. Düsseldorf wurde in dem siebenjährigen Kriege (1758) von den hanöverischen Truppen beschossen und J. mußte mit seiner Familie flüchten. In Göttingen beschäftigte er sich vorzüglich mit philologischen Studien, während andere wissenschaftliche Fächer, wie Geographie und Geschichte, wenig Anziehendes für ihn hatten. Am wenigsten behagte ihm die Mathematik, und fast ebenso wenig sein eigentlicher Beruf, die Theologie. Selbst den exegetischen Vorlesungen des berühmten Michaelis vermochte er wenig Geschmack abzugewinnen. In den Collegien, welche Weber, ein entschiedener Anhänger des Wolf'schen Systems, über Logik und Metaphysik las, schreckte ihn die trockene mathematische Methode des Vortrags zurück. Mit vorherrschender Neigung wandte er sich zu den schönen Künsten, und den größten Theil seiner Zeit füllte die Lectüre englischer, italienischer und spanischer Schriftsteller. „Ich kenne," schrieb er den 23. Aug. 1771 an Klamer Schmidt, „keinen Dichter, der mit meinem Geiste und Herzen so gänzlich übereinstimmt, als der Sänger der schönen Laura[4]). Sein hohes Ideal, seine süße Schwärmerei, die Reinheit seiner Empfindungen und Einbildungskraft; die süße Melodie seiner Lieder; alles dieses macht ihn vorzüglich zu meinem Dichter, nämlich zu demjenigen, den ich mehr als andere neuern studirt habe und immer studire. Wenn ich irgendwo im Gebiete der Musen eine Stimme habe, so ist es vielleicht unter den Petrarca'schen Sängern."

Den Winter des J. 1760 lebte J., durch das nahe Waffengetümmel des siebenjährigen Kriegs von Göttingen vertrieben, in angenehmen Verhältnissen bei seinem Oheime, dem Generalsuperintendenten Johann Friedrich Jacobi zu Celle. Als er hierauf zu Ostern 1761 seine akademischen Studien in Helmstedt fortsetzte, vertauschte er die Theologie mit der Jurisprudenz. Zunehmende Kränklichkeit aber und die Leiden der Hypochondrie führten ihn bereits nach einem Jahre wieder in das älterliche Haus, wo er seinen von der Hochschule zu Genf zurückgekehrten Bruder, Friedrich Heinrich, wiederfand und sich mit ihm in dem Streben nach höherer Geistesbildung vereinigte. Durch seinen Bruder ward Jacobi auch mit den französischen Dichtern bekannt, die einen unverkennbaren Einfluß auf die poetischen Versuche äußerten, mit denen er sich fortwährend beschäftigte. Er hing an ihm mit ganzer Seele, und besonders fesselte ihn des Bruders ernste Weise, das Leben und die Wissenschaften zu betrachten, Wahrheit und höchste Menschenwürde zu ergründen und zu begründen[5]).

Ihm selbst fehlte jener höhere wissenschaftliche Standpunkt, und so vermochte er auch nicht die Bedeutsamkeit des Rechts nach seinen mannichfachen Verzweigungen in der Geschichte des Menschen- und des Staatenlebens gehörig zu würdigen. Für die praktische Ausübung der Jurisprudenz war er vollends nicht geschaffen, und so mochte es ihm wol wenig Ernst sein mit jenem Studium, als er, unter dem Vorwande, es fortzusetzen, im Herbste 1762 wieder nach Göttingen ging. Von unheilbarer Melancholie, in die er versunken sein würde, retteten ihn dort gesellschaftliche Verbindungen, besonders die Bekanntschaft mit dem Professor Klotz, dem er sich durch einige Gedichte empfohlen hatte. Dieser späterhin so übelberüchtigte Gelehrte stand damals noch in der Blüthe seines Alters und Ruhms. Auf seinen Rath entwarf J. den Plan, der Jurisprudenz zu entsagen und durch ein fleißiges Studium der schönen Wissenschaften, mit Einschluß der Philologie, sich auf ein akademisches Amt vorzubereiten. Dadurch aber gab J., indem er die poetischen Meisterwerke Teutschlands und des Auslandes fleißig las, auch seinem eigenen Dichterberufe zuerst eine bestimmte Richtung, die sich in den durch Innigkeit der Empfindung und treffliche Behandlung der Sprache ausgezeichneten „poetischen Versuchen" nicht verkennen läßt, welche er damals herausgab[6]).

Für den von ihm gewählten Beruf eines akademischen Docenten zeigten sich günstige Aussichten, als er, nachdem er zu Wittenberg im J. 1765 die Magisterwürde erlangt, als außerordentlicher Professor der Philo-

3) Jacobi's Großvater mütterlicher Seite war der Commercienrath und Banquier Christoph Falmer in Düsseldorf. 4) Diese Äußerungen zeigen, daß er damals schon zu einer höhern Bildungsstufe gelangt sein mußte. Als er den hochgefeierten Petrarca zum ersten Male las, ermüdete ihn die Einförmigkeit seiner Sonette und Canzonen.

5) Vgl. Leben J. G. Jacobi's, von einem seiner Freunde, S. 29 fg. 6) Düsseldorf 1764. Mit neuem Titel Frankf. 1765. Späterhin mit einigen Änderungen aufgenommen in seine „sämmtlichen Werke" (Halberstadt 1770—1774). 3 Thle. 2. Ausgabe (ebendas. 1773—1775). 3 Thle.

ophie nach Halle gerufen ward. Zu dieser Lehrstelle war hm Klotz behilflich gewesen, der, nachdem er eine Proessur auf der genannten Universität erhalten, seinen Einluß bei dem königl. preuß. Staatsminister von Fürst zu J.'s Gunsten benutzt hatte. Dieser ward sein Haus- und Tischgenosse. Über ihr gegenseitiges Verhältniß ertheilt eine von J. anonym herausgegebene Schrift [7]) die beste Auskunft.

„Die erste Bekanntschaft," erzählt er, „mit diesem Gelehrten machte ich zu Göttingen im J. 1763. Damals waren wir beide noch in dem Alter, in welchem jedes Gefühl jugendlich ist und es oft nur eines Winkes bedarf, um sich zu einem uns gefälligen Gegenstande hinzuneigen. Wir hatten uns kaum gesehen, so gewann ich die Zuneigung des Herrn Klotz, und mein höchster Wunsch war erfüllt, indem ich in der Literatur einen Lehrer antraf, der sich nicht weigerte, mein Freund zu sein. Ich vergnügte mich an der Lebendigkeit seines Genies, mir gefiel seine Offenherzigkeit, und ich gab mein völliges Zutrauen einer gewissen Güte der Seele, welche durch seine satyrische Laune überall durchschimmerte. Wirklich war Seelengüte in dem Grunde seines Charakters, so sehr auch die Oberfläche desselben durch äußerliche Dinge zuweilen getrübt wurde. Sein allzufrühzeitiger Ruhm, mit einem zu schnellen Glücke verbunden, hinderte sein biegsames Gemüth, die nöthige Stetigkeit zu bekommen. Kaum war ich mit Klotz einige Wochen vertraut gewesen, so fühlte ich neuen Muth, auf dem angefangenen Wege fortzugehen, meinen Lieblingswissenschaften getreu zu bleiben und selbst die Hoffnung äußerlicher Vortheile ihnen aufzuopfern. Dieses Gefühl machte mich glücklich; denn es geht dem Verehrer der Musen wie dem Verliebten. Beide verlangen von der Welt nichts als eine Hütte, worin man sie mit dem Gegenstande ihrer Wünsche wohnen lasse. Beide segnen den Freund, der ihnen zu ihrer Hütte den sichersten Ort anweist. Mit einer feurigern Liebe zum Schönen erwachte zugleich manche Fähigkeit meines Geistes, die bis dahin im Schlummer lag, und ich mußte die Stimme dessen werth halten, der sie hervorrief."

„Am Ende meines letzten akademischen Jahres vertheidigte ich, auf Klotz's Anrathen und unter seinem Vorsitz eine Schrift über Tasso. Mein Freund war damals wegen vieler wichtigen Ausgaben in Verlegenheit. Dennoch wollte er das für seine Bemühungen ihm zukommende Geld nicht annehmen. Er schrieb mir, indem er es zurückschickte: „„Was machen Sie? Ihr Geld will ich nicht, sondern Ihr Andenken und Ihre Freundschaft."" So uneigennützig hat er sein ganzes Leben hindurch sich gegen mich und seine übrigen Freunde bezeigt. Klotz heirathete in eine Familie, welche mich vertraulich als ihren Verwandten unter sich aufgenommen, jedes Vergnügen mit mir getheilt, für meine kleinsten Schicksale Sorge getragen und meinen Aufenthalt zu Göttingen durch unzählige Gefälligkeiten verschönert hatte. Der erste Gedanke bei seinem Rufe nach Halle war, mich zu seinem Gefährten zu bekommen. Es gelang ihm, diesen Gedanken auszuführen. Ich erhielt eine dortige Professorstelle. Wir sahen uns wieder und liebten uns wie zuvor. Das erste Jahr, welches ich mit Klotz in Halle zubrachte, war ohne Zweifel das glänzendste für seinen Ruhm. Von der Dummheit gefürchtet, von großen Männern geliebt, im freundschaftlichen Briefwechsel mit Abbt, Heyne, Kästner, Hagedorn, Weiße und den meisten unsrer besten Köpfe, was brauchte Klotz mehr, um einen jungen Freund auf seine Zärtlichkeit und auf seinen Beifall stolz zu machen? Ich war es und freute mich deswegen, als Klotz mich zum Mitarbeiter an seinen monatlichen Schriften [8]) ernannte. Überhaupt ist es in einem gewissen Alter schmeichelhaft, wenn man den Richterstuhl der Kritik besteigen und über Groß und Klein vor den Ohren des Publicums ein Urtheil sprechen darf. Ich überließ mich dabei dem ehrlichen Bewußtsein guter Absichten. Von meiner zartesten Kindheit an hatte ich in der Stille den Wunsch genährt, einige Lieder singen zu können, welche verdienten, daß sie meine Zeitgenossen und vielleicht ihre Söhne mir nachsängen Als ich nach Halle kam, sah ich immer mehr und mehr eine so süße Hoffnung verschwinden. Klotz munterte mich zu Arbeiten auf, die mir den Weg zu bessern Stellen auf der Universität bahnten, und sprach von meinen Gedichten so kaltsinnig, daß ich forthin auf den Lorbeer der Musen keinen Anspruch machte. Dennoch war mein Geist von den Regeln und noch mehr von Mustern des Schönen angefüllt, welche ich mit unermüdetem Fleiße studirt hatte. Was war natürlicher, indem ich mich selbst nach ihnen zu bilden aufhörte, als daß ich ein Vergnügen daran fand, die Werke Anderer ihnen gemäß zu beurtheilen, und auf diese Weise den Spuren des Schönen nachzugehen? Ich that solches mit desto größerer Begierde, weil meine täglichen Unterredungen mit Herrn Klotz ein helleres Licht über meine Bahn ausbreiteten und mir die hohe Einfalt der Alten in einem nie gesehenen Glanze darstellten."

Von diesen Mustern begeistert, hatte J. sein akademisches Lehramt in Halle mit Vorlesungen über Virgil's Eklogen begonnen. Als aber sein Anfangs sehr gefüllter Hörsaal in kurzer Zeit immer leerer ward, hörte er, leicht verletzbar, auf zu lesen. Mehr Beifall fanden im nächsten Semester seine wieder angefangenen Collegien über neuere ausländische Dichter, besonders über Tasso und dessen befreites Jerusalem. Unter solchen Beschäftigungen stand er fast auf dem Punkte, den teutschen Mu-

7) Über das von dem Hrn. Professor Hausen entworfene Leben des Hrn. Geheimeraths Klotz (Halberstadt 1772). Vergl. Schirach's Magazin der teutschen Kritik. 1. Bd. 2. Th. S. 223.

8) An der teutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften; s. unter andern 2. Bd. 7. St. S. 508 fg. Außerdem befinden sich Recensionen und andere kritisch-literarische Aufsätze von Jacobi im Teutschen Merkur 1775. Sept. S. 257 fg., im Teutschen Museum 1779. Jan. S. 1 fg. 1781. März. S. 222 fg. April. S. 356 fg., im Neuen teutschen Museum 1790. 7. St. S. 687 fg., in Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1800. S. 279 fg., in dessen Erholungen, im Gothaischen Taschenkalender, im Almanach der teutschen Musen, in Schmidt's Anthologie der Teutschen u. a. Journalen.

sen ganz abhold zu werden. Erhalten ward er denselben durch die Bekanntschaft mit Gleim, den er im Spätsommer 1766 zu Lauchstädt kennen lernte, wo damals außer Klotz, auch Wieland, Sophie la Roche u. A. einen geistreichen Kreis bildeten. Zwischen Gleim und J. bildete sich seitdem ein wechselseitiges Freundschaftsverhältniß, das für den Letztern um so inniger ward, da seine nur mühsam unterdrückte Neigung für Poesie in Gleim einen Mann fand, der ihr kräftig das Wort redete. So war J. den teutschen Musen wieder gewonnen worden, indessen Klotz, in manche literarische Fehden verwickelt, J.'s Unthätigkeit als Mitarbeiter an seinen kritischen Instituten beklagte und den veränderten Gang seiner Beschäftigungen laut misbilligte [9]). Noch in spätern Jahren pries jedoch J. die Fügung des Schicksals, die ihn zur Dichtkunst wieder zurückgeführt und dem literarischen Tummelplatze entzogen hatte, auf dem er sich, durch Klotz angeregt, mit mehr Wohlwollen umhergetrieben, als seinem liberalen friedlichen Charakter eigen war [10]).

Begeistert schilderte Jacobi selbst in spätern Jahren jene Periode, über welche die Briefe zwischen ihm und Gleim [11]) nähere Auskunft geben, mit den Worten: „O der seligen Tage in Lauchstädt, wo Gleim jeden Morgen mit einem neuen Liede mich weckte, während die Sonne alles um mich her vergoldete, herrlicher als je. Das Zimmer wurde mir zum Tempel, ich fühlte die Nähe des Gottes, war meiner Weihe gewiß. Um mich noch fester an sich und an die Musen zu binden, wünschte Gleim einen Besuch von mir in Halberstadt. Ich machte mich auf den Weg, langte ziemlich spät in der Nacht in Ascherslèben an, und indem ich der Thorwache den verlangten Bescheid gab, trat ein Unbekannter an meinen Wagen. „„Ich habe den Auftrag, Sie in Empfang zu nehmen,““ sagte er im Tone eines Polizeidieners, der einen verdächtigen Fremden in Verhaft nimmt. Das aber war er nicht. Es war Gleim's Bedienter, welcher mich in einen Gasthof brachte, wo ich ein Nachtessen und alles Übrige zu meiner Aufnahme in Bereitschaft fand. Früh Morgens erwachte ich unter einer angenehmen Symphonie von blasenden Instrumenten, die sich vor meinem Zimmer hören ließ. Als ich im ersten Erstaunen mich aufrichtete und umhersah, öffnete sich die Thür und Gleim stürzte in meine Arme. Seit jenem Morgen sind nun mehr als dreißig Jahre verflossen; dennoch schlägt bei dessen Erinnerung mein Herz ebenso warm, wie damals."

So liebevolle Gesinnungen verdiente wol der Freund, der längst schon nach einer Gelegenheit spähte, seinen J. nach Halberstadt zu ziehen, um so mehr, da die außerordentliche Professur, die er in Halle bekleidete, wenig Aussichten zu einem sichern Einkommen eröffnete. Ohne eine jährliche Unterstützung von 300 Thlrn., die er seinen Ältern verdankte, würde J. ohnedies dort kaum die Mittel zu seiner Subsistenz gefunden haben. Als nun in dem Collegiatstifte des heiligen Bonifacius und Mauritius zu Halberstadt eine Stelle erledigt worden war, wurde die damit verbundene Pfründe, durch Gleim's Vermittlung, seinem J. zu Theil. Schon im Laufe des J. 176[illegible] konnte Gleim dem Freunde schreiben: „Zu Ihrem Oberprocurator, den jeder Canonicandus haben muß, habe ich den Herrn Regierungsrath Lichtwehr erwählt; dieser ist künftig Ihr Bruder am Morizstifte; ein Äsopus und ein Gresset an einem teutschen Stifte! Welch einen Flor der schönen Wissenschaften in unserer Teutonia beweist das! Wie berühmt soll einst unser Halberstadt sein! Ein großer Schritt zu einer im Kopfe habenden Vorbereitungsakademie [12]) geschah durch die Eroberung meines J. Könnten wir nur erst gemeinschaftlich an den übrigen arbeiten" u. s. w. [13]).

Unterstützt durch die geistliche Pfründe, die ihm einen Jahrgehalt von 400 Rthlrn. abwarf, lebte J. seit dem J. 1769, in welchem er seine Professur in Halle niedergelegt, zu Halberstadt, mit wenigen Berufsgeschäften, den Musen und der Freundschaft. Gemeinschaftliche Liebe zur Dichtkunst schlang ein festes Band um Gleim und J., das nicht locker ward durch manche gesellschaftliche Misgriffe, die sich der Letztere zu Schulden kommen ließ. Zog er manchen Spott auf sich, besonders wenn er wie ein Schmetterling umherflatterte um die Schönen Halberstadts, so blieb er dem ältern Freunde doch immer werth durch die reine Unschuld seines Lebens und durch sein Dichtertalent, das von Gleim noch besonders deshalb geschätzt ward, weil es nie das Sittlichkeitsgefühl verletzte. Auch behielt die Freundschaft zwischen beiden dadurch einen gewissen Reiz der Neuheit, daß J. einen großen Theil des Jahres, wenn seine Geschäfte im Stifte es erlaubten, bei seinen Verwandten zu Celle und Hanover oder in seiner Vaterstadt Düsseldorf zubrachte. Erheiternd für beide wirkte die Nähe mehrer Dichter und talentvoller Köpfe, welche Halberstadt damals in sich vereinigte. Zu ihnen gehörten besonders Michaelis, Sangerhausen, Benzler und Klamer Schmidt. Der Letztere knüpfte vor allen einen innigen Freundschaftsbund mit J. Von Gleim erhielt dieser einen neuen Beweis seines Vertrauens in dem Auftrage, die Gedichte des ältern Freundes zu sammeln und in zwölf Bänden herauszugeben [14]).

Psychologisch merkwürdig war es, daß in J., mitten unter seinen poetischen Arbeiten, die nicht blos in Teutschland, sondern auch im Auslande, vorzüglich in Frankreich, großen Beifall fanden [15]), sich die in früher Jugend er-

9) Vergl. die vorhin angeführte Schrift über das Leben des Geh.-Raths Klotz, S. 48 fg. 10) Vergl. Briefe teutscher Gelehrten an den Hrn. Geh.-Rath Klotz, herausgegeben von J. J. A. v. Hagen. 1. Th. S. 165 fg. Ebend. S. 101 fg. findet man auch manche Notizen über das Verhältniß zwischen Klotz und Gleim. 11) Briefe von den Hrn. Gleim und Jacobi (Berlin 1768); späterhin in der von W. Körte besorgten Ausgabe von Gleim's Werken wieder abgedruckt. Vgl. Klotz, Teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 2. Bd. 5. St. S. 1 fg. Allgem. teutsche Bibliothek. 10. Bd. 1. St. S. 189 fg.

12) Späterhin dachte sich Gleim unter dieser Akademie eine Humanitätsschule; s. sein Leben von W. Körte (Halberst. 1811) S. 155. 13) s. a. a. O. S. 155. 14) Diese Ausgabe kam nicht zu Stande. Erst nach Gleim's Tode sammelte W. Körte seine Werke, von denen mehre Nachdrücke erschienen waren (zu Halberstadt 1811 in 7 Bändchen).

15) In der Vorrede zu einer französischen Ährenlese aus Ja-

wachte Neigung zum Predigen wieder regte. Mehrmals betrat er von Halberstadt aus in Quedlinburg, von Düsseldorf aus in der umliegenden Gegend die Kanzel mit vielem Beifalle, wie dies aus einem Briefe des Oberhofpredigers Boysen in Quedlinburg hervorgeht. Dieser schrieb den 6. März 1771 an Gleim: „Ihr mit empfehlenden Kanzelgaben ausgerüsteter J. hat hier bei seinen vornehmen und gelehrten Zuhörern das Lob eines schöndenkenden Redners und bei der Menge, die sich um den Lehrstuhl drängte, das noch größere Lob eines evangelischen Predigers erhalten" [16]). Auch in J.'s Briefen erkennt man leicht die reine Moral wieder, die er auf der Kanzel predigte. „Wir wollen," schrieb er den 1. Oct. 1771 an Gleim, „alle guten Thaten, die wir wissen, uns erzählen, und der menschlichen Natur, welche an sich selbst so verdorben nicht ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie sollen mich hören, mich, der ich bis ans Ende meines Lebens ein Vertheidiger der Familie Adam's bleiben werde, weil ich so manchem guten Geschöpfe manchen Druck der Hand, manches Lächeln, manche Thräne mit tausend seligen Augenblicken schuldig bin."

Mit der moralischen Gesinnung, die aus diesen Zeilen spricht, hing die eigenthümliche sinnige Lebensweisheit zusammen, die unter J. und seinen Freunden herrschte und die sich unter andern in der höhern Bedeutung kund gab, welche sie auf die sogenannten Lorenzodosen legten. Die Geschichte und den Zweck dieser hörnernen Schnupftabaksdosen, auf deren Deckel auswendig mit goldenen Buchstaben der Name: „Pater Lorenzo," und inwendig: „Yorik" stand, bildet den Inhalt eines Briefes von J. an Gleim [17]), und verdient als höchst charakteristisch für Beider Sinnesart eine ausführliche Erwähnung. Die Idee zu diesen von J. erfundenen Dosen gab eine rührende Erzählung in dem bekannten, von dem Engländer Sterne verfaßten Werke: Yorik's **sentimental Journey** [18]). In jener Erzählung wird berichtet, daß Yorik zu Calais von einem alten Franziskaner um eine Gabe für sein Kloster angesprochen, denselben mit einer Strafpredigt über Mönchthum und Klosterunfug abgewiesen, bald nachher aber seine Härte bereut, dem Greise seine reiche Schildpattdose als eine Versöhnungsgabe geboten und dagegen dessen einfache werthlose Horndose in Empfang genommen habe. Seitdem, heißt es ferner in jener Erzählung, führte Yorik (Sterne) dieses Dosengeschenk wie ein Heiligthum mit sich, gleichsam als Mahnung zur Sanftmuth, Mildthätigkeit und zum Besserwerden; und als er auf der Rückreise durch Calais den alten Mönch nicht wiederfand, suchte er dessen Grab auf, befreite es von den darauf hervorgesproßten Nesseln, und die Dose hervorziehend, weihte er dem Dahingeschiedenen eine wehmüthige Thräne.

„Wir sahen einander stillschweigend an," schrieb J. aus Düsseldorf, wo er mit seinem Bruder jene Erzählung gelesen, den 4. April 1769 an Gleim, „ein Jeder freute sich in den Augen des Andern Thränen zu finden; wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo und des gutherzigen Engländers. Unser Herz sagte uns, Yorik hätte, wenn wir ihm bekannt gewesen, uns geliebt, und der Franziskaner, glaubten wir, verdiene mehr als alle Heiligen der Legende, kanonisirt zu werden. Sanftmuth, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler der Menschen, diese ersten Tugenden lehrte er seinen Schüler; wie viel besser sind sie, als der fromme Stolz der meisten gestifteten Orden! Wie süß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch und an den, der so willig von ihm lernte! Viel zu süß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden. Wir alle kauften uns eine Schnupftabaksdose von Horn, worauf wir mit goldenen Buchstaben die Schrift setzen ließen, welche auf der Ihrigen steht [19]); wir alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehen. Wäre einer so unglücklich, daß dieses nicht gleich den verlangten Eindruck auf ihn macht, so muß er zur Strafe die hörnerne Dose mit einer andern verwechseln, bis er sie durch eine besonders gutherzige oder sanftmüthige That sich wieder erwirbt. Unsere Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttische eine solche Dose stehen haben; denn ihnen gehören in einem höhern Grade die sanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihren Tönen, aus ihren Urtheilen schöpfen sollen. Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Cirkel genommen zu haben; wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin gleichstellten. An einige schickten wir das Geschenk, das Sie, lieber Gleim, bekamen, als ein uns heiliges Ordenszeichen; andern soll dieser gedruckte Brief unsere Gedanken mittheilen. Viele Leser werden gar nichts dabei fühlen; andere nicht Muth genug haben, sich in eine Verpflichtung zum Kampfe über sich selbst einzulassen; andere wol gar klein genug sein, sich an den Wohlstand zu kehren, der ihnen durch eine Dose von Horn beleidigt scheint. Die ersten bedauern wir, von

---

cobi's Werken, welche van Goens veranstaltete (Traductions de diverses oeuvres composés en Allemand en Vers et en Prose par Mr. *Jacobi*, Chanoine d'Halberstadt [Paris 1771]) findet sich folgende Stelle: „Einsichtsvolle Kunstrichter in Teutschland bewundern mit Recht Jacobi's lebhafte, fruchtbare und heitere Einbildungskraft, besonders aber jene Zartheit und Tiefe des Gefühls, die ihn mit allen Wesen, die ihn umgeben, in die innigste Verbindung setzt. In der Verkettung seiner Ideen herrscht die höchste Ordnung und Bestimmtheit; seine Schreibart ist deutlich und leicht, und kaum kann etwas mit der Harmonie seiner Verse verglichen werden. Er hat mehre Stücke voll edlen Scherzes geliefert; denn auch mitten unter dem Lachen verliert er nie jene rührende Sittlichkeit. Verweilt er bei ernsthaften Gegenständen, so verbreitet er dennoch Heiterkeit, und die Thräne, welche er zuweilen hervorruft, ist immer von süßem Nachgefühle begleitet.

16) s. Briefe von Hrn. Boysen an Hrn. Gleim, S. 254. 17) s. Jacobi's Werke (Halberst. 1770). 1. Th. S. 31 fg. 18) Yorik's Empfindsame Reise (Hamburg u. Bremen 1770). 1. Bd. S. 7—53.

19) Yorik's Namen.

den zweiten hoffen wir einige Besserung und die dritten leben nicht für uns." An diese Ideen knüpfte J. noch die Versicherung, an fremden Orten jeden Unbekannten, der ihm die Dose von Horn mit der Inschrift darböte, sofort als einen Bruder umarmen zu wollen, wie es Sitte sei.

Ungeachtet des schwärmerischen Anstrichs, den dieser Plan J.'s hatte, ließ sich doch darin ein edler, menschenfreundlicher Sinn durchaus nicht verkennen, der gleichwol durch fremdartige Beimischungen bald verloren ging. Der Dichter Zachariä hatte nicht Unrecht, wenn er, als die Führung der Lorenzodosen auch Unwürdigen zu Theil ward und dieselben einen Gegenstand für kaufmännische Speculation abgaben[20]), sie mit dem Namen eines „Hausgeräths bei Weisen und bei Thoren" bezeichnete. J. jedoch, diesen Vorwurf wenig achtend, gefiel sich eine geraume Zeit in diesen harmlosen Beschäftigungen, die ihm eine Art von Trost zu bieten schienen bei manchen Unannehmlichkeiten im bürgerlichen Leben. Eine der bedeutendsten war sein häufiger Geldmangel. Fast jährliche Reisen nach Celle, Hanover, Göttingen und Düsseldorf erschöpften seine Casse um so mehr, da er nichts weniger als wirthschaftlich war, und wenn er eben Geld hatte, dasselbe, unbekümmert um den folgenden Tag, jeder Laune opferte. Ohne Gleim's bereitwillige Aushilfe würde sich J. oft kaum haben retten können aus drängenden Verlegenheiten. Dies aber bestärkte ihn in seiner Neigung, dem Genusse des Moments zu leben und keinen Blick in die Zukunft zu thun. Mit treffender Wahrheit hat sich J. selbst geschildert, wenn er in seiner Sommerreise[21]) sagt: „So lange ich mich kenne, bin ich wegen meiner Schicksale sehr unbekümmert gewesen. Der Himmel wußte dieses wol, deswegen gab er mir Freunde, die jede Sorge über sich nahmen, von einem Orte zum andern mich riefen, und mich endlich, ich weiß selbst nicht wie, zum Geistlichen des heiligen Bonifacius machten."

Doch misglückten die Bemühungen seiner Freunde, besonders Gleim's, ihm ein vermehrtes Einkommen zu verschaffen, dessen er um so mehr bedurfte, da sich in ihm, der für glückliche Häuslichkeit so vielen Sinn hatte, manche Heirathsplane regten. Der königl. preuß. Staatsminister von Zedlitz in Berlin, mit Gleim genau befreundet, war nicht zu bewegen, auf dessen Bitte dem liebelustigen J. die damals erledigte Professur der Philologie zu Halle, mit einem Jahrgehalte von 500 Rthlrn., zu übertragen, weil er dem Empfohlenen keine gründlichen Kenntnisse zutraute. Auch die Aussichten, an Zachariä's Stelle Professor an dem Collegio Carolino in Braunschweig zu werden, verschwanden im J. 1776. So hatte J., dem ein genügendes sicheres Einkommen fehlte, die Idee aufgeben müssen, sich mit einem jungen und schönen Frauenzimmer in Celle zu vermählen. Wie Freude und Trauer, Sorge und Hoffnung in ihm wechselten, schildern mehre Stellen in seinen damaligen Briefen an Gleim.

„Vorigen Sonnabend," schrieb er aus Hanover im April 1778, „bin ich hier angekommen. Wie verschieden war meine Reise von der ehemaligen, wo ich zu meinem Mädchen eilte! Dieses Mal hatten die Bäume Knospen, wie sonst, und die Lerchen sangen ebenso; aber das Singen über dem ersten Grün war nicht, wie sonst, fröhliche Botschaft der Liebe. Und hier, wo dreimal im Frühlinge mich die Nachbarschaft des Mädchens beseligte, hier kommt nicht mehr über die Heide das Weben der Liebe zu mir."

Während er so über sein Schicksal klagte, hatte er die Freude, seinen schriftstellerischen Ruhm immer mehr verbreitet zu sehen. Einen bedeutenden Einfluß auf die ästhetische Bildung der Teutschen hatte die Quartalschrift für Frauenzimmer gehabt, welche J. unter dem Titel „Iris"[22]) mit mehren Freunden[23]) seit dem J. 1774 herausgegeben hatte. Er schloß sie mit dem achten Bande im J. 1776, hierzu veranlaßt durch manche Unannehmlichkeiten der Redaction und durch die Unzufriedenheit mit dem spätern Verleger[24]). Seitdem ward J. ein fleißiger Mitarbeiter an Wieland's „teutschem Merkur"[25]), und trat mit diesem Dichter in einen ununterbrochenen Briefwechsel, von welchem Wieland's ausgewählte Briefe[26]) mehrfache Zeugnisse ablegen. Mit solchen Beschäftigungen

20) Sie wurden besonders in Hamburg und Frankfurt am Main, bald nachher auch in Dänemark und Livland, in großer Zahl und in verschiedenen Formen verfertigt. Ein Graf von Solms ließ, mit Jacobi's Namen bezeichnet, ähnliche Dosen von Blech verfertigen, die, weitverbreitet, den ursprünglichen Verbündeten so lästig wurden, daß sie ihr Verbindungszeichen bei Seite setzen mußten. Noch weiter ging der im J. 1792 gestorbene Geh.-Rath Joh. Chr. Hofmann, der jene Idee (1769) zur Stiftung eines Ordens der Sanftmuth und Versöhnung benutzte, zu dessen Regeln die jährliche Austheilung von Gaben an die Franziskaner am Laurentiustage gehörte. So verschwisterte sich die Dosenverbrüderung, als sie sich nach mancherlei Modificationen selbst in Italien und Sicilien verbreitete, allmälig mit theosophischen Schwärmereien, bis endlich Jacobi im J. 1792 sich veranlaßt fand, durch seinen Freund, Hrn v. Zink, sich von aller Theilnahme an den Lorenzodosen loszusagen. Vgl. Jacobi's Werke (Zürich 1807). 1. Bd. S. 106 fg. Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1792. 2. Bd. S. 41 fg. 1793. 2. Bd. S. 420 fg. 21) s. Jacobi's Werke (Halberstadt 1770). 2. Th. S. 100.

22) Düsseldorf 1774—1775. 4 Bde. 5—8. Bd. Berlin 1776. Von Jacobi selbst befinden sich in jenem Journal, außer mehren Gedichten, unter andern folgende prosaische Aufsätze: Von der poetischen Wahrheit (1. Bd. 1. St. S. 1 fg.). Götterlehre (1. Bd. 1. St. S. 22 fg.). Über die Elegie (1. Bd. 2. St. S. 53 fg.). Von der figürlichen Schreibart (2. Bd. 1. St. S. 5 fg.). Vom Briefschreiben (3. Bd. 3. St. S. 192 fg.). Über die Empfindung (4. Bd. 1. St. S. 5 fg.). Die zehn Jungfrauen (4. Bd. 1. St. S. 46 fg.) Vom Erhabenen (4. Bd. 2. St. S. 106 fg.). Von der Reinlichkeit (4. Bd. 2. St. S. 133 fg.). Vom Tanzen (4. Bd. 3. St. S. 237 fg.). Über das Schäfergedicht (5. Bd. 2. St. S. 112 fg.). Vom Singen (5. Bd. 2. St. S. 158 fg.). Ferualda, eine Anekdote, aus dem Spanischen (6. Bd. 1. St. S. 283 fg.). Über die Ordnung (6. Bd. 2. St. S. 327 fg.). Über das Lied, dessen Ursprung und Gattungen (6. Bd. 3. St. S. 441 fg. 7. Bd. 3. St. S. 668 fg. 8. Bd. 1. St. S. 799 fg.). Geschichte der Königin von Golconda, aus dem Französischen (7. Bd. 2. St. S. 581 fg.). Über Kritiker oder Kunstrichter (8. Bd. S. 831 fg.). 23) Heinse, Gleim, Göthe, Klamer Schmidt, Lenz, Schlosser, Carolina Rudolphi, Sophie la Roche u. A. m. 24) Dem Buchhändler Spener in Berlin. 25) Dort machte Jacobi unter Andern den späterhin in seinen Werken gedruckten kleinen Roman „Charmides und Theone" zuerst bekannt; s. den Teutschen Merkur 1773. Januar. S. 72—82. Februar. S. 122—144. März. 203—222. April S. 3—20. 26) Zürich 1815. 4 Bde.

wechselten, wie früher, Lustreisen nach Berlin, Gotha, Braunschweig, Frankfurt, Celle, Hanover, Göttingen u. s. w. Auch verweilte er oft zu Düsseldorf bei seinen Verwandten. Manche erfreuliche Bekanntschaften und Verbindungen wurden auf jenen Ausflügen angeknüpft. „So wandelte er," wie sich ein geistreicher Schriftsteller über J. ausdrückt, „im Genusse der Freundschaft durch ein freies Leben, gehüllt in seine Ideenwelt, immer thätig in seinem Geiste, belehrend und vergnügend durch die Gesänge, die ihm seine Muse eingab und die ihm das Wohlwollen seiner Zeitgenossen erwarb."

Unter diesen zollte ihm keiner eine innigere Neigung als Gleim. Um so schmerzlicher war es daher für ihn, sich von J. verlassen zu sehen, als derselbe im J. 1774 nach Düsseldorf gegangen war, wo der Druck der Iris damals begann und mehre Jahre fortgesetzt wurde. Mit den achtziger Jahren verringerte sich die Zeit, welche J. in Halberstadt zubrachte, immer mehr. Manche traurige Ereignisse fesselten ihn in seiner Heimath. Dort erlebte er den Tod einer geliebten Schwester und eines Neffen zu einer Zeit, wo Kränklichkeit und besonders ein hartnäckiges Augenübel ihm selbst den gewohnten Frohsinn rauben. Schon durch einen Blick auf seine pecuniairen Verhältnisse hätte seine Heiterkeit verscheucht werden müssen. „Sie erinnern sich," schrieb er im März 1782 an Gleim, „was ich vor einigen Jahren von dem Zustande meiner Finanzen Ihnen vertraute. Damals wurde ich aus meinem Labyrinth nicht herausgerissen, so mußte ich nothwendig tiefer hineingerathen. Jetzt, wenn ich ein ehrlicher Mann sein will, bleibt mir nichts übrig, als bis dahin, daß ich irgendwo eine Stelle bekomme, die mir Zulage zu meinen Stiftseinkünften verschafft, bei den Meinigen zu wohnen[27]). Schade, daß ich die Kunst Geld zu machen, von allen Künsten am wenigsten verstehe."

Während J. die äußern Unannehmlichkeiten, die ihn trafen, durch ernste Studien, besonders durch die Lectüre der Bibel, der Kirchenväter und des Platon zu beschwichtigen suchte, gelang es den Bemühungen seiner Freunde, ihm eine mit einem sichern Gehalte verbundene Stelle zu verschaffen. Eine solche fand er mit einem Jahrgehalte von 1000 Fl., durch van Swieten in Wien empfohlen, als Professor der Philologie und Beredsamkeit zu Freiburg im Breisgau. J. lehnte es ab, als Gleim, der ihn dem preußischen Staate zu erhalten wünschte, sich nochmals an Zedlitz wenden und dem Freunde eine Professur in Halle auswirken wollte. Nichts beschäftigte J. damals (im Sommer 1784) angelegentlicher, als der Verkauf seiner halberstädter Stiftsstelle „Lange schon," schrieb er an Gleim, „entsagten meine ältern Geschwister und ich, zum Vortheil der jüngern, allem Anspruche auf unser durch viele Unglücksfälle geschmälertes väterliches Vermögen; so ist diese Präbende mein einziges Capital, mein ganzes Erbtheil." Es gelang ihm jenen Verkauf zu realisiren, und er zog im December 1784 nach Freiburg, indessen Gleim trauerte, den liebsten Freund verloren zu haben.

27) Jacobi konnte dies um so eher, da er durch königl. Rescripte von den statutenmäßigen Chorgängen befreit worden war.

In mehrfacher Hinsicht erfreulich und angenehm waren die Verhältnisse, unter welchen J. zu Freiburg lebte. Er hatte dort eine liebevolle Aufnahme und unter seinen Collegen viel geistige Regsamkeit gefunden. Die romantische Gegend, die Stadt selbst mit ihren Kanälen, mit klarem Bergwasser, dem regen Gewühle auf den Straßen und dem lebhaften Verkehre mit Frankreich und der Schweiz, bot manchen Genuß, der noch für J. erhöht ward durch die ungestörte Verbindung mit den Seinigen zu Düsseldorf und Frankfurt. Gelegenheit, diese Verbindung zu unterhalten, bot ihm sein naher Verwandter, Johann Georg Schlosser, der als badischer Regierungsrath und Oberamtmann in dem benachbarten Emmendingen wohnte. Wie sich J. in seinem Amtsberufe und in dem Verhältnisse zu den vorgesetzten Behörden der Universität, deren Curator van Swieten war, seitdem auf eine seinen Wünschen entsprechende Weise bewegte, schildert sein vieljähriger Freund J. A. von Ittner in der mehrfach angeführten Biographie mit den Worten: „In einem kurzen Raume erwarb sich J. auf der hohen Schule durch seine Lehre in den schönen Wissenschaften und durch das neu belebte Studium der alten Classiker bleibende Verdienste. Außer den theoretischen Vorträgen hatte er ein besonderes praktisches Collegium, in welchem die Talente vieler fähigen Jünglinge aus allen Facultäten in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Richtigkeit des Gefühles für das Schöne und Wahre entfaltet und ausgebildet wurden. Da zeigte sich bald ein löblicher Wetteifer des Geistes unter den Studirenden, der reichhaltige Früchte zum schönsten Gedeihen entwickelte. Es war unverkennbar, daß J. auf die Gesammtheit der akademischen Zuhörer nicht allein wissenschaftlich vortheilhaft, sondern auch zur Verschönerung ihrer Lebensweise und ihrer Sitten mit Glück gewirkt habe. Da, wo er das menschliche Herz ansprach mit seiner milden wohlwollenden Beredsamkeit, da sprach sich jene Horazische „Mitis sapientia Laelii" aus, und nie schied er von seinem Lehrstuhle, ohne den vortheilhaftesten Eindruck auf die Gemüther gemacht zu haben. Seine Vorträge wurden nicht allein von Studirenden, sondern auch von Zuhörern aller Stände, ohne Unterschied des Ranges, ja auch von Frauenzimmern besucht. Besonders geschah dies in den ersten Jahren seines Lehramtes. So geräumig auch der akademische Hörsaal war, so genügte er doch kaum für die Menge, die sich herzudrängte. Die zahlreichen jungen Theologen, aus denen damals das vom Kaiser Joseph zur Veredlung des geistlichen Standes gestiftete Generalseminar bestand, rückten, so sehr sie auch mit andern Arbeiten beschäftigt waren, meistens in Vollzahl aus, um seinen ästhetischen Vorlesungen beizuwohnen und um sich jene gefällige Darstellung zu erwerben, die sie für das Gedeihen ihrer Berufsvorträge in der Ausbildung mit Recht für nöthig erachteten."

Während er so mit Treue für seinen Beruf wirkte und sich seinen Mitbürgern mit Innigkeit anschloß, suchte er zugleich, bei seiner entschiedenen Abneigung gegen Parteisucht und Polemik, manche Vorurtheile zu beschwichtigen, die sich ihm besonders dadurch entgegen-

stellten, daß er sich endlich zu einem Glauben bekannte, der unter den meisten Bewohnern Freiburgs als Ketzerei galt. Eigentliche Störungen scheinen ihm jedoch aus jenem Religionsverhältnisse nicht erwachsen zu sein. Wenigstens findet sich keine Spur davon in den vertrauten schriftlichen und mündlichen Mittheilungen an seine Freunde und Verwandten. Vielmehr rühmt J. in mehren Briefen die echt christliche Sinnesart, die er unter den Bewohnern Freiburgs gefunden und die ihm verstattet habe, für wahre Geistes- und Herzensbildung zu wirken. Es ist dabei psychologisch merkwürdig, wie J., der mehr in der Ideenwelt, als in der wirklichen lebte und sich wenig um den praktischen Geschäftsgang und die Angelegenheiten des täglichen Lebens zu kümmern schien, blos durch sein redliches Gemüth und die Klarheit seiner sittlichen Anschauungen zu einem sehr richtigen und treffenden Urtheile geführt ward in Fällen, wo es das Beste der Universität und das Gesammtwohl des Landes galt. Mehrfache Beweise, wie vielseitig ihn die Natur mit ihren Gaben ausgestattet, gab er in seiner Stellung als Rector der Universität und als Abgeordneter einer katholischen Lehranstalt in der Versammlung der breisgauischen Landstände. Waren ihm oft auch in Geschäften dieser Art vorläufige, mühevolle Informationen nöthig, so wußte er sich doch durch die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten glücklich hindurch zu arbeiten und sich allmälig so hinein zu leben in die anfänglich ihm ungewohnten Verhältnisse, daß er darin zuletzt völlig einheimisch ward und sich unter seinen Schülern mit dem Eintritt in das Mannesalter einen Kreis von vertrauten Freunden bildete.

Einen neuen Reiz erhielt J.'s Leben durch seine Verheirathung mit einem biedern Schweizermädchen, welches bereits längere Zeit seinem Hauswesen vorgestanden hatte. Er war bereits 52 Jahre alt, als er, längst im Besitz eines sichern Auskommens, aber ernster und bedachter geworden, als vormals, jenes Bündniß einging. Seine Wahl schien ein damaliges Schreiben, welches sein Verwandter Schlosser von Emmendingen aus an die Jacobi'sche Familie in Düsseldorf sandte, vollkommen zu rechtfertigen. „Marie," heißt es darin, „hat schon mehre Jahre die Wirthschaft unsers Professors verwaltet. Sie ist jetzt 27 Jahre alt und hat eine sehr gute Bildung. Ihr heller Geist, ihr reiner Sinn, ihre schöne reiche Phantasie, ließen unsern Dichter bald eine angenehme Gesellschafterin in ihr finden. Ihr sittsames Betragen, ihr guter Anstand machten, daß alle Freunde des Professors sie gern bei ihm fanden und sie gern in allen Gesellschaften sahen, die er besuchte. Je glücklicher sie sich in dieser Lage befand, je mehr ihre Fähigkeiten sich entwickelten, desto emsiger ward sie, alle ihre Pflichten auf das Heiligste zu erfüllen. Sie entzog sich keiner Arbeit und suchte durch kluge Einrichtung und Sparsamkeit seine Finanzen möglichst zu verbessern. Schon lange hatte sie keinen Jahrgehalt mehr genommen und wollte durchaus nur das, was sie bedurfte, von ihm erbitten. Dies geschah aber so selten, und sie behalf sich so genau, daß er gleichsam mit Gewalt ihr dabei zuvorkommen mußte. So ward dies Band zwischen beiden immer enger. J.'s Rechtschaffenheit und Dankgefühl sprach zu laut, als daß er den Einwendungen, die gegen den Vorschlag der Verheirathung etwa gemacht werden konnten, hätte Gehör geben sollen. Schon oft hatten wir uns von Marien, dieser wahren Wundererscheinung aus dem Hirtenstande, unterhalten, und bei so manchem Zuge ihres durchaus edeln Charakters verweilt. Wir alle billigten also nicht nur J.'s Entschluß, sie zu seiner Gattin zu wählen, sondern wir würden das Gegentheil haben tadeln müssen."

Was ihm Pfeffel, mit dem er in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, vorher verkündigt [28]), ging buchstäblich in Erfüllung. Eine reiche Quelle der schönsten Lebensfreuden ward für J. das mit seiner Marie geknüpfte Band, die er unter dem Namen „Naide" in mehren Gedichten verherrlichte. Nur der reinste Abdruck seiner Empfindungen war es, wenn er damals sang:

> — Glücklich, wenn der Morgen uns lacht,
> Und glücklich, in sternenleerer Nacht,
> Auf ödem Weg, in lockenden Gründen,
> Wenn Jugend unsern Muth erhöht,
> Von allen Hügeln Begeistrung weht,
> Und wenn dem Greise die Kräfte schwinden,
> Im Dorfe glücklich und in der Stadt,
> Wer ein geliebtes Mädchen hat [29]).

In seiner Freude über die Geburt eines Sohnes im J. 1793 wandte er sich wieder an Gleim, nachdem der Briefwechsel mit diesem vertrauten Freunde, ohne daß eine Erkaltung zwischen Beiden eingetreten, doch durch J.'s veränderte Lage seit mehren Jahren minder lebhaft als früher geführt worden war. Er schrieb den 20. Dec. des vorhin genannten Jahres nach Halberstadt: „Um nach so langem Stillschweigen alles in Ordnung herzusetzen, müßte ich statt eines Briefes einen ganzen Roman schreiben. Nichts bleibt mir übrig, als daß ich es mache wie der Heldendichter: In medias res auditorem rapit, und ohne Weiteres meinen lieben alten, getreuen Gleim zu Gevattern bitte, zum Pathen meines eigenen, in der Sonntagsstunde mir gebornen Kindes. Ihre Mitpathen sind mein Bruder zu Düsseldorf [30]) und die Geheimeräthin Schlosser. Wie ich zu dem Kindlein oder vielmehr zu dem lieben herzvollen Weibe gekommen bin, das es mir gebracht hat, ersehen Sie aus den Beilagen (deren wesentlicher Inhalt schon in dem Vorhergehenden mitgetheilt wurde). Zur Erklärung muß ich noch beifügen, daß meine Marie von St. Peter auf dem Schwarzwalde gebürtig ist, ihre Kinderjahre in einer Bauernhütte zugebracht und die Ziegen gehütet, nachher sich in die Stadt zu einer edlen Herrschaft begeben hat, um die Kinder zu warten, alsdann meine Haushälterin und endlich meine Gattin geworden ist. Seit dem vorigen Herbste kennen meine Geschwister dies gute Weib persönlich, denn Marie begleitete mich nach Karlsruhe, wo auch die Düsseldorfer

28) s. dessen Gedicht: „das Hirtenmädchen," in dem von Jacobi und seinen Freunden (Herder, Jean Paul, Klopstock, Fr. Stolberg, Pfeffel u. A.) herausgegebenen Taschenbuche „Iris" S. 246 fg. 29) s. den Schluß des Gedichtes: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," in Jacobi's Werken (Zürich 1825.) 4. Bd. S. 387 fg. 30) Friedrich Heinrich Jacobi.

hinkamen, und nun hangen sie an ihr, wie an ihrer leiblichen Schwester. Ach, daß Sie, mein Theuerster, nicht die Gefährtin Ihres J. sehen, nicht sein Kind auf Ihre Arme nehmen und es segnen können! Lassen Sie Beide Ihrer Liebe, jener treuen Liebe, wodurch Sie die Hälfte meines Lebens mir verschönerten, empfohlen sein!" So freundliche Worte verfehlten nicht ihren Eindruck auf Gleim. Das lange Stillschweigen J.'s gütig verzeihend, nahm er die Pathenstelle an und sandte einen schönen Silberpocal, nebst andern Geschenken nach Freiburg.

Die glücklichen Verhältnisse, in denen J. an der Seite einer für seine Pflege rastlos sorgenden Gattin lebte, wurden jedoch bald gestört durch körperliche Beschwerden und Krankheiten, von denen er im höhern Alter heimgesucht ward. Dazu kamen die kriegerischen Unruhen, welche die Umgegend Freiburgs mit Waffengetümmel erfüllten und die Stadt selbst mehre Male der Plünderung aussetzten. Solche feindliche Überfälle trafen Freiburg besonders im Juli 1796, als die Franzosen unter Anführung des Generals Ferino in die Stadt drangen, und im J. 1800, wo J., dessen Haus nebst mehren andern Wohnungen geplündert ward, persönlichen Beleidigungen und einer Verheerung seines ganzen Hauswesens nur durch seine Gewandtheit in der französischen Sprache entging. Bei Vorfällen dieser Art zeigte er mehr Fassung und persönlichen Muth, als seine gewöhnliche Weise erwarten ließ. Indem er den in sein Haus stürmenden Soldaten entschlossen entgegenging, redete er sie dreist in ihrer Sprache an. Sie nahmen ihm seine silbernen Schnallen, die goldene Tabaksdose und Uhr, welche er bei Seite zu bringen vergessen hatte, und foderten ihm, nachdem sie in sein Zimmer gedrungen, neun Louisd'or ab, die er mit eben dem Gleichmuthe hergab, als seine Gattin dem Anführer der Truppen ein Beutelchen mit Silbergeld entgegenhielt und zugleich den Schlüssel zu den Hauskästen einhändigte, welchen letztern sie jedoch zurück erhielt. Höchst charakteristisch ist der Zug, daß J. bei dieser Gelegenheit von seinem eigenen Haarzopfe das Band losmachte und es einem von jenen rauhen Kriegern gab, der als Sauvegarde zurückgeblieben war und sich auf echt französische Weise bitter beklagt hatte, mit seinen Haaren so in Unordnung gerathen zu sein.

Während der Verlust, den J. in den Kriegsunruhen erlitten, großentheils ersetzt ward durch die Freigebigkeit Gleim's, hatte er die Trennung von seinem Freunde Schlosser zu beklagen, als sich derselbe damals veranlaßt fand, seinen bisherigen Aufenthalt zu Emmendingen mit Düsseldorf zu vertauschen. An dem erstgenannten Orte hatte J. oft die Herbstferien verlebt mit geistesverwandten Freunden, zu denen besonders der ehrwürdige Pfeffel gehörte, den schon im 24. Jahre das harte Loos unheilbarer Erblindung getroffen hatte. In Emmendingen pflegte auch J. mit Erlaubniß der kirchlichen Landesbehörden dann und wann die Kanzel zu betreten und die reine christliche Moral zu verkündigen, die in seinem Herzen wohnte und ihm in gleichem Grade Bedürfniß war als die Beschäftigung mit religiösen Gegenständen überhaupt. Auch sein poetisches Talent, das keineswegs schlummerte, wenn er auch, durch seine veränderten Verhältnisse, mit demselben weniger, als in frühern Zeiten öffentlich hervortrat, fand reiche Nahrung in dem vertrauten Umgange mit Pfeffel, und beide Freunde theilten sich ihre neuesten Producte mit. Psychologisch merkwürdig ist der Zug in beider Lebensweise, daß Pfeffel, ungeachtet des Verlustes der Sehkraft, Spaziergänge im Freien und Wallfahrten zu schönen Aussichtspunkten unendlich liebte und sich dort von seinem Führer erzählen ließ, welche Gegenstände sich dem Beschauer von verschiedenen Seiten darboten. J. dagegen, so reizend er Haine und Fluren in seinen Gedichten zu schildern wußte, liebte den Aufenthalt im Zimmer. Schwer entschloß er sich zu Spaziergängen aufs freie Feld und in die offene Natur, ja ihn ergriff beklemmende Ängstlichkeit und Schwindel, wenn sich ihm von einem hohen Standpunkte eine weite Aussicht eröffnete. Daher beschränkte er seine Spaziergänge größtentheils in den Bezirk von Gärten, zwischen Rebengeländer und breitgezogenen Bäumen oder auf enggeschlossene Thäler, wo er verschont blieb von dem für ihn empfindlichen Luftstriche.

Eine solche Reizbarkeit steigerte sich mit seinen vorrückenden Jahren, die ihm außerdem manche trübe Erfahrung brachten. Am schmerzlichsten berührte ihn der Tod seiner vertrautesten Freunde. Schlosser war bereits im J. 1799, bald nach seiner Entfernung von Emmendingen, zu Frankfurt gestorben. Im J. 1803 beschloß auch Gleim seine irdische Laufbahn, der sich durch fast 40jährige Sorgfalt für seinen J. das schöne Recht erworben hatte, von ihm Vater genannt zu werden. In einem Briefe J.'s an Gleim, dem letzten, den er an ihn richtete, vom 1. Nov. 1800 aus Frankfurt datirt, wo J. sich damals aufhielt, um sich von manchen durch Krieg und Unpäßlichkeit verursachten Leiden und Unruhen zu erholen, findet sich der herzliche Wunsch: „Möge der Himmel alle die Freuden um Sie versammeln, die Sie Andern machten, und besonders mir, der ich Sie mit der brüderlichsten Empfindung umarme."

Mit der Erinnerung an Gleim trat die Vergangenheit und Gegenwart oft sehr lebhaft vor J.'s Seele, und es ergriff ihn in solchen Augenblicken eine trübe Stimmung, wie dieselbe aus den nachfolgenden Äußerungen in einem damaligen Briefe an Klamer Schmidt hervorgeht: „O des seligen Andenkens an die Zeit der ersten Erscheinung der Iris, an unser damaliges Beisammensein, an die Wettstreite, wo Jeder sich freute, von dem Andern übertroffen zu werden, an die schönen Cirkel, in denen wir von blühenden Mädchen unsere Lieder singen hörten und uns von Neuem begeisterten; an die Tage und trauten Abende bei Vater Gleim! Ach, mein Theuerster, für mich ist das alles noch mehr verloren, als für Sie. Denn nicht einmal einen Zeugen davon habe ich mehr in der Nähe, mit dem ich das Vergangene zurückrufen könnte. Von den Freunden meiner bessern Jahre blieb mir kein einziger, und der Trost, mit den Abwesenden mich zu besprechen, sogar dieser wird mir selten zu Theil. Ich fühle mein Alter, jedes Geschäft geht nur langsam von statten, nach

der kleinsten Arbeit muß ich ausruhen, und so behalte ich zu den freundschaftlichen Briefen wenig Stunden übrig. Dennoch ist ein Zeichen der Liebe, das aus der Ferne kommt, für mich das Einzige hier, was, außer dem Familienleben, mich zu erheitern vermag."

J.'s Empfindungen bei Gleim's Tode schildert ein Brief an Klamer Schmidt vom 12. März 1803. „Unser ewig geliebter Gleim," heißt es darin, „ist auch heimgegangen. Erschreckt hat mich diese Nachricht nicht, weil ich längst darauf vorbereitet war, sowie ich auf mein eigenes Heimgehen vorbereitet bin. Seit meinem Eintritte in das 60. Jahr reicht meine Aussicht, wenn der Frühling kommt, nicht weiter, als bis zum nächsten Frühlinge, und unser Gleim war 22 Jahre älter als ich. Daß ich deswegen nicht weniger um ihn getrauert, darf ich Ihnen nicht sagen, da Sie wissen, was ich ihm, was er mir war und uns allen. Doppelt schmerzhaft wurde mir die Nachricht dadurch, daß ich sie von einem Unbekannten, ohne die mindeste Theilnahme, ohne ein Wort der Liebe, als einen Zeitungsartikel erhielt. Wie viel tröstlicher für mich, hätte ein Verwandter oder Vertrauter meines Freundes mir seinen Abschied angekündigt. Daß ich, wie ein Fremder, nicht die leiseste Klage der Seinigen um ihn höre, muß mir nothwendig wehe thun. Versagen Sie mir den Trost nicht, um welchen ich Sie auf das Dringendste bitte. Nur einige Worte, wie er zuletzt sein Alter und seine Blindheit ertragen; ob er, wenigstens zuweilen noch, ebenso munter lebte, als er dichtete; mit welchen Gesinnungen er sein Stündlein erwartet hat und wie er von Ihnen geschieden ist. Und dann sollten Sie dem Verewigten, dem Sie so manches schöne Lied sangen, jetzt ein Schlaflied anstimmen." Als J. hierauf von seinem Freunde nähere Nachrichten erhielt über Gleim's letzte Stunden, da feierte er die Erinnerung an den dahingeschiedenen Dichter durch ein rührendes Denkmal[31]), und als auch Pfeffel einige Jahre später (1809) seine irdische Laufbahn schloß, glaubte J., der ihm vorangegangenen Freunde gedenkend, sich das Geständniß thun zu können, „daß es nunmehr nicht so gar schwer sei, sich vom Leben nach und nach loszuwinden, weil man, umgeben von einem neuen Geschlechte, dem man eigentlich nicht mehr angehöre, völlig isolirt dastehe."

Die trübe Stimmung, welche ihm Äußerungen dieser Art abnöthigte, war nicht bleibend. Oft trat an deren Stelle ruhige Heiterkeit und stille Zufriedenheit mit dem Loose, das ihm zu Theil geworden. Erfreulich mußte ihm besonders die gerechte Anerkennung seiner Verdienste sein, als er im J. 1806 von dem Großherzoge Karl Friedrich von Baden zum Hofrath ernannt ward[32]). Auch manche frohe Ereignisse anderer Art erheiterten die letzte Periode seines Lebens. Die jährliche Wiederkehr des Georgentags, der in seinem Hause fröhlich gefeiert ward, gab ihm von der innigen Anhänglichkeit seiner Bekannten mehrfache Beweise. Ihm war auch noch im höhern Alter die jugendliche Empfänglichkeit für jeden Lebensgenuß geblieben. Mannichfach erheiternd und besonders auch wohlthätig für seinen Gesundheitszustand wirkten jährliche Reisen, die er gewöhnlich in den ersten Tagen des Octobers nach Heitersheim, einige Stunden westlich von Freiburg gelegen, dem Sitze des Johannitermeisterthums in Teutschland, wo er mit einem Freunde der Musen und der Weisheit, dem großherzogl. badischen Staatsrathe von Ittner, der späterhin sein Biograph ward, frohe Tage verlebte. Auch dies Verhältniß ging unter in den Umwälzungen einer vielbewegten Zeit. Seitdem fühlte sich J. mehr an das Haus und Zimmer gefesselt. Empfand er aber das Bedürfniß der Zerstreuung, so pflegte er mit seinem Sohne, einem hoffnungsvollen Knaben, wie er sich ausdrückte, „auf Entdeckungsreisen durch die Stadt zu wandeln." Was er dort erblickte, sprach ihn kindlich an, ein neues Schild an einem Hause, ein angeklebtes Gemälde, eine Inschrift fesselten ihn und gaben ihm Stoff zu mancherlei Fragen. Auch ließ er sich wol mitunter, in Kaufläden tretend, mit bekannten Bürgern in ein Gespräch ein, das durch seine anspruchslose Würde und seinen bescheidenen Anstand einen besondern Reiz erhielt. Aber auch den Begleiter auf jenen harmlosen Spaziergängen, seinen innig geliebten Sohn, für dessen Bildung er unermüdlich gesorgt, mußte er im J. 1811 zu Grabe tragen sehen. Die stumme Trauer, mit der er dieses harte Loos ertrug, ward einige Jahre später zur lauten Klage[33]).

„Warum soll ich leugnen," heißt es a. a. O., „daß, wenn in den glücklichen Tagen, da mein Einziger noch an meiner Seite saß, ich, wie einst Lykon, der Vater des Autolykus, wäre gefragt worden, „„worauf ich am meisten stolz wäre,"" ich, wie jener, geantwortet hätte: „„auf meinen Sohn."" Auch bin ich gewiß, dieser hätte dann, gleich dem Autolykus, sich erröthend vor mir geneigt und den Anwesenden und mir selbst das Geständniß abgelockt: ich sei der reichste unter den Sterblichen[34]). Da nur zu Viele mit mir einen ähnlichen Verlust bejammern, so muß ich für diejenigen, denen die alles besänftigende Zeit bis jetzt kein tröstliches Wort in die Seele flüsterte, das Bekenntniß hinzuthun, daß ich immer noch reicher als tausend Andere bin, weil die Glückseligkeit einen Sohn, wie der meinige war, auch nur gehabt zu haben, mit den bittersten Thränen nicht zu theuer erkauft wird. Die ersten dieser Thränen verdanke ich keinem tröstenden Zuspruche, der für tief Leidende fast immer nur leerer Schall ist, sondern der innigen Liebe meiner Freunde, welche mich schweigend in ihre Arme schlossen, mit zarter Schonung meine Wunde bluten ließen und so lange mir sorgsam nachgingen, bis ich zu mir selbst sagen mußte: „„Ist gleich die Erde für dich eine Wüste geworden, so

31) s. das Taschenbuch „Iris" auf das J. 1804. S. 40 fg., wieder abgedruckt in Jacobi's sämmtlichen Werken (Zürich 1825). 4. Bd. S. 123 fg. 32) In dem ihm verliehenen Patent heißt es ausdrücklich, daß Jacobi „eine der ehrenwerthesten Stellen unter den teutschen Schriftstellern behaupte, und durch seine Verdienste als öffentlicher Lehrer gerechte Ansprüche habe auf den Dank und die Erkenntlichkeit des Staates."

33) s. den in der „Iris" auf das J. 1813 S. 226 fg. gedruckten Aufsatz mit der Überschrift: „Hier, unter den Schlafenden Gottes, ruht mein Sohn, mein einz'ger" (Jacobi's Werke [Zürich 1825]. 4. Bd. S. 431 fg.) 34) s. Xenophon's Gastmahl.

gibt es doch noch Herzen auf ihr, die dich suchen und denen du nicht entfliehen darfst.‟‟ Bald schaue ich auf das unter dem Zeitendrange seufzende Vaterland; nähere mich dem Hügel, der meinen Verewigten deckt und sage: „„Wohl Dir, daß sie Dich so tief hinabsenkten! Schlummere fort in kühler Erde in der unverletzlichen Freistatt, die vor jeder Knechtschaft Dich sichert, weil sie allein dem Machtspruche der Gewaltigen kein Gehör gibt! Friede mit Dir! Auf diesen Boden, von der Sonne bestrahlt, hättest Du ihn nicht gefunden, hättest oft, ein Fremdling unter Deinen Genossen, einsam wandeln müssen, ohne Dich anzuschmiegen an eine für Recht und Freiheit glühende Brust, wie die Deinige.‟‟

Seit jenem erschütternden Verluste, der gleichsam eine undurchdringliche Trauerwolke um sein Leben zog, schien J. demselben nur noch wenig anzugehören. Im J. 1812 hatte er seine akademischen Vorlesungen geschlossen mit einer Anrede an seine Zuhörer, die sich, mit zitternder Hand geschrieben, unter seinen nachgelassenen Papieren fand. Von seinem Lehrberufe konnte er mit der beruhigenden Überzeugung scheiden, redlich seine Pflichten erfüllt und manches Gute gewirkt zu haben. Die Muße, welche ihm durch die Befreiung von Amtsarbeiten geworden war, benutzte er zur Sammlung seiner Werke, nachdem ihn schon im J. 1805 der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg dringend ersucht hatte, ja selbst dies Geschäft zu übernehmen und es keinem Andern zu übertragen [35]).

Erheiterung gab seinem Geiste noch ein Besuch, den er im Sommer 1812 seinem Bruder Friedrich Heinrich Jacobi in München abstattete, wo derselbe als Präsident der dortigen Akademie der Wissenschaften lebte. Manche wehmüthige Empfindungen mischten sich jedoch in die Freude des Wiedersehens. Vorzüglich bekümmerte ihn der Druck, unter welchem Teutschland seufzte. Doch gab er sich in Augenblicken auch wieder der freudigen Hoffnung hin, daß Teutschland bald seine Freiheit wieder erlangen werde in sittlicher, politischer und kirchlicher Hinsicht [36]).

Seit der Rückkehr von München nach Freiburg hatte J., im Gefühle zunehmender Schwäche, mehrfach geäußert, daß er kaum hoffe, das neue Jahre (1814) zu erleben, auf welches er mit gespannter Erwartung hinblickte. Er sah es noch, wenngleich nur kurze Zeit. Den 4. Jan. 1814 nahete ihm der Tod, nachdem bei zunehmender Entkräftung und häufig wiederkehrendem Schwindel ihm doch noch Augenblicke geblieben waren, in denen er sich in vollem Bewußtsein mit seiner Familie und den ihn umgebenden Freunden unterhalten konnte. Kein Zeichen von Schmerz entstellte seine Züge, als er die Augen geschlossen. Ein feierliches Begräbniß ehrte sein Andenken. Die sämmtlichen akademischen Bürger, Professoren wie Studirende, nebst zahlreichen Verehrern des Dahingeschiedenen aus allen Ständen, unter ihnen mehre Frauen und Töchter aus den angesehensten Familien, von denen J.'s Lied über den Aschermittwoch [37]) in Chören gesungen ward, folgten seinem Sarge.

Auf solche Auszeichnung hatte J. in mehrfacher Hinsicht gegründete Ansprüche. In seinem von Natur schwächlichen, überreizbaren Körper wohnte ein lebendiger, in Kunst und Wissenschaft nach dem Höchsten ringender Geist, rastlos thätig in seinem Berufe und voll Empfänglichkeit für alle Eindrücke, vorzugsweise aber für das sittlich Schöne. Dieser Zug ist besonders charakteristisch für J.'s Dichtertalent. Er war im eigentlichsten Sinne des Worts ein Dichter der Grazien, weil er nie in seiner Poesie die Grenzen des Anstandes überschritt, so oft er auch, besonders in seinen frühesten Gedichten, von Amor, Mädchen, Wein und Küssen sang. Französische Dichter, besonders Chaulieu und Gresset, waren die Muster gewesen, nach denen er sich gebildet und sich zugleich ihre heitere und elegante Lebensphilosophie angeeignet hatte, die in mehrfachem Sinne seiner individuellen Empfindungsweise entsprach. Auf diese Denkart gründete sich auch sein freundschaftliches Verhältniß zu Gleim und Wieland [38]). Rügte man nun auch hier und da die sanfte, oft tändelnde Weichheit, besonders in seinen Anakreontischen Liedern, durch die J. zuerst dem Publicum bekannt ward, so mußte man doch ihm eine ungemeine Zartheit der Empfindung, seltene Gewandtheit der Sprache, sowie das unablässige Streben nach Correctheit in seinen Gedichten zugestehen. Diese Vorzüge, Zierlichkeit, Anmuth und Leichtigkeit charakterisiren alle Poesien J.'s, auch seine spätern, in denen er, von der frühern Richtung abweichend, mehr Tiefe des Gefühls und Gemüths und männlichen Ernst zeigte [39]). Er erschien auf einer

35) „Um Gottes willen,‟ schrieb Stolberg, „daß nur keine fremde Hand an Ihre Gedichte rühre. Dieser zarte Blüthenstaub duldet keine Antastung. Nur Sie selbst, und doch, o! mit welcher keuschen Vorsicht! Vor Allem möchte ich Ihrer in Wahrheit viel zu weit gehenden Bescheidenheit zurufen: Ne cuiquam tibi credas!‟ 36) Mit Begeisterung sang Jacobi einige Monate nach der leipziger Völkerschlacht im J. 1813:

Ihr Teutschen, auf! Der Teutsche darf,
Wenn er die letzten Legionen niederwarf,
Laut seines Hermann's Ruhm verkünden,
Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfe winden. —
— — Doch, was wagt mein Saitenspiel,
Das oft schon meiner Hand entfiel,
Wenn zitternd sie zu Liedern es bespannte,
Und sich im Greise noch der Patriot ermannte?
Wen dieser Tag begeistert mit Gesang,
Der muß zum Feldgeschrei, zum Waffenklang
Voll Jugendkraft die Leier schlagen,
Wie der Cherusker Bardenchor sie schlug,
Und Todesfurcht mit ihr dem Feind entgegen trug.
Dem alten Sänger sei's genug,
Wollt unter euern Siegeschören
Ihr noch die leis're Stimme hören,
Die euch zur schüchternen, gedämpften Harfe singt,
Und meinen letzten Segen bringt.

s. Jacobi's Werke (Zürich 1825). 1. Bd. S. 165 fg.

37) s. Jacobi's Werke. 1. Bd. S. 161 fg. 38) „Sie und Gleim,‟ schrieb Wieland im J. 1769 an Jacobi, „sind unter der kleinen Anzahl von Dichtern und Schriftstellern, die nie genug schreiben können, und an denen ich mich nie satt lesen werde, ob ich sie gleich so oft lese, als ich mir was recht Gutes thun will.‟ 39) Als Probe stehe hier das Gedicht mit der Überschrift: „An ein sterbendes Kind.‟

So wandle denn, von Thränen und von Küssen

höhern Stufe der geistigen Bildung, hinweggewendet von den Liebesgöttern zu dem Altare der Weisheit, wo er mit dem ihm eigenen Reize der Farbengebung, Gott, die Tugend, reinen Lebensgenuß, Mildthätigkeit, Freundschaft und wahren Seelenfrieden feierte, und so mit vorrückenden Jahren bewies, daß sein Dichtertalent durch rastlos thätige Geistesbildung veredelt worden war. Einen eigenthümlichen Reiz erhielten J.'s Gedichte in seiner spätern Lebensperiode durch einen Anflug von sanfter und edler Melancholie, in welcher sich das männliche uud religiöse Streben des Dichters kund gab, auch unter dem Drucke schwerer Leiden, zu denen besonders der früher erwähnte Verlust seines einzigen Sohnes gehörte, einen Rest von der Heiterkeit zu behaupten, die seine natürliche Geistesstimmung war. Spuren hiervon findet man vorzüglich in seinen poetischen Episteln, unter denen mehre der spätern zu den vorzüglichsten Producten der teutschen Literatur gehören. Obgleich J. auch seine, bei weitem minder gelungenen Singspiele[40]), die mehr ein lyrisches als dramatisches Interesse haben und daher bald von der Bühne verschwanden, in die Sammlung seiner Werke aufnahm, mit welcher er sich in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte[41]), so zeugen doch die Bemerkungen, die er jener Ausgabe voranschickte, wie bescheiden und unparteiisch er sich selbst und sein poetisches Verdienst beurtheilte.

„Unter den Versuchen meiner frühern Jugend," sagt J., „sind viele unterdrückt, in den gebliebenen ist Vieles verbessert worden. Jedoch können und sollen sie nichts weiter sein, als jugendliche Arbeiten. Eine zu große Strenge hätte ihnen mehre Fehler, aber zugleich die Ungezwungenheit, die kein anderes Verdienst ersetzen kann, das frischere Colorit aus dem Lenze des Lebens und mit ihm Alles genommen. Drum hielt ich es für rathsamer, hier und dort etwas Unregelmäßiges, einen matten Vers oder wol gar einen falschen Reim zu übersehen, als durch ungefällige Correctheit das Ganze zu verderben. Von den in einem reifern Alter verfertigten Stücken konnte ich mehr aufnehmen, als von den Arbeiten meiner ersten Jugend. Was die Verbesserungen betrifft, so bin ich auch hier nicht weniger gewissenhaft gewesen. Nur fällt mehren dieser Gedichte ein Fehler zur Last, den ich nicht überall wegbringen konnte, ohne den Versen Gewalt anzuthun, nämlich eine unregelmäßige, unharmonische Vermischung von Jamben, Trochäen und Daktylen, über welche ich schon bei der ersten Ausgabe meiner Schriften mich äußerte und zugleich das Gelübde that, mir nie wieder solche Freiheiten zu erlauben. Die Stücke, welche den Inhalt des dritten Bandes meiner Werke bilden, waren bisher nicht gesammelt, sondern im teutschen Merkur und Museum, in der Monatsschrift Iris, in Magazinen und Musenalmanachen dermaßen zerstreut, daß ich selbst Mühe hatte, sie zusammenzufinden. Nur von meinen Liedern gab Schlosser[42]) im J. 1784 ein Bändchen heraus, das er Pfeffel zueignete. Was ich hier liefere, ist ein Theil der Arbeiten, welche mich vom J. 1775—1782 beschäftigten, und zwar ein kleiner Theil derselben, denn die prosaischen Aufsätze dieser Periode wurden, bis auf einige wenige, unterdrückt. An sorgfäl-

Begleitet, deine Bahn!
Ein kleiner Engel wird voran
Dir gehn, und leuchten dir in deinen Finsternissen.
Des Engels Haupt ist sanftes Abendroth;
Aus seinen Händen nimmt der Tod
Den Becher, den er dir zum letzten Schlummer beut,
Und tief im Becher ist des Himmels Süßigkeit.
Schon warten dein mit rosenfarbnen Flügeln
Auf ewig grünen Hügeln
Die Kinderseelen dort, im bessern Sonnenglanz,
Und zeigen sich einander deinen Kranz.
O wie so brüderlich, mit seligem Vertrauen,
Du neuer Engel! wirst du nun
An ihrer Brust, als ihr Gespiele ruhn;
Mit ihnen Palmenhütten bauen,
Und zwischen Lilien den Gott der Wonne schauen,
Den du, vom Winde leicht gekühlt,
Hienieden schon gefühlt,
Als wir in deinen Schoos die erste Blume warfen.
So wandle denn zum Klang der Silberharfen;
Und wenn dein Blick herab von hohen Sternen fällt,
O dann gedenk' an diese Schattenwelt,
An diesen Erdentag,
An diesen Labetrunk, in liebevollen Armen,
Das einzige, was irdisches Erbarmen
Dem Sterblichen zu reichen noch vermag.
Gedenk' an uns, an deinem Siege!
Wir aber segnen all' die kleinen holden Züge,
Zu denen uns das Paradies
Ein Bild von seiner Unschuld wies.

40) 1) Phädon und Naide, oder der redende Baum (auch einzeln Leipzig 1788, in Musik gesetzt von Bierey. Vgl. Allgem. teutsche Bibl. 89. Bd. 2. St. S. 437. Oberteutsche allgem. Literaturzeitung 1789. 1. Bd. S. 528. Kritische Übersicht der neuern Literatur der Teutschen. 2. Bd. 2. St. S. 116 fg.). 2) Der Tod des Orpheus (vorher gedruckt im Neuen teutschen Museum. 9. St. S. 863 fg.). 3) Die Wallfahrt nach Compostell. 4) Der Neujahrstag auf dem Lande (vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. 2. Bd. S. 229. Gothaische gel. Zeitung 1792. 1. Bd. S. 495. Nürnberger gel. Zeitung 1792. S. 693). Diese Singspiele befinden sich in Jacobi's theatralischen Schriften (Leipz. 1792). 41) J. G. Jacobi's sämmtliche Werke (Zürich 1807—1822). 8 Bde. Der 8. Bd. enthält Jacobi's Leben von einem seiner Freunde (J. A. v. Ittner). Vgl. Allgem. Literaturzeitung 1809. Ergänzungsblatt Nr. 110. S. 886 fg. Ein neuer Abdruck jener Werke in Taschenformat erschien zu Zürich 1825 in 4 Bdchn. Vor dem ersten befindet sich (S. 11—181) die obenerwähnte Biographie. Schon früher (in den J. 1770—1774) waren zu Halberstadt Jacobi's sämmtliche Werke in 3 Theilen gesammelt worden, zu denen die unlängst angeführten theatralischen Schriften einen Nachtrag bildeten.

42) Auserlesene Lieder von J. G. Jacobi, herausgegeben von J. G. Schlosser (Basel 1784). In dieser Sammlung, welche 35 seit dem J. 1774 gedichtete Lieder enthält, befindet sich auch das von Jacobi umgearbeitete, wegen seiner lieblichen Anmuth so vielfach gesungene Lied:

Sagt, wo sind die Veilchen hin,
Die so freudig glänzten,
Und der Blumenkönigin
Ihren Weg bekränzten?
Jüngling, ach! der Lenz entflieht:
Diese Veilchen sind verblüht u. s. w.

Der Verfasser dieses Gedichts, das durch Jacobi's Umarbeitung ungemein gewonnen, war K. A. Suabe, Secretair bei dem kurfürstl. sächs. Hofmarstallamte zu Dresden. Vgl. das Journal von und für Teuschland 1789. Nr. 22. S. 180 fg.

tiger Verbesserung hab' ich es auch hier nicht fehlen lassen. Nur an die kleine Liedersammlung, deren ich vorhin erwähnte, legte ich schüchtern die Hand. Ein Mann, wie Schlosser, hatte sie würdig gefunden, einem Freunde wie Pfeffel, ein brüderliches Geschenk mit ihnen zu machen, und ein Dichter, wie F. L. Stolberg, hatte das Büchelchen zum Gefährten auf seiner Reise nach Italien gewählt. Auch ward ihm überall, bei dem edlern Theile der Leser, eine liebevolle Aufnahme. Darum erlaube ich mir in diesen Liedern nur wenige Veränderungen. Getrost überlasse ich sie ihrem Schicksale und freue mich insonderheit der Versicherung, daß selbst diejenigen unter ihnen, die eine jugendliche Leidenschaft mir eingab, da sie den Rechtschaffensten gefielen, ein wohlthätiger Geist beleben muß, und ich sie nicht bereuen darf. Gegen die andern Gedichte war ich desto strenger; einige derselben sind ganz umgearbeitet worden."

Zu J.'s schriftstellerischen Arbeiten, deren größerer Theil in der Gesammtausgabe seiner Werke keine Stelle fand, gehören die nachfolgenden: **Vindiciae Torquati Tassi** (Gottingae 1763. 4.)[43]. **Progr. de lectione poetarum recentiorum pictoribus commendanda.** (Halae 1766. 4.) Der Tempel der Wissenschaften (... 1764). Leander und Selina, oder der Paradeplatz (Mannheim 1765). Romanzen aus dem Spanischen des Gongora[44]) übersetzt (Halle 1767)[45]. Briefe von Jacobi (Berlin 1768. Neue Ausg. Ebend. 1778). Briefe von den Herren Gleim und Jacobi (Ebend. 1768. Neue Ausg. Ebend. 1778)[46]. Apollo unter den Hirten (Halberstadt 1770). Zween Briefe von Jacobi und Michaelis, Pastor Amor's Absolution betreffend (Ebend. 1771)[47]. An das Publicum (Ebend. 1771)[48]. Über den Ernst; dem Herrn Canonicus Gleim zugeeignet (Ebend. 1772). Die beste Welt, von Gleim und Jacobi (Ebend. 1772). Cantate am Charfreitage (Ebend. 1772). Hausen entworfenes Leben des Geheimraths Klotz (Ebend. 1772)[49]. Trauerrede auf Kaiser Joseph II. (Freiburg 1790.) Trauerrede auf Kaiser Leopold II. (Ebend. 1792.) Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine mythologischen Inhalts, aus dem Cabinet des Herzogs von Orleans; aus dem Französischen ausgezogen und mit Anmerkungen begleitet. (Zürich 1796. 4.) Mit Kupfern[50].

Den Namen Iris, welchen J. einer bereits früher erwähnten Quartalschrift für Frauenzimmer gab, die in den J. 1774—1776 zuerst in Düsseldorf, dann in Berlin in acht Bänden erschienen war, wählte er späterhin auch für ein vom J. 1803—1811 herausgegebenes, Taschenbuch, zu welchem Herder, Jean Paul, Klopstock, Voß, Stolberg, Pfeffel, Klamer Schmidt u. A. Beiträge lieferten. Für das J. 1800 hatte er auch zu Hamburg ein „überflüssiges Taschenbuch" herausgegeben, zu welchem sein Bruder, Friedrich Heinrich Jacobi, eine Vorrede schrieb. Auch für die J. 1795, 1796, 1798 und 1799 war zu Königsberg ein Taschenbuch erschienen von J. G. Jacobi und seinen Freunden[51].

Von den in diesen Taschenbüchern gedruckten, späterhin in J.'s sämmtliche Werke aufgenommenen Gedichten, die mit musikalischer Begleitung zum Theil zu Volksliedern wurden[52], nahm Christian Heinrich Schmid mehre in seine „Anthologie der Teutschen" (2. Thl. S. 184 fg.) auf. Andere befinden sich in Eschenburg's Beispielsamml. zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften (3. Bd. S. 430 fg. 5. Bd. S. 101 fg. 7. Bd. S. 715 fg.), in Mathisson's lyrischer Anthologie (6. Thl. S. 125 fg. 20. Thl. S. 104 fg.), in Weisser's epigrammatischer

43) Eine Dissertation, in welcher Jacobi die Zaubereien in dem befreiten Jerusalem vertheidigte. 44) Louis de Gongora, königl. Kaplan zu Cordova, geb. im J. 1561, gest. 1627. 45) „Ich habe," sagt Jacobi in einem Vorberichte, worin er Gongora's Leben schildert, „so wörtlich als möglich übersetzt und oft den Wohlklang sogar aufgeopfert. Bei einigen Stellen hab ich mich der Freiheit eines Übersetzers bedient. Oft fand ich in einer Reihe von angenehmen Bildern oder sanften Empfindungen einen Ausdruck, der die Harmonie des Ganzen gestört, oder wenigstens ihr Vergnügen gemindert haben würde. Oft bemerkte ich, daß ein Gedanke wirklich schön war, wenn ihm nur ein großer Grad von Spitzfindigkeit benommen würde. Ich habe alsdann eine Metapher mit einer andern vertauscht, dem Gedanken seine Unförmlichkeit genommen, den Ausdruck simpler gemacht u. s. f. Doch habe ich, wenn ich es für nöthig hielt, noch eine wörtliche Übersetzung in den Anmerkungen hinzugefügt. Verschiedene Wortspiele sind von selbst weggefallen, ohne daß ich sie vermieden hätte." Diese Übertragung von Gongora's Romanzen, unter denen er diejenigen auswählte, die er dem Geschmacke der Teutschen am angemessensten glaubte, war zu einer Zeit, wo man die spanische Literatur noch wenig kannte, in jedem Falle ein verdienstliches Unternehmen. Vgl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 5. Bd. 2. St. S. 352 fg. Klotz, Teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 1. Bd. 2. St. S. 1 fg. 46) Vergl. die oben angeführte Bibliothek. 2. Bd. 5. St. S. 1 fg. Allgemeine teutsche Bibliothek. 10. Bd. 1. St. S. 189 fg. 47) Auch gedruckt in J. B. Michaelis' poetischen Werken (Gießen 1780). 1. Bd. S. 113 fg. 48) Auch gedruckt in Klotz's teutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften. 6. Bd. 22. St. S. 240 fg. Unter dem oben angeführten Titel: „An das Publicum," rügte Jacobi in einem Gedichte die harte und unbillige Kritik, welche einige Werke Wieland's und Gleim's erfahren hatten.

49) Vgl. Schirach's Magazin der teutschen Kritik. 1. Bd. 2. Th. S. 228. 50) Vgl. Oberteutsche allg. Literaturz 1796. 70. St. S. 1126 fg. Allg. Literaturzeitung, Ergänzungsbl. 5. Jahrg. 2. Bd. S. 301 fg. Neue allgem. teutsche Bibliothek. 36. Bd. 2. St. S. 430 fg. Göttinger gel. Anzeigen 1796. 3. Bd. S. 1607 fg. Nürnberger gel. Zeitung. S. 297 fg. 51) Vgl. Allgem. Literaturzeitung 1795. 2. Bd. Nr. 101. S. 526 fg. 1796. 1. Bd. S. 131 fg. 1800. 2. Bd. Nr. 173. S. 645 fg. Neue allgem. teutsche Bibliothek. 25. Bd. 2. St. S. 336 fg. 57. Bd. 1. St. S. 224 fg. Oberteutsche allgem. Literaturzeitung 1795. 30. St. S. 479 fg. 1800. S. 113 fg. Nürnberger gel. Zeitung 1799. S. 129 fg. 1800. S. 1 fg. Neue leipziger Literaturzeitung 1804. 1. Bd. 6. St. S. 93 fg. Kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften (Köthen 1795). 2. Bd. November. S. 321 fg. Bibliothek der redenden und bildenden Künste. 2. Bd. 2. St. S. 369 fg. 6. Bd. 2. St. S. 454 fg. 52) Unter den musikalischen Compositionen sind hier vorzugsweise zu nennen: Elysium, ein musikalisches Drama, von Jacobi, in Musik gesetzt von J. F. Reichardt (Königsberg 1774. 4.). Lieder aus der Iris, zum Singen beim Clavier, in Musik gesetzt von J. P. Schönfeld (Berlin 1778. 4.). Lieder von Gleim und Jacobi, mit Melodien von J. F. Reichardt (Gotha 1784. Querfol.). Lieder im Volkstone, bei dem Clavier zu singen, von J. A. P. Schulz (Berlin 1785. 4. 1. Th. S. 3. 2. Th. S. 30). Die Versöhnungsfeier der Venus Urania, oder Gesänge aus Charmides und Theone, von Jacobi und Gaupp. Clavierauszug (Offenbach 1792. Querfol.). Vgl. Oberteutsche allgem. Literaturzeitung. 2. Bd.

Anthologie (4. Thl. S. 245 fg. 10. Thl. S. 95 fg.)[53]) und in dem von J. G. Kunisch herausgegebenen „Handbuch der teutschen Literatur." (2. Thl. S. 119 fg.) Erläuterungen zu mehren Gedichten J.'s findet man in Vetterlein's Chrestomathie teutscher Gedichte (3. Bd. S. 118 fg.); in dem von Pölitz herausgegebenen „praktischen Handbuche zur Lectüre der teutschen Classiker" (1. Th. S. 336 fg. 2. Thl. S. 250 fg. 3. Thl. S. 218 fg.); in Ebendesselben Versuch eines Systems des teutschen Styls (2. Thl. S. 209 fg.); und in dem von Th. Heinsius herausgegebenen „Bardenhain für Teutschlands edle Söhne und Töchter." (2. Thl. S. 94 fg.)

J.'s Bildniß befindet sich vor dem ersten Theile seiner sämmtlichen Werke (Halberstadt 1770), vor dem Almanach der teutschen Musen auf das J. 1774, vor dem ersten Bande der zweiten Auflage von J.'s sämmtlichen Werken (Zürich 1807) und vor dem ersten Bändchen der (Ebend. 1825) erschienenen Taschenausgabe. Ein Ölgemälde J.'s von B. Calau, vom J. 1770, befindet sich, wie Körte berichtet[54]), in Gleim's bekanntem Freundschaftstempel zu Halberstadt[55]). (*Heinrich Döring.*)

7) **Ludwig Friedrich**, war um die Mitte des 17. Jahrh. zu Blankenhain in Thüringen geboren, wo sein Vater, Michael Jacobi, Superintendent war. Er studirte zu Jena und Erfurt Medicin und wurde auf der letztern Universität im J. 1679 zum Licentiaten, und im folgenden Jahre zum Doctor promovirt, worauf er diese Stadt zu seinem bleibenden Aufenthalte wählte. Da er sich nicht nur als praktischer Arzt, sondern auch durch seine chemischen Kenntnisse auszeichnete, so erhielt er im J. 1692 die neu errichtete Professur der Chemie; als er aber gleichzeitig auch als Assessor in die medicinische Facultät aufgenommen zu werden suchte, war ihm D. Joh. Phil. Eysel, der nähere Ansprüche zu haben glaubte, zuwider; mit diesem gerieth er daher in eine weitläufige Streitigkeit, die sogar einst bei einer öffentlichen Feierlichkeit in sehr anstößige Thätlichkeiten ausbrach und erst im J. 1697 zwar zu Eysel's Gunsten entschieden wurde, doch so, daß J. zugleich die bis dahin nicht gewöhnliche vierte oder außerordentliche Assessur bei der Facultät erhielt; da jedoch die ältern Mitglieder der Facultät ihn sämmtlich überlebten, so rückte er nie in eine höhere Stelle ein. Dagegen erhielt er das Prädicat eines kurmainzischen Leibarztes, auch wurde er im J. 1701 zum Mitgliede des Stadtrathes, und in dieser Eigenschaft 1707 zum Beisitzer des geistlichen Ministeriums und Inspector des evangelischen Gymnasiums erwählt. Er starb am 12. April 1715. Seine Schriften bestehen (einige Streitschriften über medicinische Gegenstände ausgenommen, die ihm jedoch nicht mit Gewißheit beigelegt werden) in einer ziemlich bedeutenden Anzahl akademischer Disputationen, unter denen sowol die chemischen als die praktischen zu seiner Zeit vielen Beifall fanden. Einige der merkwürdigsten sind: **De Regulo Antimonii stellato (1692)**, worüber D. Joh. Melch. Kniphof zu Erfurt einen kleinen Federkrieg anfing; **de Bismutho (1697); de Scorbuto haereditario (1705); de Terris medicatis Silesiacis (1706); de Petechiis febrium malignarum (1707); de Febre purpurata (1709); de Erysipelate scorbutico subito in Sphacelum terminato (1711); de erroribus in potulentis commissis; de Hydrope uterino (1713); de Languore pannonico (1714).** (*H. A. Erhard.*)

Jacobi oder Jacob Magdalius, s. **Magdalius**.

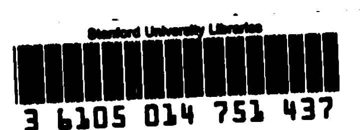
S. 281 fg. Lieder und Arien von Salis, Matthisson und Jacobi, in Musik gesetzt von G. Bachmann (Halle 1794. Querfol.). Vgl. Neue allgem. teutsche Bibliothek. 22. Bd. 1. St. S. 50. K. Otto's Sammlung vorzüglicher Lieder von Voß, Stolberg, Jacobi u. A. für das Clavier (Braunschw. 1810. 4.)

53) Über Jacobi's Sinngedichte finden sich in der Bibliothek der redenden und bildenden Künste, 6. Bd. 2. St. S. 268 fg., die nachfolgenden Bemerkungen: „Zwar hat dieser liebenswürdige Grazlendichter das Epigramm nur nebenher gepflegt, und weniger das kaustische, als dasjenige, das mit dem lieblichen, sanften Charakter dieses Dichters sich verträgt. Aber eben darum, weil sie denselben Stempel seines zarten, jungfräulichen Genius tragen, gefallen seine Sinngedichte. Auch wo die Grazien unsers Dichters mit dem spottenden Satyr in Bund treten, wird der Spott des letzten immer gezügelt durch die Milde der ersten."

54) s. dessen Leben Gleim's (Halberstadt 1811). S. 448.

55) Vergl. Leben J. G. Jacobi's. Von einem seiner Freunde (J. A. v. Ittner). Zürich 1822. (Auch als 8. Band der Octavausgabe seiner Werke, und wieder abgedruckt in der Taschenausgabe derselben. 1. Bd. S. 11—160. Zeitgenossen. Neue Reihe. 3. Bd. 11. Heft. S. 1—48.) K. v. Rotteck's Gedächtnißrede auf Jacobi (Freiburg 1814). Auch im Morgenblatte für gebildete Stände 1814. Nr. 25. Gradmann's gel. Schwaben. S. 259 fg. Vetterlein's Handbuch der poetischen Literatur der Teutschen. S. 491 fg. (Küttner's) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 477 fg. Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. 3. Bd. S. 430. 5. Bd. S. 501. 7. B. S. 115. Pölitz, Praktisches Handbuch zur Lectüre der teutschen Classiker. 1. Th. S. 335 fg. 2. Th. S. 250. 3. Th. S. 218. Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste. 8. Bd. 2. St. S. 195 fg. 216 fg. Jördens' Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 496 fg. 6. Bd. S. 355 fg. Eichhorn's Geschichte der Literatur. 4. Bd. 2. Abth. S. 791, 869, 871 fg., 915, 920, 927 fg., 1004, 1006. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 425 fg. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. 3. Bd. S. 159 fg. Meusel's gel. Teutschland. 3. Bd. S. 488 fg. 10. Bd. S. 5. 11. Bd, S. 391. 14. Bd. S. 216 fg. 18. Bd. S. 245. 23. Bd. S. 3. Richter's Biographisches Lexikon geistlicher Liederdichter. S. 153. Wachler's Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur. 2. Th. S. 159. Raßmann's Literarisches Handwörterb. der verstorb. teutschen Dichter. S. 176, 443.

Ende des dreizehnten Theiles der zweiten Section.


Stanford University Libraries
3 6105 014 751 437